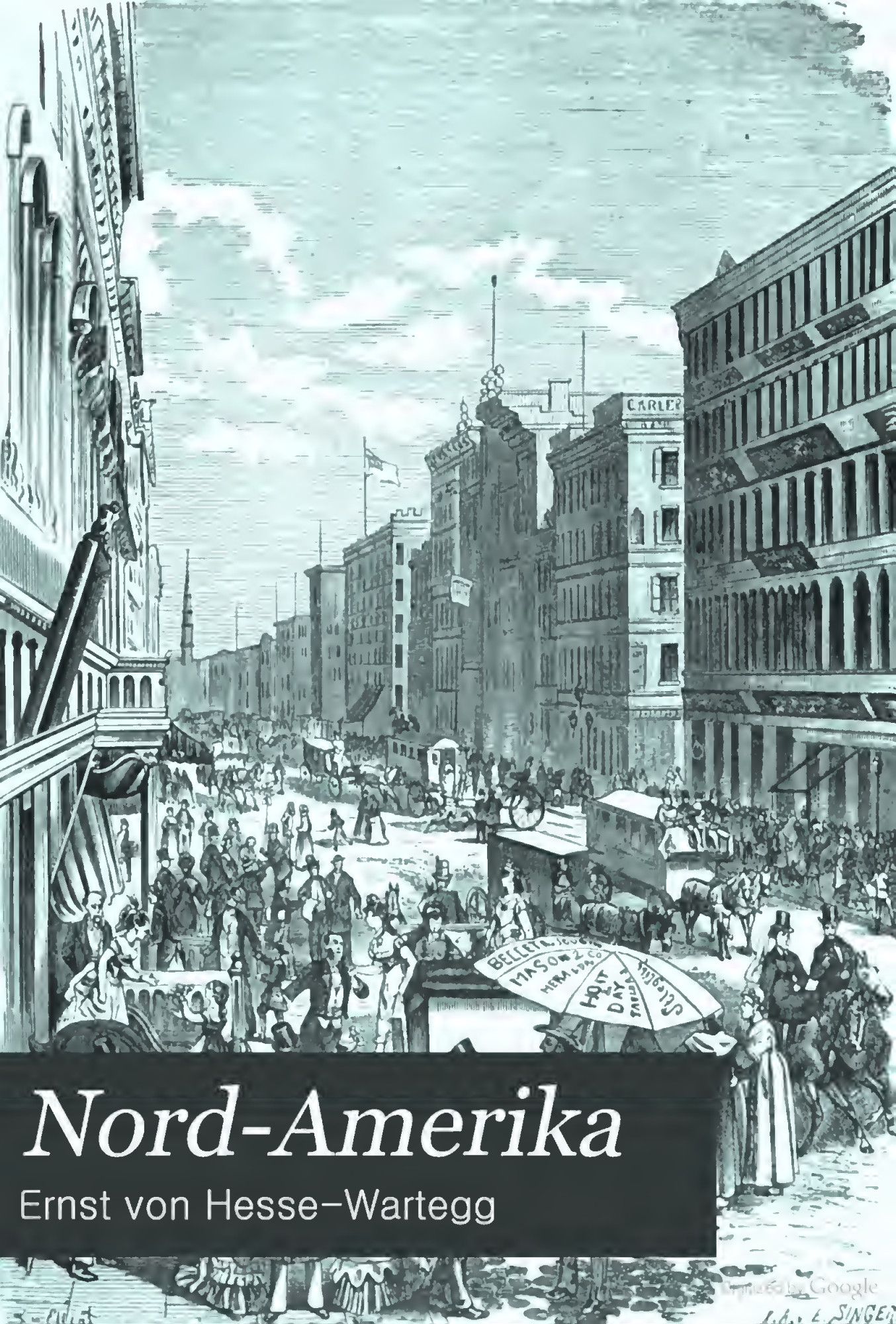


Nord-Amerika

Ernst von Hesse-Wartegg

Digitized by Google

US 38238.78.22

HARVARD
COLLEGE LIBRARY

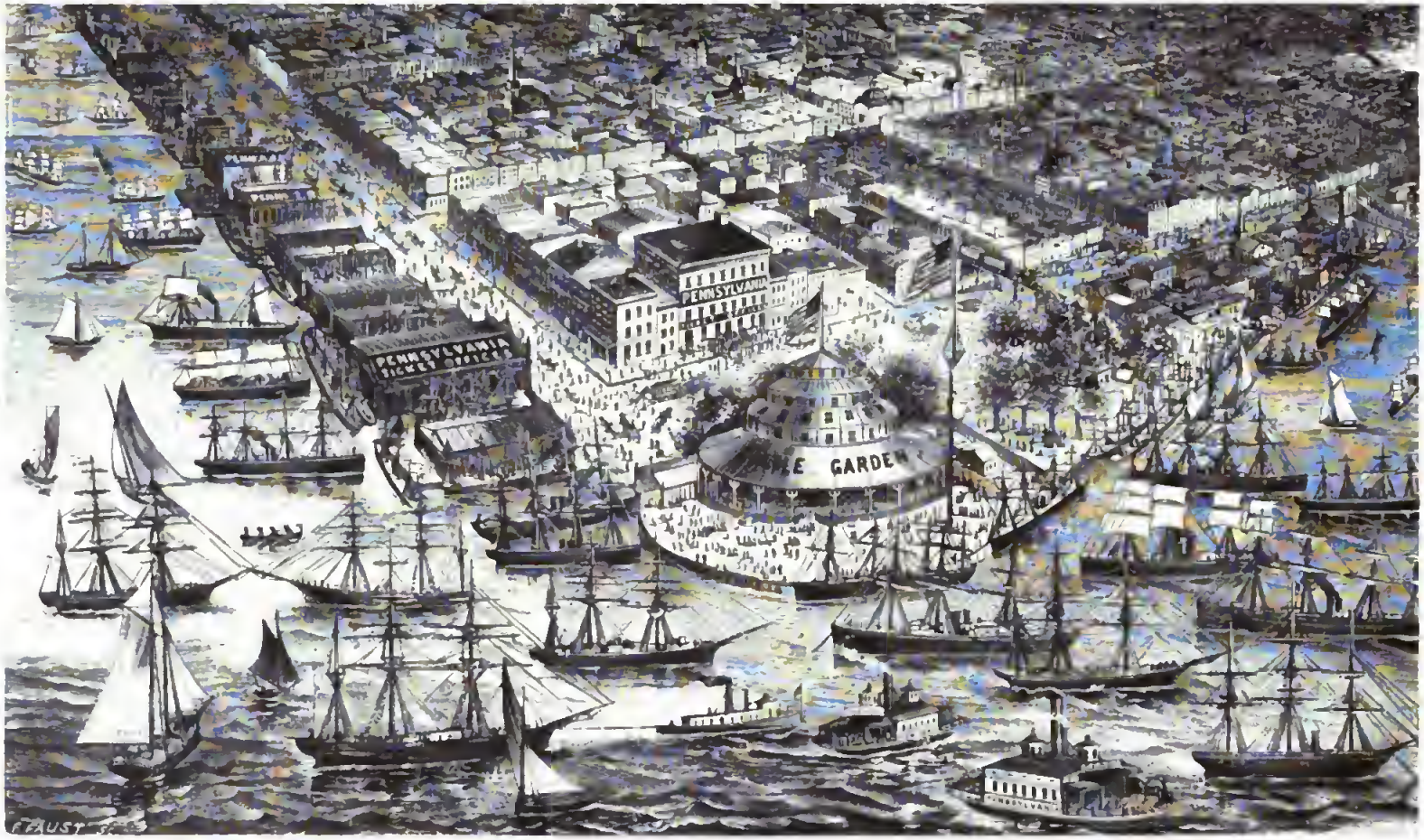
THE BEQUEST OF
H. C. G. VON JAGEMANN
Professor of Germanic Philology
1898–1925

Digitized by Google

27. Juni 1888.

Der kleinen Frau
zum Einundzwanzigsten!
Theodor.

Digitized by Google



Ansicht von Newyork aus der Vogelschau. Im Vordergrund Castle Garden, der Landungsplatz der Einwanderer.

Nord-Amerika,

seine Städte und Naturwunder,

das Land und seine Bewohner

in

Schilderungen

von

Ernst von Hesse-Wartegg,

Ehrenmitglied der Königl. belgischen geographischen Gesellschaft zu Brüssel und des deutschen Athenäums zu London; Korrespondirendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Newyork; der k. k. geographischen Gesellschaft zu Wien, der geogr. Gesellschaften zu Rom, Lissabon, Madrid, Metz, Hamburg ꝛc., Bevollmächtigter des Museums für Völkerkunde zu Leipzig ꝛc., Kommandeur und Ritter hoher Orden.

Auf Grundlage mehrjähriger Reisen durch alle Theile des Continents, und mit Beiträgen von Udo Brachvogel, Bret Harte, Theodor Kirchhoff, Charles Nordhoff, Paul Oeker, Bayard Taylor u. A.

Mit gegen dreihundert Abbildungen.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Leipzig.
Verlag von Gustav Weigel.
1888.

US 38.238.78.22

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
SEP 22 1942

Von Jagemann bequest

Vorwort zur zweiten Auflage.

Seit dem ersten Erscheinen des vorliegenden Werkes sind kaum 6 Jahre verstrichen, während welcher Zeit der ungewöhnliche Erfolg desselben durch die höchst schmeichelhaften Urtheile der in- und ausländischen Presse, durch den Absatz vieler Tausend Exemplare und durch die Uebersetzung in fremde Sprachen hinreichend dargelegt wurde.

Der Verfasser des Werkes ließ es bei seinen auf früheren Amerika-Reisen gesammelten Erfahrungen nicht bewenden. Auf den seit dem Erscheinen der ersten Auflage unternommenen größeren Reisen in Nord- und Central-Amerika besuchte derselbe neuerdings fast sämmtliche Staaten und Territorien des Continents, jedem derselben einen längeren Aufenthalt widmend. Von diesen Reisen seien hauptsächlich hervorgehoben: Ein Besuch des ganzen Mississippibeckens und der mittleren Südstaaten, zu dem seither auch in's Französische übersetzten Werke Mississippifahrten (Leipzig 1881) Anlaß gebend. — Zwei weitere Reisen durch Dakota und Minnesota nach den Territorien des Saskatchevan und dem neu erschlossenen, rasch emporblühenden Manitoba — sowie nach den canadischen Provinzen Quebec und Ontario. — Eine längere Studienreise durch die schon 1876 besuchten Felsen-Gebirge nebst den hochinteressanten Territorien Arizona und Neu-Mexiko, in einem englischen Werke The New South West (London, Chatto & Windus) geschildert. — Eine im Winter 1883/84 unternommene Reise durch Virginien, Georgien, Florida und die anderen Südstaaten, nach Texas und Arkansas, in welchen der Verfasser mehrere Monate verblieb. — Schließlich während des Jahres 1886 eine neuerliche Reise von Ozean zu Ozean mit längerem Aufenthalt in Californien, welcher im Herbst desselben Jahres der dritte Besuch Canadas folgte. Von dort begab sich der Verfasser über die Nördliche-Pacific-Bahn wiederholt an den Stillen Ozean, zur Bereisung von Oregon, Washington, dem Puget-Sund, Britisch-Columbien und Vancouver bis Alaska. —

Auf den genannten sowie vielen anderen, kleineren Reisen nach den canadischen Seenbecken, in die Kohlen- und Petroleum-Regionen u. s. w. legte der Verfasser seit 1879, die Ozeanfahrten nicht gerechnet, an vierzigtausend englische Meilen zurück — ein weiterer Beweis dafür, daß das vorliegende Werk ausschließlich auf

eigene Erfahrungen und Beobachtungen ſußt, und ſich dadurch im direkten Gegenſatz zu den vielen über Amerika erſchienenen, theilweiſe illuſtrirten Sammelwerken befindet. Hat der Verfaſſer dem vorliegenden Werke dennoch Beiträge von Mitarbeitern einverleibt, ſo geſchah dies hauptſächlich, weil dieſe Mitarbeiter durch längeren Aufenthalt und tiefer gehende Kenntniß der Verhältniſſe zur Abfaſſung der betreffenden Kapitel berufener erſchienen. Ihnen ſei hiermit der wärmſte Dank des Verfaſſers ausgeſprochen.

Die großen Umwälzungen in den Vereinigten Staaten, die ſtarke Beſiedlung von Texas, die Eröffnung der Nördlichen-Pacific-Bahn, die Erſchließung des großen Nordweſtens des Continents, dann der Hudſonbay-Länder bedingten auch eine gründliche Umarbeitung des vorliegenden Werkes. So wurden über die genannten Gebiete eigene umfangreiche Abſchnitte neu verfaßt und dem Werke einverleibt, ſowie auf alle wichtigen Aenderungen und Fortſchritte Rückſicht genommen.

Für dieſe vorliegende, verbeſſerte und bedeutend vermehrte Auflage hofft der Verfaſſer deshalb eine ähnlich freundliche Aufnahme, wie ſie der erſten in ſo hohem Maaße zu Theil wurde.

German-Athenaeum-Club,
London, März 1887.

Ernſt von Heſſe-Wartegg.

Inhalts-Verzeichniß.

I. Band.

Seite

I. New-York.
1. Die Einfahrt . . . 1
2. Caſtle Garden . . . 5
3. Der Broadway . . . 8
4. Die fünfte Avenue und ihre Nebenſtraßen . . . 30
5. Der Centralpark . . . 39
6. Chatham-Street und Bowery . . . 42
7. Die Verkehrsmittel New-Yorks . . . 47
8. Die Inſelwelt des Eaſt-River . . . 55
9. Das Fluß- und Hafenleben . . . 60
10. Die Schweſterſtädte New-Yorks . . . 67

II. Der Hudſon und ſeine Romantik.
1. Auf dem Hudſon bis Weſtpoint . . . 72
2. Weſtpoint und die Catskill-Mountains . . . 81

III. Saratoga . . . 85

IV. Die Adirondacks und ihr Seen-Gebiet . . . 94

V. Von New-York nach Buffalo.
Der Erie-Canal, Rocheſter und Syrakuſe . . . 99

VI. Watkins-Glen und Trenton-Falls . . . 109

VII. Buffalo und der Erie-See . . . 118

VIII. Die Fälle des Niagara . . . 123

IX. Philadelphia . . . 136

X. Die Seebäder von Neu-Jerſey.
1. Long Branch . . . 163
2. Atlantic-City . . . 170
3. Cape-May . . . 174

XI. Die amerikaniſchen Eiſenbahnen . . . 179

XII. Oſt-Pennſylvanien und die Kohlen-Region . . . 188

XIII. Die Gegenden der Pennſylvania-Bahn . . . 201

XIV. Weſt-Pennſylvanien und die Petroleum-Region . . . 208

Waſhington, die Bundes-Hauptſtadt der Vereinigten Staaten . . . 219

II. Band.

Der große Westen und die Felsengebirge.

Seite

I. Durch Ohio 1
II. Cincinnati 6
III. Auf dem Ohio nach Louisville 13
IV. Die Mammuth-Höhle in Kentucky 20
V. St. Louis 28
VI. Chicago 34
VII. Milwaukee 49
VIII. Der Mississippi und sein Stromgebiet:
Vom Ursprung bis St. Louis 52
Der Hafen von St. Louis. — Flußleben 60
IX. Die Prairien.
A. Durch Kansas.
1. Kansas-City 66
2. Ost-Kansas; einst und jetzt 76
3. In der Staatshauptstadt (Topeka) 82
4. Durch die Prairien 87
5. Prairie-Städte 94
6. Im Thale des Arkansas 101
8. Steppenbilder 116
9. Ein Hafen in der Prairie 123
B. Durch Nebraska.
10. Im Thale des Platte-Flusses 130
11. Nach Cheyenne 139
12. „Magic City" und der Schwarzwald Amerikas 145
X. Die Felsengebirge.
1. Die Felsengebirge 152
2. Denver, die Hauptstadt der Prairien 159
3. Durch den Clear Creek Cañon 161
4. In der Gold-Region 166
5. Boulder Cañon 176
6. Georgetown und der Grays Peak 181
7. Nach den heißen Quellen im Middle-Park 192
8. Der Monument-Park, Manitou und der „Garten der Götter" 201
9. Pueblo und der Grand Cañon des Arkansas 216
10. Die Silberdistrikte von Süd-Colorado 226
11. Der Yellowstone Fluß und seine Cañons 230
12. Die Geyser-Region des Yellowstone-Parks 237
XI. Die Prairie-Indianer und ihr sociales Leben.
1. Die Indianer Nord-Amerikas 243
2. Zustände im Indianer-Territorium 251
3. Das Weib und seine Stellung 258
4. Die Indianerin als Frau und Mutter 263
5. Die Vergnügungen der Indianer 269
6. Ein Jahrmarkt bei den Cheyennes 276
7. Eine Zambo-Stadt 283
8. Religion, Krankheit und Tod 286

III. Band.

Californien, der Nord- und Südwesten.

Seite

I. Nach Californien.

1. Auf der Pacific-Bahn zum Salzsee 1
2. Salt-Lake City und die Mormonen 10
3. Durch Utah und Nevada 16
4. Virginia-City und das Silberland Washoe 23
5. In Californien 38
6. San Francisco 47
7. Die Chinesen in Californien 59
8. Das Santa-Clara-Thal 77
9. Das Yosemite-Thal und die Riesenbäume von Mariposa 85
10. Im nördlichen Californien 97
11. Monterey 104
12. Bilder aus Süd-Californien 110

II. Der Nordwesten.

1. Dakota 116
2. Durch Montana und Idaho 124
3. Der Columbia und sein Stromgebiet 134
4. Längs der Westküste des Continents 143

III. Der Südwesten.

1. Neu-Mexiko 152
2. Neu-mexikanische Zustände 163
3. Arizona 169
4. Das Cañon-Land des Colorado 178
5. Die Moqui-Indianer von Arizona 187
6. Die Zuni-Indianer 195
7. Die Rio Grande Pueblos und andere Indianerstämme des Südwestens . . . 200

IV. Band.

Der Süden, die Neu-Englandstaaten und Kanada.

I. Die Golf-Staaten.

1. Texas 1
2. Der Red-River und sein Stromgebiet 19
3. Neu-Orleans und die Südstaaten 28
4. Der untere Mississippi 41
5. Das Leben auf den Zucker-Plantagen 47
6. Alabama und die Mississippi-Staaten 55

II. Die atlantischen Südstaaten.

1. Florida 61
2. Der St. Johns-Fluß und San-Augustin 70
3. Süd-Florida und die Keys 78
4. Georgien und die Carolinas 86
5. Nach Charleston 99

Digitized by Google

Seite

6. Eine Baumwoll-Pflanzung 106
7. Durch Virginien 112
8. Baltimore 120

III. Die Neu-England-Staaten.

1. Der Nord-Osten 131
2. Boston 136

IV. Kanada.

1. Unter-Kanada und der St. Lorenz-Strom 148
2. Montreal 156
3. Quebec und seine Umgebung 162
4. Manitoba und die Hudsonbai-Länder 169
5. Britisch-Kolumbien und Alaska 176

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

Nord-Amerika

von

Ernst von Hesse-Wartegg.

I. Band.

Digitized by Google

Die Bai von Newyork.

1. Newyork.

1. Die Einfahrt.

Wie die große Metropole der neuen Welt gewöhnlich das erſte Wunder iſt, das der Europäer auf der Reiſe nach dem transatlantiſchen Continent von letzterem zu ſehen bekommt, ſo ſei auch das erſte Kapitel dieſes Werkes Newyork geweiht. —

Und wahrlich, es giebt auf der weiten Erde keinen ſchöneren, großartigeren Einzug als den nach Newyork, dieſer Pforte der neuen Welt, dieſer Millionenſtadt, an Größe, Reichthum und Wichtigkeit ſich nur mit zwei Städten meſſend: mit London und Paris.

Newyork iſt ſchon ſeit Langem die dritte in dieſem Bunde; — mit gerechtem Stolz benennt ſie der Amerikaner die Empire City — la Ville imperiale — denn ſie iſt die Herrſcherin der neuen Welt ſowohl wie des Ozeans, der die Küſten der letzteren im Oſten beſpült — die Hauptſtadt eines großen Continentes und die Hauptſtadt des Weltmeeres.

Die alte Geſchichte ſpricht uns von den einſtigen Wundern der Welt. Wollte man die modernen Weltwunder zuſammenſtellen, ſo müßte man die Rieſenſtadt am

Digitized by Google

Hudſon als erſtes nennen. Und dies in jeder Beziehung: In Großartigkeit, in Bedeutung, in Größe und in Schönheit. —

Newyork iſt eine der ſchönſten Städte der Erde. Man nenne dem Amerikaner den Namen Newyork und er wird ſein Haupt erheben und ſich mit Stolz in die Bruſt werfen; man nenne den Namen der großen Metropole dem Touriſten, dem Kaufmann, ja ſelbſt dem ärmſten Emigranten, der getäuſcht und enttäuſcht nach der alten Welt zurückgekehrt, und ſein Geſicht wird ſich verklären und unwillkürlich wird er ſeufzend den Namen Newyork wiederholen. Keine Stadt der Welt präſentirt ſich den Blicken in ſo großartiger, zauberhafter Weiſe wie Newyork. — Weder Conſtantinopel mit ſeinen Moſcheen und Minarets, noch Neapel, noch Rio-Janeiro, noch San-Franzisco; und wie einſt Columbus entzückt geweſen, als er nach monatelanger Fahrt das erſte Land der neuen Welt erblickte, ebenſo entzückt, bezaubert iſt der Europäer, dem ſich zum erſten Male am Horizont die langen, blauen Linien zeigen, in deren Senkung der Hafen von Newyork gelegen.

Zahlloſe Schiffe aller Länder — Dampfer und Briggs, ſtolze Dreimaſter und Schooner, Barken und Pilotenboote fliegen an ihm vorüber. Die Flaggen und Wimpel aller Nationen der Erde ziehen in wenigen Augenblicken an dem Schiffe vorbei, das in den erſten Hafen der neuen Welt einfährt. Nach allen Küſten und Städten der Meere ſind ſie beſtimmt — nach Indien wie nach Auſtralien, nach England und Italien, nach Südamerika und Californien. — Die Segel ſind vom Winde aufgebläht, die Flaggen flattern ſtolz an den Spitzen der Maſten; die Schlote von hundert Dampfern puſten aufſteigenden ſchwarzen Rauch, der in langen Linien hinter ihnen zurückbleibt. — Der Bug der Schiffe taucht in den Wellen auf und nieder — überall Leben, überall Thätigkeit auf dem weiten Meere, zu dem am fernen Horizont die blauen Küſten das Relief bilden. Selbſt die ſchaumgekrönten dunkelgrünen Wellen, die an dem Rand des Schiffes emporlecken und ſich luſtig eine um die andere drängen, ſcheinen dem Ankömmling ihr Willkommenlied zu ſingen. — Wie aus einem Mammuth-Bienenſtocke kommen und gehen die ſtolzen Schiffe.

Dort das Land iſt Amerika, die neue Welt. Die blauen, unbeſtimmten Linien nehmen allmählig ſchärfere Formen an, die großen langen Wellen des offnen Ozeans werden ruhiger und ſchwächer, der Lauf des Schiffes ſicherer. — Da zur Linken in der Ferne erſcheint ein großer Leuchtthurm, die erſte Leuchte des Landes, gleichzeitig aber auch die erſte Leuchte, das erſte Bauwerk amerikaniſchen Schaffens — der Leuchtthurm von Sandy-Hook. An ihm vorüber, und der Beſucher iſt in die Bai von Newyork eingefahren. Zur Rechten und Linken nähern ſich die bewaldeten hohen Ufer, deren Saum zahlloſe im Licht der Sonne ſtrahlende Städtchen und Dörfer begränzen. — Schöne Landſitze krönen die Gipfel der Uferhöhen. — Es ſind die beiden Inſeln Long-Island und Staten-Island, zwiſchen denen das Schiff hindurchfährt, und

der Meeresarm, welcher sie von einander scheidet, sind die „narrows“, der eigentliche Thorweg der neuen westlichen Welt.

War der Eindruck, den die Küsten der beiden Inseln auf den Ankömmling machten, schon großartig und erhebend, so bildet er doch nur das Vorspiel zu jenem Genuß, den der Anblick des Hafens von Newyork darbietet. Giebt es für den Amerikaner in der Welt außer Neapel überhaupt noch einen Punkt, auf welchen das Sprichwort des Italieners: Napoli vedere et pui murire anwendbar ist, so ist es dieser Hafen. — Zur Linken zunächst die gewaltigen Befestigungen von Fort Richmond und die Strandbatterien von Fort Tompkins am untern Rande des Staten-Island-Ufers — graue Frontmauern mit schwarzen Feuerschlünden gespickt — die Portierloge von Newyork. — Fort Tompkins gegenüber, an den Ufern des großen Long-Island, liegt das furchtbare Fort Hamilton und davor das neugebaute, hellrothe Fort Lafayette, isolirt auf einem Felsen mitten in den Wogen.

Aber zwischen diesen gewaltigen Wächtern des größten Hafens der neuen Welt schweift der Blick hindurch nach der Wunder-Insel, auf welcher die Metropole der westlichen Hemisphäre liegt. — Noch wird die Aussicht durch andere Inseln und Forts gehemmt, welche sich aus der wellenbewegten weiten Wasserfläche erheben. — Hier Governor-Island, dort das alte Fort Columbus, die Schildwache Newyorks. — Sie sind passirt und da ruht nun, wie ein occidentales Märchen — wie ein Traum aus Tausend und eine Nacht — die Millionenstadt in ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit. — Da glitzern und scheinen im Sonnenglanze die Massen der weißen Segel, Schwänen gleich, auf den weiten Wasserarmen, welche die Riesenstadt umfangen halten; da schießen die zahllosen Eisenbahnzüge an den Ufern hin, und die Dampffähren, diese weltberühmten schwimmenden Paläste, durchfurchen mit ihrer breiten Brust die Wellen und ihre Balanciers tanzen in ewigem Spiel auf und nieder und treiben, selbst vom Dampfe getrieben, die mächtigen Schaufelräder. Da erhebt sich ein Wald von Masten, bewimpelt und beflaggt, mit eingezogenen Segeln, und zwischen ihnen ruhen die schwarzen Riesenleiber der transatlantischen Dampfer — aber alles, alles das verschwindet gegen den Mittelpunkt des Bildes, gegen die wogenumspülte Insel Manhattan, auf deren Rücken sich die hunderttausend Häuser von Newyork befinden, hoch überragt von drei bedeutungsvollen, bezeichnenden Gebäuden, deren Namen gleichzeitig den Charakter des amerikanischen Volkes in dreien seiner Hauptzüge — Schnelligkeit, Geschäftigkeit und Rastlosigkeit — kennzeichnen. Diese drei großartigen Monumentalbauten Newyorks sind: Das Telegraphen-Palais, das Postbureau und das Palais der Newyorker „Tribüne“, einer der größten Zeitungen des Landes. Auf der äußersten Spitze der Insel, dort, wo sich die Wasser des Hudson mit denen des East-River begegnen, steht inmitten freundlicher, grüner Anlagen ein viertes bedeutungsvolles Gebäude — wenn auch niedrig und unschein-

bar — es iſt Caſtle-Garden, der Landungsplatz und das erſte Abſteigequartier der europäiſchen Emigranten.

Und ſchweift der Blick über die beiden breiten gewaltigen Waſſerſtraßen hinüber auf die jenſeitigen Ufer, da erblickt man links, am Feſtlande, jenſeits des Hudſon, die Hauptſtadt des Staates New-Jerſey — Jerſey-City — rechts hingegen an den Ufern von Long-Island das Häuſermeer von Brooklyn — die Schweſter der Millionenſtadt. —

Da ruht es nun vor unſeren Augen, das Newyork unſerer Träume, die Herrſcherin über Land und Meer. Unwillkürlich ſchweifen unſere Gedanken zurück in vergangene Zeiten, und je weiter wir zurückdenken in die Jahrzehnte und Jahrhunderte, deſto mehr fällt Stein um Stein, Straße um Straße, deſto mehr kommt die rauhe, unebene Inſel Manhattan zum Vorſchein, ein Felsrücken, der von Nord nach Süden läuft, und ſich in den ungeheuren Sümpfen und Sandanſchwemmungen verliert, welche die Mündung des Hudſon-Stromes bilden. — Im Oſten iſt das öde Felſen-Eiland von einem Meeresarme beſpült, der es, ſowie eine andere Inſel — Long-Island — vom Feſtlande trennt. Erſt im Norden, in dem Thale des Haarlem-Fluſſes erſcheinen liebliche, bewaldete Gegenden.

So war die Inſel, als ſie 1609 zuerſt von Europäern betreten wurde. Ihre günſtige Lage rief bald holländiſche Auswanderer herbei, die aber im Jahre 1636 die Zahl von 1000 noch nicht erreicht hatten. Und zwei Jahrhunderte nachher finden wir an der Stelle der Sümpfe und Felſen die Zwei-Millionen-Stadt der Gegenwart. Krieg und Feuer, Revolutionen und Seuchen können die junge Rieſin in ihrem Wachsthum nicht aufhalten. Und dabei ſchmiegt ſie ſich nicht den Boden-Verhältniſſen an, wie irgend eine europäiſche Stadt. Sie iſt die Herrſcherin, ſie macht ſich Land und Waſſer unterthan, ſprengt die Felſen und Berge hinweg, leitet die Ströme in andere Bahnen, füllt die Sümpfe, und baut auf dem mühſam errungenen Boden ihre Prachtbauten, ihre Handels- und Induſtriepaläſte, ihre ungeheuren öffentlichen Anſtalten und Wohnhäuſer für ihre Bewohner. — Alles in allem das großartigſte Beiſpiel, wie ein freies, junges Volk in kurzer Zeit ſich zu Macht und Anſehen emporſchwingt. — Wie eine Schneelawine, ſo entſtand die Stadt aus unſcheinbaren Anfängen, und wie die erſtere größer und größer wird, je weiter ſie in ihrem raſenden Laufe gelangt, ſo mehrt und vergrößert ſich jene Volkslawine auf der Manhattan-Inſel, das heutige Newyork. — — Der Patriotismus der Holländer hatte der Anſiedlung vor zwei Jahrhunderten den Namen Neu-Amſterdam gegeben; der Patriotismus der Engländer aber änderte nach ihrer Eroberung 1664 dieſen Namen in Newyork.

Der Name war begründet, — ſo lange Newyork eine engliſche Colonie war — gegenwärtig fehlt ihm die Urſache des Daſeins, denn erſt aus jener Zeit, als die ehemalige Colonie ihre Feſſeln geſprengt und unabhängig geworden war — aus

jener Zeit ſtammt ihre Blüthe. Die Einführung des Dampfes zu Schiffahrtszwecken (1807) und Eiſenbahnen (1832), die erſte Gründung einer regelmäßigen Packet-Schiffahrts-Linie nach Europa, und vor Allem die Vollendung des großen Erie-Canals beförderten das Wachsthum der Stadt unendlich. Insbeſondere war es das letztgenannte Unternehmen, die Verbindung der canadiſchen Seen mit dem Meere durch einen Schiffahrts-Canal (1825), welchem die Hebung des Reichthums und Anſehens der amerikaniſchen Weltſtadt zuzuſchreiben iſt.

Und dieſes Wachstum Newyorks wird deſto großartiger, je mehr die Stadt in das gegenwärtige Zeitalter hineinreicht. Schon zu Beginn des Jahrhunderts hatte es ſeine ehemals bedeutenderen Rivalen, das puritaniſche Boſton und das quäkeriſche Philadelphia überflügelt. — Seine Verbindungen mit den transatlantiſchen Häfen lenkten den Strom der Einwanderer nach Newyork, das die Fremden, insbeſondere deutſche Elemente, gaſtlich aufnahm. Und ſo wuchs denn die Rieſenſtadt derart empor, daß die Inſel, auf welcher ſie gelegen, zu klein war, und ſie ihren Ueberſchuß an die nächſtgelegenen Ufer nach Neu-Jerſey und Long-Island abgeben mußte. So entſtand allmählich, um die Inſelſtadt herum, jener Kranz von Großſtädten, die zuſammen an Einwohnerzahl der jungen Mutterſtadt nahezu gleich kommen: Brooklyn, Williamsport, Aſtoria, Hoboken, Jerſey-City und Newark — jede eine Stadt für ſich — mit eigenen Behörden, eigener Gemeinde, aber mit ihren Intereſſen, mit ihrem Beſtande an die Weltſtadt des Manhattan-Eilandes gebunden: an Newyork.

2. Caſtle-Garden.

Folgen wir dem Strom der Einwanderung, wo er am ſtärkſten nach der Hauptſtadt fließt, jenem Strome, dem Amerika viel von ſeiner gegenwärtigen Größe verdankt, und der, in Europa entſpringend, noch immer nicht verſiegen will. Er führt uns durch die Bai von Newyork an das äußerſte Südende der Manhattan-Inſel, von unzähligen Werften und Docks mit Schiffen und Barken umgeben. Sonderbar genug: während weiter oben die ganze Inſel uns wie ein einziges Gewirre von Mauern und Dächern erſcheint, und jedes leere Plätzchen zwiſchen dem Hudſon und dem Eaſt-River ſchon vor Jahrzehnten von irgend einem Bauwerke in Beſchlag genommen wurde, lacht uns hier, an dem wichtigſten, günſtigſt gelegenen Theile der Inſel ein blühender Garten entgegen, mit ſtattlichen Bäumen und grünen Raſenflächen.

Es iſt die Batterie, einer der hiſtoriſch-denkwürdigſten Plätze von Newyork. Es giebt noch Newyorker Bürger, die ſich der Batterie als der herrlichſten Promenade der Stadt erinnern, aber doch liegt zwiſchen dem Parke von damals und dem Parke von heute ein großes Stück Geſchichte, und der Boden, auf welchem heute Baum und

Strauch so üppig grünen, wurde mehrmals aufgewühlt, mehrmals von der eisernen Hand der Geschichte durchfurcht, bis er wieder so friedlicher Bestimmung anheimfiel.

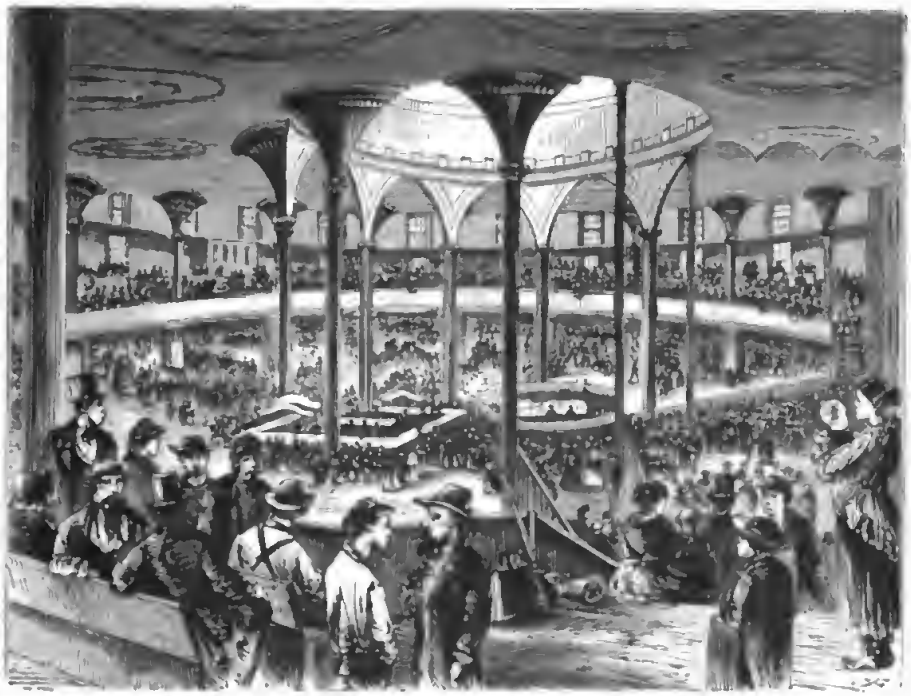
Das einfache, halb gemauerte, halb hölzerne, thurmartige Bauwerk, das sich auf der Westseite der Batterie erhebt, theilte deren Schicksal. Es ist Castle-Garden, eines der Wahrzeichen von Newyork. Einige Jahrzehnte zurück war das alte Bauwerk der Wachtposten der meerumgürteten Insel, und aus seinen Schießscharten dräuten gewaltige eiserne Mündungen.

Dann kam eine Zeit, wo die Festungswerke über die Insel hinaus in die Bai von Newyork verlegt wurden, und Castle-Garden glättete die Falten seiner Kriegerstirne und wurde — der Mittelpunkt des Newyorker Kunstlebens. Anfangs eine Musikhalle untergeordneter Bedeutung, feierte bald nachher die unvergleichliche Jenny Lind hier ihre ersten öffentlichen Triumphe auf amerikanischem Boden. Hier veranstaltete man im November 1853 die erste Reihe von Monstre-Concerten; noch bis zum Herbst 1854 hallten die alten Mauern wieder von dem Gesange einer Grisi, eines Mario und Susini, und lange Reihen von Equipagen und dichtes Gedränge umwogten die Eingänge von Castle-Garden. Aber das war auch sein höchster Glanz. Einige Monate darauf waren die großen, in allen Farben leuchtenden Plakate von den Mauern verschwunden. Equipagen und Spaziergänger hatten sich ängstlich aus seiner Umgebung geflüchtet, der Tempel der Kunst war in ein — Emigranten-Depot verwandelt worden, als welches es noch heute besteht. Die herrlichen Anlagen verfielen, und lange Jahre war die Batterie nichts als ein ungeheures Mistbeet, ein Opfer der Betrügereien der Stadtbehörden. — Erst in neuester Zeit wurden die Anlagen wieder hergerichtet und gepflegt, Castle-Garden aber wurde zu einem wohlthätigen, unter strenger Aufsicht stehenden Zufluchtsort der Einwanderer, die mit den Verhältnissen des Landes noch nicht vertraut, früher nur zu häufig der gemeinsten Spekulation und Uebervortheilung professioneller Betrüger zum Opfer fielen. Und die Stadt war von der Wichtigkeit dieses Institutes so durchdrungen, daß sie das alte Gebäude, nachdem es im Ausstellungsjahre 1876 niedergebrannt war, sofort wieder in derselben Weise aufbauen ließ.

Die Einwanderer werden hier nach ihrer Landung sofort unter den Schutz der Beamten einer wohlthätigen Gesellschaft genommen und erhalten Kost und Quartier für die erste Nacht unentgeltlich. Im Innern des großen Gebäudes befindet sich ein Post- und Telegraphenbureau. Alle Geldsorten der Welt werden hier in amerikanische Greenbacks (so nennt man die Dollarscheine ihrer grünen Rückseite halber) umgewechselt, und den Emigranten Eisenbahnfahrbillets nach allen Theilen der Vereinigten Staaten zu ermäßigten Preisen verkauft. Diejenigen, welche sich Newyork zum ersten Aufenthalte wählen, erhalten Adressen von billigen, soliden Boardinghäusern, wo sie Kost und Wohnung um wenige Dollars per Woche nehmen können. Ein Dienst-

verſorgungs-Bureau für Emigranten beiderlei Geſchlechts ſorgt nach Thunlichkeit für ihre Unterbringung in irgend einer Beſchäftigung, und es wird mit einem Worte Alles aufgeboten, um dieſen zukünftigen Bürgern der neuen Welt die Gründung ihrer Exiſtenz zu erleichtern, und ſie zu nützlichen Mitgliedern jener großen Commune heranzuziehen. —

Wohl verunglücken Viele, und mochten ſie auch glücklich über das Weltmeer gekommen ſein, ſo ſcheitern und ertrinken ſie doch in den Wogen des Lebens, die jenſeits der Atlantis ſo ſtürmiſch auf- und niedergehen. Die meiſten aber kommen



Caſtle-Garden: Die Einwanderer-Halle.

durch Arbeit und Ausdauer zu Geld und Gut. Aller Anfang iſt ſchwer, und merkwürdigerweiſe haben ſich gerade in Amerika die größten Reichthümer aus den kleinſten Anfängen entwickelt, und vielleicht die Hälfte der Beſitzer jener Prachtbauten der fünften Avenue, die Eigenthümer von Millionen, gingen aus jenem runden, alten, hölzernen Thurmbau hervor, der den Namen Caſtle-Garden führt.*)

*) Seit 1838 landeten beiläufig 6 Millionen Einwanderer im Caſtle-Garden und genoſſen ſtets die Fürſorge und den Schutz der verſchiedenen Beamten der Einwanderungskommiſſion. Von den 50 Millionen Einwohnern der Vereinigten Staaten ſind nahezu 8 Millionen zugewandert. Die Geſammt-Einwanderung ſeit 1821 beträgt 14 Millionen, von denen mehr als 4 Millionen Deutſche waren. Heute noch landen an manchen Tagen mehrere Tauſend Emigranten in Newyork.

Digitized by Google

3. Der Broadway.

Von Caſtle-Garden und der Batterie angefangen, führt eine breite große Straße durch die Längenmitte der Inſel Manhattan, durch die Mitte von Newyork hindurch bis an das andere Ende der Inſel. Der untere Theil dieſer Straße läuft durch das alte, unregelmäßig gebaute Newyork mit krummen, engen, winkeligen Gaſſen, und die Längenavenuen richten ſich hier mehr nach den Ufern der beiden, die Inſel beſpülenden Ströme, als nach der ſie in der Mitte durchſchneidenden Hauptverkehrsader. Erſt im oberen Theile zeigt die Stadt jene amerikaniſche Regelmäßigkeit, die ſich vor Allem in Philadelphia kundgiebt. Die elf Längenavenuen und etwa zweihundert Querſtraßen durchkreuzen ſich in der oberen Stadt in rechten Winkeln und ſchließen große, regelmäßige Häuſer-Vierecke ein, welche in Amerika den Namen Blocks führen. Und je weiter man dem Nord-Ende der Inſel zuſchreitet, deſto mehr gewinnt dieſes Häuſerſchachbrett an Regelmäßigkeit und Einförmigkeit, deſto mehr verliert die ſie durchkreuzende Hauptſtraße an Leben und Bedeutung, bis ſich das Häuſermeer endlich in den Gärten und Parks am Haarlem-Fluſſe, der nördlichen Begrenzung der Manhattan-Inſel verliert.

Dieſe Hauptverkehrsader, welche die Großſtadt von einem Ende bis zum andern durchſchneidet, iſt der Broadway.

Das Wort hat einen Zauberklang in aller Welt. Amerika iſt mit Newyork, Newyork wieder mit dem Broadway ſo innig verknüpft, daß man unwillkührlich daran denkt, ſobald von der neuen Welt die Rede iſt. Es iſt das drittgrößte Wort Amerikas, und es giebt keinen Menſchen, der von Amerika, und nicht auch gleichzeitig vom Broadway gehört hätte. Die Geſchicke der neuen Welt knüpfen ſich an dieſe eine Straße, und die Geſchichte des Broadway iſt die Geſchichte Amerikas. London hat ſeinen Strand, Paris ſeine Boulevards, Wien ſeine Ringſtraße — aber Strand und Boulevard und Ringſtraße zuſammengenommen ſind in geſchäftlicher Bedeutung nicht das, was dieſe einzige Straße, dieſer einzige Broadway. Während die erſteren die Herzen der genannten Städte wie mit einem goldenen, ſchönen Ring umgeben, bildet der Broadway ſelber das Herz jener Rieſenſtadt, die durch ihn zu ſolcher Größe gelangt. Der Broadway iſt der Stolz jedes Amerikaners, aber er iſt zugleich der Stolz der Ziviliſation der neuen Welt. Es giebt keine zweite Straße auf Erden, die ſich mit dem Broadway vergleichen ließe, die ihm an Großartigkeit, an Leben, an Abwechslung, an Bedeutung, wenn auch nicht gerade an Schönheit gleich käme. Ein Spaziergang durch den Broadway iſt eine Reiſe durch Amerika, ein Tag auf dem Broadway iſt eine Reiſe durch den Continent. Es wäre eitles Bemühen, hier den Broadway und ſeine Geſchichte ſchildern zu wollen. Man müßte

Bände füllen, und dieſe Bände würden nichts enthalten, als die Geſchichte des Staatenkompleres der Erde, die Geſchichte der größten, verkehrsumwälzenden Erfin-

Der Broadway.

dungen, die Geſchichte der bedeutendſten Induſtrien, die Geſchichte des Weltverkehrs. Es geht in keinem Erdtheile, in keinem Lande irgend etwas von Bedeutung vor,

das nicht irgendwo am Broadway mitgefühlt, mitempfunden würde, und kein einziges Riesengebäude des Broadway könnte niederbrennen, ohne daß nicht in verschiedenen Theilen Europas und Amerikas mehrere Firmen, mehrere Personen von dem Brande betroffen würden.

Broadway, — der breite Weg — das ist der einzig richtige, einzig mögliche Name für diese Straße — es ist die Rennbahn für das große amerikanische Wettrennen, dessen Pferde die Industrien und der Handel, dessen Jockeys die Menschen, dessen Preis die Dollars sind. Außerhalb der Rennbahn, im Lande irgendwo, vielleicht in den Felsengebirgen, vielleicht in Californien, werden diese Industrien, diese Erfindungen geboren und groß gezogen, in Newyork erhalten sie ihren Reiter und am Broadway werden sie auf die Rennbahn geführt und angetrieben. Wer am schnellsten läuft und am umsichtigsten lenkt, gewinnt den Millionenpreis. Der Broadway ist die Arena für die neue Welt.

Der Eindruck, den ein Spaziergang durch diese Straße, dieses Weltwunder in dem Spaziergänger hinterläßt, ist überwältigend, und mag dem Europäer auch alle Erinnerung an Amerika geschwunden sein, das Straßenbild des Broadway wird immer in seinem Gedächtnisse bleiben, immer vor seinen Augen stehen. Es sind nicht die fünf-, sechs-, acht- und neunstöckigen Paläste, die sich ihm auf mehrere Meilen Länge in ununterbrochener Doppelreihe darbieten, es sind nicht die Tausende von Fuhrwerken aller Art, die sich in meilenlangen Prozessionen hintereinander drängen, und langsam wie auf einem Leichenzuge hintereinander herziehen, es ist nicht die Menschenmasse, die sich rasch in- und durcheinander auf- und abwärts wälzt, — all' das ist bloß imponirend. Allein die Ruhe und Geräuschlosigkeit, mit der dieser Verkehr vor sich geht, diese Abwesenheit von Stoßen und Drängen, von Lärmen und Schreien ist überwältigend — und in keiner anderen Weltstadt mehr zu finden.

Man sieht, daß der Broadway die Straße ist, an deren einem Ende Europa, an deren anderem Amerika liegt. Wohin nun zuerst sich wenden, was zuerst sehen von all' dem Sehenswerthen, das so massenhaft hier aufgehäuft ist? Da liegt die Straße, fünf Meilen lang, auf beiden Seiten mit einer Reihe von Palästen besetzt, Palästen im wahrsten Sinne des Wortes, denn so viel man auch gegen den Baustyl auszusetzen vermöchte, sie bleiben doch Prachtbauten in Bezug auf Solidität des Materials, Reichthum und Verschwendung. Weißer Marmor und Eisen sind die am häufigsten vorkommenden Materialien, und die blendend weißen Fronten werden nur hie und da von rohen Ziegelbauten unterbrochen. Nirgends wird es größere, nirgends höhere Gebäude in solcher Masse geben, wie am Broadway, und die zahllosen großen Fenster, die bis an die Dächer hinaufreichenden, in Gold und Roth prangenden Annoncen und Firmentafeln, die mehrere Meilen lange, ununterbrochene

Reihe von großen Kaufläden und Gewölben aller Art zeigen, daß all' dieſe Bauten nur und abermals nur dem Mammon Gold geweiht ſind.

Auf beiden Enden wird der Broadway von grünen Parkanlagen begrenzt, und auf ſeinem Wege nach dem nördlichen Ende läuft er an drei anderen Parkanlagen vorüber, die alle von ziemlicher Größe ſind: der City-Park, der Union- und der Madiſon-Square. Die erſten beiden Meilen läuft die Straße ſchnurgerade von Süd nach Nord; in der Nähe der zehnten Straße ändert ſie ihre Richtung etwas gegen Nordweſt, und läuft, alle Avenuen der Reihe nach durchſchneidend, ebenſo gerade nach der Weſt-Ecke des Central-Parks.

Die Breite des Broadway ſteht jener der Pariſer Boulevards wenig nach, allein die Höhe der Häuſer und der unendliche Verkehr laſſen dieſe Breite viel geringer erſcheinen. Breite, vorzügliche Trottoirs ziehen ſich zu beiden Seiten des Broadway hin, und Alles, was das moderne Städte-Weſen an Verbeſſerungen in Beleuchtung, Häuſer-Nummerirung, Reinigung u. ſ. w. aufzuweiſen hat, wurde an dieſem Schooßkinde Amerikas auf Koſten der anderen Straßen verſchwendet.

Das Spazierengehen wird einem auf dem unteren Theile des Broadway bald verleidet. Man wird auf dieſer großen Verkehrsader überhaupt nur äußerſt ſelten Spaziergänger ſehen, und dann ſind es regelmäßig Fremde. Nicht, daß es in dem Strome von ſtumm und gedankenvoll dahin eilenden Menſchen am Ende unmöglich wäre, langſam einherzuſchreiten. Trotz der Tauſende, die vorüber eilen, wird Niemand uns berühren. Alles windet ſich ſo ſchnell und geſchmeidig in- und durcheinander, daß man kaum beachtet wird. Allein man wird wider Willen in den Strom geriſſen; es iſt unmöglich, ihn vom ſicheren Ufer aus zu betrachten. Man muß hinein, und ſchwimmt willenlos mit, um eine Strecke weiter ebenſo willenlos wieder an den Strand geſetzt zu werden.

Wir beginnen unſeren Spaziergang am unteren Ende des Broadway, an der Batterie, und wollen ihm nun bis zum Zentralpark folgen. Das unterſte Ende des Broadway mit den anſtoßenden Straßen Bowling-Green und White-Hall wird beinahe ausſchließlich von den Bureaus der unzähligen Dampfſchiffahrtslinien eingenommen, die von Newyork aus nach allen Hafenplätzen der Welt auslaufen. Hierzu kam in dieſem Jahre der backſteinerne Koloſſalbau der neuen Kornbörſe, welcher den mit hübſchen Anlagen geſchmückten Platz von Bowling-Green an der Oſtſeite abſchließt.

Den Broadway aufwärts ſchreitend, iſt das erſte auffällige Gebäude inmitten dieſer ungeheuren marmornen Tempel des Mammon eine zwiſchen dem Laub alter Bäume halb verſteckte Kirche aus „Braunſtein“ (brauner Sandſtein, in Amerika Brownſtone genannt), in edlem gothiſchen Style erbaut. Es iſt die „Trinity-Church“, die Dreieinigkeits-Kirche, der Stolz jedes Newyorkers. Das Schiff der mit einem hölzernen Dach eingedeckten Kirche wird von einem nahezu 300 Fuß hohen Thurme überhöht, von deſſen Spitze man die herrlichſte

Ausſicht auf die ganze Stadt und den Hafen genießt. Von den Uferhöhen Neu-Jerſey's, bei klarem Wetter ſogar von Sandy-Hook und dem Highland aus erſtreckt ſie ſich weit über die Paliſſaden des Hudſon hinauf, über den größten Theil der Stadt ſelbſt und die maleriſchen Inſelgruppen des Long-Island-Sunds. — Das Glockenſpiel des Thurmes wird nur von wenigen anderen übertroffen. An allen Feſttagen, deren es in Amerika freilich kaum ein halbes Dutzend im Jahre giebt, ertönt es in patriotiſchen und religiöſen Melodien, und den weithin vernehmbaren Klängen wird ſtets mit ſolchem Intereſſe gelauſcht, daß es gebräuchlich iſt, das Programm vorher in den Tagesblättern bekannt zu machen.

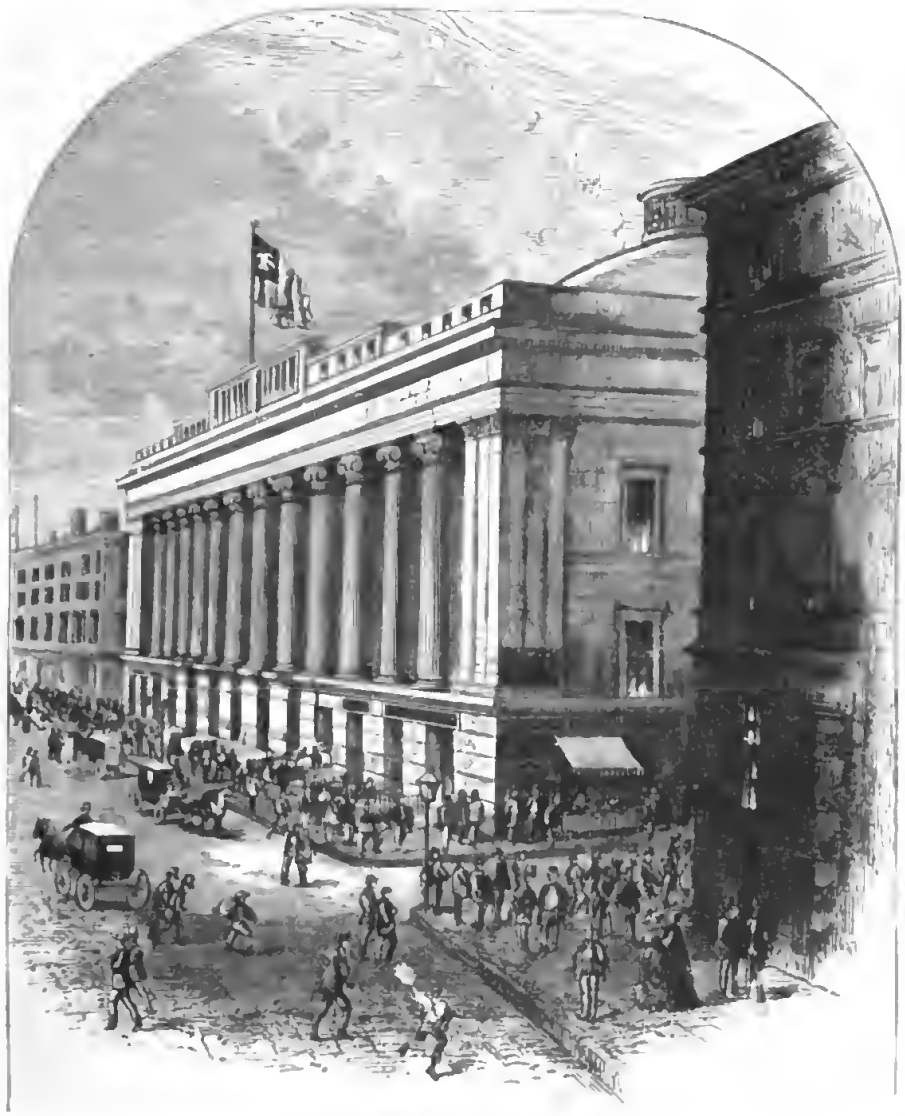
Die Kirche umgiebt ein ziemlich ausgedehnter Begräbnißplatz, ähnlich wie bei den Londoner Kirchen, und ſo mancher Liebling der amerikaniſchen Nation ſchläft hier den letzten Schlaf. Wind und Wetter von drei Generationen her haben freilich manchen Buchſtaben verwiſcht, und den weichen Stein mit grüner Moosdecke umſchleiert, ſo daß man die Namen der Verſtorbenen kaum mehr unterſcheiden kann. Allein die Kränze und friſchen Blumen, die ſie zu gewiſſen Zeiten bedecken, zeigen, daß die Todten im Andenken der Nachwelt nicht vergeſſen ſind.

Und gegenüber dieſem gottgeweihten Tempel mündet die weltberühmte Wall-Street, die verführeriſche Pforte zu Reichthum und Armuth, je nachdem die Karte fällt, oder das Tick-Tack des Telegraphen es verkündet. Mächtige Palaſtbauten, Lebensverſicherungs-Compagnien und Bank-Inſtituten gehörig, begrenzen ſie zu beiden Seiten. Wir ſchreiten zwiſchen ihnen hindurch und halten vor einer ſtolzen Säulenfront von weißem Marmor, die das Schatzamtsgebäude der Vereinigten Staaten ziert. Es bildet den Mittelpunkt einer ſchönen Gruppe von Bauwerken in der Wall-, Naſſau- und Broad-Street, wie ſie nur in wenigen Städten ihres Gleichen findet, aber ſie alle werden von Makler-Comptoirs eingenommen, denn wir athmen hier die Luft, in welcher der Spekulationsgeiſt weht, der vielleicht mehr Einfluß ausübt auf den politiſchen, finanziellen, ja ſelbſt moraliſchen Zuſtand des ganzen Landes, als alle Kriege und geſchäftlichen Kriſen.

Der berüchtigte Erie-Eiſenbahnkrieg brach hier aus; der Handſchuh ward hingeworfen und aufgehoben, und der Anſtoß gegeben zu einem Netzwerk von Prozeſſen und Gegen-Prozeſſen, welche die Taſchen von Advokaten und Spekulanten vollgepfropft, jene Anderer geleert haben und unermeßliches Unglück über das Land heraufbeſchworen.

Das Bild, welches die Wall-Street alltäglich um Mittag darbietet, wo Gold, Bonds und Aktien in etwas lebhaftere Cirkulation gerathen, iſt äußerſt intereſſant, wenn auch nichts weniger als anziehend. Und nun gar an bewegten Tagen, zur Zeit der großen Kriſen! Haufen von elegant gekleideten Männern drängen ſich auf dem Trottoir und der Straße in wilder Haſt; hier mit zerrütteten, dort mit lächelnden

Mienen. Hier iſt ein Vermögen verloren, dort ein anderes gewonnen worden. Hier ſtehen Tauſende und aber Tauſende auf dem Spiele, dort wurden gleiche Summen mit einem Schlage gewonnen. Es iſt keine Uebertreibung, man glaubt ſich in eine



Das Haupt-Zoll-Amt von Newyork.

ungeheure Spielhölle verſetzt, wo alle Leidenſchaften entfeſſelt ſind, wo jedoch nur eine herrſchend iſt: Die Habſucht. — —

Hier ſehen wir auch in die lange, düſtere, von ſechs-, ſieben-, ja elfſtöckigen Häuſern eingeſchloſſene Naſſau-Street hinein, — eine Straße voll Geraſſel und Getöſe, ein

oft unentwirrbar ſcheinender Knäuel von Menſchen, Pferden, Karren, Wagen, Kiſten. Es iſt der Ueberſchuß des Broadway, der ſich hier in dieſe Straße verläuft, und auch hier nicht genügend Platz findend, ſich noch um mehrere Straßen weiter hinausdrängt. — Wie der Broadway das Prototyp einer ſchönen, großſtädtiſchen Straße iſt, ſo ſind ſeine Nebenſtraßen, und vor Allem die Naſſau-Street, nur zu ſehr vernachläſſigt. Im Winter bei Schneefall ein fußtiefer, kohlſchwarzer Moraſt, im Sommer eine Staubwolke, iſt das Pflaſter derſelben voll Löcher und Unebenheiten — und dabei iſt ſie trotz ihrer Enge nächſt dem Broadway die vielleicht am meiſten benützte Verkehrsader zwiſchen den Geſchäftsſtraßen der unteren und oberen Stadt. —

In der Wall-Street noch weiter abwärts ſchreitend, gelangen wir zu dem Newyorker Cuſtom-Houſe, dem Zollamte der Stadt, gleich berühmt durch ſeinen Bau, wie einſtens berüchtigt durch die Corruption ſeiner Beamten. Koloſſale Granitſockel, maſſive cylindriſche Blöcke tragen eine Reihe ſchöner Frontſäulen, und auch die im Innern des Gebäudes befindliche Rotunde wird von acht ſtolzen Säulen aus italieniſchem Marmor getragen, deren korinthiſches Capitol in Italien gemeißelt wurde. Hier in dieſem geräumigen Saale verſammeln ſich die Hauptbeamten des Zollamts, und eine Menge von Kaufleuten und Commis ſtrömen ohne Unterbrechung ab und zu. — Aber das wichtige Gebäude war gleichzeitig auch bis in die letzten Jahre hinein der Sitz unglaublicher Corruption, vom oberſten Beamten abwärts bis zum letzten Zolldiener. Es war der Hort des politiſchen „Ringweſens“ von Amerika, und das ganze Zollamt übte bei den oft in den Koth der Niedertracht herabſinkenden Wahlumtrieben häufig ſeinen käuflichen, verderblichen Einfluß aus. Gleichzeitig ſtand die Beſtechlichkeit hier in der vollſten Blüthe, und es wurde kein Stück Seide, kein Stückchen Waare im Hafen von Newyork eingeführt, ohne daß nicht eine bedeutende Summe als Schandgeld in die Taſchen der Beamten gefallen wäre. Ja die Letzteren gingen in ihrer Kühnheit ſo weit, ſelbſt die Paſſagiere der in Newyork landenden Dampfer um ihren Sündenpreis zu betteln, und ſo ſchon die Ehre des Beamtenſtandes den aus Europa kommenden Paſſagieren zu verkaufen, ehe dieſe noch den Boden Amerikas betraten. — Die neue Regierung hat dieſem ſchmachvollen Treiben, dieſem offenen Millionenraub aus der Kaſſe der Vereinigten Staaten endlich ein Ziel geſetzt.

* * *

Wir ſind jetzt mitten in einem Labyrinth von Straßen, die alle und ausſchließlich dem Handel und der Geldſpekulation gewidmet ſind, und nur ſelten ragt irgend ein Zeitungspalaſt aus der Mitte der ihn umgebenden Geld-Inſtitute hervor. Lebens- und Feuerverſicherungs-Geſellſchaften, Sparbanken, Eiſenbahn-Direktionen und die Verwaltungen aller großen Geld- und Verkehrs-Inſtitute des ganzen Landes haben hier

ihren Sitz. Auf den Broadway zurückkehrend, ſehen wir es ſchon aus dem wo mög-lich noch größeren Verkehr, daß wir uns dem Mittelpunkte der unteren Stadt nähern. Die Gebäude werden zu feenhaften Palaſtbauten, von denen jener der Spar-Bank den großartigſten Eindruck macht. Ueberall häufen ſich Blöcke des koſtbarſten Marmors und Granits, Statuen und reich geſchmückte Häuſerfronten aus Eiſen und Stein. Von den Manſarden herab bis in die Keller iſt Alles mit großen Schildern und Plakaten bedeckt, aus allen Fenſtern und Thüren tritt das Geſchäft dem Wanderer entgegen. Jedes Gaſſengewölbe iſt mit Käufern gefüllt, über die Straße rollen ganze Colonnen von Stellwagen, Kutſchen, Laſtfuhrwerken, und der ganze Broadway iſt derart mit einer hin- und herwogenden Menſchenmaſſe angefüllt, daß es uns Wunder nimmt, wie ſich dieſer Knäuel nur löſen kann. — Und über das ganze bewegte Bild ſpannen ſich unzählige Telegraphendrähte, dieſe einzigen ſichtlichen Zeichen des Blitzverkehrs, der aus jenem Monſtre-Gebäude zur Linken nach allen fünf Welttheilen geſchleudert wird. —

Unſer Auge kann den Gipfel dieſer rothen Ziegel-Pyramide kaum erreichen; neun Stockwerke hoch, erhebt er ſich über alle Gebäude der Nachbarſchaft empor in die Lüfte, und als wollte er den Ausſpruch wahr machen: „Coeli eripuit fulmen“ ragt noch ein hoher Thurm über das Gebäude in die Wolken hinein. Die Auf-ſchrift dieſes Palaſtes zeigt die Worte: „Western Union Telegraph-Company“. Es iſt das Haupt-Telegraphen-Amt von Amerika, jene in alle Theile des Continents reichende Inſtitution, zu welcher der Amerikaner Morſe den Grundſtein gelegt. Die hohe Flaggenſtange an der Spitze des Thurmes trägt eine große rothe Kugel, die alltäglich um Mittag von der Stangenſpitze herabfällt, um ſo den Tauſenden Schiffen im Hafen von Newyork die genaue Zeit anzuzeigen. Und ſo ſieht man denn auch um dieſe Stunde alle Kapitaine mit ihrem Chronometer auf dem Verdeck ihrer Schiffe ſtehend, aufmerkſam die rothe Kugel beobachten, welche in und für Newyork als Zeit-beſtimmer die Rolle der Sonne übernommen hat.*)

Noch einige Schritte weiter, und wir ſind auf dem belebteſten Theile des Broad-way, in dem Verkehrs-Mittelpunkt der Großſtadt angelangt.

Und einen Verkehrs-Mittelpunkt, wie dieſen, haben weder London noch Paris noch Wien aufzuweiſen. Man ſpricht viel von Charing-Croß der engliſchen, dem Opernplatz der franzöſiſchen, dem Stefansplatz der öſterreichiſchen Metropole, aber ſie alle zuſammen werden nicht ſo viel Verkehr zeigen, wie dieſes Plätzchen von Newyork.

---

*) Die Vereinigten Staaten hatten Ende 1883 nicht weniger als 500 000 Meilen Kabel- und Land-Telegraphen-Leitungen, 14 000 Telegraphenſtationen vermittelten den Verkehr, welcher im Jahre ca. 50 Millionen Depeſchen beträgt! Die Länge der Telephonleitungen betrug 1883 über 100 000 Meilen und die Zahl der Telephondepeſchen überſtieg 140 Millionen.

Die drei Gebäude, welche ſeine Hauptfronten einnehmen, bilden jedes für ſich ein Wunder der neuen Welt: Das Poſtamt, an Pracht und Größe wohl von keinem Poſtgebäude übertroffen, das Palais des „Newyork-Herald", der größten Zeitung, und das Aſtor-Houſe, eines der größten Hôtels Amerikas.

Der Broadway und das Poſt Gebäude.

Die beiden letztgenannten Rieſenbauten ſtehen einander gegenüber, während das Poſtamt ſeine Koloſſalfront dem Broadway gerade entgegenſtellt. Jedes einzelne Gebäude mit ſeinen innern Einrichtungen, gleichzeitig das Prototyp für alle demſelben

Der City-Park und das Rathhaus Newyorks.

Zweck gewidmeten Gebäude Amerikas bildend, iſt viel zu wichtig, viel zu bedeutend, um ſie hier nur im Kurzen zu beſprechen, und ſie ſollen deshalb in folgenden Kapiteln eingehend gewürdigt werden.

An ihnen vorüberſchreitend gelangen wir zu dem erſten der drei Broadway-Plätze, dem ſogenannten „City-Park".

* * *

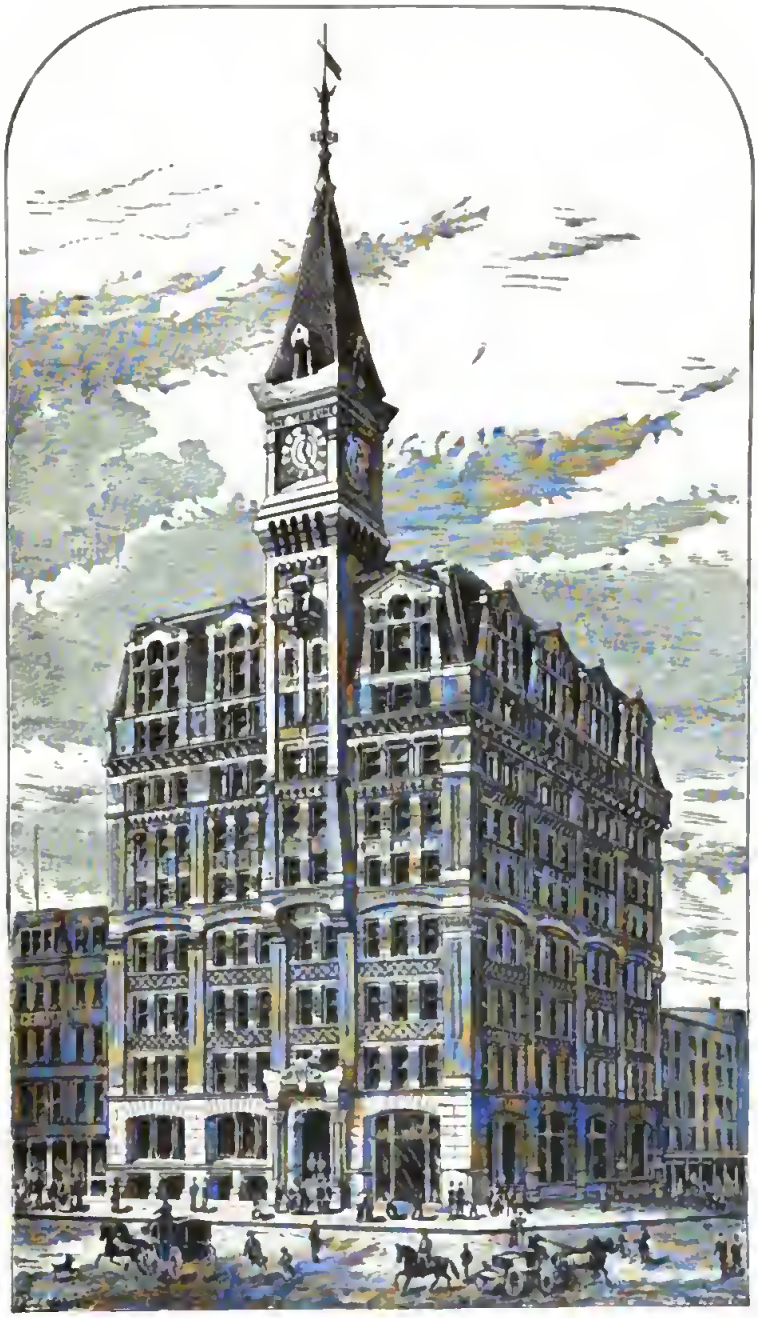
Der „City-Park", ein offener, mit ſchönen, wohlgepflegten Baum-Anlagen geſchmückter Platz, enthält gleichzeitig die ſtädtiſchen Gebäude von Newyork, die „City-Hall" und das „Court House" (das Rathhaus und der Gerichtshof), welch' beide in der Geſchichte der Stadt zu trauriger Berühmtheit gelangten. — Sie waren das Danaidenfaß, durch welches Millionen über Millionen des ſtädtiſchen Kapitals in die Säckel gewiſſenloſer Beamten und Spekulanten gefloſſen waren, und ſo die Schuldenlaſt der Stadt und der Grafſchaft auf die enorme Höhe von hundertfünfzig Millionen Dollars hinaufſchraubten, für deren Intereſſen-Tilgung allein die Bürger mit 3 Prozenten ihres Einkommens taxirt werden.

Aber wir wollen uns den Genuß des Anblickes dieſer Prachtbauten nicht verkümmern laſſen durch den ſchwarzen Schatten auf dem blendenden Weiß ſeiner Mauern, durch die Frevelthaten des „Ringes",*) welche bei der Erbauung derſelben vorfielen. In architektoniſcher Hinſicht ſind beide edle Bauwerke aus den koſtbarſten Materialen aufgeführt, und würdig der Größe und Bedeutung jener Stadt, deren Vertretungskörper ſie beherbergen.

Zur Rechten des Cityhall-Parks finden wir den Park Row, die Reſidenz des Vertretungskörpers des ganzen Volkes von Amerika: Der Preſſe. Hier ſtehen ſie Haus an Haus, die Zeitungsgebäude der „Sun, Times, World" etc., alle noch um das Doppelte überhöht von dem thurmartigen Rieſenbau der Tribüne, welchem 1883 noch ein viel höherer Geſchäftspalaſt von elf Stockwerken gegenübergeſtellt wurde, eine der Sehenswürdigkeiten von Newyork bildend.

Es würde in dem engbegrenzten Raume unmöglich ſein, alle die großen, erdrückend impoſanten Fronten, welche ſich zu beiden Seiten des Broadway ohne Unterbrechung hinziehen, auch nur namhaft zu machen. Ueberall die gleiche Größe, die gleiche Pracht, das gleiche Leben, überall Banken, große Induſtrie- und Handelsfirmen, die Hauptſtraße entlang, ſowie in die zahlloſen Neben- und Seitenſtraßen hinein, die ſich gegen Oſt und Weſt bis an die Flußufer erſtrecken. Jede Straße, zu beiden Seiten beſetzt mit vier bis ſechs Stock hohen Häuſer-Fronten, und jedes einzelne Gebäude aus Eiſen und Stein aufgeführt, und bis in die oberſten Stockwerke hinauf

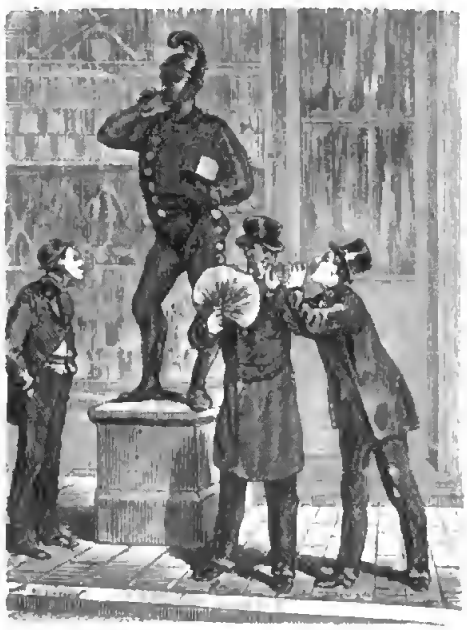
*) Mit „Ring" bezeichnet man in Amerika die Vereinigung aller, bei derlei Betrügereien betheiligten Perſonen.



Das Gebäude der Newyorker „Tribüne“.

mit Gas- und Waſſerleitung und anderen Errungenſchaften des amerikaniſchen Bauſyſtems verſehen. Elegante Elevatoren vermitteln den müheloſen Verkehr zwiſchen den einzelnen Stockwerken.

Die Straßenläden, die ſich uns in der Nähe des City-Parks am auffälligſten präſentiren, ſind die Bureaus der Eiſenbahnen und Dampfſchiffe, in welchen man die Fahrkarten, Eiſenbahnpläne, Landkarten und Reiſebücher über alle Bahnſtrecken und alle Städte Amerikas erhalten kann. Insbeſondere beſitzen die Eiſenbahnen der weſtlichen Prairien wohleingerichtete Bureaus, da es ihnen meiſtens mehr um den Verkauf ihrer Ländereien an die Einwanderer, als um die Fahrbillette zu thun iſt, und ſie wenden in der That auch alles Mögliche auf, um die erſteren an ſich heranzuziehen. In dieſe, ſowie überhaupt alle anderen Straßenläden, die ſich in unabſehbarer Reihe aneinander drängen, iſt es Jedermann frei geſtattet, einzutreten, ſelbſt falls er nicht die Abſicht hätte, Einkäufe zu machen.



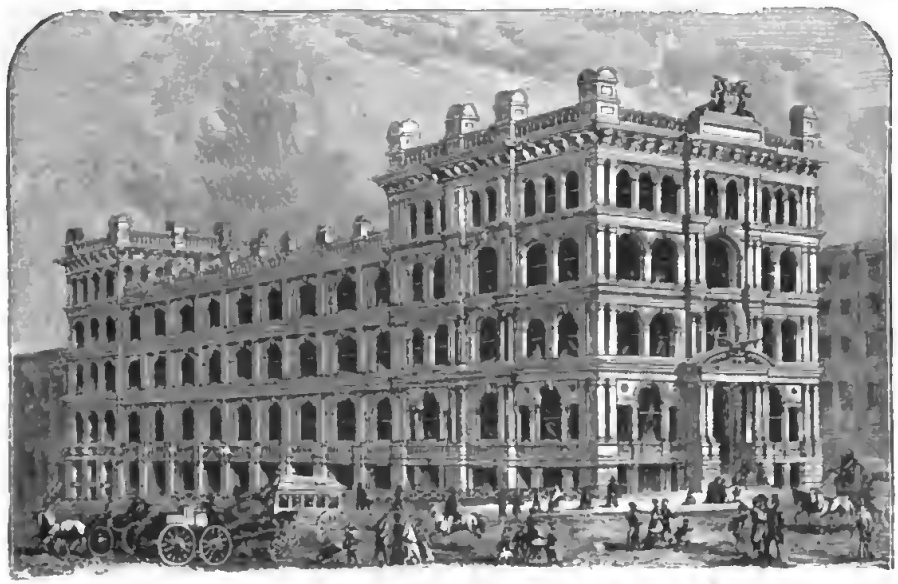
Volkstypen: Vor einem Tabaksladen.

Dieſe Straßenläden Newyorks ſind allein ſchon eine eingehende Studie werth, und die Schilderung ihrer ſpezifiſch amerikaniſchen Eigenthümlichkeiten würde ganze Kapitel füllen. Auf dem Broadway erhielten ſie allerdings bereits einen europäiſchen Anſtrich, allein in den Seitenſtraßen und vor Allem dem ſonderbaren „Bowery" könnte man tagelang mit ihrer Betrachtung verbringen. Was dem Europäer vielfach auffällt, ſind die zahlreichen Barber-Shops (Barbierſtuben) mit ihren vor dem Trottoir befindlichen weiß-roth-blau bemalten Pfählen, welche ihnen als Wahrzeichen dienen. Vor den Tabakläden prangt gewöhnlich eine mit den ſchreiendſten Farben bemalte, roh geſchnitzte Holzfigur, zumeiſt ein Indianer in Kriegsrüſtung, den blinkenden Tomahawk in der einen, ein Bündel Cigarren in der andern Hand haltend; eine paſſende Illuſtration zu dem bekannten Sprichwort: „Friß Vogel oder ſtirb". Oder es iſt eine Indianerin, der buckelige Kikeriki, ein Matroſe oder gar ein öſterreichiſcher Soldat, mit einer Hand ſalutirend, mit der andern wieder das obligate Cigarrenpacketchen entgegenſtreckend.

Aber während außerhalb der Thüre die hölzerne Cigarre umſonſt feilgeboten wird, wird in dem Laden ſelbſt die wirkliche Cigarre deſto theurer berechnet. Die

gewöhnlichſte, nur von Arbeitern geraucchte Cigarre koſtet ca. 5 Cents (20 Pfennige), während der Preis einer halbwegs rauchbaren Cigarre ſich auf 15 bis 25 Cents (60 Pf. bis 1 Mk.) beläuft. Dagegen iſt der Kautabak deſto billiger und in ganz Amerika leider viel gebräuchlicher als die Cigarre. Des hohen Preiſes der letzteren wegen kamen in den letzten Jahren die Cigaretten in die Mode.

Der nächſte Palaſt, der unter den beiden Häuſerreihen des Broadway ins Auge ſpringt, iſt das Gebäude der Newyorker Lebensverſicherung, zwiſchen Leonard-Street und Catharine-Lane. Es zählt ebenfalls zu den geſchmackvollſten und großartigſten aus Privatmitteln aufgeführten Baulichkeiten. Das Aeußere iſt ſehr in die Augen fallend, im joniſchen Style aus weißem Marmor erbaut. Es wird überhaupt ſchwerlich eine Straße in der Welt geben, in welcher mehr Marmor verſchwendet wurde,



Der Broadway: Palaſt der Newyorker Lebens-Verſicherungs-Geſellſchaft.

als auf dem Broadway von Newyork, und hätte all dies Material aus Carrara kommen ſollen, dann wären dieſe berühmten Marmorbrüche Italiens ſchon lange erſchöpft.

Die Newyorker Lebens-Verſicherungs-Geſellſchaft iſt die erſte und größte aller jener zahlloſen Geſellſchaften dieſer Gattung, die Amerika aufzuweiſen hat. Die Lebens-Verſicherung wird in Amerika unverhältnißmäßig mehr betrieben, als im alten Mutterlande, was wohl in der größeren Beweglichkeit des Kapitals und der leichteren Möglichkeit des Verluſtes zu ſuchen ſein mag. Die genannte Compagnie, eine der älteſten des Landes, wurde 1845 gegründet, und beſitzt auch in jeder größeren Stadt Amerikas und Europas ihre Agenturen. Die jährlichen Einnahmen derſelben belaufen ſich auf 7 Mill. Dollars und die Summe des verſicherten Kapitals beträgt 150 Mill. Dollars.

* * *

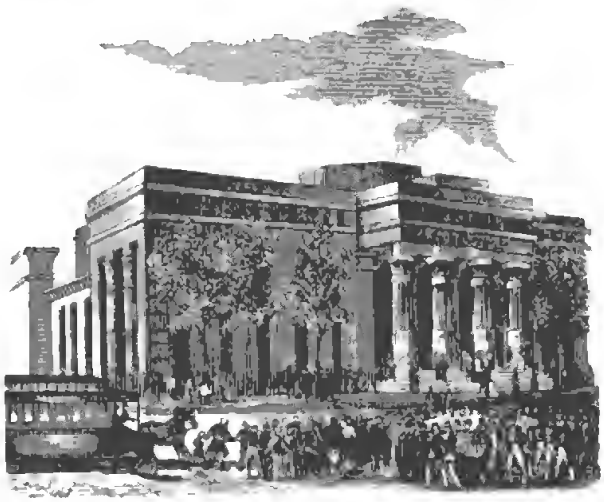
Eine kurze Strecke in der Leonard-Straße nach Osten schreitend, gelangen wir zu einem Palaste, dessen Bewohner vergebens versuchen würden, ihr Leben durch Geld zu versichern. Sie sind unwiderruflich dem Tode verfallen. Das Gebäude führt den bezeichnenden Namen „The Tombs“ (Die Gräber), und es sind in der That Gräber, welche die Feinde und Uebertreter des Gesetzes hier umschließen. Sie sind todt für die Welt, so lange sie dort verbleiben, und hängt nicht da über ihnen das drohende Schwert des Damokles, das Schaffot? — Derjenige, welcher noch nie die Gemächer der „Tombs“ in Augenschein genommen hat, kann sich keine Vorstellung von der Verderbtheit ihrer Insassen machen. Natürlich findet sich auch manches mitleidswerthe Geschöpf, ja manche verfolgte Unschuld zeitweilig daselbst, oder auch solche, die in tiefster Reue ihren ersten Fehltritt beweinen, aber die große Mehrheit ist doch schlechter und niederträchtiger, als man sich im gewöhnlichen Leben vorstellt, und nur selten trifft den Verbrecher das Loos, das er in Wahrheit verdient hätte.

Einem Jeden, der die Tombs ansieht, werden sie unwillkührlich als eine Parodie auf irgend einen memphischen oder thebanischen Tempel erscheinen. — Die Fronte in der Centre-Street, mit ihrem trotzig plumpen Säulengang und Säulendach, dem schwerlastenden, glatten Viereck über uns, ist das Urbild der Strenge, Unbehaglichkeit und Düsterheit. Hier in einem Zimmer rechter Hand finden die Voruntersuchungen über begangene Verbrechen statt. Es ist der Polizei-Gerichtshof, wo am frühen Morgen ein Distriktsgericht Sitzung hält, um die vorzubringenden Anklagen zu hören und zu bestimmen, was vorläufig mit den Arrestanten geschehen soll. In Fällen von geringerer Bedeutung, wie Trunkenheit, unordentliche Aufführung, Vagabondiren, verurtheilt diese Behörde zu Geldstrafen, Einsperrung, oder entläßt den Gefangenen mit einem Verweis. Die Gefängnißstrafen obliegen dann der Entscheidung der verschiedenen höheren Gerichtshöfe, von denen aber nur einer, der Court of Special Sessions, in den „Tombs“ seine Sitzungen hält. Vor zwei Richtern werden dort die Fälle von kleinerem Diebstahl, thätlichem Angriffe und anderen Vergehen verhandelt. Jeden Dienstag, Donnerstag und Samstag thronen sie dort, ein Schrecken aller Unholde und Bösewichter, dem friedlichen und arbeitsamen Bürger zum Schutz und Heil. Durch die vielfache Uebung und Erfahrung ist ihre Thätigkeit meistens mit dem besten Erfolge gekrönt. Die der Gesellschaft gefährlichen Klassen der Bevölkerung sind ihnen so wohl bekannt, daß ihr Urtheil, wenn nicht beeinflußt durch irgend ein politisches Interesse, ein stets gerechtes und unparteiisches ist. Eine große Menge von Verbrechern wandert von diesem Gerichtshofe in die unteren Zellen der Tombs. In den beiden oberen Reihen befinden sich dann sechzig Zellen zur Aufnahme von allerlei anderen Arten von Verbrechern. Dies ist die Abtheilung für das männliche Geschlecht. Die für das weibliche enthält zweiundzwanzig Zellen, von denen die Hälfte zur zeitweiligen Aufnahme derjenigen benutzt wird, die

nicht weiter als vor den Police Court oder den Court of Special Seſſions zu kommen beſtimmt ſind. Jeder Gefangene koſtet dem Staate an Unterhalt etwa dreißig Cents täglich. Das innere Viereck, von den angrenzenden Zellen gebildet, iſt der Ort, wo die letzte Strafe des Geſetzes gebüßt wird. Die Zeit einer zu vollziehenden Hinrichtung ausgenommen, bietet er nichts bemerkenswerthes, aber dennoch überſchleicht einen Jeden, der ſeine Beſtimmung kennt, ein unheimliches Gefühl, theilweiſe hervorgerufen durch die ſchwerfälligen, ſchmalen Eingänge, die düſteren, hohen Mauerwälle aus grauem Granit, an denen von Ecke zu Ecke, in der ſonſt lautloſen Grabesſtille, kalt und eintönig die eigenen Fußtritte widerhallen.

* * *

Wenden wir uns von dieſem Todtengewölbe nun wieder dem von Leben ſtrotzenden Broadway zu, ſo kreuzen wir aufwärts die Canal-Street. Jetzt eine breite, geräumige



Die Tombs.'

Geſchäftsſtraße, ehemals ein ſchmutziger, ſumpfiger Waſſergraben, der gerade an dieſer Stelle überbrückt war. Mit Ausnahme einiger alter Gebäude, die in der That noch aus jener Zeit erhalten ſind, erinnert nichts mehr an Graben oder Brücke, und überall herrſcht längs den bunten Reihen der mannigfaltigſten Engros- und Detailetabliſſements das geſchäftigſte Treiben.

An der Ecke der nächſten, der Grand-Street, fällt uns Lord & Taylor's großer Geſchäftspalaſt in die Augen, aus weißem Marmor und mit reicher Einfahrt. Dieſer Theil der Stadt war, wenige Jahre zurück, faſt gänzlich nur von Detailgeſchäften beſetzt, aber neuerdings hat der Unternehmungsgeiſt der Großhändler die Canal-Street bereits überſprungen und drängt die Lager und Verkaufsläden ſeiner Abnehmer weiter ſtadtaufwärts. Wir befinden uns jetzt in dem nächſten Häuſerviertel gerade im Angeſicht

des vornehmen St. Nicholas-Hotel, von wo aus unſer Künſtler uns wieder eines der lebendigſten und charakteriſtiſchſten Bilder, den Broadway aufwärts, vor Augen führt.

Der Blick erſtreckt ſich weithin, mannigfaltig und unterhaltend. Nehmen wir die glänzende und ausgedehnte Façade des St. Nicholas zum Stützpunkt, ſo ſchweift das Auge nach jeder Seite hin an Reihen von Geſchäftspaläſten entlang, wie ſie keine andere Stadt der Welt aufzuweiſen hat. Der hohe und zierliche Thurm der Grace-Church (Gnaden-Kirche) ſchließt die Ausſicht ab, indem der Broadway an jener Stelle mit einer kleinen Biegung ſich nordweſtlich wendet. Marmor und brauner Sandſtein wechſeln mit einander ab, und die Licht- und Farbeabſtufungen, die von Gold, Silber und hellſcheinenden Farben glitzernden Schilder und Embleme an den Fronten der Häuſer geben uns ein Bild von ganz eigenthümlicher Wirkung und Stimmung; — und nun das Geräuſch, das Gewoge, das Gedröhn des täglichen Verkehrs! Eine wahre Fluth von Omnibuſſen, Geſchäftskarren und Wagen, untermiſcht mit eleganten Privatequipagen; das Trottoir voll von Fußgängern. — Ein Spaziergang an dieſem Theile des Broadway iſt ſtets für jeden Newyorker, Mann oder Frau, ein nie ermüdendes Vergnügen und für den Fremden ein Hochgenuß. Es iſt bekannt, wie Charles Dickens, als er zum erſten Male dieſes Land beſuchte, täglich ſtundenlang vom Fenſter ſeines Hotels dem immer wechſelnden Auf- und Abwogen der Fuhrwerke und Fußgänger zuſah. Auch Thackeray war überraſcht und angenehm unterhalten von dem Anblick dieſer herrlichen Promenade und wurde nie müde des Selbſtmitpromenirens und des Studiums der unaufhaltſam wechſelnden Phyſiognomien. Er hat den Broadway oft die ſchönſte und intereſſanteſte Straße der Welt genannt. „Laß uns die Fleet-Street hinunter luſtwandeln," pflegte der alte Johnſon zu ſagen, wenn er Erholung von ſeinen literariſchen Arbeiten ſuchte oder den Trübſinn von ſeiner Stirn verſcheuchen wollte. Wie ſich der alte, Städte liebende Doktor mit ſeiner Freude am geſchäftigen Verkehr und ſeiner Abneigung gegen die Einſamkeiten des Landlebens wohl vergnügt haben würde in einer ſolchen Straße, wie dieſer Broadway!

Volkstypen: Stiefelputzer.

Wohl giebt es noch andere Straßen in Newyork, die an Schönheit der Gebäude und der ganzen Anlage den Broadway übertreffen. Es giebt auch in anderen Städten

Amerikas hübſche und anſehnliche, ja großartige Geſchäftslokale. Für eine kurze Diſtanz — wenige Straßen weit — iſt die Cheſtnut-Street in Philadelphia, Waſhington-Street in Boſton, die Lake-Street in Chicago u. ſ. w., dem Broadway ähnlich an Lebhaftigkeit des Verkehrs, aber an Fülle von architektoniſchen Wundern und der Regſamkeit und Rührigkeit in einer Ausdehnung von mehr als 3 Meilen ragt keine auch nur halbwegs an ihn heran.

Ueber die Canal-Street hinaus kommen wir an die Kaufläden mit ihren lachenden, reichen, ſtrahlenden Schaufenſtern, die Nähmaſchinenmagazine, die Blumenhandlungen,

Der Union-Square.

an die ungeheuren Hotels, die Theater, Reſtaurants und Cafés u. ſ. w. War der untere Theil des Broadway nahezu ausſchließlich dem Geſchäftsleben gewidmet, ſo begegnet man jetzt mehr und mehr der eleganten Welt, ſelbſtgefälliger, und weniger in Haſt und Jagen.

Damen in reicher Kleidung beleben das ſchöne Bild und die tauſend Farben und Formen ihrer Toiletten heben ſich anmuthig und gefällig ab von dem einförmigen Schwarz ihrer männlichen Begleiter. Gerade dieſer Konſtraſt in den Kleidungen von Herr und Dame wird dem Europäer ſofort auffallen. Der Amerikaner kleidet ſich äußerſt einfach, aber elegant. Seine Toiletten ſind von gutem Schnitt und ſelbſt

beim gemeinen Mann viel ſauberer gehalten, als dies in Europa in den gleichen Kreiſen der Fall iſt. Hemd und Kragen ſind ſtets von ausnehmender Weiße, und die Fußbekleidung ſtets glänzend geputzt. An jeder Straßenecke, in jedem Hotel lauern dem Fußgänger Schuhputzer-Jungen, „Shoe blacks“ genannt, auf, die keinen ungeputzten Stiefel in den Straßen Newyorks dulden, und den Unglücklichen, der in dieſen Stiefeln ſteckt, ſo lange verfolgen und ihn ſo handgreiflich auf den zweifelhaften Zuſtand ſeiner Fußbekleidung aufmerkſam machen, bis er, ſich an irgend eine Mauer lehnend oder in einen Thorweg poſtirend, ſeine mehr oder minder großen Stiefel den Liebkoſungen der kleinen Negerjungen überläßt. Einige Cents — jedoch niemals weniger als fünf — bilden die Bezahlung.

Ebenſo einfach wie die Toilette der Herren, ebenſo reich, obſchon nicht immer geſchmackvoll iſt jene der Damen. Die Amerikanerinnen, von der Ariſtokratie herab bis zum Dienſtmädchen, beſitzen eine angeborne Beweglichkeit und Grazie, die viel auffälliger, man könnte ſagen unabhängiger auftritt, als in Paris und Wien. Dazu wiſſen ſich die wenigſten einfach und vortheilhaft zu kleiden, weshalb bei vielen ihr hübſches Geſichtchen die reiche Geſchmackloſigkeit ihrer Toilette verdecken muß. Auf der Straße ſind Damen ſtets behandſchuht, im Gegenſatze zum Mann, der ſelbſt bei Beſuchen die Handſchuhe in der Taſche oder zu Hauſe läßt. —

Je weiter aufwärts, deſto eleganter und gewählter werden die hier hauptſächlich Toilette-Artikeln gewidmeten Läden, und haben wir die obere Stadt betreten, ſo finden wir die ganze Phyſiognomie verändert. Hier iſt das Eldorado des allzeit kaufluſtigen ſchönen Geſchlechtes, das in Amerika mit geringen Ausnahmen den Ausdruck „ſchönes Geſchlecht“ wirklich verdient. — Reiche Equipagen bedecken den Fahrweg oder ſtehen in langen Reihen in den Seitenſtraßen, und wie die Tauben am Schlage, leider nur nicht immer ſo ſanften Gemüthes, rauſcht hier die elegante Welt des oberen Stadttheiles in den von Waaren ſtrotzenden Läden aus und ein. Da iſt auch A. T. Stewart's, des verſtorbenen Ellenkönigs berühmter Geſchäfts-Palaſt. Ein ganzes Straßen-Viereck zwiſchen der 9. und 10. Straße, dem Broadway und der 4. Avenue einnehmend, feſſelt der eiſerne Bau ſofort durch die Leichtigkeit und das Praktiſche ſeiner Architektur bei ſo enormer Größe. Aber eine Idee von der Ungeheuerlichkeit dieſes Waarendepots kann man ſich nur bei einer Durchwanderung der inneren Räume verſchaffen. Der Blick unter dem großen Centralgewölbe aufwärts, wo die Gallerien der einzelnen Stockwerke ſich ähnlich den Gallerien eines Mammuthstheaters übereinander erheben, iſt einzig in ſeiner Art. Die acht Gallerien des Gebäudes in einer Fläche ausgebreitet, würden fünfzehn Acker Land bedecken.

Die Zahl der in dieſem gewaltigſten aller Kaufhäuſer beſchäftigten Commis erreicht nahezu Tauſend, und die Summen, welche alljährlich hier eingenommen werden,

erreichen viele Millionen. — Der ganze Bau iſt Tags über wie ein Bienenſtock von Kaufluſtigen umſchwärmt, die den Honig ihres Goldes hier in Austauſch gegen Waare ablagern wollen. Die Waaren beſchränken ſich ausſchließlich auf Toilette-Artikel (falls das Wort „ausdehnen" hier nicht beſſer angebracht iſt, als beſchränken"). Vom Hut bis zur Stiefelſohle, vom feinſten Pelz bis zum gröbſten Hemd iſt hier für beide Geſchlechter alles zu finden, was überhaupt Mode iſt und zwiſchen dem atlantiſchen und ſtillen Ozean am Körper getragen wird. Das ſagt Alles. Ob nun fertig oder in Stoffen, ob in Seide oder Wolle, ſind hier Fragen, die in dem Worte „Alles" zur Genüge beantwortet werden. Dutzende von Hand- und Pferdewagen führen alltäglich die gekauften Waaren ohne weitere Berechnung an die einzelnen Adreſſen. Die Bezahlung der Einkäufe geſchieht nicht nur hier, ſondern auch bei allen andern Gelegenheiten, wo die Summe einige Dollars überſteigt, in „Cheques", wozu Damen und Herren ihre eigenen „Cheque books" beſitzen. (Bücher mit leeren Bankanweiſungen, in welche bloß die Kaufſumme eingeſchrieben zu werden braucht.)

Außer dieſem großartigen Etabliſſement beſitzt die Firma A. T. Stewart noch ein zweites, ebenſo großartiges „down town" (in der unteren Stadt). Hier, wie in den meiſten großen Modewaarengeſchäften, mit Ausnahme der Kleidungsmagazine, ſind von Europa importirte Artikel am meiſten begehrt und beinahe ausſchließlich gekauft. Handſchuhe, Seidenwaaren, Spitzen, Parfums, Leder- und Meerſchaumwaaren, Kravatten u. ſ. w. werden trotz der ungeheuren Zölle vom europäiſchen Markt doch noch immer dominirt. Nur in Kleiderſtoffen, in Amerika „Drygoods" genannt, wurde Europa beinahe vollſtändig aus dem Markte geſchlagen, und die amerikaniſchen Stoffe werden gegenwärtig ihrer Billigkeit und Solidität wegen den europäiſchen ſehr häufig vorgezogen. — Es giebt auch wohl einzelne Damen-Toiletten-Artikel, welche in Amerika mit wunderbarer Meiſterſchaft und in großen Maſſen verfertigt werden, allein ſie eignen ſich nicht für dieſe Schilderungen.

* * *

Die Bezeichnung „obere" und „untere" Stadt iſt in Newyork ſehr gebräuchlich, obgleich es keine eigentliche Abgrenzung zwiſchen beiden Stadttheilen giebt. Man kann jedoch die Grenze der oberen Stadt dorthin verlegen, wo die Benennung der Querſtraßen des Broadway mit Namen aufhört und ihre Nummerirung mit fortlaufenden Ziffern beginnt, d. h. wo die europäiſche Straßen-Bezeichnung durch die amerikaniſche erſetzt wird. Damit hören auch europäiſche Unregelmäßigkeit und europäiſches Winkelwerk — mit einem Worte, die alte Welt auf, und die neue Welt beginnt. —

Der nächſte anziehende Punkt oberhalb des Stewart'ſchen, Prinzeſſin „Mode" gewidmeten Palaſtes iſt Grace-Church (die Gnadenkirche) mit ihrem leichten und zierlichen Thurme, deſſen Anblick man ſchon vom City-Park aus genießt, und der einen der Markſteine des großen Broadway bildet. — Nebenan, in einer kleinen Straßen-Er-

weiterung, hat ſich ſeit der letzten Weltausſtellung zu Philadelphia ein elegantes Wiener Caffeehaus etablirt, das erſte dieſer Art in Newyork und Amerika. Den ganzen Tag über von der eleganten Welt frequentirt, iſt es der beſte Beweis, daß Amerika Wiener Kipfeln und Wiener Caffee nicht abhold iſt. Beides hatte ſich in der That in wenigen Monaten nach der Ausſtellung den ganzen amerikaniſchen Markt erobert, und in jeder größeren Stadt ſind gegenwärtig Wiener Caffeehäuſer zu finden.

Je weiter wir aufwärts ſchreiten, deſto großartiger und breiter wird der Broadway, und öffnet ſich endlich, an der vierzehnten Straße, zu einem ausgedehnten, mit den prachtvollſten Paläſten umſchloſſenen, und mit üppigen, wohlgepflegten Parkanlagen bedeckten Platz, dem „Union-Square“, von dem ſich im Oſten und Norden die Wohnungen und Clubhäuſer der „Elite“ der Stadt-Bevölkerung abzweigen. In der Mitte des Parkes erfüllt eine mächtige Fontaine an heißen Sommertagen die Luft mit Kühle und Friſche. Die Wege ſind den Tag über immer von Fußgängern belebt, und des Morgens und Abends luſtwandeln hier die Herren und Damen der Nachbarſchaft mit ihren Familien. Als ein drolliges Etabliſſement in dem ſchönen Park kann die hier gegründete Spatzenkolonie gelten. Eine kleine Anzahl dieſer in Newyork nicht einheimiſchen und in der Inſekten-Vertilgung ſo Großartiges leiſtenden Vöglein wurde vor etwa zehn Jahren von London hierher importirt, und jetzt ſind ihnen alle Anlagen und Parks in Newyork und Umgegend zur Heimath geworden, mit dem Stammquartier am Union-Square.

Statuen von Waſhington und Lincoln in wenig lobenswerther Ausführung erheben ſich in den beiden Ecken des Platzes, der von einem Kreis großer Theater, eleganter Hôtels erſten Ranges, Reſtaurants, Kaufläden und Privatwohnungen umgeben wird. Am Eingange der ſich hier abzweigenden vierten Avenue ſteht das koloſſale „Everett-Houſe“, ihm gegenüber Clarendon-Hôtel. Eine Straßen-Ecke wird von dem Palaſte der Singer'ſchen Nähmaſchinen-Niederlage, eine andere von dem koloſſalen Gold- und Silberwaarenlager von Tiffany eingenommen. — Aber auch die vornehmen, dem Union-Square nächſtgelegenen Straßen beſitzen manch' berühmtes und merkwürdiges Gebäude: In der 14. Straße gegen Oſten zu ſteht der elegante Marmorbau der großen und mit Recht weltberühmten Pianofirma Steinway & Sons, deſſen Inneres eine große Muſikhalle zu Conzert-Aufführungen enthält. — Unweit davon erhebt ſich die „Academy of Muſic“ (dies der Name, welchen die großen Opernhäuſer in Amerika führen), der Schauplatz der Triumphe von Adelina Patti, Minnie Hauk, Nilſſon und anderen Operngrößen; die weiße, impoſante Marmorfronte daneben zeigt Tammany-Hall, oft der Mittelpunkt wilder und aufregender Szenen zur Zeit der Sitzungen der einſtens die Stadt beherrſchenden und ausſaugenden demokratiſchen Partei („Tammany-Ring“). —

Der zwiſchen dem Union- und dem wenige Straßen darauf folgenden Madiſon-

Square gelegene Theil des Broadway iſt der eleganteſte und ſchönſte Theil der ganzen berühmten Straße. Wir ſind auf dem Höhepunkt der Großartigkeit, der Schönheit und des Straßenlebens. — So kurz die Strecke auch ſein mag, ſie iſt doch das treueſte Bild der Weltſtadt Newyork, und wer am Samſtag Nachmittag die kleine Strecke zwiſchen den genannten Squares auf und ab promenirt, hat Newyork geſehen. Ein großartigeres Leben, als ſich an dieſem Tage hier ſo ſchön entfaltet, iſt nicht ſo leicht anderswo zu finden. — Auf dem Madiſon-Square ſelbſt befinden wir uns im Centrum amerikaniſcher Hôtelbauten, die von verſchwenderiſcher Eleganz und Reichthum ſtrotzen. Darunter das fifth Avenue-, das Albermarle- und Brunswick-Hôtel, ſowie das berühmte Mammuths-Reſtaurant Delmonics. In den hüſchen ſchattigen Parkanlagen erheben ſich ein paar geſchmackloſe Statuen. Darunter befand ſich früher eine ganz ſonderlicher Art: Eine auf einem Sockel aufrecht ſtehende Rieſenhand, zu jener Bartholdy'ſchen Rieſenſtatue gehörig, welche Frankreich der großen transatlantiſchen Schweſterrepublik zum Geſchenk gemacht hat, und die nunmehr im Hafen von Newyork des Nachts als Leuchte für die einfahrenden Schiffe dient. Die ſchönſten und vornehmſten Straßen der Stadt umſchließen den mit Parkanlagen und Fontainen geſchmückten Square: Der Broadway, die fünfte Avenue, die Madiſon-Avenue und die 23. Straße. — An der Ecke der fünften Avenue liegt das bekannteſte und beliebteſte Vergnügungs-Etabliſſement der Newyorker, Gilmore's Garden, ein koloſſaler eingedeckter Wintergarten mit künſtlichen Grotten und Caskaden, zur Nachtzeit durch Tauſende von Gasflammen feenhaft erleuchtet. Hier pflegte alljährlich auch der Reklamenheld Barnum ſeine große Menagerie für einige Monate unterzubringen, während in der Zwiſchenzeit große Wettlaufen, Ringkämpfe und dergleichen veranſtaltet werden.

Das berühmte „Booth's" Theater, das Grand Opera-Houſe, das Gebäude der „Young Mens Chriſtian Aſſociation" (eine religiöſe Vereinigung junger Männer — in jeder Großſtadt Amerikas zu finden) und vor Allem die „Academy of Deſigns" ſind in der Nähe des Squares. Das letzgenannte Gebäude vertritt in Newyork die Stelle des Pariſer „Salon" oder des Wiener Künſtlerhauſes, und die alljährlich in dieſem, dem Dogenpalaſte Venedigs nachgebildeten Palaſte ſtattfindenden Gemälde-Ausſtellungen zeigen zur Genüge, daß Amerika nun auch anfängt, ſich auf dem Gebiete der Kunſt zu regen.

Der Madiſon-Square iſt gleichzeitig auch der Kreuzungspunkt des Broadway und der fünften Avenue. Während der erſtere ſich nun gegen Weſten in die ruhigeren Quartiere der Rieſenſtadt verläuft, fließt der Strom des untern Broadway in gerader Richtung weiter, durch die fünfte Avenue dem Centralpark zu.

4. Die Fünfte Avenue und ihre Nebenstraßen.

Was ein bekanntes geflügeltes Wort an der russischen Zivilisation, im Gegensatz zu der des westlichen Europa, „das zobelverbrämte Barbarenthum" getauft hat, könnte als „vergoldete Primitivität" bezeichnet werden, sobald es sich um Charakterisirung des nämlichen Gegensatzes zwischen Amerika und den, vorzugsweise als Kulturträger anerkannten Völkern der alten Welt handelt. Ueberall rollt der vollrauschende und majestätische Strom in einem Bett, dessen Breite das höchste Erstaunen erzwingt, zugleich aber über Untiefen und Klippen dahin, von denen es auf den ersten Blick unbegreiflich erscheint, daß er sie noch nicht ausgetieft, weggespült und abgeschliffen hat, oder daß er über einem solchen Untergrunde überhaupt so breit und gewaltig werden konnte. Es ist eine Thatsache, — und selbst der größte Bewunderer Amerika's (vorausgesetzt, daß er Europa ebenso genau kenne) wird es zugeben müssen — daß die Blüthe seiner Zivilisation über Das, was oben als „vergoldete Primitivität" bezeichnet ward, im Großen und Ganzen noch nicht weit hinausgekommen ist. Sie ist die Signatur des Fünfte Avenue-Palastes, dessen Pracht-Parlors in Betreff ihrer Ausstattung sehr wohl den Vergleich mit den üppigen Pariser Salons aushalten, während Ton und Leben in ihnen ebenso verschieden sind, als die komischen „Kunstsammlungen" irgend eines Shoddy-Millionärs und die Museen, welche die Schlösser englischer und österreichischer Aristokraten bergen. Sie drückt ihren Stempel den Fahrten in Pullman's Waggon-Wundern auf, welche den, auf Sammet-Polstern lehnenden Touristen über Eisenbahndämme und Brücken hinführen, die nicht nur gänzlich unüberwacht, sondern auch so wenig fest gebaut sind, daß sie in jedem Lande Europa's von den Behörden verboten würden. Sie ist das Kennzeichen des amerikanischen Hotels, das, halb Kaserne, halb Gesellschafts-Haus, dem Gaste nur die Wahl zwischen dem Aufenthalt in fürstlich eingerichteten Sälen, resp. der unendlichen Wartehalle mit hundert Andern zugleich, oder der Einsamkeit in einem schwalbennestartigen Schlafzimmer läßt. Sie charakterisirt, mit wenigen Ausnahmen in den größten Städten des Landes, das Theater, den Konzertsaal, die Kirche und, wenn man den Kontrast zwischen den äußeren Mitteln und der geistigen Methode, der sie dienen, scharf in's Auge faßt, selbst die mit Recht so sehr gepriesene Volksschule.

Newyork wird die Empire-City, die Reichsstadt, genannt. Newyork ist sogar eine Kaiserstadt und der Dollar ist der Kaiser, dessen Residenz die fünfte Avenue ist. Es ist die Straße, in welcher die Elite der Aristokratie residirt. Man wundere sich nicht über den Ausdruck „Aristokratie". Auch in der großen Republik jenseits des Ozeans giebt es eine Demarkationslinie zwischen den einzelnen Gesellschaftsschichten, die immer mehr und mehr zum Vorschein kommt, obgleich sie noch in den äußeren,

allgemeinen Inſtitutionen nicht ſo ſehr wahrnehmbar iſt. Es iſt keine Ariſtokratie von Betitelten, ſondern eine Ariſtokratie der Nabobs. Zu ſtolz, um ſich mit Jenen zu vermengen, denen der Dollar noch nicht zu Hunderttauſenden zugeflogen, wollten dieſe noblen Yankees ebenfalls ihre Chaussée d'Antin haben und wählten hier die fünfte Avenue.

Es wäre intereſſant, die Geſchichte jener Reichthümer niederzuſchreiben, deren Beſitzer die Fifth Avenue und ihre noch dünkelhaftere Parallelſtraße die Madiſon-Avenue bewohnen. Der eine gewann ſeine Millionen durch ſeine verbeſſerten Hoſenknöpfe und patentirten Stiefelzieher, der zweite durch eine neue Einrichtung von Petroleumlampen, der dritte iſt der Erfinder des berühmten Elixirs gegen Schnupfen und Verkühlungen, der vierte war Minenbeſitzer in Colorado, der fünfte Viehzüchter in Texas. Das ſind die Geſchichten der Reichthümer der fünften Avenue. Sie alle ſind ſehr anſtändig, allein es wäre angenehm, auch von den Reichthümern ſprechen zu hören, welche von Künſtlern, Malern, Componiſten erworben wurden. In Amerika führt die Carrière des Künſtlers nicht nach der fünften Avenue. Auch der hier geborene Künſtler erhält von dieſen Geldprotzen nicht die geringſte Aufmunterung, und die großen amerikaniſchen Namen in der Welt des Geſanges, der Malerei und Tonkunſt wurden hier unter doppelt ſo großen Schwierigkeiten errungen.

Alle dieſe großen Millionäre, ſeien ſie nun Katholiken, Methodiſten, Baptiſten, Presbyterianer, Unitarier oder Quäker, ſind nur dem Anſcheine nach dieſen Religionen ergeben. In Wahrheit huldigen ſie doch nur dem Gott mit dem grünen Rücken, dem Gott „Greenback".

Aber ſo wenig gebildet, dem Golde ergeben und excluſiv dieſe in Amerika mit dem Namen „Shoddy-Ariſtokratie" bezeichneten Bewohner der fünften Avenue auch ſein mögen, ſie halten es zum Mindeſten nicht ſo in ihren Taſchen verborgen, wie die Philadelphiaer, ſondern laſſen es rollen, ſtreuen es mit vollen Händen aus, und ebenſo leicht, wie man ſie es gewinnen ließ, ebenſo leicht laſſen ſie es Andere gewinnen. Oft verlieren ſie das in einem einzigen Tage, was ſie in Jahren gewonnen haben und ihr finanzieller Ruin verurſacht ihnen weniger Schmerz, als ihnen der Gewinn Freude verurſacht hat. Das Wort „zuſammenſcharren" des Geldes iſt nur in Philadelphia gekannt. In Newyork und den anderen Städten Amerikas *gewinnt* man das Geld, aber man ſcharrt es nicht zuſammen.

Der Amerikaner wird niemals entmuthigt ſein. Man kann jahrelang in Amerika leben, und wohl vielen enttäuſchten, entmuthigten Emigranten oder Ausländern, aber niemals einem entmuthigten Amerikaner begegnen. Er hält ſich nach dem bekannten Liede vom Kupferſchmied: „Wenn er nicht weiter kann, fängt er von vorne an," — und dies thut er mit noch größerer Energie und größerer Ausdauer, als das erſte Mal. Die niedergebrannten und im Nu wieder hergeſtellten Städte Boſton und Chicago ſind hier die beſten Beiſpiele.

* * *

Das untere Ende der fünften Avenue bildet einer der schönsten Parks von Newyork: der große schattenreiche Washington-Square, welcher bereits eine Reihe jener pompösen Residenzen besitzt, die sich in der Avenue selbst bis über den Central-Park hinaus ausdehnen. Der Baumschlag des schönen Squares ist üppiger und prächtiger als in irgend einem Square der Stadt, und die majestätische Fronte der Newyorker Universität, die eine Seite des Parkes einnimmt, verleiht ihm ein ehrwürdiges, vornehmes Aussehen, das zu dem modernen Leben in den Seitenstraßen seltsam kontrastirt.

Die fünfte Avenue ist die Perle aller Straßen in Newyork, wenn sie auch in den letzten Jahren schon an manchen Punkten durch die überall sich hineindrängenden Geschäfts-Etablissements etwas von ihrem eleganten Charakter verloren hat. Vom Washington-Square aus erstreckt sie sich über fünfzig Straßen weit bis an den Central-Park hinan, überall in gleichem Luxus, Glanz und Hohlheit außen und innen. Während die sogenannte „exclusive" Gesellschaft bereits mehr abgelegene Gegenden zur Errichtung ihrer Familienpaläste ausgewählt hat, repräsentirt die Fünfte Avenue so recht die Verschwendungslust des vom Glück begünstigten Emporkömmlings, obgleich mit diesen gemischt immer noch ein gediegenerer Stamm daselbst zurückgeblieben ist, der den Ton angiebt und die Gesellschaft etwas im Zaume zu halten bemüht ist. Auf eine nähere Beschreibung der vielen prachtvollen Gebäude dieses Eldorado einzugehen, ist hier unmöglich. Dergleichen muß gesehen werden, um mit ganzer Kraft zu wirken, und ein Ueberfluß oder überhaupt nur ein Reichthum von wirklichen Perlen der Architektur ist eigentlich nicht vorhanden. Die Reihen der Privatwohnungen sind fast in jedem zweiten oder dritten „Block" unterbrochen von großen Clubhäusern, Kirchen und Synagogen, theils einfach, theils mit verschwenderischer Pracht ausgestattet, so namentlich eine der letzteren; denn auch das auserwählte Volk Jehova's feiert hier seine Triumphe und Siege in den Schlachten der Wall-Street und ihrer Umgebung. Zwischen der Zwölften und Dreiundzwanzigsten Straße sind die Pioniere des Handels und der Gewerbe in die stolze Avenue hineingebrochen. Da finden wir manche Paläste aus braunem Sandstein schon umgewandelt in Läden von Schnitt- und Putzwaaren, von Kleiderhändlern, Wagenfabriken, Restaurants, Musik- und Kunsthandlungen besetzt, die noch vor Kurzem durch stille vornehme Zurückgezogenheit geheiligt waren. Auch Etablissements vom schlechtesten Charakter, die unter heuchlerischer Maske an der Untergrabung und Zerrüttung des Familienlebens und der Gesellschaft arbeiten, haben sich hier eingenistet. Die Auswürfe der Gesellschaft haben hier ihr Lager aufgeschlagen, und in nächtlicher Stille wird hinter Spiegelscheiben und seidenen Vorhängen dem Spiel, dem Opiumgenuß und geschlechtlichen Lastern gehuldigt.

Einen lieblichen Anblick gewährt uns die Fünfte Avenue an den sonnigen Sonn-

tagmorgen in der faſhionablen Jahreszeit, wenn die Kirchgänger, jung und alt und in ihrer beſten Toilette, die Seitenwege beleben. Wie in einem Kaleidoscop wechſeln die Formen und Farben. Die friſche, ſorgenfreie Jugend, ſtrahlend in Heiterkeit und

Newyork: Die fünfte Avenue.

Glanz: die genießenden Söhne und Töchter der erwerbenden Väter! Die vielen feingeſchnittenen Geſichter, die lachenden Mienen, und nur hie und da zeigt ſich ein ernſtes, tiefgefurchtes Antlitz, in dem die Kämpfe des Lebens, die harte Arbeit um die Exiſtenz

Digitized by Google

ſich verſteinerten. Aber alles dem Anſchein nach ſittſam, züchtig und ſtreng. In dem oberen Theile der Avenue, in der Nähe des Central-Parks, ſammelt ſich zu allen Zeiten, was die Stadt nur an eleganten Fuhrwerken mit den ſchönſten Pferden aufzuweiſen hat, und in langen Reihen und in größter Mannigfaltigkeit in Bau und Conſtruction der Familien-, Luſt- und Rennwagen eilen ſie den breiten Chauſſeen des Parkes zu, an deſſen Oſtſeite die Avenue bis über ſein Ende hinaus entlang läuft, um ſich in dem noch unbebauten oberen Theile der Inſel zu verlieren.

Baugründe haben in dieſer Straße unglaubliche Preiſe erreicht, jede Reſidenz iſt ein kleines Palais, von denen viele Millionen Werth beſitzen. Im übrigen ſehen ſie ſich jedoch alle gleich: Die Fronten ſind alle aus chocoladefarbenem Braunſtein erbaut und drei oder vier Stockwerke hoch (in Amerika wird Rez-de-Chauſſée mit in die Zahl der Stockwerke eingerechnet) bei vier bis acht Fenſter Front. Zu dem Hochparterre führt gewöhnlich eine mit korinthiſchen Säulen beſetzte und von einem dreieckigen Giebel überhöhte Treppe empor. Im Winter werden dieſe Treppen mit einer Holzverſchalung verkleidet.

Dieſe Einförmigkeit des Bauſtyls prägt ſich jedoch dem allgemeinen Eindruck, den die Avenue auf den Beſucher macht, nicht auf. Hie und da ſieht man blendende Marmorfronten, wie jene des Stuart'ſchen Palaſtes, kleine Gärtchen und vor allem Kirchen, deren Thürme gewöhnlich in die Straßenfronte hineingebaut ſind. Die fünfte Avenue beſitzt nicht weniger als ein Dutzend Gotteshäuſer, meiſtens im gothiſchen Style erbaut und von ſchlanken ſchönen Thürmen überhöht — aber ebenfalls aus dem Newyork eigenthümlichen Braunſtein hergeſtellt. Beim Betreten der einzelnen Kirchen wird man von der Verſchiedenheit ihrer inneren Einrichtung überraſcht, in der ſie ſich je nach der Congregation, der ſie angehören, präſentiren. Die einen ſind mit Andächtigen überfüllt, die anderen vollſtändig leer. Die einen erinnern an die katholiſchen Kirchen Europas, die anderen gleichen mehr einem Conzertſaal, als einem Gotteshaus. Einige beſitzen auch nicht ein einziges Kreuz, nicht ein einziges Symbol, welches ihre Beſtimmung als Gotteshaus verriethe — nichts als vier kahle Wände, Bänke in der Mitte, und eine kleine Tribüne an einem Ende, auf welcher der befrackte Prieſter (bei den Baptiſten) Stellen aus der Bibel vorlieſt und den Text erklärt. Andere ſind mit dem Luxus eines Krönungsſaales ausgeſtattet. Weiche Teppiche bedecken den Boden, ſchwellende Kiſſen die einzelnen Bänke (Pews), welche von den Kirchenbeſuchern oft um hohe Jahresrente gemiethet werden und auf kleinen ſilbernen Täfelchen den Namen ihrer Eigenthümer tragen. — Alles iſt Bequemlichkeit, Ueppigkeit. Die Spekulation, um nicht zu ſagen der Schwindel, hat nämlich auch auf kirchlichem Gebiete in Newyork und anderwärts gar üppige Blüthen getrieben, und wie irgend Jemand ein Reſtaurant, ein Backhaus oder einen Kramladen eröffnet, ſo ging es auch mit den Kirchen. Irgend ein unternehmender Geiſt-

licher baute mit der Unterſtützung von Kapitaliſten oder auf ſeinen eigenen Kredit eine Kirche, und ſuchte nun durch die eleganteſte Ausſtattung derſelben und durch angenehme Predigten den Wünſchen ſeiner zahlenden Kirchengänger Rechnung zu tragen. Der amerikaniſche Sekten-Unfug und die ſich ſo breit machende Scheinheiligkeit leiſteten dieſem Schwindel mächtigen Vorſchub. Spekulative, nach fetten Pfründen lüſterne Geiſtliche wurden nicht müde, neue Gemeinden zu gründen, für die weder Bedürfniß noch Raum vorhanden war. Mit drückenden Schulden belaſtet, würden dieſe Kirchen ſelbſt bei günſtigen Zeitverhältniſſen nicht im Stande geweſen ſein, ſich zu behaupten, und ſo fielen denn Dutzende dieſer kirchlichen Kartenhäuſer zuſammen und kamen unter den Hammer des Auktionärs.

Die Religion iſt überhaupt hier ein ſonderbares Ding und für einen großen Theil der eleganten Welt nichts als Mode. Es gehört zum guten Ton, irgend einem Kultus anzugehören, und ſei er auch noch ſo abſurd. Es giebt deren ariſtokratiſche und demokratiſche, je nach dem Bedarf. Die Kirchen der fünften Avenue werden ausſchließlich von der Ariſtokratie beſucht. Man fährt in der Equipage zur Kirche und entrichtet am Eingange einen Dollar. In minderen Kirchen pflegt man einen halben oder Viertel-Dollar „Armengeſchenk" zu geben, und in den von den Armen beſuchten Kirchen beträgt das Entree einige Cents.*)

In der Nähe des Centralparks wurde vor kurzem die größte und ſchönſte Kirche der neuen Welt vollendet: Die katholiſche Kathedrale von St. Patrik, ein Triumph des gothiſchen Bauſtyls. Die Front-Anſicht in der fünften Avenue iſt von unvergleichlicher Schönheit. Zu beiden Seiten ragen 328 Fuß hohe Thürme empor und der Mittelgiebel zwiſchen denſelben beſitzt eine Höhe von 156 Fuß. Ihr gegenüber erheben ſich drei Privatpaläſte, welche ſelbſt in der palaſtreichen fünften Avenue Aufſehen erregen und etwa als der Mittelpunkt des faſhionablen Stadttheils angeſehen werden können. Sie wurden in den letzten Jahren von den bekannten Eiſenbahnkönigen der Familie Vanderbildt mit einem Koſtenaufwand von mehreren Millionen Dollars aufgeführt.

Aber außer dieſen, der eleganten Welt gewidmeten Kirchen- und Palaſtbauten beſitzt die fünfte Avenue noch einen Bau von ungleich größerer Wichtigkeit: Das Reſervoir der Newyork mit Trinkwaſſer verſehenden, berühmten Croton-Waſſerleitung, welche täglich an 60 Millionen Gallonen Trinkwaſſer aus einer Diſtanz von 32 Meilen

*) Die Zahl der Kirchen vermehrte ſich in Amerika in viel größerem Maßſtabe als die Bevölkerung. Die Letztere iſt gegenwärtig elfmal größer als vor hundert Jahren, während es hingegen 37 mal mehr Kirchen giebt. In den Verein. Staaten beſtehen zur Zeit 72,000 Kirchen, alſo je eine Kirche für 530 Einwohner. Beſondere Fortſchritte macht der Katholizismus in Amerika.

der Metropole zuführt. Die großen hohen Steinwälle, welche das Reservoir einschließen, ziehen durch ihren egyptischen Baustyl mit den ungeheuren, massiven Stützpfeilern die Aufmerksamkeit sofort an sich und nehmen sich sonderlich aus in dieser reichen Umgebung von Clubhäusern und Palästen.

* * *

Parallel mit der fünften Avenue laufen noch zwei andere, nicht minder vornehme: Die Madison- und die Park-Avenue, welch' letztere durch den unter ihr hinlaufenden Tunnel der Hudson-River-Eisenbahn in neuester Zeit eine eigenthümliche Berühmtheit erlangte. Die eigenthümliche insulare Lage Newyorks verhinderte die Anlage von Bahnhöfen innerhalb des Weichbildes der Stadt, und mit Ausnahme eines einzigen liegen sie sämmtlich in den Newyork umgebenden Städten. Nur die Newyork Central- und Hudson-River-Eisenbahn übersetzt den Haarlem-Fluß im Norden der Stadt und fährt bis zu dem großartigen, an der 4. Avenue und an der 42. Straße gelegenen „Grand-Central-Depot", über 20 Morgen Fläche einnehmend. Um jedoch den Straßen-Verkehr in einer der schönsten Avenuen Newyorks nicht unmöglich zu machen, und die Bewohner derselben nicht durch Rauch und Geräusch zu belästigen, wurde die Bahn durch einen tief unter der Avenue hinführenden dreifachen Tunnel geführt, dessen Erbauung eines jener technischen Riesenwerke ist, deren Amerika so viele aufzuweisen hat. Der ganze, nahe an fünf Meilen lange Tunnel mußte durch den harten Fels, aus welchem die Manhattan-Insel besteht, gesprengt werden. In drei Tunnels getheilt, besitzt der mittelste doppelte Geleise und ist ausschließlich für den Schnellzugverkehr bestimmt. Die beiden anderen Tunnels sind eingeleisig und werden nur von, in ein und derselben Richtung laufenden Zügen benutzt, um Zusammenstöße unmöglich zu machen. Dieser großartige Tunnelbau wurde überdies von dem Bahnhofe bis in die untere Stadt fortgeführt, und für den Tramway-Verkehr eingerichtet.

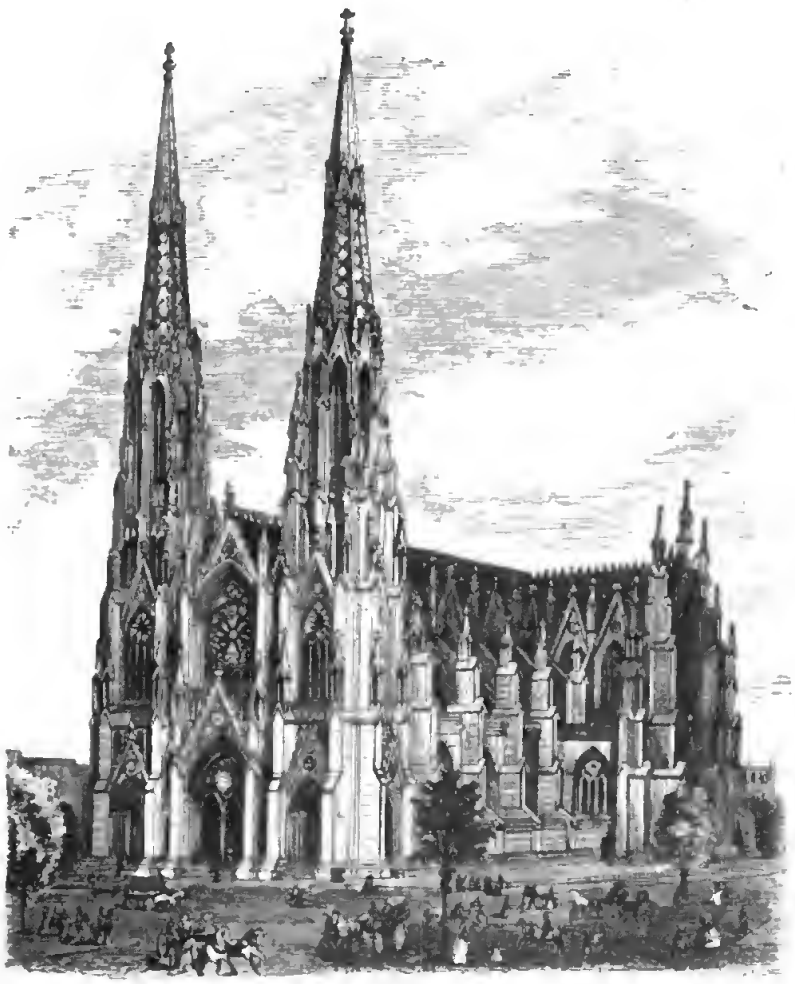
Der Stadttheil, unter welchem der Tunnel hinwegführt, ist einer der gesundesten Newyorks. Von Rauch und dem Geräusch der Züge, welche fast unaufhörlich unter der Straße auf- und niederfliegen, verspürt man hier nichts. Das Geräusch verliert sich vollständig in der dicken Felsenkruste.

Die Mitte der breiten Park-Avenue ist in regelmäßigen Zwischenräumen von niedlich umzäunten Busch- und Blumenanlagen bedeckt, in deren Mitte sich eine Ventilations- und Lichtöffnung für den Tunnel befindet.

* * *

Wie die Gebäude der genannten Avenuen, so sind auch jene der numerirten Seitenstraßen bis zur 59. an den Centralpark grenzenden Straße durchgehend aus

dem chocoladefarbenen Braunſtein hergeſtellt und in ſolch' abſoluter Gleichförmigkeit in Höhe, Ausſehen und Anlage erbaut, daß man die ganzen Straßen-Vierecke als je ein einziges Haus anzuſehen verſucht wäre und das an die Abwechslung der unteren Stadt gewöhnte Auge an dieſen unabſehbaren todten Braunſteinfronten er-



Newyork: Die neue Kathedrale.

müdet. In dieſen Straßen würde man vergeblich nach einem Verkaufsladen oder überhaupt nur einer Firmatafel fahnden. Es ſind ausſchließlich Privat-Reſidenzen wohlhabender Geſchäftsleute. Das Geſchäftsleben und der durch die Verpflegung dieſer zahlreichen Seitenſtraßen-Bewohner hervorgerufene Verkehr bleibt in den Längen-

Avennen zurück, deren Charakter ein ähnlicher iſt, wie in der unteren Stadt. Selbſt der Baumſchmuck fehlt den Querſtraßen vollſtändig, und im Sommer, wo der größte Theil ihrer Bewohner ſich am Lande aufhält, gewähren ſie einen troſtloſen Anblick.

* * *

Und dieſer Sommer iſt in Newyork furchtbar. Von allen Städten Nord- und Central-Amerikas, ſelbſt Weſtindiens, ſind Newyork und Philadelphia die von der Hitze am meiſten heimgeſuchten. Sie kommt plötzlich über die Stadt hereingebrochen, wie ein Feuerregen, und gegen ſie giebt es keine Hilfe, kein Mittel als die Flucht. Die Bevölkerung leidet unter dieſer drückenden Temperatur über alle Maßen, und es vergeht kein Tag, wo nicht mehrere Menſchenleben ihr zum Opfer fallen. Ein Spaziergang durch die Straßen iſt bei derartiger Hitze mit Lebensgefahr verbunden und um Mittag iſt deshalb die Stadt nur in ihren Geſchäftstheilen belebt. Der Fahrenheit'ſche Thermometer (der in Amerika gebräuchliche) ſteigt an ſolchen Tagen nicht ſelten über 100 ja bis 110° im Schatten und die Perſonen, die ſolcher Hitze am häufigſten unterliegen, ſind Briefträger, Poliziſten und Arbeiter. Viel mehr jedoch leiden die Pferde, von denen täglich eine Unzahl während des Fahrens todt niederſtürzt. Man ſchützt deshalb auch ſie durch einen ſtets feucht gehaltenen, am Kopf befeſtigten Schwamm und einen eigenthümlichen, häubchenartigen Sonnenſchirm. —

Die Quantitäten von Limonaden, Fruchteis, Sorbets, Cobblers, Cocktails (wörtlich „Hahnenſchwanz", ein gemiſchtes, in Amerika ſehr gebräuchliches Getränk), Bier und Wein, welche an dieſen heißen Tagen in Newyork und anderen amerikaniſchen Städten konſumirt werden, grenzen an's Fabelhafte; und demzufolge iſt auch die Zahl der öffentlichen Schenken und Bierhäuſer eine unglaublich große.*) Die amerikaniſchen Schenkwirthe, „Bar ceepers", ſind wegen ihrer Fertigkeit in der Zubereitung kühlender Getränke berühmt, und man kann ſich in Europa in der That keinen rechten Begriff machen von der Schmackhaftigkeit der Strawberry-Limonade, der Champagner-Cocktails, Punch-Arten, „Eggnog's" und wie ſie alle heißen mögen. Ihnen macht jedoch das Sodawaſſer Conkurrenz, das überall, in Apotheken, Bierhäuſern, Conditoreien, Bäckerladen u. ſ. w. in prachtvollen marmornen Behältern aufbewahrt und, mit irgend einem Fruchtſaft vermengt, für 5 bis 10 Cents per Glas verkauft wird.

*) Newyork allein, mit einer Bevölkerung von etwas über 1 Million Menſchen beſitzt 5700 „Saloons" (Wirthshäuſer), alſo für je 175 Menſchen eines. Chicago mit ½ Million Einwohner hat etwa 2000 Saloons, alſo je einen für 250 Einwohner. Boſton mit 300,000 Einwohnern hat 1200 Saloons, oder einen für je 291 Einwohner, und Cincinatti (325,000 Einwohner) ebenſo wie Baltimore 1100 Saloons reſp. je einen auf 155 Einwohner.

Ebenſo ungeheuer wie der Genuß von Getränken, iſt der Verbrauch an Eis. Der Amerikaner trinkt, vom Waſſer angefangen, Alles mit Eis, ſelbſt Thee, Milch und Kaffee. Jeden Winter werden von den Eisfeldern des Hudſon mehr als 100,000 Tonnen in den an ſeinen Ufern befindlichen Magazinen untergebracht; und daß Hudſon ſowohl wie Eaſt-River in Winter auch zuſammenfrieren, dafür ſorgt die ſtrenge Kälte, die alljährlich ebenſo bedeutend iſt, wie die Hitze des Sommers.

Aus dieſen gewaltigen Eishäuſern des Hudſon wird das Eis durch eigene Geſellſchaften an Zwiſchenhändler verkauft, die es wieder an die einzelnen Parteien abgeben. Man abonnirt ſich in Amerika auf das Eis ebenſo wie etwa auf eine Zeitung, und findet jeden Morgen neben der Letzteren ſein 1 oder 2 Pfund wiegendes Eisſtück vor der Thüre auf der Straße liegen. In jeder Haushaltung befindet ſich ein, gewöhnlich an der Treppe aufgeſtellter „Ice-Cooler“, ein Waſſerbehälter mit dicken Wandungen, in welchem das Eisſtück placirt wird, und der das zugeſchüttete Waſſer dadurch auf der niedrigſten Temperatur erhält.

---

5. Der Central-Park.

Die Geſchichte der Stadt Newyork weiſt manche öffentliche Unternehmungen auf, deren gute Abſicht die Wohlfahrt und das Gedeihen ſeiner Einwohner war, die aber in Folge falſcher Berechnungen oder der Corruption der Behörden ganz oder theilweiſe fehlſchlugen. Eine jedoch übertraf ſelbſt die höchſten Erwartungen: der Central-Park. Newyork iſt mit Recht ſtolz auf ſeinen Park, und es giebt in Amerika keinen zweiten von ſolcher Größe und Schönheit.

Der Fremde iſt überraſcht, mitten im Herzen des unendlich ſcheinenden Häuſermeeres von Newyork eine derartige Anlage zu finden; noch mehr jedoch überraſcht ihn, daß Newyork, welches auf ſeiner ſchmalen Inſel kaum Platz genug für ſich ſelber fand, einen ſo großen, an ſeiner beſten Stelle gelegenen Raum zur Verſchönerung der Stadt und zum Vergnügen ihrer Bewohner widmete.

Die Ausdehnung des Central-Parks iſt ſo bedeutend, daß man ſich, in dem kühlen Schatten ſeiner herrlichen Alleen verloren, eher hundert Meilen von Newyork und jeder menſchlichen Wohnſtätte entfernt glauben möchte. Bäume und Büſche ſind mit Vögeln bevölkert, auf den Miniaturſeen und Baſſins ziehen Schwäne einher; bei jedem Schritt eröffnet ſich dem Spaziergänger eine neue pittoresque Fernſicht, deren natürlicher Reiz niemals durch eine Mauer oder ein Gebäude zerſtört wird. Hier ſind es Seen, dort Kaskaden, an einer andern Stelle Flüßchen, mit natürlichen Brücken überſpannt; über Baum und Buſch ragt zuweilen irgend eine Felswand empor, an deren Fuß ein kleiner See ſich ausbreitet. Schattige Fahr- und Reit

wege durchziehen dieſe herrliche Anlage, in denen Natur und Kunſt in wunderbarer Uebereinſtimmung neben einander beſtehen. Seltene Bäume, tropiſche Gewächſe, Alleen, Laubengänge und Wäldchen, kurz alles, was die Vegetation des Schönen aufzuweiſen hat, iſt hier zu finden und mit ſolchem Geſchick vertheilt und angeordnet, daß man die Meiſterhand beglückwünſchen muß, die das zu Stande gebracht.

In der Mitte des Parks befinden ſich zwei gewaltige Reſervoirs der Croton-Waſſerleitung, welche die Stadt mit Trinkwaſſer verſieht. Das größere der beiden Baſſins hat eine Ausdehnung von mehr als 100 Acker und faßt eine Milliarde Gallonen Waſſer, ſo daß Newyork gewiß nicht in die Gefahr kommt, zu verdurſten. Schöne Wege umgeben dieſes erhöht liegende Reſervoir, von dem man die ſchönſte Ausſicht auf den Park und die Ufer des Eaſt-Rivers genießt. Die Geſammtausdehnung des Parks beträgt bei einer Länge von $2^1/_2$ und einer Breite von $^1/_2$ Meile achthundert und vierzig Acker, und wenn man nun berückſichtigt, daß dieſes Stück Erde noch vor zwanzig Jahren nichts war, als eine mit ungeheuren Felstrümmern bedeckte, in ihren tieferen Theilen ſumpfige Wüſte, dann kommt man in der That in Verſuchung, an ein Wunder zu glauben. Das Werk koſtete viele Millionen Dollars, aber es iſt gegenwärtig für Newyork mehr als das Zehnfache werth. Nichts war vorhanden. Alles mußte erſt erſchaffen werden — man mußte ſogar fruchtbare Erde herbeiführen, um die Viertelmillion Bäume anpflanzen zu können, welche den Anfang des Parks bildeten. Fontainen, Statuen und Portraitbüſten, darunter jene von Schiller und Humboldt, ſchmücken das untere Ende des Parks. Reſtaurants, Belvedere, ein reicher zoologiſcher Garten und ein naturhiſtoriſches Muſeum ſind die einzigen Bauten innerhalb ſeiner Umfaſſung. Er iſt ausſchließlich dem Vergnügen, dem Wohle der Bevölkerung gewidmet, und die letztere widmet ihm dafür auch jedes freie, dem Geſchäfte abgezwungene Stündchen. An den Nachmittagen, und beſonders am Sonntage gleicht dann die Fifth Avenue der Praterſtraße oder der Avenue de la grande Armée, der Central-Park jedoch dem Prater oder dem Bois de Boulogne. Dieſelben reichen Equipagen und ſchönen Pferde, dieſelben Prozeſſionen von elegant gekleideten Fußgängern ſtrömen dem Parke zu. Hier ſieht man erſt, welche Summen der Newyorker auf Kleidung, Equipagen, Pferde, Vergnügungen aller Art verwendet. Die Freigebigkeit und Liberalität des Amerikaners findet nach dieſer Richtung in der alten Welt nicht ihres Gleichen. Er iſt gewinnſüchtig, ſchlau, ein Denker, der Welt gegenüber und ſo lange er im Geſchäft, aber perſönlich, im außergeſchäftlichen Umgange und ſeinen Bekannten gegenüber iſt er liebenswürdig, gaſtfrei, offen. Es kommt beiſpielsweiſe niemals vor, daß bei einem Diner, im Caffeehaus oder im Conzerte Jeder ſeine Zeche für ſich bezahlen würde, man ſtreitet ſich oft um das Vergnügen die Zeche für die ganze Geſellſchaft, und ſei ſie noch ſo groß, erlegen zu dürfen,

und dieſes Vergnügen wird nicht zur Schau getragen, ſondern in der That gefühlt. Selbſt beim Kauf der Eiſenbahnbillete, Theaterſitze, beim Zahlen der Omnibus- und Eintrittsgelder herrſcht die gleiche Liberalität. —

Die Equipagen und „Buggy's“ und „Drags“, ein-, zwei- und vierſpännig, welche den Park an den Nachmittagen nach allen Richtungen hin durchfliegen, ſind in mehr als einer Beziehung beachtenswerth. Sie zeigen vor Allem die leichteſte, eleganteſte und dabei doch ſolide Bauart. Die vorgeſpannten Pferde ſind ſtark und groß, wohl genährt und von edler Zucht.

Die Neger, welche früher in Zivilkleidung die Stelle der Kutſcher verſahen, haben den Weißen Platz gemacht, und die früher in dem „gleichen“ Amerika ſo verhaßte europäiſche Livree findet immer mehr Eingang. In den meiſten Fällen lenkt jedoch der Amerikaner ſeine Gefährte ſelbſt, und darin wird ihn, mit Ausnahme des Ungarn, Niemand übertreffen. Es iſt erſtaunlich, mit welcher Sicherheit und Leichtigkeit der Amerikaner ſeine Pferde zu lenken verſteht und dies durch den bloßen Zuruf, niemals aber mit Zuhilfenahme der Peitſche, die in Amerika, ſelbſt bei den Pferden, nun ebenſo ſehr verpönt iſt, wie ſie früher bei den Menſchen im Gebrauche war.

Dagegen iſt der Amerikaner kein guter Reiter, und wenn auch im Weſten viel geritten wird, ſo fehlt im Ganzen genommen doch die Schule. Erſt durch die Beſtrebungen des Newyorker Reit-Clubs kommt das ſchulgerechte Reiten in neueſter Zeit immer mehr zur Entwickelung. An guten und billigen Pferden iſt in Amerika Ueberfluß vorhanden, und die Kentucky-Pferde dürften als Traber unübertroffen daſtehen. — —

Aber nicht nur zu Wagen und Pferd, auch im ſchlanken Nachen vergnügt ſich das Volk im Central-Park. Der große See, unregelmäßig und in zahlreiche Felsbuchten ſich ausdehnend, rund herum eingeſchloſſen von den ſchönſten Baumpartien, iſt der Tummelplatz zierlicher Luſtboote und im Winter die beliebteſte Eisbahn für die Jugend der Metropole. Denn auch wenn Alles ſtarrt von Eis und Schnee, lockt der Park das luſtige Völklein aus der Stadt heraus. Dann wimmeln die Seen und Teiche von flinken Schlittſchuhläufern beiderlei Geſchlechts, ſelbſt bis in die ſpäte Nacht hinein. Und manchmal, im magiſchen Mondlicht einer Winternacht, wenn die nackten Felſen und die ſchneebedeckten Bäume ihre langen dunklen Schatten auf die Eisbahn werfen, oder wenn blendendes Calciumlicht die Szenerie beleuchtet, dann bietet der Centralpark dem Fremden ein eigenthümliches, anregendes Lebensbild der amerikaniſchen Weltſtadt dar.

6. Chatham-Street und Bowery.

Newyork beſitzt eigentlich zwei Broadway's, die eine große Hauptverkehrsſtraße, die von der Batterie nach dem Centralpark führt, und eine zweite breite Straße, die in ihrem ganzen Charakter, Ausſehen und Volksleben das gerade Gegentheil des Broadway iſt, aber vielleicht eben ſo viel Verkehr aufzuweiſen hat: Die Bowery, mit ihrer ſüdlichen Fortſetzung, der Chatham-Street.

Die Bowery, mit der letztgenannten Straße an den City-Hall-Park grenzend, und öſtlich des Broadway gegen Norden laufend, iſt ausſchließliches Eigenthum der unteren Stadt. Sie iſt eine der breiteſten Straßen Newyorks und jedenfalls auch eine der merkwürdigſten und ſehenswertheſten. Zwei Hochbahnen und vierfache Pferdebahngeleiſe nehmen die Mitte der Straße ein, und zweigen ſich erſt an ihrem oberen Ende in die dritte und vierte Avenue ab. Der Menſchenverkehr iſt des Morgens und Abends in keiner Straße bedeutender als hier.

Von dem bereits geſchilderten City-Hall-Park ausgehend, ſchreiten wir durch eine faſt ununterbrochene Reihe von jüdiſchen Unterhändlern, Juwelieren und ſogenannten „mock auction Shops», in denen man den Ausſchuß von Fabriken und Engros-Geſchäften aller Art an den Mann zu bringen ſucht. Das Pflaſter iſt ſchlecht und holperig, das Trottoir eng und halb von Krämern, halb von ſchlechten Kellertreppen eingenommen. Die Häuſer ſind alt und baufällig und die ganze Straße zeigt den entgegengeſetzten Charakter des großartigen, neuen Broadway. Ueber uns baumeln an langen Rechen billige, möglichſt gut zurechtgeputzte Kleidungsſtücke in der Luft, die der Jude mit der nur ihm eigenen Zungenfertigkeit dem Vorübergehenden anpreiſt, auch fehlt es nicht an gelegentlichen handgreiflichen Aufforderungen und Herbeizerren, namentlich wenn man in dem auserwählten Opfer einen „Grünen" vor ſich zu ſehen glaubt. (Mit dem Namen „Grüner" bezeichnet der Deutſch-Amerikaner die mit den Verhältniſſen des Landes unvertrauten Ankömmlinge.)

Der Schmutz und die Armuth ſind die Haupt-Charakterzüge dieſes Stadttheils. In der Gegend der Chatham-Street, wo die William-Street einmündet, lag früher das bekannte Shakeſpeare-Hôtel, ehemals ein Hauptquartier der Flüchtlinge aus Deutſchland, und zu jener Zeit war überhaupt der ganze Stadttheil der Mittelpunkt des deutſchen Verkehrs.*)

*) Nach dem letzten, von der Regierung der Vereinigten Staaten alle Jahrzehnte einmal erhobenen Cenſus befinden ſich in Newyork 202,000 Irländer, 151,000 Deutſche (in Deutſchland geborene), 24,000 Engländer, 13,000 Neger, 8000 Franzoſen, 7000 Schotten, 3000 Italiener, 2000 Polen u. ſ. w.

Die ganze Umgegend iſt hier mit Wirthshäuſern, Schank- und Auſternbuden überfüllt. Die Auſter bildet bekanntlich eines der Hauptnahrungsmittel der Newyorker, und ſie wird zu allen Mahlzeiten und zu jeder Tages- und Nachtzeit, auf alle mögliche Art zubereitet, genoſſen. Die große Wohlfeilheit ermöglicht auch dem Unbemittelten den Genuß dieſes in Europa als ſeltener Leckerbiſſen betrachteten Weichthieres, und wo das Geld dazu nicht ausreicht, bilden Muſcheln und Schnecken den Erſatz. Vor jeder Auſternbude ſieht man ganze Fäſſer voll Auſtern ſtehen, die durch das Auflegen von großen Eisſtücken friſch erhalten werden. Die berühmteſten und theuerſten Auſtern ſind die winzigen Blue Points, denen an Schmackhaftigkeit die Saddle Rock's folgen. Der Durchſchnitts-Preis eines Dutzend Auſtern (wobei gewöhnlich 13 gerechnet werden) beträgt 30 Cent (etwa 1 Mark 20 Pf.). Der Amerikaner ißt die Auſtern gewöhnlich mit einer Gattung ungeſalzenen Zwieback, den Crackers, die auf den Schanktiſchen zuſammen mit kleinen Brodſchnitten und Senf frei aufliegen und ohne irgend welche Koſten-Berechnung in beliebigen Quantitäten verzehrt werden. Des Morgens wird überdies in allen Reſtaurants und Bier-Kneipen nicht nur Newyorks, ſondern auch ganz Amerikas der ſogenannte „Free Lunch“ an die Beſucher unentgeltlich verabreicht. Es iſt dies ein mehr oder weniger ſubſtantieller, aus Salat, kaltem Fleiſch, verſchiedenen Suppen, Würſten u. ſ. w. beſtehender Imbiß, der während einer gewiſſen Stunde des Vormittags in großen Schüſſeln auf den Schanktiſch geſtellt wird. Jeder Beſucher, der auch nur ein einziges Glas Bier beſtellt, hat das Recht, die Liberalität des Gaſtwirths auszunutzen, ſo viel er will, und es giebt in Newyork Tauſende, für welche dieſer „Free Lunch“ die einzige tägliche und dabei koſtenfreie Nahrung bildet. Es iſt zu verwundern, daß die Schankwirthe bei ſo unerhörter und mit großen Auslagen verbundener „Gaſtfreundſchaft“ ihr Auskommen finden können.

Das Lieblingsgetränk Amerikas iſt gegenwärtig das deutſche Lagerbier, das in der neuen Welt auch im Engliſchen den Namen beibehalten hat und von allen Geſellſchaftsklaſſen und Nationen (die Irländer mit ihrem Whisky ausgenommen) in unglaublichen Quantitäten vertilgt wird. Milwaukee und Cincinnati ſind für Amerika das, was Pilſen und München für Europa, und beide Biergattungen, wo möglich auch noch mit einigen europäiſchen Bieren, werden in jedem größeren Schanklokale Newyorks zu billigen Preiſen feilgeboten. Ueberall iſt das Bier friſch und genießbar, denn es wird ſtets mit eigenen Pumpvorrichtungen glasweiſe aus dem Keller heraufgepumpt. Selten iſt in einem Bierausſchank außer dem Schanktiſch und einigen hohen „Lunchſeſſeln“ noch ſonſt ein Möbel zu finden, und der ſtets eilige, ſtets geſchäftige Amerikaner trinkt ſein Glas, wenn auch in mehrfach wiederholter Auflage, immer ſtehend. — —

* * *

Ein Blick ſeitwärts in die Mulberry- oder Baxter-Street, oder eine der anderen engen, ſchmutzigen Gaſſen hinein, zeigt uns die Five-Points, noch heute ein Hauptſitz des Laſters und der Verbrechen in den ekelhafteſten und ſchmutzigſten Tenement-Baracken, obgleich die Stadtbehörden ſowohl als verſchiedene Wohlthätigkeits-Geſellſchaften einigermaßen dort aufgeräumt haben.

Dieſe Tenementhäuſer (oder Familien-Kaſernen) zählen in vieler Hinſicht zu den Eigenthümlichkeiten Newyorks. Der verbeſſerte Verkehr mit den anderen Theilen der Stadt durch Straßeneiſenbahnen, der Rauch der Fabrikſchornſteine, die blauberockten Vertreter von Geſetz und Ordnung haben das Tenement-Dickicht der Gegend von Five-Point und Cow-Bay etwas mehr gelichtet; aber das mehr im Zu- als im Abnehmen begriffene Syſtem derſelben zieht ſich noch immer durch die ganze Region von Mackerelville hindurch, und auch in allen nach dem Alphabet benannten Avenues an der Oſtſeite der Stadt u. ſ. w. erheben ſie fünf bis acht Stockwerke hoch ihr Haupt über die benachbarten Gebäude hinaus.

In der wohlbekannten Baxter- und Pearl-Street-Gegend lernen wir das Syſtem der Tenement-Wirthſchaft am augenſcheinlichſten kennen, wenn etwa ein Geſchäftsgang oder die Neugierde uns in dieſe elenden Winkel des Laſters und der Verbrechen hineinführt. Der enge Durchweg zwiſchen den hohen Mauern voll ſchmutziger Fenſter, eine Reihe über der andern, gleicht mehr einem Tunnel als einer Straße. Selten nur ſtreift ein Strahl der Sonne an den Mauern hinab. Das räucherige, qualmende Pflaſter wimmelt von Kindern, die in dem Schmutz der Goſſen wühlen, — dort mit wildem Geſchrei Steine und Auſternſchalen einem todten Kätzchen nachwerfen, das ſoeben aus der Thüre einer Branntweinſpelunke auf die Straße fliegt; an jeder Ecke Gruppen von zankenden Männern, keifenden Weibern, deren blutleeres Gehirn Gram und Elend oder fuſeliger Schnaps umnebelt.

Quer über die Gaſſe von Haus zu Haus, je höher deſto mehr, ziehen ſich Leinen voll trocknender Wäſche, zerlumpter Kleider, zerfreſſener Teppiche und Bettdecken; die Fenſter voll Staub und Schmiere, oder zerbrochen und dann zugeſtopft mit Lumpen, alten Hüten, verklebt mit Pappe u. ſ. w. — In den breiteren Gaſſen unterhalb, da haben wir ein ſo buntſcheckiges, draſtiſches Bild vor uns, wie es nur je ein Hogarth oder Dickens darzuſtellen vermochte: Hökerkarren, von Weibern belagert, die ſtinkende Fiſche, verwelktes Gemüſe, halbverfaulte Früchte feilbieten; Handlanger, Tagelöhner aller Art, Diebe aus Neigung und Beruf, halbtrunkene Vagabunden ſchlendern ihren Quartieren zu, die koſtbare Flaſche mit Gin oder Whisky im Arm; Kinder dazwiſchen, verkümmert und früh verwelkt, zwerghaften alten Männern und Frauen gleichend, — das ſind die Repräſentanten der Species „homo sapiens“ dieſes erbärmlichen, elenden Fleckchens Erde, zu welchen noch zahlreiche ſittenloſe Chineſen kommen, die in der Mott-Street und den angrenzenden Straßen eineigenes, mit elenden Reſtaurants, Opium-

höhlen und noch ſchlimmeren, unnennbaren Lokalen geſpicktes Chineſenviertel beſitzen. Das Bild iſt ein trübes, ſchaudererweckendes, aber es iſt ein Theil Newyorker Straßenlebens, und kein Porträt der Stadt wäre getreu ohne daſſelbe. In das Innere jener Häuſer wollen wir dem Leſer nicht zumuthen, hineinzublicken; was aber hin und wieder die Reporter in den Tages- und Senſationsblättern enthüllen, und die Annalen der Gerichtshöfe darüber erzählen, überſteigt jede Vorſtellung.

Die Trottoirs der Chatham-Street ſind zu allen Zeiten des Tages voll belebt, aber des Nachmittags um ſechs Uhr herum, wenn die Arbeiter: Männer, Frauen, Knaben, Mädchen, die letzteren in überwiegender Anzahl, aus den Fabriken, Druckereien u. ſ. w. der unteren Stadt heim eilen von der Arbeit, wälzt ſich ein dicht geſchloſſener Menſchenſtrom uns entgegen.

Das düſterſte Bild dieſer berüchtigten Paſſage und eines Theiles der Bowery zeigt uns die lange Reihe der unterirdiſchen Conzertſalons, welche nichts weiter ſind, als Bordelle der gemeinſten Art. In dieſen Höllen, an denen täglich vielleicht Hunderttauſende von Menſchen achtlos vorübereilen, ſiechen Hunderte von Mädchen dahin, oft kaum den Kinderſchuhen entwachſen, arme, vernachläſſigte, unwiſſende Geſchöpfe, hülflos, für Himmel und Erde verloren, einer noch elenderen Zukunft entgegen. Erſt in den letzten Jahren hat man den lobenswerthen Anfang gemacht, dieſe Neſter auszuheben und dem umſichgreifenden Unfuge zu ſteuern; ob mit dauerndem Erfolge, das läßt ſich freilich noch nicht abſehen.

Den nun folgenden Chatham-Square kreuzend treten wir in die Bowery ein, mit ihren ununterbrochenen Reihen von Kaufläden und öffentlichen Lokalen aller Art, ihren charakteriſtiſchen Schauſtellungen, Frucht- und Cigarrenſtänden, billigen Bier- und Weinſtuben, Auſternſalons und der auf- und abwogenden Fluth von Menſchen, die hier ausſchließlich der mittleren und niederen Volksklaſſe angehören und nahezu zur Hälfte aus Deutſchen beſtehen.

Das erſte Gebäude, welches uns in die Augen fällt, iſt das dem deutſchen Schauſpiel und der deutſchen Operette gewidmete „Thalia-Theater", an einer Stelle, auf der bereits drei Theater nach einander niederbrannten und aus der Aſche wieder auferſtanden. Die gegenwärtige Fronte iſt im doriſchen Styl gehalten, mit breiter Treppenflucht und hoher Säulenhalle und macht immerhin einen imponirenden Eindruck, während die inneren Räume recht geſchmackvoll ausgeſtattet ſind. Hier fanden in den letzten Jahren die Gaſtſpiele der unglücklichen Gallmeyer, der Geiſtinger und anderer deutſchen Künſtler ſtatt.

Aber wie vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt, ſo iſt es, wenn unſer Blick auf die Bilder-Plakate fällt, welche den gegenüberliegenden Kurioſitäten-

Sammlungen“ und gemeinen Singſpielhallen als Reklame dienen, und meiſt übertriebene Nachbildungen der Szenen ſind, welche ſich im Innern dieſer Theater allabendlich abſpielen.

Es iſt bekannt, welch' ungeheure Ausbreitung das Annoncenweſen in den Vereinigten Staaten genommen, und welch' wichtige Rolle es daſelbſt im gewöhnlichen Leben ſpielt. Abgeſehen von den förmlichen Annoncenbüchern, welche die Beilagen des „Herald“ und anderer großer Blätter Newyorks füllen, leiſtet man auch in Bezug auf die Straßenplakate Unglaubliches, und da ſind es neben den Medikamenten: Haaröl-, Zahnpulver- und Gurgelöl-Fabrikanten, Nähmaſchinen-Verkäufer u. ſ. w., vor Allem die Theater, welche das Publikum durch auffallende Bilder und hausgroße Plakate herbeizulocken ſuchen.

An das Thalia-Theater grenzt ein anderes ſtadtbekanntes und von Deutſchen viel beſuchtes Lokal, der Atlantic-Garden, wobei man jedoch, wie überhaupt bei allen anderen „Garden“, dieſe Bezeichnung nicht wörtlich zu nehmen und mit „Garten“ zu überſetzen hat. Atlantic-Garden iſt das größte und beſuchteſte jener zahlloſen Bierhäuſer, die in der Bowery und den Avenuen des öſtlichen Stadttheils ſich aneinander drängen. Der vordere Theil der weiten Halle zeigt das Speiſe- und Schanklokal, während dahinter eine Unmaſſe von Biertiſchen, von hölzernen Bänken umgeben, im Tabaksqualm verſchwimmen. Eine Tribüne zur Linken giebt Raum für ein Orcheſter. Nach den Vereinsſitzungen — die Zahl der Vereine unter den Deutſchen iſt Legion und viele haben in der Bowery ihr Vereinslokal — und den Theatern iſt Atlantic-Garden tagtäglich feſtlich belebt, und dann bietet dieſer Vergnügungsort thatſächlich ein Bild aus Deutſchlands gewöhnlichem „Volksleben“ dar. Geſchäftige Aufwärter fliegen hin und her, zehn und zwölf Schoppen des ſchäumenden Getränkes in den Händen zuſammengerafft, ſich durch das Gedränge windend. Von der Tribüne ſchmettert Frau Muſika in heiteren oder ernſt getragenen Weiſen ihre Accorde hernieder. In dieſen Hallen pflegt ſich dann auch der „Grüne“ (Einwanderer) über ſeine erſten Enttäuſchungen in der neuen Welt zu tröſten oder mit philoſophiſcher Reſignation bereits thätig mit einzugreifen in das Getriebe. Manch' verbummelte Studenten, manch' zartes Lieutnantchen, das noch eben den Krallen unbarmherziger Manichäer entwiſcht, ſieht man da ſchon als Kellner die erſte Stufe auf der Leiter zur künftigen Million erklettern.

Je weiter wir Bowery aufwärts ſchreiten, deſto belebter, großartiger wird das Straßenbild, ohne jedoch aus ſeinem volksthümlichen, derben Charakter auch nur einen Moment heraus zu treten. Die lange Reihe der Ladenfenſter, die bunte Menge der verſchiedenſten Schilder zu beiden Seiten mit entſprechenden Geſchäfts-Emblemen, vom gemalten Regenſchirm bis zum Portrait der „Rieſen-Dame“ irgend eines der ſogenannten „Dime-Muſeum“ (Pfennig-Muſeum), die Wimpel und Flaggen, die auf hohen

Flaggenſtangen nahezu jedes Haus ſchmücken, die zahlloſen Verkaufsartikel, die überall vor den Gewölben aufgehängt ſind, die kleinen Conditoreien, Caffees und Bierſchenken, die unzähligen, prozeſſionsweiſe auf- und abwärts laufenden Tramwaywagen und endlich jene unabſehbare Menſchenmenge auf beiden Seiten der Straße — Alles in geſchäftig beflügeltem Schritt, vereinigen ſich zu einem Bilde voll Leben, voll ſeltener Abwechslung.

Am oberen Ende der Bowery, dieſelbe in zwei Avenuen theilend, ſteht ein ſtattliches hohes Braunſtein-Gebäude, Cooper-Inſtitut, eine jener zahlloſen, dem öffentlichen Wohle gewidmeten Anſtalten, an denen Amerika, Dank der Liberalität und Hochherzigkeit ſeiner Söhne, ſo reich iſt. Von dem bekannten Philantropen Peter Cooper gegründet, iſt das Inſtitut zur Hebung der geiſtigen Bildung des Volkes beſtimmt. Während die ausgedehnten unteren Räume gewöhnlich Verſammlungszwecken gewidmet ſind, befinden ſich in den vier Stockwerken reiche wiſſenſchaftliche Sammlungen aller Art, ſowie eine reichhaltige Bibliothek und ein Leſezimmer mit etwa vierhundert in- und ausländiſchen Zeitungen zur unentgeltlichen Benutzung des Publikums.

Unweit vom Cooper-Inſtitut, auf dem Lafayette-Place, liegt der große Palaſt der Aſtor-Bibliothek, von dem deutſch-amerikaniſchen Nabob J. J. Aſtor gegründet, die größte und reichſte Bibliothek Newyorks, deren 120,000 Bände gleichfalls der freien Benutzung des Publikums offen ſtehen. — Das dritte öffentliche Gebäude dieſes Platzes iſt das Bibel-Haus, eines der größten Etabliſſements dieſer Art in der Welt, von einer ungemein reichen Geſellſchaft gegründet. Hier werden die religiöſen Bücher der Chriſtenheit alljährlich in hunderttauſenden Exemplaren gedruckt und unentgeltlich im Lande vertheilt.

7. Die Verkehrsmittel Newyorks.

Keine Großſtadt der Welt iſt ſo eigenthümlich ſituirt wie Newyork. Die Mehrzahl von ihnen liegt auf dem Feſtlande und ihr Umfang nähert ſich mehr oder weniger der Kreislinie, ſo daß die Diſtanzen von und nach den verſchiedenen Enden der Stadt beiläufig gleich groß ſind. Newyork hingegen liegt auf einer langen, unverhältnißmäßig ſchmalen Inſel, von zwei, Meerengen gleichen Flüßen beſpült, und während dieſe letzteren von einander ſo wenig entfernt ſind, daß man von Oſten nach Weſten die ganze Großſtadt in wenigen Minuten durchkreuzen kann, bedarf es Stunden, um von der Südſpitze der Inſel an das Nord-Ende der Stadt jenſeits des kleinen

Haarlem-Flüßchens zu gelangen. — Dort wohnt ein großer Theil jener zwei Millionen, welche Geſammt-Newyork zu ſeinen Einwohnern zählt. Im friſchen Grün, umſchloſſen von reizenden Blumengärtchen, haben ſie dort ihre Landhäuschen und Wohnungen gebaut, nicht nur um die Vortheile eines Landaufenthaltes zu genießen, ſondern gleichzeitig auch den hohen Miethzinſen im Innern der Stadt zu entgehen, die ſich bei gewöhnlichen Wohnhäuſern je nach der Lage auf 1500 bis 4000 Dollars jährlich belaufen. Ja der geſchäftliche Theil der Stadt, die „City", iſt durch das ſtete Zunehmen der kommerziellen und induſtriellen Firmen, durch die unglaubliche

Newyork: Straßen-Szene bei den „Five-Points".

Erweiterung des Geſchäftsverkehrs derart überfüllt, daß die Comptoirs und Geſchäftslokale, Waaren-Magazine und Kaufläden in allen Straßen bis in die höchſten Stockwerke hinauf ſämmtliche ehemaligen Wohnräume in Beſchlag nahmen, und ihre Bewohner daraus in die Vorſtädte oder an die jenſeitigen Ufer der beiden Ströme verdrängten. Nur der Reiche war in der Lage, in dem weiter aufwärts gelegenen faſhionablen Theil Newyorks, in der fünften Avenue und ihren Seitenſtraßen bleibende Unterkunft zu ſuchen; der Comptoiriſt jedoch, der Arbeiter und Geſchäftsmann mußte weit über dieſen Stadttheil hinaus bis an die hundertſte Straße und noch weiter

ziehen, um ſich dort ein ſeinen Einkünften entſprechendes Heim zu ſuchen. Dieſe abſolute Trennung der bewohnten von den geſchäftlichen Bezirken der Großſtadt hat natürlicherweiſe jeden Morgen und Abend, Jahr aus Jahr ein, eine förmliche Völkerwanderung, eine Ebbe und Fluth des Menſchenmeeres zur Folge, deſſen Maſſe ſich nach Hunderttauſenden berechnen läßt. Die Avenuen und Straßen ſind dann von den frühen Morgenſtunden bis in den ſpäten Vormittag mit einem ununterbrochenen Strom von Männern überfluthet, die alle in derſelben Richtung einem und demſelben Ziele zueilen: Der City am unteren Ende von Manhattan-Island. Es iſt intereſſant, ſie zu beobachten: Am früheſten Morgen zwiſchen fünf und ſechs Uhr ſind es die Dockarbeiter, Laſtwagenkutſcher, Matroſen, Straßenkehrer; ſpäter iſt der Menſchenſtrom

Volkstypen: Zeitungsjungen.

bereits mit einer beſſer ſituirten Geſellſchaftsklaſſe untermiſcht, es erſcheinen der Reihe nach Ladendiener, Commis, Laufboten, noch ſpäter die Bankbeamten, kleinere Kaufleute, die Angeſtellten der Zeitungs-Bureaus, der großen Geſchäfts- und Exporthäuſer — und ſie machen endlich den Bankiers und Handelsgrößen der Hauptſtadt Platz. Damit nimmt das Straßenleben in den Avenuen einen andern Charakter an. Während früher unter Allen die größte Eile herrſchte, wird der Schritt der Fußgänger deſto langſamer, je mehr die Morgenſtunden vorſchreiten; es entſteht allmählig ein Gegenſtrom, von dem unteren Stadttheile nach dem oberen gerichtet; Damen erſcheinen in dem Gewühle, und ſie behalten in den hohen Nachmittagsſtunden die Oberhand; dann beginnt die Fluth wieder ſtraßenaufwärts zu gehen, nur iſt die Reihenfolge der nach Hauſe Eilenden jetzt umgekehrt.

Dieſer gewaltige, täglich nach Hunderttauſenden zählende Verkehr hatte natürlich die Einführung ausgiebiger Communikationsmittel zur Folge, deren hervorragendſtes noch immer die Pferdebahnen ſind. Die ganze Großſtadt iſt von einem Ende bis zum andern, von der Batterie bis hinauf an das Nordende der Manhattan-Inſel mit einem Pferdebahnnetze durchzogen, wie es in ſolcher Großartigkeit, Ausdehnung und praktiſcher Einrichtung vielleicht nur noch Philadelphia beſitzt. Neunzehn Compagnien, von denen achtzehn erſt innerhalb der letzten zwanzig Jahre entſtanden, befahren nahezu ſämmtliche Hauptſtraßen Newyorks, häufig ſogar auf doppelten, drei- und vierfachen Geleiſen, und nur der Broadway und einige Straßen der unteren Stadt, ſowie die vornehmen Avenuen in der oberen Stadt werden von der Pferdebahn nicht befahren. Und welche Wohlthat dieſes Verkehrsmittel für die Bevölkerung der Metropole iſt, das ſieht man aus der unglaublichen Ueberfüllung, aus den zahlreichen Waggons, die in kurzen Zwiſchenräumen auf einander folgen. Sie ermöglichen es der ärmeren Bevölkerung, außerhalb der dunſtigen, raucherfüllten Atmoſphäre der Großſtadt an geſünderen und billigeren Orten zu leben, ohne dadurch irgend, beſonders an Zeit und Fahrkoſten einzubüßen, denn der höchſte Fahrpreis für die weiteſte, nach Meilen ſich berechnende Strecke beträgt erſt 8 Cents, während der durchſchnittliche Fahrpreis 5 Cents iſt. Auch den Schulkindern kommen dieſe Straßenbahnen zu gute, und in ſo mancher Avenue begegnet man in den Nachmittagsſtunden Waggons, die mit Mädchen gefüllt ſind, welche aus den Schulen heimkehren. Die Pferdebahnen ſind hier Gemeingut Aller, der Hohen und der Niederen, und der reiche Handelsherr fährt nicht ſelten in Geſellſchaft ſeiner Arbeiter und unterſten Beamten. Das Fahren iſt eben hier weder Luxus noch Bequemlichkeit. Es iſt Zeiterſparnis, und dieſes Zweckes wegen bedient ſich Alles gemeinſamer Mittel.

Die Pferdebahnen ſind hier einfach eingerichtet und kennen keine Klaſſeneintheilung, ſo daß ſie, nachdem ſeit einigen Jahren auch die Ausſchließung und Abſonderung der Schwarzen aufgehoben iſt, ſtets eine intereſſante Miſchung von Newyorker Volkstypen zu beherbergen pflegen. Bis in die höchſten Klaſſen, ja bis zum Staats-Gouverneur hinauf, benutzt Alles zeitweilig die Pferdebahn, und oft ſind die Wagen mit den eleganteſten Damen gefüllt, denen die Männer in der Regel ſofort ehrerbietig Platz machen, ſobald kein leerer Sitz für ſie vorhanden ſein ſollte. Dieſe Höflichkeit, welche von Seiten der Damen ſelten mit Dank oder auch nur mit einem Kopfnicken erwidert wird, iſt ein (hier allerdings übertriebener) ſchöner Zug der Amerikaner, der theilweiſe noch aus den Zeiten vor einigen Dezennien herſtammen mag, als die Zahl der Frauen im Verhältniß zu jener der Männer bedeutend geringer war denn jetzt, wo ſich dies Mißverhältniß wenigſtens in den öſtlichen Staaten bereits ausgeglichen hat.

Die Zeit, welche man in den Pferdebahnwagen zubringt, wird des Morgens gewöhnlich zum Leſen der Zeitungen verwendet, die ja bekanntlich in Amerika eine

ſo ungemein wichtige, einflußreiche Rolle ſpielen und beſonders in Newyork von der größten Bedeutung ſind. Zeitungsjungen mit den Hauptblättern der Stadt, dem „Herald“, der „Tribüne“, der „Sun“ und den „Times“, ſpringen von einem der vorbeifahrenden Waggons auf den anderen, um ihre noch druckfeuchte Waare feilzubieten. Sie findet auch ſtets großen Abſatz.

Die Wagen der Pferdeeiſenbahn ſind durch die Aufſchrift ihres Beſtimmungs- und Abgangspunktes und der wichtigſten Straßen, durch welche ſie fahren, ſowie noch durch beſondere Farben ausgezeichnet, welche die Linie anzeigen, der ſie angehören; ſie ſind zweiſpännig, haben im Innern zwei längslaufende, gepolſterte Bänke. In der Größe ſind ſie etwas verſchieden, und die kleineren, auf den Seitenlinien gehenden ſind nur mit einem Pferde beſpannt und haben keine Schaffner. Das 5 Cents betragende Fahrgeld wird hier von den eintretenden Paſſagieren in einen gläſernen Kaſten geworfen, der hinter dem Kutſcher angebracht und ſo eingerichtet iſt, daß er ſich durch einen Blick von der Richtigkeit des eingezahlten Fahrgeldes überzeugen kann. Durch eine kleine Oeffnung in der Thür kann man auch im Bedarfsfalle Geldbeträge bis zu zwei Dollar durch den Kutſcher einwechſeln laſſen, der dieſelben bereits gewechſelt in kleinen Brief-Couverts mit ſich führt und gegen die ihm dargereichte Banknote oder Münze umtauſcht. In den größeren „Cars“ der Hauptlinien geſchieht die Controle dadurch, daß der Condukteur beim Empfang des Fahrgeldes mit einer, bei jeder Preſſung klingenden Zange ein Loch durch einen mit Nummern verſehenen Papierſtreifen preßt, den er an ſeinem Rock hängen hat.

Mag auch das Pferdeeiſenbahnnetz der Stadt Newyork im Vergleich mit den Verkehrseinrichtungen europäiſcher Hauptſtädte großartig und höchſt zweckmäßig erſcheinen, ſo iſt doch nicht zu leugnen, daß es mit bedeutenden Uebelſtänden verbunden iſt. Im Winter beeinträchtigen Schneeſtürme den Verkehr, im Sommer der Sonnenſtich, dem oft viele Pferde zum Opfer fallen; dazu kommen noch die Conflikte mit den Omnibuſſen und anderen Wagen, die ja bei ſo gewaltigem großſtädtiſchen Verkehr ſehr zahlreich ſind. Dieſe Uebelſtände, ſowie die verhältnißmäßig doch nur geringe Schnelligkeit des Transportes mittels Pferde-Eiſenbahn ließen eine Reihe anderer Projekte reifen. Zunächſt entſtanden die „Stages“, zierliche, weiße Stellwagen, welche den Verkehr auf dem Broadway und allen jenen Straßen herſtellen, welche nicht von Pferdebahnen durchzogen werden. Aber ſie ſind demſelben Uebel, wie die letzteren ausgeſetzt. Im Sommer ſchützt ſich der hoch oben auf dem Dache thronende Kutſcher durch einen rieſigen, mit Annoncen bedeckten Sonnenſchirm, und ſetzt auch den Pferden ein komiſch geformtes Häubchen auf den Nacken, um ſie gegen den Sonnenſtich zu ſichern, während er ſie gleichzeitig im langſamſten Schneckenpoſt-Trabe laufen läßt. Ungeachtet dieſer langſamen Verkehrsmittel werden dennoch mittelſt

Pferdebahn und Stellwagen zusammen täglich nicht weniger als 3 bis 400.000 Menschen befördert.

Am besten bewährte sich die „Elevated Rail-Road" (Hochbahn), deren erste und älteste in der 9. Avenue und im unteren Stadttheile in der Greenwich-Straße bis nahe an die Batterie führt. Auf schlanken dünnen Pfeilern inmitten der engen Straße sind in der Höhe des ersten Stockwerkes die beiden Schienengeleise angebracht und über diese letzteren sausen die aus einer Locomotive und zwei bis drei großen Waggons bestehenden Züge mit Blitzesschnelle dahin; die an den Straßenecken befindlichen Stationen erreicht man mittelst eiserner Treppen. Das Publikum fand an dieser schnellen und bequemen Beförderung von einem Ende der Stadt zum anderen so großen Gefallen, und der Zuspruch war ein so beträchtlicher, daß innerhalb der letzten Jahre ein ausgebreitetes Netz dieser Hochbahnen in den Straßen Newyorks entstand, und damit auch eine vollständige Umwälzung der Verkehrs- und Wohnungsverhältnisse der Stadt zur Folge hatte. Von der „City" und deren äußersten Ende, der „Batterie", führen augenblicklich (1885) sechs solcher Hochbahnen durch die einzelnen Avenuen nach der oberen Stadt, speziell dem Centralpark, ja einige wurden sogar bis weit über die Stadt nach Harlem und dem beliebten Vergnügungsorte der Newyorker, nach „High bridge" verlängert. Andere Hochbahnen durchziehen die Manhattan-Insel der Quere nach, und wie groß der Straßenverkehr in diesem großartigen Bienenkorbe Amerikas sein muß, geht schon daraus hervor, daß ungeachtet des kolossalen Verkehrs auf den Hochbahnen die anscheinend mit ihnen konkurrierenden Pferdebahnen von Jahr zu Jahr doch immer größere Einnahmen erzielen. Nur hat sich der Charakter der Pferdebahn-Passagiere ein wenig zu Gunsten der Hochbahnen verschlechtert. Den lebhaftesten Verkehr wird der Besucher Newyorks auf der „Bowery" finden, wo eine Strecke mit zwei Hochbahnen und überdies vier Pferdebahnen mit einander parallel laufen, an manchen Seitenstraßen gekreuzt durch eine ebenso große Menge von Transversalbahnen. Dazu kommen noch der sonstige kolossale Privat- und Lastwagenverkehr, und man wird deshalb, ausgenommen vielleicht in der Londoner „Cheapside," kaum irgendwo anders einem ähnlichen Andrang begegnen. — Seitdem diese Hochbahnen vom oberen Ende der Stadt ohne Unterbrechung bis zum unteren führen, sind sie jedenfalls zu einem der wichtigsten Verkehrsmittel und gleichzeitig auch zu einer interessanten Sehenswürdigkeit Newyorks geworden. (Siehe Abbildung Seite 57.)

Miethwagen stehen in Newyork wie überhaupt in den Städten Amerikas nur wenig in Gebrauch, und die einspännigen Droschken, wie sie in Europa überall zu sehen sind, findet man nirgends, obgleich sie gewiß einem allgemein gefühlten Bedürfniß abhelfen würden. Die schweren zweispännigen Miethkutschen, wie sie in den Hotels der größeren Städte eingeführt sind, lassen sich viel zu hohe Preise zahlen,

um jemals in größere Verwendung zu kommen. Jedenfalls hätten die einſpännigen billigen Miethkutſchen in den Vereinigten Staaten Dank der Ausgiebigkeit der geſchilderten Transportmittel kein ſo weites Feld wie in Europa.

Auch ein anderes europäiſches Inſtitut, das der Commiſſionäre, iſt in Amerika unbekannt, und wird hier theils durch die Expreß-Compagnien, theils durch die „Meſſenger boy Geſellſchaften“ in der ausgiebigſten Weiſe erſetzt. Den „Local-Expreß“-Compagnien mit ihren billigen, leichten und ſchweren Laſtfuhrwerken obliegt der Transport der Bagage-Stücke, Möbel, Einrichtungen u. ſ. w. innerhalb des Stadtgebietes, während Gepäckſtücke, die für irgend einen Ort der Vereinigten Staaten beſtimmt ſind, durch die großen Eiſenbahn-Expreß-Compagnien, und vor Allem die „Adams-Expreß-Compagny“ um billiges Geld nach dem Bahnhof, und nach zurückgelegter Eiſenbahnfahrt in die Wohnung des Adreſſaten befördert werden, ohne daß man ſich weiter um das Gepäckſtück zu ſorgen hätte. Die genannte Expreß-Compagnie beſitzt in den kleinſten Ortſchaften der Vereinigten Staaten Zweigbureaus und ihre Frachtwaggons befahren alle Bahnlinien. Der ganze große Gepäck-Verkehr der Vereinigten Staaten liegt beinahe ausſchließlich in den Händen der „Adams“, ſowie ihrer Konkurrentin, der „American“-Expreßcompagnie, ja ſelbſt die Beförderung der täglichen Zeitungspackete, von Werthſachen und Juwelen, gemünztem Golde und Banknoten gehört in ihr umfaſſendes Reſſort, und die Zahl der Angeſtellten, der Pferde und Fuhrwerke dieſer Compagnie ſteigt in das Unglaubliche.

Der Lokalverkehr, die Zuſtellung von kleineren Packeten, Commiſſionen und Briefen obliegt den „Meſſenger boy“, einer Inſtitution, die ſich innerhalb weniger Jahre über die meiſten Großſtädte Amerikas ausgedehnt hat und deren Einführung wohl auch in Europa bevorſteht. Der „Franklin-Telegraph“, auch „Diſtrict-Telegraph-Compagnie“ genannt, beſitzt z. B. in verſchiedenen Stadttheilen Bureaus, in welchen ſich zur Tag- und Nachtzeit und zu jeder Stunde Laufburſchen, Poliziſten und Feuerwehr-Männer, ſämmtlich von der genannten Compagnie bedienſtet, aufhalten. Jeder, der die Dienſte dieſer ungemein nützlichen Inſtitution in Anſpruch nehmen will, erhält gegen eine geringe Summe und einen gewiſſen jährlichen Beitrag einen kleinen Telegraphen-Apparat in ſeine Wohnung, welcher mit dem genannten Bureau in Verbindung iſt, und aus einem einfachen winzigen Käſtchen beſteht, das irgendwo an der Wand angebracht wird. Bedarf man eines Laufburſchen oder „Meſſenger boy“, ſo genügt der Gebrauch des Drückers am Apparate, um in wenigen Minuten einen elegant uniformierten, gewöhnlich ſehr verläſſigen Jungen in das Haus zu bringen. Wird der Drücker zweimal oder dreimal hintereinander berührt, ſo hat dies ein unmittelbares Erſcheinen des Poliziſten oder eines Feuerwehr-Mannes mit Löſchapparat zur Folge. Dieſe ungemein wichtige und wohlthätige Einrichtung wurde in der letzten Zeit noch weiter ausgedehnt, indem man dem Haus-Apparat ein ſelbſt-

thätiges Alarmſignal im Falle eines verſuchten Einbruchs oder beim Entſtehen eines Schadenfeuers beifügt, ſo daß ſelbſt in Abweſenheit des Betreffenden ſein Haus vollkommen geſichert iſt.

Die beiden wichtigſten Verkehrsanſtalten, das Poſtbureau und die Telegraphenanſtalt, ſind hier, in der Metropole des Handels und einem der bedeutendſten Weltzentren, auch zu großer Vollkommenheit entwickelt. Beide beſitzen im unteren Broadway gewaltige Steinpaläſte, mitten im Herzen des Geſchäfts-Diſtriktes von Newyork ſituirt. Während die eine dieſer wichtigen Anſtalten, die Poſt, von der Regierung der Vereinigten Staaten geleitet wird, befindet ſich der Telegraph in den Händen von Privat-Compagnien, deren größte und wichtigſte die Weſtern-Union-Telegraph-Compagnie iſt. Dieſer letzteren und ihren Angeſtellten ſind die weittragendſten Erfindungen auf dem Gebiete der Telegraphie, ſowie die Vollkommenheit zuzuſchreiben, welche das Telegraphenweſen in den Vereinigten Staaten erreicht hat. Außer der Weſtern-Union-Telegraph-Compagnie, welche in allen wichtigeren Städten der Union Bureaus beſitzt — es ſind ihrer augenblicklich gegen 13000 — und über ein Drahtnetz von 150000 engl. Meilen verfügt, giebt es noch mehrere andere Privattelegraphen-Geſellſchaften, worunter die Mutual-Union mit 1200 Bureaus und 8000 Meilen Drahtleitungen die bedeutendſte iſt. In neueſter Zeit ringt auch eine „Poſtal-Telegraph-Co.“, welche Bureaus in den Poſtbureaus der einzelnen Städte beſitzt und ſich durch große Wohlfeilheit auszeichnet, um die Gunſt des Publikums. Das Telegraphiren iſt in Amerika überhaupt viel wohlfeiler als in Europa und gewinnt an Bedeutung noch durch die ſogenannten „night meſſages“, welche um den halben Preis befördert werden. Iſt nämlich der Inhalt einer Depeſche nicht allzu preſſant, ſo kann ſie der Aufgeber als Nacht-Telegramm billiger bezahlen, in welchem Falle die Depeſche erſt nach Mitternacht abgeſandt und am nächſten Morgen an den Adreſſaten abgeliefert wird. Dieſe Preiserleichterung wurde deshalb eingeführt, um den Depeſchenverkehr auf Tag und Nacht möglichſt gleichmäßig zu vertheilen. Bei den großen Diſtanzen Amerikas, wo Briefe vielleicht eine Woche lang unterwegs ſind, iſt das Syſtem der Nachttelegraphie eine große Wohlthat. Auch das Telephon hat ſich in Amerika mit der überraſchendſten Schnelligkeit ausgebreitet. 1876 war ich bei dem erſten Telephon-Verſuche zwiſchen Boſton und dem 18 Meilen entfernten Städtchen Salem zugegen, und 1880 hörte ich bereits in dem Bureau der „Chicago-Tribune“ das Orgelſpiel in einer Kirche von Indianopolis, 200 Meilen von Chicago entfernt. Oeffentliche Telephonſtationen ſind in den ganzen Vereinigten-Staaten eingeführt und erfreuen ſich großen Zuſpruchs.

Ebenſo vollkommen iſt der großartige, weitverzweigte Apparat, über welchen das Poſtamt in Newyork verfügt. Das Poſtbureau Newyorks, früher in einer alten halbverfallenen Kirche untergebracht, befindet ſich gegenwärtig in einem der ſchönſten

Paläſte Amerikas. Das Erdgeſchoß mit ſeiner weiten prächtigen Halle iſt für den Empfang und die Ausgabe der Briefe und Poſtſtücke beſtimmt. Die Zeitungen werden in einer ähnlichen Halle unter dem Erdgeſchoſſe empfangen und vertheilt, in welche das Tageslicht durch die Glasplatten dringt, die hier das Steinpflaſter erſetzen. In der Glaswand, welche das dem Publikum zugängliche, halbkreisförmige Veſtibul von dem für die Poſtgeſchäfte beſtimmten Saale ſcheidet, befindet ſich eine Anzahl großer Briefkäſten, von denen die einen für Zeitungen und Druckſachen beſtimmt ſind und in das Kellergeſchoß münden, während andere zur Aufnahme der Briefe beſtimmt ſind. Jeder Staat der Union, das Ausland und ſelbſt jede bedeutendere Stadt Amerikas beſitzen eigene, mit ihrem Namen bezeichnete Briefkäſten, ſo daß auf dieſe Weiſe das Publikum ſelbſt die ſonſt ſo zeitraubende Sortirung der Briefe übernimmt. Neben dieſen Briefkäſten befinden ſich die Fenſter für die poste restante-Briefe, von denen eines ausſchließlich für Damen beſtimmt iſt. Die Adreſſen der eingelangten und nicht abgeholten Restante-Briefe werden täglich von der Poſtbehörde nach der Nationalität der Adreſſaten geordnet und in den Hauptzeitungen Newyorks veröffentlicht, um jede Anhäufung der Briefe zu vermeiden und den Betreffenden ſobald als möglich in den Beſitz ſeines Briefes kommen zu laſſen.

Der Reſt der Glaswand wird vollſtändig von einer nach mehreren Tauſenden zählenden Menge von kleinen, verſperrten und nummerirten Glasbriefkäſten eingenommen, von denen nahezu jedes größere Geſchäftshaus Newyorks gegen einen jährlichen Miethbetrag von 12 Dollars ein Käſtchen miethet. Es genügt deshalb, auf den Briefadreſſen dieſer Firmen nur die Nummer des Briefkaſtens zu verzeichnen. Sämmtliche für ſie einlaufenden Poſtſtücke werden von den Brief-Vertheilern in die betreffenden Käſtchen gelegt und von einem Angeſtellten der Briefkaſten-Inhaber, oder von den Letzteren ſelbſt zu irgend einer Tageszeit abgeholt. Das erſte Stockwerk iſt für die rekommandirten Briefe und Werthſendungen, ſowie die Anfragen bezüglich verloren gegangener Poſtſtücke beſtimmt. Die unbeſtellbaren Briefe werden in die ſogenannte „Dead letter office“ nach Waſhington geſandt, dort geöffnet und dem etwa aus dem Briefe entnehmbaren Abſender zurückgeſtellt, oder wenn das nicht der Fall iſt, verbrannt, der etwaige Werthinhalt jedoch von Zeit zu Zeit öffentlich verſteigert.

8. Die Inſelwelt am Eaſt-River.

Smaragden auf einem ſilbernen Bande gleich, ruhen auf der breiten ſchimmernden Waſſerfläche des Eaſt-River eine Anzahl grüner Inſeln, die den am fernen Flußufer Stehenden wie reizende Gärten erſcheinen. Von verſchiedener Größe und Form,

ragen ſie mit ihren ſchattigen Bäumen und großen Gebäuden aus dem Waſſer hervor, unberührt von dem fieberhaften, bewegten Verkehr auf dem Fluſſe, unbeläſtigt von Spaziergängern und Beſuchern, abgeſchieden von der Welt, eine Welt für ſich.

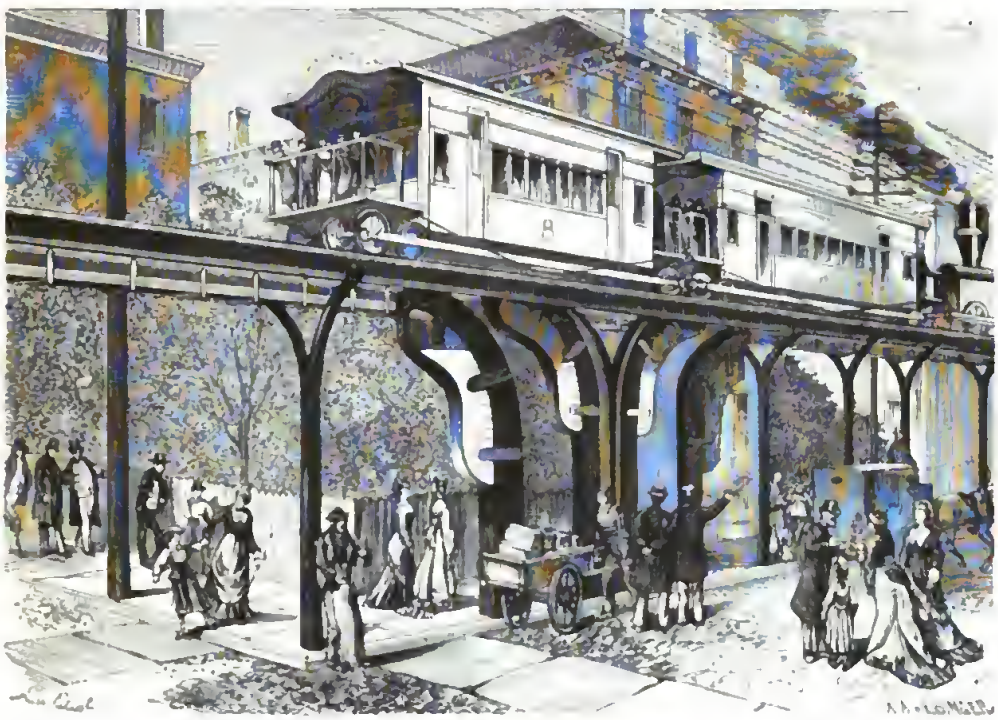
Es ſind ihrer hauptſächlich fünf, die ſich durch ihre Größe und die auf ihnen befindlichen Gebäude auszeichnen. Allein dieſe Inſeln, die ſich, aus der Ferne betrachtet, ſo friedlich und bewohnenswert ausnehmen, ſind ſehr ernſten Zwecken gewidmet. Sie enthalten die gemeinnützigen Anſtalten der Stadt Newyork.

Betrachten wir vor Allem die erſte und größte dieſer Inſeln: Das Blackwell-Island. Es iſt die Armen- und gleichzeitig die Straf-Colonie der Hauptſtadt Amerikas, der Sitz der Wohlthätigkeits-Anſtalten wie der Strafhäuſer Newyorks. Es ſind ihrer dreizehn an der Zahl: Hospitäler für Blinde, epileptiſche Kranke, Gemüthskranke, eine Irrenanſtalt, ein Armenhaus, ein Strafarbeitshaus (Penitentiary) u. ſ. w. Die Armenbevölkerung iſt von den Gefangenen räumlich vollſtändig geſchieden, aber beide Klaſſen empfangen die gleiche Behandlung und Koſt. Es liegt in dieſer Gleichſtellung ein Charakterzug der dünkelhaften, durch Zufall, Erbſchaft oder glückliche Spekulationen zu Reichthum gelangten amerikaniſchen Geſellſchaft, der die Armuth ebenſo unverzeihlich und ſündhaft erſcheint, wie das Verbrechen. In allen Anſtalten iſt auch die vollſtändige Trennung der beiden Geſchlechter durchgeführt. Die Geſammtbevölkerung von Blackwell-Island gleicht der einer kleinen Stadt, denn ſie beträgt nicht weniger als 8500 Seelen, von denen über 6000 in den Wohlthätigkeits- und 2000 in den Strafanſtalten untergebracht ſind.

Alle dieſe Anſtalten können als Muſter ihrer Art aufgeſtellt werden. Es iſt bekannt, daß Amerika auf ſeine öffentlichen Inſtitutionen mehr Sorgfalt und mehr Geldmittel verwendet, wie irgend ein anderes Land. Zudem ſtammen alle dieſe Bauten erſt aus neueſter Zeit und konnten demnach mit allen neuen Einrichtungen und Verbeſſerungen ausgeſtattet werden. Von beſonderem Intereſſe iſt das Arbeitshaus, deſſen nahezu 1000 Seelen zählende Bevölkerung ein eigenthümliches Streiflicht auf das dunkle Leben der amerikaniſchen Großſtadt wirft. Das Gros dieſer zwiſchen den Polizei-Gerichtshöfen und der Inſel beſtändig hin- und herziehenden Sträflinge beſteht aus Gewohnheitsſäufern beiderlei Geſchlechts. Heute zum wiederholten Male wegen Trunkſucht abgeurtheilt, treten ſie, erſt halb entnüchtert von den Orgien der erſten Nacht, ſchon am nächſten Morgen die Fahrt nach Blackwell-Island wieder an, um dort ein, zwei bis drei Monate zu verbleiben, und kaum ein paar Tage nach ihrer Freilaſſung wieder dahin zurückzukehren. Die Inſel iſt ihre Heimath.

Das Armenhaus, das mit ſeinen Gebäuden und Hofräumen beinahe den dritten Theil der Inſel einnimmt, zählt unter ſeinen Inſaſſen nicht weniger als neunzig Prozent Ausländer und ſpeziell Irländer, die vom erſten Tage ihrer Landung in Newyork der Gemeinde eine Laſt geweſen.

Der größte, massivste Bau der Insel ist das Penitentiary, das Strafarbeits-Haus, das etwa siebenhundert Verbrecher, größtentheils in den zwanziger Jahren stehend, beherbergt. Die Mehrzahl der Sträflinge verdankt ihr Hiersein der Arbeitsscheu und verwahrloster Erziehung. Ein kleiner Diebstahl, Raufslust, Ausschweifungen aller Art und der Gebrauch von Dolch und Revolver in einem Streit bringen den ohne Fürsorge und Zucht aufgewachsenen jungen Mann zum ersten Male vor das Strafgericht. Aber dieser erste Schritt abwärts ist nicht zugleich auch der einzige. An eine Besserung



Newyork: Die Pfeiler-Eisenbahn.

des jugendlichen Verbrechers im Strafarbeitshause, wo er mit dem Auswurf der menschlichen Gesellschaft in nächste Berührung kommt, ist nicht zu denken. Statt ihn zu bessern, werden die brutalen Instinkte in seinem Charakter nur noch zu größerer Entwickelung gebracht, und nach seiner Entlassung von der Insel geht es dann Stufe für Stufe abwärts, bis ihn die Gerechtigkeit zum zweiten Male ereilt und er in das Staats-Gefängniß von Sing-Sing wandert.

Die Insel, die uns vor dem Besuche als so reizend schön erschienen, läßt nur trübe Eindrücke in uns zurück. Die landschaftliche Szenerie bildet nur den Rahmen zu einem Bilde, dessen Sujet Laster, Verbrechen und Elend sind.

Wenn wir von Blackwell-Island den East-Riverſtrom aufwärts fahren, ſo gelangen wir bald zu dem ehemaligen, im Jahre 1876 weggeſprengten Hellgate bei Aſtoria, dem gegenüber eine kleinere Inſel, Ward-Island, mitten im Fluſſe liegt. Dieſe Inſel mit ihren ſchönen palaſtartigen Gebäuden und ſchattigen, wohlgepflegten Gärten iſt gleichfalls das Aſyl von Tauſenden. Es iſt die Colonie der armen und kranken Emigranten. — Unter den wohlthätigen Inſtituten Newyorks nimmt Ward's Island vielleicht die erſte Stelle ein. An die Inſel knüpfen ſich dankbare Erinnerungen von vielen Tauſend Einwanderern, welche einſtens hier arm und elend anlangten und durch eine liebevolle und ſelbſtloſe Pflege in dieſen Tagen der bitterſten Noth und ſchwerſten Prüfung, für ihre ſpäteren Kämpfe um eine freie Exiſtenz geſtärkt und geſtählt wurden. Ward's Island iſt ein Ehrendenkmal, das ſich die amerikaniſche Philantropie im Archipel des East-River geſetzt, und ſeine humanen Anſtalten machen viele Lücken wieder gut, welche auf den anderen Inſeln in der Verwaltung der öffentlichen Anſtalten begangen wurden.

Der Mittelpunkt in der Gruppe großer und kleiner Gebäude auf Ward's-Island iſt das Verplanck-State-Emigrant-Hospital, das Muſter eines modernen Krankenhauſes, von bedeutender Größe und für etwa 500 Kranke eingerichtet. Zur Rechten dieſes Spitals befindet ſich die „Nurſery", das Aſyl für die Kinder armer Emigranten, während die Letzteren ſelbſt in dem „Refuge-Building", dem Aſyl, Unterkunft finden. Das Aſyl iſt zur unentgeltlichen Aufnahme und Verpflegung von allen bedürftigen Einwanderern beſtimmt, die, obwohl körperlich geſund und arbeitsfähig, wegen Geldmangel oder aus andern Gründen an der Fortſetzung ihrer Reiſe ins Inland verhindert wurden. Die Gebäude ſind einfach, aber ſolid gebaut und ſehr zweckmäßig eingerichtet. Dabei iſt die Verpflegung ſo reichlich und geſund, daß die Mehrzahl dieſer aus Böhmen oder Oſtpreußen kommenden Einwanderer ſich wahrſcheinlich in ihrem Leben nie ſo wohl befunden haben mag, wie hier. Dabei werden jedoch die kräftigen Leute auch zur Arbeit verhalten. In Verbindung mit der Anſtalt iſt auch eine Schule, welche allen Emigranten-Kindern ſofort Gelegenheit zur Erlernung der engliſchen Sprache bietet. — Wie zahlreich die Deutſchen in dieſer Anſtalt vertreten ſind, geht daraus hervor, daß unter den ſechstauſend Inſaſſen nicht weniger als 1700 aus Deutſchland kamen.

Weit ab von den Gebäuden dieſer eigenartigen Inſelſtadt liegt der Friedhof, und ſo Mancher iſt hier zur ewigen Ruhe gebettet, der einſt voll Hoffnung und Lebensluſt die Heimat verließ, um ſich in dem Lande der Freiheit ein eigenes Heim zu gründen. Doch nur die Pforten dieſes Landes ſollte er zu ſehen bekommen! Er zog durch ſie in die Ewigkeit ein.

Noch weiter im East-River, hinter Ward's-Island, liegt Randall's-Island, auf welchem die Newyorker „Geſellſchaft zur Beſſerung jugendlicher Verbrecher" eine groß-

artige Anſtalt, ein „House of Refuge“, aus eigenen Mitteln errichtet hat. Vom Newyorker Ufer aus geſehen, gewähren die im italieniſchen Styl aufgeführten Rohziegelfaçaden einen palaſtartigen Anblick. Das größere der beiden Gebäude iſt zur Aufnahme der Knaben, das kleinere für die Mädchen beſtimmt. Andere Gebäude für Schul-, Arbeits- und andere Zwecke befinden ſich im Hintergrunde. Der Zweck der Anſtalt, die Beſſerung jugendlicher Taugenichtſe, wird durch das hier eingeführte Syſtem allerdings theilweiſe erreicht, jedoch iſt die Beſtimmung eigenthümlich, zufolge welcher der Aufnahme der (unter 16 Jahren ſtehenden) Kinder bereits ein gewiſſes gerichtliches Verfahren vorangegangen ſein muß. Von den 700 Kindern, welche alljährlich hier aufgenommen werden, ſind in der Regel nicht weniger als 3 bis 400 von iriſcher Abſtammung, ein weiterer Beleg dafür, welche hervorragende Stellung das iriſche Element in der Verbrecherwelt Amerikas einnimmt.

Im Durchſchnitt bleiben die Delinquenten ein Jahr lang in der Zwangsjacke, welche die Disciplin der Anſtalt ihnen anlegt. Die jugendlichen Inſaſſen ſind je nach dem Grade ihrer Beſſerung in vier Klaſſen getheilt, deren letzte die unverbeſſerlichen Miſſethäter enthält. Ein Aufenthalt von 52 Wochen hinter einander in der erſten Klaſſe berechtigt zur Entlaſſung aus der Anſtalt, vorausgeſetzt, daß dem Gebeſſerten ein paſſender Dienſt verſchafft werden kann. Außer den Elementar-Gegenſtänden wird der verdorbenen Jugend vor allem das Arbeiten gelehrt, und wie weit man darin geht, erhellt aus den ſtatiſtiſchen Daten, nach welchen die Anſtalt nach Deckung ſämmtlicher Ausgaben noch einen Reingewinn von jährlich 50,000 Dollars abwirft.

Sechszehn Meilen von der Hauptſtadt entfernt, im Long-Island-Sund gelegen, kommen wir nun zu einer andern Inſel, dem Hart's-Island. Es iſt die letzte Station auf unſerer Archipel-Fahrt, es iſt die Inſel der Todten! Ein ſpeziell für den traurigen Dienſt der Leichenüberführung eingerichteter Dampfer ſtellt die Verbindung zwiſchen Stadt und Eiland her und ſchafft die Todten von dem Dock der Newyorker Morgue, am Fuße der 26. Straße tagtäglich nach der meerumſpülten Ruheſtätte. Das Cargo des Dampfers „Fidelity“ beſteht nur aus den unbekannten oder nicht reklamierten Todten der Millionenſtadt. Unter normalen Umſtänden kommen in Newyork täglich durchſchnittlich ſieben Perſonen ums Leben, welche auf dieſe Weiſe auf Koſten der Stadt beerdigt werden müſſen, doch ſchwillt dieſe Zahl während der heißen Sommermonate, wo der Sonnenſtich ſo viele Menſchenopfer fordert, ſo gewaltig an, daß der Transportdampfer mitunter den Dienſt kaum verſehen kann. — Aber auch Noth und Mangel ſind die Bundesgenoſſen des Todes, und dazu kommen noch die düſteren, geheimnißvollen Morde, denen Newyork vielleicht mehr als jede andere Großſtadt zum Schauplatze dient, ohne daß es in den meiſten Fällen gelingen würde, den Mörder zur Rechenſchaft zu ziehen. Die Ströme, welche Newyork umſpülen, ſind ſtumme Zeugen dieſer Unthaten und nehmen willfährig das menſchliche Opfer in ihren Tiefen

auf, um es erſt lange nachher, zur Unkenntlichkeit verſtümmelt, wieder der Erde zurück zu geben. — Durch die Morgue führt dann der Weg nach Hart's-Island. Die Särge ſind nummerirt, wie das Regiſter der Morgue, und dieſelben Nummern erhalten dann auch die Gruben, in denen die Unglücklichen ſang- und klanglos verſcharrt werden. —

Ebenſo wie dieſer Archipel im Eaſt-River, ſo beſitzt auch die Hauptſtadt ſelbſt innerhalb ihres wogenumſpülten Weichbildes eine Unzahl ähnlicher, dem Gemeinwohle, der Armuth, der Wohlthätigkeit gewidmeter Anſtalten, theils von den Behörden, noch mehr aber von einzelnen Wohlthätern gegründet, deren ja Newyork eine ſo achtunggebietende Zahl beſitzt. Hospitäler, Aſyle für die verwahrloſte Jugend, wie für das ſchwache Alter, Erziehungs- und Bildungs-Anſtalten für die aufkeimende Generation, Verſorgungshäuſer für Waiſen und andere Inſtitutionen ſtellen ſich dem Spaziergänger überall in impoſanten palaſtartigen Bauten entgegen, Zeugen von der Armuth und dem Elend, aber auch gleichzeitig von der Hochherzigkeit der Bewohner Newyorks.

9. Das Fluß- und Hafenleben.

Newyork beſitzt infolge ſeiner eigenthümlichen inſularen Lage eine größere Hafenausdehnung als irgend eine andere Stadt, und eine Rundfahrt auf dieſem herrlichen Waſſergürtel gehört zu den intereſſanteſten, die man unternehmen kann.

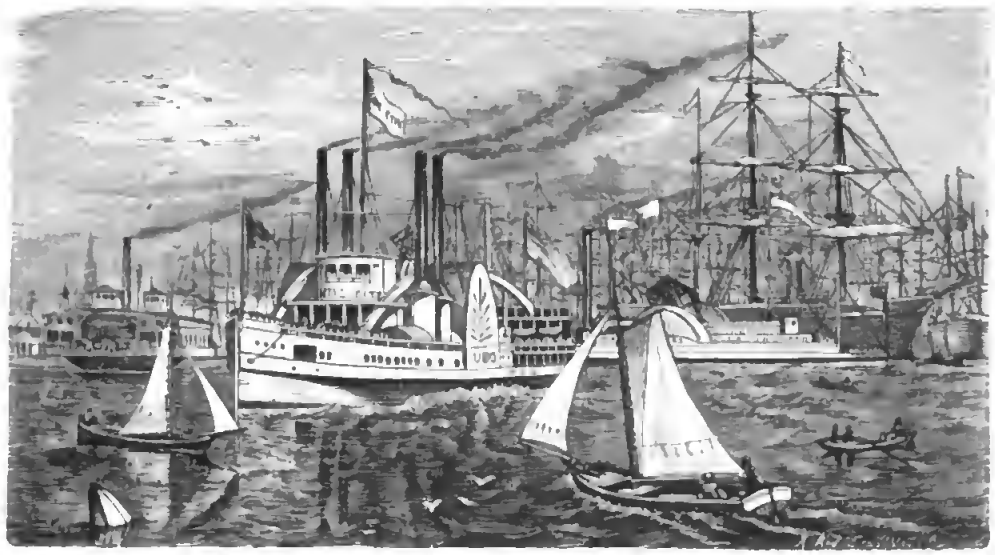
Wie die Hauptverkehrsſtraßen zu Lande, der Broadway und die Bowery, auf der Inſel nebeneinander nach Norden laufen, ſo auch die Hauptverkehrsſtraßen zu Waſſer: Der Hudſon und der Eaſt-River. An Stelle der Omnibuſſe und Wagen unzählige Fiſcherboote, Schleppdampfer, Schaluppen und Fähren, an Stelle der großartigen Mammuthspaläſte ebenſo großartige transatlantiſche Fahrer, Dreimaſter und die berühmten ſchwimmenden Paläſte des Hudſon — ein Verkehr, ebenſo gewaltig wie auf dem Broadway, und ebenſo unübertroffen in der Welt.

Betrachten wir zuerſt die Flußufer! Wie die Eiſenbahnen den ganzen Continent Amerikas durchziehen, ſo durchziehen auch die Tramways alle Städte und wir können auf einer ſolchen die ganze Stadt umfahren.

Von dem oberen Ende der Stadt, an der North-River-Seite ausgehend, iſt der erſte Eindruck kein günſtiger. Wir finden nur vereinzelte Landungsbrücken in den Fluß vorgeſchoben und große eingeſchloſſene Baſſins angefüllt mit Schutt und dem Schmutz der Kloaken, und in der That ſcheint aller Abfall aus der Stadt hierher heruntergewaſchen zu werden und ſich in dieſem Außengürtel feſtzuſetzen.

Verweilen wir einen Augenblick am Fuße der 59. Straße, der ſüdlichen Grenze des Central-Parks!

An dieſem Punkte donnern die ſchweren Wagen der Hudſon-River-Eiſenbahn beinahe im Niveau des Waſſers an uns vorbei, und ein wenig aufwärts zeigt das Flußufer faſt den Charakter eines Seeſtrandes. Die roh gezimmerten Hütten, welche überall an den braunen Felſen hängen und allen Fortſchritten der Ziviliſation, allen Nivellirungs-Arbeiten der Stadt-Commiſſion bis jetzt getrotzt haben, ſind von Irländern bewohnt, und es iſt ein treues Bild Amerikas, dieſe verfallenen zigeunerartigen, von Schmutz ſtrotzenden Wohnſtätten in der unmittelbaren Nähe von glänzenden Mammuthspaläſten zu ſehen. Nicht lange, ſo werden ſich an ihrer Stelle Gebäude erheben, welche ſelbſt die letzteren Bauten an Schönheit und Größe übertreffen werden.



Newyork: Flußleben auf dem Hudſon.

Schoner und Schaluppen, mit Backſteinen, Brettern, Balken oder Lebensmitteln befrachtet, ſchäumen ſtromauf und -ab, und entfernt an der andern Seite tänzeln vielleicht ein oder zwei zierliche Luſtboote beinahe im Schatten der Palliſaden des gegenüber liegenden Ufers. An den ausgedehnten Holzlagern, dem Reſultat der gewiſſenloſen Waldausrottung in Maine und Newyork, abwärts ſchreitend, nähern wir uns bald dem Getöſe und Gebrauſe der Stadt.

Die Hälfte der Landungsplätze, an denen wir vorüberſchreiten, befindet ſich in einem elenden, baufälligen Zuſtande. Sie ſind die Kehrſeite einer jeden Hafenſtadt. Ein langes Vorgebirge von überhängenden, vermoderten Pfählen, grün und ſchwarz von dem Schlamm der Kloaken und den Anſchwemmungen der Fluth. Todte Hunde

und anderes Aas, untermiſcht mit verfaultem Gemüſe, von vorüberfahrenden Booten über Bord geworfen. Eine, der Ruine eines Rieſen-Waſchtrogs ähnliche Schaluppe verſucht vielleicht, ſo gut es der unſichere Bretterbau geſtattet, ihre Ladung ans Land zu ſchaffen; einige zerlumpte Jungen, Wharf mice (Werften-Mäuſe), wie ſie der Newyorker nennt, angeln von einem halbverſunkenen Kanalboote aus, am Ende dieſer Landungsbrücke, deren es in gleichem Zuſtande in dieſer Gegend gar viele giebt. Glücklicherweiſe iſt ſchon ſeit Jahren eine Commiſſion mit der Erneuerung und dem Umbau dieſer, für den Schifffahrtsverkehr ſo wichtigen Hafenbauten beſchäftigt.

Der große offene Raum am Fuße der Chriſtopher-Street, einem Endpunkte der Hoboken-Ferry, bietet einen erfreulichen Wechſel dar, und wir haben damit zu gleicher Zeit die Szenerie einer für jeden Fremden neuen und intereſſanten Uferſtation erreicht: den Anlegeplatz der Auſternboote. Schwimmende Buden würden ſie vielleicht beſſer genannt werden können, wie ſie ſich dem Wanderer in langer Reihe am Ufer darbieten.

Bei weitem der größere Theil des Auſternhandels geht durch dieſe Boote, deren Eigenthümer hin und wieder koloſſale Reichthümer erworben haben. In Schonern, Schaluppen, Fiſcherbooten mit dem Aufgebot aller nur denkbaren Raffinirtheit werden die nahrhaften und wohlſchmeckenden Mollusken von den großen Bänken der Prince-Bai, des Raritan-River, Shrewsbury u. ſ. w. herbeigeſchleppt, und in der rechten Jahreszeit, im Herbſt und Winter, wird man ſtaunen über die langen Reihen von Fahrzeugen, die mit ihren lebendigen Schätzen der Millionenſtadt zuſteuern. Der von Jahr zu Jahr in größeren Dimenſionen betriebene Eishandel ſowohl, wie eine ſyſtematiſch betriebene Auſternzucht, laſſen indeſſen auch den Verbrauch während der Sommermonate zunehmen und das Vorurtheil dagegen mehr und mehr verſchwinden. Der Conſum von Auſtern iſt ein ſo allgemeiner, daß ſie von einem Luxusgericht längſt zu einem täglichen Nahrungsbedürfniß geworden ſind.

Je weiter wir nach abwärts kommen, deſto größer werden die Docks, deſto eleganter die Dockſtationen und Landungsgebäude, und ihre großen hölzernen hellfarbigen Fronten werden in ihrer unendlichen Reihe nur von den Maſten und Bugſprieten der Schiffe unterbrochen, die weit in die Straße hineinragen und dem ganzen Ufer einen höchſt eigenthümlichen, ſeltenen Charakter aufprägen.

Jeder dieſer eleganten, je einer transatlantiſchen, ſüdamerikaniſchen oder weſtindiſchen Compagnie gehörigen Ufer-Pavillons trägt in ſeinem Giebel in großen Ziffern die fortlaufende Docknummer, die auf beiden Ufern der Manhattan-Inſel bis nahe an die 100 hinaufreichen, ferner in großen Lettern den Namen ihrer Dampfſchiffgeſellſchaft. Gewöhnlich ſind ſie noch mit den Flaggen ihrer Schiffe geſchmückt und der fortwährende Laſten- und Perſonenverkehr auf ihnen, das Ausladen und Verladen von Waaren mittelſt der bekannten ungeheuren Rieſenkrahne u. ſ. w., dazu

die in förmlichen Prozeſſionen auf- und niederfahrenden Tramwaywagen vereinigen ſich zu einem, in ſolcher Großartigkeit nie geſehenen Bilde. Gehen wir an das Ende irgend einer Landungsbrücke, ſo werden wir durch das bewegte Flußleben gefeſſelt, das von der Straße aus nur durch die Lücken der leeren Docks ſichtbar iſt. Eben zieht eine North-River-Flotille vorüber, die in geſchäftiger Eile ſtromauf- oder abwärts arbeitet. Dieſelbe beſteht aus einem Schwarm von Canalbooten, Flößen und anderen mit Holz oder Brettern beladenen Fahrzeugen, in deren Mitte ein winziger Schlepp-dampfer, faſt verſchwindend unter der Zahl und Größe der Glieder ſeiner Heerde, keuchend und ſtöhnend, aber ſicher unverdroſſen, ſeine Laſt mit ſich zieht Dieſe kleinen Schleppdampfer von ganz unanſehnlichem Aeußern ſind nur mit Rückſicht auf die Stärke und Dampfkraft ihrer Maſchinen gebaut, und es iſt erſtaunlich, wie viel Arbeit ſie zu leiſten vermögen, und auf welche Weiſe ſie den Traum Robert Fulton's realiſiren, der auf dieſem Fluſſe zu Beginn dieſes Jahrhunderts ſeine erſten Verſuche mit dem Dampfſchiffe machte.

Der tiefe Ton einer Dampfpfeife lenkt unſeren Blick auf einen großartigen Hudſon-Dampfer, der majeſtätiſch an uns vorüberzieht. Der Name „ſchwimmende Paläſte“ iſt der einzig bezeichnende für dieſe ſtolzen, blendend weißen Rieſen-ſchwäne mit ihren zahlloſen, ſpiegelnden Fenſtern. Ihr ſtockwerkartiger Arkadenbau, ihre ſchlanken Flaggenſtangen laſſen den Bau nur noch zierlicher und eleganter er-ſcheinen. Und neben ihm zieht ein gleich gewaltiges, gleich majeſtätiſches Schiff, jedoch mit ſchwarzem Rumpfe und zwei hohen Maſten einher, auf deren Spitze die deutſche Flagge weht. Es iſt einer der transatlantiſchen Dampfer der beiden deutſch-amerikaniſchen Linien, die ihre Docks am jenſeitigen Ufer, in Hoboken beſitzen, des „Norddeutſchen Lloyd“ und der „Hamburg-Amerikaniſchen-Packetfahrt-Aktiengeſellſchaft“. Unter all' den zahlreichen, die alte mit der neuen Welt verbindenden Dampferlinien nehmen dieſe beiden, und in Bezug auf die Schönheit ihrer Schiffe, die Sicherheit der Reiſe, die Vorzüglichkeit der Koſt und Bedienung den erſten Rang ein. Wohl giebt es engliſche Linien, welche die deutſchen in ein oder der anderen genannten Eigenſchaft übertreffen, auch wohl von größerer Schnelligkeit ſind. Allein auf keinem Dampfer wird man ſich ſo wohl befinden, auf keinem angenehmer und ſicherer reiſen, als auf einem dieſer prachtvollen Bremer oder Hamburger Dampfer, die ſich mit Recht auch unter den Amerikanern größerer Beliebtheit erfreuen, als die engliſchen. Beide Linien beſitzen in Hoboken ausgedehnte Docks und Hafenanlagen, und der Verkehr iſt bei beiden in ſteter Zunahme begriffen, obgleich die anderen Dampferlinien ſtark mit den Verhältniſſen zu kämpfen haben. Jedenfalls würde ich den Reiſenden zunächſt nur die beiden deutſchen Dampferlinien empfehlen; obſchon ich den Ozean im Laufe der letzten zehn Jahre wohl zwanzig Mal auf verſchiedenen Dampferlinien gekreuzt, ſo kehrte ich doch ſtets mit Vergnügen nach den deutſchen Linien zurück.

Der „Norddeutſche Lloyd“ hat im Laufe der letzten zwei oder drei Jahre in Bezug auf die Größe, Eleganz und Schnelligkeit ſeiner neuen, wahrhaft prachtvollen Dampfer alle ſeine Conkurrenten überflügelt, und die erſt 1884 dem Verkehr übergebenen ſchwimmenden Rieſen: „Eider“ und „Werra“ zählen gewöhnlich die Crême der amerikaniſchen wie europäiſchen reiſenden Geſellſchaft zu ihren Paſſagieren. — Die Hamburger Linie erfreut ſich hingegen des eifrigſten Zuſpruchs der Mittelklaſſen, da man auf keiner anderen Linie für den beſcheidenen Fahrpreis von 60 bis 70 Dollars von Hamburg bis Newyork ähnlichen Comfort und vorzüglichere Küche findet, als auf den Dampfern dieſer Linie. Aber auch die Emigranten erfreuen ſich ähnlichen,

Newyork: Im Auſternhafen.

wenn natürlich viel beſcheideneren Comforts. Ihre Quartiere ſind rein, luftig und geräumig, ihre Koſt ſchmackhaft und entſchieden beſſer, als auf den engliſchen Linien. Zur Zeit, als der Strom der Einwanderer noch in ungebrochener Kraft ſich nach Amerika ergoß, war es freilich anders. Das war damals, als die transatlantiſchen Packetbootcompagnien im wüthendſten Concurrenzkriege miteinander begriffen waren und das reiſende Publikum durch die unglaublichſten Lockmittel einander abzujagen ſuchten. Preisherabſetzungen folgten einander ſo raſch, wie Courſtürze bei einer Börſenpanik, die Verpflegung auf den Schiffen wurde ins Luxuriöſe getrieben, die Bequemlichkeit zu ſardanapaliſcher Weichlichkeit geſteigert. Bald ſchwammen nur mehr Paläſte mit Sammt- und Ebenholz-

Möbeln auf der See. Die Zwiſchendeckpaſſagiere bekamen weiche Betten und treffliche Beköſtigung; wenig fehlte, ſo fütterte man iriſche Auswanderer mit Wildpret, Auſtern und Champagner. Damals trug ſich auch ein komiſcher Zwiſchenfall zu, der noch heute bei Lloyd's in London ein homeriſches Gelächter erweckt, wenn er zur Sprache kommt. Der Agent der Cunardlinie in Newyork erhielt von ſeinen Direktoren den telegraphiſchen Auftrag, ſeine Preiſe immer um 3 Pfund niedriger zu halten als die der Concurrenten und jeder Preisherabſetzung ſofort zu folgen, ohne erſt ſpecielle Anweiſung abzuwarten. Der Agent hielt ſich buchſtäblich an dieſen Befehl. Die Red-Star-Linie kündigte Ueberfahrten um 4 Pfund Sterling an, der Cunardmann be-

Newyork: Die neue Brücke nach Brooklyn.

förderte um 1 Pfund Sterling. Die Juman-Linie ging auf 3 Pfund Sterling herab, der Agent kündigte ſofort zum unſäglichen Erſtaunen der Paſſanten in großen Plakaten an, daß auf den Cunard-Linien die Reiſe nach Europa gar nichts koſte, und als drei Tage ſpäter die Red-Cross-Linie um $2^1/_2$ Guineen (2 Pfd. St. 12 sh. 6 d.) Paſſagiere aufnahm, bezahlte der gewiſſenhafte Vertreter der Cunard-Compagnie thatſächlich einigen glücklichen Paſſagieren 7 sh. 6 d. baar aus, und gab ihnen außerdem ihre Reiſebillete nach Europa. Zur Betrübniß der Reiſenden dauerte dieſer paradieſiſche Zuſtand nicht lange. Die Concurrenten erkannten, daß ſie bei dieſem Kampfe einander zum Beſten des Publikums ruinirten, und legten rechtzeitig die Waffen nieder, ehe ſie völlig verblutet waren. Jetzt hat der Zwiſchendeckpaſſa-

gier wieder 5 Pfd. St. zu zahlen und ſich mit geſalzenem Fleiſch zu begnügen, und wenn die Dampfercompagnien trotzdem ſchlechte Geſchäfte machen, ſo ſind daran nicht die niederen Paſſagierpreiſe, ſondern die großartige Concurrenz Schuld. Es vergeht mit Ausnahme des Sonntags faſt kein Tag im Jahre, wo nicht ein halbes Dutzend dieſer koloſſalen transatlantiſchen Dampfer im Hafen von Newyork ein- und auslaufen.

Wir ſind nun an dem großen Produkten-Markt angelangt, der ſich nahe dem Südende der Stadt in den gegen den Hafen zuführenden Straßen konzentrirt und das gerade Gegentheil des oberen Theiles der Flußufer bildet; denn während an dem letzteren der Hauptmarkt für den gewaltigen überſeeiſchen Import ſich befindet, repräſentiren die Straßen, in welchen wir nun ſind, vorzugsweiſe den Handel mit den benachbarten Landdiſtrikten und dem großen Weſten des amerikaniſchen Continents. Mehl, Korn, Butter, Gemüſe, Fleiſch, Geflügel, Fiſch, geräuchert, geſalzen oder friſch, füllen die hohen Lagerhäuſer, welche das Flußufer umgeben, und beſetzen die Trottoirs bis an den Rand der ſchlecht gepflaſterten, löchrigen Straßen. Das frucht- und gemüſereiche Neu-Jerſey ergießt vier Fünftel ſeines Ertrages in dieſen offenen Schooß, der ihn wieder nach allen Richtungen hin anstheilt und den ewig hungerigen Magen der Millionenſtadt ſättigt.

Der Mittelpunkt dieſes Handels, das Füllhorn der Stadt, iſt der Waſhington-Markt.

Der weite Holzbau mit ſeinen zahlloſen Anbauten und Schuppen iſt unregelmäßig und unanſehnlich, aber voll des Lebens und der intereſſanteſten Szenen. Weiber, Körbe voll Fiſch und Fleiſch und Gemüſe auf dem Kopf tragend, wohlgenährte derbe Fleiſcherjungen, Hauſirer, Produktenhändler und „Loafers“ (Herumſtreicher) drängen ſich hier durch- und ineinander, überwacht von den blau uniformirten rieſenhaften Poliziſten, deren Wachſamkeit in Newyork eben noch nicht ſprichwörtlich geworden iſt.

An dem Landungsplatze der Jerſey-City-Fährbote vorbei nähern wir uns bald der Hafen-Abtheilung, wo die großen Ozean-Dampfer am North-River anlaufen. Zweiundfünfzig regelmäßige Linien haben hier ihre Landungsplätze und man kann ſich daraus ſchon eine Vorſtellung von der Großartigkeit dieſes Bildes machen.

Und nun um die Batterie, das Südende Newyorks, herum an den Eaſt-River! Hier ſtoßen wir zuerſt auf den Sammelplatz der Canal-Boote. Der Verkehr durch den Erie-Canal*) hat hier ſeinen Mittelpunkt. Mehl und Korn aus den weiten fruchtbaren Ebenen des Weſtens, wo kaum ein Viertel-Jahrhundert vorher noch die Rothhaut in Wald und Prairie mühſam ſeine blutige Nahrung erjagte — Mehl und

*) Kapitel V.

Korn iſt hier die Hauptwaare und ungeheure Quantitäten finden wir um uns herum aufgeſtapelt.

Ein wenig ſeitwärts betreten wir das Gebiet jener Großhändler, deren Schiffe dem Laufe der Sonne folgen, die indiſchen und chineſiſchen Gewäſſer durchfurchen. Hier finden wir die echte alte Seeratte zu Hauſe, Kapitain Cuttle und Bunsby, wie ſie Lied und Geſchichte uns ſchildern, wahre Neptunsköpfe mit eiſernen Zügen und feſtem Blicke.

Indem wir uns durch das dichte Gedränge der Kaufleute und Makler hindurcharbeiten, erreichen wir bald die Fulton-Ferry und den Fulton-Markt, wegen ſeiner vortrefflichen Auſtern wohlbekannt und viel beſucht.

Hier blüht auch vor allem der Fiſchhandel und wir paſſiren eine Anzahl von Fiſcherfahrzeugen, auf denen überall die lebhafteſte Bewegung herrſcht: hier wird der Anker an die Landungsbrücke befeſtigt, dort die ſchuppigen Schätze der See auf den Quai entleert. Die meiſten kommen ſoeben von den Fiſchereien von Barnegat, Long-Branch und den Buchten Neu-Englands, und in ihren Körben, angefüllt mit den gefangenen ſtummen Inſaſſen des Meeres, unterſcheiden wir den Porgy, den Blackfiſch, Seebaſſ, Blueſiſch, Spanish Mackerel und wie ſie ſonſt alle heißen mögen, die „kaltblütigen“ Leckerbiſſen der Newyorker.

Oberhalb der Fulton-Ferry erhebt ſich auch der eine der beiden gewaltigen Brückenthürme der neuen East-River-Suſpenſion-Bridge. Dort hört das Schiffs- und Hafenleben allmählich auf, und an ſeine Stelle treten Schiffsbau-Werkſtätten und Eiſenwerke. — Der Handel hat der Induſtrie Platz gemacht, aber beide arbeiten raſtlos einem Ziele zu: Dem Wohl der Menſchheit.

10. Die Schweſterſtädte Newyorks.

Unſer nächſter Beſuch außerhalb der großen Metropole gilt den durch die beiden Flüſſe von ihr getrennten Schweſterſtädten Brooklyn, Jerſey-City und Hoboken, die füglich beſſer als Vorſtädte bezeichnet werden könnten. Denn obſchon ſie auch theilweiſe in einem anderen Staate liegen und ihre eigene Städte-Verwaltung beſitzen, ſind ſie doch in ihrem ganzen Weſen und mit ihrer ganzen Bevölkerung ſo enge mit der großen Inſelſtadt verſchmolzen, daß ſie mit ihr als eine einzige Stadt von zuſammen anderthalb Millionen Einwohnern angeſehen werden können.

Die größte dieſer Schweſterſtädte, noch innerhalb des Staates Newyork gelegen, iſt Brooklyn, das mit ſeiner halben Million Einwohner und ſeinen 50,000 Häuſern jenſeits des East-Rivers an der Südweſtſpitze der Inſel Long-Island ſich ausbreitet,

und ſeiner zahlloſen Kirchen wegen als die „City of Churches", die Stadt der Kirchen" bekannt iſt, womit die Bezeichnung „Stadt des Kirchenbeſuches" und der Bigotterie innig zuſammenhängt.

Das Wachsthum Brooklyn's war ſelbſt für amerikaniſche Verhältniſſe ein außergewöhnlich raſches und nur durch die unmittelbare Nähe Newyorks herbeigeführt. Während es im Jahre 1820 blos 7000 Einwohner zählte, wuchs es binnen 50 Jahren zu einer Großſtadt von 600,000 Seelen heran, und doch beſitzt es dabei keine eigene, aus ſich ſelbſt heraus gehende Entwickelung, keinen eigenen Handel, ſondern iſt ausſchließlich auf Newyork angewieſen. Bis vor wenigen Jahren beſorgten zahlreiche Dampffähren die einzige Verbindung zwiſchen dem Feſtlande und der ſtark bevölkerten, mit Sommer-Reſidenzen und Badeorten bekränzten reizenden Inſel. Seit der Vollendung der berühmten größten Hängebrücke der Welt hat ſich der Hauptverkehr ſelbſtverſtändlich auf dieſe gezogen.

Dieſe Brücke, unter dem Namen East-River-Suſpenſion-Bridge bekannt, wurde von einem deutſchen Ingenieur, Namens Röbling, dem Erbauer der berühmten Niagara-Brücke, entworfen, und die ungeheuren maſſiven Pfeiler an beiden Ufern überragen, zwei Thürmen gleich, wie Wahrzeichen der Verbrüderung von Newyork und Brooklyn, das Häuſermeer der Städte.

Von den Höhen aus in die Bucht von Newyork einfahrend, ſind dieſe beiden Granit-Coloſſe die erſten Objecte, welcher der Reiſende von Newyork zu Geſicht bekommt. Je mehr man ſich ihnen nähert, deſto großartiger und überwältigender wird auch der Eindruck, welchen dieſe amerikaniſche Auflage des rhodiſchen Coloſſes dem Beſucher aufzwingt. Das Häuſermeer von Newyork mit ſeinen vielen zehn- und zwölfſtöckigen Geſchäftshäuſern, die ſelbſt ſchon Thürmen gleich über ihre winzig erſcheinenden vier- und ſechsſtöckigen Nachbarn emporragen, liegt dieſen zwei Brückenthürmen einfach zu Füßen, und die gewaltige, auf Betten und Drahtſeilen ruhende Brückenſtraße iſt ſo hoch über dem Meeresarm gelegen, daß die unter ihr hindurchfahrenden Oſtindienfahrer mit thurmhohen Maſten von dort aus wie Spielzeuge ausſehen. Ich war ſelbſt während meines dritten Aufenthaltes in Amerika 1881 der zweite Paſſagier, welcher auf dem eben vollendeten proviſoriſchen Fußſteige, aus ſchwankenden ſchmalen Brettern hergeſtellt, die Brücke paſſierte, und nie werde ich die Eindrücke des Flußverkehrs zu meinen Füßen und der beiden menſchlichen Bienenſtöcke an den Enden der Brücke vergeſſen. Daß dieſe Brücke eine durch das Wachsthum der beiden Städte gebotene Nothwendigkeit war, iſt leicht einzuſehen. Dem Geſchäftsmittelpunkte Newyorks iſt der größere Theil von Brooklyn geographiſch näher liegend, als das obere Newyork, und wäre es nicht der zweimaligen zeitraubenden und mitunter ſtürmiſchen Ueberfahrt über den Meeresarm wegen geweſen, ſo wäre Brooklyn, der Hauptſtadt einen großen Theil ihrer Bewohner raubend, der

letzteren an Einwohnerzahl ſchon lange gleich. Die feſte Verbindung Brooklyns mit Newyork durch Pferdewagen und Fußweg der Hängebrücke hat dem Verkehr zwiſchen den Schweſterſtädten einen noch bedeutenderen Aufſchwung gegeben.

Von dem weſtlichen Brückenthurm aus genießt man auf Newyork ſowohl wie auf die jenſeitigen Vorſtädte die herrlichſte Ausſicht. Man iſt überraſcht von der Unzahl von Thürmen, Kirchen, Kuppeln und monumentalen Gebäuden, die ſich über das Häuſermeer erheben. Während ſie in Europa Muſeen, Univerſitäten, Kunſt-Gallerien umſchließen würden, ſind ſie hier Aſſekuranz- und Bank-Geſellſchaften gewidmet. Alles dem Handel, der Induſtrie, dem Verkehr. — Die Stadt mit ihren umſchließenden Gemeinden Williamsburg, Greenpoint, Aſtoria u. ſ. w. ſteigt vom Fluſſe aus das hohe Long-Island-Ufer hinan und breitet ſich in amerikaniſch regelmäßiger Bauart nach allen Seiten hin weit über das Hochplateau aus. Obſchon an Einwohnerzahl die drittgrößte Stadt Amerikas trägt ſie doch mit Ausnahme der nach Newyork zugewendeten Hauptverkehrsſtraßen den Charakter einer Provinzialſtadt. Was ſie jedoch vor einer ſolchen ganz beſonders auszeichnet, iſt ihr Reichthum, ihre herrliche Lage und die Naturſchönheiten, die ſie in ihren Parks und Friedhöfen beſitzt. Darunter ſei beſonders der Proſpekt-Park hervorgehoben, am ſüdöſtlichen Ende der Stadt gelegen, und ein würdiges Seitenſtück des Central-Parks von Newyork. Er bedeckt eine Fläche von 500 Ackern, iſt von Natur aus reich bewaldet, mit künſtlich angelegten Seen geſchmückt und von weiten Fahrſtraßen und herrlichen Spaziergängen durchzogen.

Nicht weit von Proſpekt-Park gegen Süden zu liegt auf einem üppig grünenden Hügel, 330 Acker Landes bedeckend, der berühmte Greenwood-Cemetery (Greenwood-Kirchhof), ein in ſolcher Schönheit einzig daſtehender Begräbnißplatz, voll der herrlichſten Anlagen, Baumgruppen und koſtbarer Grabdenkmäler. Von den höchſtgelegenen Punkten aus ſchweift der Blick weit über die Landſtrecken von Long-Island, Manhattan und Neu-Jerſey und den weiten Meerbuſen, der ihre Küſten beſpült. Der Lärm und das Getöſe der Welt dringt nicht herauf bis zu dieſen Höhen. Nur das eintönige Glöcklein an der Pforte kündigt zu gewiſſen Stunden des Tages faſt ununterbrochen mit melancholiſchem Klange an, daß der Todtenſtadt ein neuer Einwohner geboren wurde, und ſtumm kreuzen ſich in allen Richtungen die langen Reihen der Leidtragenden. — Die Amerikaner ehren ihre Todten mehr, als irgend ein Volk der Welt, und ihre Begräbnisplätze werden ſelbſt von den berühmteſten der alten Welt nicht übertroffen. Koſtbare Marmor- und Alabaſter-Monumente, wenn auch oft in zweifelhafter Ausführung, erheben ſich überall; die Plätze ſind wahrhaft paradieſiſche Park-Anlagen, die durch die Ueppigkeit ihrer Vegetation ihre traurige Beſtimmung vergeſſen machen. —

Eine der ſchönſten Straßen Brooklyn's iſt die Clinton-Avenue, eingefaßt von den zierlichſten und geſchmackvollſten Wohnhäuſern, mit Gartenanlagen umgeben. Der Stolz der Einwohner ſind aber die Brooklyn-Hights (die Brooklyner Höhen), am bequemſten mittelſt der Wall-Street-Fähre von Newyork aus erreichbar, von Paläſten und prachtvollen Landſitzen gekrönt, von denen aus man am beſten die unbeſchreibliche Großartigkeit der ganzen Gegend erfaſſen kann.

Die „Atlantic-Docks" mit ihren gewaltigen, in die Bai vorgeſchobenen granitenen Bollwerken, und die „Navy-Yard" (das Marine-Arſenal) an der Südſeite der Wallabout-Bai am nordöſtlichen Ende der Stadt ſind ebenfalls bemerkenswerthe Punkte Brooklyns. Das Marine-Arſenal bedeckt etwa 40 Acker Landes. Zwei Werften zum Bau der großen Kriegsſchiffe ſind dort angelegt, mit Trockendocks, Maſchinenwerkſtätten u. ſ. w. Weiter nach Oſten liegen die Marine-Akademie und das Marine-Hospital. Zur Zeit des Revolutionskrieges lagen in der Wallabout-Bai die engliſchen Galeerenſchiffe, ſchwimmende Särge, in denen, wie es heißt, durch ſchlechte Behandlung und die verpeſtete Luft nicht weniger als elftauſend kriegsgefangene Amerikaner ſtarben.

An den Ufern von Long-Island entlang gegen Norden fortſchreitend, gelangen wir nach Aſtoria, in deſſen Nähe das berüchtigte Hellgate gelegen iſt. Der lange, die Inſel Long-Island vom Feſtlande trennende Meeresarm, Long-Islang-Sund genannt, wird nämlich in der Nähe von Newyork durch Felsvorſprünge und kleine Felſen-Inſeln derart eingeengt, daß bei dem heftigen Fluthwechſel die durch den Sund ziehenden Schiffe nur unter den größten Gefahren dieſer modernen Scylla und Charybdis entgehen konnten. Dieſe enge, vielgewundene Meerespaſſage führt den Namen Hellgate, und ihre Erweiterung und Fahrbarmachung war eines der hervorragendſten techniſchen Werke Amerikas. Das am meiſten hinderliche, unter ſeichtem Waſſer gelegene Felſenbett bei Aſtoria wurde vom Lande aus nach allen Richtungen hin unterminirt, bis das Bett des Meeresarmes nur von einer dünnen Felſenſchicht getragen wurde. Im Ausſtellungsjahre 1876 wurde dieſe durch eine gelungene Dynamitſprengung beſeitigt, und die in den folgenden Jahren ausgeführten Sprengungen eröffneten Newyork einen wichtigen, allen Seefahrzeugen zugänglichen Waſſerweg nach den Nordoſtküſten.

* * *

Die jenſeits des North-Rivers gelegenen Städte Jerſey-City und Hoboken haben hauptſächlich als Wohnſtätten für die minder faſhionable Geſchäftswelt Newyorks, aber auch als Induſtrieſtätte beſondere Bedeutung. Jerſey-City, eine Stadt von weit über 100,000 Einwohnern, iſt gleichzeitig der Ausgangspunkt für

alle großen, in Newyork mündenden Continentalbahnen und beſitzt mit ſeinen großen Bahnhöfen und Frachtendepots einen ſehr bedeutenden Eiſenbahnverkehr. Auf der großen, hier endenden Pennſilvania-Bahn (gleichzeitig die Hauptlinie nach Philadelphia und den Weſtſtaaten) kommen allein täglich 200 Eiſenbahnzüge an, von denen etwa hundert Perſonenzüge ſind. Auch die Cunard-Dampfſchifflinie beſitzt ihre Docks in Jerſey-City. — Unter den zahlreichen Kirchen dieſer Stadt befindet ſich eine, welche früher in Wall-Street, Newyork, ſtand, und Stein für Stein abgetragen wurde, um in Jerſey-City wieder aufgebaut zu werden.

Hoboken, der Landungsplatz der beiden großen Dampfſchifffahrtslinien Deutſchlands, des Norddeutſchen Lloyd und der Hamburg-Amerikaniſchen Packetfahrt-Aktien-Geſellſchaft, iſt ein beliebter Wohnort der Deutſchen Newyorks, und bekannt wegen ſeiner deutſchen Geſelligkeits-Vereine. Der ganze Landſtrich um Hoboken, die Anhöhen um das tiefe Hackenſack-Thal entlang bis weit gegen Norden an die Paliſſaden des Hudſon iſt mit Landhäuschen und kleinen Städtchen bedeckt, deren Bewohner alle tagsüber nur in und von Newyork leben. Ein ausgebreitetes Netz von Eiſenbahnen, Dampffähren, Straßenwagen und Drahtſeilbahnen verbindet ſie untereinander und mit Newyork, und des Morgens ſieht man förmliche Karawanen die Anhöhen herab zu den Newyorker Fähren ſtrömen, die des Abends bis ſpät in die Nacht hinein unter derſelben menſchlichen Rückfracht ſeufzen. Auch hier reichen die vorhandenen Transportmittel für den großartigen Verkehr nicht mehr aus und ſchon ſeit mehreren Jahren iſt man mit der Herſtellung eines unterſeeiſchen Tunnels zwiſchen Newyork und dem Städtepaar von New-Jerſey beſchäftigt. Bei der großen Breite und Tiefe des ſich hier zu einem Meeresarm erweiternden Hudſon, und bei dem großen Hinderniß, welches Brückenpfeiler der ungemein regen Schifffahrt entgegenſetzen würden, war an die Errichtung einer ähnlichen Brücke wie die Brooklyner nicht zu denken. Deshalb hat man ſich die Erfahrungen mit den zwei Londoner Themſetunnels zu Nutze gemacht, und es wird wohl nicht mehr lange dauern, bis die großen Eiſenbahnen ihre Endſtationen von Jerſey-City quer über, oder vielmehr unter dem Fluß hinweg nach Newyork verlegen werden — Alles, Alles in der Umgebung Newyorks bis Meilen weit ins Land hinein athmet Leben und Thätigkeit, ſelbſt die durch das Meer von Newyork getrennten Länderſtriche, wie z. B. das drei Meilen entfernt gelegene „Staten-Island", eine herrlich bewaldete Inſel, von den Amerikanern gerne ihre „Inſel Wight" benannt. Der Name iſt keine Euphemie. Staten-Island iſt ein wahres Sansſouci, ein Plätzchen, in dem man ſich eher hundert Meilen weit von Newyork entfernt denken könnte. Der Pulsſchlag der rieſigen Metropole iſt hier nicht mehr fühlbar. Das Waſſer iſt das Bollwerk von Staten-Island gegen allen geſchäftlichen Verkehr. Es iſt ausſchließlich der Ruhe, dem Vergnügen gewidmet, und ſeine zahlreichen Newyorker Bewohner befinden ſich wohl dabei.

Staten-Island gegenüber, auf dem Ostufer der Bai von Newyork, liegt eine andere Insel, Cony-Island (Kaninchen-Insel), nur durch ein seichtes Flüßchen vom Festlande getrennt und durch eine Eisenbahn mit Brooklyn verbunden. Es ist das beliebteste und besuchteste Seebad Newyorks, das in neuester Zeit durch zahlreiche Neubauten und Verschönerungen auch die bessere Klasse der Bevölkerung herangezogen hat. Die großartigsten Mammuth-Hotels Amerikas mit vielen Hunderten Zimmern, sowie zahlreiche Vergnügungsorte und absonderliche Bauten sind entstanden, darunter auch der sogenannte „Elefant" — ein in der Form dieses Vierfüßlers erbautes Riesenrestaurant. — Wer das ungenirte, tolle Treiben des Newyorker Sonntagspublikums kennen lernen will, scheue nicht den Besuch von Cony-Island.

II. Der Hudson und seine Romantik.

1. Auf dem Hudson bis Westpoint.

Wir verlassen nun Newyork und das aufregende Leben und Treiben, das geschäftige Jagen der Weltstadt, um die Schönheiten des Landes kennen zu lernen, nachdem wir seine Metropole gesehen. Wir können dies nicht besser thun, als wenn wir auf dem breiten Strome aufwärts ziehen, dessen Fluthen sich bei Newyork mit dem Meere vermengen, und dem die Newyorker den Namen North-River gegeben. Es ist der Hudson, der sagenreichste, historisch berühmteste und schönste Strom Amerikas.

Der Hudson ist in der Geschichte der Nil, in der Bedeutung die Themse, in Wassermasse die Donau, in Schönheit der Rhein der neuen Welt. Newyork verdankt ihm seine Entwicklung und Größe, und zum Danke dafür hat es ihn berühmt gemacht. Die Nähe der Hauptstadt machte ihn zum Lieblings-Ausfluge der Newyorker und aller Europäer, welche den transatlantischen Continent besuchen. Newyork und Hudson sind mit einander enge verknüpft, sie sind mit einander aufgewachsen und unterstützen und helfen sich gegenseitig noch weiter empor. Die schöne Großstadt, dieses einzige Newyork, bekränzte seine Gestade mit prachtvollen Gärten und Landhäuschen, es regelte seine Ufer, verschüttete die Sümpfe, welche zu beiden Seiten in früheren Jahren hier bestanden, und pflegt und behütet den alten Strom wie ihren

Augapfel. Aber dafür iſt Papa Hudſon ſeiner Pflegerin, der Millionenſtadt, auch dankbar. Wohl weiß er, daß ſie all' das aus purem Eigennutz und im Intereſſe ihres Handels und ihrer Bequemlichkeit that, aber er iſt trotzdem erkenntlich und trägt geduldig die ſchwerſten Laſten auf ſeinem Rücken, und ſchaukelt die kleinen Segler und Fiſcherboote in ſeinen Buchten, und läßt ſich von dem ſcharfen Kiel der Dampfer und gewaltigen Dreimaſter ruhig durchfurchen.

Aber auch *ohne* Newyork wäre der Hudſon berühmt; berühmt durch die Schönheit und Romantik ſeiner Ufer, und läge er auch hunderte von Meilen weit im Inlande. Er wurde deshalb, wenn auch mit Unrecht, häufig mit dem Rhein verglichen. Der Hudſon iſt ſchöner als der Rhein. An den Ufern des Letzteren iſt jeder Zoll eine Geſchichte, jeder Berg wird von einer Ritterburg gekrönt — das macht den Rhein berühmt und intereſſant, aber nicht ſchön. Beim Hudſon ſteht die hiſtoriſche Berühmtheit in zweiter Linie — vor Allem iſt er *ſchön* und kein Strom von ſeiner Größe übertrifft ihn darin. Während der Rhein nur in ſeinem Ober- und Mittellaufe jenen romantiſchen Reiz beſitzt, der ihn zum beſuchteſten Fluſſe Europas machte, und im Unterlaufe völlig reizlos wird, fängt die Schönheit des Hudſon ſchon bei ſeiner Mündung an, kaum daß man dem Häuſermeer von Newyork den Rücken gewendet. Ueberall, wohin man ſieht, bewaldete Berge, die in ſanften Wellenlinien den Flußlauf in der Ferne begleiten. Ueberall das ſchöne üppige Grün, das der amerikaniſchen Landſchaft ſo eigenthümlich iſt und ſich im Herbſte in jene unglaublich grellen Farben verwandelt, welche der Amerikaner mit dem Namen „Indianerſommer" bezeichnet. Vor Allem jedoch wirkt die imponirende gewaltige Breite und Waſſermenge des Hudſonſtromes, gegen welche jene des Rheins kaum in Vergleich gezogen werden kann.

Tag und Nacht über, Sommer für Sommer bis ſpät in den Winter hinein, wo das weite Strombett mit Eis bedeckt iſt, ſchwimmen Tauſende von Schiffen auf und nieder, und verleihen dem Fluſſe auf der ganzen hundertundvierundvierzig Meilen langen Strecke nordwärts bis Albany, das ungewöhnlichſte Leben. In jedem Theile ſeines Laufes iſt der Hudſon belebt und voll wechſelnder Bilder, wie kein Fluß der Welt, ſelbſt den Miſſiſſippi nicht ausgenommen. Wohin man blickt, gewahrt man ganze Flotten von kleinen Segelbooten und Yachten, mit blendend weißen, entfalteten Segeln, wie Schwäne einherziehend. Goeletten, viereckige Schleppſchiffe, ganze Ketten von Laſtfahrzeugen, oft zwanzig und dreißig aneinander gehängt, und von ſtöhnenden, winzig kleinen Schleppdampfern gezogen, endlich Briggs und gewaltige Dreimaſter und vor Allem jene großartigen, ſchwimmenden Paläſte, jene Rieſendampfer, welche das Staunen aller Europäer in ſo hohem Grade erregen. Auf einem dieſer Dampfer nehmen wir Platz.

* * *

Zwei Dampferlinien sind es, welche die Verbindung zwischen der Stadt Newyork und Albany, der Hauptstadt des Staates Newyork, herstellen, und ihre Dampfer sind die größten Flußdampfer der Welt.*) Wie auf den Eisenbahnen, so ist auch das Reisen auf den amerikanischen Flüssen mit einem Comfort und Luxus verbunden, der in Europa niemals erreicht wurde, und von welchem selbst die transatlantischen Passagier-Dampfer blos ein schwacher Abklatsch sind. Auch im Aussehen sind sie von den in Europa eingeführten Dampfern sehr verschieden. Die meisten sind in mehrere Etagen oder Stockwerke getheilt, und ihre zahlreichen spiegelnden Fenster und der blendend weiße Anstrich lassen sie in der That schon von Außen wie schwimmende Paläste erscheinen, zu welchen sie sich in ihrer inneren Einrichtung auch verwirklichen. In der mittleren Etage befinden sich die kolossalen Hochdruck-Dampfmaschinen und die Waaren-Räume; unter diesen, im untern Schiffsraume, ist ein Restaurant mit großem Speisesaal, und in der ersten Etage ein ungeheurer Salon, der die ganze Länge des Schiffes einnimmt und den Passagieren während des Tages als Aufenthaltsort dient. Hätte man draußen unter dem Leinen-Flugdache am oberen Verdeck des Schiffes nicht das schönste Ruheplätzchen und die herrlichste Aussicht auf die romantischen Ufer des Hudson, dann könnte man sich keinen schöneren Aufenthaltsort vorstellen als diese Salons. Die Wände und der Plafond sind mit Holzgetäfel, Vergoldungen und einzelnen Bildern geziert; den Boden bedecken weiche, dicke Teppiche. Auf den Tischen in der Mitte des Salons liegen Prachtwerke, Atlanten und Bücher ausgebreitet, und an den Wänden entlang ziehen sich Sofas und Fauteuils, wie sie ein türkischer Harem nicht reicher und weicher aufzuweisen haben dürfte.

Der Salon reicht durch die zweite Etage hindurch. Im Innern des Salons besteht nur aus einer breiten Gallerie diese, von welcher aus man in die Schlaf-Cabinen der Passagiere tritt. Deren Einrichtung entspricht nur wenig dem Reichthum und der Eleganz des Salons. Wie im ganzen amerikanischen Leben, so zeigt sich auch hier wieder, daß man im transatlantischen Continente Alles zur Ausstattung der Gesellschafts- und Empfangsräume auf Kosten der Privat- und Schlafzimmer verwendet. In den Hôtels, in den Privathäusern und auch hier auf den Dampfschiffen kommt dies zum Vorschein. Nur ein oder zwei Schlafzimmer machen auf jedem Dampfschiffe eine Ausnahme: Es sind die sogenannten „Bridal chambers" — „Brautgemächer", große Schlafsalons, mit fürstlichem Luxus möblirt. Gold, Sammet und Spitzen sind hier verschwenderisch angewendet, ein Beweis, daß die Schiffs-Eigenthümer für die diskreten Wünsche junger Eheleute mehr Rücksicht haben, als man es sonst zu finden pflegt. Dennoch bleibt das Brautgemach häufig jahrelang jung-

*) Der Mississippi-Dampfer „The Great Republic" auf der Linie St. Louis—New-Orleans ausgenommen.

fräulich, denn ſo diskret auch der Wunſch der Brautpärchen ſein mag, ſo indiskret ſind die Preiſe, welche man für die Benutzung der „Bridal chambers“ verlangt.

Im Allgemeinen ſind jedoch die Preiſe für die Benutzung der Schlaf-Cabinen, ſowie die Fahrpreiſe der Dampfſchiffe äußerſt gering bemeſſen, viel geringer als in der alten Welt. So lange eine Dampferlinie keine Concurrenz beſitzt, ſo lange ſind die Preiſe auf eine „ſchwindelnde Höhe“ hinauf geſchraubt. Aber in dem Momente, wo die Concurrenz anfängt, ſtürzen die Preiſe mit ebenſo raſender Schnelligkeit auf ein Minimum herab.

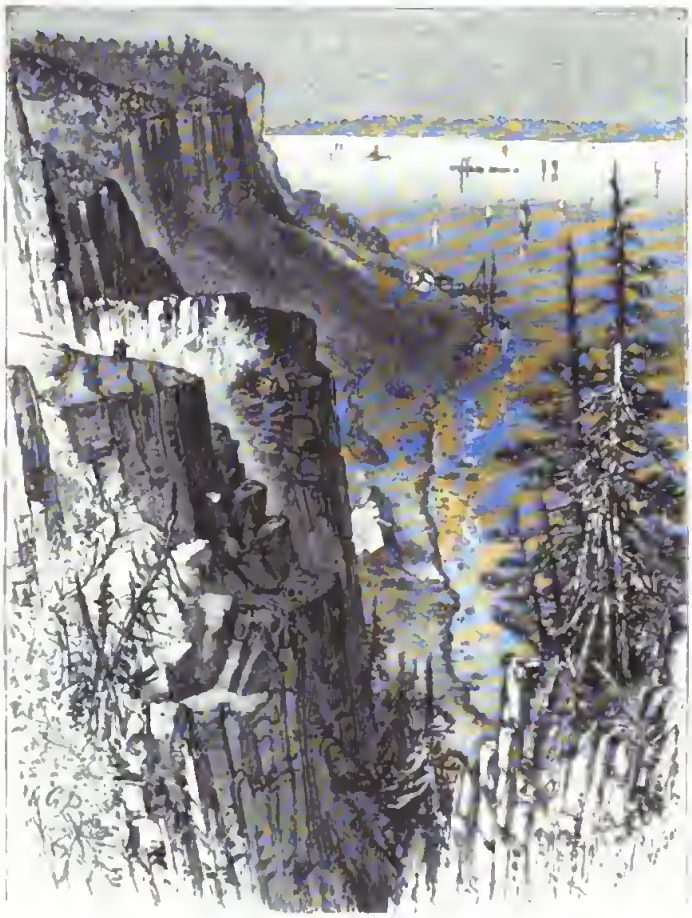
Unter allen Paſſagier-Dampfern des Hudſon, welche die wäſſerige Promenade zwiſchen Newyork und Albany machen, war „Mary Powell“ bis auf die jüngſte Zeit der ſchönſte, größte und ſchnellſte. Er fliegt mit der Schnelligkeit von 20 Meilen per Stunde den Hudſon auf und nieder, und fährt ſogar mit der Eiſenbahn um die Wette — der Triumph jener Dampfſchifffahrt, die heute über alle Welt verbreitet, vor ſiebzig Jahren gerade auf dieſem Fluſſe, und noch dazu auf derſelben Strecke, ihre erſten Kinderſchritte gethan. Auf dem Hudſon war es, wo der geniale Robert Fulton, nachdem ſeine Anträge von Frankreich wie von ſeinem Mutterlande Amerika ſpöttiſch zurückgewieſen worden waren, mit dem erſten Dampfſchiffe der Welt im Jahre 1807 die Reiſe von Newyork nach Albany machte.

* * *

Die ſchönſte Flußreiſe in Amerika ſteht uns bevor. Die Natur hat den breiten Hudſon verſchwenderiſch mit all' ihren Reizen ausgeſtattet, und ſie ſcheint dieſe letzteren den weſtlichen Flüſſen entnommen zu haben, um ſie den Strömen des amerikaniſchen Oſtens zuzuwenden. Ihr Charakter iſt total verſchieden: Während der Hudſon, der Delaware, der Susquehanna und die anderen Ströme des Oſtens wie ſtille, klare Bergſeen zwiſchen bewaldeten Höhen eingeſattelt liegen, und die Romantik ſich ſtill, unſichtbar, aber deſto empfindbarer über ſie gebreitet hat, fehlt den ſchmutzigen Lehm- und Schlammflüſſen des Miſſiſſippi-Thales jeglicher Reiz. Traurig wälzen ſie in ſtarken Strömungen und Schnellen ihre rothgelben Waſſermaſſen dem „Vater der Ströme“ zu. Ihre Ufer ſind kahl und monoton, und die weiten Landſtrecken zu ihren Seiten ſind flach, unbebaut und reizlos. —

Die mächtigen Docks der Dampferlinien des Hudſon liegen an der Weſtſeite der Manhattan-Inſel, und obgleich ziemlich hoch im Strome gelegen, ſind ſie doch noch im Mittelpunkte jenes Weltverkehrs, der ſich mit Ausnahme der Themſe in keinem Fluſſe ſo großartig offenbart, wie hier, und jenes Flußleben zur Folge hat, das bereits in einem der vorigen Kapitel geſchildert wurde. — Der mächtige eiſerne Balancier beginnt ſich zu bewegen, die Räder peitſchen das ſchwere Salzwaſſer in große Schaumwellen, und ohne daß wir Zeit hätten es wahrzunehmen, befinden wir uns inmitten

des Stromes, zwiſchen den Flotten von Dampfern und Fahrzeugen, die aus den Docks am oberen Theile der Inſel dem Meere zueilen. — Ehrerbietig weichen die kleinen Nußſchalen dem maſtloſen Koloſſe aus, auf deſſen weißen hohen Flaggenſtangen der Name „Mary Powell“ flattert. Sie haben Reſpekt vor dieſer „Mary Powell“ bekommen, dieſe kleinen Hudſon-Fliegen, nachdem ſie geſehen, daß, obſchon ſie Dame iſt,



Der Hudſon: Die Paliſſaden.

ihre Tugend nicht nur in ihrer Schönheit beſteht. Was ihnen am meiſten imponirte war die Verläßlichkeit und Sicherheit dieſer größten Mary der Welt und das pünktliche Einhalten ihrer Stelldicheins, von denen ſie täglich zwei abſchließt: Eines in Newyork und eines in Albany.

Aber bald wird dieſes Flußleben ſchwächer; die Häuſerfronten auf beiden Ufern werden lückenhaft und verſtecken ſich endlich ganz hinter den Bäumen, die jetzt immer

zahlreicher werden. Der ſtädtiſche Charakter iſt verſchwunden, und obſchon die ganze Manhattan-Inſel bereits in Anbetracht der „kommenden Geſchlechter“ in Boulevards und Straßen zerlegt wurde, ſo ſind ſie doch nur wie das Skelett jenes Stadtkörpers, der ſich in Jahrzehnten hier aufbauen wird. Landhäuſer und ausgedehnte Parks, Wald und Wieſe haben noch hier und da das Feld behauptet und ſind noch nicht der Stadt-Erweiterung zum Opfer gefallen. Das jenſeitige Ufer des Feſtlandes war

Der Hudſon: Inneres eines Hudſon-Dampfers.

ſchon früher geſtiegen und hatte uns ſchon lange die Ausſicht auf jene prachtvollen Höhen geraubt, die ſich im Weſten des Stromes erheben und erſt weiter ſtromaufwärts wie Mauerwände in ihn abſtürzen.

Endlich haben wir die Mündung des Harlem-Fluſſes erreicht, welcher die Nordgrenze der Manhattan-Inſel bildet. Von hier aus genießt man den letzten Blick auf die große, die ſchöne Metropole Amerikas — und mit Wehmuth hängt das Auge an den zahlreichen Thürmen und den Mammuthpaläſten, die über das Häuſermeer

empor ragen. Ein Maſtenwald umgiebt wie ein Kranz die ſchöne Stadt. Schwer hängt ein dichter Dunſtkreis wie ein Schleier über deren Weichbilde, und das ferne Brauſen und Toſen, das zu unſerem Ohre herüberſchallt, iſt das einzige Merkmal des furchtbaren Kampfes ums Leben, der Jagd nach Erwerb, in welcher dort drüben Millionen von Menſchen verwickelt ſind. — Hier im ſtillen Hudſon ſpürt man nur ſchwach den Pulsſchlag von Amerikas gewaltigem Herzen — und das dumpfe Brauſen klingt uns wie das letzte Adieu der fernen Stadt. —

Blicken wir jetzt um uns! Einige Meilen haben uns aus der Stadt mitten in die Idylle geführt. Einzelne Landhäuschen auf dem bewaldeten öſtlichen Ufer ragen mit ihren bewimpelten Thürmchen und Erkern hervor — ſelbſt eine graue, treu nachgeahmte Burgruine erſcheint, die ſich mitten unter der jungen Ziviliſation ſonderbar ausnimmt. Zur Linken ſind die Ufer impoſanter geworden: die bekannten Paliſſaden des Hudſon nehmen hier ihren Anfang. Es ſind dunkle, ſenkrechte, aneinander gereihte Felſenthürme, eine kahle, zerklüftete, mehrere hundert Fuß hohe Mauer bildend, die ſich ſeltſam von dem lieblichen Terrain des Oſtufers abhebt. Sie gewähren einen phantaſtiſchen Anblick, dieſe enormen, aller Vegetation baren Abſtürze, die den Fluß an ſeinem weſtlichen Ufer auf einer Strecke von dreißig Meilen begleiten und ſich an ihrem nördlichen Ende bis auf nahezu 700 Fuß über den Waſſerſpiegel erheben.

Ueppiger Baumwuchs krönt den Gipfel dieſer gigantiſchen, düſteren Baſtionen, an deren Fuß die Vegetation gleichfalls verſucht hat, einige ihrer Pflänzlinge anzubringen. Aber mit ſchwachem Erfolg, denn die verwitterten Felſen ſenden Trümmer um Trümmer die Halden herab, und was nicht ihnen zum Opfer fällt, wird von den Hochfluthen des Hudſon entwurzelt. — Hier und da haben die Waſſer ſenkrechte tiefe Rinnen in die Wände gegraben, aus denen die Bäche in ſchäumenden Kaskaden in den Strom hinabſtürzen. — — Da hinan kann die Ziviliſation nicht klimmen, und darum nahm ſie das jenſeitige Ufer in Beſchlag und legte es in ihre Feſſeln. Während links die unverfälſchte Natur, ſauſen rechts auf vierfachen Schieneugeleiſen die Eiſenbahnzüge mit dem Dampfſchiffe um die Wette. Züge auf Züge fliegen wie Schatten die niedrigen Ufer entlang und verlieren ſich vor uns in dem Dickicht. Indeſſen iſt im Jahre 1883 doch auch auf dem rechten Ufer des Hudſon eine bis nach Albany führende Eiſenbahn entſtanden, welche allerdings faſt die ganze Strecke entlang unter großartigen Koſten in den Felſen eingeſprengt werden mußte. Aber obſchon ſich ſolchermaßen die Verkehrsmittel faſt alljährlich mehren, leiden ſie doch unter der Concurrenz, denn die Vermehrung der Bevölkerung und des Verkehrs hält mit ihnen gleichen Schritt.

Zur Rechten, etwa ſiebzehn engliſche Meilen oberhalb der Hauptſtadt, erſcheint das reizende Villenſtädtchen Yonkers, ein Lieblings-Aufenthalt der Newyorker. Auf

Meilen ſind hier die gegen den Fluß geneigten Hügelabhänge in faſt ununterbrochener Reihe mit Landhäuſern und Gartenanlagen bedeckt, ein Bild, wie es etwa an der Elbe unterhalb Hamburg ſeines Gleichen findet.

Einige Meilen ſtromaufwärts erweitert ſich der Fluß zu mehr als zwei Meilen Breite, die Wellen werden ſtärker und der Dampfer beginnt ſich auf- und abzuwiegen. — Sind wir in einer Meeresſtraße? Die zahlreichen Segelſchiffe und Fiſcherboote und vor allem das Salzwaſſer des Fluſſes würden uns in dieſem Glauben beſtärken, wüßten wir nicht, daß wir in die große, ſtürmiſche Tappan-Bai eingefahren ſind, jenen romantiſchen See, an deſſen Ufern ſich die meiſten von Waſhington Irvings Legenden und Idyllen abſpielen. — Hendrick Hudſon, Seefahrer und Entdecker des Stromes, der ihm zu Ehren ſeinen Namen trägt, glaubte vor zwei Jahrhunderten in der That in einer Meerenge zu ſein, durch welche er den lang geſuchten Waſſerweg nach Indien zu erreichen hoffte! Das Gefälle des Stromes nämlich iſt ſo unbedeutend, daß zur Zeit der Flut das Seewaſſer bis nach Albany, alſo nahezu hundertfünfzig Meilen aufwärts dringt.

Ueberall an den fernen Ufern erblickt man Städte und Dörfer in ununterbrochener Folge, viele davon noch durch die Holländer gegründet, die einſt den ganzen Landſtrich beſaßen. Freilich iſt ihre Herrſchaft längſt vergangen und vergeſſen und nur die Namen erinnern noch hier und da an die alten Zeiten. Mitten unter dieſen Namen befindet ſich jedoch ein chineſiſcher: Sing-Sing. — Haben die Chineſen nun auch hier an den Ufern des Hudſon feſten Fuß gefaßt, und machen ſie, von Weſten kommend, der Ziviliſation des Oſtens Concurenz? Nein. Schwerlich hat je eines Chineſen Fuß das hoch gelegene Dörfchen betreten, es ſei denn als Gefangener, denn in Sing-Sing befindet ſich das Staatsgefängniß von Newyork, und während wir unter demſelben auf dem herrlichen Strome gegen Norden ſchwimmen, ſchmachten da droben Hunderte von Verbrechern. — — —

Bei Croton-Point, einem weit in den Strom ragenden ſteilen Vorgebirge vorüberziehend, fahren wir in einen zweiten See ein, der von noch größerer Breite als der erſte iſt, und den Namen Haverſtraw-Bai führt. Zur Rechten, auf den bewaldeten Uferbergen, liegt das Städtchen Croton, von wo aus die Metropole am Meere durch eine großartige Waſſerleitung mit friſchem Trinkwaſſer geſpeiſt wird.

Am Fuße derſelben Hügel und auch an den jenſeitigen Ufern der Bai erblickt man ungeheure Holzbarracken und Magazine. Es ſind die Aufbewahrungsorte für das Eis, das hier in jedem Winter in ungeheuren Maſſen aus dem zugefrorenen See herausgeſägt wird. Dieſe Eisernte überſteigt alljährlich 200,000 Tonnen und mehr als tauſend Mann ſind dann mit Eispflügen und Hacken beſchäftigt, die großen Tafeln zu zerſägen und in den Eishäuſern unterzubringen.

Aber von dieſen Bildern menſchlicher Cultur wird das Auge durch die landſchaftlichen Schönheiten abgewendet, die ſich jetzt in größerer Fülle und Abwechslung entgegenſtellen. Wir ſind zwiſchen die „Highlands“ eingefahren, die den Fluß hier wieder auf ſein normales Bett verengen. — Berge von bedeutender Höhe und

Eine Hudſonlandſchaft bei Yonkers.

ſchönen Contouren ſchließen uns von beiden Seiten ein. Dichter Wald bedeckt ſie alle; nicht der einförmige Wald Mitteleuropas, ſondern der üppige farben- und abwechslungsreiche Urwald Amerikas: Eichen, Ulmen, Tannen, Birken, Pappeln, alle ſtehen ſie im dichten Gedränge untereinander, in verſchiedenen Formen und

Farben. Die Windungen des Fluſſes laſſen dieſen häufig wie einen rings von Bergen umſchloſſenen Alpenſee erſcheinen. Wolkenmaſſen hängen an den Gipfeln des ſteilen Stony-Point und ziehen, von den Baumkronen zerriſſen, den Abhängen entlang. Nur ſenkrecht über uns erblicken wir einen Strich des von der Abendſonne durchglühten, klaren Himmels, der in der Ferne von blauen, halb im Nebel verſchwindenden Hügelketten begrenzt wird, und ſich in der glatten, ruhigen Waſſerfläche des Fluſſes ſo wunderbar wiederſpiegelt. — — Es iſt Abend geworden. Das Licht des Leuchtthurmes von Stony-Point ringt mit dem Tageslicht um die Herrſchaft, aber ſo mächtig das letztere auch vor einer Stunde noch war, ſeine Macht iſt erloſchen. Dämmerung breitet ſich über den ſcheinbaren Alpenſee und mit ihr die Ruhe der Nacht. Aber „Mary Powell" durchfurcht noch emſig das Waſſer. Die rothen und grünen Signallichter ſind auf den hohen ſchlanken Flaggenſtangen aufgezogen und ſpiegeln ſich in den Fluthen wieder, bis dieſer Wiederſchein ſich mit den Lichtern eines großen kaſernenartigen Gebäudes vermengt, das in der Ferne gerade vor uns, auf waldiger Höhe erſcheint. Es iſt Weſt-Point, die berühmte Militär-Akademie der Vereinigten Staaten. Hier verlaſſen wir das Schiff.

2. Weſt-Point und die Catskill-Mountains.

Es giebt wohl keine Militairſchule der Welt, welche ſo romantiſch gelegen iſt, wie jene von Weſt-Point. Die Akademie mit ihren zahlreichen Gebäuden, Feſtungswerken, Exerzierplätzen und Parkanlagen iſt auf einem weit in den Fluß ſpringenden Hochplateau gelegen, von dem aus man ein herrliches Panorama des Fluſſes und ſeiner Uferlandſchaft genießt. Es iſt einer der lieblichſten Punkte Amerikas. Ein ſteiler Felspfad führt von dem Landungsplatz der Dampfſchiffe auf die Höhe des Plateaus, das nebſt dem umliegenden Terrain nicht zu dem Staate Newyork gehört, ſondern Eigenthum der Vereinigten-Staaten-Regierung iſt, und unter der Kontrolle der Militairbehörden ſteht. Ungeachtet der geringen Bedeutung der amerikaniſchen Armee und ihrer ebenſo geringen, etwa vierzigtauſend Mann zählenden Stärke verwendet der Staat die größte Sorgfalt auf die Heranbildung ihrer Offiziere, und die bedeutendſten Generale, wie Grant, Sherman, Sheridan, Lee, Stonewall-Jackſon und andere waren Zöglinge von Weſt Point. Die Akademie kann in vieler Hinſicht als Muſter aufgeſtellt werden, und die ſpartaniſche Strenge, welche man in der Erziehung, Ausbildung und nachherigen Prüfung der Zöglinge vor dem Eintritt in die Armee walten läßt, iſt erſtaunlich in einem Lande, in welchem die „Freiheit" über Alles geſetzt wird. Die Erziehung der Eleven geſchieht unentgeltlich und die 250 beſtehenden Plätze werden durch den Vereinigten-Staaten-Congreß mit Söhnen ver-

dienſtvoller Bürger und Offiziere beſetzt. Die Akademie zählt fünf Jahrgänge, und die Ausbildung, welche den Zöglingen während dieſer Zeit zu Theil wird, umfaßt alle Zweige der Militair- und gemeinnützigen Wiſſenſchaften. Sonderbarerweiſe wird jedoch auf das Studium fremder Sprachen kein Werth gelegt. Mögen ſie wohl in dem großen transatlantiſchen Continente, wo die engliſche Sprache von der Behringsſtraße herab nach Florida, und von Grönland bis Mexiko die herrſchende iſt, von geringerem Nutzen ſein, als in Europa, ſo ſind ſie doch eine Nothwendigkeit für den Offizier, den Mann von Bildung.

Aber die Offiziere machen in dieſer Unkenntniß fremder Sprachen keine Ausnahme unter den Amerikanern im allgemeinen. Die meiſten der bisherigen Präſidenten der großen Republik waren keiner anderen Sprache mächtig als der engliſchen, und ſelbſt unter den Mitgliedern des Senats und des Congreſſes wird man äußerſt wenige Sprachenkundige finden. Im Gegenſatze zu ihnen, ſprechen viele Amerikanerinnen der gebildeten Stände franzöſiſch und deutſch mit vortrefflicher Ausſprache. Der Erwerb, das Ringen nach Selbſtändigkeit unter den Männern iſt die Urſache dieſer Anomalie. In frühem Alter iſt der Amerikaner gezwungen, den Kampf ums Leben, um den Dollar, aufzunehmen, und die geringe Zeit, die ihm zu ſeiner Ausbildung und zum Unterrichte bleibt, wird den nächſtliegenden Fachſtudien gewidmet, denen er ſich ganz und mit allem Ernſte hingiebt. Unter ſolchen Umſtänden und in einem ſo raſchlebigen Lande wie Amerika, iſt das Studium von Sprachen und bildenden Wiſſenſchaften unmöglich. Der Amerikaner iſt deshalb auch ſelten der Muſik, des Zeichnens, des Malens kundig. Alle dieſe zarten Künſte bleiben den Damen überlaſſen. Arme Männer! Wenn ſie nur begreifen könnten, welches Vergnügen, welches Glück, welche Zerſtreuung ſie dem von Arbeit und Sorgen niedergedrückten Gemüthe geben, welche unendliche Reize, welche Sprache, welchen Ausdruck die Muſik in ſich ſchließt! — Sie wären gewiß zufriedener, glücklicher!

Doch zurück zu Weſt-Point, das trotz des ſtreng geregelten Lebens der Zöglinge doch ein Lieblings-Aufenthalt der Newyorker im Sommer iſt! Waſhington, welcher zuerſt die Errichtung einer Militair-Akademie in Anregung brachte, verlegte dieſelbe mit der Abſicht nach Weſt-Point, die Zöglinge ſo viel als möglich von den Verlockungen des ſtädtiſchen Lebens fern zu halten. Damals wurde der Zweck auch erfüllt. Aber die Zeit brachte ihre Eiſenbahnen und Dampfſchiffe, und gegenwärtig pilgert ganz Newyork wenigſtens einmal im Jahre nach Weſt-Point, die Alten um die Flußfahrt, die Jungen um ein Stündchen Geſellſchaft mit den ſchmucken Zöglingen zu genießen. — Das große Cranſton-Hôtel in der Nähe von Weſt-Point iſt den Sommer über mit Gäſten überfüllt, und das Oertchen nichts weiter als eine Sommer-Colonie der Newyorker feinen Geſellſchaft. Zur Zeit der Ferien verliert dann auch die Akademie ihr ernſtes klöſterliches Ausſehen und wird der Schauplatz lebhafter

Unterhaltung, Dank dem Contingent junger Yankee-Töchterlein, die ihre Brüder, ihre Vettern in der Akademie zu besuchen kommen, selbst wenn sie gar keine besitzen. Unzählige Picknicks, Soirées dansantes und Gesellschaften verschönern dann das Leben der hoffnungsvollen jungen Krieger. — Die Liebeständelei wird in diesen glücklichen Monaten wahrhaftig zur epidemischen Krankheit, die allerdings nicht in den Miasmen der Luft, sondern in den zahllosen lauschigen Plätzen und schattigen Spaziergängen und dunklen Grotten zu suchen ist, welche West-Point und seine Akademie umgeben.

Wir verlassen nun diesen Schauplatz jugendlicher Lustigkeit, diesen Lieblingsaufenthalt der Newyorker, und eilen weiter, jenen Bergen zu, denen der stark entwickelte Patriotismus der Amerikaner den Namen „Amerikanische Schweiz" gegeben.

Oberhalb West-Point erweitert sich das Flußbett wieder allmählich, obgleich der romantische Charakter seiner Ufer und Höhenzüge derselbe bleibt. Bald sind die Akademie-Gebäude, das alte Fort Putnam und das malerisch gelegene Hôtel den Blicken entschwunden, aber der Fluß bleibt immer der Mittelpunkt einer ganzen Reihe der romantischesten Szenerien des Staates Newyork.

Von den näheren Flußufern grüßen uns eine große Zahl von Städten und Dörfern in herrlicher Lage, theils in sanfte Thäler gesenkt, theils an hügeligen Ufern emporsteigend: Newburgh, Fishskill, Ponghkeepsie, Roudout u. s. w., — alle überhöht von in blauen Nebel gehüllten, Wolken-umzogenen Bergrücken, deren Masse und Umfang uns das nächste Reiseziel, die Catskills, die amerikanische Schweiz, verräth.

Aber diese Berge würden eher den Namen des amerikanischen Thüringer- oder Odenwaldes verdienen, denn ihre Höhe, wenn auch anscheinend sehr bedeutend, übersteigt nicht dreiundeinhalbtausend Fuß, und ihre sanften Konturen haben mit den Alpen nichts gemein. Nur in einer Beziehung übertreffen sie den Thüringer-Wald. Sie sind wilder, romantischer, abgeschiedener. Ihre Wälder sind Urwälder, und die Seen und unzähligen Wässerchen und Quellen, die sie durchziehen, erhöhen noch ihren Reiz. So bilden sie denn auch, im Vereine mit dem ganzen Hügelland des Hudson, eine beliebte Sommerfrische der Newyorker und anderer Städtemüder, die dann gewöhnlich für einige Wochen in dem großen „Catskill-Mountain-Hôtel" Unterkunft suchen, das die Spekulationswuth irgend eines Yankee auf einer der höchsten Bergspitzen, 3000 Fuß über dem Hudson gelegen, erbaut.

Es giebt wenige Stellen in den Vereinigten Staaten, von denen man eine großartigere Aussicht genießt, als von jener Riesen-Karawanserei, so hoch über jede menschliche Ansiedlung auf tausende von Meilen in der Runde erhaben, und so häufig in den Wolken verborgen, welche die Catskill zu ihrem Lieblingsplätzchen zu wählen scheinen. Schon der Weg dahin von dem Landungsplatz der Hudson-Dampfschiffe ist des Besuches werth. Die Straße windet sich unzählige Male um Anhöhen und Vorsprünge herum, an steilen, tiefen Schluchten entlang, und von Urwaldsbäumen tief

beſchattet, bis zu dem luftigen Außenpoſten menſchlicher Ziviliſation empor, und mag der Aufſtieg auch beſchwerlich ſein, ſo wird man überreich durch die Ausſicht auf das Hudſonthal belohnt, das ſich in ſeiner ganzen Länge im Oſten ausbreitet. Das Panorama umfaßt nicht weniger als zehntauſend Quadratmeilen Landes mit ihren Flüſſen und Bergen und Seen, ihren Städten und menſchlichen Anſiedelungen, ihren Straßen und Eiſenbahnen — es iſt eine ungeheure Landkarte, im natürlichen Maßſtab von der Meiſterhand der Natur entworfen. Aber ſelbſt wenn Wolken die ſchöne Fernſicht verhüllen ſollten, ſo thun ſie es nur, um noch ſchönere, phantaſtiſchere Bilder zu zeigen, die in ihrer Art an den Harz und ſeinen „Brocken“ erinnern. Nicht ſelten ſpiegeln ſich in dieſen dunklen, dichten Nebelmaſſen die Gebirgsſzenerien in aller Deutlichkeit und Naturwahrheit ab, ja ſelbſt das große Hôtel mit ſeinen Bewohnern erſcheint zuweilen als Nebelbild in den Lüften — natürlich bald auseinander gezerrt und in einzelne Stücke zerriſſen.

Dieſe geiſterhaften Bilder, ſowie die tiefe Einſamkeit und Romantik, in welche das ſchöne Bergland der Catskills ſich hüllt, waren auch die Urſache der zahlreichen Legenden und Sagen, welche ſich, wie beim Brocken, auch hier in den Volksmund eingeniſtet haben, und in Waſhington Irving einen poetiſchen Erzähler fanden. Die Sage von Rip van Winkle, dem alten ſchläfrigen Einſiedler, iſt die bekannteſte darunter.

Die Catskills ſind die ſchönſten, aber auch letzten Berglandſchaften des Hudſon, deſſen Ufer weiter nach Norden ſich abflachen und aus reizloſem, angeſchwemmtem Sand und Schlamm beſtehen, der ſich manchmal in der Mitte des Flußbettes in Geſtalt vieler bewachſener Inſeln zeigt — alle ſorgfältig mit Dämmen umgeben und mit Leuchtthürmen beſetzt, um die hier ſo belebte Schiffahrt nicht zu gefährden. Alle dieſe wichtigen Flußbauten wurden von der Bundesregierung mit großem Koſten-Aufwande unternommen, obgleich der Hudſon blos die Hauptverkehrsader eines einzelnen Staates bildet. Der Bundesregierung obliegt nämlich die Unterhaltung der Meeresküſten und aller Flußmündungen, ſoweit ſie dem Einfluß von Ebbe und Fluth unterliegen. Der Staat Newyork hatte nun das Glück, einen Fluß zu beſitzen, in welchem die Fluth ſich bis auf anderthalb hundert Meilen ins Land hinein bemerkbar macht, und erſparte dadurch viele Millionen Dollars, welche er ſonſt zur Eindämmung und Herrichtung des Stromlaufes hätte verwenden müſſen.

Von dieſen Steindämmen und Inſeln wird unſer Blick bald durch ein ſchönes Städtepanorama abgelenkt, das ſich am weſtlichen Ufer amphitheatraliſch über den Strom erhebt. Es iſt Albany, die Hauptſtadt des Staates und der Sitz des Gouverneurs und der Regierung — eine ſchöne, bereits zwei Jahrhunderte alte Stadt mit etwa achtzigtauſend Einwohnern, deren bedeutendſte Gebäude die Regierungspaläſte und jene große Zahl von Wohlthätigkeitsanſtalten ſind, auf welche ja die amerikaniſchen Städte ihre größte Sorgfalt verwenden, und auf die ſie mit Recht ſtolz ſein können.

Hinter den langen, mit Schiffen überfüllten Docks und den großen Lagerhäusern am Ufer erheben sich die Thürme und Kirchen und Häuser der Stadt, die sich, von unserem Dampfschiff gesehen, wie irgend eine Stadt der schönen Riviera di Ponente ausnimmt, gekrönt von dem erst 1882 vollendeten Staatskapitol, einem mit verschwenderischer Pracht ausgeführten Colossalbau, welcher dem Staat nicht weniger als zwölf Millionen Dollars kostete. — Albany bietet den letzten schönen Anblick auf der herrlichen Hudsonfahrt. Oberhalb Albany theilt sich der Strom in zwei Arme, von denen der eine aus dem westlichen Newyork, der andere aus der Adirondack Wildniß herabkömmt. Albany mit ihrer gegenüberliegenden großen Schwesterstadt Troy ist auch die letzte Station der großen Palastdampfer des Hudson, und „Mary Powell" legt hart an der imposanten Stein- und Eisenbrücke an, die sich hier in gewaltigen Bogen über den Strom spannt. Wir landen. Unsere Hudsonfahrt ist beendet.

III. Saratoga.

Das einzige unter den Inland-Bädern Amerikas, das sich einiger europäischer Berühmtheit zu erfreuen hat, ist Saratoga im Staate Newyork, etwa fünf Eisenbahnstunden nördlich von dessen gleichnamiger Hauptstadt gelegen. Wohl erstreckt sich diese eigenthümliche Berühmtheit weniger auf die Heilquellen, als auf die Riesen-Hôtels, die es aufzuweisen hat, und die bekanntlich die größten der Welt sind. Und wenn die anderen zahlreichen Bäder Amerikas in Virginien, Arkansas und Colorado, wenn die White-Sulphur-Springs, die Hot-Springs, Manitou, Idaho und wie sie alle heißen, trotz ihrer heilkräftigen Wasser noch nicht bekannter sind, so liegt dies theils in ihrer verhältnißmäßigen Neuheit, theils darin, daß der Amerikaner nicht, oder nur wenig, in die Bäder geht, um zu baden und zu trinken, sondern um sich zu unterhalten und den Sommer so angenehm als möglich, fern von der drückenden Hitze der amerikanischen Hauptstädte, zu verbringen.

Und da nun auf die Heilquellen selbst im Allgemeinen so wenig Werth gelegt wird, so wird man in Amerika auch vergeblich nach den sozialen Zuthaten der europäischen Bäder, nach Kurtaxe, Bade-Direktion und Inspektion, Kursalon und Conversationshaus ꝛc. suchen. Man vermißt sie aber auch nicht. Es ist ein Vorzug Amerikas, daß dort Alles ohne jene Bevormundung, jene hofmeisterliche Aufsicht geschehen kann, welcher sich die europäische Badegesellschaft gleichsam unterordnet hat. Der Geist der Freiheit und Gleichheit, der Amerika erleuchtet, duldet sie nicht. Die

Digitized by Google

beſte Badeinſpektion ſind die Hôtelwirthe der einzelnen Bäder, und es iſt unglaublich, in welch' vorzüglicher Weiſe ſie es verſtehen, den Gäſten den Aufenthalt in den Bädern angenehm und amüſant zu machen.

Dies gielt ſpeziell wieder von Saratoga, wo jedes einzelne größere Hôtel ſeine eigenen großartigen Geſellſchaftsräume, ſeine Salons, Ballſäle, ſeine Parks und Gärten, ſeine Kurkapelle und endlich ſeine eigenen Mineralquellen hat. — So beſteht Saratoga eigentlich aus einem halben Dutzend großer faſhionabler Bäder, die auf einer großen breiten Straße nebeneinander ſtehen; und dieſe Straße heißt der Broadway von Saratoga. —

Aber dabei würde Saratoga auch beſtehen und blühen, wenn es ſeine Geyſer- und Heilquellen gar nicht hätte. Die letzteren ſind die Deviſe, ein Vorwand für die elegante Welt von Newyork, Boſton, Havanna und Gott weiß welch' anderer Stadt der Erde, um ſich an einem dazu geeigneten Plätzchen ein Rendezvous zu geben und ſich da zwei Monate lang gut zu amüſiren. Iſt das erreicht, ſo iſt damit der Hauptzweck des Hierherkommens vollbracht. Man iſt befriedigt. Und ſo könnte denn der ganze Badeort, d. h. ſeine vielen Rieſenhôtels an irgend einem Orte im Umkreiſe der Hauptſtädte liegen, er würde dennoch Saratoga, d. h. der eleganteſte Badeort der neuen Welt bleiben.

Und das iſt Saratoga. Es giebt ſogar weder in Baden, noch in Wiesbaden, noch in Kiſſingen wenige Straßen, welche ſich mit dem Broadway von Saratoga in irgend welcher Beziehung meſſen könnten. Es giebt keinen Badeort der Welt, wo man reichere Salons, reichere wenn auch nicht ſchönere Pariſer Toiletten, größere Diamanten, und ſagen wir es nur: — auch reizendere Frauengeſtalten finden würde, wie in Saratoga. Hierin werden gewiß die kühnſten Vorſtellungen des europäiſchen Beſuchers übertroffen; er mag den Badeort mit gemiſchten Eindrücken verlaſſen, er mag ſich enttäuſcht fühlen, allein er wird zugeben müſſen, daß Saratoga an Großartigkeit in ſeiner Art ebenſo unübertroffen iſt, wie Newyork.

In geſellſchaftlicher Beziehung ſind auch die erſte Hauptſtadt und der erſte Badeort Amerikas ein und daſſelbe. Saratoga iſt Newyork im Sommer. Es beherbergt gleichzeitig mit Newport, einem anderen bekannten Badeorte, die ganze faſhionable Welt Newyorks zur Zeit der Pferderennen in ſeinen Mauern, und der größte Theil ſeiner Beſucher beſteht auch während der ganzen übrigen Saiſon aus Newyorkern. Es giebt in der engliſch-amerikaniſchen Sprache kein Wort, das ſo viel Vergnügen, Leichtſinn und Frivolität enthielte, wie Saratoga. Seine Beſucher rekrutiren ſich aus allen Ständen. Es iſt das Rendezvous für alle Schmetterlinge der Mode, für alle Löwen der Geſellſchaft, für die Bureauchefs aus Waſhington, die Handelsprinzen aus Boſton und Newyork, die reichen Farmer und Viehzüchter aus den Prairien, die Krösuſſe aus den Minen Colorados und Californiens, und endlich einige wirklich

Heilbedürftige aus Weſtindien, Central- und Südamerika. Die größte Mehrheit aber kommt, um das zu treffen, nach dem man fortwährend ſucht, und das jene Leute aber ſo ſelten finden — das Vergnügen.

Für beide Klaſſen, die Heilungs- und Vergnügungsbedürftigen, iſt geſorgt. Für die erſten hat die Natur, für die letzteren haben die Hôtelwirthe geſorgt.

Die Quellen Saratogas, über zwanzig an der Zahl, wurden ſchon im vergangenen Jahrhundert von den Indianern ſehr beſucht, und gegenwärtig werden hunderttauſende von Flaſchen nach aller Welt verſendet, die von Leber- und Magenkranken mit Vortheil getrunken werden. — Die Hauptquelle iſt die im ſogenannten Congreßpark zu Saratoga befindliche Congreßquelle, und ihr zunächſt ſind am beliebteſten die Empire- und Hathorn-Quellen, von denen die letzteren einem ziemlich bedeutenden, aus ihren mineraliſchen Ablagerungen gebildeten Kegel entſpringen.

Um dieſe Quellen herum entſtand die Stadt Saratoga, die eigentlich nur aus Hôtels, Boarding-Häuſern und allem ſonſtigen Zubehör eines Badeortes beſteht, und deren Einwohnerzahl während der Saiſon bis auf 20,000 ſteigt, von denen über die Hälfte Kurgäſte ſind.

Die Hauptſtraße iſt, wie jene vieler anderer Städte Amerikas, und ſpeziell als Schooßkind Newyorks, Broadway benannt. Aus einer kleinen Parthie dieſer breiten, ſchönen Straße beſteht der eigentliche Badeort Saratoga. Er wird von den vier größten Hôtels, nicht allein der Stadt, ſondern wahrſcheinlich der Welt gebildet, die hier zu beiden Seiten des Broadway nebeneinander ſtehen, und deren prächtige Koloſſalfronten nur durch den Congreßpark unterbrochen werden.

Als Theilungslinie des faſhionablen, weltberühmten Saratoga und ſeines paraſitiſchen Zubehörs könnte der Bahnhof gelten, der etwa in der Längenmitte des Broadway in einer auf dieſen führenden Seitenſtraße ſteht. Der unterhalb des Bahnhofes befindliche Theil iſt der vornehmſte. Hier ſtrotzt alles von Reichthum der Toiletten, der Equipagen, der Pferde. Die Straße iſt von beiden Seiten mit hohen, ſchattigen Baumreihen eingefaßt. Hinter ihnen erheben ſich die bekannten „United-States-Hôtel“ und „Grand-Union-Hôtel“ auf der einen, und „Congreß-Hall“ auf der anderen Seite, während den ſüdlichen Abſchluß des Broadway auf einer mit Parkanlagen geſchmückten Erhöhung die majeſtätiſche Fronte des „Windſor-Hôtel“ bildet.

Es iſt von den erſtgenannten 3 Hôtels keines als das beſte zu bezeichnen, denn ſie ſind alle gleich groß, gleich vorzüglich, gleich vornehm.

Das Grand-Union-Hôtel hat etwa 900 Zimmer und 50 Säle, 1500 Thüren, 2000 Fenſter und einen Speiſeſaal von 265 Fuß Länge und 60 Fuß Breite, groß genug, daß 1300 Perſonen gleichzeitig und in der bequemſten Weiſe darin ſpeiſen können, die dann von 250 dunkelfarbigen Kellnern bedient werden!

Das nächſt größte United-States-Hôtel bleibt an Länge der Straßen-Fronte zwar hinter dem Grand-Union zurück, da es ſich mit „nur“ 900 Fuß begnügt. Indeſſen darf man füglich die mit ihm verbundene Reihe dreiſtöckiger „Cottages“

Saratoga:

Längenanſicht des Broadway.

in einer Länge von 516 Fuß hinzurechnen, um es auf dieſe Weiſe auch in Betreff der Front-Ausdehnung irgend ein Saratogaer, oder ſonſt ein Hotel auf der Erde, ſchlagen zu laſſen. Es bedeckt mit ſeinen drei Flügeln, welche als Hof eine Park-

Anlage von 5 Acres einschließen, einen Flächenraum von nahezu 10 Acres, und enthält 1000 Zimmer. Der Speisesaal ist 212 Fuß lang, 52 Fuß breit und 20 Fuß hoch. Sein Hauptstolz jedoch sind die Gesellschafts-Säle, deren es etwa ein Dutzend enthält. Der größte derselben, in dem man das berühmte „East-Room" des Weißen Hauses zu Washington nahezu drei Mal unterbringen könnte, und von dessen schneeigen Wänden sich die reichvergoldeten Spiegel und der hellblaue Atlas der Draperieen und Möbel in geschmackvollster Weise abheben, ist bei einer Breite von 50 Fuß 86 Fuß lang, während der Tanzsaal 117 Fuß lang, 55 Fuß breit und 26 Fuß hoch ist. Soviel was die Größe dieser Hôtels anbelangt. Nun geht die Ausstattung derselben, die Bedienung und die ganze Lebensweise darin mit der Größe Hand in Hand. Alle drei Hôtels sind solide Eisen- und Stein-Gebäude mit doppeltem Mauerwerk, um die Sommerhitze aus den inneren Räumen abzuhalten. Uebrigens ist diese Hitze im Hochsommer mitunter nicht so bedeutend, und es kommt nicht selten vor, daß man gezwungen ist, die Salons selbst während der Haute-Saison noch zu heizen. Daß man in jedem Zimmer dieser Hôtels Dampfheizung, Gasleitung und Ventilations-Einrichtung findet, ist wohl kaum noch zu erwähnen nothwendig.

Die Salons, Zimmer, ja selbst die Treppen und Corridors, sind mit Brüsseler Teppichen belegt, und mit solchem Reichthum ausgestattet, daß man sie eben so gut als Thronsäle von Herrscherpalästen, denn als Hôtel-Salons ansehen könnte. In jedem Hôtel findet man ein oder zwei Elevatoren, welche die Verbindung zwischen den einzelnen Stockwerken herstellen. Ihre Einrichtung gleicht einem Schatzkästlein, und ihr Preis dürfte sich bis auf 30- bis 40,000 Dollars per Stück belaufen.

Die Gesellschaftsräume sind geräumiger, eleganter und größer als die der vornehmsten Londoner Clubs. So besitzt z. B. das United-States-Hôtel außer dem riesenhaften Parlor noch an hundert kleine öffentliche Salons, reiche Spielzimmer, Billardsäle, Trinkhallen, Lesekabinete und Schreibzimmer.

Soweit die innere Einrichtung. Die äußere ist ebenso glänzend. So befinden sich vor der Fronte eines jeden Hôtels, sowie auch längs der ganzen innern Hoffronten breite, schön gebaute Veranden, oder auch „Piazzas", wie sie in Amerika genannt werden. Das Dach, von hohen schmucken Säulen getragen, ist gewöhnlich in gleicher Höhe mit dem dritten Stockwerk des Hôtels. Von der Straße aus führen breite Treppen zu den „Piazzas" und den in gleicher Höhe gelegenen Hôtel-Eingängen. Die inneren, mehrere Morgen umfassenden Höfe dieser Hôtels bilden hübsche Ziergärten mit Blumenbeeten, schattigen Baumanlagen und Fontainen. Auf den Musikständen in der Mitte findet in jedem Hôtel täglich dreimal Concert statt, denn jedes dieser Hôtels besitzt ein eigenes Orchester von zehn bis zwanzig Mann Stärke.

Man sieht, daß eigentlich jedes dieser Hôtels ein vollständiger Badeort für sich sein könnte. Es ist Wohnung, Bad, Kurhaus, Promenade, Park, Ballsaal, Conzert,

und alles das, wozu in europäiſchen Badeorten hundert verſchiedene Gebäude beſtehen Das Bedienungs-Perſonal beläuft ſich in jedem Hôtel auf 800 bis 1200 Perſonen, unter denen oft 50 Köche, 300 Kellner u. ſ. w.

Das ſind enorme Verhältniſſe, und bei ihrer Betrachtung kommt man unwillkürlich auf die Frage: wie derartige Hôtelpaläſte bei ſo ungeheurer Kapitalanlage und noch viel größeren Betriebskoſten im Stande ſind, aus einer dreimonatlichen Saiſon Nutzen zu ziehen? — Sie ſind nur während dieſer drei Monate des Jahres geöffnet und das Kapital iſt ſomit während der übrigen Monate todt. Oder ſollte man eher geneigt ſein, daraus auf die Maſſen des Beſuches ſchließen zu können? Er allein kann die Urſache großer Einnahmen ſein, denn auch der Preis iſt überall gleich gering, 5 Dollars pro Tag und Perſon.

Das United-States-Hôtel.

In dieſen wenigen Hôtels konzentrirt ſich das Leben von Saratoga, denn die Stadt ſelbſt mit ihren alleenbeſetzten, ſchattigen Straßen, hat nur wenige Clubs und Kurhäuſer und Reſtaurants aufzuweiſen. Sogar die übrigen zahlreichen kleineren, zuſammen etwa 12,000 Menſchen umfaſſenden Hôtels und Boardinghäuſer ſind wenigſtens was die Unterhaltung betrifft auf dieſe Rieſen-Karavanſereien angewieſen.

Das Alpha und Omega des Tagesprogramms von Saratoga iſt Eſſen, Trinken, Schlafen, Unterhaltung und — Klatſch. Sollte man deshalb allein' nach Saratoga gehen? Die Leute wiſſen ſelbſt nicht, warum ſie den Sommer dort zubringen. Fragt man ſie — dann ſind ſie verwundert über die Frage und antworten allenfalls: — Weil es Mode iſt.

Was man der Mode nicht alles zu liebe thut! Mit Saratoga geht es ebenso wie mit Damenkleidern nach neuestem Schnitt. Sie sind häßlich, unästhetisch, beschwerlich, und fragt man die Damen, warum sie sich damit quälen, so ist die Antwort: — Weil es Mode ist.

Saratoga ist überreich an angenehmen Promenaden, Gärten, Parks und gesellschaftlichen Unterhaltungen, wenn nur jede Dame so viel Muth hätte, um sich von dem Vorsatze loszureißen, dasselbe zu thun, „was die Andern thun". — Und was thun diese „Andern"? Hier ist das Programm:

Nach dem gewöhnlich sehr reichhaltigen Frühstück, dessen Menu man sich aus einer, etwa dreißig Gänge umfassenden Speisekarte beliebig und ohne Preiserhöhung

Innere Ansicht des United-States-Hôtels.

aussuchen kann, setzt sich Madame Saratoga in einen der vielen hundert Schaukelstühle auf der Piazza, bis es anfängt warm zu werden, dann zieht sie sich zurück, um sich für das Diner anzukleiden. Nach dem Diner, das um zwei Uhr eingenommen wird, kommt abermals ein halbes Stündchen die Piazza an die Reihe, worauf sich Madame für ein Schläfchen zurückzieht, um etwa um 6 Uhr in brillanter Straßentoilette wieder zu erscheinen. Der Wagen steht bereit. Sie fährt nach dem schönen Saratoga-See, nimmt etwas Eis und Limonade, und kehrt gerade zur rechten Zeit zum Souper zurück. Um 9 Uhr begiebt sich Madame in ihr Boudoir, um große Abendtoilette zu machen und ihren erdrückenden Diamantenschmuck anzulegen. Ist

es dunkel geworden, dann ſteigt ſie in Seide und Gold, mit Seidenſtrümpfen und Schuhen mit Diamanten-Schnallen auf die Piazza herab, und dann beginnt in den Salons das elegante Leben. Die Gäſte des Grand-Union-Hôtels gehen nach der Congreß-Hall, Congreß-Hall geht nach dem United-States, von „States“ nach Grand-Union, und ſo fort, bis die ganze Runde gemacht iſt, und bis alle die ſchönen Inſaſſen des einen Hôtels, die Toiletten ihrer Rivalinnen in den andern Hôtels gemuſtert und kritiſirt haben. Mitunter iſt Madame Saratoga am Abend zum Tanzen aufgelegt, aber ſie thut es eigentlich niemals. Die brillant illuminirten Ballſäle werden geöffnet. Die Orcheſter ſpielen die „Madame-Angot“-Quadrille oder die „Blaue-Donau“. Die reichſten Toiletten, die ſchönſten Diamanten verſammeln ſich mit ihren reſp. Eigenthümern, aber — Niemand tanzt, ausgenommen ein paar junge Leute aus den umliegenden Boardinghäuſern, die ſich heimlich ins Hôtel geſchmuggelt haben.

Das iſt das tägliche Leben in Saratoga — das iſt, was von zehn Frauen neun beginnen.

Aus dieſer Lebensweiſe laſſen ſich die Badegäſte Saratogas nur durch außergewöhnliche Vergnügungen, wie fêtes champêtres, Kinderbälle und Gartenfeſte bringen, die von den unternehmenden Hôtelwirthen zur Beluſtigung der Kurgäſte veranſtaltet werden. Zu Gartenfeſten wird von dem betreffenden Hôtelier die Elite der andern Hôtel-Gäſte eingeladen. Der Garten wird mit Flaggen und Guirlanden geſchmückt und in der Mitte unter einem Zeltdache ein Pavillon aufgeſchlagen. Herren dürfen im Morgen-Anzuge — d. i. in geſchloſſenem Rock mit lichten Beinkleidern und ebenſolchen Handſchuhen — oder in Abendtoilette erſcheinen; Damen jedoch müſſen ſtets in großer Toilette ſein. Die Kinder, die bei ſolchen Feſten, wie überhaupt im amerikaniſchen Leben, eine Hauptrolle ſpielen — ſind bei ſolchen Gelegenheiten überreich gekleidet und mit Schmuck ſo überladen, daß man glauben könnte, ſie kämen ſchon mit diamantenen Ohrgehängen zur Welt. — Und was eine Frau an Diamanten beſitzt, muß ſie tragen, ſelbſt wenn ſie unter dem Drucke der Colliers und Brochen kaum athmen könnte.

Bei ſolchen Gelegenheiten kann man ſehen, daß es in dem rieſigen Bienenkorbe zwiſchen dem atlantiſchen und ſtillen Ozean doch ein Plätzchen giebt, wo das Maſſen-Faulenzen an der Tagesordnung und das Nichtsthun König iſt. Die Leute, die Saratoga beſuchen, kommen in der That, nur um ſich von den geſchäftlichen Anſtrengungen der Winterperiode, von der Ueberarbeit zu erholen, und dieſe Leute, raffinirt in geſchäftlicher Beziehung, gehärtet im Ringen nach dem allmächtigen Dollar, ſind nicht im Stande, ſich ſelbſt zu unterhalten, ſelbſt etwas zu veranſtalten. Und ſo ſitzen ſie mit verſchränkten Armen langweilig in den Schaukelſtühlen, die Vergnügungen erwartend, die ihnen andere aufoktroyiren. Für ſie werden die Wettrennen und Regattas veranſtaltet, für ſie beſteht die Spielhölle des Morriſſey'ſchen Clubhauſes. —

Aber das genügt ihnen nicht. Es giebt unter dieſer ſtillen trägen Menge der ſo-genannten Newyorker Shoddy-Ariſtokratie, die ſich hier breit macht, gewiß Viele, die mit neidiſchen Augen jene betrachten, die im Stande ſind, ſich ſelbſt untereinander zu unterhalten, ohne die Zuthat eines aufregenden Wettrennens oder einer Spielhölle.

Die Umgebung Saratogas iſt mit Ausnahme des ſchattigen Excelsior-Parks und des Saratoga-Sees ziemlich reizlos, allein der letztgenannte See gewährt deſto größeres Vergnügen durch ſeine ſchönen, mit Gärten, Reſtaurants und reichen Villen überhöhten Ufer und die vielen Regattas, Jagden und Fiſchpartien, die auf ſeiner ſpiegelglatten Fläche abgehalten werden. Er iſt entſchieden einer der reizendſten kleinen Seen Amerikas, und die Spazierfahrten der vornehmen Badewelt von Saratoga ſind gewöhnlich ſeinen Ufern gewidmet.

Bei den Indianern, die noch jetzt zur Saiſonzeit ein kleines, von Weißen vielbeſuchtes Lager in der Nähe des Congreß-Parks aufgeſchlagen haben, herrſcht in Bezug auf den See ein eigenthümlicher Glaube. Wahrſcheinlich hervorgerufen durch die ruhige, lautloſe Waſſerfläche. Sie glauben, der große Geiſt ſchwebe über dem Waſſer und würde Jedem Verderben bringen, der es wagte, die Ruhe des Sees durch ein Wort zu unterbrechen. Man erzählt ſich hierüber eine charakteriſtiſche Anekdote. Vor langen Jahren wollte eine der vorgeſchilderten Saratogaer Damen in einem Indianer-Kanoe über den See fahren. Die wackeren Mohawks warnten ſie davor, während der Ueberfahrt ein Wort über ihre Lippen kommen zu laſſen. Als ſie jedoch in die Mitte des Sees gekommen waren, ſtieß die Dame, um den Aberglauben der Indianer zu zerſtören, einen Schrei aus. Entſetzt führten die in Todesangſt ſchwebenden Indianer das Kanoe über den See und erreichten auch ohne den mindeſten Unfall das jenſeitige Ufer. Lachend hielt nun Madame dem düſteren Mohawk ſeinen Aberglauben vor. Er jedoch antwortete: „Der große Geiſt iſt gnadenvoll. — Er weiß, daß eine weiße Frau die Zunge niemals halten kann.“ —

VI. Die Adirondacks und ihr Seen-Gebiet.

Lake George.

Die große Zahl der durch Schönheit und Mannigfaltigkeit gleich ausgezeichneten Bergseen iſt einer der auffallendſten Charakterzüge der amerikaniſchen Szenerien, und der „Empire-State" — wie Newyork von ſeinen Einwohnern gerne genannt wird — beſitzt innerhalb ſeiner Grenzen den Löwen-Antheil an dieſen Perlen der Natur. Zwiſchen den canadiſchen Seen im Weſten, dem Champlain-See im Oſten und dem Lorenzo-Strom im Norden windet ſich eine ganze Perlenſchnur von dieſen Seen in dreifacher Reihe um den Nacken des jungfräulichen Gebirges, das ſich hier noch unberührt von der Hand der Ziviliſation in die Wolken erhebt. Es ſind die Adirondacks.

Der Staat Newyork hat es kaum nöthig, ſich mit ſeinen anderen ſo herrlichen Seen, dem Seneca, dem Saratoga, Cayuga, Pleaſant, Paradox u. ſ. w. zu brüſten, denn mit dem einzigen Horicon-See kann er Schottland und Norwegen in die Schranken rufen.

Digitized by Google

Der Horicon liegt in einem der lieblichſten und ſchönſten Landſtriche der Vereinigten Staaten, und von der weißen Ziviliſation ſind bis jetzt nur die Wohlthaten, nicht aber die Schattenſeiten bis zu ihm gedrungen. Den Rauch der Locomotive kennt er noch nicht, und ſeine Ufer ſind noch von keinen Schienenfeſſeln umſpannt. Der Canadier, der mit der Eiſenbahn längs des Lake-Champlain heruntergefahren kommt, muß am nördlichen Ende des Horicon am romantiſchen Fort Ticonderoga das Boot beſteigen und ſeinem klaren, ſilbernen Waſſer huldigen, wenn er zu dem See gelangen will. Auch der Newyorker kann auf ſeinem Fluge aus der Hauptſtadt längs des Hudſon und über Saratoga hinauf nur bis Glenfalls, einem kleinem am Fuße der Adirondacks gelegenen Landſtädtchen, mit der Eiſenbahn vordringen. Eine Poſtkutſche bringt ihn dann auf den herrlichſten Waldwegen nach Caldwell, dem Südende des Sees.

Horicon iſt der Name, welchen der Indianer dem See gegeben. Er bedeutet „Silbernes Waſſer"; er nannte den See auch Canideriout, oder der „Schweif des Sees" in Bezug auf ſeine Verbindung mit dem großen Lake-Champlain. Die katholiſchen Franzoſen, die nach den Indianern die Beſitzer dieſes irdiſchen Paradieſes waren, tauften ihn Lake-Sacrament, und der Engländer, damals noch treu ſeinem Königshauſe ergeben, nannte ihn, nach dem Zurückdrängen der Franzoſen Lake-George. Der Amerikaner hätte ihn demgemäß eigentlich nach der Unabhängigkeits-Erklärung in „Lake-Republic" umtaufen ſollen, allein er war barmherzig. Nachdem er ja den engliſchen Regenten einen ganzen Welttheil entriſſen, wäre es grauſam geweſen, ihnen nicht dieſes herrliche Fleckchen der Erde wenigſtens im Namen zu belaſſen. So blieb denn ſein Name Lake-George.

Der See iſt ein Traum aus grünem Wald und Berg und blauem Waſſer, in deſſen kryſtallenen Fluthen ſich der Himmel widerſpiegelt. Nur der wird ihn ſchön finden, der ſelbſt ein Stückchen Himmel in ſeinem Herzen hat. Der gewöhnliche Beſucher iſt in der Regel enttäuſcht und findet ihn langweilig. Es giebt eben zweierlei Gattungen von Landſchaften: die eine impoſant, wildromantiſch und niederdrückend durch die Majeſtät — ſie allein wird den entzücken, der den George-See unſchön findet. Die andere lieblich, mild, ein Traumbild aus dem Paradieſe. — Die eine wird berauſchen für den erſten Moment, den erſten Tag vielleicht — aber die zweite wird man erſt allmählich liebgewinnen, je länger man in ihr verweilt. — So geht es dem Beſucher mit Lake-George.

Der See liegt an dem oberen Ende eines Seitenthales des St. Lawrence. Am Oſtabhange der Adirondacks ſich nach Süden erſtreckend, beſitzt er eine Länge von über dreißig Meilen, und eine Breite von ½ bis 3 Meilen. Der See iſt berühmt wegen der Tiefe und Klarheit ſeines Waſſers und der großen Zahl von Inſeln jeder Größe, die aus der Spiegelfläche emporragen. Seine Ufer ſind ſteil, und hohe

dicht bewaldete Berge umſchließen ihn von allen Seiten. — Es iſt keine leichte Aufgabe, hier all' die Romantik zu ſchildern, die ſich dem glücklichen Beſucher des Sees auf jedem Wege entgegenſtellt. Am Lake-George iſt Alles ſchön, und ſelbſt wenn man es verſuchen würde, einzelne Stellen in Wort und Bild zu ſchildern, man erſchiene doch nur wie der Pedant in Heracles, der einen Ziegel als Probe der Schönheit eines Hauſes mit ſich nahm.

Dem Beſucher erſcheint der See idylliſch, jungfräulich ſelbſt, erſt in jüngſter Zeit in der Einſamkeit des Waldes entdeckt, der Menſchheit erſchloſſen. Und ſonderbar!

Lake Champlain und die Ruinen von Ticonderoga.

Gerade dieſer See mit ſeinen lieblichen Ufern und ſeiner von allen Hauptrouten der Ziviliſation entfernten Umgebung war einſtens der Schauplatz blutiger, grauſamer Kämpfe, und das ſchon zu den Zeiten, wo noch der „rothe Mann" der Herr und Gebieter dieſer Ufer war.

Welch' ungeſchriebene, unbekannte Thaten aus jener Zeit mögen nicht in den ſchweigenden Wäſſern begraben liegen! Ja ſelbſt nach jenem Zeitpunkte, wo der See in den Bereich des Hiſtorikers kam, finden wir zahlloſe Kriegsthaten in ſeiner Geſchichte. Tapfere Armeen ruhen unter den Wäldern begraben, die heute die Seeufer

bedecken, und viele der kühnſten und bedeutendſten Thaten der Colonial-Kriege fanden hier ihren Schauplatz. Hier iſt es auch, wohin James F. Cooper die Szenen ſeines berühmten Romanes „der letzte Mohikaner“ verlegte.

Lake-George iſt gegenwärtig im Vergleich zu den Bergſeen der alten Welt das, was eine ſchüchterne, in Waldes-Einſamkeit aufgewachſene Jungfrau zu der eleganten Salondame ſein mag. Die verfeinernde, verſchönernde Hand der Kunſt wird ihr bald ein anderes Anſehen geben. An die Stelle der Ruinen- und Legenden-umhüllten

Ein Bergſee in den Adirondacks.

Plätzchen werden lachende Villen und Gärten kommen, und ſchon hat das Hôtelweſen begonnen, ſich an den herrlichen Ufern breit zu machen. Ob jedoch dieſe Verwandlung dem ſchönen, jungfräulichen See zum Vortheil gereichen wird, iſt die Frage.

Bedeutend größer an Ausdehnung, aber nicht an Schönheit, iſt der nördlich an den Lake-George ſchließende Lake-Champlain. Beide Seen, ſowie noch mehrere andere mit ihnen verbundene, könnten eher als Nebenflüſſe des St. Lorenzo bezeichnet werden, denn ihr nördlich aus dem Lake-Champlain tretender Abfluß, der Richelieu-River, mündet in ihn, und der ganze Charakter der Seen mit ihren langgeſtreckten, ge-

wundenen Bett beweiſt, daß ſie nur ehemalige Flußthäler ausfüllten, welche gleichzeitig die Scheide zwiſchen zwei Gebirgszügen bilden: den Adirondacks und der Franconia Mountains, die erſteren weſtlich, die letzteren öſtlich des Lake-Champlain.

Ein Syſtem von Dampferlinien durchzieht das ganze Seen- und Flußgebiet, und eine ſolche Dampferreiſe vom Südende des Lake-Champlain, an welchem auch die ſtattlichen Ruinen des alten Fort Ticonteroga liegen, nach dem Lorenzo gehört zu den ſchönſten Partien Neu-Englands. Der Champlain-See bildet nämlich gleichzeitig auch die Grenze zwiſchen den Staaten Newyork und Vermont, während ſein nördliches Ende bis in das Gebiet von Canada hineinreicht. Zwei Flüſſe münden am Weſtufer in den See: der Au-Sable und der Saranac-River, beide berühmt wegen ihrer Szenerien und der furchtbaren Schlünde, welche ſie auf ihrem Laufe durchfließen. An ihnen aufwärts dringend, gelangt man in das Herz jener zwiſchen dem Lorenzo und dem Champlain-See ſich ausbreitenden Wildniß, die Adirondacks genannt. —

Der Charakter dieſes zerriſſenen, wilden, urwüchſigen Berglandes iſt kaum in irgend einem anderen Gebirgsſyſtem der Welt wiederzufinden. Es ſind unzählige, aneinanderſtoßende Bergkegel, weder in Gruppen, noch in Ketten beiſammenſtehend, ſondern wie ungeheure Wellen des Meeres in ihrem Wüthen plötzlich aufgehalten und verſteinert und im Laufe der Zeit mit Wäldern bedeckt.

Und was für Wälder! Tauſende von Quadratmeilen Landes ſind hier mit undurchdringlichem Dickicht, mit Urwäldern bedeckt, in welche einzudringen die Axt des Holzfällers vergeblich verſuchen würde. Hochwild, Bären und Wölfe hauſen hier noch unbeläſtigt von dem Jäger. Zahlreiche Engpäſſe und Bergparthien wurden noch niemals vom Fuße des Menſchen betreten und liegen noch unentdeckt und unerforſcht in der Wildniß. Man ſieht ſie wohl, dieſe Berge und Seen, von dem Gipfel irgend einer überragenden Berg-Höhe, allein das Dickicht und das Labyrinth von Schluchten, Flüſſen und Seen macht das Vordringen zu ihnen unmöglich. Unzählige Seen von größerer und geringerer Ausdehnung ruhen in romantiſcher Einſamkeit zwiſchen den Berggipfeln droben gebettet, und nur ſelten gelangt ein Jäger oder Fiſcher in dieſe Regionen, um reiche Ernte zu halten. Am beſuchteſten iſt die Gegend an dem wilden Racket-Fluß, und der gleichnamige See bildet gewöhnlich den Ausgangspunkt der Jäger, welche während des Sommers die Vorberge der wilden Adirondacks durchſtreifen. Aber ſelten gelingt es ihnen, das Herz dieſer Urwald-Region zu erreichen.

V. Von Newyork nach Buffalo.

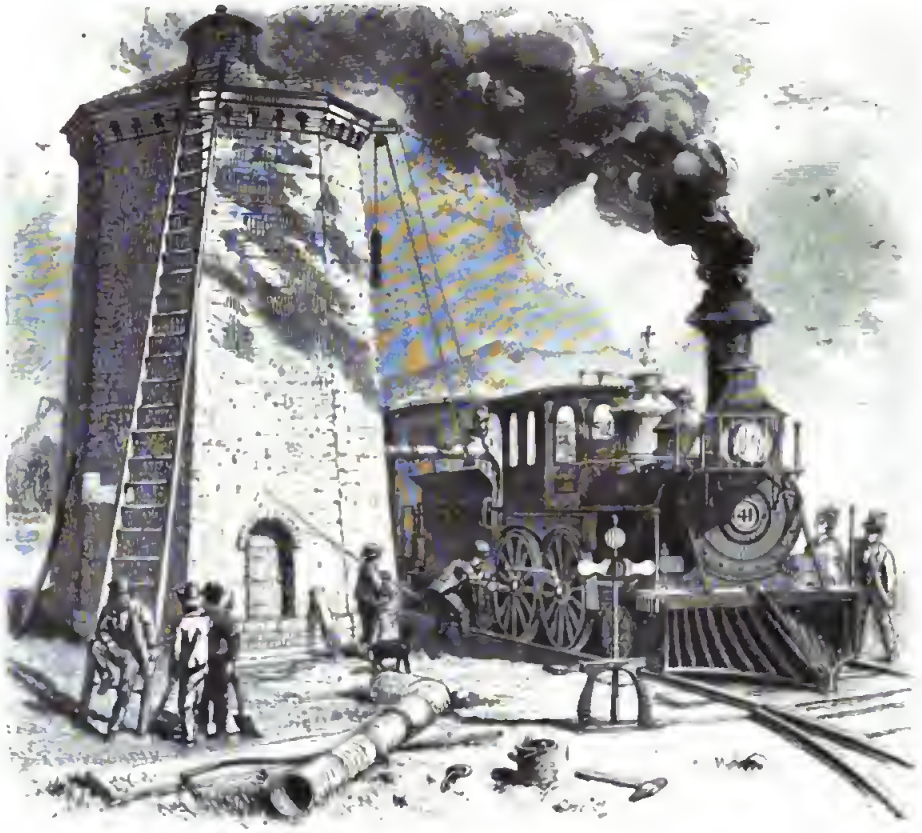
Der Erie-Canal, Rochester und Syrakuse.

Eine der schönsten Eisenbahnfahrten Amerikas steht uns bevor. Die Staaten Newyork und Pennsylvanien sind nicht nur ihrer großartigen industriellen Entwickelung, sondern auch der herrlichen Szenerien wegen berühmt, die sie innerhalb ihrer Grenzen umfassen. Ich habe auf meinen vierjährigen selten unterbrochenen Reisen in Nord-Amerika sämmtliche Staaten und nahezu alle sehenswerthen Gegenden von Oregon bis Florida und von Mexiko bis Labrador besucht, aber keinen Staat gefunden, welcher es an landschaftlichen Schönheiten jeder Art mit dem Staat Newyork aufnehmen könnte. In zweiter Linie kann dies, meinen Erfahrungen nach, von Pennsylvanien behauptet werden. Das zweitmächtigste Gebirgssystem des Continents, das Alleghany-Gebirge, durchzieht diese beiden Staaten in mehreren parallelen Ketten, sich bis auf 4000 Fuß über das Meer erhebend, in nördlicher Richtung. Die schönen, historisch berühmten Ströme Hudson, Delaware und Susquehanna sind Eigenthum der beiden Staaten, und sie berühren und beherrschen das große Gebiet der canadischen Seen.

Die Erie-Eisenbahn, eine der vier großen westöstlichen Hauptrouten des Continents, verbindet dieses Seengebiet mit der Hauptstadt des atlantischen Ozeans, mit Newyork, und an der Grenze zwischen den Staaten Newyork und Pennsylvanien nach Buffalo und dem weltberühmten Niagara laufend, durchzieht sie die genannten pittoresken Gebirge, übersetzt die Ströme und endlich auch das Seengebiet des westlichen Newyork.

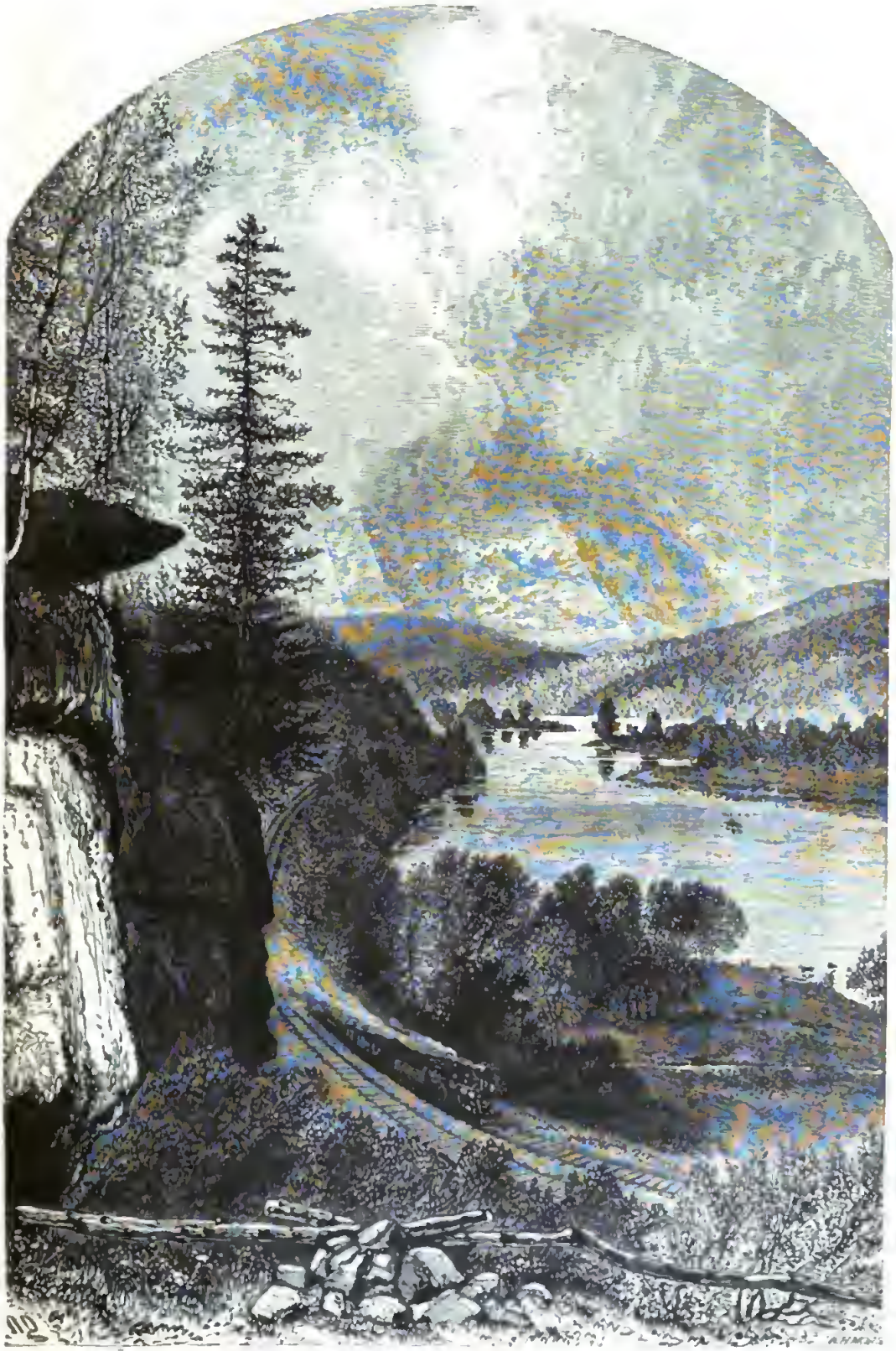
Folgen wir auf ihren Wagen. Die Bahnhöfe sämmtlicher nach dem Westen und Süden laufenden Bahnen befinden sich nicht in Newyork, sondern in der am Festlande liegenden zweiten Hauptstadt des Staates New-Jersey, Jersey-City, und die Passagiere werden von Newyork aus dahin auf den großen schwimmenden Palästen — den Ferrybooten — über den breiten, tiefen Hudson gebracht, der hier in die Bai von Newyork, und damit in's Meer mündet. Das majestätische Flußleben, das wir bereits in den früheren Kapiteln geschildert, und das sich in solcher Großartigkeit vielleicht nur noch in London und Liverpool wiederholt, zeigt sich bei jeder Ueberfahrt mit dem Fährboote in seinem vollsten Glanze. Wir kreuzen auf der wenige Minuten dauernden Ueberfahrt das Kielwasser von mächtigen Dreimastern, nach Australien oder Indien bestimmt, von großen transatlantischen Passagier-Dampfern, von Kriegsschiffen

Dampfkähnen, Fischerbooten und Schleppschiffen. Sorgsam beobachten die Steuerleute in den kleinen Glashäuschen oben das Fahrwasser, und nicht selten wird es nothwendig, inmitten des Stromes anzuhalten, um eines der unbeholfenen Segelschiffe vorbeipassiren zu lassen. Mit seltener Geschicklichkeit steuert unser Boot endlich in die engen Fährhäuser hinein, und hier steht schon der Zug bereit, der uns aus dem geschäftigen, großartigen Treiben der Weltstadt hinausbringen soll in's Freie, in Feld und Flur.



Eine Wasserstation der Erie-Eisenbahn.

Aber damit hat es noch gute Weile. Wohl trägt nur das Häusermeer auf der langen Manhattan-Insel den Namen Newyork, allein das Gebiet der Metropole Amerikas erstreckt sich noch weit in's Land und ihr Pulsschlag ist noch für hundert Meilen landeinwärts fühlbar. Schon die soweit über 100,000 Einwohner zählende Großstadt, in der wir uns nun befinden, Jersey-City, lebt und blüht nur als Vorstadt von Newyork. Die fünf- bis sechshundert Züge, die täglich aus allen Theilen des Continents hier einlaufen, sind für Newyork bestimmt, und die Bevölkerung der



Der Delaware-Strom bei Callicoon.

Digitized by Google

Stadt lebt und arbeitet für Newyork. Hier, sowie in dem benachbarten Hoboken befindet sich, so zu sagen, der Mittelpunkt, die Handhabe jenes eisernen Schienenfächers, der seine Blätter strahlenförmig über das ganze Land sendet. Von hier laufen die Jersey Central, die Pennsylvania, Delaware und Lackawanna, die Lehigh Valley, Erie und endlich die West Shore Eisenbahnen nach Süden, West und Nord, aus, in unmittelbarer Verbindung, mit Mexico, Neworleans San Francisco und Montreal. Hier ist der Knotenpunkt eines Eisenbahnnetzes, welches zur Zeit meines ersten Besuches der Vereinigten Staaten 1875 noch siebzigtausend, heute, acht Jahre nachher schon hundertundzwanzigtausend Meilen umfaßte.

Wir sind im bevölkertsten, industriereichsten Theile Amerikas, und das rege Leben, die zahlreichen Eisenbahnen, die wir kreuzen, die vielen Städte und Fabriken und Landhäuser, an denen wir vorüberfliegen, erinnert uns an die Umgebung Londons, wie man sie auf der Einfahrt von Greenwich aus zu sehen bekommt. Alles ist in regster Thätigkeit. Dutzende von Eisenbahnzügen fliegen hintereinander der Hauptstadt zu; das Läuten der Locomotiv-Glocken, das Dröhnen von Dampfhämmern und Schmieden, das Pusten und Blasen der Dampfmaschinen, und dazu der Ausblick auf die Industriestädte und Fabriken in der Umgebung, machen einen überwältigenden Eindruck selbst auf Jene, die an das Leben in den Hauptstädten Europas gewöhnt sind.

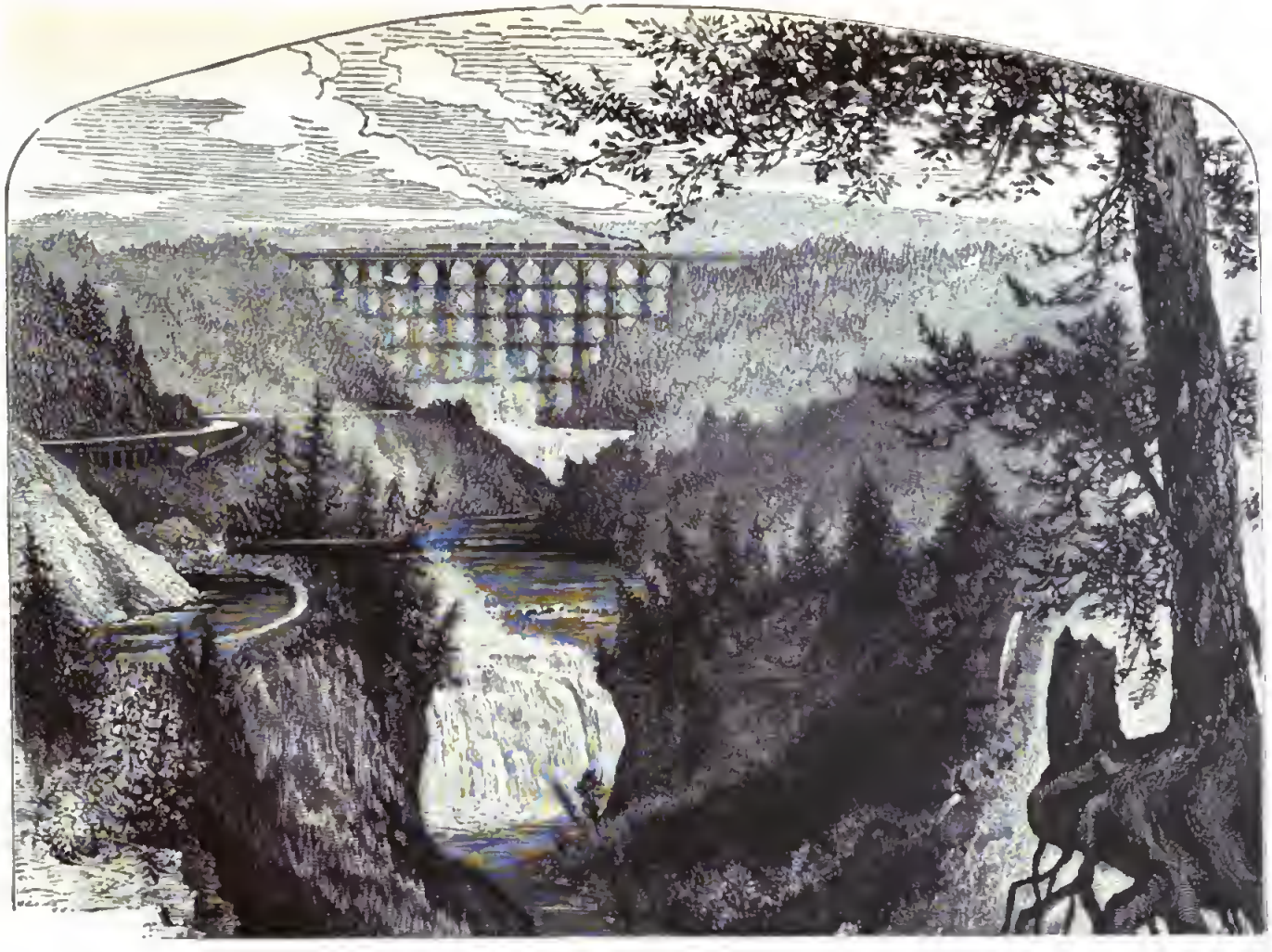
Erst nachdem Paterson, eine reiche Industriestadt Neu-Jersey's, passirt ist, gelangt der Zug in freieres Land, in ein Gebiet, wo der Pflug dem Dampfhammer die Herrschaft streitig macht. Immer mehr gewinnt er Oberhand, und auch an die Stelle der rauchenden Schlotte und geschwärzten Fabriken sind freundliche, zwischen Bäumen und Hügeln halb verborgene Städtchen getreten, in denen der Newyorker Bürger während der heißen Sommertage Unterkunft sucht. Ueberall zweigen sich von der zweigeleisigen Hauptbahn Nebenbahnen ab, deren es auf der 444 Meilen langen Strecke von Newyork nach dem Niagara nicht weniger als etliche dreißig giebt. Man sieht, daß man sich auf einer Hauptader jenes Riesenkörpers befindet, dessen Herz und Seele Newyork ist. —

Nach kurzer Fahrt ist der Delaware-Strom erreicht. Schon viele Meilen zuvor, auf der Höhe der Wasserscheide zwischen seinem und dem Stromgebiet des Hudson, der sogenannten Shawangunkkette, konnte man seine spiegelnde Wasserfläche und die glitzernden Thürme von der an seinen Ufern liegenden Stadt Port-Jervis zwischen den Bergen hindurch erkennen. Der Zug fährt, nur von seiner eigenen Schwere geführt, donnernd den westlichen Abhang der Bergkette herab, und mit seiner nun folgenden Ueberfahrt über den hier schon majestätischen Strom tritt er in eines der schönsten Flußthäler der Vereinigten Staaten. Dem Europäer sind die Szenerien, die ihm hier mit jedem Schritte entgegentreten, neu und fremd. Diese Ueppigkeit des Baumwuchses, diese Kühnheit der Gebirgsformen, diesen malerischen Reiz des mit grünen Inseln be-

Fluß-Scene am Delaware bei Hancock.

deckten ſehr breiten Flußbettes ſucht er in ſeiner Heimath vergeblich. Hier tritt er in die Heimath des, in dieſen Regionen mythiſch gewordenen Indianers, und ſeiner reizenden Idyllen, wie ſeiner blutigen Kämpfe. Wohl wird ihn die Erinnerung an das Geleſene, Fels und Wald mit den kühnen, rothhäutigen Heldengeſtalten bevölkern laſſen, aber der Flug ſeiner Phantaſie wird durch die Locomotive gehemmt, die hier über Werke der weißen Generation hinwegführt. Nur die Namen und der Schauplatz ihrer Thaten ſind von dem verſchwundenen Volke geblieben.

Ein einziger, großer jugendlicher Wald mit dem üppigſten Baumwuchs bedeckt, die ganze Gegend weit über alle Berge hinweg. Er iſt noch die Heimſtätte von ſcheuem Hochwild, und nur wenige Köhlerhütten, geſchweige denn Ortſchaften ſieht man auf dieſem Gebiete. Aber es währt nicht lange. In weniger als einſtündiger Fahrt liegt das Thal des Delaware mit ſeinen berühmten Szenerien hinter



Die Portage-Fälle.

Der Starucca-Viaduct.

Digitized by Google

uns, und wir ſind zu einem dritten Strom, dem Susquehanna, gelangt. Hier treten an die Stelle von Wald und Berg das hügelige, ſtark bevölkerte Ackerland und reiche Induſtrieſtädte, wie Binghampton, Waverly und Elmira. Die letztere, eine der bedeutendſten Städte des Staates Newyork, liegt im Mittelpunkte einer reizenden Gegend, die beſonders in nördlicher Richtung das berühmte Seengebiet des weſtlichen Newyork mit ſeinem Schluchtenſyſtem, den Watkins und Havanna-Glens, dem Seneca, Cayuga, Keuka und Canandaigua-See umfaßt. Wir behalten uns den Beſuch dieſer ſchönen Alpenſeen für ſpäter auf, und eilen weiter mit den nahezu ganz aus Salon- und Schlafwaggons beſtehenden, ſogenannten „Pacific-Expreß"-Train, der in ſechstägiger Fahrt von den Ufern des atlantiſchen bis an jene des paziſiſchen Ozeans, von Newyork nach San-Francisko, eilt. In Hornesville, der gewöhnlichen Mittagsſtation, befindet ſich ein großes, der Eiſenbahngeſellſchaft gehöriges Reſtaurant, und während wir hier für den feſtgeſetzten, auf den meiſten Bahnen Amerikas gleichen Preis von einem Dollar unſeren Imbiß einnehmen, werden die nach Buffalo und dem Niagara beſtimmten Waggons von dem Expreßzuge abgekuppelt und nach der Zweigbahn geſchoben, auf welcher wir auch bald in nordweſtlicher Richtung weitereilen.

Bevor wir Buffalo erreichen, müſſen wir an einer der großartigſten Szenerien des Staates Newyork vorüber. Es iſt die über 250 Fuß tiefe, ſteile Felsſchlucht des Geneſee-Fluſſes, über welche die Eiſenbahn ſetzen muß, und dabei vor den Augen des Reiſenden ein wildromantiſches Panorama entrollt. Es ſind die ſogenanten Portage-Fälle. Von der gewaltigen, hoch über den waſſerreichen, rauſchenden Strom ſetzenden Brücke kann man ſein zerriſſenes, manchmal von 400 Fuß hohen Felswänden eingeſchloſſenes Bett auf Meilen verfolgen. Die drei Waſſerfälle ſelbſt ſind ebenſo großartiger Natur. Der oberſte oder ſogenannte Horſeſhoe- (Hufeiſen-) Fall iſt etwa ſiebzig Fuß, der mittlere 110 Fuß hoch. Aber noch meilenweit hinter den Fällen beſitzt der Strom daſſelbe zerriſſene Flußbett, dieſelben Windungen und rauſchenden Katarakte. —

Noch kurze Zeit, und Buffalo iſt erreicht.

* * *

Buffalo iſt nicht nur der Endpunkt der großen Erie-Eiſenbahn, ſondern noch zwei anderer der fünf großen Verkehrsſtraßen, welche die atlantiſchen Hafenſtädte mit dem Weſten verbinden. Während die Baltimore-Ohio-Eiſenbahn am Michigan-See, und die Pennſylvania-Eiſenbahn am Erie-See münden, laufen in Buffalo noch die Newyork-Central-Eiſenbahn und vor Allem der berühmte Erie-Canal aus, welcher Buffalo mit Albany und das große Gebiet der Canadiſchen Seen mit Newyork und dem atlantiſchen Ozean verbindet.

Digitized by Google

Dieſem Rieſenwerke verdanken nicht nur Newyork, ſondern auch Buffalo und eine große Zahl anderer Städte ihre Blüthe, theilweiſe ſogar ihren Beſtand. Der Canal, über 320 engliſche Meilen lang, wurde 1825 mit einem Koſten-Aufwand von nahezu 40 Millionen Dollars vollendet, aber dieſe Herſtellungskoſten wurden vielfach durch den Segen wieder eingebracht, den die große Verkehrsſtraße Newyork und dem ganzen Staate brachte. Wohl iſt der Canal den Winter über zugefroren, und ſeine Rivalen, die Eiſenbahnen, übernehmen die Frachtbeförderung zwiſchen dem Weſten und den atlantiſchen Häfen, was beſonders der parallel neben dem Canal hinlaufenden Newyork-Central-Bahn zufällt. Aber ſobald das Eis im Canale zerſchmolzen iſt, beginnt das Leben und der Verkehr. Nicht weniger als 28,000 Menſchen und 16,000 Maulthiere und Pferde ſind dann beſchäftigt, das Getreide und ſonſtige Bodenprodukte des Weſtens nach Newyork zu ſchaffen, und wie groß dieſer Verkehr während des Sommers iſt, kann daraus bemeſſen werden, daß von den jährlichen zehn Millionen Tonnen Fracht drei auf dieſem Waſſerwege befördert werden. In der geſchäftigen Periode erreichen den Hudſonſtrom bei Albany täglich über 150 aus dem Canal kommende Boote, und jedes Boot enthält mehr Fracht, als ein ganzer Eiſenbahnzug im Durchſchnitt enthält. — Wohl ſcheint der Verkehr dem Auge des Beobachters nicht ſo bedeutend zu ſein, und wenn er weſtlich von Albany die langſam dahinziehenden Boote wahrnimmt, ſo verlieren ſie unendlich im Vergleich zu den blitzſchnell dahinfahrenden Zügen der Newyork-Central-Eiſenbahn. Aber ſollte in dem Canal nur für einen einzigen Tag eine Stockung eintreten, ſo würden innerhalb ſeiner Schleuſen Hunderte von ungeheuren Booten aufgehalten werden, die eben ſo viel Getreide an Bord führen, als hinreichen würde, um eine Armee für Wochen hinaus zu verpflegen.

Die Städte Buffalo, Rocheſter, Syracuſe, Utica, Rom, Schenectady und Albany — moderne Städte mit antiken Namen — liegen an der ſchmalen unſcheinbaren Waſſerſtraße, und auf ihr geſchieht nahezu ausſchließlich der Frachtenverkehr zwiſchen dieſen bedeutenden, induſtriereichen Städten. Rocheſter verſchifft auf ihm ſeine Maſchinen, Syracuſe das Salz aus ſeinen ausgedehnten Salinen, und ebenſo wie alle dieſe Städte vor der Eröffnung des Erie-Canals unanſehnliche Dörfchen waren, ſo wirkte der letztere auch als einer der mächtigſten Faktoren für die Entwickelung des Staates ſelbſt zu ſeiner gegenwärtigen leitenden Stellung unter den 48 Staaten und Territorien der Union. —

Die beiden Städte Rocheſter und Syrakuſe gehören zu den ſchönſten und anmuthigſt gelegenen Städten der Vereinigten Staaten, und es muß zur Befriedigung gereichen, daß das in dieſen Städten hochentwickelte, gebildete Deutſchthum viel zu dem gegenwärtigen Wohlſtande und der Blüthe derſelben beigetragen hat. Die großartigen breiten, geraden Geſchäftsſtraßen mit ihren koloſſalen Paläſten, Hotels,

und öffentlichen Gebäuden tragen das Gepräge großen Wohlſtandes, lebhaft pulſirenden Verkehrslebens. Die gewaltigen Häuſerfronten ſind bis zum Dach hinauf mit den bunteſten, farbenreichſten Schildern und Aufſchriften bedeckt; mehrfache Stränge der in Amerika überall eingeführten Pferdebahnen durchziehen die Straßen, und ſelbſt die Lokomotive ſauſt durch manche dieſer Verkehrsadern — alles iſt wohlgepflaſtert, wohlerhalten, und die reichen Schaufenſter, die großen, wohlgefüllten Kaufläden, die großen anſpruchsvollen Bankhäuſer zeigen, wie geſund und kräftig wenigſtens hier im Staate Newyork dieſer raſche Städtewachsthum war. — Vielleicht noch beſſer wird man dies in den, von den Geſchäftsſtraßen ſtreng geſonderten Stadtvierteln der vornehmen Welt erkennen, welche die ſchönſten und angenehmſten Villen und Sommeranſiedlungen, umgeben von prächtigen Gärtchen enthalten. Die Straßen ſind mit ſchattigen Bäumen bepflanzt, hier und da gelangt man zu öffentlichen Squarés und Gärten, die Avenuen entlang fahren hübſche elegante Equipagen und die kleinen leichten in Amerika allgemein eingeführten ſogenannten „Buggies“, beſpannt mit flinken, wohlgenährten Pferden. Alles athmet Wohlſtand, Freundlichkeit, Gaſtlichkeit, nicht zu wundern, wenn ſich der europäiſche Touriſt, ſowie der Einwanderer ſelbſt trotz aller Liebe für ſein Vaterland nach dieſen hübſchen neuen Heimſtätten der großen Union hingezogen fühlt. — Rocheſter, wo ich auf meinen Reiſen in verſchiedenen Jahren mehrfach wochenlang verweilte, erſchien mir nach dieſen Richtungen beſonders reich geſegnet zu ſein und ein Aufenthalt hier wird den Touriſten auch ſchon des großartigen romantiſchen Geneſee-Thales wegen lohnend ſein. Im Herzen der Stadt ſtürzt ſich der waſſerreiche Geneſeefluß in eine wohl hundert Fuß tiefe Schlucht hinab, um auf ſeinem Laufe nach dem Ontario-See noch weitere ſchäumende Waſſerfälle zu bilden. —

Watkins-Glen und Trenton-Falls.

Ein eigenthümlicher romantiſcher Hauch umweht die vielen kleinen Alpenſeen des nordöſtlichen Amerika — zwiſchen dem Lorenzo-Strom und dem atlantiſchen Ozean. Ich nenne ſie „Alpenſeen", denn wenn auch die Berge in ihrer Umgebung nicht in die Schneeregion emporſteigen, ſo ſind doch Waſſer, Ufer, Tiefe und — Romantik dieſelben, wie bei den Seen der Schweiz. — Es iſt ſeltſam, daß es hier in dem Lande des Geſchäftes, des Mammons Gold, des induſtriellen Schaffens, noch ſo unentweihte Plätzchen giebt. Iſt für den Spekulationsgeiſt des Amerikaners hier nichts zu holen, oder beſitzt er in der That Pietät für dieſe Gemmen, die hie und da in den Bergen und Wäldern zerſtreut liegen? —

Ja. Der Amerikaner iſt für Naturſchönheiten ſehr empfänglich. Sein ſtetes Geſchäftsleben, ſein, das ganze Jahr dem Erwerbe und dem induſtriellen Schaffen gewidmeter Geiſt iſt deſto empfänglicher für alles Schöne, je weniger Zeit er ſich und ſeiner Erholung widmen kann. Leider ſtehen eben Ziviliſation und Romantik auf geſpanntem Fuß. Die Ziviliſation mit ihren Eiſenbahnen und Hôtels hat die Schönheit, die Romantik des Niagarafalles zerſtört, und überall wohin ſie kömmt, da flieht die Romantik wie ein ſcheues Reh.

Darum iſt es deſto ergreifender, wenn man ſie inmitten eines großartigen, ausgedehnten Eiſenbahnnetzes und in der Umgebung großer Städte findet. So iſt es mit dem Seneca-See, deſſen Ufer eine große Indianer-Nation, die Senecas, einſt bewohnte. Ihr Schritt iſt verhallt, ihr Geſang iſt verklungen. Im Kampfe mit einem andern Stamm ihrer Raſſe, den Wyandottes, gingen ſie zu Grunde, und was nach der Invaſion der Weißen übrig blieb, wurde verjagt. Ihre ſpärlichen Nachkommen leben auf einer Reſervation fern von ihrer Heimath, im äußerſten Weſten des Staates Newyork, in der Nähe der Stadt Salamanca.

Am nördlichen Ende des Seneca-Sees liegt die Stadt Geneva oder Genf. Nicht umſonſt legten die Anſiedler ihrem Städtchen den Namen jener Schweizer Stadt bei. Er war gut gewählt. Dampfſchiffe vermitteln den Verkehr zwiſchen Genf und dem ſüdlichen Ende des Sees, an welchem das Dörfchen Watkins liegt. Hier iſt gleichzeitig die Mündung des waſſerreichen Stromes, der aus den Bergen kommend, ſich die tiefe, Watkins-Glen genannte Schlucht durch die Felſen gewaſchen.

Begeben wir uns dahin.

Die kleinen, von den Rädern des Dampfſchiffes aufgeworfenen Furchen ſind die einzige Bewegung auf der ſpiegelglatten Fläche des romantiſchen Sees. Seine Waſſer

ſind von kryſtallener Reinheit und an manchen Stellen von außerordentlicher Tiefe, während ſeine Ufer aus einer Reihenfolge von bewaldeten Hügeln beſtehen, deren ſanfte Wellenlinien ſich in weiter Ferne verlieren. Schöne Dörflein, umgeben von Feldern und Gärten, ruhen hier und da an den Ufern. Niemals verliert man dieſe auf dem von 2 bis 5 Meilen breiten See aus dem Auge, niemals wird das letztere müde, ſie zu betrachten. Am Ende des vierzig Meilen langen Sees liegt Watkins, wo Kutſchen bereit ſtehen, uns die ſteile Anhöhe hinauf nach dem an der berühmten Felsſchlucht gelegenen vorzüglichen Hôtel, dem Glen-Mountain-House, zu bringen. Hier befindet ſich auch der einzige Zugang zu der Schlucht.

Bis vor Kurzem war das Vorhandenſein einer ſolchen wohl bekannt, allein ſie war gänzlich unzugänglich, und Niemand hatte zuvor ihren Grund betreten. Es erforderte langjährige Arbeit, um die etwa 12 Meilen lange Schlucht nur auf ein Viertel dieſer Entfernung dem Publikum zugänglich zu machen, und nicht weniger als dreißig Brücken, und vielleicht ebenſoviele in den Felſen gehauene, vielſtufige Treppen erleichtern gegenwärtig den Beſuch, ohne den letzteren jedoch ganz gefahrlos zu machen.

Der klare, waſſerreiche Bergſtrom, der die Kluft durchfließt, hat ſie auch im Laufe der Jahrtauſende geſchaffen, allein die ſenkrechten, viele hundert Fuß hohen Felswände, die Klaffungen und Windungen laſſen den Glauben erwecken, als wären die Berge einſtens vom Gipfel bis zum Grunde jäh entzwei geſpalten worden. Erſt bei näherer Betrachtung ſieht man, daß dieſe ganze Unterwelts-Region aus einer Serie von Klüften beſteht, die ſtufenförmig übereinander ſich bis zum Kamm des hohen Gebirgsrücken ſüdlich des Sees erheben. Bei jedem Schritt ſtößt man auf natürliche Fels-Arkaden, Gallerien, Grotten, große, majeſtätiſche Amphitheater und enge, dunkle Schlünde. Dieſes Gebiet der Gnomen bildet das Bett eines Stromes, der in ſeinem exzentriſchen Laufe Myriaden von Waſſerfällen, und Katarakten bildet, deren abwechslungsreiche Schönheit wirklich unvergleichlich iſt. — Die Schlucht erinnert an Vaucluſe, allein an Stelle der traurigen, öden Felſen, die ſich über Petrarca's Fontaine erheben, ſind hier bemooſte, grüne Wände, aus denen die üppigſte, reichſte Vegetation emporſchießt. Finſtermünz iſt unendlich großartiger, aber bei weitem nicht ſo reich an Abwechslung und Anmuth.

Der Beſuch der „Glen", zu welcher ein halber Tag genügt, wird gewöhnlich an ihrem unteren Ende, nahe ihrer Mündung in den Seneca-See, begonnen. Anfänglich von hohen, ſteilen Bergen eingeſchloſſen, wird die Szenerie immer wilder je höher man in der Schlucht emporklimmt. Stellenweiſe iſt man auf engem Raume ſo vollſtändig von thurmhohen Felſen umgeben, daß man nur durch die Führung des „Guide" den Fußſteig oder die Treppe findet, auf welcher man weiter emporklettern kann, zu Füßen den brauſenden, in Kaskaden zerriſſenen Strom und darüber ſenkrechte, feuchte, kaum wenige Fuß von einander entfernte Felswände. Plötzlich ſteht man

wieder am Grunde eines vollständig kreisrunden Schlundes, mit glattgemeiſelten Wänden, an einzelne Stellen des bekannten Gletſcher-Gartens von Luzern erinnernd, nur in viel großartigerem Maßſtabe. Jahrtauſende lang haben Waſſer und Stein an ſeiner Vollendung gearbeitet. Noch jetzt kann man am Grunde des klaren Waſſers die kugelrunden Steine ſehen, die zur Zeit des Hochwaſſers im wüthenden Wirbel herumgedreht werden, und dadurch den Schlund noch immer tiefer graben. Es iſt dies die ſogenannte „Grotte", eine der bemerkenswertheſten Stellen des „Glen".

Jeder einzelne Theil der Schlucht führt ſeinen eigenen, meiſt abſonderlichen Namen, keiner jedoch wurde zutreffender gegeben, wie der Name „Kathedrale", mit dem man hier ein von ſteilen, ſenkrechten Felswänden umſchloſſenes Amphitheater bezeichnet. Die Form, Höhe und der vollkommen ebene Boden erinnern in der That an ein gigantiſches Kirchenſchiff, deſſen Decke hier der Himmel iſt. Die üppigſte Vegetation allüberall, ſo daß man ſich inmitten eines tropiſchen Urwaldes verſetzt fühlen könnte, würde nicht die kühle Temperatur den Beſucher eines Andern belehren. An der Stelle des Chors iſt hier die mächtige „Central-Caskade", und ihr Murmeln und Rauſchen und Sauſen iſt ein Geſang, der mächtig zum Herzen dringt, wie die Töne einer gewaltigen Orgel. Sechzig Fuß tief ſtürzen die Waſſer hier über die Felſen herab. Eine hohe Brücke führt gerade über den Fall hinweg. Die Brücken, hier gleichzeitig Treppen von mitunter 70 bis 80 Fuß Höhe bildend, werden immer häufiger, bis man die „Triple-Cascade" und die „Regenbogen-Fälle" erreicht hat.

Dies iſt der ſchönſte Theil von Watkins-Glen. Wie ſchon der Name beſagt, ſtürzt der Strom hier in einer Aufeinanderfolge von drei gleich hohen, aber in Form und Lage vollkommen verſchiedenen Caskaden in die Tiefe hinab. Gerade unterhalb des dritten Falles ſtrömt ein kleiner Wildbach über die ſüdliche Felswand, und ergießt ſich, durch einen breiten Felſenvorſprung in ſeinem Sturze gehemmt, in Myriaden von winzigen Tröpfchen und Strahlen, wie aus einer großen Gießkanne, auf einen darunter befindlichen Felſen, um erſt von hier in den Hauptſtrom zu fallen. Hinter dieſem ſogenannten „Regenbogen-Fall" und unter dem Felsvorſprung hinweg führt der ſchlüpfrige Weg. Von der großen, oberhalb der Caskaden befindlichen Treppe, wie auch hinter dem naſſen Schleier des geſchilderten Falles, genießt man zu Zeiten das Bild zweier Regenbogen in der unmittelbarſten Nähe vor ſich. Dazu die überhängenden, gewaltigen Felſen in kurioſen Formationen, das üppige Grün der Bäume, die Ausſicht auf den Strom und die Schlucht! — Fürwahr ein Anblick, den man nie vergeſſen kann.

Wohl kommen noch oberhalb der Triple-Cascade immer neue Wunder, neue Waſſerfälle und Wirbel. Allein mit dem Regenbogen-Falle haben wir den ſchönſten Theil der Schlucht erreicht, und kehren nun nach dem mitten im Walde herrlich gelegenen Glen-Mountain-Hôtel zurück. Eine eiſerne Hängebrücke führt von hier über

Watkins-Glen:

Die Regenbogenfälle.

Digitized by Google

Der Seneca-See

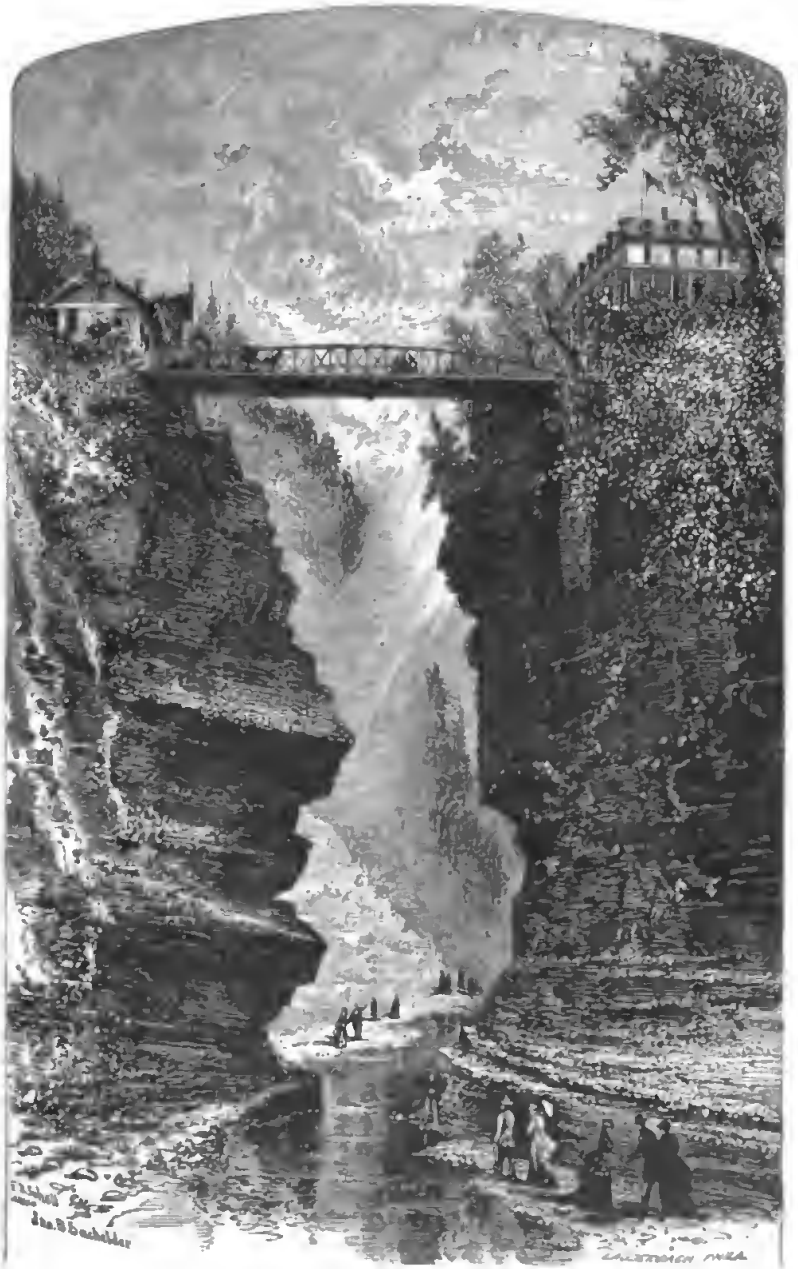
und das „Glen-Mountain-Hôtel".

die Kluft nach dem auf dem jenſeitigen Ufer gelegenen ſogenannten „Schweizerhäuschen“, in dem ſich die Speiſeſäle und Geſellſchaftsräume des ſchönen, wohlfeilen Hôtels befinden. — Eine Woche Aufenthalt genügt kaum, um die herrliche, wald- und berg-

Watkins Glen: Das Schweizerhäuschen.

reiche Umgebung von Watkins kennen zu lernen, aber mit dem Kennen hat man ſie auch lieben gelernt, und dann ſchiebt man die Trennung noch auf weitere Wochen hinaus. Watkins-Glen iſt jedenfalls eines der angenehmſten, trauteſten Plätzchen des Staates Newyork.

Das weſtliche Seengebiet Newyorks iſt übrigens auch der Sitz der älteſten menſchlichen Ziviliſation. Wer würde daran zweifeln, wenn er die Städte Syracuſe, Carthago,



Watkins-Glen: Die Hauptſchlucht.

Utica, Scipio, Apulia und gar auch die größte und bedeutendſte Stadt, das alte Rom, auf der Landkarte ſo nahe nebeneinander findet? Und das iſt noch nicht Alles.

Amerika will noch älter ſein, und darum entſtanden denn auch in der Nähe Athen, Ninive und Delhi. Aber alle dieſe Städtegründer zuſammen hat einer der Pioniere

Watkins-Glen: Des Teufels Punſchkeſſel.

des Staates dadurch überboten, daß er ſeiner Anſiedlung und gegenwärtigen Stadt den Namen Adam gab.

Inmitten dieſer Wiege der Menſchheit, zwiſchen Syracuſe und Utica liegt der Oneida-See, einer der ſchönſten Waſſerſpiegel des Staates Newyork und ferner eine, dem Watkins-Glen ähnliche, unter dem Namen „Trenton-Falls“ bekannte Schlucht, durch welche der West-Canada-Creek, ein Nebenfluß des ſich in den Hudſon ergießenden Mohawk-Fluſſes, ſtrömt. Die Schlucht wird dadurch beſonders merkwürdig, daß ſie nicht Abſätze und Fälle, ſondern eine einzige Stromſchnelle von etwa drei Meilen Länge und vielen hundert Fuß Höhe bildet, die beſonders im Frühjahre, zur Zeit der Hochfluthen, von dem gewaltigſten Effekt iſt. — Die bedeutendſte Caskade von Trenton-Falls führt den Namen des berühmten amerikaniſchen Generals Sherman. Hier wuſch ſich das mit furchtbarer Gewalt von den Höhen herabſtürzende Waſſer in den Felſen ein großes, kreisrundes und über 40 Fuß tiefes Baſſin, mit ſo glatten, architektoniſch vollkommenen Wänden, als ſeien ſie durch die Hand des Bildhauers gemeiſelt worden. Hier iſt auch der Donner am größten; die Felſenwände ſind am höchſten und der Sturz des inmitten von Dampfwolken und Sprühregen herabdröhnenden Waſſers am gewaltigſten. Regenbogen, bald im vollkommenen Halbkreiſe bald in kleinen Stückchen, zittern und tanzen auf und nieder. Die flüſſigen Kryſtallmaſſen eilen und drängen ſich zwiſchen dieſen engen Felswänden mit echt amerikaniſcher Haſt hindurch. — Dazu bildet die Gegend mit ihrem dichten Urwald, ihrer undurchdringlichen Laubdecke und ihren grotesken Felſenformen eine Staffage, wie ſie das Auge des Malers nicht beſſer wünſchen kann. — An dem vorerwähnten Oneida-See liegt das gleichnamige Städtchen, das in der modernen Kulturwelt durch eine der abſonderlichſten, verabſcheuungswertheſten Verirrungen bekannt geworden. Oneida iſt nämlich der Sitz der Anhänger der „freien Liebe“, und die geſchlechtlichen, ſowie ſozialen Verhältniſſe eines kleinen Theiles der Einwohner gaben zu vielfachen Proteſten Anlaß, welche dieſem Treiben wohl bald ein Ende bereiten werden. — Unweit von „Trenton-Falls“ beginnen bereits die erſten Vorberge der wilden Adirondacks, die in einem früheren Kapitel geſchildert wurden.

II. Buffalo und der Erie-See.

Dem europäiſchen Touriſten ſowohl wie dem geborenen Amerikaner bleiben auf ſeinen Reiſen über den Continent die großen Canadiſchen Seen gewöhnlich unbekannt. Sie liegen zu ſehr im Norden, zu ſehr außerhalb der großen Hauptroute nach Weſten, der Weltverkehrslinie zwiſchen Newyork und San-Francisko. Zudem iſt viel zu wenig über ſie geſchrieben worden und zu wenig von ihnen bekannt, als daß der Reiſende es der Mühe werth finden ſollte, dieſe „Meere von Süßwaſſer", wie Michelet ſie nennt, zu beſuchen. Die einzigen beiden Seen, welche von Vergnügungsreiſenden zuweilen befahren werden, ſind die beiden öſtlich gelegenen — der Erie- und der Ontario-See, mit ihrer weltberühmten Flußverbindung, dem Niagara.

Am öſtlichſten Ende des Erie-Sees, nahe an deſſen Ausfluß in den Ontario-See, und nur eine Stunde von dem großartigen Naturwunder, den Niagara-Fällen, entfernt, liegt Buffalo. Der zweitgrößte Handelsplatz des Staates Newyork, iſt es zugleich die am weiteſten vorgeſchobene größere Stadt deſſelben, halb dem Lande, halb dem Waſſer gehörig, mit ſeinem Lebensnerv, ſeinen Erwerbsquellen jedoch hauptſächlich an den Erie-See, dieſes vierte Glied der gigantiſchen Seenkette, gebunden.

Fünf große Inlandhäfen ſind an dieſen fünf Seen gelegen: Chicago und Milwaukee am Michigan-See, Detroit zwiſchen dem Huron- und Erie-See, und Cleveland und Buffalo am Erie-See ſelbſt. Alle dieſe Städte verdanken mehr oder weniger ihre Blüthe, ja zum Theile ſogar ihren Beſtand dieſer ungeheuren Seenplatte, denn ſie ſind die Entrepots und Mittelglieder für die gewaltigen Frachten, welche von ihren ausgedehnten Hinterländern auf die Seen, oder von den öſtlichen Staaten über die Seen nach dem Weſten befördert werden.

Die fünf canadiſchen Seen bilden zugleich ihrer ganzen Längen-Ausdehnung nach die nördliche Grenze der Vereinigten Staaten. Während ihre nördlichen Ufer von der Weſtſpitze des Superior-Sees bis weit in den St. Lorenzo-Strom hinein durchaus der engliſchen „Dominion" Canada angehören, ſind ihre Südufer der ganzen Länge nach „amerikaniſch".*)

*) Die Bewohner der Vereinigten Staaten nennen ſich zum Unterſchiede von den Canadiern blos „Amerikaner", wie man denn auch im gewöhnlichen Leben die Vereinigten Staaten als „Amerika" bezeichnet, unter welchem Namen der nördliche Theil des Continents, Canada, nicht mit einbegriffen iſt.

Digitized by Google

In dieſes „amerikaniſche“ Süduſer des Erie-Sees theilen ſich drei große Staaten der Union: Ohio, Pennſylvanien und Newyork, von denen jeder einen eigenen Hafen beſitzt: Cleveland, Erie und Buffalo. Vor der Vollendung des berühmten, die Seen mit dem atlantiſchen Ozean verbindenden Erie-Canals war Buffalo wenig mehr als ein Dorf. Aber ſeit die Waſſer der canadiſchen Seen mit jenen des Hudſonflußes vermählt wurden, ſeit jener Zeit wuchs das unbedeutende Dorf mit wahrhaft magiſcher Geſchwindigkeit, und iſt gegenwärtig eine der blühendſten Städte Amerikas, mit einer Viertel Million Einwohner. Wo Buffalo heute liegt, mußte eine Großſtadt entſtehen — denn hier iſt der Schlüſſel zu dem großen canadiſchen Seenbecken, das Durchfahrtsthor zwiſchen Oſt und Weſt. Deshalb ſteht Buffalo noch eine bedeutende weitere Entwickelung bevor. Es wäre wünſchenswerth, wenn dies auch von dem hieſigen, numeriſch beſonders ſtarken Deutſchthum behauptet werden könnte, denn augenblicklich läßt ſich daſſelbe in Bezug auf Bildung und Wohlhabenheit mit jenem anderer Städte nicht vergleichen. Die Vereinsmeierei, das Wirthshausleben und Coterieweſen hat ſich dort beſonders ausgebildet, und mehr als irgendwo anders zeigt ſich hier die geiſtige, geſellige und commerzielle Superiorität der Amerikaner gegenüber den Deutſchen. —

Wie nahezu alle Städte der canadiſchen Seen, ſo iſt auch das junge Buffalo großartig angelegt, weit und luftig, mit breiten, ſchönen Avenuen und prachtvollen Baumpflanzungen. Die alten Bäume jener Wälder, welche früher das Weichbild der Stadt bedeckten, wurden überall dort vor dem Fallbeile bewahrt, wo ſie dem Wachsthum der Stadt nicht hinderlich waren, und die langen Avenuen mit ihren ſchattigen Baumalleen beſitzen demnach ein ganz ehrwürdiges Ausſehen. Zwei und mitunter ſogar drei Reihen von Ulmen und anderen Bäumen begrenzen mehrere der Hauptſtraßen zu beiden Seiten, und für Den, der an die langen kaſernartigen, rothen Häuſerreihen von Philadelphia und anderer Städte Amerikas gewöhnt iſt, bietet demnach Buffalo einen etwas wohlthuenderen Anblick.

Die Main-Street (Hauptſtraße) iſt, wie ſchon ihr Name beſagt, die bedeutendſte Avenue und das Zentrum des Handelsverkehrs, aber die Reihen der, dem Dienſte des Mammon geweihten Häuſer werden nicht ſelten durch ſchöne Kirchenbauten unterbrochen, von denen die Kathedrale zu St. Paul die großartigſte iſt.

Unter den Straßen, welche die ſchönſten Privatgebäude der Stadt beſitzen, verdienen beſonders die Delaware- und Niagara-, ſowie die Court- und Geneſee-Straße genannt zu werden, die alle nahe beieinander liegen und ſich unter verſchiedenen Winkeln kreuzen. — Ein Syſtem von Squares und kleineren Parks, durch einen breiten Boulevard in Zukunft mit einander verbunden, verſchönern die Stadt.

Bis jetzt war Fort Porter der Vergnügungs-Platz für Buffalo, und die Ausſicht von da auf die Stadt iſt großartig. Gegen die Seeufer zu liegen die Docks.

Erie und der Erie-See.

Niagara: Die amerikaniſchen Fälle.

Digitized by Google

Entrepots von Buffalo, mit dem langen Hafenquai und dem Leuchtthurm. Darüber hinweg gewahrt man die lange niedrige Linie des neuen Wogenbrechers. — Aber der Mittelpunkt des Panoramas ist die prachtvolle schaumgekrönte Wellenfläche des Sees, hier im Sonnenlichte gebadet, dort jenes Grün zeigend, welches dem Wasser der canadischen Seen so eigenthümlich ist, und das sich dem Beschauer am schönsten in dem Abfluß der Seen, im Niagara-Fall, darstellt. Zur Rechten liegen die niedrigen Ufer Canadas mit den Ruinen des alten englischen Forts Erie. Noch weiter gegen Westen leuchten die Häuser und Thürme des Städtchens Victoria, und wendet man den Blick in der entgegengesetzten Richtung, dem breiten Stromlaufe des Niagara entlang, nach Norden, dann erscheint die majestätische neue Eisenbahnbrücke über denselben, mit ihren Pfeilern sich scharf vom Horizonte abhebend. — Die ganze Seefronte der Stadt wird durch einen starken Steindamm gegen die Wogen geschützt. Diese Dämme sind nicht nur für Buffalo, sondern auch für alle an den Seen gelegene Städte eine Nothwendigkeit, denn die Wasser des Erie-Sees sind tückischer als das Meer, und der glatte, ruhige Riesenspiegel, der sich vielleicht gegenwärtig dem Beschauer zeigt, ist im nächsten Momente in ungeheure Sturmwellen gepeitscht, denen schon unzählige Schiffe und Menschenleben zum Opfer gefallen. Ueberdies schützen sie die weitausgedehnte, niedrig gelegene Stadt theilweise vor den häufigen Ueberschwemmungen, welchen sie stets ausgesetzt ist, wenn starke Westwinde, Eisgang oder andere Umstände die Wasserfluthen hier am Ausflusse des Sees fast plötzlich heben.

Der See, obschon etwa zweihundertundvierzig Meilen lang, und an zwanzig bis dreißig Meilen breit, besitzt nur an wenigen Stellen eine größere Tiefe als hundertundzwanzig Fuß. Diesem Umstande werden auch die furchtbaren Stürme zugeschrieben welche den See so häufig und unerwartet heimsuchen, und die sich dem Schiffer bei der Spärlichkeit an guten Häfen als besonders gefährlich erweisen.

Zahlreiche pittoreske Inseln bedecken den westlichen Theil des Sees, in der Nähe der Bai von Sandusky, alle mit schönen Weingärten bedeckt, die alljährlich einen reichen Ertrag liefern. Man kann also getrost behaupten, daß der wildbewegte Erie-See nicht nur Wasser, sondern auch Wein enthält, wenn auch der letztere in der Regel nicht so gefährlich wird wie das erstere.

Am westlichen Ende des Sees liegt eine amerikanische Hafenstadt spanischen Namens, Toledo. War ihre spanische Namensschwester ihrer Waffen wegen berühmt, so zeigt das Toledo Amerikas Stahl und Eisen in anderer Gestalt: Es ist ein Hauptknotenpunkt der Eisenbahnen, von denen die Lake-Shore- und Michigan-Southern-Eisenbahn gegen Osten hart an den Ufern des Sees bis Buffalo läuft, und alle Haupthäfen, so auch Cleveland und Erie, mit einander verbindet.

Cleveland ist die zweitgrößte Hafenstadt des Sees, von ihren großentheils deutschen Einwohnern mit Stolz die „Forest-City", die „Waldstadt", genannt. Und sie verdient

den romantiſchen Namen, mit ihren breiten ſchattigen Avenuen, ihren Gärtchen, ihren vornehmen Reſidenzen, von denen die in Amerika berühmte Euclid-Avenue die ſchönſten enthält. Aber der Wohlſtand und die Blüthe, die ſich hier ſo wohlangelegt und in ſo anheimelnder Weiſe breit macht, wurde hauptſächlich durch das Petroleum gewonnen. Die Petroleum-Raffinerie iſt die Haupt-Induſtrie der anſcheinend poeſievollen Stadt, und die zahlreichen Fabriken außerhalb der Stadt beweiſen zur Genüge, daß in Amerika ſolcher Reichtum nicht durch Poeſie gewonnen werden kann. Man ſieht aus Allem, daß die Reinigung des Erdöls eine ſehr einträgliche, wenn auch ungemein gefahrvolle Beſchäftigung iſt. Die rohen, ſchmutzigen Oelmaſſen werden aus den nahegelegenen Petroleum-Regionen Pennſylvaniens in langen Zügen von eiſernen Keſſelwaggons herbeigeführt, die das Ausſehen von ungeheuren Dampfkeſſeln mit Rädern haben. Aus dieſen Keſſeln, die man übrigens auch auf den pennſylvaniſchen Bahnen in Baltimore häufig zu ſehen bekommt, wird das rohe Petroleum durch lange Röhren in große Ständer abgezogen, aus denen es nach einem gewiſſen Zeitraum in die Deſtillir-Apparate gebracht wird.

Die dritte der obengenannten Hafenſtädte, Erie, liegt im Staate Pennſylvanien. Sie iſt die kleinſte und ſtillſte unter ihnen, und verhältnißmäßig wenig Schiffe legen in Erie an, das zugleich die Winterſtation des einzigen Kriegsdampfers („Michigan") iſt, aus welchem die Flotte der Vereinigten Staaten auf dem Gebiete der canadiſchen Seen beſteht. Was Erie indeſſen am Handel und Wandel abgeht, erſetzt ſie durch reges geiſtiges Leben und eine kleine gebildete Geſellſchaft, die im Sommer durch zahlreiche auswärtige Gäſte verſtärkt wird. Erie iſt nämlich ein gern beſuchter Sommeraufenthalt der Pennſylvanier.

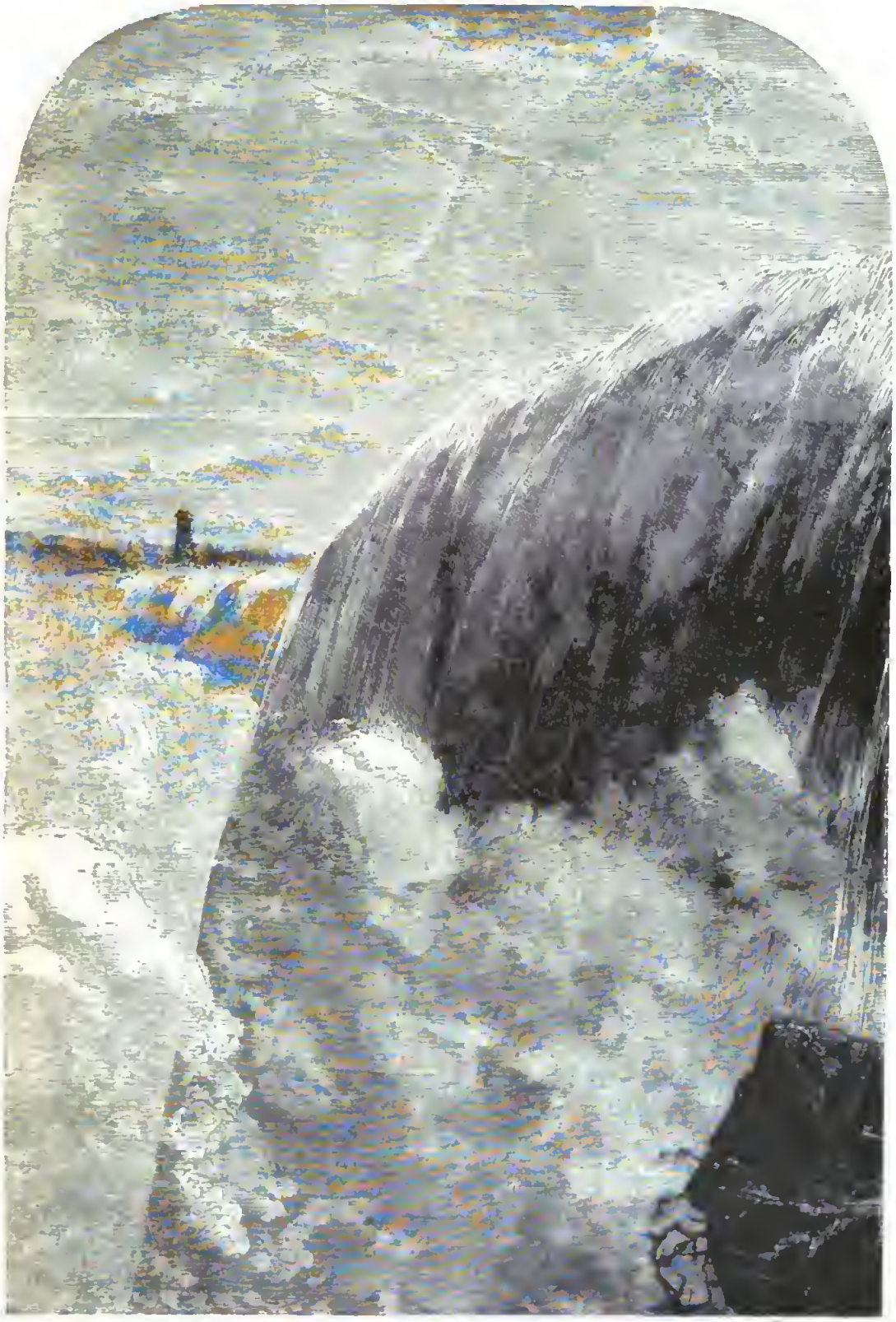
Die Fälle des Niagara.

Zwei Eiſenbahn-Linien führen von Buffalo aus gegen Norden, jenem großen Strome entlang, zu welchem ſich die Waſſerfläche des Erie-Sees verengt. Dieſer Strom iſt der Niagara. Breit und majeſtätiſch wälzt er die ungeheuren Fluthen der größten Land-Seen des Erdballs dahin. Nur wenige Meilen noch, und ſeine Fälle ſind erreicht. Aber wie? Kann eine ſo ſchmuckloſe Gegend, wie dieſe, wirklich die Faſſung, wirklich der Rahmen ſein, mit welchem die Natur ihre koloſſalſte Schauſtellung umgeben? Es will dem erwartungsvollen Reiſenden nicht glaublich werden. Es iſt immer dasſelbe flache, ausdruckloſe Land, durch welches der Schienenweg dahinführt. Ueber den Erie-Canal führt er hinweg, auf dem ſich Boot an Boot, des Weſtens Getreideſchätze dem Oſten zutragend, drängt. Der Spiegel dieſes mächtigen Stromes ſcheint mit der Landfläche umher im gleichen

Niveau zu liegen. Nirgends eine Anſchwellung des Bodens, nirgends eine Abwechslung für das ſuchende, von dieſer Eintönigkeit ermüdete Auge. Und doch iſt dieſes Stromweſen der Niagara! Und doch zittern ſeine ſo ruhig anzuſehenden Fluthen in ihren Tiefen bereits in ſchnellerer Strömung dem ungeheuren Waſſer-Sturz entgegen, den geſehen zu haben ein Unerläßliches iſt, um ſagen zu können: „Auch ich war in Amerika!“

Eine halbe Stunde fliegt dahin, — die letzte Zwiſchenſpanne der Fahrt. Eine kleine Stadt mit breiten Straßen und vielſtöckigen Kaſernen zeigt ſich. Von den Lippen des Conducteurs tönt der Ruf „Niagara-Falls!“ der alle Paſſagiere in drängender Haſt aus dem Wagen lockt. Jene vielſtöckigen Kaſernen ſind Hôtels, und wenn nichts Anderes, ſo lehrt wenigſtens ihr Anblick, daß hier der Zielpunkt eines ungewöhnlichen, von allen Richtungen der Windroſe herbeiſtrömenden Fremdenverkehrs erreicht iſt. Das iſt aber für den erſten Moment auch Alles. Eine deſto heiterere Unterhaltung gewährt es Dem, der hier nicht zum erſten Male ausſteigt, die Geſichter jener Reiſenden zu betrachten, welche, vom Verlangen nach dem Anblick des berühmten Naturſchauſpiels verzehrt, herbei eilen und vor der Hand nichts Anderes entdecken, als eine gewöhnliche Eiſenbahnſtation und eine gewöhnliche kleine Stadt mit breiten, offenen Straßen, rieſigen Hôtels und Indianer-Bazars. Aber nur wenige Minuten Geduld, nur wenige Schritte vorwärts, — und ſchon drängt ſich die Gewißheit der Nähe von Außerordentlichem mit Macht auf. Das Gehör empfängt die erſte Kunde davon. Ein fernes Sauſen und Rauſchen, verhallendem Donner und zügellos aufſchlagendem Wolkenbruch ähnlich, tönt heran. Lauter und lauter ſchwillt es mit jedem weiterführenden Schritt herüber. Schon ſchlägt es voll und Alles übertäubend an das Ohr. Und jetzt erſcheint der Strom auch dem Auge wieder, in wilder Empörung einherraſend, — derſelbe Strom, deſſen Spiegel noch kurz vorher in ruhigſter Majeſtät herüberſtrahlte. Wenige hundert Ellen weiter jedoch, wo er plötzlich aufzuhören ſcheint und die ſchneeweißen Wolken zum Himmel ſtäuben: dort iſt es, — dort ſtürzt er in die Tiefe!

Aber ſchon die Strecke vorher gleicht einer Waſſer-Lawine, und nichts iſt natürlicher, als daß der Fremde, von ihrem Anblick überwältigt, im erſten Moment vergißt, daß er es hier nur mit dem Präludium zu der rauſchendſten aller Elementar-Symphonien zu thun hat. Stromſchnellen, „Rapids“, heißt dieſe Strecke, und es iſt ein einziges Bild, welches die enorme Maſſe des Stromes, haltlos ihrem Sturze entgegenwirbelnd, gewährt. Aus der grünenden Fluth entſpringenden, ſchimmernden Roſſen mit Schneemähnen gleich, ſchäumt es und bäumt es ſich empor, — ein Wellen-Bacchanal, welches, von der eigenen Wuth berauſcht, dem Abgrunde entgegentaumelt. Hier und da ragt aus ihm ein ſchwarzer Steinblock oder eine cypreſſenbewachſene Klippe auf. Vergebens hat das Ungeſtüm der Fluthen an ihnen bisher gerüttelt.



Niagara: Die canadiſchen Fälle.

Digitized by Google

Dort bildet ſich, geheimnißvoller Gewalt auf dem Grunde des Felſenbettes gehorſam, ein weißſchäumender Trichter. Hier wieder ſchlägt ein mächtiges Wogenbündel zurück, aber nur, um ſchon im nächſten Moment von der eigenen Wucht dem tobenden Reigen der übrigen nachgepeitſcht zu werden. Ueberall ſiedendes, fieberndes, jedes Zügels bares Voranſtürzen, wüthendes Kämpfen und Strudeln und eine Entfeſſelung des grimmigen Elements, als gälte es, Himmel und Erde mit ſich in die Vernichtung zu reißen. Und zu dem allen der donnernde Triumphgeſang des wiedergebornen Chaos, — das ſind die Rapids!

Und doch iſt dies nur die Hälfte, und zwar die kleinere Hälfte des Stromes. Ein umfangreiches Felſen-Eiland wirft ſich quer vor den Flußrieſen hin, ehe dieſer in den Abgrund ſtürzt, ſeine ſtolze Maſſe in zwei Arme ſcheidend, von denen ein jeder ſeinen eigenen Fall bildet. Ein jeder aber welch' ein Katarakt-Koloß! Ein jeder ein Weltwunder für ſich! Es iſt, als ob die Natur nicht zufrieden geweſen wäre, ihr erhabenſtes Schauſpiel nur Ein Mal zu geben. Sie theilte es — und gab es doppelt. Goat-Island, die Ziegen-Inſel, heißt jenes Eiland. Und es iſt ein entzückendes Stück Erde! Wie die Stromarme, welche es umſchlingen, Waſſerfälle bilden, ſo bildet das Eiland, zu derſelben Tiefe hinabſtürzend, einen mächtigen Felsſturz. Zu ſeinen Füßen aber ſchäumen die geſtürzten Niagara-Hälften wieder in Eines. Sollte es von dem Strom überfluthet werden, dann würden die beiden Fälle in der Breite von einer engliſchen Meile einen einzigen Katarakt bilden.

Doch wie? Wohin ſtürzt dies Alles? Dieſe Stromarme, Inſeln und Felſenwände mitten in der endloſen Ebene? Oeffnet ſich die Erde, um den bis dahin ſo friedlichen Fluß in ihre Tiefen zu reißen? Klafft die Unterwelt auf, um ihn zu verſchlingen? Führwahr, ſo iſt es! In ſcheitelrechter Jähe fällt plötzlich um nahezu zweihundert Fuß das Flußbett, während die Ufer ſich einförmig und eben in ihrem bisherigen Niveau dahinbreiten. Zu einem gähnenden Rieſenſpalt, einer klaffenden Schlucht vertieft es ſich, haarſcharf in die weite Fläche hineingeriſſen. Auf ihrer Sohle ſchäumt der geſtürzte Strom weiter. Schwindelnd überblickt der Wanderer die Kluft von ihrer Kante aus. Kaum hundert Schritt davon zurücktretend, ſieht er ihre Ränder ſich ſcheinbar wieder an einander ſchließen, und über ſie hinweg ſchweift ſein Blick, als ſei die Ebene durch nichts unterbrochen. Sein Ohr aber vernimmt fort und fort das brauſende Lied der Tiefe, als klagten die Fluthen, früher dem Himmel ſo nahe, ob ihrer Verbannung in den Abgrund.

Und doch müſſen ſie da unten ihren Weg fortſetzen, bis die Ebene umher, gleichfalls ſich ſenkend, dort wieder mit ihrem Niveau zuſammenfällt, wo ſie das Ufer des Ontario-See's bildet, und wo der Niagara ſeine und der vier übrigen „großen Seen" unendliche Waſſer in dieſen ausgießt. Um vierhundert Fuß niedriger liegt ſein Spiegel, als der des Erie-See's. Die Strecke zwiſchen beiden iſt zu kurz, als daß ein Strom

von der Breite und Tiefe des Niagara mit gleichmäßigem Gefäll auf ihr hernieder fließen könnte. Und so thut er denn, was er muß, — er führt in ihrer Mitte jenen chaotischen Fluthen- und Felsen-Saltomortale aus, der in seiner Art auf unserem Erdball einzig ist.

Goat-Island ist mit dem Städtchen am östlichen Ufer des Flusses durch eine für Wagen sowohl, wie für Fußgänger bequem zu passirende Brücke verbunden, welche quer über die Rapids führt. Eine breite Fahrstraße ist rund um die ganze Insel angelegt, die von üppigem Walde und smaragdenen Rasenflächen parkartig bedeckt ist und nach allen Richtungen hin von wohlgehaltenen Fußwegen durchschnitten wird. Dichtbelaubte Weidenbäume, Cypressen und blühende Gesträuche kränzen im Frühling die Ufer und tauchen ihre niederhängenden Zweige in die Wirbel der Rapids. In ihren Dickichten aber nistet zwitscherndes Vogelvolk und erhebt, uneingeschüchtert durch das Toben der Wasser, seine zarten Stimmen zum Preise der Naturgewalten. Kleinere Inseln und Klippen, — so die „Drei Schwestern", so das „Luna-Island", — gruppiren sich um Goat-Island, wie Hofgesinde um seinen Fürsten.

Der östlich von Goat-Island stürzende Katarakt (es ist jener, welchen der von Newyork Kommende zuerst erblickt) führt den Namen des „amerikanischen Falles". Sein westlicher, ihn an Größe fast um das Doppelte überragender Zwilling ist der „Hufeisen-Fall". Er hat seinen Namen von der hufeisenförmigen Biegung, welche er nach Innen macht, und welche er dem canadischen Ufer (nach welchem er auch als „canadischer Fall" bezeichnet wird) zuwendet. Von einer von Goat-Island aus weit in ihn hineinspringenden, selbst schon von Fluthen überwaschenen Klippe kann man bequem in das Chaos brandenden Wassers, zackigen Gefelses und weißer Schaumwolken auf dem Grunde der Schlucht hinabsehen. Aber wie scharf man auch den Blick hinunterssende, — ein klares Bild der wilden Szene ist nicht zu gewinnen. Die dem Sturze sich zuwälzende Wassermasse leuchtet im ungetrübten Schimmer hellgrünen Chrysopras-Gesteines. Von dem Moment jedoch, da sie die Felskante überschritten, verwandelte sie sich in eine Lawine zitternden Schaumes. So stürzt sie und überstürzt sie sich und nichts Formbestimmtes vermag das Auge mehr festzuhalten, mehr zu erzwingen. Schimmerndes Gewölk breitet sich über den Anprall der Wogen auf die Felsen des Abgrundes. Als Silbernebel steigen sie empor, die Milliarden zerschellter Wassertropfen, und hüllen das Vermählungs-Geheimniß der Tiefe in ihre keuschen Schleier. Sobald die Sonne auf dieses Gewölk scheint, bilden sich vollfarbige, mitunter kreisrunde Regenbogen, und selbst das sanftere Licht des Mondes ruft das schöne Phänomen matt, aber deutlich wahrnehmbar hervor. Von Luna-Island, einer kleinen, durch einen schmalen Arm des amerikanischen Falls von Goat-Island getrennten Insel, genießt man das seltene Schauspiel am vollkommensten. Einem verhüllten, träumenden Sonnen-Regenbogen ist das wunderbare

Lichtgebilde zu vergleichen. Wie eine matt-glänzende Schleierbrücke wölbt es ſich über dem Aufruhr des Abgrundes, faſt farblos dem gewaltſam andringenden Blicke, und doch für den leicht darüber hingleitenden deutlich in ſiebenfarbigem Lichte ſpielend.

Zwei der größten Nationen der Erde, — das Volk der Vereinigten Staaten und das von England, — begegnen ſich an den Fällen des Niagara. Europa und Amerika, alljährlich durch Tauſende ihrer Reiſenden vertreten, reichen ſich über ſie hinweg die Hand. Ein internationales Stelldichein, zu dem ſich kein Schauplatz darbieten könnte, welcher auf das Attribut der Unvergleichbarkeit ein größeres Anrecht hätte! Und wenngleich die Natur verſäumt hat, eine ebenbürtige Berg- und Felſen-Szenerie um das ungeheure Waſſer-Schauſpiel aufzuthürmen, ſo iſt dieſes doch an ſich ſo übergewaltig, ſo jedem Maße entwachſend, daß es, einem unſchätzbaren Juwel gleich, ein Recht darauf hat, jeglicher Faſſung zu entrathen. Dieſes Gefühl nimmt ſchon nach der erſten Minute, welche ihn in die Mitte jener Wunder führt, Beſitz von der Seele des Fremden. Wie von einem Zauberſtabe berührt fühlt er ſich. Spurlos iſt der noch eben beklagte Eindruck der dürftigen Gegend, durch die er herannahte, ausgetilgt, und von Stunde zu Stunde wird er ſich klarer bewußt, daß die Elementar-Gewalten, zu denen er hier ſtaunend die Hände erhebt, auf Erden ihresgleichen nicht haben, nicht haben können!

In ſcheinbar gleichbleibender Mächtigkeit zeigen ſich die Katarakte. Die Einflüſſe des wechſelnden Jahres und des wechſelnden Himmels rühren an ihrer Majeſtät nicht mehr, als ein Lufthauch an den wuchtigen Falten eines Kaiſerpurpurs. Keine Dürre vermag die unendlichen Waſſermaſſen zu ſchmälern, kein Wolkenſturz ſie anzuſchwellen, und nur wenn die Stürme des Frühjahres und Herbſtes die Fluthen des Erieſees in ungewöhnlichen Mengen in den Niagaraſtrom hinunterpeitſchen, wird es an der in trübes Gelb veränderten Farbe der Fälle erkennbar, daß Tauſende und aber Tauſende von Kubikfuß Waſſers in der Secunde mehr fallen, als gewöhnlich. Die Maſſe ſelbſt aber erſcheint unverändert die nämliche.

Es iſt möglich, von Goat-Island unter den Fall ſelbſt zu gelangen, d. h. in jenen Raum hineinzuſchreiten, der ſich zwiſchen der Felswand und den über ſie im Bogen hinwegſtürzenden Fluthen bildet. Der Sprühregen, welcher dieſen ganzen Raum erfüllt und den Eindringling im Zeitraume weniger Sekunden auf das unbarmherzigſte durchnäßt, hat einen erfinderiſchen Kopf auf den Gedanken gebracht, diejenigen, die dieſe Wagefahrt unternehmen wollen, mit einem eigenen Toiletten-Apparat zu verſehen. Das Vermieten dieſer Anzüge, von denen verſichert wird, daß ſie der andrängenden Näſſe durchaus Trotz bieten, iſt ein Zweig jener Induſtrie, welche, auf des Fremden Börſe ſpekulirend, auch am Niagara in vielerlei Geſtalt läſtig wird. Man empfängt weite Kleidungsſtücke, die, aus zitronengelbem Gelnch angefertigt, weder durch ihre Farbe, noch durch ihren Schnitt die Geſtalten, welche

Niagara: Total-Ansicht von der canadischen Seite.

ſie umhüllen, beſonders heben, und deren Undurchdringlichkeit ſich ſchon nach wenigen Minuten als illuſoriſch erweiſt. Als deſto zuverläſſiger, ja als völlig unentbehrlich bewähren ſich die unförmlichen Filzpantoffeln, die an die Füße feſtgebunden werden. Nur ſie ermöglichen ein Voranſchreiten auf dem Geſtein, welches durch die Näſſe der Jahrtauſende ſo glatt und ſchlüpfrig geworden iſt, daß der ungerüſtete Fuß auch nicht den mindeſten Halt darauf zu finden vermag. Aber das Unheimliche der Expedition liegt nicht in der Glätte und Zerklüftung des Pfades, auf welchem man ſich zwiſchen der Waſſer- und der Felſenwand hindurchzwängen muß. Auch hier hat die obenerwähnte Induſtrie zu des Reiſenden Bequemlichkeit und ihrem eigenen Nutzen Stege, Geländer und Stufen hergeſtellt, die, wenngleich nicht durch die Solidität imponirend, doch leidlich ſicher in dem tobenden Aufruhr dahinführen. Wirklich beängſtigend hingegen, ja überwältigend und nicht von Jedem zu ertragen, wirkt der ungeheure Luftdruck, der athemraubende Zug, welcher ſchneidend und pfeifend dem Eindringling entgegenſchlägt. Es iſt, als ob die Geiſter der Tiefe, welche hier ihren Wohnſitz haben, dem ſeltſam vermummten Menſchenkinde ihr Reich mit unerbittlicher Entſchiedenheit verwehren wollten. Ganze Sturzwellen ſchleudern ſie ihm entgegen. Alle Getöſe des Abgrundes entfeſſeln ſie. Die Windsbraut laſſen ſie gegen ihn anraſen. Aber er dringt vorwärts, und ſchon ſteht er in der Mitte dieſes ganzen Hexenſabbaths von Wogen, Sturm und Donnergetöſe. Graue, neblichte Dämmerung umgiebt ihn. Kaum das Nächſte vermag er durch die Maſſen des hin und her gepeitſchten Seeregens zu erkennen. Ueber ſeinem Haupte wölbt ſich der Fall. In rinnenden Pilaſtern, in flüſſigen Arkaden ſtrömt die viele Fuß dicke Waſſerdecke hernieder. Das Geſtein unter ſeinen Füßen bebt. Betäubt und nach Luft ringend, drückt er ſich, Hülfe ſuchend, an die Felſenwand. Auch der ſtärkſte Schrei, welcher jetzt ſeiner Bruſt entſtiege, — ſchon dem dicht dabei Stehenden würde er ungehört verhallen. Aber es giebt kein Rückwärts. Voran muß, wer einmal ſo weit gedrungen. Längs der Felſenmauer auf und nieder fährt der glatte, ſchlüpfrige Steg. Von Klippe zu Klippe durch das Bacchanal von hundert Ungewittern führt er dahin. Endlich wird es wieder heller und heller, — ſchon löſt ſich der unſägliche Druck auf Gehör und Lunge, — noch dieſen Steinblock empor, und der volle Tag fluthet aufs Neue dem Aufathmenden entgegen. —

Das iſt die berühmte Cave of the winds, die „Höhle der Winde", das Luftrevier des Aeolus, das Hochzeitsgemach des Waſſers und der Sturmbraut! Aber ein wie winziger, ein wie verſchwindend kleiner Theil der Katarakte iſt es, unter welchen ſich der Menſch auf dieſe Weiſe wagen kann. Es iſt nur der ſchmale Arm des amerikaniſchen Falls zwiſchen Goat- und Luna-Island, der ſich über der Cave of the winds wölbt. Unter den großen, den eigentlichen Fällen würde jeder menſchliche Organismus in Atome zerſchellt und zermalmt werden. Nicht eher werden ſich die dort lauernden

Elementar-Myſterien vor eines Lebenden Augen entſchleiern, als bis ein neues Geſchlecht von Enaksſöhnen mit Muskeln aus gediegenem Gußſtahl die Erde bevölkern wird. Und doch reizt den Menſchen nichts in ſolchem Maße, als der Natur gerade dort, wo ſie ſich in ihrer ſtolzeſten Unabhängigkeit zeigt, Feſſeln anzulegen. Wie er unter den größten Waſſerfall der Erde, ſoweit er dort ſeine Exiſtenz-Bedingungen findet, vordringt, ſo fährt er auf leichtem Nachen quer vor den Fällen von einem Ufer des geſtürzten Stromes zum andern hinüber. Kräftiger Arme und mächtig geſchwungener Ruder bedarf es da freilich, um das Fahrzeug durch die Tücke der kochenden, grundloſen Fluthen zu lenken. Von der Höhe des Ufers, neben den Fällen, oder von Goats-Island ſcheint das Spiel um ſo verwegener, je winziger ſich der Kahn darſtellt. Aber es iſt keine Gefahr dabei, ſondern nur Poeſie. Ein Windſtoß treibt die von den Fällen aufſteigenden Schaumwolken über das Boot fort, oder es legt ſich auch ein vollleuchtender Regenbogen über die muntere Geſellſchaft dahin, welche ſchon nach wenigen Minuten auf dem ſchmalen, künſtlich an der andern Uferwand emporgebauten Pfade zur Höhe aufſteigt.

Eine ungleich bequemere Verbindung der beiden Schluchtränder als diejenige per Kahn, bietet die, eine engliſche Meile weiter gelegene, weltberühmte Hängebrücke. Die erſte Idee zu einer derartigen Ueberbrückung des Niagara oder beſſer geſagt des Felſenſchlundes, auf deſſen Sohle der gefallene Strom ſeinen Lauf fortſetzt, muß durch einen Vogel angeregt worden ſein, welchen der Erbauer von einem Rande dieſes Schlundes zum andern hinüberfliegen ſah. So leicht und ſo graciös ſpannt ſich das merkwürdige Bauwerk über die Tiefe. Der Name des Mannes, welcher es ſchuf, hat deutſchen Klang: Johannes Röbling. Und ſchon ſind die Rieſengefüge jenes andern Baues, der Ueberbrückung des Eaſt-River zwiſchen Newyork und Brooklyn, vollendet, welcher dieſem Namen noch weitere Glorie verleiht. Aber auch ohne ſie bleibt der Ruhm unſeres kühn-genialen Landsmannes durch die Ausführung der Suspenſion-Bridge über den Niagara geſichert. Zierlich und imponirend zugleich heben ſich ihre Linien von dem blauen Hintergrunde des Himmels ab. Ein eiſerner Gedanke, welcher über den gähnenden Abgrund hinweg England und die Union verbindet. Und wie verbindet! Aus zwei Etagen beſtehend, bietet die Brücke in der unteren derſelben den trefflichſten Heerweg für Wagen, Reiter und Fußgänger. Die obere trägt die Eiſenbahn. Gitter- und Flechtwerk von Eiſen, durch deſſen quadratiſche Rieſenmaſſen man bequem den Kopf hindurchſtecken kann, umſchließt käfigartig den unteren Weg. Zwiſchen zwei Paaren verhältnißmäßig ſchlanker Pfeiler, die im Felſengrunde der Ufer wurzeln, hängt das Ganze. Nicht viele Paſſagen gleich dieſer bietet die Welt. Unten in ſchwindelnder Tiefe erblickt der die Brücke beſchreitende Fußgänger den ſchäumenden Strom. Die Fälle ſelbſt, wiewohl eine engliſche Meile oberhalb, ſenden ihm ihre donnernden

Grüße herüber. In derſelben Entfernung unterhalb, zur Hälfte ſchon durch eine Biegung der Schlucht dem Blicke entzogen, gewahrt er die Charybde des Whirl-pool, einen grimmigen Strudel, eine Orgie raſender Fluthenwirbel, ähnlich den Rapids, nur zügelloſer als dieſe im verengten Klippenbett emporkochend. Ueber ſeinem Haupte aber poltert der wagenreiche Eiſenbahnzug dahin. Und er, der Fußgänger ſelbſt? Gelaſſen ſchaut er von der Mitte der Brücke durch das Gitterwerk hinunter in den Abgrund, feſt und ſicher auf beiden Füßen an einer Stelle ſtehend, wo früher nur der Adler ſeine luftbeherrſchenden Schwingen wiegte, oder der Fiſchweih hing, bereit, nach dem Element, welches ihm ſeine Nahrung liefert, hinunterzuſchießen. Er weiß

Niagara: Die neue Kettenbrücke.

jetzt, was es heißt: „Zwiſchen Himmel und Erde". Seit er auf der Suspenſion-Bridge geſtanden, weiß er es! Und doch ſchien Blondin, der bekannte Seiltänzer, anderer Meinung zu ſein. Ihm genügte das „Zwiſchen Himmel und Erde" der Suspenſion-Bridge nicht. Wie überall, ſo auch hier, beſchloß der Waghals ſeinen eigenen Weg zu gehen. Nachdem er etwa tauſend Schritt unterhalb der Fälle ein Seil von einem Rande des Abgrundes nach dem anderen geſpannt (ſchon dieſe Vorbereitung war eine in ihrer Art merkwürdige Leiſtung), promenirte er auf dieſem luftigen Pfade vom Unionsgebiet nach Canada hinüber. Der Niagara ſelbſt ſpielte bei dem Wagniß eigentlich nur eine untergeordnete Rolle. Wer Hunderte von Fuß

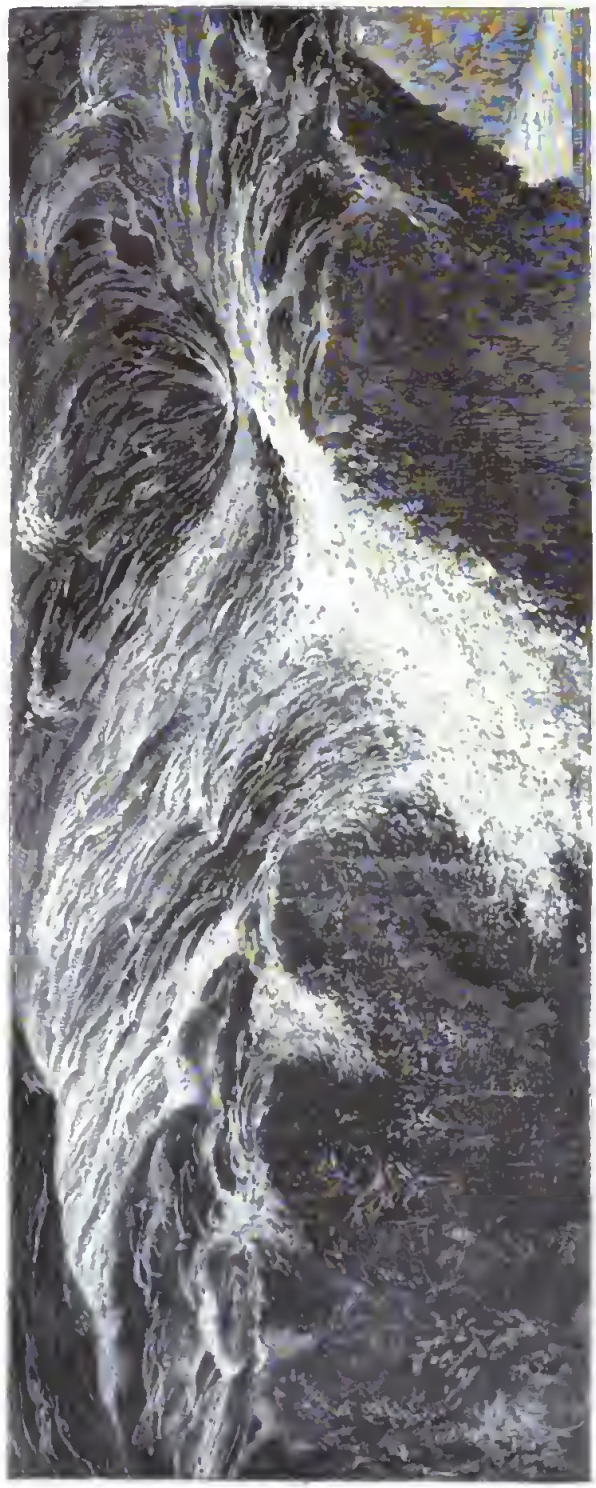
hinabſtürzt, für den iſt es gleichgültig, ob er dort unten auch noch in's Waſſer fällt. Phaeton's Sturz wäre poetiſcher geworden, wenn er, ſtatt in den Ozean, in ein Bett von Roſen geſunken wäre. Die Entfernung vom Himmel und ſein Verderben wären dasſelbe geblieben. Uebrigens iſt Blondin nur ein Seiltänzer, und Phaeton war der Lieblingsſohn des Lichtgottes. Aber die Tollkühnheit, für welche das Wort: „Rührt nicht an die Vorrechte der Götter!“ keine Geltung hat, theilt der Gaukler des neunzehnten Jahrhunderts mit dem Helden der ſchönſten Sage des Alterthums.

Dem ſtets wachſenden Verkehr zwiſchen den beiden Weltreichen zu beiden Seiten des Niagara genügte in den letzten Jahren die eine Suspenſion-Bridge nicht mehr. Eine zweite führt ſeit dieſem Jahre (1884) ganz nahe der erſten über den mächtigen Schlund, ſo daß man in der That kaum weiß, was mehr zu bewundern: die Wunder der Natur oder der Unternehmungsgeiſt und die Kühnheit der Menſchen.

Das canadiſche Ufer iſt bis auf eine Art Terraſſe, zu der es ſich in einiger Entfernung vom Rande der Niagaraſchlucht erhebt, ebenſo flach, wie das amerikaniſche.

Niagara: Ein Rieſenhôtel.

Man rollt in leichtem Wagen zehn Schritte, und kaum das, vom Abgrund entfernt auf der ebenſten Chauſſee dahin. An einer Stelle iſt es ſogar möglich, auf einem Wege, der im weiten Zickzack an der Schluchtwandung aufgeſchüttet iſt, hinunter zum Waſſer zu fahren. Verſchiedene Hôtels und Landhäuſer fallen auch hier, zerſtreuter und mehr vom Ufer ab liegend, aber nicht minder großartig, als auf dem amerikaniſchen Ufer, in's Auge. Auch ein „Muſeum“ befindet ſich dicht am Hufeiſen-Fall und ſendet dem Fremden eine ganze Schaar zudringlicher Agenten entgegen, um ihn zum Beſuche halb einzuladen, halb zu zwingen. Vor dem Beſuche der Jahrmarktsbude am Niagara jedoch ſei entſchieden gewarnt. Nicht weil der Humbug dabei ärger iſt, als bei ſonſtigen Inſtituten dieſes Gelichters, oder weil man unverſchämteren Prellereien ausgeſetzt iſt, — das nicht. Aber warum dem erlauchteſten aller Naturſchauſpiele eine Stunde, ja nur zehn Minuten um ein paar mottenzerfreſſener Eidergänſe oder einer Kollektion indianiſcher Armſeligkeiten willen entziehen?



Niagara: Die Strudel unterhalb der Fälle (Whirl-pool).

Nur wenige Schritte vom Museum und ganz nahe dem Hufeisen-Fall bot bis vor wenigen Jahren der Table-Rock (Tafel-Felsen), eine zungenartig über den Abgrund hinausragende Felsplatte, den schönsten Standpunkt, um den ganzen Fall mit Goat-Island in der Mitte in voller Breite zu überblicken. Seitdem hat sich der merkwürdige Felsen, — müde, tausend und aber tausend Reisenden zum Piedestad zu dienen, — losgelöst und ist in den Schooß jener Fluthen gestürzt, deren Gesang er seit Aeonen gelauscht. Er hatte ihrem Locken lange genug widerstanden. Das göttliche Naturbild aber, welches von ihm gewonnen wurde, ist dadurch, daß der Beschauer seitdem dreißig oder vierzig Fuß weiter zurückstehen muß, um Nichts verkümmert worden.

Ein göttliches Bild, fürwahr! Gegenüber die weithin sichtbaren Hôtels des amerikanischen Städtchens. Rechts davon der amerikanische Fall, eine gerade, schneeige Schaumwand bildend, und begränzt

von der Felſenmauer von Goat-Island, grau und nackt zur Tiefe hinunterſtürzend. Ihr Fuß badet ſich in grünleuchtenden Fluthen, die Stirn wird von grünleuchtendem Walde begränzt. Von da, nach dem canadiſchen Ufer, in wunderbar kühnem Bogen hinübergeſchwungen, der Hufeiſenfall mit der auf der Goat-Island-Seite keck in ſeine Brandung hineinragenden Klippe. Tief unten endlich ſchäumendes, bacchantiſch bewegtes, ſmaragdenes Element, aus welchem duftiger, als Indiens duftigſte Schleiergewebe, jene Waſſerſtaubwolken zum Himmel aufſteigen, die das eigentliche Geheimniß des Katarakts verhüllen. Es iſt ein Anblick, groß, und zur vollſten Erhebung emporreißend, — und die Titanen-Muſik der ſtürzenden Waſſer vollendet, was das Auge ja verſäumen mag, der Seele zu übermitteln, — daß nichts erübrigt, als ſchweigendes Staunen! Aehnlich großartig, aber noch viel fremdartiger iſt das Bild des Niagara*) im Winter, wenn der breite tiefe Schlund mit gewaltigen Eisbergen angefüllt iſt, die ſich an breiten Ufern aufthürmen und faſt mit den Spitzen der Eiszapfen zuſammentreffen, welche umgekehrten Kirchthürmen gleich von den überhängenden Felſen in die Tiefe fallen. Eis und Schnee bedecken die ganze Landſchaft, der Fluß iſt unten bis nahe an den Fall gefroren, aber ſelbſt dieſe fortwährend ſtöhnende, krachende, zuweilen donnernde Eisdecke zeigt, wie ſchwer ihr die unterhalb tobenden Fluthen das Leben machen. Die Fälle ſind faſt bis auf zwei Drittel ihrer Höhe mit Eis umgekleidet, eingefroren. Die Tannen und Fichten auf den Inſeln, ſowie auf den beiden Ufern ſind durch den Staubregen mit einer klaren kryſtallenen Eisſchicht bekleidet, jedes Zweiglein, jedes Blättchen für ſich, daß ſie im Sonnenlichte glänzen und ſtrahlen wie die Prismen eines Glaslüſtre. Bei jedem Windhauch klirren und klappern die ſpröden aneinander ſchlagenden Zweige, und faſt wird das Märchen von dem Bäumchen, das andere Blätter gewollt, hier in tauſend und abertauſendfacher Weiſe bewahrheitet. Tiefe Ruhe iſt über dieſe wahrhaft canadiſche Winterlandſchaft gebreitet, und nur oben an den toſenden Rapids, ſowie weiter unten am Whirl-pool, wo der eingeengte, mehrere hundert Fuß tiefe Strom die dahinſauſenden Wogen in Wirbel und Strudel ſchlägt und in der Mitte zu einer konveren Waſſerfläche emporhebt, iſt die Eisbildung unmöglich. Und mit dieſem Bilde, als einem dauernden Beſitzthum, ſei auch hier vom Niagara geſchieden. Unzertrennlich aber von ihm, ja, nach jedem wiederholten Erſchauen nur um ſo gebieteriſcher das Gemüth erfüllend, bleibt die Sehnſucht, auf's Neue ſeinen Gewalten gegenüber zu ſtehen, ſeinen Donnern zu lauſchen, vor ſeinen Offenbarungen zu vergehen.

*) ſprich Neiägärä

Pennſylvanien und Neu-Jerſey.

XI. Philadelphia.

Philadelphia, die Hauptſtadt Pennſylvaniens, iſt zugleich die zweitgrößte Stadt Amerikas in Bezug auf die Einwohnerzahl — die erſte Stadt Amerikas jedoch in Bezug auf ihre großartige Induſtrie. Die beiden Metropolen der Induſtrie am Delaware ſind nur durch eine breite, den Staat Neu-Jerſey formirende Halbinſel von einander getrennt, und die Eiſenbahn legt die etwa 90 Meilen betragende Entfernung in etwa drei Stunden zurück. Ueberall zeigen ſich die Spuren des geſchäftigſten Verkehrs, des größten induſtriellen Reichthums, der ſorgfältigſten Agrikultur und ſchließlich auch der — ausgebreitetſten, ſich frech hervorthuenden Reklame. Eiſenbahnen, Waſſer-Kanäle, große Städte, ungeheure Fabriken und Werkſtätten folgen unmittelbar aufeinander; große Flüſſe werden überſchritten. Bei Trenton, einer reichen Stadt am Delaware-Strom, treten wir in das Gebiet des Staates Pennſylvanien, und nicht lange, ſo fahren wir in das gewaltige Gebiet der großen, nahezu eine Million Einwohner zählenden Weltſtadt ein. Längs des maleriſchen Schuylkill-Fluſſes dahineilend erblicken wir zur Linken einen Theil des Fairmount-Parkes, mit ſeinen ſchöngepflegten Gartenanlagen und Monumenten, mit den kleinen zierlichen Boothäuschen der Ruder-vereine an den Ufern des Fluſſes und den Thürmen der Fairmount-Waſſerleitung, welche ſämmtliche Häuſer der Stadt bis in die oberen Stockwerke hinauf mit Waſſer verſieht. Wir fahren an den Gebäuden und Baſſins des reichhaltigen zoologiſchen Gartens vorüber, und gelangen endlich zu einer Stelle, von der ſich uns auf beiden Seiten der Bahn ein hübſches Panorama darbietet: zur Rechten die nunmehr verlaſſenen Gebäude der Weltausſtellung von 1876, zur Linken jedoch das Häuſermeer von Philadelphia, unabſehbar am Horizont verſchwimmend, und überhöht von den Thürmen und Kuppeln ſeiner fünfhundert Kirchen, zu denen ſich in weiter Ferne der kaum noch durch den Dunſtkreis der Stadt dringende Maſtenwald jener vielen Schiffe geſellt, die ſtets den breiten Rücken des von Ebbe und Fluth ſtark beeinflußten Delaware-Stromes bedecken. Es iſt ein Städtebild, wie man es in ſolcher Großartigkeit nur ſelten genießt. Hier tritt uns Amerika abermals in ſeiner Macht und Allgewalt

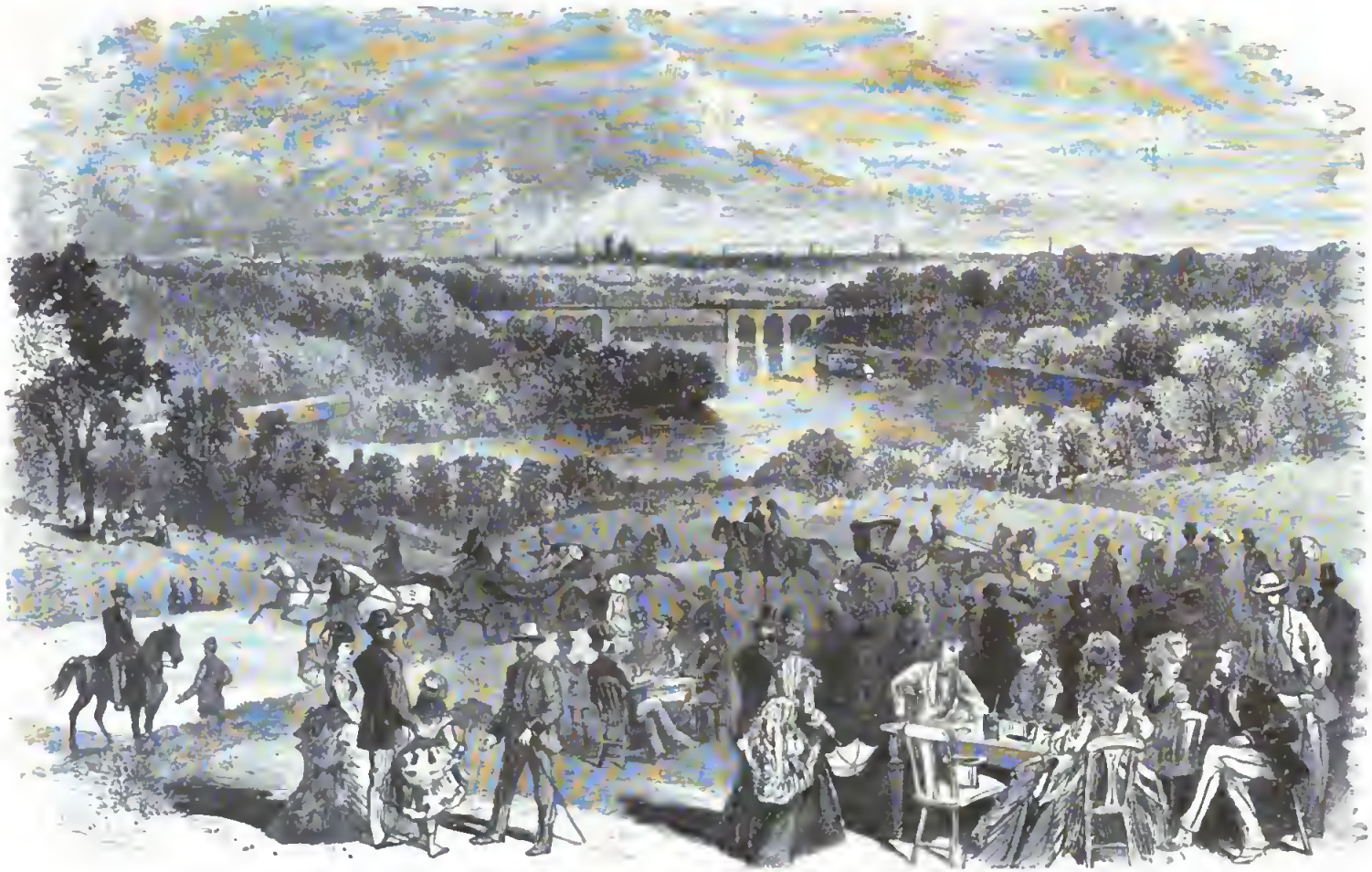
Philadelphia: Der Bahnhof der Pennsylvania-Eisenbahn.

entgegen! Hier zu unſeren Füßen liegt die Stadt ausgebreitet, deren Weichbild der Schauplatz der hervorragendſten Momente in der Geſchichte Amerikas geworden, und die uns gegenwärtig mit ihrem Reichthum, ihren öffentlichen Anſtalten, ihren Induſtrien, ihrer Schifffahrt als das Urbild amerikaniſchen Schaffungsgeiſtes und amerikaniſcher Thätigkeit erſcheint. Der Charakter der Bevölkerung, ihre Lebensweiſe und Denkungsart iſt hier eine ganz andere, als in Newyork. Hier iſt das Leben viel ruhiger, viel abgeſchloſſener und begrenzter, als in Newyork. Die fieberhafte Thätigkeit, das Rennen und Jagen nach dem Dollar, das bewegte Straßenleben machen hier einem emſigen Schaffen in induſtrieller Beziehung Platz. Das Leben, die Thätigkeit zieht ſich in Philadelphia in die Maſchinenfabriken, die Werkſtätten zurück. Die Zahlen beweiſen dies, denn Philadelphia beſitzt gegenwärtig nicht weniger als zwölftauſend Fabriken mit Dampfmaſchinen von 80,000 Pferdekräften und über 130,000 Arbeitern und Angeſtellten. Das in den Fabriken angelegte Kapital überſteigt 250 Millionen, der Werth ihrer Produkte 400 Millionen Dollars, und dieſe Zahlen ſind in ſo ungeheurem Steigen begriffen, daß ſich die Erzeugniſſe etwa von 13 zu 15 Jahren verdoppeln. Eiſen, Stahl, Maſchinen, Webereien, Kleider und Schuhe ſind die hervorragendſten Produkte, und die Etabliſſements, die ihnen gewidmet ſind, zählen zu den größten Amerikas. Die meiſten dieſer Fabriken liegen theils in den Vorſtädten, theils außerhalb der Stadt, und man ſieht es an dem weiten Kranz von hohen Schornſteinen, welche die Stadt umgeben, daß die letztere ſelbſt in ihrem Innern nur wenig von dieſer gewaltigen Induſtrie beſitzt.

Endlich haben wir den weſtlich des Schuylkill-Fluſſes gelegenen Stadttheil, Weſt-Philadelphia genannt, erreicht, und fahren in den großen Bahnhof der Pennſylvania-Eiſenbahn ein.

Bisher konnte ſich die große, der deutſchen Reichshauptſtadt an Einwohnerzahl und commerzieller Bedeutung nur wenig nachſtehende Stadt in Europa keiner großen Berühmtheit erfreuen. Der Einwandererſtrom, ſowie der Zug der Vergnügungsreiſenden wandte ſich vornehmlich nach Newyork und von da nach dem Weſten, ohne Philadelphia zu berühren, und ſo kommt es auch, daß man in Europa nur von dem großſtädtiſchen Leben von Newyork, von den prachtvollen Paläſten Chicagos, von der herrlichen Lage von St. Franzisco ſpricht, ohne von Philadelphia viel mehr zu wiſſen, als daß es von William Penn gegründet wurde, und daß es gerade vor hundert Jahren die Wiege der amerikaniſchen Unabhängigkeit war.

Im Vergleiche zu anderen Städten von gleicher Einwohnerzahl und Bedeutung hat Philadelphia in der That wenig Sehenswürdigkeiten aufzuweiſen, und hierin wird es von den meiſten Städten Deutſchlands und Frankreichs übertroffen. Dagegen iſt die Hauptſtadt Pennſylvaniens in anderer Beziehung merkwürdig. Sie iſt das Prototyp, das Urbild der altamerikaniſchen Stadt und trägt deren Eigenthümlichkeiten in



Fernſicht auf Philadelphia vom Fairmountpark aus.

Philadephia: Arch-Street.

Philadelphia: Chestnut-Street.

Ausſehen und im geſellſchaftlichen Leben an ſich, während die anderen Großſtädte der amerikaniſchen Staaten-Union vom europäiſchen Geiſte ſchon ſtark beeinflußt wurden.

Beſehen wir uns die Straßen; es giebt vielleicht keine Stadt der Welt, in welcher die Straßeneintheilung, die Nummerirung und Bezeichnung regelmäßiger, dabei aber auch langweiliger und monotoner wäre, als in Philadelphia. In der Mitte der vom hiſtoriſch berühmten Delaware und dem Schuylkill-Fluſſe gebildeten Halbinſel erſtreckt ſich von Oſten nach Weſten die breite Marktſtraße und parallel mit ihr laufen etwa 30 bis 40 Straßen, die alle gleich weit von einander entfernt ſind. Dieſe Straßen werden in ſenkrechter Richtung von anderen durchſchnitten, welche zum Unterſchiede von den mit Namen bezeichneten erſteren durch Ziffern bezeichnet werden. So z. B. erſte, zweite, dritte Straße u. ſ. f. bis gegen fünfzig. Jedes der ſo gebildeten Straßenvierecke fängt in der Hausnummerirung mit einem Hundert an, ſodaß ſich z. B. zwiſchen der dritten und vierten Straße überall die Nummern 300 bis 400, zwiſchen der zehnten und elften Straße die Hausnummern 1000 bis 1100 befinden. Für die transverſalen Straßen gilt die vorerwähnte Market-Street als Theilungslinie, indem von ihr aus die Häuſernummerirung nach Norden und Süden beginnt, ſodaß man beiſpielsweiſe ſagt: Nord, vierte Straße Nr. 20, Süd, ſechſte Straße Nr. 45 u. ſ. f.

In ſolchen Häuſervierecken iſt mit geringen Ausnahmen die ganze Stadt erbaut und ſie läßt demnach mit Bezug auf Regelmäßigkeit nichts zu wünſchen übrig. Ein halbes Dutzend Squares wurde dadurch geſchaffen, daß man an verſchiedenen Stellen Häuſervierecke, in Amerika „Blocks“ genannt, wegließ, und auf dem ſo entſtandenen Raume Baum-Pflanzungen anlegte.

Durch dieſe Regelmäßigkeit, ſowie durch den Mangel an offenen Plätzen, an breiten Straßen und an Vegetation gewährt Philadelphia dem Fremden einen eigenthümlich todten Anblick, und nur in zwei oder drei Hauptſtraßen erwecken das rege Geſchäftsleben, die unzähligen Fahnen und Firmatafeln, die Laſtwagen und Straßeneiſenbahnen, die ſchönen Gewölbe und Verkaufsmagazine ſeine Aufmerkſamkeit.

Zu dieſer Stille und Einförmigkeit der Quäkerſtadt trägt die ungeheure Ausdehnung derſelben nicht wenig bei. Um ſich eine Vorſtellung von dieſer Ausdehnung machen zu können, ſei hier einigen ſtatiſtiſchen Daten Raum gegeben.

Die 900,000 Einwohner Philadelphias wohnen in rund 150,000 Häuſern; die Stadt hat Straßen und Wege von zuſammen eintauſend engliſchen Meilen Länge, von denen jedoch nur wenig mehr als die Hälfte gepflaſtert ſind. Unter dieſen Straßen befindet ſich eine zweite unterirdiſche Stadt von hundertundvierzig Meilen Abzugs-Kanälen, ſechshundert Meilen Gasleitungen und ebenſoviel Waſſerröhren. Die Stadt beſitzt über zweihundertundfünfzig Meilen Straßen-Eiſenbahnen mit zweitauſend Paſſagierwaggons; vierhundert öffentliche Schulen, mit über zweitauſend Lehrern und über achtzigtauſend Schülern. —

In Bezug auf das geſchäftliche Leben hat Philadelphia auch gewiſſe Eigenthümlichkeiten, die es mit keiner anderen Stadt gemein hat. Jeder Induſtriezweig, jeder Lebensberuf hat ſich in gewiſſen Straßen feſtgeſetzt. So z. B. wird die erſte und zweite Straße nur von Schiffsmaklern, Rhedern, Export- und Import-Geſchäften und Waarenhäuſern eingenommen. Ein anderer Geſchäftszweig würde in dieſen Straßen unbedingt zu Grunde gehen, da niemand in ihnen anderes als die obenbezeichneten Geſchäfte ſucht.

Die nächſten beiden Straßen, d. i. die dritte und vierte, ſind bis zu einer gewiſſen Ausdehnung von den Banken, Verſicherungscompagnien und Geldwechslern beſetzt. Jedes Haus iſt hier der Sitz irgend eines Geldinſtitutes, und die dieſen Anſtalten gehörigen Gebäude ſind beſonders in der Nähe der Walnut- und Cheſtnutſtraße monumentale, in Marmor und Eiſen aufgeführte Paläſte.

Zwiſchen der fünften und ſechſten Straße, mit der Hauptfronte gegen die Hauptverkehrsader der Stadt, gegen die Cheſtnutſtraße gerichtet, ſteht die „Independence-Hall", die Unabhängigkeitshalle, in welcher vor einem Jahrhundert die Erklärung der Unabhängigkeit Amerikas beſchloſſen wurde und in der ſich gegenwärtig die Mayors-Office, d. h. das Bureau des Bürgermeiſters, ſowie die ſtädtiſchen Kanzleien und die Gerichtshöfe befinden. Während man demnach in den erſten zwei Straßen nichts als Dock-Arbeiter, Matroſen, Schiffskapitaine u. ſ. f. erblickt, ſind die fünfte und ſechſte Straße wieder von Leuten belagert, die bei Gerichten und Stadtämtern Beſchäftigung finden. An jedem Hauſe der Umgebung wird man die Aufſchrift „Attorney at Law" — Advokat, Gerichtshof ꝛc. finden, und dieſer Theil der Stadt iſt in der Regel der belebteſte, da ſich hier auch die Paläſte der größten Zeitungen Philadelphias, wie des „Public Ledger", des deutſchen „Demokrat", „Evening Bulletin", „Time" u. ſ. w. befinden.

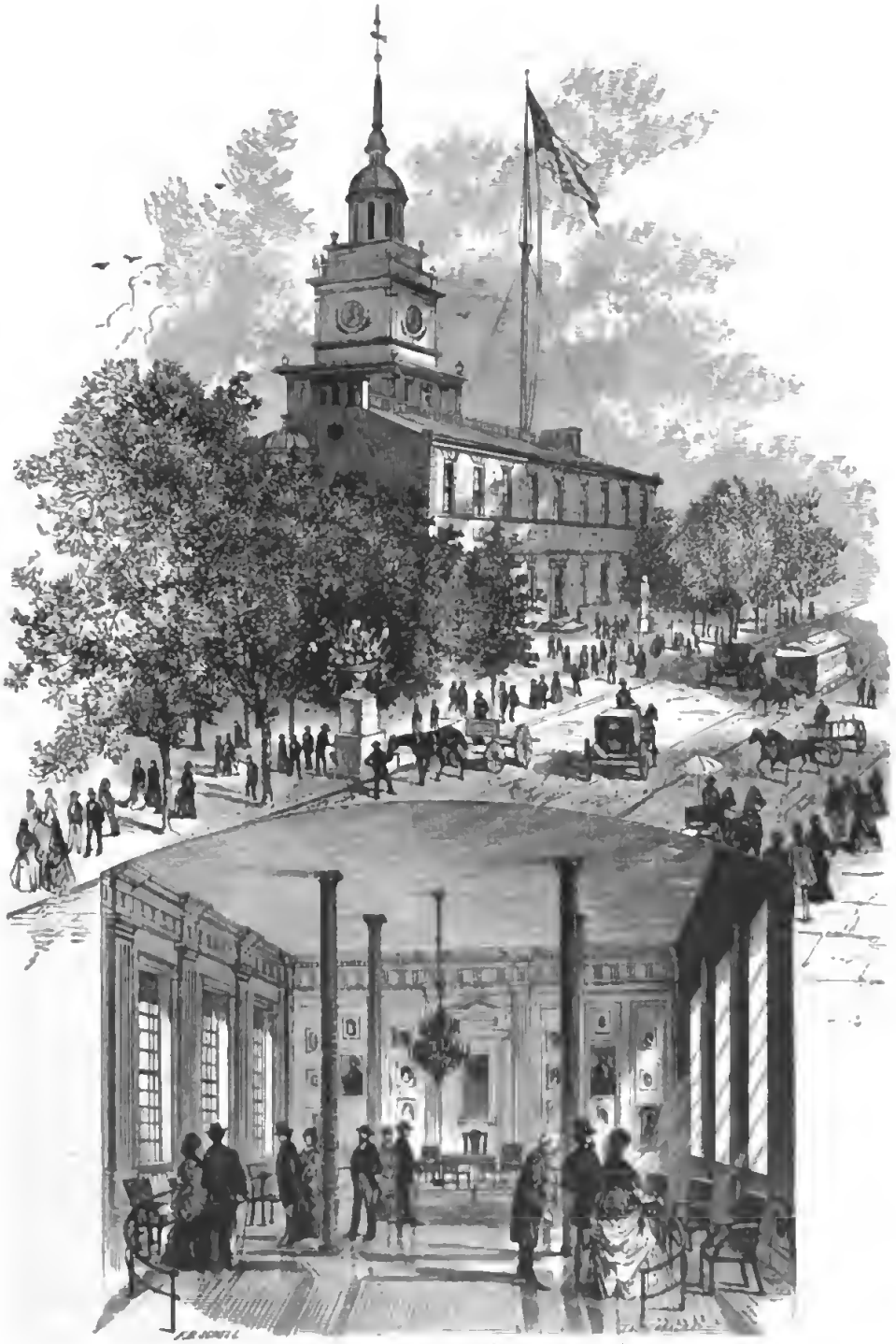
Die beiden nächſten Straßen ſind den Confections- und Kleidergeſchäften gewidmet. Von hier an beginnt der faſhionable Theil der Straßen, und die beiden ungeheuren Hôtels, das „Continental" und das „Girard house" bilden deſſen Pforten. Während in den meiſten Longitudinalſtraßen Kaufläden gar nicht mehr vorkommen, ſind in den beiden Hauptverkehrsadern Cheſtnut- und Walnut-Street nur mehr Optiker, Gold- und Silber-Läden, Buch- und Bilderhandlungen zu treffen, die in der ſechzehnten Straße gänzlich aufhören, um eleganten Privatwohnungen Platz zu machen.

Eigenthümlicherweiſe hat ſich der Hauptverkehr Philadelphia's aus der breiten Market-Street in die enge Cheſtnut-Street verlegt, und letztere dazu gemacht, was die Boulevards für Paris, was die Oxford-Street für London iſt.

Jede Stadt der Welt hat mehr oder weniger ihre „City", den Sitz des Handels- und Geſchäftslebens. So auch Philadelphia, und dieſer Theil der Stadt dehnt ſich zwiſchen der zweiten und neunten Straße und der Arch- und Walnutſtraße aus.

Philadelphia: Broad-Street und das neue Stadthaus.

Digitized by Google



Philadelphia: Die Unabhängigkeits-Halle.

Darüber hinaus ſind in den Querſtraßen die Quartiere der Arbeiter und kleinen Geſchäftsleute, in den Längenſtraßen hingegen die Hôtels der eleganten Welt.

Die Straßeneiſenbahnen, jene amerikaniſche Erfindung, die ſich bis nach Japan und an die Ufer des Bosporus Bahn gebrochen, ſind in Philadelphia in jeder Straße zu finden, und zwar iſt die Einrichtung derart, daß die Straßenwagen in den nach geraden Nummern benannten Straßen gegen Süden, in den anderen gegen Norden laufen, und ſo die äußerſten Enden der Stadt miteinander verbinden. In ähnlicher Weiſe ſind die Linien in den Längenſtraßen vertheilt.

Dem Fremden, der an die vorzügliche Straßenbezeichnung von Wien und Paris gewöhnt iſt, wird das Auffinden derſelben anfänglich ſchwerer fallen, indem hier ſowie auch in Newyork, Baltimore und anderen Städten der Straßenname auf den Scheiben der Gaslaternen angebracht iſt. In den Seitenſtraßen fehlt er gänzlich und man muß ſich mit Zuhilfenahme der Hausnummer in der vorne angedeuteten Weiſe zurechtfinden.

Die amerikaniſche Großſtadt trägt in der Regel einen ganz eigenthümlichen Charakter an ſich, der ſich in Amerika überall wiederholt, ſo daß es vollkommen berechtigt iſt, zu ſagen: „Hat man eine amerikaniſche Großſtadt geſehen, ſo kennt man alle anderen.“ — Dieſelbe Straßeneintheilung, dieſelben Namen, daſſelbe Anſehen. Wie man in England überall einen Waterloo-Place oder Wellington-Street kennt, ſo ſind in Amerika Waſhington, Madiſon, Broadway, Jefferſon u. ſ. f. „Standart-benennungen“, die ſich natürlich auch in Philadelphia vorfinden.

In den öſtlichen Städten, wie in Philadelphia, ſind die Straßen häufig enge und mit hohen Häuſern eingefaßt, die gewöhnlich von einem hohen Flaggenmaſt überragt werden. — Nirgends wird man an einem Feſttage mehr Flaggen entfaltet finden, als in Amerika und das „Star-spangled-banner“, die Nationalflagge Amerika's, prangt auf jedem Hauſe. Beſonders galt dies 1876 von Philadelphia, wo die Welt-Ausſtellung, die fremden Gäſte und die Feier der hundertjährigen Unabhängigkeit Amerikas einen Flaggenſchmuck mit ſich brachten, der wirklich überraſchend war.

An dieſer Stelle dürfte es vielleicht nicht unpaſſend ſein, die Bedeutung des amerikaniſchen Banners zu erwähnen. Die dreizehn weißen und rothen Streifen des Banners bedeuten die dreizehn Originalſtaaten der Staaten-Union, welche noch als engliſche Colonien vor einem Jahrhundert ihre Unabhängigkeit erklärten; die Zahl der Sterne im blauen Felde hingegen entſpricht der Zahl ſämmtlicher Staaten der Union (gegenwärtig 38) und es wird jedesmal bei der Einverleibung eines neuen Staates in die Union ein neuer Stern eingefügt.

Mit den Flaggen und Bannern wetteifern die Reclamen und Firmenſchilder. Amerika iſt das Land der Reclame und kein Geſchäft wird hier reuſſiren, das nicht auf dem Wege der Reclame ſeinen Platz ſichert. Die Häuſer ſind demnach mit den

auffälligſten Schildern bedeckt, und jede Ecke, oder Winkel iſt mit einer Annonce verſehen. In den höchſten Stockwerken der Häuſer ſind Drahtſeile quer über die Straße geſpannt und auf ihnen hängen die ungeheuerſten Reclamen. Eigenthümlich iſt es hierbei, auf welche Weiſe ſich einzelne Gewerbe ankündigen. So wird man z. B. vor jedem Haarſchneide-Salon einen Pfahl errichtet finden, der in den Nationalfarben weiß, roth und blau angeſtrichen iſt. Vor jedem Tabakladen in den Vereinigten Staaten prangt eine hölzerne, in den ſchreiendſten Farben bemalte Figur in Lebensgröße oder wenig darunter. Gewöhnlich ſtellen dieſe Figuren Indianerweiber oder Häuptlinge mit geſchwungenem Tomahawk vor, die in einer Hand ein Päckchen Cigarren halten. Ja ſelbſt öſterreichiſche und preußiſche Soldaten ſind unter dieſen Figuren nicht ſelten vertreten.

Philadelphia: Das Girard-College.

Eine andere Eigenthümlichkeit von Philadelphia, wie der anderen amerikaniſchen Städte im allgemeinen ſind die hohen Telegraphenſtangen, die in vielen Straßen aufgepflanzt ſind und, an Höhe die meiſten Häuſer überragend, einige Dutzend von Drähten tragen. Es iſt ſonderbar, daß man in dem ſonſt ſo praktiſchen Amerika noch nicht darauf verfiel, unterirdiſche Drahtleitungen anzulegen. So bilden dieſe Leitungen nicht allein ein Hinderniß des Verkehrs, ſondern auch des Lichtes, das in die engen Straßen ohnehin nur ſpärlich eindringt.

Ein großer Uebelſtand amerikaniſcher Städte iſt das elende Pflaſter, das man mit Ausnahme weniger Straßen überall antrifft. Philadelphia z. B., das jährlich Millionen zur Verſchönerung und Einrichtung von gemeinnützigen Inſtituten verwendet, beſitzt ein noch ſchlechteres Pflaſter, wie Newyork oder Baltimore, obgleich die herrlichſten Steinquadern in der Umgebung der Stadt in Maſſen vorhanden ſind. Ein

Philadelphia: Der Delaware-Strom.

ordentliches Trottoir iſt nur in einigen Hauptſtraßen zu finden, ſo z. B. in der Cheſtnutſtraße, wo man mitunter über Steinplatten von 5 bis 6 Meter Länge und 3 Meter Breite dahinſchreitet. In den anderen Straßen jedoch beſteht das Trottoir aus ſchlechten Ziegeln, das Straßenpflaſter aus holperigen ſpitzigen Steinen, das die Pferde häufig ſtürzen läßt. Der in der Mitte jeder Straße angelegte Schienenweg der Pferdeeiſenbahn iſt der einzig fahrbare, und die Privatwagen, Equipagen und Laſtkarren Philadelphias haben insgeſammt eine derartige Geleisweite, daß ſie durchaus die Schienen der Pferdebahnen benützen können. Auf die letzteren wird auf Koſten des ſonſtigen Wagenverkehrs alle mögliche Sorgfalt verwendet, und wenn beiſpielsweiſe ſtarker Schneefall die Paſſage verſperrt, ſo wird der Schnee durch Schlitten der Eiſenbahngeſellſchaft auf beiden Seiten der Schienengeleiſe derart aufgethürmt, daß er an manchen Stellen das Trottoir bedeckt. An ein Wegſchaffen des Schnees von Seite der Gemeinde oder an das Beſtreuen des Trottoirs mit Aſche u. dergl. bei Glatteis iſt nicht zu denken; es bleibt häufig der Sonne überlaſſen, Glatteis und Schnee hinwegzuſchmelzen.

Ein ebenſo bedeutendes Verkehrshinderniß bilden in dem unteren Theile der Stadt die am Trottoir aufgethürmten Waarenballen und Kiſten, welche die Paſſage für die Fußgänger oft vollſtändig abſperren, und die Letzteren nöthigen, auf die kothige Straße zu treten. In dieſer Beziehung müſſen die amerikaniſchen Städtevertretungen noch von Europa lernen, und dann wird das gegenwärtig für ſo vieles Nutzloſe hinausgeworfene Geld die gehörige Verwendung finden.

Die amerikaniſchen Häuſer können, inſoweit von Wohnhäuſern die Rede iſt, ihr engliſches und in mancher Hinſicht holländiſches Muſter nicht verläugnen. Die ganze Anlage gleicht jener des engliſchen Wohnhauſes, nur iſt in Philadelphia, wie auch in anderen Städten, das Material durchſchnittlich ein beſſeres, was in dem großen Reichthum des Landes an prachtvollen Marmor- und Quaderſteinen ſeinen Grund hat. So ſind hier auch die Häuſer der vornehmen Familien aus ſchönem, blendend weißem Marmor, jene der beſſeren Mittelklaſſen aus grünem oder braunem Sandſtein, die übrigen aus Ziegel erbaut.

Anders die Geſchäftshäuſer, denn für dieſe war Newyork das Beiſpiel. Die ſchönſten und größten Geſchäftshäuſer ſind nahezu durchgehends Eiſenconſtructionen, die in neueſter Zeit immer mehr Boden gewinnen und auch in Philadelphia in großer Zahl zu treffen ſind. Die meiſten ſind von bedeutender Tiefe und die in ihnen untergebrachten Kaufläden werden ihrer enormen Größe wegen auch das Erſtaunen der Fremden erwecken. Gewöhnliche Handſchuh- oder Hutläden haben vielleicht mehr denn hundert Fuß Tiefe; ebenſo manche Juwelier- oder Galanteriewaarenhandlungen, die oft 50 mal ſo groß ſind als die kleinen Juwelierläden im Palais Royal zu Paris. Durch dieſe großen Waarenhandlungen mit eleganten Auslagen, durch

Philadelphia: Der Zeitungspalaſt des Public Ledger.

die prachtvollen Hôtels und Zeitungsgebäude, durch den feſtlichen Schmuck der Häuſerfronten und das geſchäftliche Treiben in zwei oder drei Straßen erhält Philadelphia auch das Anſehen einer Weltſtadt, zu welcher es ſich allmählig ohne äußeren Anſtoß hauptſächlich aus ſich ſelbſt heraus entwickelte, und welche Bezeichnung man ihm gegenwärtig wohl beilegen kann.

Philadelphia: Das Grab Benjamin Franklin's.

Wie die meiſten amerikaniſchen Großſtädte, ſo hat auch Philadelphia ſeinen charakteriſtiſchen Beinamen: „the City of Homes". Die Bezeichnung iſt zutreffend, denn Philadelphia iſt die häuſerreichſte Großſtadt Amerikas, die über ein Areal ausgebreitet ſind, welches unter allen Städten der Welt an Ausdehnung nur von London übertroffen wird. Der Mittelpunkt dieſes großen Häuſergebietes iſt der Kreuzungspunkt der zwei breiteſten und längſten Straßen der Stadt, der Market- und der

Broad-Street. Hier erhebt ſich gegenwärtig das neue, noch kaum vollendete*) Stadthaus von Philadelphia, welches an Großartigkeit und Schönheit dem Capitol zu Waſhington würdig zur Seite geſtellt werden kann. Der Reichthum des Staates Pennſylvanien an Marmor und Granit läßt ſich an dieſen ungeheuren Monolithen, dieſen gewaltigen Quadern und Blöcken leicht erkennen, und wie das Material des Baues den natürlichen Reichthum vertreten ſoll, ſo kann die Größe und Pracht des-

Das Lincoln-Monument im Fairmount-Park.

ſelben dem Reichthum und der Größe Philadelphias zum Symbol dienen.

Dieſem koloſſalen Prachtbau gegenüber erhebt ſich ein zweiter, ebenſo großer, ebenſo reicher Bau. Der erſte iſt der Sitz der freien Stadtgemeinde, der zweite der Sitz der freien Weltgemeinde, die in der Stadt der „brüderlichen Liebe“ dieſe letztere zuweilen zur Wahrheit macht. Es iſt der Freimaurer-Tempel, deſſen Erbauung und innere Einrichtung mehrere Millionen koſtete. Ebenſo großartig wie dieſer im normänniſchen, maſſiven Bauſtyl gehaltene, und von einem 230 Fuß hohem Wachtthurme

*) Herbſt 1884.

Philadelphia: Am Wiſſahickon.

Digitized by Google

überhöhte Palaſt dem Beſucher von Außen entgegentritt, ebenſo großartig iſt der Eindruck, den man im Innern von der Ausſtattung der Logen-Räume empfängt. Die Teppiche, Möbel und Einrichtungsſtücke, die reichen Lampen und Vergoldungen, der Luxus der Corridors und Ankleide-Gemächer, die Pracht des Banquetſaales — alles das giebt Zeugniß von den großartigen Mitteln, über welche die hieſigen Logen verfügen. — Das Freimaurerthum, ſowie überhaupt die geheimen Orden, wie die Kreuzherren, Tempel-, Pythia-Ritter u. ſ. w. ſind in Philadelphia ſehr verbreitet und dürften in keiner anderen Stadt Amerikas ähnliche Verhältniſſe erreicht haben. Von Zeit zu Zeit werden von dieſen, zumeiſt wohlthätigen Zwecken gewidmeten Orden Feſtlichkeiten veranſtaltet, bei welcher Gelegenheit man die Ordensritter in ihren originellen Trachten, mit ihren Bannern und Abzeichen ſehen kann. Der Freimaurer-Orden iſt unter ihnen der reichſte und angeſehenſte. Die Neger haben bei ihrem exzentriſchen, neugierigen Charakter dem Geheimthun dieſer Geſellſchaften viele Sympathie entgegengebracht und die große Mehrzahl unter ihnen gehört irgend einem der Brüder- oder Ritterorden an, deren Zweck bei dieſen Schwarzen trotz aller Geheimthuerei und pomphaften Schabernack, Straußenfedern, Schärpen und Degen faſt ausſchließlich die Krankheitspflege und Alters-Verſorgung, ſowie die würdige Leichenbeſtattung ihrer dunkelhäutigen „Ritter“ iſt.

Philadelphia iſt reich an vornehmen Prachtbauten und Kirchen, obgleich ſie größtentheils in die Straßenfronten hineingebaut ſind, und unter der Maſſe anderer Gebäude verſchwinden. In Amerika iſt es überhaupt nicht Sitte, öffentliche Bauten wie in europäiſchen Städten mit großen freien Plätzen zu umgeben, und ſie dadurch mehr hervortreten zu laſſen. Dies gilt beſonders von Philadelphia, wo jedes Theater, jede Kirche, jedes öffentliche Gebäude mit in die Straßen gebaut, und mit anderen Gebäuden umgeben wurde, ſo daß ſie trotz ihrer Schönheit nicht zur Geltung gelangen und nichts dazu beitragen, die unendliche Einförmigkeit der Häuſerwüſte Philadelphias zu heben, in welche nur die Hauptſtraßen einige Abwechslung bringen. Es ſieht wahrhaftig aus, als ob die guten Städtebauer fürchteten, in den über drei Millionen Quadratmeilen großen Vereinigten Staaten nicht genug Platz für ihre Städte zu finden. Die hervorragendſten Bauten, wie das große, prachtvolle Opernhaus (Academy of Muſic), die Akademie der ſchönen Künſte, einige Kirchen und Rieſenhôtels ꝛc. liegen in der Nähe der genannten zwei Monumental-Gebäude, der „City-Hall“, und des „Freimaurer-Tempels“.

Von den tauſend Meilen Straßen zeigen höchſtens fünfzig einige Abwechslung, der Reſt beſteht aus Wohnhäuſern, die einander in Ausſehen und Größe vollkommen gleichen, und in ihren unendlichen Reihen nur hie und da durch eine Wirthsſtube (Saloon genannt) oder einen Kaufladen unterbrochen werden. Die Einkäufe an Lebensmitteln, Proviſion u. ſ. w. werden in Philadelphia in großen Markthallen gemacht, deren

die Stadt in verſchiedenen Theilen einige beſitzt, ſo daß ſelbſt die den europäiſchen Städten eigenthümlichen Butter- und Gemüſehändler in den Wohnſtraßen fehlen.

Das typiſche Wohnhaus Philadelphias, nach deſſen Muſter wohl vier Fünftel aller Wohnhäuſer der Stadt gebaut ſind, iſt ein rother, ein bis zwei Stockwerke hoher Ziegel-Bau, mit Hochparterre, zu welchem eine mehrſtufige, mit eiſernen Geländern

Der Schuylkill-Fluß: Falls-Bridge.

verſehene Treppe hinanführt. Die allerwenigſten Wohnhäuſer Philadelphias beſitzen eine Wagen-Einfahrt, oder ein mit der Straße im gleichen Niveau befindliches Thor. Dieſe Treppen, ſowie die Schwellen, Thür- und Fenſterumrahmungen ſind gewöhnlich aus weißem Marmor hergeſtellt. Vor den beſſern Häuſern befindet ſich nahe der Straße auf dem Trottoir eine ſchmale Marmorſtufe eingemauert, die als Aufſtieg in die Privatwagen dient. In den oberen Theilen der „hocharistokratiſchen" Walnut-Street

und ihren nicht minder feinen Nebenſtraßen wurde mit Vorliebe brauner Sandſtein, wie er in Newyork ſehr gebräuchlich iſt, verwendet, und nicht wenige Gebäude ſind bis an das Dach hinauf ganz mit weißem Marmor überkleidet. Auf das Aeußere der Häuſer wird von den Philadelphiaern große Sorgfalt verwendet, und Marmor wie Ziegel und Treppen werden an Samstagen und oft mehrmals in der Woche ſorgfältig mit Bürſte und Seife gewaſchen, ganz nach den Gebräuchen der erſten Beſitzer des Landes, der Holländer, von denen noch heute viele Familien vorhanden ſind, und mit zu den „Ariſtokraten" der Geſellſchaft gerechnet werden.

Die Bauplätze ſind zumeiſt lange Rechtecke, und das Haus nimmt ihre ganze Tiefe mit Ausnahme einer der beiden hinteren Ecken ein, die als Hofraum benutzt wird. In Philadelphia werden die unterirdiſchen Räumlichkeiten nicht wie in Newyork

Volkstypen: Ein Negerpärchen.

zur Wohnung mit einbezogen, und der in Newyork dahin verlegte Speiſeſaal, Küche, u. ſ. w. nehmen in Philadelphia das Erdgeſchoß ein, deſſen Frontgemach der Empfangsſalon oder das „Parlor" bildet. Die Schlafzimmer und das Drawing-Room der Damen befindet ſich im nächſten Stockwerk. — In den Vorſtädten ſind viele Häuſer mit reizenden, wohlgepflegten Blumengärten umgeben, und beſitzen hübſche Veranden und Vorbauten, ſo daß man ſich in der That nichts Hübſcheres denken kann, als dieſe amerikaniſchen „Cottages", die ihren Bewohnern ihr größter Stolz ſind. Da eben das Wirthshaus- und Clubleben in Philadelphia unter den Mittelſtänden gar nicht exiſtirt, und die Familien Sommer und Winter größtentheils zu Hauſe verbringen, ſo wird auch auf die innere Einrichtung dieſer Häuſer große Sorgfalt verwendet. Die „Parlors" und andere Gemächer ſind mit dicken, größtentheils in Philadelphia an-

gefertigten, vorzüglichen Teppichen belegt und mit vortrefflichen Möbeln ausgeſtattet. Das Hausgeſinde rekrutirt ſich zumeiſt aus Negern und Mulatten, welche ungeachtet ihrer angeborenen Trägheit und Naſchſucht doch noch den hierzu ganz untauglichen Amerikanern vorzuziehen ſind, und in vielen Fällen treue, diskrete und ganz tüchtige Diener abgeben.

Die Gärten um die Häuſer und Alleen in den Straßen finden ſich jedoch, wie bemerkt, nur in den Vorſtädten Philadelphias, hauptſächlich in Weſt-Philadelphia und dem lieblichen, anheimelnden Germantown, während in der Stadt ſelbſt die

Philadelphia: Quäkerkirche.

Häuſerwüſte ein unbeſchreiblich ödes und trauriges Anſehen hat. Und dieſes Anſehen iſt das treue Spiegelbild des Philadelphiaer Alltagslebens. Es iſt ebenſo öde und einförmig und großentheils auf das Hausweſen und die Lektüre irgend eines Buches, oder auf den Kirchgang beſchränkt, welch' letzterer in der ſcheinheiligen Quäker- und Muckerſtadt beſonders unter den Amerikanern eine große Rolle ſpielt. Die Stadt beſitzt nicht weniger als fünfhundert Kirchen, unter denen ſich auch eine große Zahl von Quäker-Kirchen befindet. Sie unterſcheiden ſich von den anderen Gotteshäuſern hauptſächlich dadurch, daß ſie ſämmtlich in mit hohen Mauern umgebenen und von

der Straße abgesperrten Gärten stehen, und weder Thurm noch sonst einen architektonischen Schmuck aufweisen, so daß man sie für gewöhnliche, einstöckige Wohnhäuser halten könnte. Ebenso kahl sind sie auch im Innern. Vier glatte, weiße Wände, ohne irgend welchen Kreuz- oder Bilderschmuck. Auf dem Boden stehen einige Reihen roh gezimmerter Bänke, deren eine Hälfte für die Frauen, die andere für die Männer bestimmt ist. Die Quäker haben keinen Priester. Sie versammeln sich des Sonntags in der Kirche und warten auf den „heiligen Geist", der gewöhnlich so gnädig ist innerhalb kurzer Frist eine oder die andere Person, Mann oder Frau zu überschatten. Die Betreffende erhebt sich dann und giebt der versammelten Quäkergemeinde die Eingebungen des heiligen Geistes von ihrem Platze aus kund. Nicht selten kommt es jedoch vor, daß die Gemeinde vergebens auf diese Eingebungen wartet, und es gewährt einen sonderbaren Anblick, die versammelten, Grau in Grau gekleideten Quäker regungslos stundenlang dasitzen zu sehen.

Diese Abkömmlinge William Penns gehen in neuerer Zeit einer radikalen Umwandlung ihres Lebens und ihrer Religionsformen entgegen. Wohl haben die Alten noch ihre einfache, zurückgezogene, wahrhaft patriarchalische Lebensweise, ebenso wie das trauliche „Du" im Umgange untereinander beibehalten, aber unter der jüngeren Generation giebt sich bereits die Reaktion kund. Die langweiligen, grauen Quäker-Gestalten verschwinden allmählich aus dem Straßenleben, und nur des Sonntags werden die Quäkertrachten zum Kirchgang angelegt. Die Frauen sind dann sämmtlich in graue Gewänder ohne irgend die geringste Verzierung gehüllt, während der Kopf unter großen, häßlichen Hauben verborgen ist. Die Männer tragen Frack und enge Beinkleider, Strümpfe und Schnallschuhe und einen niedrigen, breitkrämpigen Zylinderhut. — Die Quäker Philadelphias genießen den Ruf großer Vorsicht in ihren Geschäften, übertriebener Sparsamkeit und bedeutenden Reichthums.

Während die Quäker, wie man behauptet, von wahrer Religiosität beseelt sind, geben sich leider die Baptisten, Methodisten und Dutzende Andersgläubiger den Anschein der Religiosität, wovon sich die Deutschen der Stadt glücklicherweise ausschließen. Der Kirchenbesuch ist hier durch dieses Muckerthum nahezu obligatorisch geworden, und ohne irgend einer Religionssekte anzugehören, und ihre zeitraubenden, religiösen Uebungen an Sonn- und Wochentagen fleißig mitzumachen, wird ein junger Mensch vergeblich nach Beschäftigung oder Erfolg in seinem Geschäfte streben. Diese religiösen Versammlungen, in und außerhalb der Kirche, religiöse Bankete, Zusammenkünfte in Feld und Wald (Camp-Meetings) u. s. w. haben gerade in Philadelphia einen, man könnte sagen, krankhaften Charakter angenommen, der sicherlich nicht zum Wohle der Stadtbewohner beiträgt. Diese Scheinheiligkeit geht so weit, daß es Caffeehäusern, Restaurants, Theatern u. s. w. absolut nicht möglich wäre, ohne die deutsche Bevölkerung und die vielen Fremden hier zu bestehen. Damit ist jedoch nicht gesagt, daß

der Conſum von Branntwein und Bier hier geringer ſei, als anderwärts. Es iſt hier nur der Schein, der gewahrt ſein will, und ungeachtet der zahlloſen Kirchen und Wohlthätigkeitsanſtalten und religiöſen Gemeinden giebt es hier mehr verborgene Sünde und Elend, als in anderen Großſtädten. Nur die ſogenannten Variety-Theater mit ihren Schauſtellungen halbentblößter Frauengeſtalten, und Produktionen der niedrigſten Sorte geben mit ihren ſtets vollgefüllten Häuſern Zeugniß von der Geſchmacksrichtung einer gewiſſen Volksklaſſe. Ebenſowenig werden der Stadt, ſelbſt von Seiten der Amerikaner, beſonders gute Sitten nachgerühmt, und es wäre allerdings traurig darum beſtellt, wenn man all' den Gerüchten hierüber Glauben ſchenken wollte. Es iſt etwas Eigenthümliches um das geſellſchaftliche Leben in Philadelphia; die abendlichen Beſuche und Zuſammenkünfte in den unerleuchteten Parlors, die religiöſe Heuchelei, der Mangel an äußerer Anregung und Erheiterung des Geiſtes tragen zu dieſer, man könnte ſagen, Verkommenheit des ſozialen Lebens viel bei. Es wäre erfreulich, wenn die Ausſtellung von 1876 das korrupte, geſellſchaftliche wie geſchäftliche Leben ein wenig aufgerüttelt hätte.

Die Wiſſenſchaft beſitzt in Philadelphia einige hervorragende Inſtitute, und vor Allem die „University of Pennſylvania", die ſich, wie die anderen Hochſchulen des Landes, allmählich aus dem Gymnaſium und der Realſchule, dem College, zu einer der erſten Univerſitäten Amerikas entwickelte. Ihre großartigen, palaſtähnlichen Gebäude gehören zu den ſchönſten der Stadt. Der Lehrkörper beſteht aus einigen vierzig Profeſſoren, die einem „Board of Truſtees" unterſtehen, deren Präſident der jeweilige Gouverneur des Staates Pennſylvanien iſt. Im Departement of Arts werden vorwiegend die Gymnaſialfächer vorgetragen, während das Departement of Science mit ſeinen vier Jahrgängen hauptſächlich die Heranbildung von Chemikern, Bergwerk- und Hüttenkundigen, Architekten, Maſchinenbauern, Ingenieuren ꝛc. zum Ziele hat. Das Schulgeld beträgt in beiden Facultäten jährlich 150 Dollars. Die mediziniſche und juriſtiſche Facultät ſind ausſchließlich Fachſchulen, und es genießt insbeſondere die erſtgenannte einen vorzüglichen Ruf. Ebenſo bekannt iſt auch das „Dental-College", das Inſtitut für Zahnärzte, das unter ſeinen vielen Hundert Studenten zahlreiche Europäer aufweiſt. Hier erhalten die mit Recht ſo berühmten amerikaniſchen Zahnärzte ihre Ausbildung.

Es ſei hier noch eines Umſtandes erwähnt, der bis jetzt geeignet war, den guten Ruf der pennſylvaniſchen Univerſität im Auslande zu ſchwächen. Außer dieſer Hochſchule beſteht in Philadelphia noch dem Namen nach eine zweite, welche die Benennung „Philadelphia University" führt und ſich hauptſächlich mit der Ausſtellung von Doktordiplomen gegen Erlegung eines gewiſſen Geldbetrages befaßt. Dieſes ſchwindelhafte, in Europa bekannte Unternehmen hat mit der vorgenannten großen Univerſität nichts gemein, und es iſt demnach gerathen, die beiden Inſtitute von einander wohl zu unterſcheiden.

Die ältere Hochſchule Philadelphias, nach ihrem wohlthätigen Stifter Girard-College genannt, iſt zur Zeit berühmter als die Univerſität. Girard, dem die Stadt eine ganze Anzahl gemeinnütziger Stiftungen verdankt, widmete zwei Millionen Dollars und einen großen Baugrund der Errichtung dieſer Lehranſtalt, die gegenwärtig über 500 Schüler, ausſchließlich Waiſen, zählt und zu den beſtgeleiteten Anſtalten Amerikas gehört.

Außerdem beſitzt Philadelphia noch in ſeinem Franklin-Inſtitut mit ſeiner reichhaltigen techniſchen Bibliothek und Modellenſammlung und ſeinen gelehrten Mitgliedern eine hervorragende Heimſtätte für die Wiſſenſchaft, und ſeine Zeichnenſchule, Vorleſungen und Leſeſäle erfreuen ſich ſtets zahlreichen Beſuches.

Es muß überhaupt anerkannt werden, daß nicht nur in Bezug auf freien Unterricht in populären Wiſſenſchaften in Amerika und ſpeziell in Philadelphia von edlen Männern viel geleiſtet wird, ſondern daß auch das Publikum, und beſonders die Frauen-Welt, bei dem gänzlichen Mangel anderweitiger erbaulicher Zerſtreuungen dieſen Vorträgen großes Intereſſe entgegenbringen.

Die beiden größeren Bibliotheken, die Mercantile- und die Philadelphia-Library, werden ebenfalls mehr in Anſpruch genommen, als dies mit den Bibliotheken anderer Städte der Fall iſt.

Das Deutſchthum Philadelphias erfreut ſich in Amerika keines günſtigen Rufes. Das Gefühl der Zuſammengehörigkeit, der geſelligen Unterhaltung ſcheint den Deutſchen der Stadt ſtark abzugehen, und die deutſche Bevölkerung ſetzt ſich auch theilweiſe aus Elementen zuſammen, denen jedwede Bildung entſchieden abgeht. Das Wirthshaus-Weſen gilt einer großen Zahl der Deutſchen als das Ziel ihres Strebens, und von den vielen Trinkſtuben und Kneipen, Hôtels niederen Ranges und ſchlechten Boardinghäuſern iſt die Mehrzahl in ihren Händen, während andererſeits auch anerkannt werden muß, daß die geſammte Bierbrauerei nicht nur Philadelphias, ſondern von ganz Amerika in den Händen der Deutſchen ruht. Ihre Vereine, Clubhäuſer und beſſeren Vergnügungslokale, deren nahezu jede amerikaniſche Großſtadt eine bedeutende Zahl beſitzt, ſind in Philadelphia ſelten, und ohne irgend welchen Werth. Das Deutſchthum gelangte deshalb hier zu keiner Geltung und keinem Einfluß, und wenn deſſen ungeachtet eine Reihe von Deutſchen öffentliches Anſehen und hohe Achtung genießen, ſo haben ſie dies ihren perſönlichen Verdienſten und nicht ihrer Partei zuzuſchreiben. Das einzige bedeutende Inſtitut der Deutſchen iſt die „Deutſche Geſellſchaft“ mit hübſchem Vereinslokale, großer Bibliothek und einem vortrefflich ausgeſtatteten Hospital.

Der Grund dieſer ungünſtigen Verhältniſſe mag theilweiſe in der großen Ausdehnung der Stadt zu ſuchen ſein, die den in allen Stadttheilen zerſtreut wohnenden Deutſchen das geſellige Beiſammenſein u. ſ. w. ſehr erſchwert. Die Deutſchen, vereinzelt

wohnend, verſchwinden in der Maſſe der ſie umgebenden Anglo-Amerikaner, und aſſimiliren ſich mit ihnen mehr und früher als in irgend einer anderen Stadt, ſie raffen ſich nur in einzelnen Bezirken zu kümmerlichem Vereinsleben auf.

Die farbige Bevölkerung Philadelphias beläuft ſich auf ca. 30,000 Seelen und lebt vielleicht in beſſeren Verhältniſſen als in irgend einer anderen Stadt Amerikas. Die Neger haben ihre Kirchen und Schulen, ihre Prieſter und Advokaten und werden von der weißen Bevölkerung freundlicher behandelt als anderwärts. Sie liefern das Hauptkontingent der Diener und Aufwärter in den Hôtels und den Philadelphia ſo eigenthümlichen Boardinghäuſern und ſind als ſolche in der That unerſetzlich.

Philadelphia: Szenen am Schuylkill-Fluß.

Vergleicht man Newyork in gewiſſen Beziehungen mit Paris, ſo kann man Philadelphia in derſelben Weiſe mit London vergleichen. Es iſt voll der intereſſanteſten Anſtalten, Gebäude, Monumente, Sehenswürdigkeiten, aber ebenſo wie in London würde man Monate brauchen, ſie aufzuſuchen, und ganze Bücher, ſie zu beſchreiben. So die koloſſalen Maſchinen-, Teppich-, Möbel-Fabriken, die Gießereien, Schulen, Spitäler, Muſeen und Gefangenhäuſer. Aber wir eilen vorüber, den Ufern des Schuylkill-Flußes zu, an denen ſich das Sehenswertheſte Philadelphias, der reizende, große Fairmount-Park ausbreitet. Die Welt-Ausſtellung von 1876 machte ihn der ganzen Welt bekannt, und jeder Beſucher wird ſich mit Vergnügen an die prächtigen

Ausſtellungsbauten, an die herrlichen Thäler und waſſerreichen Schluchten des Parks erinnern, der mit jenem, dem Amerikaner ſo eigenthümlichen Enthuſiasmus und Selbſtgefallen als der größte und ſchönſte der Welt geprieſen wird.

Der Schuylkill-Fluß

bei Laurel-Hill.

Es iſt nicht der einzige Park Philadelphias. Die Quäkerſtadt beſitzt deren noch mehrere in Geſtalt ihrer wunderherrlichen Friedhöfe, denen das Vorrecht unter allen Ruheſtätten der Todten in der ganzen weiten Welt nicht beſtritten werden kann.

Digitized by Google

Mag man über den wunderlichen Styl der Steinmonumente und Obelisken, mit denen man hier die Gräber der Verſtorbenen ziert, auch lächeln. Das Grün der hohen Bäume, die ſie beſchatten, und die herrlichen Parkanlagen, die ſie umgeben, verſöhnen uns damit, ſowie mit der traurigen Beſtimmung dieſer paradieſiſchen Ruheſtätten.

X. Die Seebäder von Neu-Jerſey.

1. Long-Branch.

Die Badeluſt, die Liebe zur See, hat ſich von Europa auch nach Amerika verpflanzt. Man iſt dem ewigen Ozean, dem alten Geſellen, von Herzen gewogen, ſo lange man ſich bloß an ſeinen Küſten, aber nicht — in irgend einem Schiffe auf ihm befindet.

Wie in Europa, ſo finden ſich auch in Amerika die Seebäder hauptſächlich an jenen Küſten, welche den großen Städten am nächſten gelegen ſind, und ſo iſt denn auch die atlantiſche Küſte Nordamerikas von Boſton herab bis nach Cape-May, an der Mündung des Delaware, ein einziges Seebad.

Bisher war die alte Dame Europa mit dem noch älteren, ſtets galanten Ozean im beſten Einvernehmen, ſeitdem aber die junge Rieſin Amerika zu ſolcher Schönheit herangewachſen, wandte er ſich von ſeiner alten Liebe theilweiſe ab, um ſich die Zuneigung der jungen, transatlantiſchen Schönen zu gewinnen.

Und er gewann ſie auch, aber erſt ſeit wenigen Dezennien. Die Damen brachten die Seebäder in die Mode. In Trouville und Brighton und anderen faſhionablen Orten hatten ſie kennen gelernt, wie ſchön und angenehm und leicht es ſich an der See leben läßt, und wie Amerika in allen Dingen den europäiſchen Moden und europäiſchem Geſchmack folgte, ſo war es auch hier ohne Seebäder nicht mehr glücklich.

Prinzeſſin Mode zog ſich von den Landhäuschen aus der Umgebung Newyorks und aus den Kurorten des Inlandes an die See und behauptet ſich da bis auf den heutigen Tag.

So bekam denn Amerika ſeine Seebäder, — ſein Newport und Cony-Island, ſein Manhattan-beach, Long-Branch, Atlantic-City und Cape-May. Newport im kleinen Staate Rhode-Island iſt der Rendezvousplatz der amerikaniſchen Ariſtokratie, Long-Branch iſt die Favoritin der Newyorker eleganten Welt, und Atlantic-City iſt das Seebad von Philadelphia, „the Quaker-City on the Sea", die Quäkerſtadt an die See

Aus den Seebädern: Mondnacht am Meeresstrand.

verpflanzt. Es iſt überraſchend, daß man in dem ungeheuren Bienenkorbe zwiſchen der Atlantik und Pacific, in dem raſtloſen, ſchnelllebigen, thätigen Amerika überhaupt Orte findet, wo Müßiggang und Nichtsthun an der Tagesordnung ſind, Orte, von derſelben Bevölkerung wie ſie Newyork und Chicago und Boſton bewohnt, und doch ſo unendlich ruhig, ſo gänzlich außerhalb des fieberhaften Gelderwerbes, des ewigen Spekulirens und Calkulirens, das doch nirgends *mehr* zu finden iſt, als eben in den ungeheuren Geſchäftszentren der neuen Welt. —

Die amerikaniſche Seeküſte von Boſton bis zur Mündung des Delaware herab iſt wie eigens für Badezwecke geſchaffen; die ſchöne Mutter Erde, die ſich in England in ſchroffen, hohen Kalk-Klippen Poſeydon entgegenſtellt, ſchmiegt ſich hier ſo ſanft und weich an das Meer wie in Trouville, und damit ſich die zarten Schönen Amerikas ihre Füße nicht verletzen, oder gar wie in Etretat und Brighton zu derben Strohpantoffeln greifen müſſen, beſtreute ſie die ganze Küſte mit ſo feinem weichen Sand, daß es eine wahre Freude iſt, mit nackten Füßen darauf herumzutrippeln. Nördlich von Newyork bis nach Canada hinauf iſt jedoch die Küſte ebenſo felſig und ſteil, wie die Südweſtküſte Englands.

Long-Branch iſt das Prototyp des amerikaniſchen Seebades. Seine geringe, nur etwa dreißig Meilen betragende Entfernung von der Metropole des Continents hat es zum beliebteſten und bekannteſten Badeorte der Transatlantiſchen Seeküſte gemacht. Mehrere Wege, zu Land und zu Waſſer, führen von Newyork dahin. Der ſchönere iſt die Fahrt mit dem Dampfboote über die herrliche Bai von Newyork nach Sandy-Hook, die wohlbekannte Landſpitze, das erſte Stückchen Amerikas, das der Europäer gewöhnlich zu ſehen bekommt, ſollte er nicht ſchon zuvor an den Bänken von Neufoundland geſcheitert ſein. Dann freilich iſt es anders. Von Sandy-Hook führt eine Eiſenbahn nahezu am Rande des Meeres über eine jener langen Nehrungen dahin, wie ſie Oſtpreußen aufzuweiſen hat. Elf Meilen Fahrt durch kahle, neugebaute, wie Pilze aus dem Boden gewachſene Seebäder bringen den Beſucher nach Long-Branch.

Wie in den europäiſchen Bädern, ſo macht ſich der Geſchäftsgeiſt der Hôtelbeſitzer auch hier ſchon bei der Ankunft am Bahnhofe breit, wo ein halbes Hundert Omnibuſſe bereit ſtehen, die Badegäſte nach dieſem oder jenem Hôtel zu führen. Man kann ſich glücklich ſchätzen, wenn man den Ueberfällen der Kutſcher und Condukteure mit heiler Haut entrinnt. Ein Schreien und Lärmen, ein Gedränge und Stoßen, das uns zur Verzweiflung bringen könnte. Endlich iſt man in einen Omnibus geſtiegen. Die Thüre wird zugeſchlagen und fort geht's, dem Orte zu, der ſich wie Brighton mehrere Meilen weit längs der Küſte hinzieht. Long-Branch iſt ſo lang, als man Luſt hat, eigentlich noch viel länger, denn die ganze Meeresküſte, von Sandy-Hook herab bis Cap-May, der Südſpitze von Neu-Jerſey, iſt ein einziges Seebad, und da

zwiſchen den einzelnen Badeörtchen keine Grenzen gezogen ſind, und man nicht weiß, wo das eine aufhört und das andere anfängt, ſo kommt man aus Long-Branch eigentlich gar nie ohne Benützung der Eiſenbahn heraus.

Und was iſt der Ort?

Eine unendlich lange Reihe von großartigen Hôtel- oder beſſer geſagt von Kaſernenbauten und kleinen eleganten Landhäuschen in Reih' und Glied, auf kahlem gelben Sande ſtehend, die Fronten dem Meere zugewendet. Alles Tannenholz und Oelfarbe, grüne Fenſterläden, breite Verandas um das Haus und hohe Fahnenſtangen auf dem Dache. Hier iſt der Sitz der Crême, des leichten Schaumes der Newyorker Codfiſh-Ariſtokratie. Ihm gegenüber der Schaum, die Brandung des Meeres, in langen Wellenlinien auf dem Strande ſpielend. Und zwiſchen beiden eine ſchöne, ebene, breite Fahrſtraße, die gegen die See zu von einem ſchattenloſen Fußwege mit kleinen Pavillons und Sitzbänken begleitet wird. Unterhalb dieſer Promenade, am Fuße einer etwa zwanzig Fuß hohen Klippe, iſt der Meeresſtrand mit ſeinen zahlreichen Badehäuschen.

Außer dieſer faſhionablen Avenue — die in mehr als einer Beziehung dem „Drive" von Brighton gleicht — ſind wohl noch viele andere Straßen landeinwärts zu. Allein es ſind traurige Straßen, ohne Baum und Gras — auf weißem Sand erbaut — und von der einzigen Anziehung — dem Meere — über eine Meile weit entfernt.

Dennoch ſind alle Häuſer und Häuschen in dieſen Vorſtädten, oder vielmehr Hinterſtädten von Long-Branch ebenſo mit Gäſten überfüllt, wie die „Sea-Avenue" ſelbſt. Und warum? Es iſt eben Newyorker Mode, in Long-Branch den Sommer über zu wohnen, und ob es nun in den eleganten Kartenhäuschen am Meere, oder in den Bretterhütten dahinter iſt, — es gilt in der nächſten Winterſaiſon in der Hauptſtadt gleich: Man hat eben in Long-Branch gewohnt.

Wie in London, ſo iſt auch hier das Weſtende mit dem großartigen, aber hölzernen Weſtend-Hôtel, der Villa des ehemaligen Präſidenten Grant und anderen eleganten Bauten, der faſhionable Theil, und man iſt wirklich überraſcht von der Pracht der Toiletten, der Schönheit der Equipagen und Pferde, vom Reichthum der Hôtel-Parlors oder „Salons"! Man könnte ſich nach Saratoga oder Vichy oder Baden-Baden verſetzt fühlen, wüßte man nicht, daß dieſe glänzende Außenſeite hier wie im ganzen eleganten Leben Amerikas nur innere Beſchränktheit deckt. So in den Hôtels: Ueberall ſind die Empfangsräume, die Speiſeſäle und Salons mit überraſchender Eleganz möblirt, und anſcheinend die arabiſchen Märchen verwirklicht; aber ſieht man erſt die eigentlichen Wohnräume, die Schlafzimmer ꝛc., ſo iſt man enttäuſcht von ihrer grenzenloſen Kahlheit und Einfachheit. Keine Bilder, keine Teppiche, keine Möbel — bis auf das Bett, den Waſchtiſch und ein paar Stühle. Das iſt die

vielgerühmte Pracht der amerikaniſchen Hôtels. — Ebenſo iſt es mit dem Theater und dem Conzertſaale, die Long-Branch beſitzt. Man ſpielt Alles, vom franzöſiſchen Luſtſpiele bis zur klaſſiſchen Tragödie, vom Strauß'ſchen Walzer bis zur Haydn'ſchen Schöpfung — aber die Aufführung läßt überall viel zu wünſchen übrig. Man beſucht dieſe Lokale, beſetzt alle Tiſche, aber welches Verſtändniß bringt man den Aufführungen entgegen!

Deſto ſchwerer und echter iſt es mit dem Aufwand an Toiletten und Equipagen. Worth's berühmte Toiletten ſind am Strande von Long-Branch viel häufiger zu finden als in Trouville und Brighton. Die Brillanten glänzen hier feuriger, wie in den Sälen der alten franzöſiſchen Ariſtokratie, und die Equipagen, Pferde und Geſchirre ſind ebenſo reich wie auf der Praterſtraße in Wien. Karoſſen fliegen vorüber, von reichen Rentiers ſicher gelenkt. Offene Landauer, ſteife Diener auf dem Bock und eine nachläſſig hingeſtreckte Schöne auf den Kiſſen im Innern, Reiterpaare auf feurigen Kentucky-Pferden, und daneben elegant gekleidete Fußgänger auf den Promenaden.

Aber das größte Leben findet man an den Ufern des launiſchen Meeres, das hier ebenſo leicht tödtet als es liebkost, denn Long-Branch iſt berüchtigt wegen der Menſchenopfer, welche es alljährlich während der Badeſaiſon fordert.

Auch die Schiffstrümmer, die hie und da aus dem weichen Sand hervorlugen — ein Stückchen Tau, eine zerriſſene Kette, — beweiſen zur Genüge, daß das ſchöne Meer bei all' ſeiner Schönheit hier ebenſo treulos ſein kann, wie — das Weib. Und auch die Seepflanzen am Strande — man fängt ſich in ihren unter dem weichen, zarten Sande verborgenen Schlingen — erinnern ſie nicht ebenſo ſehr an das Weib? Nur daß jene dies unbewußt und zufällig, dieſe jedoch zuweilen auch ſyſtematiſch betreiben.

Für das Weib iſt der Ozean ein ewiger Carneval, ein alter vergnügungsluſtiger Knabe, dem es ſich ungenirt in die Arme werfen kann. Er umfängt ſie und küßt ſie und ſpielt mit ihr wie mit ſeinem Bräutchen. Er wiegt ſie auf ſeinen Armen, und — hierin beweiſt er ſeinen überirdiſchen Charakter — er läßt ſie unverletzt und *ohne* gebrochenes Herz weiterziehen. Aber dafür kommt die Schöne auch wieder, immer wieder, und enfin: iſt es nicht beſſer, ſo einige Monate hindurch täglich ſchäkern zu können, als ihr *einmal* das Herz zu brechen? —

Das Baden iſt der ſchönen Welt hier leichter und angenehmer gemacht, als in den europäiſchen Seebädern. Die beiden Geſchlechter baden hier luſtig und ungenirt untereinander, ja noch mehr, es iſt ſogar die Pflicht der Herren, irgend eine oder zwei Damen unter ihren perſönlichen Schutz zu nehmen, ſie ins Waſſer zu geleiten, ſie über die Wellen zu halten und bei ihren Schwimmverſuchen zu unterſtützen. Im Waſſer wird bald Freundſchaft geſchloſſen, und ſelbſt wenn man ſich in den Salons zu Lande kaum anblickt, iſt man im Waſſer miteinander mehr als vertraut. Im

Waſſer und am Strande wird Alles zum Kinde — Frauen und Männer und Mädchen, Alles iſt im tollen Durcheinander, lacht und ſchäkert und ſpielt. Man wirft ſich in den Sand und bewirft ſich gegenſeitig damit, und balgt ſich herum, bis unter lautem Jubel und Geſchrei eine große Welle über alle hinwegſtürzt und ſie für einen Augenblick begräbt. Aber kaum iſt die Brandung vorüber, als auch ſchon das tolle Treiben aufs Neue beginnt.

Man bleibt in Amerika durchſchnittlich viel länger im Waſſer, als in England und Frankreich, wo es als Regel angeſehen wird, nicht über ein Viertelſtündchen in der See zu verweilen. Hier weilt man während des Vormittags ſtundenlang darin oder zum Wenigſten im Badeanzuge, indem man die Zeit etwa wie die Amphibien zwiſchen Land und Waſſer theilt.

Aber die Badeanzüge! Nichts iſt ſchrecklicher als dieſe dunkelblauen, weiten, ſchmuckloſen Flanellſäcke, die bei Herren und Damen vom Halſe bis an die Knöchel reichen!

Wenn man in dieſen ſchweren Büßerkutten ins Waſſer ſchreitet, dann begreift man, warum alljährlich ſo viele Badende hier ertrinken. Weshalb die ſchöne Welt Amerikas ſich in dieſe Kotzen vergräbt, in denen ſelbſt Venus häßlich ausſehen müßte, und nicht die leichten und ſchönen franzöſiſchen Bademoden adoptirt, iſt unbegreiflich — es wäre denn, ſie wollten ihre ausgeſprochene Magerkeit verbergen, die viele Illuſionen zerſtören könnte.

Es iſt überhaupt ein merkwürdiges Ding um den ſogenannten Anſtand. Auch er iſt den launiſchen Moden unterworfen. Während die Schönen am Abend bei den häufig ſtattfindenden Tanzkränzchen oder hier ſogenannten „Hups" doch Hals, Buſen und Arme entblößt tragen, würden ſie eher vor Scham vergehen, als ſich in derlei Koſtüm, welches ihre Reize nicht verhüllt, dem doch ſo alten Ozean in die Arme zu werfen!

Die Badehäuſer ſind in Long-Branch und den andern Seebädern ſehr bequem eingerichtet. Jedes Hôtel, ja ſogar jedes einzelne größere Landhäuschen hat ſein eigenes Badehaus am Strande. Aber dennoch laſſen Viele ſich es nicht nehmen, ſchon in ihren Häuſern Toilette zu machen, und in dem häßlichen Koſtüme durch die Straßen nach dem Meere zu wandern. Sie können zum wenigſten ſicher ſein, daß kein neugieriges Auge ihnen folgt.

Außer den Bädern iſt der abendliche Tanz in den Hôtelſalons und der damit verbundene Klatſch das einzige geſellige Vergnügen. Den Nachmittag pflegt man durch Fahren und Reiten auf Grande-Promenade zuzubringen, wenn man Wagen und Pferde beſitzt. Der Reſt der Badegäſte promenirt an der Seeküſte oder ruht unter den, amerikaniſchen Hôtels eigenthümlichen, breiten Verandas — hier Piazzas

genannt — auf den obligaten Schaukelſtühlen, halb ein Opfer der Conzertproduktionen des Hôtelorcheſters, halb in Morpheus' Armen gewiegt. Die in England ſo beliebten Spazierfahrten auf dem Meere ſind hier in den meiſten Bädern weniger beliebt, wozu wohl auch die hier immer unruhige, wellenbewegte See beitragen mag. Dagegen werden alljährlich in der Nähe von Long-Branch die berühmteſten Pferderennen Amerikas, die Monmouth-Park-Races abgehalten, die dem faſhionablen Badeorte dann für wenige Wochen ungewöhnliches Leben verleihen.

2. Atlantic-City.

Atlantic-City,
vom Leuchtthurm aus geſehen.

Etwa in der Mitte zwiſchen den beiden „Watering-Places" Amerikas — zwiſchen Long-Branch und Cape-May — liegt das große Seebad Philadelphias, das den ſtolzen, königlichen Namen „Atlantic-City" — „Altſtadt der Atlantis" führt. Daß dieſer Name von Rechtswegen anderen Seebädern eher gebühren würde, ſehen alle fünfzig Millionen Menſchen Amerikas ein, nur nicht die Indianer und die Million Einwohner Philadelphias, denen Atlantic-City daſſelbe iſt, was Cony-Island den Newyorkern, und Margate den Londonern, d. h. das Seebad und die Sommer-Reſidenz des guten, ehrſamen Volkes. —

Die ſtolzen atlantiſchen Rivalen von Philadelphia haben den Namen dieſes Seebades mit vollem Rechte ſpottweiſe in „the Quaker-City on the Sea" — die Quäkerſtadt an der See" umgetauft, und dieſer Name vereinigt in ſich all' die Eigenſchaften, welche dem Seebade Philadelphias anhängen. Dieſelbe maſſenhafte Ausdehnung, dieſelbe Unzahl von Straßen mit Privat-Reſidenzen, dieſelbe Scheinheiligkeit und dieſelbe Langweiligkeit. — Und dazu geſellen ſich noch ein paar andere Eigenſchaften, die auch nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehören: fußtiefer Staub in den Straßen, und eine Armee von Fliegen in den Häuſern und Hôtels.

Atlantic-City kann auf internationale Berühmtheit noch viel weniger Anſpruch machen, als irgend eine Stadt Amerikas. Es iſt ſpezifiſch quäkerhaft, und nahezu das ausſchließliche Eigenthum der Philadelphiaer.

An Zuſpruch mangelt es nicht und trotzdem fehlt es dem ſo herrlich an der Küſte des Ozeans angelegten Orte an Leben. Es fehlen die Equipagen und Karoſſen in den Straßen, und das Aufwirbeln des Staubes fällt nur den Eiſenbahnzügen und Omnibuſſen zu, welche die einzelnen Straßen mit dem Bahnhofe verbinden. Und auch die Schaaren von Spaziergängern und Badegäſten, welche in anderen Seebädern die Promenaden ſo belebt machen, fehlen hier. Der Philadelphiaer verläßt ſein Haus, ſein „Parlor" in der Quäkerſtadt nur, um ein paar Wochen — nicht in der freien

Atlantic-City: „Der Leuchtthurm".

Natur oder an der See, ſondern anſcheinend wieder nur in ſeinem „Parlor", ſeiner „Cottage" in Atlantic-City zuzubringen. Die Sommer-Ausflügler hocken in ihren Cottages, und hie und da ſieht man ein lockiges Köpfchen hinter den Gardinen oder Blumenſtöcken am Fenſter neugierig hervorgucken, wie um den Frechen zu erſpähen, der die Ruhe der Straßen durch ſeinen Spaziergang ſtört.

Und doch entbehren dieſe breiten, mit weißem Staub bedeckten Straßen nicht allen Reizes. Die einzelnen Villen und Luſtſchlößchen, die ſie umſchließen, ſind ganz comfortable gebaut, und jedes einzelne mit blühenden, ſchattigen Gärtchen umgeben, die ein wahres Paradies für eine minder langweilige, quäkerhafte Bevölkerung ſein würden. So jedoch erſcheint jedes dieſer Sommerhäuschen wie eine alte, unzugängliche

Atlantic-City: Die Haupt-Avenue.

Ritterburg mit Wällen und Gräben, deren Zugbrücken nur für die Mitglieder der Familie herabgelassen werden. In Long-Branch und Cape-May ist das Leben auf den Straßen und am Strande, in den großartigen Hôtels und Tanzlokalen. In Atlantic-City ist es in den Parlors der eigenen Häuser und den Badekämmerchen, und nur am Abend kommen die grauen Quäkerlein aus ihren Schneckenhäusern hervor, wie Regenwürmer nach einem Regen.

Der Zeitvertreib der Einsiedler von Atlantic-City ist während des Tages zwischen Essen und Schlafen getheilt. Am frühen Vormittage wird das obligate Bad genommen, und dann erscheint man erst wieder am späten Abend nach Sonnenuntergang, wenn das Licht des hohen, schönen Leuchtthurmes der Stadt, über die Dämmerung siegend, auf die Klöster und Einsiedlerhütten zu seinen Füßen strahlt. Da beginnt sich's auf dem fußtiefen, losen Sande von Atlantic-City zu regen und zu strecken. Die Damen und Herren und Kinder erscheinen wieder und waten stumm durch den Sand spazieren. —

Das einzige rege Leben auf dem Strande entwickelt sich an den Abenden der Samstage, wo es den Männern die Zeit gestattet, von Philadelphia aus ihre Penelopen in dem zwei Stunden von dort entfernten Atlantic-City zu besuchen. Dann sieht man in der That Tausende den Strand entlang auf und nieder wandeln, dann herrscht auch Leben und Lärm und Freude, die bis

Atlantic-City: Das Seebad vom Meere gesehen.

tief in die Nacht hinein währt. Am Montag Morgen jedoch ist die Stadt wieder in jene trostlose Monotonie und Langeweile gehüllt, die dem Fremden und Unbekannten den Aufenthalt unmöglich machen.

Und doch ist dieses Seebad den Philadelphiaern so ans Herz gewachsen, daß sie bei jeder Gelegenheit eine Lanze dafür einlegen. Die Macht der Gewohnheit, die Bequemlichkeit hat es ihnen lieb und theuer gemacht, und sie mögen sich wahrscheinlich recht wohl darin fühlen. Dem Fremden aber, dem Newyorker und dem „Westernman" erscheint es ebenso todt, ebenso langweilig, wie — die Quäkerstadt selber.

Und was Einem auch in Atlantic-City an Comfort abgeht, was man sich auch über das quäkerhafte Leben und Treiben ärgern muß, die Natur — nicht am Lande, — sondern am Ozean ersetzt es Einem tausendfach. Es liegt etwas Unsagbares in den Reizen und der Romantik des Ozeans! — Es ist ewig das Gleiche, ewiges Einerlei und doch wird man von Tag zu Tag mehr hingezogen. —

Und so mag es denn sein, daß Atlantic-City nur seines Meeres wegen besucht wird. Ist es so, dann erscheint dieser Besuch vollkommen gerechtfertigt. Allein wenn man den einsamen, todten Strand betrachtet, dann glaubt man nicht daran.

3. Cape-May.

Die Poesie des Meeres läßt sich übrigens am ungestörtesten empfinden, wenn man — festen Boden unter den Füßen — nur die Blicke über die unermeßliche Wasserwüste schweifen läßt. Cape-May, das liebliche Seebad an der Südküste Neu-Jersey's, ist ein solcher Küstenpunkt, der den Besucher durch manches anmuthige und interessante Strandbild erfreut. Cape-May ist als Badeort nicht ganz so „fashionable", wie seine stolzeren Rivalen Newport und Long-Branch. Doch besitzt der Badeort als einer der nächsten Küstenpunkte für die Bevölkerung von Philadelphia und Baltimore eine ganz besondere Anziehungskraft. Die Sonntags-Excursionszüge bringen regelmäßig eine ganze Emigration Städtemüder nach Cape-May. Die heilsame Sonntags-Lehre, die der Ozean der stolzen Nachbarstadt predigt, wird trotzdem nicht verstanden. Die Naturmacht, die das wilde Meer an diesem Ufer in eine Heilquelle für die Menschheit verwandelt hat, beugt sich vor keiner Menschensatzung. Man beherzigt hier dieses Urgesetz aller Schöpfung und läßt daher die regelmäßige Badezeit auch am Sonntage ohne jede Unterbrechung fortbestehen.

Der Strand von Cape-May bietet ein sehr bewegtes und lebensvolles Bild während der regelmäßigen Badezeit von 11—1 Uhr Mittags. In allen Badehäuschen vollziehen sich dann Metamorphosen, die jeder Beschreibung spotten. Der strenge Meeresgott duldet keinen Schein. In seinem Reiche herrscht nur die Wahrheit, aber leider nicht immer die Schönheit. Dieselben Frauengestalten, die noch auf der Morgen-Promenade am Strande in allen Reizen erborgter Anmuth prangten, verzaubern

ſich plötzlich zu Erſcheinungen, die man ſehen muß, um an ihre ganze unäſthetiſche Möglichkeit zu glauben. Es iſt ſicher eine Mythe und zwar die allerfabelhafteſte, daß die Göttin der Schönheit, die Schaumgeborene, aus dem Meere entſtiegen iſt. Wäre ſie im Badecoſtüm von blauen Flanell und im naſſen Rieſenhute erſchienen, ſo wäre ſie ſicher weder Göttin, noch Teufelin geworden, und Lied und Klang vom Tannhäuſer wäre nie geſungen und erklungen. Die badenden Herren repräſentiren mehr, je nach Alter und Geſtalt, die verſchiedenen Größen des niederen und höheren Sport, vom Clown bis zum Jockey. Doch dieſe bunte und unſchöne Geſellſchaft befindet ſich recht wohl in ihrem naſſen, wenn auch nicht eben ſchweigſamen Fiſchelement und findet die verjüngende Lebensquelle, die Ponce de Leon vergeblich in Florida geſucht hat, in der Brandung des alten Ozeans.

Die zwei „leitenden" Hôtels der Stadt, das „Stockton Hôtel" und die „Congreß Hall", ſind hölzerne Mammuths Karavanſereien. Die Zauberteppiche der arabiſchen

Atlantic-City: Ein Strandhôtel.

Märchen ſcheinen in ihre Salons verpflanzt, die Felſenquelle Sinai, die Moſes Gefährten einſt als ein Wunder erſchien, findet man in den Waſchtiſchen der übrigens ſehr kahlen Schlafzimmer und das zauberhafte „Tiſchlein deck' Dich" in den für viele hundert Perſonen berechneten Speiſeſälen dieſer Hôtels. — Um jedes derſelben ſind breite Gallerien angelegt, die faſhionable Promenade während der heißen Tageszeit.

Cape-May beſitzt auch das, was man in England „Ladies Mile" nennt, d. i. ein breites hölzernes Trottoir, das zwiſchen der Hauptavenue und dem Meere bis an das Ende des Ortes läuft und einerſeits von der faſhionablen, mit Equipagen und Reitern ſtets belebten, vorzüglichen Straße, andererſeits von der Brandung des Meeres nur wenige Schritte entfernt iſt. Dies iſt die „grande promenade" von

Cape-May: Der Strand bei Sonnen-Untergang.

Cape May, das Rendezvous der Senatoren und Kongreßmänner von Waſhington, der Geldariſtokratie von Baltimore und Philadelphia. Hier kann man, an der hölzernen, dem Meere zugewendeten Barrière lehnend, in einem Viertelſtündchen die ſchönſten Frauen Amerika's ſehen; wahrhaftig junoniſche Geſtalten mit den reizendſten Geſichtern, üppigem, dunklem Haar und herrlichen Augen. — Amerika iſt nicht umſonſt berühmt wegen ſeiner ſchönen Frauen und Baltimore hat den Ruf, von der Göttin der Schönheit am meiſten begünſtigt zu ſein. Deshalb iſt auch das Holztrottoir der „Ladies Mile“ nicht breit genug für den Strom von Spaziergängern, der ſich während des ganzen Tages, beſonders aber in den Nachmittagsſtunden aus den Hôtels hierher ergießt. — Selbſt der mit weichem, feſten Sande bedeckte Uferboden iſt dann eben ſo ſehr mit Equipagen und Spaziergängern beſäet, wie die „Ladies Mile“ und die Fahrſtraße jenſeits derſelben. — Ebbe und Fluth haben auf das heitere, vornehme Strandleben von Cape May bei ſchönem Wetter keinen Einfluß. Die See tritt nur um Weniges von den Ufern zurück und ſchleicht zur Fluthzeit ſo langſam und ruhig wieder die Ufer hinan, daß man es kaum wahrnimmt.

Cape-May bietet vorzüglich in ſeinen großen Hôtels, Stockton, Kongreß und Columbia-Hall, alle wünſchenswerthen Bequemlichkeiten. Die Verbindung mit Sea-Grove, dem erſt ſeit zwei Jahren beſtehenden, raſch emporblühenden Badeſtädtchen am Cape-May-Point, wird durch Straßen-Eiſenbahn und bequemere Fuhrwerke aller Art in der regſten Weiſe unterhalten. Sea-Grove beſitzt einen Leuchtthurm nebſt meteorologiſcher Station und erfreut ſich der Nähe der Bai und eines reizend gelegenen Landſees. Das junge Städtchen, in das nach Schluß der Weltausſtellung einige der neuen Hôtelbauten der Centennial-Stadt verlegt wurden, mag nach einigen Jahren erfolgreich mit Cape-May rivaliſiren.

Digitized by Google

Cape-May: Der Bahnhof am Meere.

XI. Die amerikaniſchen Eiſenbahnen.

Es iſt bekannt, daß kein Land der Erde ein nur halbwegs ſo ausgebreitetes Eiſenbahnnetz beſitzt, wie die Vereinigten Staaten. Ebenſo wenig giebt es ein Land von ſolcher Ausdehnung, in welchem blos eine Sprache herrſchte, ein Land, in welchem ſich ſo viel Comfort und ſo viele Annehmlichkeiten im Reiſen darbieten würden, wie eben hier. Eine einzige Sprache herrſcht von den Küſten der Hudſonbai bis nach Mexiko, von Alaſchka bis nach Florida. Wohl giebt es hunderte von anderen Sprachen hier, aber blos das Engliſche iſt herrſchend und dieſe Sprache genügt weitaus, mit ihr durch's ganze Land zu kommen. Und während in den anderen Welttheilen, Europa mit inbegriffen, oft zu Wagen und Pferd, und häufig ſelbſt zu des Schuſters Rappen gegriffen werden muß, um irgend eine Gegend, oder eine Stadt zu erreichen, führt in Amerika die alles nivellirende Eiſenbahn überall hin überall in des Wortes vollſter Bedeutung. — Hundertzwanzigtauſend Meilen Eiſenbahnen haben in den letzten zwanzig Jahren den ganzen Continent in ihre eiſernen Feſſeln geſchlagen, ſie ſind nicht nur überall dorthin vorgedrungen, wo ein Fünkchen Kultur Feuer gefangen, ſie ſelbſt waren die Pioniere, die der Kultur ihren Weg durch die größten Wildniſſe Amerikas, mitten durch das Gebiet des wilden Indianers, über die größten Ströme, über die höchſten Gebirge gebrochen. Kein Plätzchen iſt von ihnen unberührt geblieben. Die Lokomotive braust über die Bergſpitzen der Rocky-Mountains und der ganze Continent iſt heute mit Eiſenbahnſchienen umſchnürt, auf denen man im Fluge von einem Weltmeere zum andern gelangen kann. — In einem ſolchen Lande iſt das Reiſen leicht. —

Und dazu kommt der Comfort, den man in jeder Stadt der Union, ſei es wo immer antrifft. In den atlantiſchen Staaten, wie in den paziſiſchen und in den Prairien wird man keinen Ort, wenn auch nur mit fünfhundert Einwohnern, finden, welcher nicht ein gutes Hôtel mit halbwegs genießbarer Küche beſäße. Ja noch mehr: in den Prairien iſt ſogar das Hôtel ſchon vorhanden, bevor von der zukünftigen Stadt auch nur das erſte Haus erbaut iſt. Die Romantik des Campirens im Freien hat ſich auf die Berggipfel oder nach Texas und Neu-Mexiko zurückgezogen, und man giebt dieſe, mit Rheumatismus verbundene Romantik gewiß mit Vergnügen auf, um in einem guten Hôtel ſchlafen zu können.

Zudem ſind in den ganzen Vereinigten Staaten, von der großen Metropole am Hudſon bis zu den kleineren Städten von zehntauſend Einwohnern herab, die Hôtelpreiſe ziemlich dieſelben — zwiſchen drei und fünf Dollars pro Tag variirend, — ſo daß Amerika in der That das einzige Land genannt werden kann, in welchem man die Reiſekoſten mit ziemlicher Beſtimmtheit im Voraus berechnen kann.

Unter den Hauptvorzügen, welche die amerikaniſchen Eiſenbahnen charakteriſiren, wird man viele finden, welche auch in Europa als ein wahrer Segen betrachtet

Inneres eines Pullmann'ſchen Palaſt-Waggons.

werden könnten. Schon das Fahrbillet nach irgend einer Stadt der Staaten-Union, ja ſelbſt nach irgend einer größeren Stadt Europas und über die verſchiedenen Reiſerouten dahin, iſt in allen Hauptſtädten Amerikas käuflich, und nicht nur, wie in Europa, für einen beſtimmten Tag, ſondern für lange Zeit hinaus gültig. Das, wenn auch mitunter ziemlich umfangreiche Gepäck des Reiſenden wird nach irgend einem Orte, und ſei es auch von Newyork nach San-Franzisko, unentgeltlich befördert, ohne daß man ſich um den Transport weiter zu bekümmern hätte. Nur einige Bahnen Neu-Englands, zum Beiſpiel die von Newyork nach Boſton führende, machen

hiervon eine Ausnahme und laſſen ſich „Uebergewicht“ ziemlich theuer bezahlen. Schon in dem Hôtel der Abfahrtsſtation erhält man von dem ſogenannten Baggage Porter, einem Hotelbedienſteten, eine metallne Nummer, die man vor der Ankunft am Beſtimmungsorte noch im Eiſenbahnwaggon bei dem Agenten der lokalen Transportgeſellſchaft unter Angabe des Hôtels, in welchem man abzuſteigen gedenkt, gegen einen Empfangsſchein umtauſcht, und man iſt nicht ſelten überraſcht, das Gepäck ſchon bei der Ankunft in ſeinem Hôtel, ja ſelbſt in ſeinem Zimmer zu finden. Die Beförderung eines Gepäckſtückes nach dem Hôtel koſtet durchſchnittlich 25 bis 35 Cents am., weshalb man wohlthut ſich ſtatt mehrerer kleinerer Gepäckſtücke einen größeren amerikaniſchen Koffer anzuſchaffen. Das iſt ſchon deshalb geboten, als mit dem Paſſagiergepäck gewöhnlich in der rückſichtsloſeſten Weiſe verfahren wird. Ich ſelbſt habe auf meinen Reiſen durch den Continent durchſchnittlich alle ſechs Monate meinen Koffer erneuern müſſen.

Auf den Bahnen Amerikas giebt es außer den Emigranten-Waggons ſcheinbar nur Waggons *erſter* Klaſſe. Das amerikaniſche Volk kennt dem Prinzipe nach keine Kaſten oder Klaſſen, und es konnte vorkommen, daß der Geſandte, der Senator, ja ſelbſt der Unionspräſident mit ſeinem Diener zuſammen in demſelben Waggon, ja ſelbſt auf derſelben Sitzbank zu reiſen hatte! Das iſt die amerikaniſche „Égalité“! — Allein in der letzten Zeit macht ſich das, der franzöſiſchen Revolutionszeit abgelauſchte geflügelte Wort nicht ſo breit. Es wurde in der That geflügelt und — flog davon. Zurück blieben der „Parlor-Car“ und „Sleeping-Car“ — (Salonwagen und Schlafwagen) beide von der eleganteſten Einrichtung. Der erſtere ein wahrer Salon mit ſchwellenden Kanapees und Fauteuils, etwa wie die Hofwaggons europäiſcher Herrſcher; die letzteren elegante, mit Spiegeln, Tiſchen, Toiletten und „Cloſets“ ausgeſtattete Waggons, deren Sitze zur Nachtzeit in bequeme Betten umgewandelt werden. Für ihre Benutzung hat der Paſſagier außer dem Fahrpreiſe noch anderthalb bis zwei Dollar pro Nacht zu entrichten.

Daß die Schlafwaggons in dem Lande der größten Entfernungen eine wahre Nothwendigkeit ſind, und ſich der ausgedehnteſten Benutzung erfreuen, iſt ſelbſtverſtändlich. Amerika beſitzt jetzt drei Schlafwagen-Compagnien, von denen die Pullmann'ſche Compagnie die älteſte und größte iſt, und alle Eiſenbahnen des Weſtens befährt. Die Schlafwaggons der Wagner'ſchen Compagnie ſind auf den nordöſtlichen, jene der Woodruff'ſchen Compagnie auf den ſüdlichen Bahnen vorherrſchend. In neueſter Zeit laſſen jedoch auch einzelne Eiſenbahn-Compagnien, wie z. B. die große Pennſylvania-Bahn, auf ihre eigene Rechnung Salonwaggons mit ihren Zügen laufen, eine Einrichtung, welche der europäiſchen Eintheilung in Waggonklaſſen entſpricht. Auf einigen Bahnen des Weſtens iſt die Konkurrenz und die Sucht, ſo viel als möglich Paſſagiere heranzuziehen, ſo groß, daß ſie eine Art Schlafwagen, die ſogenannten

„Reclining chair cars“ dem Publikum ohne weitere Vergütung zur Verfügung ſtellen. So hat z. B. die von Chicago nach den Prairieſtaaten führende „Chicago- und Rock Island“ Bahn einige dieſer prächtigen Waggons erbauen laſſen.

Die Zahl der Schlaf- und Salonwaggons, welche jedem Eiſenbahnzuge hinter den gewöhnlichen Paſſagierwagen angehängt werden, richtet ſich nach dem Bedarf, überſteigt aber blos in ſeltenen Fällen zwei oder drei. Zudem ſind die amerikaniſchen Waggons im Allgemeinen doppelt, ja dreifach ſo lang als die europäiſchen, und wenn ſie deſſen ungeachtet bei großen Krümmungen nicht aus den Geleiſen ſpringen, ſo hat dies ſeinen Grund in ihrer eigenthümlichen Bauart. Sie ruhen nämlich mit ihren Enden nicht auf feſten Achſen, ſondern wie Lafetten auf ſogenannten „trucks“, deren jeder zwei bis drei Paar kleine Räder beſitzt, und die allein den Krümmungen der Bahn folgen, während der auf vertikalen Walzen ſitzende Waggonkaſten ſich von dieſen führen läßt. Auf den weſtlichen Bahnen giebt es Schlafwagen von über 100 Fuß Länge.

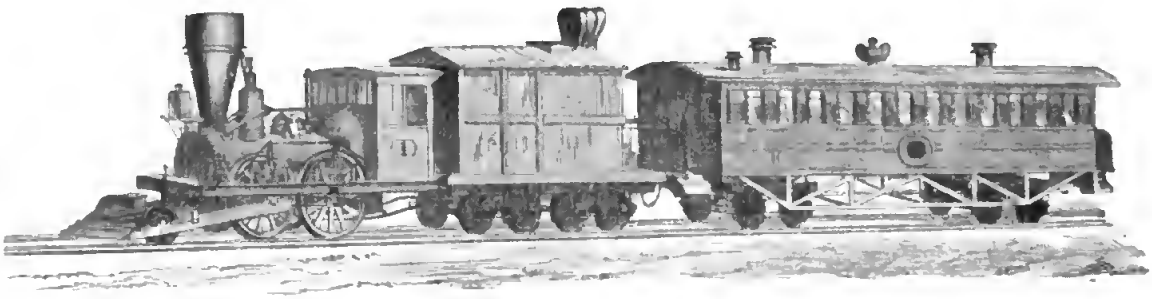
Wenn man der Sache auf den Grund geht, ſo wird man finden, daß die Eiſenbahnen in Amerika eine ſubtilere Eintheilung nach Perſonenklaſſen beſitzen, als in Europa. Allerdings nennt man die gewöhnlichen Waggons durchgehends Waggons I. Claſſe; aber es iſt doch bei jedem Zuge auch ein Waggon zweiter Claſſe, der Rauchwaggon oder „Smoking Car“, in welchem die Paſſagiere nur Fahrbillete zweiter Claſſe zu zahlen brauchen, ein Zugeſtändniß, welches ſich viele Geſchäftsreiſende, ärmere Volksklaſſen beiderlei Geſchlechts und ſchließlich auch die Neger zu Nutze machen, denn weder ihre Mittel, noch die allerdings ungeſchriebenen Geſetze geſtatten es dem Schwarzen und dem Mulatten, in einem Waggon I. Claſſe zu reiſen. In den Mittelſtaaten erfreuen ſie ſich allerdings größerer Toleranz, in den Südſtaaten jedoch dürfte es wohl kein Schwarzer wagen, mit den Weißen im ſelben Waggon zu reiſen. Die dritte Waggonklaſſe wird den gewöhnlichen Perſonenzügen nicht angehängt, ſondern wird in eigenen, langſamer fahrenden ſogenannten Emigrantenzügen zuſammengeſtellt, da ſie hauptſächlich von Emigranten benutzt werden. Das gäbe ſomit vor der Hand drei Klaſſen. Höher als die erſte Klaſſe ſtehen die erwähnten Salon- und Schlafwaggons, und wer noch beſſer, ſchneller und bequemer reiſen will, als in dieſen, der wird die gewöhnlichen Perſonenzüge überhaupt aufgeben und die auf manchen Bahnen, wie der „Pennſylvania-Bahn“, gebräuchlichen „Heizzüge“ benützen, welche z. B. die Strecke zwiſchen Newyork und Chicago in vierundzwanzig Stunden zurücklegen, und ſowohl in Bezug auf Schnelligkeit, wie auf Luxus unerreicht daſtehen dürften. Sie ſetzen ſich nur aus Palaſt- und Schlafwagen, ferner einem höchſt eleganten Rauchwagen und ein oder zwei Hôtelwaggons zuſammen und werden hauptſächlich von der vornehmen Welt, oder was man eben in Amerika darunter verſteht, benützt. Die Einrichtung dieſer Hôtelwagen gleicht ganz jenen

eines eleganten großſtädtiſchen Reſtaurants nebſt Küche, Speiſekammer und Eiskeller (die beiden letzten zwiſchen den Rädern unter dem Wagen befindlich), in welchem man für einen Dollar ein nach allen Regeln der Kochkunſt zubereitetes, aus etwa einem Dutzend Gängen beſtehendes Diner ſervirt bekommt. Die Speiſen werden ſelbſtverſtändlich während des ſchnellſten Fahrens zubereitet, und ebenſo auch eingenommen. Nach dem Diner begeben ſich die Herren nach dem ganz wie ein amerikaniſches „Hotel-Parlor" eingerichteten Rauchwagen, in welchem ſich eine kleine Reiſebibliothek, Lehnſtühle, Sofas und Feldſeſſel befinden. Des Abends wird vielleicht in einem der Salons oder „State Rooms" der Salonwagen ein Spielchen Whiſt oder „Poker" gemacht, und gegen zehn Uhr das bequeme Bett aufgeſucht. Am nächſten Morgen wird das Frühſtück wieder in dem Hôtelwagen eingenommen, oder man kann ſich ſeinen Thee oder Caffee nach dem Schlafwagen bringen laſſen.

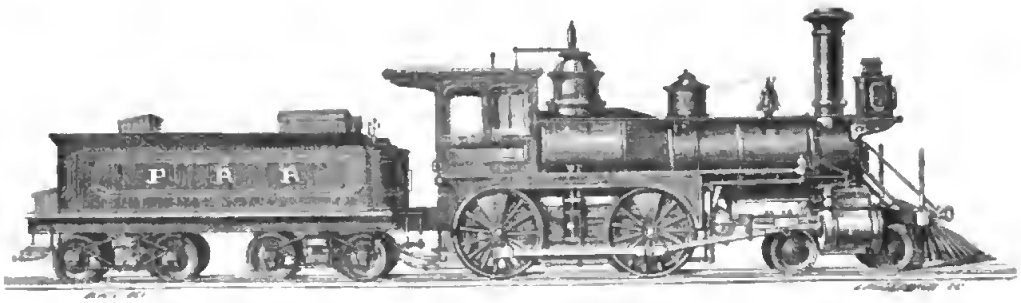
Einen noch weitergehenden Luxus erlauben ſich einzelne Krösuſſe und Eiſenbahnpräſidenten, welche für ihre oft monatelangen Vergnügungs- oder Geſchäftsfahrten über den ganzen Continent einen eigenen Salonwagen miethen, ſo daß ſie nicht gezwungen ſind, in den einzelnen Städten ihre Bagage nach den Hôtels und zurückſchleppen zu laſſen, Waggons zu wechſeln oder in Geſellſchaft des gewöhnlichen Reiſepublikums zu fahren. Dieſe Waggons beſitzen eine ganz bequeme und praktiſche Einrichtung und werden auch von allen Künſtlern, welche ſich den Luxus erlauben können, wie z. B. von Mad. Patti, der berühmten Amerikanerin Minnie Hauk, der engliſchen Schauſpielerin Langtry, von Sarah Bernhardt, Henry Irving und Anderen auf ihren Reiſen ſtets benützt. Ebenſo wie Schiffe, haben auch dieſe Waggons ihren eigenen Namen, und zwar jenen des Künſtlers, welcher ſie miethet. Der Preis dieſer großen, bequemen und elegant eingerichteten Waggons beträgt per Tag 30 bis 50 Dollars, wobei jedoch für die den Waggon benützende Anzahl Paſſagiere natürlicherweiſe noch das gewöhnliche Fahrgeld erſter Klaſſe entrichtet werden muß. Ein ſolcher Wagen enthält die Einrichtung eines Miniaturhotels auf Rädern — einen kleinen Salon und Schlafzimmer und Toilette für die Primadonna und einen elegant eingerichteten Salon mit zuſammenfaltbaren Betten für die Begleitung. Am vorderen Ende befinden ſich zwei Toiletteräume, am hinteren eine kleine Küche. Jeder Wagen beſitzt einen eigenen Kondukteur und einen ſchwarzen Diener, der den Morgenkaffee und zeitweilig auch einen Lunch ganz vortrefflich zubereitet. Der Waggon wird den gewöhnlichen Perſonenzügen angehängt, und am Beſtimmungsorte auf ein Seitengeleiſe geſchoben, wo er bis zur Weiterfahrt ſtehen bleibt. Iſt das Hôtel zu weit entfernt oder das Wetter zu ſchlecht, ſo zieht man es vor, im Waggon zu übernachten, wozu man bei den Nachtreiſen manchmal doch gezwungen wird.

Das weibliche Geſchlecht gewöhnte ſich in Amerika leicht an den Gebrauch der Schlafwaggons, obwohl es in denſelben keine Scheidung der Geſchlechter giebt. — Der

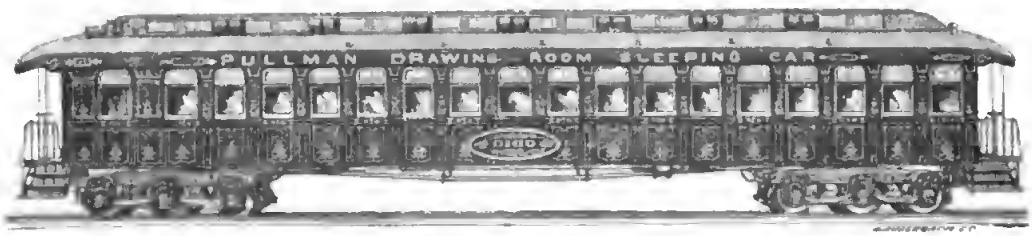
Grund liegt weniger in den emanzipirten Ideen der amerikaniſchen Frauen, als in der bekannten Rückſicht, welche der Amerikaner als wahrer „Gentleman“ dem weib-



Die älteſte Lokomotive Amerikas.



Eine amerikaniſche Lokomotive der Neuzeit.



Aeußeres eines Pullmann'ſchen Schlaf-Waggons.

lichen Geſchlechte ohne Unterſchied der Rangſtufe zollt, und die er nur der Negerin gegenüber zuweilen vernachläſſigt.

Ob nun dieſe Achtung und Rückſicht ſich auf die gegenwärtige Generation aus früheren Zeiten vererbt hat, wo das numeriſche Verhältniß der Geſchlechter beſonders

im Weſten ſo verſchieden war, oder ob es aus innerer Ueberzeugung ſtammt, thut hier nichts zur Sache. Jedenfalls iſt es ein großer Fortſchritt, wenn die Frau oder ſelbſt ein junges Mädchen jede Eiſenbahn- oder Dampfſchifffahrt allein unternehmen darf, ohne irgendwie Zudringlichkeiten ausgeſetzt zu ſein. Niemand wird ſie beläſtigen, denn ſie ſteht unter dem Schutze des geſammten mitreiſenden Publikums, das mit jedem Dawiderhandelnden auf ziemlich ſummariſche Weiſe verfährt, ohne erſt den Richterſpruch oder den Henker abzuwarten.

In den Waggons iſt das Rauchen ſtrenge unterſagt, ob ſich nun Damen in ihnen befinden oder nicht. Dafür iſt jedem Zuge ein Rauchwaggon angehängt, in den man ſich begiebt, ſobald man während des Fahrens Luſt verſpüren ſollte, ſeine Cigarre zu rauchen. Und daß man auch im ſchnellſten Fahren nach dem Rauchwaggon, dem „Smoking-Car“, gelangen kann, dafür iſt durch die an den Enden der Waggons in deren Längenachſen befindlichen Thüren Sorge getragen, ſo daß man während der Bewegung des Zuges von einem Ende des letzteren durch ſämmtliche Waggons hindurch bis zum andern gelangen kann. Auch zur perſönlichen Sicherheit trägt dieſe Verbindung, ſowie die enorme, auf mehr als ſechzig Perſonen berechnete Größe jedes Waggons viel bei. — Die allgemeine Sicherheit des Zuges gegen Unfälle u. ſ. w. befördern die auf allen amerikaniſchen Bahnen eingeführten, ſogenannten Weſtinghouſe'ſchen Luftbremſen, mit denen man von der Lokomotive aus durch das einfache Drehen an einer Handhabe den ganzen Zug in kürzeſter Friſt zum Stillſtand bringen kann. Jede Lokomotive hat überdies an ihrer Stirnſeite den ſogenannten „Cow-Catcher“ (Kuhfänger), einen ſchneepflugartigen Holzrechen, mit welchem alle auf den Geleiſen befindlichen Gegenſtände zur Seite geſchafft werden. — Im Nebel oder zur Nachtzeit mahnt eine große, gleichfalls auf der Lokomotive befindliche Glocke an den herankommenden Zug und die ſonnenhellen Lichter an der Stirnſeite des eiſernen Roſſes beleuchten überdies die Schienen ſchon auf weite Strecken hinaus, ſo daß jeder Art von Unfällen auf das umfaſſendſte vorgebeugt iſt. Der Telegraph thut das Uebrige, und all' dieſe Einrichtungen machen die europäiſche Inſtitution der Bahnwächter entbehrlich, die man auf amerikaniſchen Bahnen vergebens ſuchen würde.

Eine weitere Errungenſchaft amerikaniſcher Waggons ſind die bequemen, für zwei Perſonen berechneten Sitze, deren Lehnen derart umgelegt werden können, daß man entweder mit dem Rücken gegen oder in der Zugrichtung ſitzen und ſich ſein Gegenüber nach Belieben auswählen kann. — Am Ende eines jeden Waggons befindet ſich eine Toilette und ein Reſervoir mit friſchem, ſtets in Eis gehaltenen Trinkwaſſer, und in jedem einzelnen Zuge, ſelbſt in denen des fernſten Weſtens befindet ſich eine mitfahrende Miniatur-Buchhandlung mit den neueſten literariſchen Erſcheinungen, Novellen, Monatsſchriften, Tagesblättern und dem obligaten „Mew-

york Herald". Allerdings iſt dieſe Eiſenbahnliteratur mitunter auch etwas zweifelhafter Natur. Der Buchhändler iſt gewöhnlich auch der Reſtaurateur des Zuges, obſchon ſich ſein Speiſezettel nur auf Südfrüchte, Schinken-Brote, Bonbons und im Sommer auf vorzügliches Frucht-Eis beſchränkt, das er auf einzelnen Stationen mitnimmt.

Die Bevormundung der Paſſagiere durch den Zugführer iſt in Amerika gänzlich unbekannt. Das Mahnen zum Einſteigen, das Ausrufen der Stationsnamen und der Aufenthaltsdauer in den einzelnen Stationen u. ſ. w. wird man niemals hören. Jeder Amerikaner, mit nur äußerſt geringen Ausnahmen, kann leſen und ſchreiben. Jeder beſitzt eine ſchön ausgeſtattete, mit der Eiſenbahnkarte verſehene Fahrordnung, die überall in jedem Hôtel, jedem Bahnhof und Telegraphenbureau zu finden iſt, und von denen ſich der Reiſende ohne irgend welche Vergütung ſo viele nehmen kann, als er braucht. Er weiß daher genau die Abfahrts- und Ankunftszeit in den einzelnen Stationen, und da jeder reiſende Amerikaner auch eine Uhr beſitzt, ſo iſt er über alles, was er zu wiſſen braucht, genau informirt.

Dieſe ungemeine Selbſtſtändigkeit in allen Handlungen und in dem ganzen Weſen des Amerikaners gehört zu ſeinen hervorragendſten Charakterzügen, und ſie äußert ſich gerade auf den Reiſen in einer, dem Europäer auffälligen Weiſe. Der Luxus, welcher ſich in der neueſten Zeit auf den amerikaniſchen Eiſenbahnen entfaltet, hat wohl wie bemerkt hauptſächlich in der koloſſalen Conkurrenz ſeinen Grund, die auch in Bezug auf die Fahrpreiſe ungemein wohlthätig für die reiſende Menſchheit iſt, wenn dies auch auf Koſten der Bahn-Aktionäre geſchieht. Es iſt in Bezug auf den Eiſenbahnbau in Amerika ſehr ſtark geſündigt worden. Wo früher eine einzige Bahn war, ſind heute deren zwei, drei, vier, ohne daß ſich jedoch der Verkehr in demſelben Maße geſteigert hat. So laufen z. B. von Newyork nach Chicago augenblicklich theils direkt, theils auf kleinen Umwegen, beinahe ein Dutzend Bahnen, die natürlich beſtrebt ſind, die anderen durch Luxus und Schnelligkeit, noch viel häufiger jedoch durch beiſpielloſe Herabſetzung ihrer Fahrpreiſe zu überbieten. Dies wurde in manchen Staaten allerdings bereits durch die Geſetzgebung verhindert, wie z. B. im Staate Newyork, wo der Fahrpreis I. Claſſe pro engl. Meile 2 Cents alſo 8 Pfennige beträgt. Auch verſuchten die einzelnen Eiſenbahnen durch Abſchließung von Verträgen oder ſogenannten „Pools" unter einander den Fahrpreis auf allen Bahnen gleich zu machen. Indeſſen wurden derlei Verträge vielleicht ſchon am ſelben Tage gebrochen. —

Der Fahrpreis fällt dann von Tag zu Tag ſo weit herab, daß man z. B. in manchen Wochen die nahezu 1000 Meilen weite Fahrt von Newyork nach Chicago um 5 bis 6 Dollars ſtatt um den vorgeſchriebenen Preis von 25—30 Dollars machen kann. Aehnlich bekriegten ſich die von Chicago nach Minneſota laufenden zwei Con-

kurrenz-Bahnen, die Chicago und North Western und die Chicago-Milwaukee-St. Paul-Eisenbahn vor Kurzem derart, daß man eine Zeit lang die etwa fünfhundert Meilen betragende Strecke für einen Dollar zurücklegen konnte. Eisenbahnkriege sowohl im Passagier- wie Frachtenverkehr kommen hier und dort in dem großen Lande fast täglich vor, und die bedeutenden Schwankungen in Eisenbahnwerthen haben theilweise darin ihren Grund. —

Zudem sind in diesem von den größten Strömen durchzogenen, dem Wüthen der Elemente viel mehr ausgesetzten Continente die Eisenbahnen nicht auf so solide Weise erbaut wie in Europa. — Durch die stets fortschreitende vandalische Wälder-Ausrottung sind die ohnehin wilden Flußläufe lange nicht mehr so geregelt, wie in früherer Zeit. — In manchen Monaten herrschen die kolossalsten Ueberschwemmungen, nicht nur den Städten und Pflanzungen, sondern natürlich auch den Eisenbahnen den größten Schaden verursachend. Die Schienenstraßen werden dann auf viele Meilen unter Wasser gesetzt, Brücken und Dämme fortgerissen, oder von Bergstürzen verschüttet. Auf meiner letzten Reise von Central-Amerika zu Land durch Mexiko und Texas nach Newyork im Mai 1884 fand ich bei meiner Ankunft in Ostexas das ganze Land bis weit in's Herz von Arkansas und Louisiana hinein unter Wasser und mußte einen vierzigstündigen Umweg machen, um nach St. Louis zu gelangen. Zu den Ueberschwemmungsgefahren im Mississippibecken kommen noch die furchtbaren Wirbelstürme der Tornados im Nordwesten, welche nicht nur Brücken umstürzen und Bahndämme aufreißen, sondern selbst ganze Eisenbahnzüge von den Geleisen heben; Schneeverwehungen welche die Bahnen im Norden und Westen auf Wochen hinaus unfahrbar machen. Im Jahre 1882 war ich selbst mit meinem Zuge auf den Steppen von Dakota zwischen Fargo und Manitoba drei Tage lang weit von irgend welcher Station in der grimmigsten Kälte eingeschneit. Die so beschränkten Einnahmen der Eisenbahnen werden übrigens noch weiter beträchtlich durch die vielen Unfälle reduzirt, die nicht nur große Materialverluste, sondern auch sehr hohe Summen Schadenersatz für die Beschädigten mit sich bringen. — In welchem Maße sich das Eisenbahnnetz der Vereinigten Staaten entwickelte, geht aus den nachstehenden Zahlen hervor.

Im Jahre 1832 besaßen die Vereinigten Staaten nicht mehr als 210 Kilometer Eisenbahnen, 1842 bereits 6230 Kilometer, weitere zehn Jahre nachher 17,700 Kilometer und 1862 war die letzte Zahl bereits verdreifacht worden, während sie sich heute auf nahezu 200,000 Kilometer beläuft.

Im Januar 1875 endlich standen in Amerika 114,260 Kilometer Eisenbahnen im Verkehr, deren Bau im Ganzen 21½ Milliarden Francs kostete, und somit auf einen Kilometer Eisenbahn nicht mehr als 188,000 Francs entfallen. Die 26,500 Kilometer

engliſcher Eiſenbahnen koſteten jedoch mehr als 15 Milliarden, ſo daß ein Kilometer engliſcher Eiſenbahn im Durchſchnitt auf 544,000 Francs, alſo mehr als auf das Dreifache der amerikaniſchen Eiſenbahn, zu ſtehen kommt.

Dieſer enorme Preisunterſchied im Eiſenbahnbau findet ſeine Erklärung in den ungeheuren Prairien und den großen Landſtrecken des Südens, wo das Land den Eiſenbahn-Compagnien geſchenkt wurde, in der Wohlfeilheit des Bauholzes und der Seltenheit der Stationen.

Auf den geſammten Bahnen Amerikas laufen ca. 20,000 Lokomotiven.

XII. Oſt-Pennſylvanien und die Kohlen-Region.

Es giebt in Amerika mehrere große Staaten, in welchen die Mineral-Produkte den anderen Produkten an Werth faſt gleichſtehen und die Quelle des Reichthums und Wohlſtandes der Bevölkerung bilden.

Zu den vornehmſten Staaten gehören Pennſylvanien an der atlantiſchen und Californien an der paziſiſchen Küſte Amerikas. Aber die Gattung ihrer Mineralprodukte iſt ſehr verſchieden: In Californien iſt es Gold und Silber, in Pennſylvanien Eiſen und Kohle. Mögen auch die beiden letzten Minerale im Vergleich zu den edlen Metallen rauh und unſcheinbar klingen, ſie ſind doch für Pennſylvanien, für Amerika, ja für die ganze Welt von unmeßbar größerem, wohlthätigeren Einfluß geweſen, als all' das glänzende Gold und Silber des Wunderlandes Californien. — Und zu dieſen zwei unſcheinbaren mineraliſchen Produkten kam noch ein drittes: Das Petroleum, das in Amerika beinahe ausſchließlich in dem glücklichen Staate zwiſchen Delaware und Erie-See gewonnen wird.

Der Hauptſchatz für Pennſylvanien und die Haupterwerbsquelle für eine große Zahl ſeiner Bewohner iſt jedoch die Kohle, an welcher der Staat allein viel reicher iſt als ganz Mitteleuropa. Nicht weniger als 14,000 Quadratmeilen des Staates bilden das Areal des ſchwarzen Minerals, und wenn auch noch andere Staaten und Territorien der Union erheblich ausgedehntere Kohlenfelder beſitzen, ſo ſind ſie doch nirgends mehr der Benutzung und Ausbeutung eröffnet, nirgends durch ſo vorzügliche Eiſenbahn- und Waſſerſtraßen mit den Haupthäfen verbunden, wie in Pennſylvanien. — Das eine große Kohlenlager befindet ſich in der Umgebung von Pittsburg, das zweite an den Quellen des kleinen romantiſchen Schuylkill-Fluſſes und das dritte an dem kleinen Lehigh, einem Nebenfluße des Delaware.

Wir haben Philadelphia geſehen und ſeinen induſtriellen Reichthum bewundert, wir haben ſeinen Fluß, den Schuylkill, befahren und haben ſeine Schönheit bewundert — wir wollen nun ſeinem Laufe aufwärts folgen, und indem wir ſo an ſeine Quelle gelangen, werden wir gleichzeitig auch auf eine Quelle des Reichthums der Quäkerſtadt ſtoßen.

So öde und traurig auch das Ausſehen und das Leben Philadelphias ſein mag,

Der Schuylkill bei Port-Clinton.

ſeine Umgebungen ſind voll der ſchönſten Szenerien, der herrlichſten landſchaftlichen Reize, und es wird wenige Städte geben, die ſich einer gleichen Umgebung rühmen können. Der breite Waſſerweg des Delaware führt uns aufwärts in die Gebirge, von denen auch der beſcheidene Schuylkill kommt, um ſich im Angeſichte Philadelphias mit dem Hauptſtrome zu vereinigen.

Wohl ſind die Ufer des Schuylkill in der unmittelbaren Umgebung der Stadt und des berühmten Fairmount-Parkes am ſchönſten, aber auch oberhalb dieſes

paradieſiſchen Gartens ſind ſie nicht ohne Reiz. Wir fahren auf der nach Reading, der drittgrößten Stadt Pennſylvaniens, führenden Eiſenbahn ſeinen Ufern entlang, durch reiche Kulturlandſchaften, die oberhalb Reading ſich allmählich in den wilden Berg-Szenerien der Alleghanykette verlieren. Bei Port-Clinton, einem kleinen Bergſtädtchen, vereinigt ſich der Fluß mit dem ſogenannten „kleinen Schuylkill", und hier treten wir in die berühmte reiche Kohlen-Region ein, deren Centrum wir in dem 93 Meilen von Philadelphia entfernten „Pottsville" erreichen.

Pottsville iſt die Metropole der Schuylkiller Kohlen-Induſtrie. Am Fuße eines ſteilen, zerklüfteten Berges, des „Sharpe-Mountain", gelegen, war es die Szene der erſten Minen-Operationen dieſes Gebietes, das ſich nachträglich zu einer ſo ungeheuren Kohlen-Region entwickelte und gegenwärtig etwa vier Millionen Tonnen Kohlen pro Jahr abwirft, die vermittelſt der Reading-Eiſenbahn und auf dem Schuylkill-Canal hauptſächlich nach Philadelphia geführt werden, um von dort aus zur Verſchiffung zu gelangen. — Fünfzig Jahre vorher war kaum ein Haus an dieſer Stelle zu finden, und heute winden ſich die Straßen von den Flußufern die Anhöhen hinan, deſto reicher, je tiefer, deſto ärmer, je höher ſie gelegen ſind, bis ſie ſich endlich in den ärmlichen, ſchwarzen Mineur-Anſiedelungen verlieren. Am Flußufer jedoch dehnte ſich die Stadt bis auf die andere Seite des Berges aus, und die ſo entſtandene Vorſtadt führt den Namen „Mount-Carbon".

Eben ſo ſchön wie die Ausſicht von dem genannten Sharpe-Mountain, eben ſo ſchön iſt auch das Thal, das ſich an ſeinem ſüdlichen Fuße, öſtlich vom Schuylkill, entlang zieht, und den „Fairmount-Park" von Pottsville bildet. Hier machte ſich die „Schuylkill-Navigation-Company" die Waſſer eines kleinen Bergſtromes zur Speiſung ihres Canals dienſtbar, und dämmte dieſelben zu zwei reizenden kleinen Seen ein, deren Ueberſchußwaſſer in rauſchenden Kaskaden dem Schuylkill zuſtrömt. Dieſe „Tumbling-Run" genannten Kaskaden ſind im Vereine mit dem Thale der Stolz von Pottsville, das überhaupt weit ſchöner iſt, als man es von einer inmitten von Kohlenſtaub und Eiſenbahnen gelegenen Minenſtadt erwarten ſollte. Seine Einwohner, großentheils aus Welſchen, Schweden und alten deutſchen Anſiedlern beſtehend, verwenden viel zur Verſchönerung der Stadt, aber die prachtvollen Sommerhäuſer und Schlößchen, die überall in der Umgebung zu ſehen ſind, beweiſen auch, daß der Reichthum dazu vorhanden iſt.

Reichthum? — In der That. Reichthum, der von ſelbſt entſtand, den die Natur den abenteuerlichen, rohen Mineuren in die Taſchen ſchüttete, die zuerſt vom Zufall geleitet hierher gelangten. Das Land kam in ihren Beſitz und ſie hatten nichts zu thun, als mit dem Verkauf des Landes einige Jahre zu warten, bis durch Neu-Ankömmlinge der Preis deſſelben genügend geſtiegen war. Andere arbeiteten und ſtrebten und ſchafften und ſtürzten in daſſelbe Nichts zurück, aus dem ſie mühſam

emporgeklettert waren. Wieder andere kamen mit einigem Geld in der Taſche, um Kohlenfelder zu kaufen, Kohlenfelder, ſo viel und ſo groß als möglich, und ſo bald als möglich, denn die Sache war neu, kaum entſtanden, kaum bekannt geworden, und wo in Amerika derartiges entſtand, iſt das Fieber gleich bei der Hand: Das Gold-fieber, das Baumwollenfieber, das Petroleumfieber, das Kohlenfieber. Es ſind

Tumbling-Run.

Epidemien, die unheilbar ſind. Sie liegen nicht in der Luft, nicht in den Miasmen, nicht in den Winden. Sie liegen im Gehirn, und das iſt unheilbar. Das einzige Mittel dagegen iſt der kalte, ruhige Verſtand, die Berechnung, aber keines von beiden iſt mit dem Fieber gleichzeitig in ein und demſelben Kopfe zu finden.

So ſtürzten ſie herbei, die Leute, aus allen Theilen der Union, und kauften, wo

Der Delaware-Durchbruch.

Digitized by Google

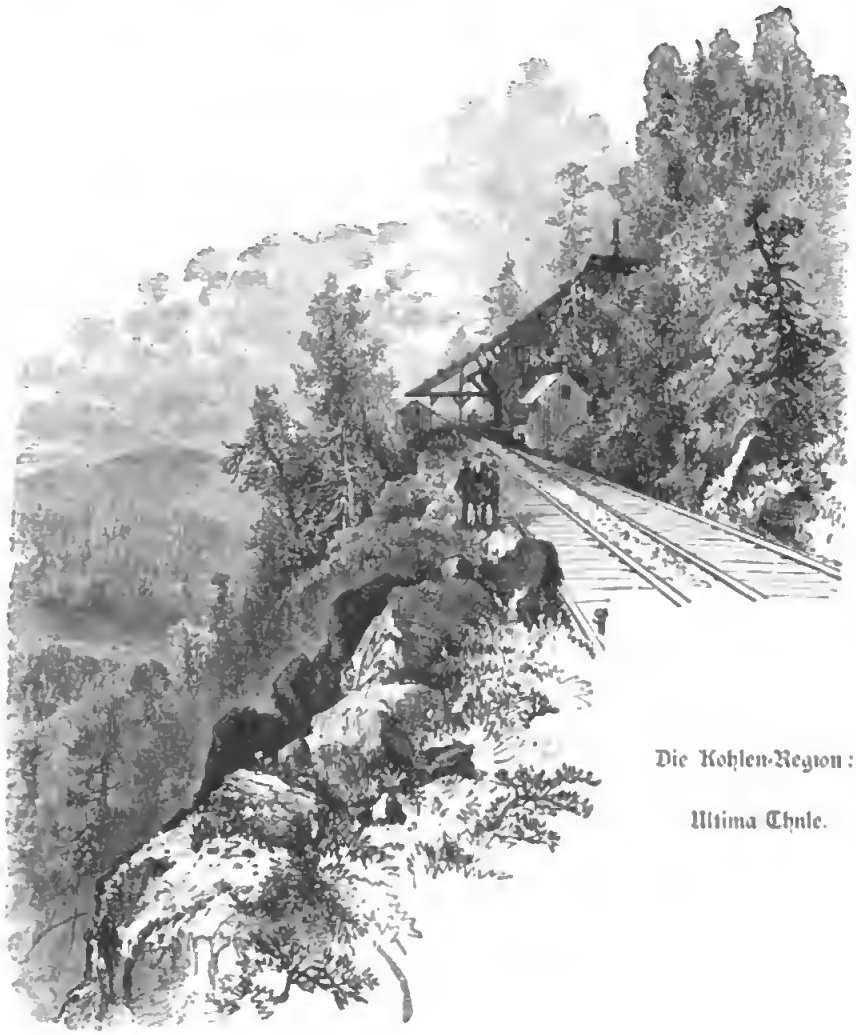
kauften, wo zu kaufen war. Sie hatten Augen, um zu ſehen, aber eben, weil ſie blos mit den Augen ſahen, ſtürzten ſie in's Unglück. Ihre Augen ſahen die breiten, fetten, ſchwarzen Kohlenadern entgegen glänzen, ſobald ſie die Erdſchichten mit den Nägeln wegkratzten. War da an ſicherem Gewinn zu zweifeln? So wurde gekauft, die Mine eröffnet — aber — es gab keinen Weg, die ſchönen, die guten, die glänzenden Kohlen nach der Eiſenbahn, überhaupt dorthin zu ſchaffen, wo man ſie verwenden, verkaufen konnte. Die Minen und Kohlenfelder lagen, mit einem Worte, in Regionen, die wohl für den Fußgänger zugänglich, aber nicht für ſchwere Laſtwagen und Lokomotiven befahrbar waren. Da ſaßen ſie nun, die Dummköpfe, aber ſollten ſie den Verluſt allein tragen? — Niemals. Eine „Coal-Mining-Company" wurde nach der andern gegründet, und wie ſich zuerſt Dummköpfe gefunden hatten, um die unzugänglichen Ländereien zu kaufen, ſo fanden ſich wieder vom Fieber beſeſſene, welche die Aktien und „First-mortage-Bonds" der neuen „Coal-Company" kauften. Die Gründer kamen zu ihrem Gelde, die Aktionäre verloren es, denn die Aktien waren werthlos, und wieder andere kamen, ſchlaue Leute, ſicheren Gewinn vor Augen und ſichere Wege zum Gewinn an der Hand. Das Fieber hatte ſich ja gelegt. Es geht mit dieſem Fieber, wie mit allen Epidemien. Es ſteckt etwas Dämoniſches in ihnen, etwas vom Senſenmann. Sie verlangen ihre Opfer. Haben ſie dieſe gefunden, ſo verſchwinden ſie urplötzlich, wie ſie gekommen, um an andern Stellen wieder ebenſo raſch aufzutauchen. — Das Fieber hatte ſich alſo gelegt, und an ſeiner Stelle nahm Verſtand und Berechnung wieder ihren Herrſcherſitz im Gehirn ein. Die ſchlauen Leute kauften die Aktien und Bonds um den Papierpreis. Dann bauten ſie Kanäle und umgaben das ganze Kohlengebiet mit einem Netz von Eiſenbahnen, wie das Netz einer Spinne, deſſen Centrum Pottsville war. Praktiſch gingen ſie zu Werke, kauften jenen Tollen noch andere ſchwer zugängliche Ländereien ab, machten ſie durch Eiſenbahnen zugänglich, „ſtarteten" neue Gruben, und verwertheten das Ergebniß. — Auch ſie wurden reich. So iſt das Auf und Ab in den Kohlenminen beſchaffen, geradeſo zeigt es ſich in den Goldminen Colorados und in den Petroleum-Gruben am Alleghany-Fluß. — So entſteht und vergeht amerikaniſcher Reichthum.—

* * *

Man könnte die ganze Kohlenregion und das Eiſenbahnnetz, das in alle Theile deſſelben eingedrungen iſt, mit einem großen Strome vergleichen. An Stelle des Waſſers tritt die Kohle, an Stelle des Flußbettes die Eiſenbahn. Die Quellen und Bergwäſſerchen und Flüßchen, die überall oben in den ſchwarzen Kohlenbergwerken entſpringen, ſind nichts als ein paar harte, vom ſteten Gebrauch meiſt glänzende Schienen, die zuſammenfließen; zwei vereinigen ſich, und zwei ſolcher vereinigten Schienenſtränge kommen wieder zuſammen, und ſo fort, bis aus den vielen Wäſſerchen,

den vielen Geleiſen ein ſtarker vielgeleiſiger mächtiger Strom geworden, der „Reading Railroad“ heißt, und in den Häfen und Kohlendocks des Delaware-Fluſſes bei Philadelphia mündet.

Die ſchwarzen Kohlenfluthen, die, von Waggons getragen, von den Bergen herabkommen, vereinigen ſich, und gleiten auf dem ſchönen glatten Stahlbette der Haupt-



Die Kohlen-Region:

Ultima Thule.

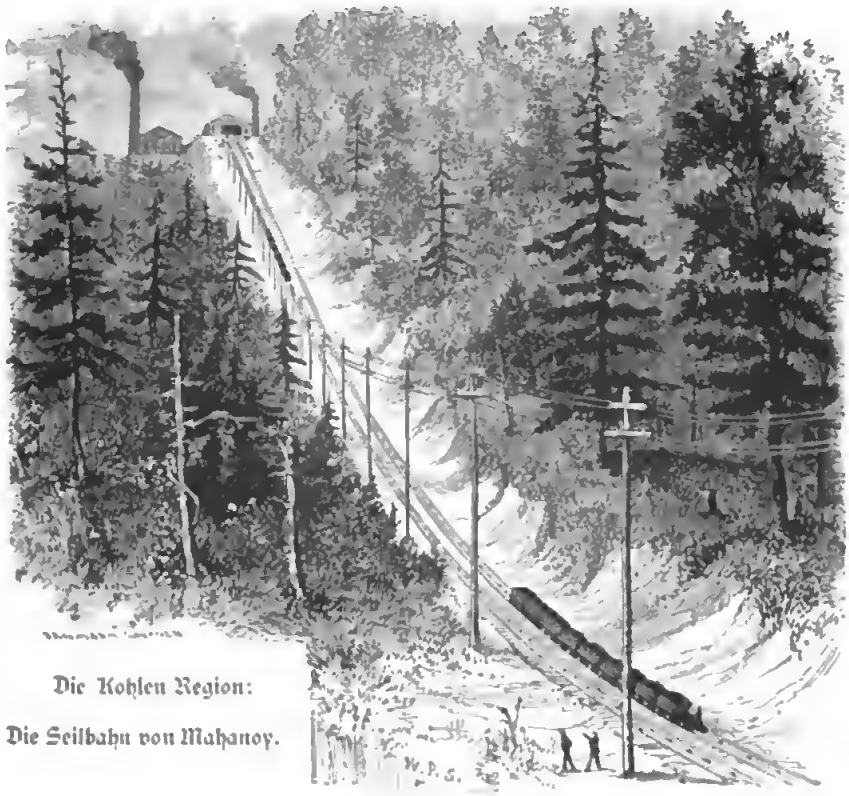
ſtadt zu, wo ſie ſich dann in dem Häuſermeere Philadelphias und Newyorks ebenſo ſehr verlieren, wie die wahren Waſſerfluthen eines Stromes ſich im Meere verlieren.

* * *

So könnten wir nun dem Laufe eines jeden Nebenfluſſes, einer jeden Zweigbahn aufwärts folgen, um überall landſchaftliche Reizen, vereinigt mit Wundern des Minen-

weſens zu begegnen. — So könnten wir auf einer Bahn vorwärts dem Thale des Susquehanna zueilen, bis wir in dem Mineurſtädtchen Brookſide die herrliche Gebirgsſzenerie von „Ultima Thule“ erreichen.

„Ultima Thule“ — iſt es möglich, daß in der amerikaniſchen Eiſenbahnſprache ein derartiges Wort exiſtirt? — daß für die amerikaniſche Eiſenbahn das Sprüchwort — „Bis daher und nicht weiter“ — doch exiſtirt? — Endlich! rufen wir. Endlich ein Punkt, wo das ſcharfe Schwert amerikaniſcher Ziviliſation auf gleich



Die Kohlen Region:
Die Seilbahn von Mahanoy.

harten Stahl trifft! — Das kann uns Wunder nehmen, aber ebenſo wunderbar iſt es, daß die Bahn überhaupt bis da herauf gedrungen iſt, wo es kein Weiter giebt — wo ein unergründeter ſenkrechter Abgrund ſich den glatten Schienen entgegenſtellt, die ſich wie Schlangen bis da herangeſchlichen hatten, um die Kohlen herab zu bringen, die Kohlen, unter deren ſchwarzem Gewand der allmächtige Dollar verborgen iſt. Der Dollar, das iſt ja doch das Ende vom Ganzen! —

* * *

Zurück! Verfolgen wir ein paar andere Schienengeleiſe, die uns durch ein un-

entwirrbares Netz von Bahnen, Weichen und wieder Bahnen, an Bergen von Kohlenstaub und Meilen von Kohlen-Waggons vorüber nach Port Carbon und St. Clair führen, zwei blühenden Mineurstädtchen — wenn bei den schwarzen, rußigen Ansiedelungen von Blüthe überhaupt die Rede sein kann. Und da gelangen wir an ein komisches Husarenstückchen im Eisenbahnwesen. Die Lokomotive verläßt ihren Platz an der Spitze unserer stattlichen Wagenkolonne, kehrt um, läuft an das Ende der letzteren, und wie sie uns bis jetzt gezogen hat, so drückt und schiebt sie uns nun nach aufwärts. Es ist eine seltsame Prozedur und nicht gerade eine Probe amerikanischer Geschwindigkeit, aber sie wird durch eine Gefahr geboten, die auf anderen Bahnen nicht leicht eintreten kann. Die Steigung ist nämlich hier so bedeutend (pro Meile 180 Fuß), daß, falls der Train auf die gewöhnliche Weise gezogen würde, das Gewicht der Waggons von den Kuppelungen allein getragen werden und einen Bruch derselben zur Folge haben müßte. Der losgerissene Theil des Zuges wäre dann unrettbar verloren. So drückt uns denn die Lokomotive von rückwärts empor auf den Gipfel des Broad-Mountain, und langsam hinein nach der Mineurstadt „Frackville". Wir fragen uns, wozu denn die Eisenbahn sich den steilen Berg hinaufwindet, um so auf dem halben Wege in die Wolken zu endigen? Die langen Reihen von leeren und gefüllten Lastenwaggons, die im steten Wechsel kommen und gehen, sind die Antwort. Wir springen den zahllosen Lokomotiven und Lastenzügen aus dem Wege und gelangen zu der Aussicht auf ein wunderherrliches Thal — das Mahanoy-Thal — ein Hauptsitz der Kultur und Industrie in der ganzen Minen-Region, bedeckt mit Dörfchen und Kohlen-Breakers. Aber unsere Eisenbahn ist 360 Fuß über jene erhaben, die drunten im Thale die Kohlenminen unter einander verbindet. Sie beide sind nur durch eine Drahtseil-Bahn verbunden, den sogenannten Mahanoy Plane, deren Länge etwa 2309 Fuß beträgt, und auf ihren Doppelgeleisen gehen die Züge auf und ab.

Da drunten im Thale, abgeschlossen von aller Außenwelt, da leben die Argonauten des Anthracits ihr eigenes Leben, und ein Bret-Harte würde da ein ausgiebiges Feld seiner Thätigkeit finden. — Aber wir müssen weiter, und wenn wir auch einem Hundert solcher Zweigbahnen folgen würden, wir kämen doch immer in dieselben Landschaften. — Berge, mit üppigem Waldwuchs bedeckt, von Bahnen überfahren und von dunklen Kohlenminen nach allen Richtungen durchzogen, Kohlenminen, deren Tiefen Millionen Dollars enthalten und für Hunderte von Jahren bearbeitet werden können, und Schachte, die bis auf 1500 Fuß Tiefe ins Innere der Erde reichen. —

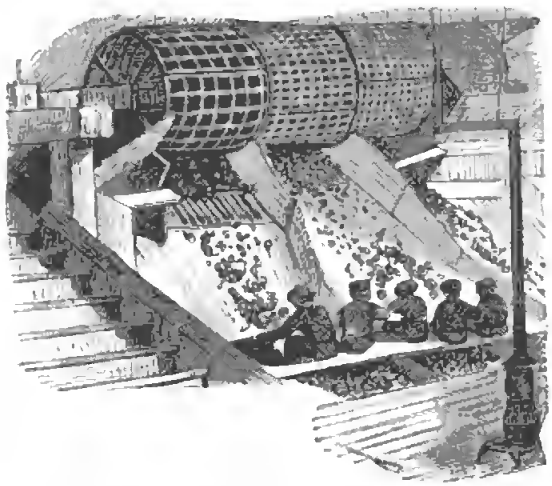
* * *

Außer diesem großen Kohlengebiete der Reading-Eisenbahn befindet sich in der weiten Region zwischen den Strömen Susquehanna und Delaware noch ein zweites

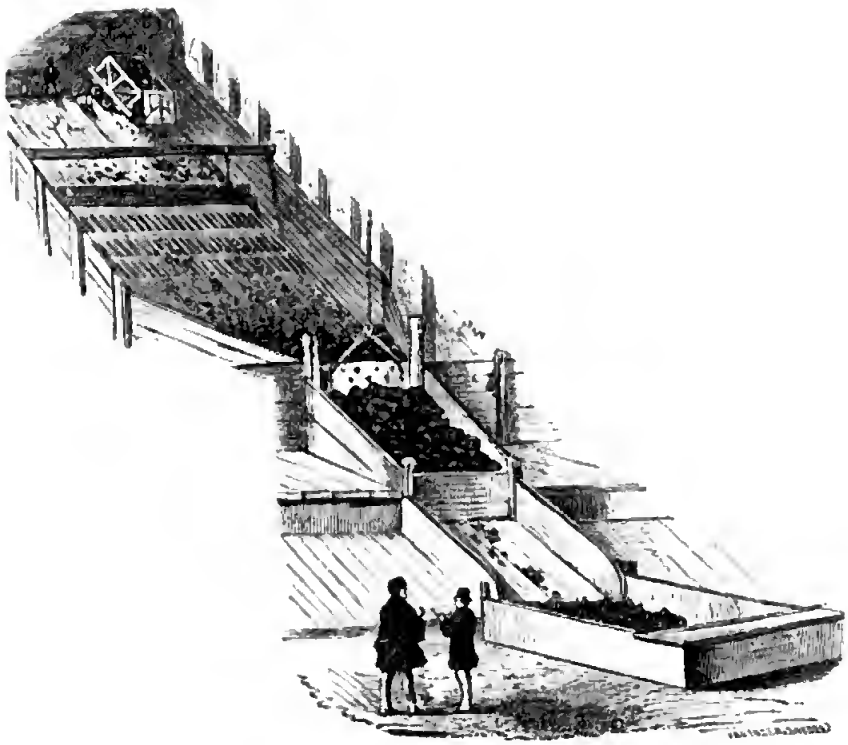
von gleicher Ergiebigkeit, das auch ebenſolche Naturſchönheiten darbietet, wie das geſchilderte. — Wie das erſte am Schuylkill-Fluſſe gelegen iſt, ſo liegt das zweite an einem andern Nebenfluß des Delaware, dem Lehigh, und ſein Hauptort iſt Mauch-Chunk — eine Stadt mit indianiſchem Namen, deſſen Bedeutung „Bären-Berg" iſt. — Das ganze Gebiet mit den induſtriereichen, ganz reizend gelegenen, hauptſächlich von deutſchen Herrenhutern bewohnten Städten Bethlehem und Allentown, ferner den mehr amerikaniſchen Wilkesbarre und Scranton, iſt ebenſo ausgedehnt und bedeutend, wie jenes von Pottsville, voll von Minen, von Eiſengießereien und Maſchinenfabriken, Walzwerken und Stahlhütten. — Was den Touriſten aber vor Allem feſſelt, das iſt das Thal des Lehigh-Fluſſes, mit ſeinen ſteilen, dicht bewaldeten, eng aneinandergedrückten Bergen von 700 bis 1000 Fuß Höhe, in deren Innern ſich die ausgedehnteſten, reichſten Anthracit-Kohlenlager — bis zu 55 Fuß Dicke — befinden. Und wo ſolche Schätze im Innern der Erde verborgen liegen, da mögen die Hinderniſſe noch ſo groß ſein, der Menſch wird ſie doch erreichen und ausbeuten.

Die Kohlen-Region: Eingang in die Mine.

Die Kohle wurde in dieſer Region im Jahre 1791 entdeckt, und ſchon damals formirte ſich eine Compagnie zu deren Gewinnung, nahm ohne Weiteres zehntauſend Acker Land in ihren Beſitz, und da der größte Reichthum an Kohle gerade am Mauch-Chunk-Berge gelegen war, ſo entſtand auch hier am Fuße deſſelben, tief im Thal des Lehigh verborgen, die gleichnamige Stadt. Sie hatte freilich keinen rechten Platz im Thale drunten, aber — — hier in der nächſten Nähe lag ja die Kohle, das ſchwarze Gold, und in Anbetracht deſſen hockte und drückte ſie ſich zuſammen, und läßt ſich von Sturm und Wetter auch jetzt noch gar vieles gefallen — Alles, Alles des ſchwarzen Goldes halber. Die ganze Stadt iſt nur eine Straße breit, und das Thal iſt ſo eng, daß ſelbſt die Häuſer dieſer einen Straße an den Berg hinan gebaut ſind, und ihre Gärten und Höfe ſich in gleicher Höhe mit den Dächern befinden — aber (und die Einwohner zucken die Achſeln) da droben liegt das ſchwarze Gold — und als das letztere immer mehr Menſchen herbeizog, und ſie drunten nicht mehr Platz fanden, da bauten ſie ſich eine eigene Stadt, Upper-Mauch-Chunk — (Ober-Mauch-Chunk), die mit der untern zuſammen etwa 7000 Einwohner zählt. Da nun die Gegenden in der That reizend ſind, auch von Sanguinikern als die „amerikaniſche Schweiz" bezeichnet werden, — die zwölfte uns bekannte „amerikaniſche Schweiz" — ſo entſtanden auch ungeheure Hôtels, von denen das „Manſion-Houſe" das bedeutendſte iſt. —



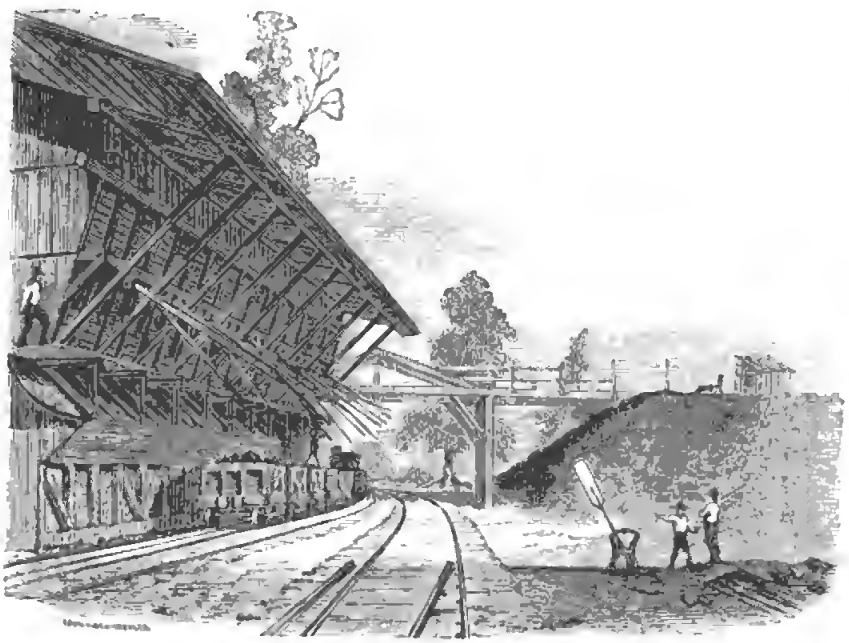
Die Kohlen-Region: Die Reinigung der Kohlen.



Die Kohlen-Region: Die Zerkleinerung.

Auch Mauch-Chunk besitzt in seiner unmittelbaren Umgebung eine Drahtseilbahn, die von den zahlreichen Sommertouristen stets in den Bereich ihres Programms aufgenommen wird. Es ist die Mount-Pisgah-Bahn, 700 Fuß über die Thalsohle erhaben. — Aber die Aussicht von dem Gipfel des Berges ermuntert uns nur zu längerem Verweilen, und dazu fehlt uns die Zeit. Wir verlassen die Kohlen-Region und den Lehigh-Fluß, um uns an seinen Hauptstrom, den Delaware zu begeben und auf seinem breiten Rücken nach Philadelphia, der Hauptstadt des Staates, zurückzuschwimmen. —

* * *



Die Kohlen-Region: Die Verladung in die Waggons.

Der Delaware entspringt aus zwei in den Catskill-Bergen gelegenen Quellen, die sich bei Hancock an der Eriebahn vereinigen. Von dort bildet er bis Port-Jervis die Grenze zwischen den Staaten Newyork und Pennsylvanien, um dann in südöstlichem Lauf dem Fuß der „Kittatiny" oder „blauen Berge" zu folgen, die er endlich bei dem „Water-Gap" durchbricht. Es ist dies eine enge, von gewaltigen, bis auf 1600 Fuß Höhe emporsteigenden Felsen eingeschlossene Schlucht, so enge, daß sich die dem Flußlaufe folgende Bahn durch die Felsen hindurchhauen mußte, und sich zwei Meilen lang auf dem gefährlichen Schienenpfade — über sich die Felsen, unter sich

den tiefen Strom — fortbewegen muß. Schon die Annäherung an den Durchbruch zeigt die wildromantiſchen Formen der Alleghany in ihrer ganzen Pracht, die in dem „Gap“ ſelbſt ihren Gipfelpunkt erreicht und in der beigegebenen Illuſtration (Seite 192). durch Meiſterhand wiedergegeben wird.

Die Steigung bei Frackville.

XIII. Die Gegenden der Pennſylvania-Bahn.

Von Newyork, dem Herzen der großen transatlantiſchen Rieſin Amerika, führen drei große Haupt-Reiſerouten, mächtigen Arterien gleich, durch den Continent.

Die erſte und kleinſte führt nach Norden, dem amerikaniſchen Rhein, dem Hudſon entlang über Saratoga und die prachtvollen Seen des Staates Newyork nach der Adiroudack-Wildniß und dem Stromgebiete des St. Laurenz in Canada, — eine Reiſeroute, welche bereits in früheren Kapiteln theilweiſe geſchildert wurde.

Die zweite und längere Route führt nach dem ſonnigen Süden: Nach Baltimore und Waſhington, der Hauptſtadt des Staatenbundes; weiter in die prachtvollen Höhenzüge und Gebirgslandſchaften der Alleghany, in das romantiſche Virginien, und durch die anderen ehemaligen Sklavenſtaaten bis in die Tropen von Florida.

Die dritte und größte Reiſeroute geht jedoch quer durch den amerikaniſchen Continent nach Weſten — dreitauſend dreihundert Meilen weit von einem Weltmeere zum anderen; ſie enthält das Schönſte, Größte, Merkwürdigſte des ganzen Continents. Die größten Ströme, der Miſſiſſippi mit ſeinen tributpflichtigen Unterthanen Ohio und Miſſourie, die weiten Prairien von Kanſas und Nebraska, und die noch viel berühmteren Felſen-Gebirge von Colorado und Wyoming liegen auf dieſer großen Ueberlandsroute. Und noch weiter gegen Weſten liegt der Silberſtaat Nevada, die Mormonenſtadt am Salzſee, und endlich das geſegnete Wunderland Californien mit ſeiner prächtigen, halb angloſächſiſchen, halb chineſiſchen Hauptſtadt, der Hauptſtadt des paziſiſchen Ozeans, mit San Francisco.

Unter den Eiſenbahnlinien, welche dieſe Verbindung zwiſchen Oſt und Weſt, zwiſchen den atlantiſchen Küſten und dem Miſſiſſippi-Becken — gewöhnlich mit dem Worte „der Weſten“ bezeichnet, — herſtellen, iſt die Pennſylvania-Eiſenbahn, die Muſterbahn Amerikas, eine der hauptſächlichſten.

Die Länge ſämmtlicher, dieſer Compagnie gehörigen oder von ihr in Betrieb geſetzten Bahnen beläuft ſich auf nicht weniger als 6616 engl. Meilen, ſo daß dieſelben aneinander gereiht von London bis San Francisco reichen würden. Außerdem beſitzt die Bahn Schifffahrts-Kanäle von 405 Meilen Länge, großartige Kohlen- und Petroleum-Gruben, ausgedehnte Bergwerke und Maſchinenfabriken, Walzwerke und Schmieden. Der Werth der Lokomotiven und des Waggonparks überſteigt 100 Millionen Mark, der Werth der Bahnhöfe und Bauten über 150 Millionen. Das Geſammt-Eigenthum der Compagnie erreicht nahezu eine Milliarde.

Wenn man bedenkt, daß in Amerika für Eisenbahnbauten in der Regel keine Staats-Subventionen oder Zinsengarantien geleistet werden, daß eine Bahn somit ihr weitverzweigtes Unternehmen aus eigenen Mitteln aufbauen und führen muß, so muß man den Unternehmungsgeist und die Thätigkeit dieser Eisenbahngesellschaft bewundern, die mit ihren Mitteln binnen weniger als 40 Jahren ein so großartiges Schienennetz herzustellen und derart zu führen wußte, daß seine Erträgnisse eine Quelle reicher und sicherer, stets wachsender Einnahmen bilden. Die breitesten Flüsse und Meeresarme wurden mit Brücken überspannt, die ungeheuren Bergrücken der Alleghany mit Schienenfesseln umgeben, und an ihrem höchsten Kamme eine zweite Semmeringbahn geschaffen. Die mächtigen, schwer zugänglichen Kohlen- und Petroleumlager im

Die Pennsylvania-Eisenbahn: Speise-Wasser-Gräben.

Innern Pennsylvaniens wurden mit den atlantischen Seehäfen verbunden und dem Welthandel zugänglich gemacht. Sämmtliche Brücken der 444 Meilen langen Route Newyork-Pittsburg sind aus Stein und Eisen erbaut und Muster von Eleganz, Sicherheit und Dauerhaftigkeit. Die Schienengeleise sind zwischen den einzelnen Telegraphenstationen in Sektionen getheilt, die in Amerika „Blocks" genannt werden, und diese Blocks werden beständig von Telegraphisten signalisirt, so daß jeder Zugführer sofort weiß, ob er anhalten, vorsichtig oder mit vollem Dampfe fahren darf. Um bei den Schnellzügen den langen Aufenthalt in den Wasserstationen zu vermeiden, wurden auf der Pennsylvaniabahn an geeigneten Stellen zwischen den Geleisen lange Wassergräben eingerichtet, aus welchen die Lokomotive während des schnellsten Fahrens das

Speiſewaſſer auffaugt, und ſo auf Hunderte von Meilen Entfernung nicht anzuhalten braucht. Zum Beweis der durch Conſtruktion, Einrichtung und Verwaltung der Bahn erzielten Sicherheit möge der Umſtand genügen, daß von etwa 6 Millionen Paſſagieren, die im Jahre 1874 von Philadelphia nach Pittsburg befördert wurden, nur ein einziger getödtet wurde, und dieſes Verhältniß hat ſich auch in den ſpäteren Jahren nicht erheblich geändert. —

* * *

Die Gegenden, welche man auf dem 355 engl. Meilen langen Wege von Philadelphia nach Pittsburg durchfliegt, gehören zu den ſchönſten in den atlantiſchen Staaten Amerikas. Pennſylvanien, der „Keyſtone-State",*) iſt einer der kultivirteſten und bevölkertſten Staaten Amerikas und ſeine Agrikultur-Landſchaften gleichen den herrlichen Gegenden von Kent und Suſſex. Jedes Stückchen Land iſt bebaut, die Anhöhen entlang ziehen ſich ſchöne Getreidefelder und Obſtgärten, auf den ſaftigen, ſorgfältig umzäumten Wieſen weidet das ſchönſte Vieh und zwiſchen dem Grün der Bäume ſieht man reizende Farmen, liebliche Häuschen hervorlugen. Auf den Feldern ſind allenthalben gutgekleidete, wohlgenährte Bauern beſchäftigt, aber während man in Europa noch in den meiſten Gegenden Senſe und Sichel erblickt, herrſcht hier überall die Maſchine. Es wird gemäht und gepflügt, geſäet und gedroſchen, aber die Maſchine, die in den weiten unbeſiedelten Länderſtrecken Amerikas wirklich als der größte Segen des Ackerbaues genannt werden kann, hat hier dem letzteren das Werkzeug den Händen entwunden. Selbſt bei dem Fällen der Waldbäume und dem Ausroden der Wurzelſtöcke iſt die Maſchine zur Hand. Nicht in Europa, ſondern hier kann man erſt den Werth der Maſchine kennen lernen, die ſo mancher europäiſche Bauer noch als ſeinen Concurrenten betrachtet. Was wären dieſe weiten ſchönen Agrikulturgegenden des ganzen Continentes, hätte nicht die Maſchine den harten Wald- und Prairieboden aufgeriſſen und gewendet, und dem Segen der Kultivirung zugänglich gemacht?

Der öſtliche Theil Pennſylvaniens iſt eine der älteſten Kultur-Gegenden der neuen Welt, und ſeine Einwohner beſtehen zum großen Theile aus Deutſchen, welche bereits im vergangenen Jahrhundert eingewandert waren, und noch heute ganze Grafſchaften ausſchließlich bewohnen. Stadt und Grafſchaft Lancaſter, an der Pennſylvania-Eiſenbahn gelegen, ſowie die Städte Allentown und Bethlehem ſind das Centrum dieſer deutſchen Colonien, die ihre Sprache und Sitten bis auf den heutigen Tag, wenn auch nicht unverfälſcht, bewahrt haben. Engliſche und holländiſche Wörter wurden

*) Der „Schlußſtein-Staat", ſo genannt, weil er als letzter in den Staatenbund der von der engliſchen Herrſchaft befreiten Colonien getreten war.

in ihre Sprache aufgenommen, deutſche dagegen fallen gelaſſen, ſo daß eine in Amerika unter dem Namen „Pennſylvania-Dutch" bekannte Sprache entſtand, die für den gewöhnlichen Deutſchen nur ſchwer verſtändlich iſt, aber ihre eigene Literatur und ihre Zeitungen beſitzt. Sie kann in der That als eine neu gegründete Sprache bezeichnet werden, die fortwährenden Aenderungen unterliegt, und wahrſcheinlich im Laufe der Zeit in irgend eine der beiden Hauptſprachen des Landes, ins Engliſche oder Deutſche, aufgegangen ſein wird.

Auch in ihrer Tracht unterſcheiden ſich die pennſylvaniſchen Bauern auffällig von den Engliſch-Amerikanern. Während ſich die letzteren, ſelbſt als Bauern, des ſtädtiſchen Gewandes mit hohem Filzhut, weißen Hemdkragen und Manſchetten, niemals entledigen, tragen die erſteren dunkelgraue kurze Jacken und enge Beinkleider, mitunter auch lange bis an die Knöchel reichende Röcke von gleicher Farbe, hohe Stiefel und ſchwarze breitkrämpige Hüte. — Es ſind zumeiſt große, vierſchrötige Geſtalten mit Vollbärten und langem, bis zum Nacken fallenden Haar, langſam und bedächtig in ihrem Benehmen, und ſchwer zugänglich für Fremde.

Außer dieſen pennſylvaniſchen Deutſchen und den böhmiſchen, ſchwediſchen und irländiſchen Emigranten, die als Bauern auswandern, und hier, nach ihrem Durchzug durch die öſtlichen Großſtädte, auf ihren Landſtrecken wieder zum Bauer werden, giebt es in Amerika verhältnißmäßig nur wenig Bauern, wenig Dörfer. Der Amerikaner iſt auch als Ackerbauer Gentleman, und ſeine Dörfer ſind Cities, ſind Städte.

Von Lancaſter führt die Bahn durch die ſchönſten Agrikultur-Landſchaften Amerikas nach der Hauptſtadt des Staates Pennſylvanien, nach Harrisburg, das etwa hundert Meilen von Philadelphia entfernt, an den Ufern des herrlichen Susquehannaſluſſes gelegen iſt.

Eine Eigenthümlichkeit der amerikaniſchen Staaten iſt der Umſtand, daß die commerziellen und induſtriellen Hauptſtädte derſelben nicht auch zugleich die Regierungsſitze ſind, was unter andern auch darin ſeinen Grund findet, daß dieſe Hauptſtädte meiſtentheils in den äußerſten Ecken ihrer Staaten liegen. Die Regierungsſitze wurden ihrer zentralen Lage wegen zu ſolchen gewählt. Nachdem das Meer, die Seen und Flüſſe in Amerika, wo nur immer möglich, zu Grenzlinien zwiſchen den einzelnen Staaten benutzt wurden, dieſe großen Waſſerſtraßen aber gleichzeitig auch die günſtigſten Stellen zur Anlage und zum Entſtehen von Großſtädten bildeten, ſo iſt dieſer Umſtand leicht erklärlich. Die Staaten Illinois und Chicago, Ohio mit Cincinnati, Miſſouri und St. Louis, Pennſylvanien mit Philadelphia, Newyork mit der gleichnamigen Hauptſtadt und andere Staaten beweiſen dieſes eigenthümliche Verhältniß zur Genüge.

Harrisburg, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts von einem Engländer, Namens John Harris, gegründet, hat gegenwärtig dreißigtauſend Einwohner. An

Merkwürdigkeiten beſitzt die Stadt nichts. — Welche amerikaniſche Kleinſtadt hätte deren auch aufzuweiſen? — Sie ſelber ſind eine Merkwürdigkeit. In Europa führt man den Fremden in Muſeen, und zeigt ihm Ruinen, alte Kirchen und Denkmäler. In Amerika führt man ihn außerhalb der Stadt, auf einen Hügel, und deutet herab auf das freundliche, blühende, aufſtrebende Kulturbild, und ſagt ihm: „Sieh, Fremder, das war vor zwanzig Jahren Wüſte und Urwald!“

Das Staats-Capitol von Harrisburg, der Sitz des Senats und des Kongreſſes von Pennſylvanien, zeigt durch keinen äußeren Schmuck ſeinen Zweck und ſeine Bedeutung an, und könnte ebenſo gut die Reſidenz eines Dorfpfarrers als der Regierungspalaſt eines großen, an Bedeutung und Größe Bayern übertreffenden Staates ſein. Auf äußeren Pomp wird in Amerika deſto weniger Werth gelegt, je höher man in der Stufenleiter der amerikaniſchen Geſellſchaft emporſteigt. Nur der reich gewordene Viehhändler und Mineur, und jene Parvenus, denen die ſittliche Bildung fehlt, zeigen ſich protzig mit ihrem Reichthum. Der wahrhaft große, hochſtehende Bürger iſt ſchlicht und einfach in ſeinem Weſen.

Harrisburg wird für ſeine Armuth an baulichen und ſtädtiſchen Reizen durch ſeine herrliche Lage an einem der ſchönſten Flüſſe Amerikas, am Susquehanna, entſchädigt, an deſſen Ufern die Geleiſe der Bahn eine Zeit lang dahinziehen, ehe ſie in die Engpäſſe des Alleghany-Gebirges einfahren. Nach dem Hudſon und St. Lorenzo iſt der Susquehanna der breiteſte Strom des atlantiſchen Flußgebietes von Nordamerika. Nahezu eine Meile breit, wälzen ſich ſeine gelben, erdigen Fluthen gegen die Cheſapeake-Bai, nicht ſelten mächtige Baumſtämme, Gerölle und kleine ſchwimmende Inſeln mit ſich führend. Steil erheben ſich zu beiden Seiten des Fluſſes gewaltige, dicht mit Pinien bewaldete Felſen, hinter denen man die Gebirgsketten der Alleghany terraſſenförmig emporſteigen ſieht. Das ganze breite Flußbett iſt mit Waſſermaſſen gefüllt, hie und da von winzigen, üppig überwucherten Inſeln oder ungeheuren Steintrümmern unterbrochen.

Aber ſo reizend ſich der Strom auch dem Auge des Touriſten darbietet, und ſo groß auch ſeine Waſſermenge ſein mag, ſo iſt er doch für die Schifffahrt ungeeignet. Dieſelben Felstrümmer, dieſelben Inſeln, welche dem Fluſſe inmitten ſeiner waldigen Umgebung ein ſo romantiſches Ausſehen verleihen, machen ſelbſt kleinen Schiffen die Paſſage unmöglich. Deshalb wurde zur Seite des Fluſſes ein Schifffahrts-Kanal angelegt, dem entlang die Pennſylvania-Eiſenbahn dem Gebirge zuführt.

Eine lange Brücke ſpannt ſich unmittelbar hinter Harrisburg über den gewaltigen Strom, ſo daß man von den Waggonfenſtern des Zuges aus ſeinen ganzen Lauf auf Meilen ſtromabwärts verfolgen kann. Stromaufwärts verſperrt ein hoher, vulkanartig emporſteigender Bergkegel, der Kittatinny, die Ausſicht.

Je weiter wir auf der Bahn ſtromaufwärts fliegen, deſto ſteiler und höher

werden die Felſen an ſeinen Seiten, deſto wilder wird die Gegend. Wir winden uns durch die Eingeweide des zweithöchſten Gebirgszuges Nord-Amerikas, und wenn auch der Fluß ſchon vor Jahrtauſenden die Bahn gebrochen und uns den Weg vorgezeichnet, ſo zeigen doch die überhängenden Felſen und Baſtionen in den berühmten „Lewistown Narrows“ und die Wände des „Jack Narrow“ benannten Engpaſſes, daß die Felſen im Kampfe mit dem Waſſer gar gewaltigen Widerſtand geleiſtet.

Wir ſteigen, — doch je höher wir ſteigen, deſto maſſiver thürmen ſich die Berge über unſeren Köpfen auf. Wir wiſſen nicht, wie und wo wir die Kette überſchreiten können, denn nirgends bietet ſich eine Oeffnung, nirgends ein Thal dar, gangbar genug für das eiſerne Roß, das uns durch die Wildniß befördert. Und auch dieſes iſt für den ſchweren Marſch über die Berge zu ſchwach. Wir halten in Altoona, nicht um das eiſerne Relais zu wechſeln, ſondern ein zweites vorgeſpannt zu bekommen. Altoona iſt zugleich die Mittagsſtation für die von Philadelphia nach Pittsburg fahrenden Paſſagiere. Der weithin tönende „Gong“, an Stelle der Glocke in Amerika gebräuchlich, belehrt uns darüber, und der unter der Hoteleinfahrt ſtehende Neger, deſſen Obhut der „Gong“ anvertraut iſt, waltet mit Würde ſeines Amtes. Die Eiſenbahn-Mahlzeiten, ſei es nun „Breakfaſt“, „Dinner“, oder „Supper“, werden ſtets mit einem Dollar oder auch nur 75 Cents bezahlt, aber dafür ſteht es dem Reiſenden auch frei, zu eſſen, was und wie viel er will. Das „Menu“ bietet überall dieſelben Speiſen dar. Mag man nun Strecken zurücklegen, welche denen von Spanien bis nach Norwegen, oder von Schottland bis Conſtantinopel gleichen, man wird auf der ganzen Fahrt daſſelbe Roaſtbeef, dieſelben Speckſchwarten mit Bohnen, dieſelben Gemüſe, denſelben „Apple pie“, und Alles das noch dazu auf dieſelbe Art zubereitet vorfinden. Eine Anzahl von Tiſchen ſind bereits gedeckt und mit gewöhnlich ſchon erkalteten Speiſen überladen, ſobald der Zug in die Station fährt. Die Paſſagiere ſtrömen in den Speiſeſaal und wählen ſich nach Belieben ihre Plätze. Eine halbe Stunde Zeit iſt ihnen gegönnt, und ſobald ſie ihren Hunger geſtillt, verlaſſen ſie den Saal, an deſſen Ausgangsthüre ſie dann ihren Dollar zu zahlen haben. Dreißig Minuten nach dem Eintreffen fährt der Zug auch wieder ohne beſonderes Signal weiter, diejenigen zurücklaſſend, welche das Diner zu Altoona der Weiterfahrt vorziehen ſollten.

Diesmal puſten zwei ſtarke Lokomotiven vor unſerem Zuge, denn es gilt, auf eiſernem Schienenwege die höchſten Kämme des Alleghany zu überſteigen.

Fluß-Szene am Susquehanna.

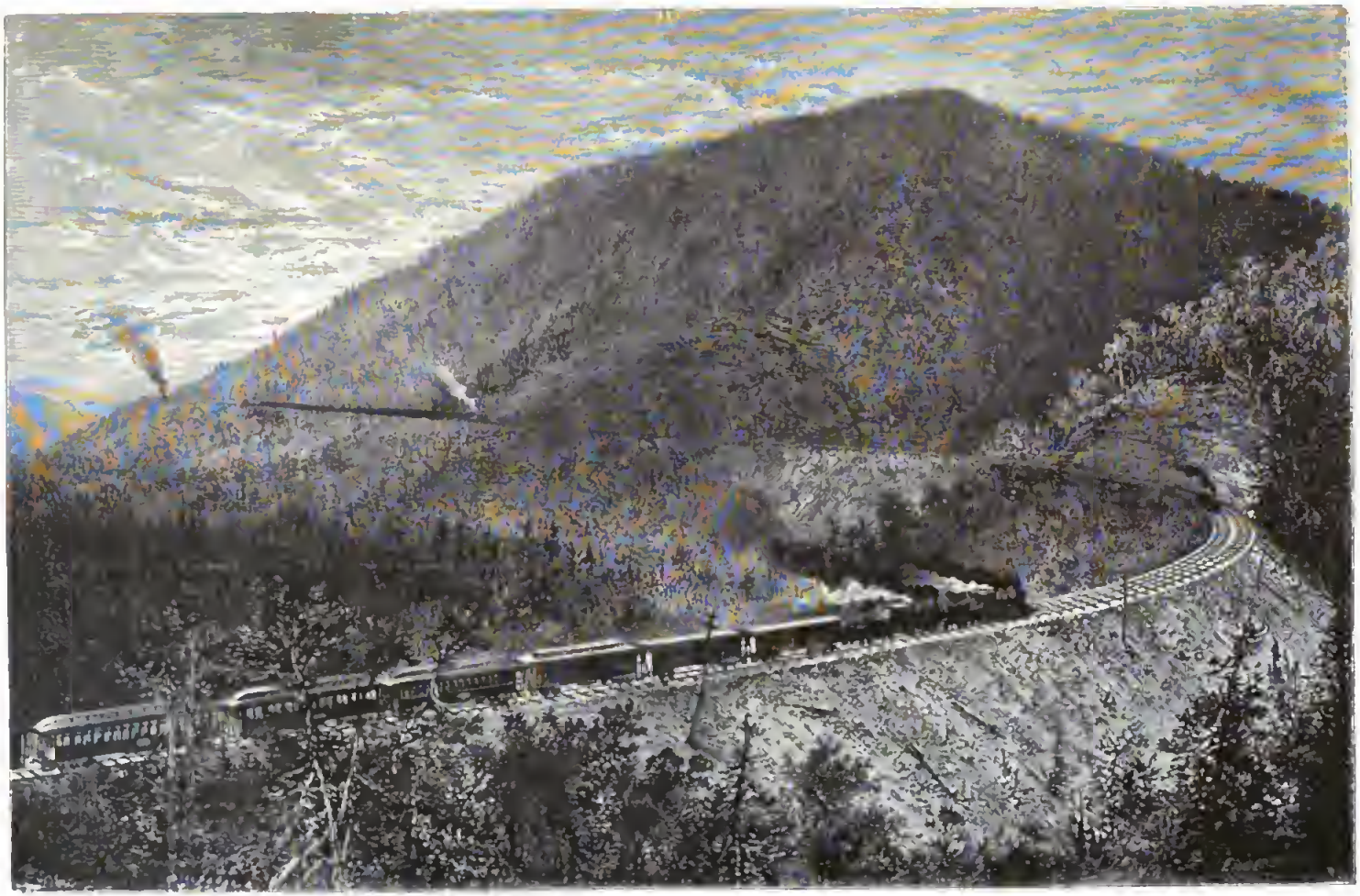
XIV. West-Pennsylvanien und die Petroleum-Region.

Wenn wir auch auf der Reise bis Altoona einen Theil des Alleghanny-Gebirges zu sehen bekamen, so waren dies doch nur die Vorberge jener titanischen Gebirgsmauer, die den großen Continent, östlich des Mississippi, von Georigien aus bis in den Staat Newyork, also auf eine Strecke von mehr als tausend Meilen in parallelen Gebirgsketten durchzieht, und in dem, seiner romantischen Berglandschaften wegen so berühmten Virginien ihre höchsten Erhebungen besitzt. Unter den zahlreichen, über 6000 Fuß emporragenden Bergspitzen ist der Clingman's-Mountain mit 6707 Fuß der höchste*).

Aber auch in Pennsylvanien erhebt sich das gewaltige Gebirgssystem zu respectabler Höhe, und ihre Ueberseßung durch die Pennsylvania-Bahn ist ein Meisterwerk der Eisenbahnbaukunst, das seinen Ingenieuren zur großen Ehre gereicht. Altoona liegt am östlichen Fuß des gewaltigen Bergrückens, und von hier aus beginnt die Bahn sich merklich zu heben. Fortwährend am Abhange steiler Schluchten, oder in Felswände gehauen, hinanziehend, erreicht die durchaus doppelgeleisige Bahn nach wenigen Minuten die Höhe von zweitausend Fuß über dem Meere. Die Szenerie wird immer wilder, die menschlichen Wohnungen werden immer seltener, und bloß vereinzelte Kohlenhütten sind hie und da an den Berglehnen wahrzunehmen. In den tiefen dunklen Schluchten drunten rauscht der Juniata-Fluß über Fels und Stein. Beide dem Zuge vorgespannten Lokomotiven arbeiten mit voller Kraft, und die lange Reihe der Waggons windet sich mühsam um die Bergwand herum. Plötzlich stellt sich eine ungeheure Schlucht in ihren Weg, und wir sehen keinen Ausweg. Auf der gegenüberliegenden Bergwand scheint uns ein Zug auf demselben Geleise und mit gleicher Schnelligkeit entgegenzukommen. Welch' furchtbarer Schreck! — Zusammenstoß und Herabstürzen in die dunkle Tiefe stehen uns bevor! — Aber es ist nur Täuschung. Wir sind auf der berühmten hufeisenförmigen Horseshoe-Curve (Hufeisen-Curve) angelangt, und der verhängnißvolle Zug befindet sich wohl vor uns, bewegt sich jedoch in derselben Richtung dem Gipfel weiter zu. Die starke kurze Krümmung und die sonderbaren Windungen der Bahn haben die Täuschung bewirkt.

Höher und immer höher geht es aufwärts, wilder und immer wilder werden die Gegenden, und erreichen in dem romantischen Allegrippus ihren schönsten Punkt.

*) List of Elevations ꝛc. Washington 1875.



Huſeiſen Curve.

Der höchſte Gipfel der Hauptkette wird durch einen nahezu eine Meile langen, durch den Fels geſprengten Tunnel unterfahren. Dreihundert Fuß hohe Felſen hängen über unſeren Köpfen, wenn wir dem dunklen Tunnel zufahren, aber ſo ſehr auch die Elemente die Gebilde der Menſchenhand haſſen mögen, ſie haben nicht immer die Kraft, ſie auch zu zermalmen. Und ſo gelangen wir denn unverletzt ins „glückliche Jenſeits" der Alleghany, nicht um raſch die Thalfahrt zu unternehmen, ſondern allmählich, wie wir gekommen, an Bergwänden entlang und über tiefe Schluchten und Thäler in das große Stromgebiet des Miſſiſſippi zu gelangen. Mit dem Horseshoe haben wir nämlich auch die Waſſerſcheide zwiſchen dem atlantiſchen Ozean und dem mexikaniſchen Golf überſchritten.

Die erſte Anſiedlung, die man hier oben in den Gebirgen jenſeits der Hauptkette antrifft, führt den Namen Gallitzin, nach ihrem Gründer, einem ruſſiſchen Prinzen Gallitzin ſo benannt. — Gallitzin war nicht der einzige europäiſche Ariſtokrat, der in der neuen Welt zum „Gründer" wurde — ein Beruf, welcher wohl in neueſter Zeit in Europa in ſchlechten Ruf gelangte, im vorigen Jahrhundert jedoch reine Humanität und Edelmuth zur Triebfeder hatte. So gründete noch vor Gallitzin der öſterreichiſche Graf Zinzendorf die mähriſche Anſiedlung und heutige Stadt Bethlehem, Prinz Solms-Braunfels die texaniſche Stadt Neu-Braunfels, der zweite Lord Baltimore die gleichnamige Großſtadt an der Atlantis u. ſ. w.

Drei Meilen hinter Gallitzin ſieht man zur Rechten, zwiſchen ſchattigen hohen Bäumen verborgen, einige ſchöne Landhäuschen, Villen und Hôtels. Es iſt der kleine Kurort Creſſon, und das faſhionable Leben, die eleganten Wagen und Reiter kontraſtiren gar ſeltſam zu der romantiſchen Wildheit dieſes Höhenzuges. Aber wie die Figuren eines Kaleidoskops, ſo ſchnell wechſeln auch die Szenerien, und verſchwindet das ſchöne ſtädtiſche Bild, um anderen Platz zu machen. Wald und Flur, Berg und Thal ſind die Hauptfiguranten dieſes Kaleidoskops der Natur, aber anſtatt daß wir dieſes drehen, drehen und winden wir uns ſelbſt den Bergwänden entlang und bekommen dadurch all' die herrlichen Szenerien eines Mittelgebirges zu ſehen, das in ſeinem Charakter jenem des Taunus ähnelt.

So geht es fortwährend abwärts und zwar derart ſteil, daß die beiden Dampfroſſe an unſerem Zuge entgegen arbeiten müſſen. Auf derartigen Thalfahrten wechſeln Lokomotive und Zug ihre Rollen. Die Lokomotive hält zurück, und der Zug wird vermöge ſeiner eigenen Geſchwindigkeit zur Lokomotive, bis man die Station Conemaugh, und mit ihr den weſtlichen Fuß des Alleghany-Gebirges erreicht. Die Breite des letzteren zwiſchen Altoona und Conemaugh beträgt vierzig Meilen.

Das Gebirge iſt nun überſchritten, und wir rollen zwiſchen den weſtlichen Vorbergen mit vierzig Meilen Geſchwindigkeit pro Stunde der Hauptſtadt des weſtlichen

Pennſylvaniens, Pittsburg zu. Vierzig Meilen Geſchwindigkeit! Eine Meile in 90 Sekunden! Und ſie wird doch noch von den „Lightning Expreß“, jenen Blitzzügen, übertroffen, welche mit einer Geſchwindigkeit von einer engl. Meile pr. Minute den Continent durchfliegen!

Das ſind Wettrennen mit der Zeit, Jagden um eine Minute, glücklicherweiſe nur Ausnahmsfälle, etwa um zu zeigen, was man in Amerika alles zu leiſten im Stande iſt. Im Allgemeinen gleicht die Schnelligkeit der Eiſenbahnzüge jener Europas.

Endlich nähert ſich der Eiſenbahnzug Pittsburg, der erſten großen Stadt des Miſſiſſippi-Beckens. Man ſieht von der Stadt freilich nicht mehr als eine das Tageslicht verdunkelnde Rauchwolke, unter welcher Pittsburg liegen ſoll. Selbſt mit Zuhilfenahme aller möglichen Augenwaffen wird man auf dem in einen grauſchwarzen Wolkenmantel gehüllten Horizont nichts entdecken können, als rauchende niedrige Schornſteine. Es erſcheint wie das verbrannte Sodoma, von dem nichts übrig iſt, als die rauchenden Trümmerhaufen. Und doch iſt Pittsburg das gerade Gegentheil dieſer bibliſchen Stadt und auch mit der Mythologie ſteht es nur inſofern in Verbindung, als man es die oberirdiſche Schmiedewerkſtadt Vulkans nennen könnte.

Pittsburg iſt das Birmingham von Amerika, die Stadt der Maſchinen, der Kohle, des Eiſens und des Schmutzes. Das Sprichwort: „Napoli vedere e poi morire“ könnte auf Pittsburg auch ſeine Anwendung finden, ſobald mit „morire“ der Erſtickungstod gemeint iſt. Schon bei der Annäherung gegen die Stadt beginnen wir zu huſten, und auch die Lokomotive ſcheint zu viel Kohlenſtaub in die Gurgel bekommen zu haben, denn ſie huſtet und puſtet mit uns um die Wette. Man fährt aus dem Tag in den Abend, aus dem Sonnenſchein in die Dämmerung, und dabei iſt der Rauch nicht ohne Abwechslung. Man ſieht ihn in allen Farben: weiß, ſchwarz, roth und gelb — der Hintergrund iſt grau. Sieht man ſich ſelbſt aber nachher in dem Spiegel, dann kommt man zur Ueberzeugung, daß ſchwarz bei weitem vorherrſchend iſt.

Erſt allmählich kann man durch die Wolken hindurch die Lage der Stadt unterſcheiden. Man muß geſtehen, Pittsburg iſt eine der ſchönſtgelegenen Städte Amerikas, und ſeine pittoreske Lage wird vielleicht nur von einer Stadt — von Quebec — übertroffen. Steile, viele hundert Fuß hohe Felsbaſtionen begrenzen gegen Nord und Süd ein weites Thal, in welchem ſich zwei große Ströme, der Alleghany und der Monongahela zu einem einzigen Strome vereinigen, und dieſer Strom iſt der Ohio, der größte öſtliche Nebenfluß des Miſſiſſippi, die ungeheuren Waſſermaſſen der Alleghany-Ketten dem Vater der Ströme zuführend.

Auf der durch die Vermählung der beiden Ströme gebildeten Landzunge liegt Pittsburg, und auf dem jenſeitigen Ufer des Alleghany, durch ſchöne Kettenbrücken mit Pittsburg verbunden, liegt Alleghany-City.

Aber das Thal war zu klein, um die Straßen der Schweſterſtädte alle zu faſſen. Sie ziehen ſich zu beiden Seiten die Anhöhen hinan, neſteln auf Vorſprüngen und bedecken die Gipfel, deren höchſter der ſtets in Rauch gehüllte Mount-Waſhington iſt. Eine Drahtſeilbahn führt unter beinahe ſenkrechter Steigung den Berg hinan. Die Ufer der beiden Ströme ſind mit Kohlenwerften, Stahl- und Eiſenwerken, Glasfabriken und Gießereien dicht beſetzt, und eine lange Linie von maſſiven, kohlſchwarzen, rauchenden Schornſteinen bezeichnet weithin die Flußgrenzen des Ohio.

Pittsburg liegt nämlich im Zentrum der größten Kohlen-Region Amerikas, und nicht weniger als 100 Millionen Zentner davon werden alljährlich auf ſeinen großen Waſſer- und Eiſenbahn-Wegen in alle Welt transportirt. In der Umgebung von Pittsburg befinden ſich 103 Kohlen-Bergwerke, deren Einrichtungen allein — ohne den Werth der Gruben — über 11 Millionen Dollars Werth beſitzen. — Petroleum iſt eine zweite große Erwerbsquelle für die Stadt, in welcher ſich gegen 60 Raffinerien mit einem Kapitalsaufwand von 8 Millionen Dollars befinden, während die Eiſenbahnen, Petroleum-Waggons, Barken u. ſ. w. zur Beförderung des Erdöles aus den Gruben in die Raffinerien weitere 6 Millionen koſteten. Der Werth des jährlich von hier in alle Welt verſendeten Beleuchtungsmaterials beläuft ſich auf 11 Millionen Dollars, und 60 Prozent des ganzen Petroleum-Exportes werden von Pittsburg aus beſtritten.

In Pittsburg befinden ſich ferner die Hälfte ſämmtlicher Glasfabriken der neuen Welt. Vierzig Firmen beſchäftigen in der einen Stadt 5000 Arbeiter in 60 Fabriken. Der Werth der jährlichen Produktion an Tafelglas allein beträgt gegen 5 Millionen Dollars, und mit Kohlen, Oel und Glas gehen Stahl und Eiſen Hand in Hand, und der jährliche Werth ihrer Produktion überſteigt 30 Millionen Dollars.

Aber nicht allein die Stadt ſelbſt iſt ſo reich an den größten Induſtriezweigen der Welt. In ihrer Umgebung liegen unerſchöpfliche Eiſen- und Kohlen-Minen, und in dem ſogenannten „Pittsburg-Country“ giebt es eine derartige Maſſe von Eiſen-, Stahl-, Kupfer-, Oel-, Wolle-, Meſſing- und anderen Fabriken, daß ſie aneinandergereiht eine Länge von 35 Meilen beſitzen würden.

Die beiden Schweſterſtädte haben zuſammen eine Bevölkerung von einer Viertel Million Seelen, von denen die Hälfte Arbeiter ſind. Zwanzigtauſend Arbeiter gehören allein der Eiſen-Induſtrie an.

Aus alledem kann man leicht erſehen, daß Pittsburg, dieſes amerikaniſche Birmingham, die induſtriereichſte Stadt Amerikas iſt. Die Straßen ſind breit und mit ſchönen Häuſern beſetzt, und in dem öſtlichen Stadttheile findet man ſchöne und reiche Privatgebäude. Aber der furchtbare Rauch ſchwärzt die lichten Fronten und hüllt das ganze Weichbild der Stadt in ſo düſtere Wolkenſchleier, daß dem Fremden der Aufenthalt gar bald verleidet wird.

Digitized by Google

Durch das Alleghany-Gebirge: Der Allegrippus.

Das Leben, das ſich in dem ganzen weiten Thale des Ohio und auf den drei Strömen ſelbſt breit macht, iſt wahrhaft imponirend. Hunderte von mächtigen Dampfern und Booten fahren die Ströme auf und nieder. Selbſt dieſe Fahrzeuge waren des großen Verkehrs wegen gezwungen, ſich ſo ſchlank als möglich zu machen und ihre Schaufelräder nicht an den Seiten, ſondern rückwärts am Schiffe anzubringen. Aus allen Gebäuden tönt das Puſten und Stöhnen der Dampfmaſchinen, der Klang von Hammer und Amboß, der dumpfe Schlag des Dampfhammers. Sie ſind die Trommeln und Pauken dieſes gewaltigen induſtriellen Conzertes, deſſen Blasinſtrumente die zahlloſen Dampfpfeifen und Gebläſe bilden, die ſich Tag und Nacht, Jahr aus Jahr ein, ohne Unterbrechung hören laſſen, und im fortwährenden Crescendo begriffen ſind. Und mit dieſem Pittsburger Rieſen-Conzerte iſt bei Tag die Verfinſterung, bei Nacht die Beleuchtung des „äußeren Schauplatzes" verbunden, und wenn man des Nachts die Stadt verläßt, dann geben Einem Myriaden von Feuergarben das Geleite, Feuergarben, die den Schlotten der Schmelzwerke und Erzgießereien entſpringen, und hoch in die Rauchwolken emporſchießen. Aus allen Fenſtern und Thüren ſtrahlen die Gluthen des geſchmolzenen Erzes durch die dunkle Nacht. Die über den Fluß ſchießenden Dampfer ſind hell erleuchtet und ihre rothen und grünen Signale erblaſſen förmlich in dem weißen Lichte der vielen elektriſchen Lampen, das auf die Rauchwolken fallend, ſich mit ihnen formt und ballt, bis ſie gegen den Himmel ſteigend, ſeine Sternenbilder verdunkeln. Es iſt die wahre Höllen-Szenerie von Vulkans Schmiede, doch Segen ſpendend in alle Welt.

Jener Theil von Pennſylvanien, der ſeit der erſten Entdeckung des Petroleums zu ſo unendlicher Bedeutung gelangte, und dieſe Bedeutung bis auf den heutigen Tag erhielt, iſt nahezu ausſchließlich auf das Thal des Alleghany-Fluſſes beſchränkt. Der produktivſte Theil dieſes Thales bildet ein unregelmäßiges Viereck, deſſen Seiten je fünfzehn bis zwanzig Meilen Länge betragen, und deſſen Achſe nahezu mit dem Laufe des „Oil-Creek" (Oelbaches) zwiſchen den Petroleumſtädten Titusville und Oil-City übereinfällt.

Es iſt überflüſſig, an dieſer Stelle die Geſchichte des Petroleums zu wiederholen. Jedes Mineral, jeder Artikel, Gold, Silber, Kohle — Alles und jedes hat in Amerika ſeine Geſchichte. Nicht in die graue Vorzeit zurückgreifend und in derſelben verloren, ſondern friſch, neu und bewegt — der gerade Gegenſatz zu der alten Welt. In der letzteren entwickelte ſich Alles auf kleinen beſchränkten Anfängen — in der neuen Welt waren ſchon dieſe Anfänge ſo groß, daß ſie ſelbſt — im wahren Sinne des Wortes ihrer Zukunft vorauseilten — ihre Zukunft zu ihrer Vergangenheit machten. Es giebt keinen Dichter, groß genug, um die Geſchichte der amerikaniſchen Entdeckungen,

und vor Allem des Goldes, der Kohle und des Petroleums niederzuſchreiben und jene Völkerwanderungen, jenes Fieber zu ſchildern, das durch den Drang nach Gold und Gewinn entſtand.

Aber Alles das gehört der Vergangenheit an, und wie an jener Erdſtelle, welche das Blut eines Erſchlagenen getränkt, das Gras nur um ſo üppiger emporſchießt, und den Schauplatz der grauſigen That nur durch ſein üppigeres, reicheres Wachsthum zu erkennen giebt, ſo auch mit dem Schauplatz jener materiellen Kämpfe. Nirgends beweiſt ſich mehr der Ausſpruch: „Durch Kampf zum Sieg", und je größer, je wüthender der Kampf, deſto größer der Sieg. Wo den zertretenen Raſen kein Blut gedüngt, da verkümmerte das Gras — und mag man auch vor den Kämpfen ſelbſt ſeinerzeit zurückgeſchaudert haben, man wird doch den Segen einſehen müſſen, den ſie der Nachwelt gebracht!

Das Erdöl wurde zuerſt von den Indianern als Heilmittel angewendet, und die erſten weißen Anſiedler dieſer Gegenden nannten es von dem Namen jenes Indianerſtammes her „Seneca-Oel". Erſt 1850 begann der Gebrauch des Petroleums als Beleuchtungsmittel, und von jener Zeit ſteigerte ſich der Bedarf immer mehr, und mit ſo großer Geſchwindigkeit, daß das ſchmutzige, übel riechende Oel in wenigen Jahren die ganze weite Welt im wahrſten Sinne des Wortes erobert hatte. Die erſte Compagnie, die ſich zur Gewinnung des Erdöls gebildet hatte, war die „Penn-Rockoil-Company", die aus einem arteſiſchen Brunnen etwa acht Barrels Oel per Tag gewann. Das war der erſte Anfang einer Aera der Spekulation und eines Fiebers, das nur in den Gold-Entdeckungen Californiens ſeinerzeit ſeines Gleichen fand und in einzelnen Gegenden, bald hier bald dort, noch heute fortbeſteht. Die Folge davon war eine derart enorme Produktion, daß ſie bald nationale, und endlich auch Welt-Bedeutung erlangte, und ſich im Jahre 1873 auf nicht weniger als 7 Millionen Barrels belief.

Die Schwierigkeiten des Transportes derartiger Oelmaſſen in einem halbwilden, jungfräulichen Lande, ohne Verkehrsmittel, können eher gedacht als geſchildert werden. Nachdem man ſich lange mit der Beförderung mittelſt Wagen und Pferd beholfen hatte, kam irgend jemand auf den Gedanken, das Oel der ſeichten Flüſſe wegen in flachen Booten den Oil-Creek hinab nach dem Alleghany-Fluß zu befördern. Da jedoch das Waſſer in dem erſtgenannten Fluſſe zu gewiſſen Zeiten viel zu ſeicht war, ſo wurde es abgedämmt und mit den darauf befindlichen Booten wieder abgelaſſen, ſo daß die letzteren bis in den Alleghany gelangen konnten. Die Quantität Oel, die man mittelſt jeder derartigen künſtlichen Flußanſchwellung befördern konnte, betrug von 15 bis 20000 Barrels.

Auf dem Alleghany wurden nun die Boote nach den Oelwerften von Pittsburg gezogen, und von dort nach aller Welt verſandt. Es gab eine Zeit, wo nicht we-

Pittsburg.

niger als tauſend ſolcher Boote und etwa dreißig Dampfer auf dieſe Weiſe beſchäftigt wurden, zu deren Bedienung über 4000 Menſchen nöthig waren. — Aber die Aera der Eiſenbahnen änderte dieſe Beförderungsmethode. „Cartanks“ (Faßwaggons) kamen in den Verkehr, und beſtanden anfänglich aus gewöhnlichen Laſtwaggons mit zwei großen hölzernen Petroleumbehältern, von je vierzig Barrels Gehalt. Sie machten bald den eiſernen Keſſelwaggons Platz, die einem horizontalen, auf einem Waggon ruhenden Dampfkeſſel gleichen, und gegenwärtig in einer Zahl von über 3000 auf den Eiſenbahnen in Verwendung ſtehen.

Ein Eiſenwerk bei Pittsburg.

Ein Beſuch der ausgedehnten Petroleum-Regionen von Oil-City, Titusville und dem neuen „Petroleum-Emporium“ Bradford iſt noch heute im höchſten Grade intereſſant, denn mögen auch mit dem Verſchwinden des Erdöls in einigen Gegenden die Städte, die es hervorgezaubert, verſchwunden ſein, ſo entſtanden dafür doch und entſtehen noch immer faſt täglich neue Quellen, neue Oelpumpen und mit ihnen auch neue Anſiedlungen, neue Städte. Die vorgenannten drei Städte ſind jedoch die Zentren der ausgedehnten Petroleumſtädte im nordweſtlichen Winkel von Pennſylvanien, und noch immer werden faſt täglich große Vermögen gewonnen, andere verloren. Oil-City iſt die große Oelbörſe, ebenſo wie San Francisco der Hauptmarkt für Gold- und Silberminen, Neworleans für Baumwolle und Zucker, Chicago für Getreide und Schlachtvieh, Philadelphia für Kohlen iſt. Mit den Tauſenden von Oelfäſſern und dem Steigen und Fallen der Preiſe je nach dem täglich wechſelnden Ertrag der Quellen wird ebenſo tollkühn ſpekulirt, wie mit den Getreideſäcken in Chicago. Der Telegraph hat in Oil-City eine der wichtigſten und einträglichſten Stationen und hundert Hände ſetzen hier Tag und Nacht den Apparat in Thätigkeit. In den Thälern, auf den Berghängen der ganzen waldreichen Umgegend, auf viele Meilen hinaus ſieht man die koloſſalen, in Form und Umfang den ſtädtiſchen Rieſen-Gaſometern ähnlichen Petroleum-„Tanks“ oder Behälter, in welche das Petroleum aus den einzelnen Quellen mittels Röhren geleitet wird. Die Mehrzahl dieſer rieſigen Tanks gehören der „Standard-Oil-Company“ an, welche das Petroleum maſſenhaft aufkauft, und mittelſt eigener Röhrenleitungen die ganze mehrere hundert Meilen weite Strecke nach Pittsburg, Newyork und Philadelphia je nach dem Bedarf ablaufen läßt, wo es raffinirt wird. Neben den „Tanks“ ſind die „Derricks“ oder Petroleumpumpen eine höchſt charakteriſtiſche Erſcheinung der Oelregionen, thurmartige, aus Holz gezimmerte Gerüſte, welche ſich über den vertikalen Bohrlöchern erheben und die Oelpumpen tragen. Neben ihnen befindet ſich bei ſolchen Quellen, wo das Erdöl nicht natürlich hervorquillt, eine kleine Dampfmaſchine zu ihrem Betrieb. In der unmittelbaren Umgebung von Oil-City, und mehr noch des wie ein Pilz emporgeſchoſſenen Bradford ragen dieſe hohen Derricks ſo maſſenhaft empor, wie Bäume eines Waldes. Sie bedecken die Anhöhen wie die Thäler, ſie ſind in den Straßen der Stadt, und ſelbſt in den Höfen einzelner Häuſer zu finden, Tag und Nacht arbeitend. Allerorts entquillt der Erde nicht nur das Oel, ſondern auch Brenngas in ſo unzähliger Menge, daß es demnächſt aufgefangen und zur regelrechten Stadtbeleuchtung benutzt werden wird. Bradford, eine Stadt, welche mitten in der Petroleumwildniß innerhalb eines Zeitraums von vier oder fünf Jahren von ein paar Hütten zu einer Stadt von 15000 Einwohner heranwuchs, erinnerte mich in ihrem ganzen Ausſehen, ihrem lebhaften Straßenleben und ihrer Unfertigkeit 1884 ganz an die Minenſtädte von Colorado und Nevada, die ich 1876 und 1879 beſuchte. —

Waſhington,

die Bundes-Hauptſtadt der Vereinigten Staaten.*)

Es giebt in den Vereinigten Staaten keine Stadt, welche, wie London für England, und Paris für Frankreich, gleichzeitig die politiſche, kommerzielle und ſoziale Hauptſtadt ihres Landes wäre. — Die Vereinigten Staaten haben hiefür nicht eine, ſondern drei Hauptſtädte, unter denen Waſhington die politiſche, Newyork die kommerzielle und vielleicht Boſton die ſoziale Hauptſtadt iſt. Bei Newyork und Boſton iſt es nicht ausgeſchloſſen, daß ſie außerdem noch einmal die anderen Bedingungen in ſich aufnehmen könnten, Waſhington aber wird zur ſozialen oder gar zur kommerziellen Hauptſtadt Nord-Amerikas niemals werden können. Waſhington iſt eben nur der Sitz der Regierung, und die Capitale des Landes, aber nicht deſſen Herz. Es iſt eine künſtlich, wie durch den Willen eines Machthabers geſchaffene Stadt, ohne jeden inneren, aus ſich ſelbſt entwickelten Charakter.

Man braucht die Nordamerikaniſche Bundes-Capitale weder unter die großen noch unter die ſchönen Städte zu rechnen, und wird doch zugeſtehen müſſen, daß ſie einer der merkwürdigſten Orte der Vereinigten Staaten und ſelbſt der ganzen Welt ſei. In den erſteren bildet ſie einfach eine Kategorie für ſich, und was die Landes-Haupt- und Reſidenz-Städte der letzteren anbelangt, ſo findet ſich keine unter ihnen, an die ſie in anderer Weiſe erinnerte, als daß hier wie dort die zahlloſen Fäden einer immenſen Regierungs-Maſchine zuſammen laufen. Ihre Hauptmerkwürdigkeit iſt eine dreifache. Sie beruht in ihrer äußeren Anlage und Erſcheinung; in Allem, was mit ihrer Würde als Bundes-Hauptſtadt zuſammenhängt; und endlich in dem hieraus erwachſenden Gegenſatz zu ſämmtlichen übrigen Hauptorten des Landes.

In ſeiner äußeren Erſcheinung muß Waſhington, ſo wie es heute iſt, für Jeden, der ſich nur auf ſeine eigenen Augen und nicht auf die Verſicherungen der mit ihrer Stadt ſtark auf die Zukunft ziehenden Waſhingtoner verläßt, ein Zwitter der wun-

*) Von M. B.

derlichſten Art ſein. Alles daran iſt Unfertigkeit, Uebergangs-Studium, Halbheit. Die größten Widerſprüche drängen ſich mit einer Naivetät neben einander, welche ſelbſt auf amerikaniſchem Boden, dem vorzugsweiſen Boden des „Werdens", überraſchen muß: ein rieſiger Landflecken mit ein paar belebten, großartigen Geſchäftsſtraßen, und einer Anzahl ſtädtiſcher Gevierte voll anſehnlicher und eleganter Wohnhäuſer — dazwiſchen der eine oder andere Square mit hübſchen Park- und Garten-Anlagen, ein Straßen-Netz, das an Gradlinigkeit, Planirung und Pflaſterung nicht ſeines Gleichen hat, und endlich ein Dutzend öffentlicher Gebäude, welche gleich architektoniſchen Enaks-Söhnen über das ſie umgebende winzige Alltagsvolk hinausragen.

Waſhington gehört verhältnißmäßig zu den älteſten Städten Amerikas, iſt jedoch unter allen noch am wenigſten „fertig", und wird es aller Wahrſcheinlichkeit nach auch niemals ſein. Die Amerikaner, die der Mehrzahl ihrer größeren Städte mehr oder minder zutreffende Beiwörter gegeben haben, nannten Waſhington „Die Stadt der großen Entfernungen". Und dies mit Recht. Man kann innerhalb der Stadt abſolut keinen Spaziergang machen, ohne überall ungeheure Terrainflächen anzutreffen, die ſeit der Gründung der Stadt noch wüſte daliegen, oder in neueſter Zeit mit Garten- und zarten Parkanlagen nothdürftig bedeckt wurden. Wenige Schritte von der Reſidenz des Präſidenten entfernt, dehnt ſich heute noch eine ungeheure wüſte Landſtrecke aus, auf welcher nicht ein einziges Haus, nicht eine Mauer, oder ein Baum zu ſehen iſt! Die Begrenzung dieſer Wüſte bildet der breite Potomac mit ſeinen gelben ſchmutzigen Fluthen und ausgedehnten Sümpfen, in denen Myriaden von Fröſchen ihre nächtlichen Conzerte abhalten! Leuchtkäfer durchſchwirren zur Nachtzeit in unglaublicher Zahl die Luft, und man könnte ſich dort, inmitten dieſer Wildheit und Stille, eher an die Ufer irgend eines Fluſſes im Innern Afrikas verſetzt glauben, als an den hiſtoriſchen Potomac, wenige Minuten von dem Capitol und dem Palaſte des Präſidenten entfernt!

Dies ſind natürlich ſchreiende Gegenſätze, aber ſie genügen, um die Stadt intereſſant zu machen. Ja, ſie könnte trotz derſelben ſchon heute eine ſchöne, impoſante Stadt ſein, hätte man dies nicht bereits im erſten Entwurfe ein für allemal dadurch vereitelt, daß man in der Abſicht, ein Wunder von Regelmäßigkeit zu ſchaffen, es glücklich fertig bekam, die verzwickteſte, ungleichmäßigſte und unruhigſte Städte-Anlage der Welt ins Leben zu rufen. Man begnügte ſich nicht, wie in Philadelphia, ein ebenmäßiges Netz gerader, in gleichen Entfernungen einander rechtwinklig ſchneidender Straßen zu planen, ſondern durchſchnitt dieſes Schachbrett noch mit breiten Avenuen, die vom Capitol, dem Mittelpunkt des Ganzen, als Radien nach allen Richtungen der Windroſe ausſtrahlen. Und nicht genug damit; im Weißen Hauſe gab man dem, auf dieſe Weiſe ohnehin um ſeine rektanguläre Regelmäßigkeit

gebrachten Stadt-Netz ein zweites Zentrum für ein anderes System radialer Avenuen, zu dem sich dann noch, um das Wirrsal vollständig zu machen, verschiedene Nebenzentren an andern Stellen der Stadt gesellten. Die Methode, welche in diesem Wahnsinn ist, tritt auf dem Papier deutlich und übersichtlich genug hervor. Aber was sich auf dem Plane, mit dem stolzen Capitol-Bau in der Mitte, durchaus stattlich und klar ausnimmt, gestaltet sich in der Wirklichkeit zu einem Chaos einander nach allen Richtungen durchschneidender Langstraßen, Querstraßen und Avenuen, in welchen sich heimisch zu machen, es eines Ortsinns bedarf, wie er nur den bevorzugtesten Wesen verliehen ist. Ueberall spitze und stumpfe Winkel, in welche die trapez- oder trapezoidförmigen Stadt-Gevierte auslaufen. Ueberall scharfe Dreiecke, von verschobenen Rasen und Strauch-Anlagen oder ebenso verschobenen Häusergruppen bedeckt, zu welchen sich dieselben Gevierte zuspitzen, resp. abstumpfen. Eine gleichmäßig geschlossene Häuserfront bietet sich nur ausnahmsweise. Die Pennsylvania-Avenue, die große, das Capitol mit dem Weißen Hause verbindende Hauptpulsader des gegenwärtigen Washington, müßte man mit ihren von beiden Seiten spitz in sie hineinlaufenden Querstraßen wie eine Artischoke abblättern, wollte man längs ihrer Trottoire Raum für regelmäßig gegliederte Häuser-Quadrate gewinnen.

Hierzu kommt, um dem Fremden die letzte Möglichkeit einer baldigen Orientirung zu nehmen, dieselbe hypersystematische Schlauheit und Raffinirtheit in der Bezeichnung der Straßen, wie in ihrer kaleidoscopischen Auslegung. Man hat eine quadratische Generaleintheilung des ganzen Stadtweichbildes beliebt, so daß vier Hauptdistrikte, der nordöstliche, der südöstliche, der nordwestliche und der südwestliche, entstanden. Die geraden Querstraßen tragen Zahlen, die sie rechtwinklich kreuzenden Langstraßen Buchstaben als Bezeichnungen. Die das Ganze nach allen möglichen Richtungen durchschneidenden Avenuen hingegen sind nach den verschiedenen Unions-Staaten genannt. Die Numerirung der einzelnen Häuser findet in ähnlicher Weise wie in Philadelphia statt, wo die erste Stelle der Nummer das Geviert, in welchem das fragliche Haus liegt, markirt. Hält man bei den Buchstaben-Straßen noch die Zahl des betreffenden Buchstaben zu Rath, so kann für Denjenigen, der ein Vierteljahrhundert in Washington gelebt hat, auch nicht der geringste Zweifel über die genaue Stelle existiren, an welcher er irgend ein ihm bezeichnetes Haus zu finden hat. Er lächelt einfach, wenn ihm eine Formel wie die nachstehende genannt wird, „1224 N. W. (North West) 12. Str. betw. N and M" oder „2426 S. E. (South East) 16½ Str. betw. X and Y", und findet mit geschlossenen Augen was er sucht, während der Fremde im ersten Moment vor der Lösung einer cubischen Gleichung zu stehen vermeint, im nächsten aber schon gar nichts mehr vermeint und empfindet als das Gefühl absoluter Hilflosigkeit, gemischt mit einer Art abergläubischer Bewunderung für eine Stadtbevölkerung, die sich nicht nur spielend in derartigen Räthselwesen zurecht

findet, ſondern auch nicht müde wird, daſſelbe als das Einfachſte und Bequemſte ſeiner Art anzupreiſen.

Die Waſhingtoner ſind überhaupt — es wurde dies ſchon oben angedeutet — leidenſchaftliche Lokal-Patrioten. Vor allen Dingen iſt ihnen der Gedanke, daß der Sitz der Bundes-Regierung aus ihrer Mitte hinweg nach dem Weſten verlegt werden könne, mit der Vorſtellung des Welt-Unterganges gleichbedeutend. Es iſt unmöglich, das Geſicht eines ächten Waſhingtoners zu beſchreiben, wenn man es wagt, ihm von dieſer Eventualität zu ſprechen. Erſtaunen, Mitleid, Ingrimm, Hohn, Verachtung und Haß — das Alles ſpiegelt ſich in vielſagendem Verein darin ab. Aber ſie haben es, kluge und praktiſche Leute, wie ſie ſind, nicht beim Geſichterſchneiden bewenden laſſen. Als vor einigen Jahren die Frage allen Ernſtes ventilirt wurde, daß das Uebergewicht, welches der Weſten demnächſt in der Kongreß-Repräſentation haben werde, ſich ſehr leicht dahin äußern könne, daß das Capitol plötzlich vom Potomac hinweg nach dem Miſſiſſippi votirt würde: da ſäumten ſie keinen Moment, dieſer Ausſicht dadurch Rechnung zu tragen, daß ſie Waſhington ſo unumgänglich nothwendig wie nur möglich, d. h. ſo anſtändig und würdig wie möglich, zu geſtalten anfingen. Und in der That hat der kleine Schreck wundervolle Früchte getragen. Ihm in erſter Reihe iſt es zu danken, daß das Mittelding von ſüdlichem „Kraal" und weſtlichem Prairie-Dorf, welches die Stadt noch bei Ausbruch des Bürgerkrieges war, in den letzten Jahren denn doch begonnen hat, ein wirklich großſtädtiſches Ausſehen zu gewinnen. Ihm allein, daß in Bezug auf Gradirung und Pflaſterung der Straßen neuerdings das Außerordentlichſte geleiſtet worden, deſſen ſich nur eine amerikaniſche Stadt rühmen darf. Ihm allein, daß ſich die offenen Squares ſelbſt der entlegenſten Stadttheile mit freundlichen Anlagen bedeckten, und daß die Entwickelung des Straßen-Bahnen-Syſtems in wahrhaft großſtädtiſcher Weiſe gefördert ward. Und nicht genug damit — im Kongreß ſelbſt erwuchſen ihnen Schützer und Retter, als der Bau des großen, ſämmtliche Miniſterien aufzunehmen beſtimmten Palaſtes, weſtlich vom Weißen Hauſe beſchloſſen wurde, ein Bau, welcher das in Waſhington in Regierungs-Bauten angelegte Bundes-Capitol um mindeſtens acht bis zehn Millionen vermehrt. Zehn Millionen — immerhin ein gewichtiges Glied mehr in der Kette praktiſch-zwingender Rückſichten, welche den Regierungsſitz an die Potomacſtadt feſſelt! Ob freilich dieſe und noch weitere Millionen, ſammt dem koſtbaren neuen Pflaſter der Stadt, das Schickſal derſelben als Bundes-Capitale für länger als zehn oder zwanzig Jahre entſchieden haben, bleibt eine andere Frage, die mindeſtens allen Denen, die an das Westward moves the Star of the Empire glauben, in der verletzendſten Weiſe verneint wird. Sie haben für alle Erfolge, welche die Waſhingtoner auch in der „Feſtnagelung" ihrer Hauptſtadt errungen haben und noch erringen mögen, nur ein Kopfſchütteln, und berufen ſich einfach auf das phyſikaliſche Geſetz, welches den

Schwerpunkt von irgend etwas normal Angelegtem nach deſſen Mitte hin, und nicht an ſeine äußerſte Grenze verlegt. Dieſes phyſikaliſche Geſetz genügt ihnen. Es giebt ihnen die Bürgſchaft, daß, allen marmornen Kapitolen, allen granitnen Schatz-Amts-Paläſten und ſelbſt allen Asphalt-Corſo's zum Trotz, das Todesurtheil Waſhingtons, als Hauptſtadt der Vereinigten Staaten geſprochen iſt.

Die Einwohnerzahl Waſhingtons genau anzugeben, iſt unmöglich, denn ſie wechſelt von einer Saiſon zur andern, wie etwa jene der Badeorte. Nach dem Schluß des Congreſſes, der ſtets die Beamtenwelt der Vereinigten Staaten in Waſhington vereinigt, beſitzt die Stadt hundertſechzig Tauſend Einwohner, von welchen vierzig Tauſend Neger ſind. Das milde Clima des Winters läßt die Bevölkerung für einige Monate um Tauſende anſchwellen, dagegen iſt die Hitze im Sommer ſo unerträglich, daß Waſhington in den warmen Monaten vollſtändig ausgeſtorben iſt. Dann wird die Stadt auch häufig von Cholera und Fieber heimgeſucht, was großentheils den verſumpften Ufern des Potomac und den dadurch entſtehenden höchſt ungeſunden Ausdünſtungen zuzuſchreiben iſt. — Das „weiße Haus", der offizielle Sitz des Regierungs-Präſidenten, in der unmittelbaren Nähe des Potomac gelegen, leidet am meiſten unter dieſer gefährlichen Nachbarſchaft und ſo mancher der bisherigen Präſidenten konnte hiervon erzählen.

Waſhington hat ſeine ungeſunde Lage eigentlich ſeinem gleichnamigen Gründer zu verdanken, deſſen Abſichten allerdings der beſten Art waren. Er wählte den am Potomac gelegenen Diſtrikt, um den Regierungsſitz im Mittelpunkt der damaligen Unionsſtaaten zu haben, und daraus eine wichtige See- und Hafenſtadt zu machen, die überdies vom Meere genug entfernt und vor jedem feindlichen Ueberfall geſchützt ſein ſollte. Merkwürdigerweiſe erfreut ſich Waſhington keines einzigen der damals geträumten Vorzüge. In ſtrategiſcher Hinſicht iſt und war es ſo wenig geſichert, daß es bereits zwanzig Jahre nach ſeiner Gründung (1814) den Engländern in die Hände fiel. In kommerzieller Hinſicht hingegen wurde es von dem nachbarlichen Baltimore vollſtändig in den Schatten geſtellt. Der Potomac nämlich iſt zu ſeicht, um großen Schiffen die Fahrt ſtromaufwärts bis Waſhington zu geſtatten. In politiſcher Hinſicht endlich hat die Stadt aufgehört, im Mittelpunkt der Staatenunion zu ſein, ſeitdem ſich an die urſprünglichen dreizehn Staaten noch fünfundzwanzig andere anſchloſſen. Heute iſt der Mittelpunkt nicht Waſhington, ſondern zweitauſend Meilen weiter weſtlich, im Herzen des Staates Kanſas gelegen, und die Hauptſtadt ſomit an der Oſtgrenze ſtatt in der Mitte des Staatenbundes.

Waſhington zerfällt in zwei durch das Capitol von einander geſchiedene Hälften, von denen nur erſt die eine in Wirklichkeit beſteht, während die andere ſich vor der Hand noch mit einer Exiſtenz auf dem Plane begnügen muß. Leider iſt die letztere die ſchönere und verdient es, daß das Capitol ihr ſeine Pracht-Façade zukehrt. Auf

Washington: Das Capitol.

dem Plateau eines mäßigen Hügels gelegen, ſteigen die ſchneeweißen Maſſen in einer Mächtigkeit der Formen und einer Koſtbarkeit des Materials empor, daß man ſich in der heutigen Welt vergebens nach etwas Gleichem umſieht. Eine ſtattliche Park-Anlage umgiebt das Ganze, aus deren Grün die Eiſen- und Marmorglieder des monumentalen Giganten in zwiefachem Glanz auftauchen, um ſich nicht minder frappirend von dem tiefblauen Himmel des Südens darüber abzuheben. Was man auch ſagen mag — das Capitol iſt einfach wundervoll. Der gelehrte Architektur-Krittler ſtehe hundertmal neben uns und thue uns hundertmal dar, daß der Rieſenbau nicht aus einem Guß entſtanden, daß die Kuppel verfehlt, daß hier Etwas zu gedrückt, dort Etwas zu kühn ſei, — wir werden ſein Urtheil über uns ergehen laſſen, aber unſer Auge wird wieder und immer wieder entzückt an dieſem blendenden Pomp korinthiſcher Säulen, grandioſer Treppenfluchten und in Marmor blühender Architrave und Kapitäle haften. Den Eindruck der Großartigkeit, den wir empfangen, vermag uns nichts zu verkümmern. Das eine oder andere Einzelne aber, wie ſehr wir auch zugeben müſſen, daß es verfehlt ſei, kann nur in dem Moment, in dem wir es in's Auge faſſen, ſtören, — darüber hinaus verſchwindet es ſofort wieder in dem ſtolzen Ganzen.

Werfen wir einen Blick auf die Verhältniſſe dieſes ſtolzen Gebäudes! Es beſteht, — und wem ſchwebte es nicht, wenn nicht aus perſönlicher Anſchauung, ſo doch mindeſtens aus einer der zahlloſen Abbildungen vor, die jedem Amerikaner ſein Capitol ſo vertraut machen, wie dem Engländer ſein Parlamentsgebäude oder dem Preußen das Brandenburger Thor, — es beſteht aus drei Theilen: dem älteren, kuppelgekrönten Mittelbau des urſprünglichen Capitols und den neuen Seitenflügeln des Repräſentantenhauſes und des Senats. Jener in weißgeſtrichenem Acquia-Creek-Sandſtein und Eiſen, dieſe in Marmor aus den Brüchen von Lee in Maſſachuſetts aufgeführt. Die Länge des Ganzen iſt 751, die Breite der Flügel an ihren Oſt- und Weſt-Fronten 354 Fuß. Die das Crawford'ſche Erzbild der Freiheit tragende Kuppel ragt zu einer Höhe von 307 Fuß empor. Der Mitteltrakt ſowohl, wie die gleich mächtigen Flügel ſind auf allen Seiten von Säulen-, Pilaſter- und Architrav-Schmuck umblüht, wie die üppige korinthiſche Bauweiſe ihn erfordert. In der Front führen drei gewaltige Freitreppen, gleich ſchimmernden, kunſtvoll von Menſchenhand gebildeten Marmorterraſſen, zu dem Mittel- und den Seitenflügeln empor. Ueber den Platformen aber, auf die ſie ausmünden, erheben ſich drei mächtige Pforten, weithin ſichtbar und ſtattlich wie die Eingänge eines Tempels und eines Palaſtes zugleich.

Freilich ſoll das Innere nicht recht halten, was das Aeußere verſpricht. Nicht als ob es an Pracht darin fehle, — im Gegentheil, in einigen Theilen des Gebäudes, ſo namentlich im Senats-Flügel, giebt es viel zu viel. Hier wird man geradezu den

Vorwurf des Byzantinismus erheben dürfen. Man begnügte ſich nicht mit marmornen Treppenhäuſern (von welchen namentlich das weſtliche, mit ſeinen Doppelfluchten von Carrara-Stufen, Geländern und Strebepfeilern zum Schönſten gehört, was man in dieſer Art ſehen kann) und mit Wänden aus gleichem Material, wie in dem berühmten „Marble-Room", ſondern man nahm auch noch die Leiſtungen des Vergolders, des Malers, des Möbelfabrikanten und Teppichwebers in einer Weiſe in Anſpruch, daß der Eindruck des antik Großartigen nothwendigerweiſe in dem des modern Ueberladenen untergehen muß. Es iſt gewiß nur in Ordnung, daß man eine ſo erhabene Körperſchaft, wie den Senat, auf das Bequemſte und Würdigſte einquartirt. In der Muſter-Republik des alten Roms that man dies auch. Aber dieſe Fülle prachtvoller Salons, gold- oder farbenſtrotzender Korridore und boudoirartiger Kommitteezimmer, welche ſich um die Sitzungshalle der amerikaniſchen patres conscripti reihen, erinnern ſchon mehr an eine der Thermen der Kaiſerzeit, als an jenes Heiligthum Volkswohl-berathender Thätigkeit, welches den Gipfel des alten Mons Capitolinus krönte. Das Repräſentantenhaus, welchem der ſüdliche Flügel des Gebäudes gehört, iſt von den Baumeiſtern und Dekorateuren des Capitols ungleich ſtiefmütterlicher behandelt worden, während der mittlere Theil und ſpeziell die Halle unter dem Dom mit einer Anzahl ziemlich mittelmäßiger, auf die Landesgeſchichte bezüglicher Skulpturen und Oelgemälde ausgeſtattet iſt. Die Idee, das Capitol in ſeiner inneren Ausſchmückung zu einer Art nationalen Muſeums zu machen, iſt nicht nur in Erwägung der Beſtimmung des ganzen Baues, ſondern auch in Anbetracht der hierzu disponibeln Räumlichkeiten, welche ſich ſeit Unterbringung der eigentlichen Geſetzgebung in den Seitenflügeln, im Mittelraum gewiſſermaßen von ſelbſt darbieten, ſicherlich ein naheliegender und trefflicher. In ſeiner Ausführung hat er freilich bis jetzt nur Bedenken und Spott wachrufen müſſen.

Die Rotunde macht, wie jeder Bau dieſer Art, auf den Hereintretenden erſt dann einen vollen Eindruck, wenn er ſich mit ihren Verhältniſſen zurechtgefunden hat. Sie iſt unter den Kuppelbauten der Welt die vierte. Faſt in derſelben Größe wie der Dom der St. Petersburger Iſaaks-Kirche, wird ſie an Höhe und Weite nur von den Kuppeln der römiſchen Peters-Baſilica, der Londoner Paulskirche und des Pariſer Invaliden-Doms übertroffen. Ihr Material iſt Eiſen, und mit Leichtigkeit kann Der, jenige, der zu ihrer Höhe emporſteigt, von der zwiſchen der inneren Wölbung und dem Dach hinanführenden Treppe aus das ganze ebenſo mächtige wie kunſtvolle Gefüge dieſer ehernen Himmelsſtürmerei überblicken. Und in der That, es läßt ſich Niemand, der Waſhington beſucht, ſo leicht die Gelegenheit dazu entgehen. Man ſteigt bis zum Fuß der Laterne empor und genießt von dort eine weite, zu gleicher Zeit wechſelreiche und liebliche Rundſicht. Der von den Grenzen des Stadtweichbildes an meerbuchtartig ſich erweiternde Potomac breitet ſeine unregelmäßigen Silberflächen in

reicher, ſanftgewellter Landſchaft gen Süden dahin. Von ſeinem Weſtufer grüßen die Höhen von Arlington herüber, während des Bürgerkrieges von Verſchanzungen ſtarrend, heute auf's Neue in dem alten Schmuck von Wäldern, Wieſen und Gärten prangend, den ſie bereits vor hundert Jahren trugen. Zu Füßen des Beſchauers liegt die Stadt — jener Theil, welcher bereits exiſtirt ſowohl, wie jener ſchönere, der noch im Schooß der Zukunft ruht. Aus dem Park in der Front des Capitols leuchtet die ſitzende Koloſſal-Statue Waſhingtons zu ihm hinauf, mit einem der ſchönſten Mottos geſchmückt, das je für ein Monument erſonnen wurde. Daſſelbe, auf drei Seiten des Granit-Piedeſtals vertheilt, lautet: „First in Peace, First in War, First in the hearts of his Countrymen.“*) Ueber des Beſchauers Haupt aber, vom Scheitel der Laterne noch weitere 20 Fuß emporſteigend, erhebt ſich ein anderes Standbild, die Erzgeſtalt der Cramford'ſchen „Freiheit“, den Gewölben unter ſich eine Bronce-Laſt von 15,000 Pfund aufbürdend. Aber was haben 15,000 Pfund mehr bei den acht Millionen Pfund zu ſagen, welche die Metallmaſſen dieſer Gewölbe wiegen? Die Statue ſteht auf einer Erdkugel, auf welcher man die Deviſe der Vereinigten Staaten „E pluribus unum“ ſieht. Die erſten Strahlen der aufgehenden Sonne erleuchten jeden Morgen die, die ganze Umgegend weitaus überhöhende Statue in wunderbarer Weiſe.

Die Laterne, eine Imitation des Monumentes des Lyſikrates in Athen, wird zur Zeit der Congreßſitzung allabendlich durch ein mächtiges, weithin ſichtbares Feuer erleuchtet. Bei Tage bilden zwei auf dem Capitol aufgezogene Flaggen das Signal, daß der Congreß und der Senat verſammelt ſind.

Den Hauptſchmuck des Innern der Rotunde bilden außer einem die höchſte Wölbung ausfüllenden allegoriſchen Deckengemälde, 7 große in einer Höhe von etwa 5 Fuß über dem Fußboden und in gleichen Entfernungen um die ganze Rundung vertheilte Wandbilder, wichtige Scenen aus der Geſchichte der Vereinigten Staaten, von der Entdeckung Amerikas bis zur Reſignation Waſhingtons darſtellend.

Eine mächtige Broncethüre, gleich allen Werken dieſer Art in der Weiſe der Thüren des Ghiberti am Florentiner Battiſterio gehalten, und in neun Hauptfeldern Ereigniſſe der amerikaniſchen Geſchichte darſtellend, ſchließt den Haupteingang zur Rotunde von der großen öſtlichen Freitreppe her. Sie iſt wohl das bedeutendſte bildneriſche Kunſtwerk, welches das Capitol zur Zeit enthält, und hat Randolph Rogers zum Meiſter, welcher ſie in den Jahren 1858 bis 1868 in Rom modellirte. Sie bildet die würdigſte Pforte, durch welche man das Capitol von der ſchimmernden Treppenflucht und der mächtig aufragenden korinthiſchen Säulenhalle der Mittelfront

*) Der erſte im Frieden, der erſte im Kriege, der erſte im Herzen ſeiner Mitbürger.

her betreten kann. Ob ihre Schönheit freilich den peſſimiſtiſchen Zeitgenoſſen verhindern wird, in Gedanken die reichen Gewinde, welche ihren ehernen Sims ſchmücken, durch die berühmten Worte, die Dante über ſeinem Hölleneingang flammen läßt, zu erſetzen, — das iſt eine andere Frage, deren Löſung ſchon nicht mehr in das Gebiet der Aeſthetik allein fällt.

Weſtlich von der Rotunde und den ganzen hinteren Theil des Hauptkörpers des Mittelflügels einnehmend, befindet ſich die Kongreß-Bibliothek mit etwa 600,000 Bänden, die größte Bibliothek Amerikas, die alljährlich dadurch, daß ihr jedes in den Vereinigten Staaten erſcheinende Werk in doppelten Exemplaren zugeſandt werden muß, große Bereicherung erfährt.

Das Verhältniß des Senates der Vereinigten Staaten zu dem Abgeordnetenhauſe wurde häufig mit jenem der europäiſchen Oberhäuſer zu den entſprechenden zweiten Kammern verglichen, ohne jedoch irgend welche Begründung hierfür zu haben. Der Vereinigten Staaten-Senat unterſcheidet ſich von dem Unterhauſe hauptſächlich dadurch, daß ſeine Mitglieder auf ſechs Jahre, die des Unterhauſes jedoch nur auf zwei Jahre gewählt werden, und daß die Wahl der letzteren nach dem Verhältniß der Bevölkerungszahl, die der Senatoren jedoch nach der Zahl der Staaten erfolgt. Jeder Staat der Union ſendet ohne Rückſicht auf ſeine Größe und Bevölkerungszahl zwei Senatoren zum Congreß, ſo daß beiſpielsweiſe der kleine Staat Rhode Island mit ſeinen dreihunderttauſend Einwohnern im Senat ebenſo ſtark vertreten iſt, wie Newyork mit ſeinen fünf Millionen Einwohnern. Gegenwärtig zählt der Senat 76 Mitglieder, eine Anzahl, welche nach den bevorſtehenden Erhebungen der ſelbſtſtändigen Staaten auf 80 bis 86 wachſen dürfte.

Bei dem Repräſentantenhauſe iſt es die Einwohnerzahl, welche die Zahl der Abgeordneten beſtimmt, und zwar entfällt je einer auf hundertzwanzigtauſend Seelen. Während alſo der Staat Newyork beiſpielsweiſe deren fünfzig zählt, haben andere Staaten nicht mehr als zwei Abgeordnete. Im Abgeordnetenhauſe wird der Präſident unter ſeinen Collegen gewählt, im Senat jedoch iſt deſſen Präſident der jeweilige Vicepräſident der Vereinigten Staaten.

Die höhere Stellung des Senates zeigt ſich auch in einigen Aeußerlichkeiten, wie z. B. in dem höheren ſozialen und offiziellen Rang des Senators, der feierlicheren Form der parlamentariſchen Amtsausübung und der größeren Pracht der Sitzungsräume. In dieſer letzteren tritt der Unterſchied, welcher zu Gunſten des Senats dem weniger „ariſtokratiſchen“ Hauſe gegenüber beſteht, am deutlichſten, weil am Aeußerlichſten, zu Tage. Er erſtreckt ſich ſogar bis auf die Sitze, die in der Repräſentantenhalle in Rohrſeſſeln aus hellem Holz, in der Senatskammer aus dunkeln Lederfauteuils beſtehen, auch befindet ſich unter den mit höchſtem modernen Luxus ausgeſtatteten Empfangs-Parlors, welche den Sitzungsſaal der Senatoren umgeben, nicht nur das

koſtbare „Marble-Room“ mit weißen und rothbraunen Marmor-Säulen und Wänden, ſondern auch jenes von Stuccatur-Ornamenten, Vergoldungen und buntfarbigen Fresken ſtarrende Gemach, in welchem ſich der Präſident aufhält, wenn er aus den „Höhen“ des Weißen Hauſes in die Mitte der Volksvertretung herabſteigt. Wahre Prachtwerke ſind auch die Treppenhäuſer zu beiden Seiten des Sitzungsſaales, von denen namentlich das ſüdliche in der ganzen Schönheit edler Verhältniſſe und herrlichſten Materials, Carrara-Marmor, ſtrahlt, ſowie die Crawford'ſche Broncethüre, welche der Senat gleichfalls vor dem Repräſentantenflügel voraus hat. Das Alles vereinigt ſich, um von vornherein dem lebenden Bilde, deſſen Rahmen es iſt, etwas Feierliches, Gemeſſenes und Vornehmes zu leihen, wenn es daſſelbe auch nicht von ſelbſt beſäße.

Aber es beſitzt es auch von ſelbſt, und man hat keineswegs nöthig, direkt aus dem Lärm und der Haſt des Repräſentantenhauſes zu kommen, um ſofort zu empfinden, daß hier eine andere Atmoſphäre weht. Die Geſchäftsordnung iſt eine ungleich gemeſſenere. Im Verein mit der beſchränkten Anzahl der Mitglieder ſchließt ſie das raſtloſe Hin- und Hereilen der Einzelnen, das Ineinandertönen verſchiedener Stimmen, den Anſchein von wirrem Durcheinander, welchen die Halle des Unter-Hauſes während der Sitzung faſt immer darbietet, ſo gut wie aus. Und eine Ruhe liegt über den Verhandlungen und dem ganzen Treiben, welche nicht verfehlen kann, auf den fremden Beſucher einen durchaus anſprechenden und würdigen Eindruck zu machen.

Die Halle ſelbſt, gleich der des Repräſentantenhauſes, nur kleiner als dieſe, ein längliches Rechteck, gewinnt durch die halbkreisförmige Aufſtellung der anſteigenden Sitze ein amphitheatraliſches Anſehen. Ein broncenes Geländer, in deſſen Bann nur die Mitglieder, die Beamten und die „Pagen“ des Senats Zutritt haben, trennt dieſen geweihten Halbkreis von dem übrigen Flur, den auch noch andere Perſonen von Stellung und Rang, oder unter der Aegide eines bekannten Senators jeder gewöhnliche Sterbliche betreten darf.

Die Gallerien, welche die ganze Halle umgeben, und von denen die Abtheilung über dem Präſidentenſitz für die Berichterſtatter, jene ihm gegenüber für die Angehörigen des Präſidenten, der Senatoren und das diplomatiſche Corps reſervirt iſt, bieten Sitze für 1200 Perſonen, eine Zahl, welche bei ungewöhnlichen Gelegenheiten ſchon auf 1500 anwuchs.

Der Präſidentenſitz iſt um etwa vier Fuß erhöht. Die Tribüne, zu welcher ſich die ihn tragende Eſtrade aufbaut, iſt von Marmor. Vor ihm, auf niedrigerer Plattform, hat der „Clerk“ des Senats ſeinen Platz, vor dieſem wieder, und ſchon auf ebener Erde, ſind Plätze der Stenographen und Sekretäre.

Digitized by Google

Im Repräſentantenhauſe iſt von der Ruhe und Pracht der Senatsräume ebenſo wenig zu finden, wie von der Würde der Senatoren. Die Geſellſchaft iſt eine ſehr gemiſchte, und einen großen Theil der Zeit hindurch mehr oder minder lärmend und beinahe zügellos. Das amerikaniſche „Sans gêne“ äußert ſich hier ebenſo ſehr wie auf der Prairie oder in den Eiſenbahnwaggons und Hôtels.

Man kann hier ſämmtliche Bevölkerungstypen des weiten Continents von dem langen knochigen Yankee der Neu-England-Staaten bis herab zu dem armen kohlſchwarzen Neger Süd-Carolinas oder dem texaniſchen Viehzüchter der ſüdweſtlichen Prairien erblicken, und es fehlen nur die Indianer und Chineſen, um den Vereinigten-Staaten-Congreß zu einem Raſſen-Congreß zu machen, bei welchem ſich die Natur der betreffenden Repräſentanten in ihrer ganzen Urwüchſigkeit zeigt. Man ſieht hier die Geſetzgeber nicht ſelten auf ihren Sitzen nachläſſig hingeſtreckt, die Beine auf den Schreibpulten, die Arme über die Seſſellehne nach rückwärts herunterhängend, und den unvermeidlichen Kautabak im Munde. Häufig, beſonders an warmen Tagen, liegt die Majorität des Abgeordnetenhauſes im tiefen Schlaf verſunken und es bedarf einer großen Tagesfrage oder des Talentes eines bekannten Redners, um dieſe ſo gemiſchte Verſammlung der amerikaniſchen Geſetzgeber wach zu erhalten.

In dem ehemaligen Sitzungsſaale des Senats tagt gegenüber der oberſte Gerichtshof, der aus einem „Chief Juſtice“ und acht Richtern beſteht, welche der Unionspräſident auf die Dauer des Lebens ernennt, vorausgeſetzt, daß ſie ſich ſtets „gut aufführen“, („during good behaviour“), widrigenfalls der Präſident ſie durch andere erſetzt. Der oberſte Gerichtshof der Vereinigten Staaten iſt der einzige Körper, deſſen Mitglieder auf Lebenszeit ernannt werden. Die Gerichtshöfe der einzelnen Staaten werden vom Volke auf verſchiedene Dauer gewählt.

Das Capitol ſteht, wie bereits erwähnt, an einem Ende der majeſtätiſchen breiten Pennſylvania-Avenue, der ſchönſten Straße Waſhingtons und einer der ſchönſten Straßen Amerikas. An ihrem entgegengeſetzten Ende befindet ſich das „Weiße Haus“, die Reſidenz des Vereinigten Staaten Präſidenten. Es iſt ein einfaches, einſtöckiges Gebäude ohne irgend welchen äußern Schmuck bis auf einen, von joniſchen Säulen getragenen Porticus. Nichts — weder eine Garde noch eine Ehrenwache, ja nicht einmal eine Flagge zeigt die Beſtimmung dieſes Gebäudes an, das an gewiſſen Tagen in der Woche jedem Beſucher, vom Senator bis zum letzten ſchwarzhäutigen Dockarbeiter geöffnet iſt. Jeder Bürger der Vereinigten Staaten hat das Recht, den Präſidenten zu beſuchen und ihm die Hand zu ſchütteln und Tauſende machen an manchen Empfangstagen von dieſem Rechte Gebrauch.

Der reizende ſchattige Park, welcher das „Weiße Haus“ von allen Seiten umgiebt, wird ſeinerſeits wieder von Gebäuden eingeſchloſſen, deren architektoniſche Pracht mit der Einfachheit des erſteren lebhaft kontraſtirt. In dieſen Gebäuden ſind die

Miniſterien untergebracht, von denen das Finanz-Miniſterium (the treasury Department) am ſchönſten logirt. In dem letzteren wird man von der höchſt eleganten Einrichtung und der großen Anzahl der hier angeſtellten weiblichen Beamten ſeltſam überraſcht.

Waſhington beſitzt eine große Zahl von prachtvollen Marmorpaläſten, deren Architektur ausſchließlich den Monumenten der antiken Welt entnommen wurde, und wohl keine Stadt der Welt verdient in dieſer Beziehung mit vollerem Rechte den Namen des „modernen Athen", wie die Capitale am Potomac. Sie allein beſitzt vielleicht mehr an klaſſiſchen Säulenfronten, wie das ganze Griechenland, und es giebt dort keinen Tempel, der nicht an den Ufern des Potomac allerdings nicht für religiöſe, ſondern adminiſtrative Zwecke reproduzirt wurde. Der Staatsſchatz ruht im Tempel der Minerva; das General-Poſtamt im Tempel des Theſeus und das Patentamt iſt eine Wiederholung des Parthenon.

Dieſes letztere zählt übrigens im Vereine mit dem Wetteramt und dem „Smithsonian Institut" zu den intereſſanteſten Sehenswürdigkeiten der Vereinigten Staaten, denn in ſeinen ungeheuren Räumlichkeiten iſt das, durch einen jüngſt ſtattgehabten Brand allerdings bedeutend reduzirte Patent-Muſeum untergebracht, das die Original-Modelle ſämmtlicher bisheriger Erfindungen der Amerikaner, an Zahl weit über fünfzig Tauſend, enthält. Ueberdies ſind hier auch eine Serie von amerikaniſchen Reliquien, wie z. B. die Druckerpreſſe Benjamin Franklin's, der Säbel Waſhingtons ꝛc. ausgeſtellt.

Das Wetter- oder Signalamt iſt inſofern intereſſant, als hier aus den jeden Tag von den meteorologiſchen Stationen der ſämmtlichen Unionsſtaaten einlaufenden telegraphiſchen Wetterberichten die bekannten „Probabilities" (Wetter-Vorherſagungen) zuſammengeſtellt werden, die in den Tagesblättern zur Publikation gelangen und den Amerikanern von San Francisco wie von Newyork oder einem andern Orte Nordamerikas die vorausſichtliche Witterung für den folgenden Tag verkünden. Dieſe Vorherſagungen treffen in 100 Fällen 80 bis 90 mal ein, und es iſt daraus auf die Genauigkeit zu ſchließen, mit welcher der weitverzweigte Apparat mit ſeinen 60 Beobachtungsſtationen arbeitet.

Und nun noch einige Worte über das Smithſonian-Inſtitut, die höchſte wiſſenſchaftliche Anſtalt Amerikas, in einem eigenthümlichen unregelmäßigen Rohbau untergebracht, der ſich mit ſeinen Thürmchen und Erkern und Pfeilern inmitten eines ſchönen Parks außerhalb der Stadt erhebt. Durch die Munificenz eines den Wiſſenſchaften geneigten Engländers Namens James Smithſon im Jahre 1846 gegründet, beſteht die Hauptarbeit dieſes großartigen Inſtituts in dem Austauſch wiſſenſchaftlicher Publikationen und ebenſolchen Lehr- und Forſchungs-Materials. Es iſt gewiſſermaßen der Vermittler zwiſchen den gelehrten Vereinen und Anſtalten Europas und Amerikas,

gleichzeitig aber auch mit ſeinem Stabe von namhaften Gelehrten und Schriftſtellern der Centralpunkt des wiſſenſchaftlichen Lebens Amerikas. Die naturhiſtoriſchen Sammlungen und die Bibliothek des Inſtituts ſind ſehr reichhaltig und werden mit jedem Jahre beträchtlich vermehrt. Sollte der Plan zur Gründung einer „National-Univerſität“ in Waſhington zur Verwirklichung kommen, ſo könnte die Stadt bald neben dem ſtaatlichen auch zum geiſtigen Mittelpunkt der Vereinigten Staaten werden.

Druck von Grefzner und Schramm in Leipzig.

Nord-Amerika,

seine Städte und Naturwunder, das Land und seine Bewohner

in

Schilderungen

von

Ernst von Hesse-Wartegg,

Ehrenmitglied der Königl. belgischen geographischen Gesellschaft zu Brüssel und des deutschen Athenäums zu London; Korrespondirendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Newyork; der k. k. geographischen Gesellschaft zu Wien, der geogr. Gesellschaften zu Madrid, Metz, Hamburg ꝛc., Bevollmächtigter des Museums für Völkerkunde zu Leipzig ꝛc. Kommandeur und Ritter hoher Orden.

Auf Grundlage mehrjähriger Reisen durch den ganzen Continent, und mit Beiträgen von Udo Brachvogel, Bret Harte, Theodor Kirchhoff, Henry de Lamothe, Charles Nordhoff, Bayard Taylor u. A.

Mit gegen dreihundert Abbildungen.

II. Band.

Der große Westen und die Felsengebirge.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Leipzig,
Verlag von Gustav Weigel.
1886.

All rights reserved.

Alle Rechte vorbehalten.

Entered according to Act of Congress, by Ernest v. Hesse-Wartegg,
in the year 1878 in the office of the Librarian of Congress. Washington D. C.

I. Durch Ohio.

Den Franzosen muß unstreitig die Ehre gelassen werden, das Herz des nordamerikanischen Continents entdeckt und durchforscht zu haben, und dies zu einer Zeit, als sich England damit begnügte, Virginien und die atlantischen Colonien zu kultiviren aber gleichzeitig auch auszusaugen. Französische Soldaten und Missionäre zogen von den Ansiedelungen am Lorenzostrom gegen Süden, immer mehr und mehr Ländereien westlich der Alleghanyketten unter das Scepter ihres Herrschers beugend. Sie verfuhren vorzugsweise friedlich mit den angestammten rothhäutigen Herren des Continents, und unter deren Führung und Beistand durchforschten sie jenes große Stromgebiet, das zwischen dem Alleghany- und dem Felsengebirge das ganze Herz des nordamerikanischen Continents von den canadischen Seen im Norden bis zum mexikanischen Golf im Süden umfaßt. Schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts hatten sie von dem ganzen Lande Besitz genommen, eine Reihe von Militärforts und Faktoreien den Stromläufen entlang angelegt, und ein freilich erfolgloses, undankbares Werk, die Bekehrung der Rothhäute unternommen. Die letzteren nahmen von den französischen Missionären wenig mehr an, als zahlreiche Wörter aus deren Sprache; sie, und die französischen Städtenamen am Mississippi und Ohio sind die einzigen Ueberreste jener französischen Eroberung. Die französischen Ansiedler jedoch haben sich auf drei kleine Gebiete Amerikas zurückgezogen: den südöstlichen Theil von Canada mit Quebec, Louisiana mit New-Orleans, und — einen kleinen Theil vom Staate Georgia — die Zufluchtsstätte der emigrirten Hugenotten. Auch St.-Louis, von den Franzosen gegründet, hat noch eine geringe Zahl derselben aufzuweisen.

Die Eintheilung des amerikanischen Continents, wie sie im Volksmunde gebräuchlich, ist ebenso eigenthümlich als unbestimmt. Wie der Europäer unter dem Namen „Orient" ein Ländergebiet umfaßt, dessen Grenzen bestimmt nicht angegeben werden können, so geht es dem Amerikaner mit der Bezeichnung „The East und „The West", der Osten und der Westen. Selbst in New-York, also an der Küste des Atlantischen

Ozeans wird man noch vom „Osten" sprechen hören, worunter dann die Neuengland-Staaten verstanden werden. In den Staaten am Missouri und Ohio werden unter „Osten" auch Newyork und Pennsylvanien mit verstanden. — „The West" — der Westen hingegen umfaßt hauptsächlich das zwischen dem Ohio, Mississippi und den kanadischen Seen gelegene Ländergebiet, mit den Staaten Ohio, Indiana, Illinois, Michigan und Wisconsin, ohne jedoch damit seine bestimmte Abgrenzung zu finden. — Die Prairiestaaten jenseits des Mississippi, also Jowa, Minnesota, Nebraska, Missouri und Kansas werden gemeinhin als „the Far West" — der „ferne Westen" bezeichnet, obschon Missouri und Jowa noch häufig als „Westen" gelten. Die Staaten jenseits der Felsen-Gebirge werden „Pacific-States", jene südlich des Ohio und Arkansas „The Southern-States", die Südstaaten genannt.

Der folgende Abschnitt ist dem „Westen" — jenem großen Industrie- und Agrikulturgebiete zwischen dem Mississippi und Ohio gewidmet, einem Länderkomplex, welcher nach den Neu-England-Staaten der bevölkertste und industriereichste des Continents ist, auch in den Städten Chicago, Cincinnati und St.-Louis drei Geschäftscentren besitzt, die schon seit einer Reihe von Jahren eine Weltbedeutung erlangt haben, und in stetigem Wachsthum begriffen sind. — Der fruchtbare Prairie- und Waldboden in diesen Staaten, ihre günstige Lage als Vermittler zwischen dem fernen Westen und den atlantischen Staaten, und ihre vorzüglichen natürlichen Wasserstraßen waren die Hauptursachen der raschen Entwickelung dieser westlichen Staaten, von denen Ohio mit $3^1/_4$*) Millionen Einwohnern der bevölkertste ist. Ihm zunächst folgen Illinois mit über 3 Millionen, und Indiana mit 2 Millionen Einwohnern. Südlich des Ohio liegt ein vierter großer Staat, Kentucky, dessen Industrie und Handel ihm allmählig den Charakter eines südlichen Staates benehmen, und der wohl ebenfalls dem „Westen" beigezählt werden könnte; seine Einwohnerzahl beträgt über $1^1/_2$ Millionen.

Wie scharf der Charakter der genannten vier Ohio-Staaten als Agrikultur- und Industrie-Gebiete gegenüber den vier südlichen Staaten des Mississippi (Louisiana, Mississippi, Arkansas und Tenessee) hervortritt, kann man am deutlichsten aus der Zahl der Farmen und Manufakturen entnehmen, die in den letztgenannten Staaten etwa 450,000 der ersteren und nur 10,000 der letzteren beträgt, während die vier Staaten des Ohiogebietes nicht weniger als 800,000 Farmen und 60,000 Manufakturen besitzen. Innerhalb der letzten zehn Jahre hat die Zahl der Manufakturen im Mississippibecken überhaupt nur wenig zugenommen.

Der bedeutendste und vorzüglichste der westlichen Agrikulturstaaten ist entschieden Ohio, dessen mildes Klima, vortreffliche Bewässerung und vorwiegend hügelige Bodengestalt mit abwechselndem Wald- und Wiesenterrain ihm schon im vergangenen

*) Volkszählung von 1880.

Jahrhundert einen Strom von Einwanderern zuführte, während das Gebiet der heutigen Staaten Indiana und Illinois in Folge der langwierigen und blutigen Indianerkriege erst viele Jahrzehnte nachher der Einwanderung erschlossen wurde. So war denn auch von den drei Großstädten des Westens das im Staate Ohio gelegene Cincinnati für lange Zeit die erste und bedeutendste, denn erst mit der zunehmenden Bedeutung des Mississippigebietes wurde es von seinen Rivalen Chicago und St.-Louis überflügelt.

* * *

Von Pittsburg aus können wir auf Eisenbahn oder Dampfschiff nach der nächstgelegenen Hauptstadt des Westens gelangen. Allein die Schifffahrt auf dem vielfach gewundenen, den Staat im Süden begrenzenden Ohio ist im Sommer, in Folge des häufig niedrigen Wasserstandes zu ungewiß, und wir ziehen deshalb die Eisenbahnfahrt vor, die uns gleichzeitig durch Columbus, die Hauptstadt des Staates Ohio, führt. Die Stadt selbst mit ihren 60,000 Einwohnern bietet wohl wenig des Interessanten. — Weder das im Mittelpunkte der Stadt auf einem großen, freien Platze sich erhebende Staats-Capitol noch irgend ein anderes der öffentlichen Gebäude der Stadt zeigen besondere architektonische Schönheiten. Allein was Columbus, wie den meisten Städten Amerikas, zu verhältnißmäßig größerer Zierde gereicht als alle Paläste des Adels, alle Museen und Theater in den Städten der alten Welt, das sind die Wohlthätigkeits-, Unterrichts- und sonstigen gemeinnützigen Staats-Anstalten, die Spitäler, Armen- und Waisenhäuser, die Schulen und Gefängnisse. Viele der ersteren, ja sogar die große Mehrzahl derselben, wurden von hochherzigen Privaten aus eigenen Mitteln erbaut und reich dotirt, und ihre Einrichtung diente schon häufig ähnlichen Anstalten der alten Welt als Muster. So erwerbssüchtig der Amerikaner auch sein mag, er besitzt einen viel höheren Grad von Wohlthätigkeit als man ihm zumuthen sollte, und zahlreiche Universitäten, Schulen und Spitäler in allen Städten der Union beweisen dies zur Genüge. Auch der Staat selbst verwendet einen verhältnißmäßig großen Theil seiner Einnahmen für gemeinnützige Zwecke, und mit Stolz weisen die Amerikaner auf ihre oft großartigen Staatsanstalten hin, selbst in solchen Staaten, die kaum eine Million Einwohner zählen und deren Einkünfte gegenüber jenen der europäischen Länder gering genannt werden können. In der Regel befinden sich diese Staatsanstalten in den betreffenden Hauptstädten oder vielmehr Regierungssitzen.

In Columbus, dem Regierungssitze des Staates Ohio, ist es zunächst das Staatsgefängniß, nach dessen Vorbild in Europa schon mehrere ähnliche Anstalten eingerichtet wurden. Es enthält etwa zwölfhundert Gefangene, welche von einjähriger bis zu lebenslänglicher Kerkerhaft verurtheilt sind. Zwei geräumige, vierstöckige Gebäude sind ausschließlich zu Wohnungen, zwei andere zu Arbeitslokalen und eines zu

Kirchen- und Schulzwecken bestimmt. Die Wohngebäude sind von sonderbarer Einrichtung. Jedes derselben besteht nur aus den vier Mauern mit darübergebautem Dache, ohne weitere Eintheilung in Stockwerke und Gemächer. Innerhalb dieses Riesen-Käfigs befindet sich ein zweites Gebäude, in vier Stockwerke getheilt, denen entlang eiserne Balkone hinlaufen. Jedes Stockwerk enthält etwa zweihundert Zellen, deren eiserne Thüren im untersten Stockwerke auf den Korridor, in den oberen Stockwerken auf die erwähnten eisernen Balkone ausmünden. Jede Zelle ist 4 Fuß breit, 8 Fuß lang und, dem System der Einzelnhaft gemäß, stets nur für einen Gefangenen bestimmt. In diesen Zellen haben die Gefangenen täglich 12 Stunden, von 6 Uhr Abends bis 6 Uhr Morgens, zuzubringen, während die 12 Stunden des Tages der Arbeit in den hierzu bestimmten Lokalen gewidmet sind. Es ist selbstverständlich, daß jeder Gefangene die Arbeitsstunden mit Freuden als eine zeitweilige Erlösung aus den dunklen, schlecht ventilirten Zellen begrüßt und sich so leicht an die Arbeit gewöhnt. Den Gefangenen ist der gegenseitige Verkehr aufs strengste untersagt, und jedes Wort, jedes Zeichen, jeder Wink wird geahndet. Den neu ankommenden Gefangenen steht es frei, sich irgend ein Handwerk zur Ausübung oder Erlernung auszuwählen, und ihren Wünschen wird nach Thunlichkeit entsprochen.

Die Arbeitslokale sind ausgedehnte Räumlichkeiten mit Schmiede- und Schlosserwerkstätten, Eisengießereien, Tischler-, Wagenbauer- und sonstigen industriellen Etablissements, selbst Schneider- und Schuhmacher-Werkstätten mit inbegriffen. Jeder einzelne Arbeiter, vom Werkmeister angefangen ist ein Sträfling, und der Aufseher hat bloß den Fortgang der Arbeiten und das Benehmen der Sträflinge zu überwachen. Bei so langer Arbeitszeit und durch nichts gehemmten Fleiß ist es selbstverständlich, daß die Produktion auch eine enorme ist, und daß die Anstalt demnach einer großen Zahl von Industriellen gewaltige Conkurrenz macht. Auch in anderen Staaten erweckt die erdrückende Concurrenz der Straf- und Correctionsanstalten unter den Industriellen nicht selten Proteste. — Alle durch die Waaren-Verkäufe erzielten Einnahmen fließen in die Staatskasse, und das Gefängniß, nach dem „Self-Supporting", dem Selbsterhaltungs-System angelegt, deckt nicht nur seine eigenen Kosten, sondern liefert gleichzeitig eine ganz erhebliche Staats-Einnahme, die beispielsweise in den letzten 6 Jahren nahezu 100,000 Dollars betrug.

Die Behandlung der Gefangenen ist nur in mancher Beziehung eine vortheilhafte. Die Organisation ist ganz militärisch. Die Kleidung besteht aus weiß und schwarz gestreiftem Drillich, der auffallend genug ist, um jeden Sträfling sofort kenntlich zu machen. — Eigenthümlich ist die Art und Weise, wie die gefangenen Yankees in den Gefängnißhöfen spazieren geführt werden. Es sind Abtheilungen von zehn bis zwölf Mann, die im Gänsemarsch hintereinander derart einherschreiten, daß ihre Brust den Rücken ihres Vordermannes berührt. Sie sind auf diese Weise zum genauen

Einhalten des Marſchtempos und der Reihenordnung gezwungen. Die Koſt der Gefangenen iſt nach alle Dem, was wir ſelbſt zu ſehen und zu koſten Gelegenheit hatten, vorzüglich, und die humane Behandlungsweiſe geht ſoweit, daß man den Sträflingen von tadelloſer Aufführung ſogar Bücher, Zeitungen und Wochenſchriften geſtattet, um ſie nicht in gänzlicher Unwiſſenheit über die Vorgänge der Außenwelt zu laſſen. Deſto ſtrenger ſind die für Fluchtverſuche und andere Vergehen beſtimmten Strafen. Obgleich körperliche Züchtigungen nur ſelten vorkommen, ſo iſt doch die Abſperrung in dunkler Zelle für mehrere Tage ebenſo ſchlimm. Außerdem giebt es noch eine an Grauſamkeit grenzende Strafe für Widerſpenſtigkeit oder Auflehnung gegen die Wärter. In einer Ecke des Wohngebäudes befindet ſich nämlich ein ſteinernes Waſſerbaſſin, in welches der Sträfling in ſolchen Fällen, angekleidet wie er iſt, getaucht und ſo lange unter Waſſer gehalten wird, bis die krampfhaften Zuckungen vorüber ſind, er alſo dem Ertrinken nahe iſt. Dieſelbe Prozedur wird mehrmals wiederholt, und wir bedurften nicht erſt der Verſicherung des Gefängniß-Direktors, um an die Heilkraft dieſer Kaltwaſſerkur zu glauben.

Die Körperſtrafe iſt wohl in den einzelnen Staaten der Union abgeſchafft, aber wie man ſieht, hat man hierfür nicht minder ſtrenge Erſatzmittel gefunden. Nur in dem kleinen atlantiſchen Staate Delaware beſteht noch geſetzlich körperliche Züchtigung für Diebſtähle und ähnliche Vergehen. Der Verurtheilte, ob Mann oder Frau, wird dort im Freien an einen aufrechten Pfahl gebunden, der Kleider bis zu den Hüften entledigt und mit Ruthen oder Stöcken über den Rücken gepeitſcht. —

— Sobald der Sträfling ſeine Strafe überſtanden hat und freigelaſſen wurde, tritt er ſofort wieder in den Vollgenuß ſeiner bürgerlichen Rechte. Sein Vergehen wie ſeine Strafe ſind vergeben und vergeſſen, und nicht ſelten werden aus dieſen ehemaligen Sträflingen geachtete, wohlhabende Bürger, denen der Gefängniß-Direktor ſelbſt, obwohl er ihre Vergangenheit kennt, Gruß und Handſchlag nicht verweigert. —

Außer den öffentlichen Staats-Anſtalten beſitzt Columbus wenig des Sehenswerthen. Breite gerade Straßen mit hübſchen Holziegel-Gebäuden und Baumalleen beſetzt, nach der in Amerika epidemiſch gewordenen Schachbrettmanier ſich rechtwinkelig durchſchneidend. Ueberall durchziehen die doppelten Geleiſe der Pferde-Eiſenbahnen die Straßen. Columbus liegt im Herzen des Staates Ohio. Eine Eiſenbahnfahrt von etwa dreiſtündiger Dauer (120 engliſchen Meilen) bringt uns nach der eigentlichen Hauptſtadt des Staates, nach der „Queen-City", — nach Cincinnati.

II. Cincinnati.

Cincinnati ist eine der ältesten, blühendsten und reichsten Städte Amerikas. Der Yankee gab ihr den Beinamen „die Königin des Westens" zu einer Zeit, als weder St.-Louis noch Chicago größere Bedeutung erlangt hatten, aber den Einwohnern der Ohio-Metropole war selbst dieses schmeichelhafte Prädikat nicht genügend und sie nannten Cincinnati das „amerikanische Paris." Im gewöhnlichen Leben jedoch wird es mit etwas unzarter Anspielung auf seine zahlreichen Schweine-Schlächtereien mit viel mehr Fug und Recht „Porcopolis" genannt.

Noch kein Jahrhundert ist vergangen, seitdem sich der erste Pionier auf einem „Flatboat" (Flachboot) den Ohio-Strom herabkommend, an jener Stelle etablirte, auf welcher sich gegenwärtig die große Stadt erhebt. In der ersten Zeit hatte die junge Ansiedelung viel von den Einfällen der Indianer zu leiden und erst 1819 wurde ihr gesetzlich der Charakter einer Stadt zugesprochen. Sechszig Jahre nachher ist sie eine der Zentren amerikanischer Industrie mit über 250,000 Einwohnern!

Unter den drei Metropolen des Westens, St.-Louis, Chicago und Cincinnati ist die letztgenannte wohl die zweitälteste, aber auch kleinste, denn trotz ihres enormen Wachsthums wurde sie von ihren rivalisirenden Schwestern um ein Bedeutendes überholt. Ein deutliches Bild hiervon giebt das Verhältniß der Einwohnerzahl der drei Städte von zehn zu zehn Jahren, von 1840 angefangen:

Cincinnati wuchs in dem Maßstabe:	1 : 2½ : 3½ : 4½ : 6
St.-Louis:	1 : 4¾ : 9¼ : 19 : 21
Chicago:	1 : 6½ : 24½ : 67 : 221.

Während also Cincinnati in den letzten Dezennien immer nur um je die Hälfte der Einwohnerzahl zunahm, wuchs St.-Louis um das Doppelte, Chicago jedoch um das Dreifache. Die günstigere Lage und die rasche Entwicklung der ungeheuren Hinterländer bedingte dieses Wachsthum der beiden letztgenannten Städte, während Cincinnati diese Bedingungen nicht besaß, denn seine Lage am Ohio kann mit jener der beiden andern Städte am Mississippi und am Michigan-See kaum verglichen werden, ja der Verkehr und die Ausnutzung seiner Hinter- oder vielmehr umliegenden Länder wurde ihm theilweise von den mächtig emporstrebenden Städten Indianopolis und Louisville entzogen. Indessen werden die abnormalen Verhältnisse,

welche bis auf die letzten Jahre den Städten Chicago und St.-Louis zugute kamen, innerhalb der nächsten Jahre ebenfalls in geregeltere Bahnen einkehren, und mit dem Siebenmeilenstiefel-Wachsthum hat es dann ein Ende. Wie Cincinnati so hat auch St.-Louis schon seinen Höhepunkt erreicht, seine Entwickelung geht im natürlichen Prozentsatz vor sich. Die westlich von St.-Louis entstandene Metropole Kansas-City schöpft von dem westlichen Handel der Missouristadt den Rahm ab. Ebenso wird Chicago seine dominirende Stellung im Nordwesten einbüßen und das Monopol mit Minneapolis und St. Paul theilen müssen.

Wie die beiden andern Metropolen, so ist Cincinnati nicht geworden, sondern es wurde, wie Mommsen von Rom sagt, geschaffen. Der Handel hat es geschaffen, aber während dieser Handel in St.-Louis und Chicago bisher in stetem rapiden Wachsthum begriffen war, trat bei Cincinnati allmählig die Industrie in den Vordergrund.

Cincinnati verdient nur theilweise den stolzen Namen der „Queen-City." Am rechten Ufer des gewaltigen Ohio, in einem von hohen Bergen umschlossenen Thalkessel gelegen, besitzt es allerdings von allen westlichen Städten die reizendste Umgebung, und diese Umgebung hat es in echt großstädtischem Sinne zur Anlage von Parks und Promenaden verwendet. Die äußere Erscheinung der Queen-City ist um vieles moderner, wenn auch nicht eleganter, als jene Baltimores oder des klösterlich todten Philadelphia. Die breiten geraden Straßen mit ihren unzähligen Pferdebahnlinien und ihrem regen, geschäftigen Leben, die hübschen Squares, die zahlreichen Kirchen und öffentlichen Anstalten, die prachtvollen großen Hôtels — — alles das macht sofort einen gewinnenden Eindruck auf den Besucher. Nach Boston und Newyork ist Cincinnati wohl auch die erste Stadt, welche sich die Pflege der Kunst und des Theaters mehr angelegen sein läßt, als irgend eine andere Stadt Amerikas. Dank dem Unternehmungsgeist und der Munifizenz seiner Bürger besitzt Cincinnati Kunstgallerien, große öffentliche Bibliotheken, schöne Theater und vor allem ein in den ganzen Vereinigten-Staaten berühmtes „College of Music", ein prachtvoller Colossalbau, in dessen, über sechstausend Personen fassendem Festsaal alljährlich die auch über die Grenzen Amerikas bekannt gewordenen „Opern festivals" abgehalten werden. Die großen italienischen Operntruppen von Newyork, mit den berühmtesten Künstlern der Gegenwart, wie Adelina Patti, Christine Nilson, Minnie Hauk, Sembrich und anderen an der Spitze, geben hier, verstärkt durch die lokalen Chöre und Orchester, gewöhnlich im Frühjahre, eine Reihe von Festvorstellungen, welche die Kunstliebhaber aus allen Theilen des Ohio-Thales nach Cincinnati locken und in künstlerischer Hinsicht wenig zu wünschen übrig lassen. — Die Einnahmen dieser Vorstellungen erreichen pro Abend nicht selten zehn- bis fünfzehntausend Dollars (vierzig bis sechzigtausend Mark), woraus allein schon auf die Großartigkeit dieser Opernfeste geschlossen werden kann.

Cincinnati ist nach einem verständigen, großstädtischen Plane angelegt, besitzt architektonisch schöne Bauten und kann sich des schönsten öffentlichen Brunnens in den Vereinigten Staaten rühmen, um den sie übrigens wohl auch so manche europäische Stadt beneiden dürfte: eine hohe Fontaine aus Bronze mit allegorischen Figuren geziert, das Werk eines Münchener Künstlers, von einem Bürger Cincinnatis der Stadt zum Geschenk gemacht. Dafür aber lassen die Pflasterung der Straßen, die Reinhaltung der Plätze und Flußufer — mit einem Worte die in die städtische Verwaltung einschlägigen Arbeiten sehr viel zu wünschen übrig. Cincinnati ist unge-

Cincinnati: Im Negerviertel.

achtet der erwähnten Vorzüge eine rauchige, rußige, schmutzige Industriestadt, an deren Atmosphäre man sich erst gewöhnen muß, um sie nach Verdienst würdigen zu können.

Der größte Stolz Cincinnatis ist die berühmte Kettenbrücke über den breiten, gelben Ohio, im Süden der Stadt. Sie besitzt nur zwei steinerne 200 Fuß hohe Pfeiler, gewaltigen Steinthürmen gleich, über 1000 Fuß von einander entfernt. Die Totallänge der Brücke beträgt 2252 Fuß. Die Brückenbahn von zwei einfachen Kabeln getragen, besitzt zwei Fahrwege, einen Fußweg und zwei Geleise der Pferde-

eiſenbahn. Von dem deutſchen Ingenieur Röbling, dem berühmten Erbauer der Niagarabrücke und der Brooklyner East River-Brücke, um nicht weniger als acht

Cincinnati: Oeffentlicher Brunnen.

Millionen Mark hergeſtellt, iſt ſie eines der techniſchen Wunderwerke Amerikas. Wenn man den luftigen, leichten Bau vom Strombett des Ohio aus betrachtet, ſo ſcheint

es, als ob ein einfacher Windstoß die Brücke umstürzen und zertrümmern könnte, aber selbst eine Herde Elefanten würde sie kaum in erhebliches Schwanken bringen, und die schwersten Fuhrwerke passiren sie täglich ohne die geringsten Schwierigkeiten. Von der Mitte der Brücke genießt man einen herrlichen Anblick auf das Flußleben des Ohio und die im Norden sich ausbreitende, schöne Stadt. Der Ohio ist stets mit unzähligen Dampfschiffen, Frachtfahrzeugen und Booten bedeckt, und seine Fluthen werden unaufhörlich nach allen Richtungen hin durchfurcht, während an seinen Ufern unabsehbare Reihen von Fahrzeugen der Verfrachtung harren, denn Cincinnati ist nicht nur eines der größten Eisenbahnzentren, sondern auch einer der größten Flußhäfen des Mississippibeckens, von wo Dampfer nach allen anderen Hauptstädten des Flußnetzes, bis nach Neworleans, regelmäßigen Verkehr unterhalten.

Die Stadt ist ganz von hohen Bergen eingeschlossen, auf deren Gipfel sich Landhäuschen, Restaurants, ja sogar ein katholisches Kloster erheben. Das im Thalkessel gelegene Zentrum der Stadt ist dem Handel und der Industrie gewidmet und wird von einem breiten, mit Bäumen und Garten-Anlagen geschmückten Gürtel von Wohnhäusern umschlossen. Die zahlreichen Parks, die unzähligen Kirchthürme und Schornsteine, dazu in der Ferne die reizenden bewaldeten Hügel mit dem breiten Strombande des Ohio dazwischen vereinigen sich zu einem Städte-Panorama, wie man es in dieser Schönheit und Großartigkeit selbst in Europa selten findet.

Auf zwei der Höhen im Norden der Stadt kann man mittelst Drahtseilbahnen („inclined plain Railways") gelangen. Auf dem Gipfel des näher gelegenen „Lookout Mountain" befindet sich ein vortreffliches, im europäischen Styl eingerichtetes Restaurant, von dessen Terrasse die Fernsicht über Stadt und Umgebung überraschend schön ist. Die andere Höhe wird ganz von ausgedehnten Parkanlagen eingenommen, die eine Hauptzierde der Stadt bilden. Hier liegt auch das große Reservoir der Wasserleitung, welches sämmtliche Häuser der Stadt mit frischem Trinkwasser versieht.

Am südlichen Ufer des Ohio, im Staate Kentucky gelegen, und durch die genannte Kettenbrücke sowie eine weiter stromabwärts gelegene Eisenbahnbrücke mit Cincinnati verbunden, befinden sich die Vorstädte Covington und Newport.

Innerhalb dieses großen Thalkessels liegt nun einer der industriellen Mittelpunkte Amerikas, dessen weiteres Aufblühen wohl keinem Zweifel unterliegt. Waren Cincinnati bezüglich seines Handels in den weiter westlich gelegenen Städten bedeutende Concurrenten entstanden, so wird doch die Groß-Industrie und die Versorgung der umliegenden Staaten und speziell der Uferländer des unteren Mississippi mit Industrie-Produkten noch für lange Zeit hinaus gleichsam das Monopol der Hauptstadt von Ohio bleiben. Gegenwärtig sind in den ausgedehnten Werkstätten, den Brennereien

und Brauereien nicht weniger als fünfzigtausend Arbeiter beschäftigt, und der Werth der jährlichen Produktion kann auf hundert Millionen Dollars veranschlagt werden.

Unter den Industrieen Cincinnatis sind besonders drei von hervorragender Bedeutung: die Bierbrauerei, die Branntwein-Brennerei und die Schweineschlächterei. Man sieht, daß die Bürger Cincinnatis nicht nur auf das leibliche Wohl ihrer Mitmenschen, sondern auch in hervorragender Weise auf ihr geistiges Wohl bedacht sind. Und wie weit ihre Fürsorge darin reicht, geht daraus hervor, daß die Stadt jährlich für circa 5½ Millionen Dollars Whiskey, für 5 Millionen Dollars Bier und für 12 Millionen Pökelfleisch produzirt.*) Die berühmten Schlachthäuser Cincinnatis sind nur im Winter in Thätigkeit, so daß es uns nicht vergönnt war, in jene Großindustrie Einblick zu nehmen, welche der schönen Ohiostadt den Namen „Porcopolis" eingetragen. Desto mehr hatten wir Gelegenheit, die Güte der Cincinnatier Brauerei-Produkte zu prüfen, die sich in ganz Amerika großer Beliebtheit erfreuen. Man wird in den größeren Städten der Vereinigten Staaten nur wenige halbwegs bedeutende Bierhäuser finden, in denen nicht das „Cincinnati-Lager" verschenkt würde. Damit sei jedoch nicht gesagt, daß die Bürger Cincinnatis nicht auch von „der Suppe äßen die bei ihnen gekocht wird." Schon ihr behäbiges Aussehen, das von dem des schlankeren Yankee der Oststaaten sonderbar absticht, verräth ihre Sympathien für den braunen Gerstensaft. Die Zahl der „Lagerbeer"-Häuser (der Name „Lagerbeer" wurde ebenso wie die Worte „Sourcrout" [Sauerkraut] und „Liverwurst" [Leberwurst] von den Amerikanern in ihre Sprache aufgenommen) erreicht in Cincinnati eine ganz enorme Höhe, was in der That aber mehr den verführerischen Eigenschaften des erwähnten Brauproduktes als dem Durst der Einwohner zugeschrieben werden kann. Der nördliche Stadttheil Cincinnatis, größtentheils von Deutschen bewohnt, ist entschieden der am mindesten kirchlich gesinnte, und „Ueberm Rhein" — dies der Name desselben — ist auch außerhalb des Staates Ohio seiner vielen Restaurants und Schenken, seiner Gemüthlichkeit und seines lustigen, geselligen Lebens wegen bekannt. „Ueberm Rhein" ist eines der wenigen Plätzchen in den Vereinigten Staaten, wo sich deutsche Geselligkeit und deutsches Leben unverfälscht erhalten hat und wo beinahe der Amerikaner als Fremder erscheint, soferne er sich nicht dem Deutschthum assimilirt. —

Im Ganzen genommen macht die erste Hauptstadt des Westens auf den Europäer, allerdings nur an klaren sonnigen Tagen einen angenehmen, freundlichen und dabei doch großartigen Eindruck, der sich im Winter oder bei schlechtem Wetter

*) Auch in Bezug auf die Eisenindustrie nimmt Cincinnati einen hervorragenden Platz ein. Der Werth der Gießerei- und Maschinenprodukte beläuft sich jährlich auf ca. 7 Mill. Dollars, was jenem von St.-Louis oder Pittsburg gleichkommt.

wohl in das Gegentheil verwandeln könnte, würde nicht die Gaſtfreundſchaft und der Freiſinn der Bevölkerung ein Wörtchen zu Gunſten der Stadt mitſprechen. Der Wahlſpruch der deutſchen Turner ſcheint den Bewohnern Cincinnatis in der That zur Lebensregel geworden zu ſein. — Von einer ſo ſtrengen Handhabung des Sonntags-Geſetzes wie in Newyork oder der Quäkerſtadt Philadelphia iſt hier keine Rede. Die Geſchäftslokale ſind theilweiſe geöffnet, ſtatt wie in Philadelphia in ſchwarzen Kleidern mit gefalteten Händen in ihren Häuſern zu ſitzen, unterhält ſich die Bevölkerung hier auf den Promenaden wie in den Vergnügungslokalen. Das Räthſel erklärt ſich zum Theile daraus, daß ein ſehr bedeutender Theil der Stadtbevölkerung aus Deutſchen, der Reſt jedoch aus jüngeren, aus allen Theilen der Union herbeigeſtrömten Anſiedlern beſteht, die weder von den Quäkern Philadelphias noch von den Puritanern Neu-Englands abſtammen, nicht von religiöſen Traditionen befangen ſind und ebenſowenig in der im Oſten ſo häufig auftretenden Scheinheiligkeit auferzogen wurden. —

Den Beinamen „das amerikaniſche Paris" trägt Cincinnati in nicht ganz unverdienter Weiſe. Es exiſtirt gewiß keine zweite Stadt in den Vereinigten Staaten, die ihren Bewohnern vielſeitigere und überraſchendere Vergnügungen widmete. Seiner ſchlechten, raucherfüllten Atmoſphäre und ſeiner großen Temperaturwechſel wegen, bietet die innere Stadt keinen angenehmen Aufenthaltsort, aber die Stadtbewohner haben eigentlich nur ihre Geſchäftslokale in dem Thalkeſſel drunten, und wohnen auf den luftigen, ſchönen Hügeln in der Umgebung der Stadt, die durch ein vollſtändiges, ausgebreitetes Syſtem von Tramways und Drahtſeilbahnen ſo nahe gelegt ſind, daß man in wenigen Minuten aus dem Herzen der Stadt in die friſche klare Bergluft gelangen kann. — Cincinnati hat gegenwärtig vier ſolcher Seilbahnen, von denen zwei, wie bereits erwähnt, nach dem im Norden der Stadt, dem deutſchen Quartier nahegelegenen Lookout- und dem Bellevue-Hauſe führen. In raſcher Folge entſtanden darauf für die Bewohner des öſtlichen Quartiers, die Oſtender, das Hochland-Haus, und für die Weſtender der Price-Hill.*) Von dem letztgenannten Berge iſt die Ausſicht auf das Weichbild der Stadt und ihre Umgebung am ſchönſten. Er iſt am weiteſten von der Stadt entfernt und zugleich der höchſte, ſo daß man auch das Hügelland von Ohio und Kentucky und endlich das ſchöne Ohiothal ſtromauf- und abwärts überſieht.

Lookout-Haus und Bellevue werden ſchon ihrer Lage wegen meiſt vom deutſchen Maſſenpublikum beſucht. Zum „Highland-Houſe" (dem eleganteſten Gebäude von allen) zieht ſich, wenigſtens an Concertabenden, die „Ariſtokratie", und zum Price-Hill die eleganten Weſtender und die — Mucker. Price-Hill iſt nämlich eine Tem-

*) Newyorker Belletriſt. Journal.

perenzwirthschaft, in welcher man sich nur mit Milch und Wasser, Fruchteis und Limonade den — Magen verderben kann, und aus welcher Bacchus und Gambrinus unerbittlich verbannt wurden. In den drei obigen Restaurants wird natürlich den durstigen Göttern in jeder möglichen Weise gehuldigt. Dazu ist in allen Restaurants Musik und zwar concertiren im Lookout-Haus die „Preußen" und im Bellevue-Haus die „Hessen". Von bedeutendstem künstlerischen Werth sind die Concerte auf dem Price-Hill. Außer den genannten Vergnügungsorten hat jedoch Cincinnati noch eine Unzahl anderer aufzuweisen, wie z. B. jenes von Willert im deutschen Quartier. Ferner ist die Zahl der deutschen Musik-, Gesangs- und Geselligkeits-Vereine so bedeutend, daß das Leben in der größten Stadt Ohios in keiner Weise mit jenem der östlichen Städte verglichen werden kann. Deshalb ist auch der Zuzug freisinniger, jovialer Bürger aus allen Theilen der Union ein beständiger, und es ist zu hoffen, daß Cincinnati seinen stolzen Beinamen des „amerikanischen Paris" zu bewahren wissen wird.

III. Auf dem Ohio nach Louisville.

Die Dampfschifffahrt auf dem Ohio wird durch den ewigen Wechsel des Wasserstandes in dem launischen Flusse sehr unsicher gemacht. Wohl ist der ganze Ohio von seiner Mündung bei Cairo bis nach Pittsburg in Pennsylvanien hinauf schiffbar, aber doch nur mit kleineren Dampfern mit flachem Boden. Selbst dann kommt es noch häufig vor, daß die Dampfer inmitten des Stromes auf irgend eine verborgene, tückische Sandbank auffahren und oft viele Stunden lang warten müssen, bis ein Regenguß in den Alleghany-Bergen den Wasserstand wieder erhöht. Der Strom ist deshalb Sommer wie Winter über der Gegenstand der größten Aufmerksamkeit von Seiten seiner Uferstädte Pittsburg, Wheeling, Cincinnati und Louisville, und die Zeitungen dieser Städte widmen den telegraphischen Nachrichten über den Wasserstand und das Welter täglich eine eigene Rubrik.

In den letzten Jahren, besonders 1884, richteten die Frühjahrsüberschwemmungen in dem ganzen Thale von Pittsburg bis Cairo die furchtbarsten Verheerungen an und der Schaden belief sich stets auf viele Millionen. Das ganze weite Thal und die am Strome gelegenen Städte standen 1884 unter Wasser. In den unteren Stadttheilen von Cincinnati, Pittsburg, Wheeling und anderen Orten konnte man nur mit

Booten verkehren. Der ganze Verkehr, die Werkthätigkeit war Wochen und Monate lang unterbrochen. Zahllose Häuser, Farmen, Stallungen und Fabriksanlagen wurden von den Fluthen vollständig weggerissen, und ein großer Theil der Bevölkerung dadurch in das größte Elend gestürzt. Diese Ueberschwemmungen, hauptsächlich durch das gewissenlose Aushauen der Waldungen am oberen Stromlaufe veranlaßt, sind hier umso beklagenswerther, als, mit Ausnahme des Hudsonstromes, der Ohio die dichteste Bevölkerung sämmtlicher Flußläufe des Continents aufweist.

Neben Pittsburg ist Cincinnati der Hauptflußhafen des Ohio, und von hier fahren täglich ein oder mehrere Dampfer stromauf- und abwärts aus, die selbst den Mississippi hinauf nach St.-Louis und abwärts bis Neworleans gehen. Am bedeutendsten ist der Verkehr jedoch zwischen den beiden, nur etwa hundertzwanzig Meilen von einander gelegenen Städten Cincinnati und Louisville, der kommerziellen Hauptstadt des Staates Kentucky, und auf dieser Strecke wollen wir uns mit dem Flußleben auf dem Ohio vertraut machen. Da liegt der Dampfer vor uns im Strome. Sein Aussehen ist von den bereits geschilderten Hudson- und St.-Lorenzo-Dampfern sehr verschieden. Die meisten Ohio-Dampfer haben, wegen des niedrigen Wasserstandes im Sommer, flachen Boden und besitzen an Stelle der seitlichen Schaufelräder ein einziges großes Rad am rückwärtigen Ende des Schiffes, welches das letztere gleichsam vorwärts schiebt (sogenannte Stern-wheelers).

Am Eingange in den großen Passagiersalon befindet sich eine Ticket-Office, wo jeder Passagier seinen Namen in ein Buch zeichnet, auch sein Fahrbillet für den Salon und, falls er eine weitere Reise zu machen hat, auch für die Schlafkabine und die Mahlzeiten nimmt. Die Cabinen sind zu beiden Seiten des Dampfers angeordnet und öffnen sich auf der Innenseite nach dem Salon, auf der Außenseite nach der großen Gallerie, die rings um das Schiff läuft. Die Tageseintheilung ähnelt jener auf den Seeschiffen. Um 6 Uhr morgens werden die Passagiere durch die Gongschläge erweckt. In Amerika vertritt der chinesische „Gong" oder „Tam-tam" die Stelle der Glocken, er ist überall, in den Hôtels, auf den Schiffen, den Bahnhöfen ꝛc. in Anwendung. Gewöhnlich obliegt das Geschäft des Gongschlagens einem Neger. Die ersten Schläge sind sehr schwach und werden allmählig verstärkt, so daß das ungewohnte Geräusch dem Europäer anfänglich wie ferner Donner vorkommt. Die Chinesen und Japanesen allein kennen das Geheimniß der Gongfabrikation und die zahllosen Tamtams, die täglich zu den Stunden der Mahlzeit von einem Ende Amerikas bis zum andern geschlagen werden, kommen sämmtlich aus China.

Wir hatten in der Nacht keine bedeutende Distanz zurückgelegt, denn unser Boot war nach Mitternacht auf dem weichen, molligen Sandbett des Ohio festgefahren und dies mit solch augenscheinlicher Uebung und solcher Sanftmuth, daß wir nicht das geringste davon verspürten. Wir mußten also inmitten des Flusses sitzen

bleiben, bis Jupiter Pluvius in den Bergen von Pennsylvanien oder sonst irgendwo in der oberen Flußregion der Erde neuen Regen, und dem Flusse damit frisches Fahrwasser spendete.

Bei dieser Gelegenheit mußten wir die Gleichmuth und Geduld der Amerikaner bewundern. Obgleich wir nun die Aussicht hatten, vielleicht noch einen zweiten halben Tag auf der Sandbank sitzen zu bleiben, war von Seiten der Passagiere doch nicht eine Klage zu vernehmen. Im Gegentheile, die meisten beglückwünschten uns, daß der Unfall nicht von anderen Folgen begleitet war, und erwarteten auf den Schaukelstühlen und Fauteuils ruhig hingestreckt, die Stunde des Dejeuners. Selbst der Mohammedaner könnte bei solchen Gelegenheiten nicht kaltblütiger sein, als es der Yankee ist. —

Der Amerikaner ist auch im gewöhnlichen Leben und im Umgange mit Anderen schwer aus seiner Ruhe, seinem Gleichmuth zu bringen, und wir hatten während mehrjähriger Reisen auf dem transatlantischen Continent niemals Gelegenheit, auch nur einer Schlägerei unter geborenen Amerikanern beizuwohnen. Das rohe Element Amerikas sind die Irländer. Sie sind mit ihrem Hang zur Trunksucht und Schlägerei, mit ihrem heftigen, leicht entzündbaren Temperament das gerade Gegentheil des Amerikaners. Selbst wenn der letztere beleidigt wird, so bleibt er ruhig und sucht sein Recht vor dem Gericht, oder er zieht mit derselben Gelassenheit den Revolver, mit der ein Europäer den Zahnstocher aus der Tasche nehmen würde.

Giebt es überhaupt einen verwundbaren Fleck, so ist es — der Nationalstolz, und am Ende haben auch wenige Völker der Erde mehr Grund auf ihr Vaterland und auf sich selbst stolzer zu sein, als eben das amerikanische. — Hat der Amerikaner unter den Passagieren einen Ausländer entdeckt, so ist seine erste Frage gewöhnlich: „Sind Sie zum ersten Male in diesem Lande?“ und nachdem man sie beantwortet, folgt die zweite: „How do you like America?“ Wie finden Sie Amerika? und diese Frage wird in einer Weise gestellt, als ob gar keine andere, als eine äußerst günstige Antwort möglich wäre. Dann folgt regelmäßig die Anpreisung der Errungenschaften Amerikas im letzten Jahrhunderte. Er erzählt nun von den wüsten Zuständen vor den Zeiten Washingtons, des amerikanischen Halbgottes, von der Bildung der Staaten, dem Wachsthum der Städte, von dem Bau der Brücken und Bahnen, den Industrieen u. s. w. und dies mit einer Ruhe und Würde, als hätte er selbst einen Hauptantheil an diesen unzweifelhaft großen Errungenschaften. Es genügt ihm nicht, wenn man dies alles anerkennt. Er lobt so lange, bis man zugesteht, Amerika sei das größte, das schönste und beste aller Länder. Er giebt sich nur mit dem Superlativ zufrieden. Der Hudson und St.-Laurenz sind nicht schöne Flüsse, sondern die schönsten der Welt, Newyork und Chicago sind die großartigsten Städte der Welt, und das Kapitol zu

Waſhington das prachtvollſte Bauwerk der Welt. — Nur die Amerikaner, welche Europa bereiſt haben, ſind in ihren Anſichten über ihr Vaterland etwas gemäßigter ohne jedoch ihre angeborene Abneigung gegen die Engländer verloren zu haben. Die Deutſchen und Franzoſen ſtehen ſich individuell nicht ſo feindlich gegenüber, wie Amerikaner und Engländer.

Doch wir befinden uns noch immer auf dem Strombette feſtgefahren und erwarten die Ankunft des bereits telegraphiſch angezeigten Hochwaſſers. Inzwiſchen verſucht der Capitän das Schiff flott zu machen. Boote, mit Negern bemannt, werden ausgeſetzt, Winden, Taue, Hebbäume in Anwendung gebracht, und endlich nach mehrſtündiger Arbeit ſind wir wieder flott. Allein wir fahren nur mit halbem Dampf und ſehr vorſichtig, während an der Spitze des Schiffes ein Matroſe unausgeſetzt die Tiefe des Waſſers mißt. Sie ſchwankt zwiſchen vier und acht Fluß. Auf dem Schiffe ſtehen beinahe ausſchließlich Neger in Verwendung, die in Amerika „colored people", farbiges Volk, genannt werden. Das Wort „Neger" (Nigger) iſt ſelbſt bei dem Weißen verpönt und gilt als Beleidigung, gegen die ſich der „Colored Gentleman", der farbige Gentleman, ſofort auflehnen würde. Die Gleichheit der Raſſen iſt ſeit dem letzten Bürgerkriege im Prinzipe ſo vollſtändig, daß alles Gentleman iſt. Der Amerikaner, ſelbſt der am höchſten ſtehende, kennt das Wort „befehlen" gar nicht, denn er weiß, daß einem „Befehle" ungern Folge geleiſtet wird. Er wird deshalb ſtets in die Form einer Bitte gekleidet und dem Auftrage das Wort „Please" vorgeſetzt. Trotz dieſer ſcheinbaren geſetzlichen Gleichheit iſt die ſoziale Stellung des Weißen dem Neger gegenüber ſchroffer und unnahbarer denn je, beſonders im Süden.

Es giebt viele Neger und Mulatten in den nördlichen Staaten, die ſich zu ganz bedeutendem Wohlſtand emporgearbeitet haben, allein nichtsdeſtoweniger wird doch kein Weißer mit ihnen Umgang pflegen, ſelbſt wenn das afrikaniſche Blut kaum wahrnehmbar wäre und ſich nur in dem Kraushaar und den etwas dickeren Lippen verriethe. Niemals wird ſich ein Weißer mit einem Neger zu irgend einem geſchäftlichen Unternehmen vereinigen. Die Neger bilden überall in den Vereinigten Staaten eine Raſſe und Geſellſchaftsklaſſe für ſich. Sie haben ihre eigenen Kirchen, Schulen und Handwerker, in manchen Städten ſogar ihre eigenen Quartiere, außerhalb welchen ſie beinahe niemals Geſchäfte treiben, ſondern nur in den niedrigſten Stellungen oder als Diener und Aufwärter zu finden ſind. Noch jetzt erregt das Erſcheinen eines, wenn auch noch ſo elegant gekleideten Negers im Omnibus, in den Theatern und Hôtels Aufſehen, und man trachtet deshalb auch, ſie ſo gut als möglich ferne zu halten, obgleich ſie vor dem Geſetze dieſelben Rechte und Anſprüche haben wie die Weißen. Wir ſahen in den nördlichen und weſtlichen Staaten niemals einen Neger oder auch nur einen Mulatten in einem Dampf-

ſchiffſalon oder einem Pullmann'ſchen Salonwagen, und ſelbſt in den gewöhnlichen Perſonenzügen wird man Neger meiſtens nur in den Rauchwaggons (Smoking-Cars) finden, obſchon heute zwanzig Jahre ſeit ihrer geſetzlichen Gleichſtellung mit den Weißen vergangen ſind. — Es iſt nicht Haß oder Verachtung welche die Amerikaner von dem Umgang mit den Negern ferne hält, ſondern eine natürliche, inſtinktive, angeborne Abneigung, die überdies in der kindiſchen Unbildung des Negers, in ſeinem häßlichen Aeußeren, ſeinen rohen Manieren und im Sommer ſeiner nichts weniger als angenehmen Ausdünſtung ihre Urſachen findet. — Deshalb wird man auch niemals einen Weißen mit einem Neger zu Tiſche ſitzen ſehen, deshalb wird auch im Rauchwaggon der Sitz neben einem Neger ſtets leer bleiben, ſelbſt wenn kein anderer Sitz in dem Waggon zu haben iſt. — Aber dieſe Bemerkungen gelten nur für die freien Neger. Deſto lieber ſucht man ſie als Diener: der weitaus größte Theil der „Farbigen" iſt in den nördlichen Staaten als Aufwärter in den Hôtels, als Diener und Kutſcher in den Privathäuſern zu finden, und in dieſem beſchränkten, ihren Verſtand jedoch vollkommen in Anſpruch nehmenden Wirkungskreiſe können ſie durch den Weißen gar nicht erſetzt werden. Als Diener ſind ſie vorzüglich, und wie vor dem Seceſſionskriege, ſo ſind auch gegenwärtig noch, die Weißen die herrſchende, die Farbigen mit ganz wenigen Ausnahmen, die dienende Klaſſe.

Wir hatten auf unſerem Schiffe die beſte Gelegenheit, dies wahrzunehmen. Ueberall ſind es Schwarze, die uns die Speiſen ſerviren, die Kabine beſorgen, die Kleider und Schuhe reinigen. Selten und nur in Ausnahmefällen läßt ſich ein Weißer zu derartigen Verrichtungen herbei, ja dieſe letzteren dürften alſo noch für lange Jahre hinaus das Monopol der farbigen Gentlemen bleiben.

Die Flußfahrt auf dem Ohio bietet in landſchaftlicher Hinſicht bei weitem mehr Reiz als jene auf dem Miſſiſſippi oder Miſſouri. Zur Rechten des Ohio, der hier die Staatengrenze bildet, erblickt man das Hügel- und Prairieland von Ohio und Indiana, zur Linken jenes von Kentucky, einem Gliede der ehemaligen Südſtaaten. Man ſieht es wohl, daß Kentucky vor nicht langer Zeit ein Sklavenſtaat war, denn während wir auf dem nördlichen Ufer überall Städtchen und Dörfer, Fabriken, Leben finden, ſcheint das ſüdliche Ufer von allen Einwohnern entblößt. Hier und da bemerkten wir einige Neger-Anſiedlungen, von emanzipirten Sklaven bewohnt und von kümmerlichen, verwahrloſten Pflanzungen umgeben. Der Strom ſelbſt nimmt ſeinen vielfach gekrümmten Lauf zwiſchen grünen, theilweiſe bebauten, theilweiſe dicht bewaldeten Hügeln, und wahrſcheinlich waren dieſe letzteren die Urſache, daß die Indianer dem Strome den Namen „Ohio" (der „ſchöne Fluß") gaben. Die Indianer, die mit ihren Benennungen ſtets das Richtige trafen, thaten indeſſen bei dem Ohio einen gewaltigen Fehlgriff, denn die Bezeichnung des tauſend Meilen langen Stromes wäre beſſer

der „launenhafte Fluß." Hochwasser und die unglaublichste Wasserarmuth wechseln fortwährend mit einander ab. Die Höhe des Wasserstandes in den einzelnen Jahreszeiten differirt um nicht weniger als fünfzig bis sechszig Fuß, und in der Regensaison steigt und fällt das Wasser oft einen Fuß in der Stunde. Der breite Stromspiegel ist überall mit langen Sandbänken oder dicht bewachsenen Inseln übersäet, die das Aussehen des Ohio nach jeder Viertelmeile verändern, und wohl nicht wenig zu der Romantik der Flußfahrt beitragen, aber der Schifffahrt bedeutende Hindernisse und Gefahren in den Weg legen, so daß man an vielen Stellen wie beim Mississippi gezwungen war, dem Strom durch Eindämmung ein künstlich tiefes Bett zu geben.

Der Ohio zeigt bereits in mancher Hinsicht den Charakter der Prairieströme, wie der Kansas, Platte, Missouri und Arkansas. Er führt enorme Massen von Erde, Schlamm, Pflanzen und Baumstämmen mit sich, die unter dem schmutzigen, kaffeegelben Wasser verborgen, schon zahllose Schiffe in den Grund bohrten. Die mittlere Dauer eines Flußdampfers ist deshalb in Amerika sehr gering und wird auf vier Jahre bemessen.

Wir nähern uns der industriellen Hauptstadt des Staates Kentucky Louisville*), das übrigens mit Cincinnati auch durch eine schlechte Eisenbahn verbunden ist. Louisville mit seinen 130,000 Einwohnern (worunter viele Deutsche) ist entschieden eine der schönsten Städte der Vereinigten Staaten, wenn nicht die schönste. Man kann sich kein angenehmeres und ruhigeres Städtebild denken als Louisville, mit seinen breiten, mit schattigen Baumalleen bepflanzten Avenuen, seinen prachtvollen vornehmen Privatresidenzen und den zahllosen, wohlgepflegten Gärtchen, die sie umgeben. Der Bausyl in den besseren Stadttheilen unterscheidet sich auf das vortheilhafteste von jenem der anderen amerikanischen Städte. Diese aristokratische Einfachheit und Eleganz, die breite Behaglichkeit, die aus jedem dieser von prächtigen Magnolien-Gärten umgebenen Miniaturpaläsen spricht, ist für den an die Ziegelwüste Philadelphia gewohnten Besucher überraschend. Die leichtere freiere Bauart der Häuser, die fremdartige Vegetation, der ewig-blaue, heitere Himmel, der das Weichbild der Stadt überwölbt und endlich die große Zahl von Negern und Mulatten in den Straßen sind untrügliche Zeichen, daß wir auf unserer Fahrt nach dem „Westen" eine Stadt des Südens berührt haben. —

Alles athmet Frieden, aber dabei auch Wohlstand, und Louisville, das in der That an der Seite der Südstaaten focht, scheint sich von den verheerenden Wirkungen des letzten Krieges am schnellsten erholt zu haben. Auf dem breiten Ohio, der hier von einer gewaltigen Eisenbahnbrücke überspannt wird, herrscht reges Leben, denn

*) Der Regierungssitz von Kentucky ist in Frankfurt

Louisville ist eine Hauptstation der großen Wasserstraße von Pittsburg nach Neuorleans. Der Strom selbst ist hier seiner gefährlichen, den Nilkatarakten ähnlichen Stromschnellen wegen nicht schiffbar, und ein schöner breiter Canal verbindet das Fahrwasser unterhalb mit jenem oberhalb der Stadt. Besonders auffällig war uns in Louisville wie in ganz Kentucky die Schönheit der weiblichen Bewohner.

Ihre hohen, vollen warmen Gestalten mit den dunklen Augen und üppigem schwarzen Haarwuchs kontrastirten lebhaft mit dem uns bisher bekannten Yankee-Typus. — Auch das ganze Geschäftsleben hat hier einen anderen, ruhigeren, weniger marktschreierischen Charakter angenommen, und die Hauptprodukte des Südens, Baumwolle und Tabak, treten bereits mehr in den Vordergrund. —

Kentucky ist einer der schönsten und reichsten Staaten Amerikas, berühmt wegen seiner herrlichen Pferde, seines vortrefflichen Whiskey und seines guten Tabaks, von welchem es alljährlich nicht weniger als 171 Millionen Pfund, also ein Drittel des Gesammtertrages der Vereinigten Staaten produzirt.*) Der landschaftlich schönste Theil des Staates ist der östliche, der von den Ausläufern der blauen Berge durchzogen wird. Am fruchtbarsten ist jedoch der von den Flüssen Kentucky, Cumberland und Tennessee durchzogene westliche Theil dieses größten und bedeutendsten der eigentlichen Südstaaten.

* * *

Von Louisville führt uns die Eisenbahn durch die Staaten Indiana und Illinois nach der Metropole des Mississippi, nach St.-Louis. Illinois ist noch gegenwärtig die Kornkammer Amerikas und übertrifft an Ertrag, an Fruchtbarkeit und Güte des Bodens alle Staaten der Union**). Aus einer einzigen, ungeheuren Prairie bestehend bedurfte es hier nur des Pfluges, um den Boden fruchtbringend zu machen, und dann war der Ernteertrag so reich, daß man einst einen großen Theil desselben auf den Feldern liegen und verrotten ließ. Das Land war durch eine Jahrhunderte alte Vegetation fruchtbar gemacht worden, ja die Tiefe der guten Erde erreicht in den Thälern nicht weniger als 28 bis 30 Fuß. Der durchschnittliche Ernteertrag von

*) Von den jährlich in den Vereinigten Staaten produzirten 473 Mill. Pfund Tabak entfallen auf Kentucky 171 Mill., Virginien 80 Mill., Pennsylvanien 37 Mill., Ohio 34 Mill., Tennessee 29 Mill., Nord Carolina 27 Mill., Connektikut 14 Mill. Der einzige Unionstaat der gar keinen Tabak produzirt ist Colorado.

**) Der jährliche Ertrag von Illinois an Weizen beträgt 51 Mill. Scheffel, an Mais 325 Mill. Scheffel, Hafer 63 Mill. Scheffel, Gerste 2 Mill. Scheffel. Unter den übrigen Agrikulturstaaten dürften nach Illinois zunächst Ohio, dann Jowa, Indiana und Missouri kommen; ferner der Reihenfolge nach Pennsylvanien, Michigan, Minnesota und Newyork.

Illinois ist etwa zwanzig Scheffel Weizen oder vierzig Scheffel Mais pro Acker, trotzdem der Ackerbau in Amerika bei weitem nicht so rationell betrieben wird als in Europa. Das Düngen der Felder oder das Wechseln der Saaten ist in manchen Gegenden vollständig unbekannt, und es ist bei dem gegenwärtigen Aussaugen der Länder, nur der unglaublichen Fruchtbarkeit des Bodens zuzuschreiben, daß derselbe noch so reiche Ernten liefert. Der Amerikaner wird in Europa gewöhnlich durch die Sorgfalt, die man dem Ackerbaue zuwendet, überrascht und findet sie unbegreiflich. Aber es wird nicht lange dauern, so wird er sich an der alten Welt ein Beispiel nehmen. In Amerika wird der Boden ausgesaugt, in Europa aber kultivirt.

IV. Die Mammuth-Höhle in Kentucky.

Nach einer langen, monotonen Fahrt auf der vom Ohio nach dem Süden führenden Bahn, durch das mit Wein und Sorghum bepflanzte Hügelland von Kentucky, gelangte unser Bahnzug nach Cave-City, jener Station, welche der berühmten Mammuth-Cave, dem achten Weltwunder (wenn es deren nicht schon mehrere Dutzend gäbe) am nächsten liegt.

Daß das Leben in jenen Gegenden ein anderes ist als in den neuenglischen Yankeestaaten, konnten wir schon aus dem Benehmen unserer Mitpassagiere und dem Treiben auf den Bahnhöfen erkennen. Auf diesen sahen wir nur wenige Leute zu Wagen anlangen. Die Meisten waren beritten und von ihnen gehörte kein geringer Theil dem schönen Geschlechte an. Uebrigens konnte man hier darüber in Zweifel kommen, welches eigentlich das schöne Geschlecht sei. Die Männer groß und wohlgebaut, mit braunen, bärtigen Gesichtern und blitzenden Augen, — die Frauen wahre Amazonen, mit schwarzem Haar und ebensolchen feurigen Augen, die Originale jener Schilderungen aus dem Pflanzerleben, das ja hier in Kentucky seinen Anfang nimmt.

Cave-City — Höhlenstadt — das war unser Reiseziel, denn von ihr liegt die Höhle blos etwa 9 Meilen entfernt. Die Stationsgebäude — wenn man hölzerne Schuppen so bezeichnen kann — und das Cave-City-Hôtel, das dem Stationsgebäude auf ein Haar ähnlich sieht, sind die Sehenswürdigkeiten der Stadt, durch welche die Eisenbahn mitten hindurch fährt. Ein unbemerkter Funke könnte die ganze hölzerne Stadt dem Erdboden gleich machen.

Eine Reiſekutſche ſtellt die Verbindung zwiſchen der „City“ und dem am Höhlen-Eingange gelegenen Cave-Hôtel her. Der Kutſchenbeſitzer jauchzte beinahe vor Freude auf, als er ſo viele Paſſagiere für ſein Vehikel erblickte, denn wie er uns ſpäter geſtand, beſtände ſeine Reiſegeſellſchaft oft Wochen lang, außer ſeinen vier Pferden nur noch aus einer Zeitung, welche er dem Hôtelbeſitzer aus Freundſchaft gratis befördere, gelegentlich auch aus den kleinen augenloſen Höhlen-Fiſchlein, welche der letztere mitunter an einzelne gelehrte Geſellſchaften ſende. An menſchlichen Höhlenbeſuchern gäbe es im Jahre kaum einige Hundert. —

Leider waren die Dachſitze dieſer Diligence nur dreien von uns beſchieden, und ſelbſt wir drei Glücklichen konnten uns auf den luftigen Sitzen nur durch krampfhafte Zuflucht nahme zu allen Henkeln und Lehnen behaupten. Der Reſt der Geſellſchaft wurde im Innern dieſer Reiſeſchublade eingepökelt. Die friſche Luft und die Ausſicht auf das herrliche umliegende Bergland verſüßten unſere mehrſtündige Fahrt bergauf und bergab durch verlaſſene Gegenden, in denen wir nur vereinzelte, aus Dielen zuſammengenagelte Farmhäuſer und eine ebenſolche Kirche bemerkten.

Aber deſſenungeachtet gelangten wir mit heiler Haut nach dem Cave-Hôtel. Es iſt ein großer hölzerner Colonnadenbau, in dem ſämmtliche Höhlenbeſucher eines Jahres gleichzeitig Platz finden könnten, womit nicht allein die Größe des Hôtels, ſondern auch der ſchwache Beſuch des Welt- oder beſſer geſagt Unterwelt-Wunders angedeutet werden ſoll. Für dieſen mangelhaften Beſuch entſchädigt ſich der Hôtelier dadurch, daß er als jedesmaligen Eintrittspreis in die Höhle 12 Mark pro Perſon anrechnet. Es iſt dieſe Geldſchneiderei eine amerikaniſche Unſitte, die ſich am großartigſten beim Beſuch der Niagarafälle kund giebt.

Man könnte in der That annehmen, daß mehr Gold in die Taſche der Niagara-Hôtelwirthe flöſſe als Waſſer in den Ontarioſee. In die Taſche unſeres Mammuthhöhlen-Wirthes floß entſchieden weniger Gold, aber ſie war nichtsdeſtoweniger ebenſo weit geöffnet wie der Eingang in die Grotte.

Der Beſuch der Höhle nimmt zum mindeſten zwei Tage in Anſpruch.*) Wir brachen nach einer zweifelhaft verbrachten Nacht, in alte zerriſſene „Waterproof“-Anzüge gekleidet, nach dieſen Katakomben der neuen Welt auf. Der Eingang, offenbar durch den theilweiſen Einſturz der Höhlendecken entſtanden, liegt wenige Steinwürfe vom Hôtel entfernt.

*) Die Höhle iſt weder an Größe und Höhe der einzelnen Räume, noch an Schönheit und Großartigkeit mit den Grotten von Adelsberg und Adersbach in Oeſterreich oder der berühmten Stalaktiten-Höhle von Bellamar auf der Inſel Cuba vergleichbar, die Fingalsgrotte auf Staffa gar nicht zu nennen. Sie genießt indeſſen den Ruf die größte Höhle zu ſein, denn die Länge ſämmtlicher Avenuen ſoll über hundert Meilen betragen.

Digitized by Google

Die Temperatur der Höhle iſt Jahr aus Jahr ein etwa 15° Celſius. Der Wechſel der Jahreszeiten hat keinen Einfluß auf die Höhle, Tag und Nacht, Morgen und Abend exiſtiren hier nicht. Es iſt eine ewige Gleichheit, die ſich nirgends in der Natur, weder in den Ozeanen, noch in den Gebirgen, noch in der Sternenwelt ebenſo unveränderlich äußert, wie hier — im Hades.

Ewige Nacht herrſcht hier. Nicht der geringſte kalte Zug, nicht der leichteſte Windhauch iſt bemerkbar. Man hört weder das Donnern noch ſonſt irgend ein Geräuſch der Außenwelt, und wir waren bald nach unſerem Eintritt in tiefes Schweigen und eine Finſterniß gehüllt, für welche ſelbſt die Bezeichnung „egyptiſch“ Euphemie wäre.

In den erſten Partien der Höhle, von der ſogenannten „Rotunde“ angefangen, befinden ſich die Ueberreſte vieler aufgegebenen Salpetergruben, und die Paſſage über den löcherigen Boden hatte merkwürdige Aehnlichkeit mit jenem Wege, über welchen wir Tags zuvor zur Höhle fuhren. Zudem laufen an den Seiten des ſchmalen Fußpfades ſchwarze gähnende Abgründe entlang, deren Tiefe und Ausdehnung gewiß noch Niemand erforſchte. Ungeheure Steintrümmer und Felsmaſſen, von den hohen Wänden oder den Decken herabgeſtürzt, erſchweren das Vorwärtsdringen noch mehr. Der größte dieſer Steintrümmer ähnelt einem ungeheuren Sarkophag, und es wurde ihm denn auch der Name „der Sarg des Rieſen“ beigelegt. Wäre es in der That ein Sarkophag geweſen, es hätte ihm an Menſchenleichen nicht gefehlt, denn die Mammuthhöhle wurde ſchon vielen eine Gruft, ein Grab ihrer eignen Dummheit. Vor etwa dreißig Jahren wurde nämlich jener Theil der Höhle, in welchem wir uns eben befanden von einer Kolonie Schwindſüchtiger beſiedelt, die in der reinen Höhlenluft ihre Geſundheit wiederzuerlangen hofften. Sie bauten ſich ſteinerne, noch gegenwärtig vorhandene Häuſer, und bewohnten die Höhle, um natürlich niemals wieder ans Tageslicht zu kommen. Sie hatten ihre Wohnungen im Hades gebaut.

Die Windungen der Höhle, ihre Abgründe und Seitengänge, ihre Felſen-Gebilde, Klippen und Dome zu beſchreiben, iſt ein Ding der Unmöglichkeit. Sie iſt das grandioſe unterirdiſche Bett eines Höhlenfluſſes, der einſt den Ausfluß eines Sees in den nahen Green-River bildete. Der See ſowohl wie ſein Abfluß ſind längſt vertrocknet, aber während der See ſpurlos verſchwand und üppige Felder den einſtigen Seeboden bedecken, blieben die Höhlen zurück, welche die Waſſer des Fluſſes mit furchtbarer Gewalt in den Stein gewaſchen.

Von den ſtygiſchen Wäſſern, die einſt dieſes Labyrinth durchflutheten, ſind nur einzelne Tümpel und kleine Bächlein zurückgeblieben, in denen man jene bekannten, durchſichtigen, augenloſen Fiſchlein findet, welche auch in anderen Grotten vorkommen. Sie bringen lebendige Junge zur Welt. Der Mangel an Licht nahm ihnen die Farbe und das Sehvermögen. Man erzählt von einer ſchönen Mulattin, daß ſie vor Jahren beim Anblick der farbloſen Fiſchlein den Entſchluß faßte, einige Zeit in

der Höhle zu verweilen, um auch ihre Farbe zu verlieren. Die Geſchichte ſchweigt jedoch darüber, ob ſie wie die Fiſche gänzlich durchſichtig geworden. Ueber Abgründe und Schluchten, durch hohe Korridore und tiefe Löcher ging es hinter unſerem kundigen Führer einher, ohne daß wir mehrere Meilen weit auf etwas Bemerkenswerthes geſtoßen wären. Es ſind unterirdiſche Klüfte in der unglaublichſten Zerſtörung. Der Boden der Höhle iſt ſeiner ganzen Ausdehnung nach mit Steintrümmern bedeckt, und wo die Wände durch chemiſche Einflüſſe nicht zerbröckelt und zerfallen ſind, da zeigen ſie die abgerundeten, glänzendpolirten Ecken und Karnieſe der Architektur des Waſſers. Hier und da, in beſonders großen Domen oder bei tiefen Abgründen, halten wir ſtille, um ihre Ausdehnung durch die Feuerwerkskünſte unſeres Führers, eines waren Adepten hierin, ſehen und bewundern zu können. Es ſind denkbarſt kühne Formen, dieſelben, wie ſie Verne in ſeiner Reiſe in das Innere der Erde in ſo glühenden Farben ſchildert. Wäre er je in Amerika geweſen, man könnte glauben, er hätte den erſten Impuls zu ſeinem genannten Werk hier in dieſen Eingeweiden der Erde bekommen.

In den „gothiſchen Arkaden", einem dumpfen Felſen-Corridor, in welchen wir eben gelangten, ſahen wir eine lange Reihe von Monumenten, aus Felstrümmern zuſammengeworfen wie die Steinhaufen an Judengräbern. Aber es waren keine Gräber, ſondern Monumente, zu Ehren der einzelnen Kulturſtaaten der Welt errichtet, bei welchen deren Baumeiſter, den vorhandenen Inſchriften zufolge, auf Taxes (Trinkgelder) rechneten. Hier wurde auch zu Ehren unſeres Beſuches ein großer natürlicher Obelisk, ein Pendant zur Nadel der Kleopatra errichtet, und auf ſeinen Flächen die Namen jener Hauptſtädte Europas eingegraben, welche wir vertraten. In Eintracht und Frieden ſtehen hier Frankreich und Oeſterreich neben Deutſchland, England neben Rußland, und dieſer unterirdiſche Friede dürfte wohl länger währen als jener auf Erden.

Endlich ſind wir in der Sternkammer, dem Glanzpunkt der ganzen Höhle angelangt; ein Corridor von mehr als hundert Fuß Höhe und ebenſolcher Breite, nicht gemauert durch menſchliche Hand, nicht ſo glatt und eben aus den Felſen gemeißelt, ſondern herausgewaſchen durch die Gewalt des Waſſers in Jahrtauſenden.

Und dieſem hohen, mächtigen Gewölbe, ſchwarzgrau und feucht, wurde der Name Sternkammer gegeben? — Aber Geduld. Was in den Sälen, den Sternkammern der Königspaläſte das Licht hervorbringt, das thut in dieſer Sternkammer der Unterwelt die rabenſchwarze Finſterniß. Unſer Führer heißt uns Platz nehmen auf einem langen halbvermoderten Balken, der Gott weiß auf welche Weiſe bis hierher, 15 Meilen weit unter die Oberfläche der Erde gelangte. Dann nimmt er unſere Lampen und entfernt ſich damit durch einen Seitengang, uns in völliger Dunkelheit zurücklaſſend. Was iſt die Winternacht in der Polar-Region, was die dunkle ſternenloſe Waldesnacht gegen dieſe grauſige ſchwarze Larve, dieſes unſägliche Nichts, in

welches wir lebendig Begrabenen hineinſtarren! — Und dieſe Nacht verbindet ſich mit Grabesſtille. Die Schritte unſeres Führer ſind verhallt, der letzte blaſſe

Die Mammuthhöhle in Kentucky.

Lichtſchein, der ſich mühſam aus einer Spalte hervorwand, iſt verſchwunden, Meilen und Meilen trennen uns von der Außenwelt, die wir verlaſſen haben. —

Verlaſſen? Wann? Vergeblich bemüht ſich das Gehirn, den Zeitpunkt in Erinnerung zu bringen. War es heute, war es vor Zeiten? — Es iſt als wären wir hinausgeſtoßen

Die Mammuthhöhle in Kentucky: Der Styx.

in die ewige Schöpfungsnacht, in jene Leere, die der göttliche Machtſpruch des „Es werde Licht!“ noch nicht durchdrungen. Wir wollen ſprechen, uns rühren, um dieſe

Digitized by Google

Todtenſtille zu unterbrechen. Vergeblich. War es die Ehrfurcht vor der Erhabenheit der Natur, die uns davon abhielt? — In ſolchen Momenten verſtummt der Scherz, das loſe Treiben; als legte ſich eine gewaltige göttliche Macht über uns, ſo ſind wir gefangen und gebeugt vor ihrer Erhabenheit.

Stumm, betäubt, halb träumend lagen wir da. Da ſtreift ein Hauch, wie aus weiter Ferne kommend, ein ſchwacher Hahnſchrei unſer Ohr. Woher kam er zu uns in die Unterwelt? Horch, ein zweiter ſtärkerer Schrei! — Tagt uns der fröhliche Morgen? — Nein. Es iſt noch Nacht. Aber die Gnomen hatten Erbarmen mit uns, und während wir im Halbſchlaf verſunken waren, zogen ſie die Felſendecke über unſeren Köpfen hinweg. Es iſt Wahrheit, ſeht nur hinauf! Es war die Erdennacht hereingebrochen, droben blinkten die Sternlein am Himmel. Dank der Vorſehung, daß ſie uns in tiefer Höhle Begrabenen, doch den Anblick des Himmels wieder geſtattet.

Aber welcher Himmel iſt es, der ſich über uns befindet? — Wohl blinken die Sternlein lieb und freundlich hernieder, aber das ſind die Bilder nicht, die wir zu ſehen gewohnt ſind, das iſt nicht der glänzende Sirius, nicht Caſtor und Pollux, nicht die Plejaden. — Es iſt auch nicht der Himmel des Südens, denn es fehlt ihm das ſüdliche Kreuz, ſein ewiges Sternbild. Und doch kann es keine Täuſchung ſein. Seht nur, wie die Wolken über unſeren Köpfen hinwegziehen und die Sternbilder zeitweilig verhüllen. Es muß gar ſtürmiſch da droben in den Lüften ſein, denn die Wolken jagen und drängen ſich geiſterhaft, wie von Adlers Schwingen getragen.

Der Tag muß nun bald Erlöſung bringen, denn da drüben, wo die niederen Wände unſerer Felsſchlucht weiteren Ausblick in die freie Natur geſtatten, da drüben ſehen wir ja den blaſſen rothen Morgenſtrahl erſcheinen. Da drüben muß die glänzende Scheibe hervorkommen, — aber ſie läßt lange auf ſich warten. Die Hähne aus der Nachbarſchaft ſind erwacht und bringen dem Tag ihren erſten Morgengruß. Die Hunde bellen, wir ſind in der Nähe von Menſchen. Gott ſei gedankt! Aber die Sonne, die glänzende Scheibe erſcheint nicht, obgleich die Dämmerung ſich immer mehr lichtet. —

„Sie kommt auch nicht!“, ſo ertönt es hinter uns. Unſer Führer war mit den Lampen wieder erſchienen und leuchtete uns damit lächelnd in's Geſicht. Wo ſind die Sterne, wo der Tag, wo die Schlucht? Wir ſahen umher. Ueber und neben uns dieſelben ſchwarzgrauen Wände, feucht und kalt, und den Boden bedeckte dasſelbe Trümmermeer. War es ein Traum, den wir durchlebt? War es Wirklichkeit, die wir geträumt?

Es war nichts weiter als die unglaubliche Geſchicklichkeit des Führers. Indem er das Licht der Lampen ſchräge über die Decke der Höhle gleiten ließ, leuchteten die

kleinen Glauberſalz-Kryſtalle an der Decke, während dieſe ſelbſt wie das Himmelszelt erſchien. Er war es auch, der die Wolken, den Hahnenſchrei und das Bellen nachahmte, aber alles mit einer Routine, die uns zu dem ſchönſten Traum verhalf.

Nach einem kurzen Beſuch der gothiſchen Kapelle, dem einzigen Theile der Höhle, welcher einige Stalaktiten-Bildungen von geringer Schönheit aufweiſt, beſchloſſen wir unſere unterirdiſche Tagereiſe von achtzehn Meilen Länge.

Der nächſte Tag war der ſogenannten „langen Route" gewidmet, deren Beſuch 14 Stunden in Anſpruch nahm. Hier bilden die vielen Gewäſſer das einzig Merkwürdige, und unſer Führer wußte uns auf den kleinen Booten unter niedrigen, nahezu ans Waſſer reichenden Felſen ſo geſchickt zu führen und dabei durch das Echo ſeines Geſanges und andere Kunſtſtückchen uns derart zu feſſeln, daß wir den 18 Meilen langen Weg durch dieſe unterirdiſche Wüſte, dieſes ſteinerne Meer nicht bereuten. Am Ende des Weges belohnte noch ein herrlicher Anblick unſere Mühen. Es ſind Selenitblumen, weißglänzend, in den verſchiedenſten Geſtaltungen, welche die Wände des ſogenannten „Cleveland Cabinet" bedecken. Lilien und Cacteen in den ausgeprägteſten Formen, Roſen, kaum aufgeblüht und ſo natürlich, daß wir ſie pflücken möchten, Tulpen und Hyazinthen — mit einem Worte, ein Blumengarten, gepflegt von der Hand der Gnomen.

Auf unſerem Rückwege nach der Außenwelt hätten wir zwei unſerer Reiſegefährten beinahe verloren. Um den Weg um einige Meilen abzukürzen, wählten wir die ſogenannte „Korkzieher-Route", die ſich ſchneckenförmig aus den Tiefen der Höhle zur Erdoberfläche emporwindet. Allein Worte können die Mühen und Gefahren dieſes Aufſtieges nicht beſchreiben. Es iſt eine ungeheure Pyramide von Steintrümmern, unter welcher wir gleichſam begraben waren. Durch die Lücken und Spalten zwiſchen den einzelnen Trümmern galt es nun ſich durchzuwinden. Nur mit größter Mühe zogen wir nach mehrſtündigem Suchen zwei Gefährten aus einer Seitenhöhle hervor, in welche ſie ſich, ſehr gegen ihren Willen verkrochen hatten.

Erſt ſpät am Abend, erreichten wir den Ausgang der Höhle, um nie wieder dahin zurückzukehren. Der Beſuch war ſchön und intereſſant, allein es wäre zweifelhaftes Glück, ihn zu wiederholen.

V. St.-Louis.

Die Sonne neigte ſich zum Untergange, als wir nach einer langen ermüdenden Fahrt auf elenden Eiſenbahnen, die große Miſſiſſippibrücke bei St.-Louis erreichten. Die Verwirklichung unſerer Wünſche erregt ſtets eine gewiſſe Befriedigung in uns, und wer hätte nicht ſchon als Kind von dem großen Miſſiſſippi, dem „Vater der Ströme“ geträumt? Wer ſich nicht als Knabe danach geſehnt, den gewaltigen Strom zu befahren und das intereſſante Leben ſelber mitzumachen, von dem er in Romanen und Reiſe-Schilderungen geleſen? Und da fließen nun ſeine gelben, gewaltigen Fluthen zwanzig Meter unter uns! Unſer Zug fährt langſam über die Brücke und wir haben Muße das Strombild zu genießen. Der Anblick, den Stadt und Fluß dem von Oſten kommenden darbieten, iſt überraſchend großartig und wir empfinden ganz unwillkürlich eine gewiſſe Aufregung, die ſich vor dem Erreichen des Niagara, oder beim erſten Anblick der Küſten Amerikas von der See aus, in gleicher Weiſe äußerte. Zu unſeren Füßen den breiten Waſſerrücken mit den unzähligen Schiffen und Dampfern, den größten Dampfern der Welt, mit ſeinen Quais und Magazinen und ungeheuren Getreideſpeichern an den Ufern. Vor uns jedoch das ſanft aufſteigende Häuſermeer, der Metropole des weſtlichen Amerika, mit ſeinen Kuppeln und Rieſenbauten, ſeinen Thürmen und Rauchſchloten. — Zu kurz dauert dieſer Anblick, denn die Brücke iſt überſchritten, und wir fahren in einen unterirdiſchen Tunnel ein, der von den Flußufern, unter den Häuſern und Straßen der Stadt hinweg, nach deren geſchäftlichen Mittelpunkt führt.

St.-Louis, das ſeiner jungen, glücklichen Rivalin Chicago den ſtolzen Namen „Metropole des Weſtens“ ſtreitig macht, liegt im Centrum des Miſſiſſippi-Becken, das eine Million Quadratmeilen umfaſſend, ſich von den Alleghany-Bergen im Oſten, bis zu den Felſengebirgen im Weſten erſtreckt. Auf dem Weſtufer des Stromes und beiläufig in deſſen Längenmitte gelegen, iſt es unſtreitig der kommerzielle Schlüſſel des ganzen Flußlaufes. Von St.-Louis aus können Ströme von nicht weniger als zehntauſend Meilen Länge mit Dampfſchiffen befahren werden. Alle dieſe Ströme und unter ihnen hauptſächlich der Miſſiſſippi, Miſſouri, Ohio, Arkanſas, Kanſas, Platte, Illinois, Red River u. ſ. f. durchfließen Länder, die an Boden- und Metallprodukten, Wäldern, Getreide, Eiſen, Kohle, den reichſten der Welt beigezählt werden können; ſie ſind gleichſam die Arterien eines Rieſenkörpers, deſſen Herz St.-Louis bildet, das alle dieſe Produkte der verſchiedenſten Art empfängt und verarbeitet.

Die Boden-Erzeugniſſe des halbtropiſchen Louiſiana und jene von Minneſota, Länder, die von einander ebenſo entfernt liegen und verſchieden ſind, wie Algier und Norwegen, finden hier ihren hauptſächlichſten Markt.

Aber auch das umliegende Terrain mit ſeinen Hanf-, Tabak- und Maisfeldern, ſeinen reichen Eiſen- und Kohlenminen trägt zu Handel und Induſtrie von St.-Louis das Seinige bei, und wenige Städte dürften ſich ähnlicher Vorzüge der Lage rühmen können. Deshalb war auch das Wachsthum dieſer Stadt ein ungewöhnlich ſchnelles. Vor hundert Jahren von den Franzoſen gegründet, zählte St.-Louis 1822 als es den Titel einer Stadt erhielt, etwa 5000 Einwohner, 1850 enthielt es 80,000, 1860 das Doppelte, nämlich 160,000, und weitere zehn Jahre nachher, 1870 abermals das Doppelte, 311,000. Heute dürfte die Stadt das vierte Hunderttauſend erreicht haben. Nur eine Stadt Amerikas kann ſich eines ſchnelleren Wachsthums rühmen. Es iſt Chicago. In St.-Louis verdoppelt ſich die Bevölkerung von zehn zu zehn Jahren. In Chicago verdreifacht ſie ſich.

Die Amerikaner lieben es, die beiden Metropolen des Weſtens mit einander zu vergleichen. Die Städte ſind ihrem Ausſehen und ihrem Charakter nach ebenſo ſehr von einander verſchieden wie ihre Einwohner. Chicago iſt die Stadt der größten Paläſte. Fortwährend ſtehen neue Straßen im Bau, fortwährend wechſelt die Fluth des ab- und zufließenden Menſchenſtromes. Das Leben iſt geräuſchvoll, ſchnell, fieberhaft und ſteten Schwankungen unterworfen. St.-Louis dagegen wächſt viel langſamer, aber deſto ſicherer. Alles trägt einen ſolideren Charakter an ſich. Es wagt weniger, als Chicago, gewinnt weniger, aber verliert auch weniger als ſeine Rivalin am Michigan-See. Nur wenn wir alle Verhältniſſe, alle die Bedingungen des Wachsthums der beiden Städte ins Auge faſſen, ſo erſcheint es uns, als ob St.-Louis in der Zukunft vielleicht eine noch größere Rolle ſpielen wird, als Chicago. Den Städten geht es in manchen Beziehungen wie den Menſchen. Allzuſchnelles Wachsthum iſt nicht ein Zeichen von Geſundheit, früher Reife folgt auch früher Verfall.

Das Ausſehen von St.-Louis als Stadt iſt von jenem der anderen Großſtädte der neuen Welt nur wenig verſchieden. Die meiſten Städte Amerikas ſind nach demſelben Plan, derſelben Schachbrettform angelegt. Alle Straßen haben beiläufig dieſelbe Breite, daſſelbe Ausſehen und dieſelben Namen, gewöhnlich Namen von Bäumen oder von berühmten Amerikanern. Ueberall findet man z. B. eine Jefferſon-Straße, einen Waſhington- oder Madiſon-Square u. ſ. w. Und dieſe ſo benannten Straßen werden zumeiſt von Avenüen gekreuzt, welche ſtatt Namen fortlaufende Nummern tragen. Dabei ſind die Kirchen, die Schulen, die Zeitungspaläſte, die Hôtels in ihrem Bauſtyl und ihrer Einrichtung einander ſo ähnlich, daß man einzelne Stadttheile miteinander verwechſeln könnte. Verläßt man eine Stadt des Abends in dem Schlafwagen des Eiſenbahnzuges und erwacht am Morgen an dem neuen Beſtimmungsort,

ſo könnte man in der That daran zweifeln, aus der erſten Stadt herausgekommen zu ſein. Der Omnibus, der uns zum Hôtel bringt, iſt derſelbe, den wir geſtern in X. hatten. Das Hôtel ſelbſt zeigt daſſelbe Ausſehen, daſſelbe Portal, denſelben Cigarren- und Zeitungsverſchleiß dem Eingange gegenüber, denſelben Elevator (Aufzug) mit vergoldeten Holzſchnitzereien und Spiegelglas, dieſelben langen Corridors mit weichen Teppichen, den gleichen ungeheuren Speiſeſaal mit weiß gekleideten Negern, die heerdenweiſe hin- und herlaufen.

Verlaſſen wir das Hôtel, ſo finden wir zur Seite dieſelbe Ticket-Office, wo wir unſere Fahrbillete und unſer Gepäck nach irgend einer Stadt der neuen Welt beſorgen können, an der Ecke des Gebäudes ſehen wir denſelben Apothekerladen mit den großen, rothen und grünen Glaskugeln in den Fenſtern und dem marmornen, eleganten Soda-Waſſer-Apparat auf dem Verkaufstiſch.

Wenn ſich die Gleichförmigkeit irgendwo begegnet, ſo iſt es in Amerika und ſie erſtreckt ſich bis auf die kleinſten Dinge, bis auf den Zimmerſchlüſſel und die wie ein Brett geſteifte, handgroße Serviette.

Aber bei all' dieſer Gleichförmigkeit in den Details unterſcheidet ſich St.-Louis doch vortheilhaft von anderen Städten gleichen Ranges. Die Stadt iſt nicht wie die Ziegelwüſte Philadelphia flach und reizlos, ſondern erhebt ſich amphitheatraliſch auf dem weſtlichen Ufer des Miſſiſſippi — die Straßen ſind belebter und von freundlicherem Ausſehen. Die Gebäude ſind ganze Berge von Eiſen, Spiegelglas und Stein. Die Einrichtung der Kaufläden und Schaufenſter iſt eleganter, großartiger und die Bevölkerung kosmopolitiſch. Das fremdgeborene Element iſt in keiner Stadt weſtlich der Alleghany-Ketten ſo bedeutend und einflußreich wie in St.-Louis, es ſetzt ſich hauptſächlich aus Deutſchen, Franzoſen, Böhmen und Irländern zuſammen. Das deutſche Kontingent iſt bei einer Kopfzahl von über 150,000 entſchieden das bedeutendſte und ſein Einfluß macht ſich hier in der hervorragendſten Weiſe geltend. Es herrſcht mehr öffentliches Leben. Turn-, Geſang-, Muſik- und Schützenvereine heben die Geſelligkeit gerade ſo wie in Cincinnati. Man findet mehr Gefallen an Ausflügen, an gemeinſchaftlicher Unterhaltung und an Zuſammenkünften. In den Straßen findet man überall Bierhallen und Reſtaurants nach deutſchem Muſter, ſchöne Club- und Verſammlungshäuſer, Conzerthallen und Theater, und durch das ganze ſtädtiſche Leben weht ein Geiſt der Freiheit, Offenheit und Geſelligkeit, der ſich von dem ſcheinheiligen Treiben der Mucker von Philadelphia auf das günſtigſte abhebt. — St.-Louis gilt deshalb auch bei den Deutſchen Amerikas als eine der angenehmſten Städte der Union.

Auch das franzöſiſche Element iſt in St.-Louis, ſowie in dem jenſeits des Miſſiſſippi gelegenen Vorort St.-Geneviève ſtark vertreten und beſitzt ſeine eigenen Kirchen, Schulen und Zeitungen. Die Böhmen zählen in St.-Louis etwa ſechs- bis ſiebentauſend

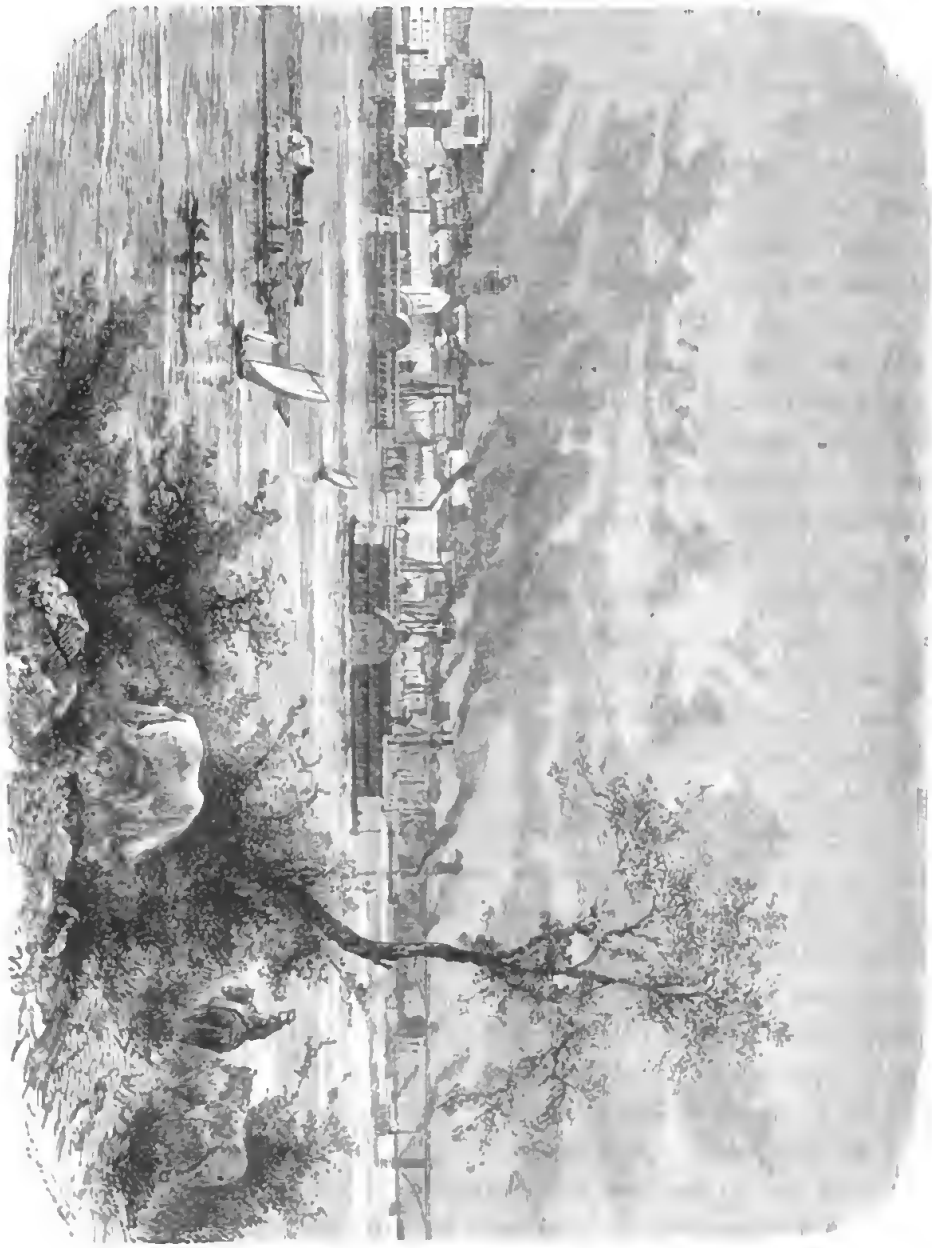
Seelen und bilden gleichfalls ein eigenes Gemeinwesen für sich, mit Kirche, Schulen, Journalen und Geselligkeitsvereinen.

Ein großer Vorzug von St.-Louis, eine Errungenschaft, die es dem deutschen Elemente zu danken hat, sind seine zahlreichen Parks und öffentlichen Gärten, deren schönster der Lafayette-Park ist. Eine herrliche, schattige Anlage im Herzen der Stadt, mit prachtvollen Blumenbeeten und Bosquets, schönen Fontainen und Statuen — eine wahre Wohlthat für die Bevölkerung der Stadt. Der Amerikaner lebt nämlich nahezu das ganze Jahr über in der Stadt, einen Sommeraufenthalt auf dem Lande, wie es in Europa allgemein Sitte ist, kennt man in Amerika kaum. Nur die Newyorker und die Bewohner der atlantischen Städte haben damit begonnen, sich dem Hudson entlang und an anderen romantischen Orten Landhäuschen und Villen zu bauen. Das Streben des Amerikaners geht vor allem dahin, ein eigenes Haus ein „Home" in irgend einem der aristokratischen Stadttheile zu besitzen und dieses schmückt er auch, so weit es ihm seine Mittel gestatten, reich und behaglich aus. Die teppich- und spiegelreichen „Parlors" der amerikanischen Privathäuser sind ja ebenso sprichwörtlich geworden, wie der Schaukelstuhl, das Piano und der Kühlapparat für das Trinkwasser (Ice-cooler), Gegenstände die in keinem Hause fehlen. —

Die öffentlichen Gebäude von St.-Louis sind durchweg großartig und zumeist in ebenso reichem, als schönem Styl erbaut. Das Bemerkenswertheste unter ihnen ist entschieden die neue Handelskammer, in welcher sich die Fruchtbörse und andere große Handelsinstitute befinden. Es ist ein stolzer, im edelsten Style gehaltener Prachtbau, der ebenso sehr Paris und Wien zur Zierde gereichen würde, wie er der Stolz von St.-Louis ist.

Auch die den meisten amerikanischen Großstädten öffentlichen Bibliotheken fehlen St.-Louis nicht; es besitzt in seiner Mercantile Library mit schönen, reichhaltigen Lesesälen ein wahres Muster-Institut. Amerika thut für die Verbreitung populären Wissens überhaupt ungemein viel. Man findet freie Universitäts- und Lehrkurse, Abendschulen u. s. w., die von beiden Geschlechtern zahlreich besucht und dem Publikum unentgeltlich geboten werden. St.-Louis besitzt in seiner Jesuiten-Universität eine der besten Lehranstalten Amerikas. Die guten Väter sind in Amerika nicht weniger mächtig, als sie es in Europa sind oder vielmehr waren, denn ihrem Treiben wird hier kein Widerstand entgegengesetzt. Sie theilen die Vereinigten Staaten in vier Provinzen mit den Hauptorten St.-Louis, Neworleans, Baltimore und Newyork und besitzen drei Universitäten, von denen die in Rede stehende die bedeutendste ist. Der Unterricht ist hier in die humanitäre und kommerzielle Abtheilung getheilt, und die Professoren — etwa zwanzig an der Zahl, sind zumeist französische Jesuiten. — Auch die Damen des Sacré Coeur besitzen in St.-Louis ein prachtvolles Erziehungs-Institut,

in einem noch unvollendeten Palaſte, der den ſchönſten Univerſitätsgebäuden zur Seite geſtellt werden kann. Der Katholizismus macht ſich überhaupt in St.-Louis ſehr



St.-Louis.

bemerkbar, und die Stadt theilt mit Baltimore den Namen des „amerikaniſchen Rom“. Die vielen Katholiken, mit ihren dreißig Kirchen und viel zahlreicheren Prieſtern, die

vielen Klöſter und Schulen ſtempeln es hierzu! Dabei ſind die Prieſter ſehr wohlhabend, denn das Vermögen des Erzbiſchofs von St.-Louis wird z. B. allein auf hundert Millionen geſchätzt. — In Amerika giebt es nämlich kein Kirchenvermögen, und das Ergebniß von Sammlungen, die Legate ꝛc. fallen lediglich den betreffenden Prieſtern zu.

Aber der Katholizismus hat auf das geiſtige, geſchäftliche und politiſche Leben von St.-Louis nur geringen Einfluß. Die Bevölkerung iſt durchaus freiſinnig und bringt ihre Zeit nutzbringender als mit Kirchenbeſuchen zu. Das ſieht man in dem großartigen Verkehre der Stadt, in den achtzehn Eiſenbahnen, die in St.-Louis einmünden, und auf denen täglich Hunderte von Zügen aus- und einfahren. Nicht weniger als 3000 Dampfer und 10,000 andere Schiffe landen alljährlich in St.-Louis, und dieſer großartige Verkehrsapparat allein iſt im Stande, den Handelsbedürfniſſen dieſer Rieſenſtadt gerecht zu werden. Vieh, Getreide und andere Nahrungsmittel bilden weitaus den größten Theil der Ausfuhr, allein die Induſtrieprodukte kommen immer mehr zur Geltung und ſchon iſt St.-Louis nach Newyork und Philadelphia die bedeutendſte Induſtrieſtadt der neuen Welt.

Ein Spaziergang an den Ufern des Miſſiſſippi gab uns ein getreues Bild des großartigen Handels der Stadt. Der breite majeſtätiſche Strom iſt zu beiden Seiten mit ungeheuren Magazinen, Waarenhäuſern, thurmhohen Getreideſpeichern und Lagerſchuppen beſetzt, in den hier ausmündenden Straßen drängen ſich Kaufleute und Matroſen, Schiffsarbeiter und geſchäftige Clerks. An Matroſenherbergen, Kneipen und ſchmutzigen, rauchgeſchwärzten Baracken fehlt es auch hier nicht. Sie ſind das gewöhnliche Zubehör aller See- und Flußhäfen.

St.-Louis iſt ein ſolcher Flußhafen erſten Ranges. Hunderte von Dampfern liegen an den Ufern oder durchfurchen den Strom. Die größten ſchwimmenden Paläſte befinden ſich unter ihnen, reich und luxuriös ausgeſtattet, je für tauſend bis fünfzehnhundert Paſſagiere und die ungeheuerſten Waarenlaſten bemeſſen. Der Rieſe unter ihnen und gleichzeitig der größte Flußdampfer Amerikas iſt der „Great Republic“, der eben von einer Reiſe nach Neworleans zurückgekehrt war und vor uns im Strome lag. Wir hatten Gelegenheit ihn zu beſuchen: ſeine Dimenſionen ſind nur mit denen des „Great Eaſtern“ oder des „Leviathan“ vergleichbar, aber an Eleganz der Ausſtattung dürfte er ſie wohl beide übertreffen. —

Das Waſſer des Miſſiſſippi iſt ſchmutziggelb, voll Schlamm und Sand, der ſich bei Hochwaſſer oft mehrere Fuß hoch auf den gepflaſterten Ufern anſetzt und dann regelmäßig wieder abgeſchwemmt oder abgeſpritzt wird, indem man einen Waſſerſtrahl darüber leitet. Trotzdem liefert der Strom das Trinkwaſſer für die Stadt, das ungeachtet ſeines trüben Ausſehens ſehr geſund iſt und gern getrunken wird.

Das größte Wunderwerk von St.-Louis iſt entſchieden die neue herrliche Miſſiſſippibrücke, deren Erbauung nicht weniger als 11 Millionen Dollars koſtete und von

unglaublichen Schwierigkeiten begleitet war. Da die Stromtiefe dermaßen veränderlich ist, daß die Fluth nicht selten eine Schlammschicht von vierzig und mehr Fuß Höhe auf der Sohle des Bettes anschwemmt und wieder hinwegwäscht, mußten die Brückenpfeiler auf dem Felsengrunde unter dem Schlamme gegründet werden, so daß die Fundamente des einen Pfeilers 90 Fuß, jene des andern 120 Fuß unter dem normalen Wasserstande liegen. Andrerseits besteht ein Gesetz, welches bestimmt, daß jede Brücke mit Rücksicht auf die Schifffahrt fünfzig Fuß — vom normalen Wasserstand gerechnet — hoch sein muß. Die Spannweite zwischen den einzelnen Pfeilern ist je 500 Fuß, jene zwischen den beiden mittleren Hauptpfeilern 520 Fuß. Das Werk ist sonach in seiner kühnen Ausführung ein wahrer Triumph amerikanischer Baukunst. Die große Frage war nun, wie man den Aufgang von den niedrig gelegenen, unmittelbar bis an das Flußufer hinabgebauten Straßen der Stadt auf diese Brücke herstellen solle. Aber der Amerikaner kennt keine technische Schwierigkeit. Die Brücke wurde durch einen Viaduct von 1050 Fuß, mit fünf Bogenwölbungen, verlängert, der nun in einer Höhe von fünfzig Fuß, vom Ufer bis in die Hauptstraße der Stadt, die breite Washington-Avenue, hineinreicht, ohne daß man auch nur ein Haus oder ein Local hätte vermauern, oder den Verkehr einer Gasse hätte absperren müssen. Dort tritt dann der Eisenbahnzug in einen 4800 Fuß langen Tunnel ein, der unter einem großen Theile der Stadt hinzieht und erst in der elften Straße am großen Bahnhof der St. Louis Central-Railroad wieder zu Tage tritt.

Und über diese große, einzige Brücke geht der ganze Verkehr mit den Oststaaten, gehen Tag für Tag, Nacht für Nacht hunderte von Zügen, mit zehntausenden von Menschen, während unter ihren mächtigen Bögen die gefüllten Dampfer stromauf- und abwärts fahren. Es ist eines der gewaltigsten Verkehrskreuze des Continents, — aus dessen belebtesten Schienenweg und dessen größten Wasserweg gebildet.

VI. Chicago.

Eine zehnstündige Fahrt auf einer der drei, die Königin des Mississippi mit jener der kanadischen Seen verbindenden Eisenbahnen führt uns durch die flachen, äußerst fruchtbaren Agrikulturdistrikte des mittleren Illinois, durch die hübschen, wohlhabenden Städte Peoria, Springfield (die Staatshauptstadt) oder Bloomington nach der drittgrößten Metropole Nordamerikas, nach Chicago.

Da liegt vor uns, das größte Wunder der neuen Welt, der gewaltigste Städte-Phönix aller Zeiten; die halbe Millionenstadt, deren Pulsschlag in den großen Zentren Europas ebenso verspürt wird wie an den Küsten des Stillen Oceans; Chicago, der größte Markt Amerikas, das Nischni-Nowgorod eines ganzen Continents! —

Nur einmal im Leben empfand ich die gleiche Aufregung, dieselben hochgespannten Erwartungen. Es war als ich in die ewige Stadt, in Rom, einfuhr. Und welch' gewaltigen Kontrast bieten diese beiden, gleich besuchten, gleich berühmten, gleich merkwürdigen Städte! — Dort die älteste Stadt der alten Welt — hier die neueste Stadt der neuen Welt — dort die einstige Residenz der Kaiser-Despoten und Päpste — hier die Residenz des freien Bürgers — dort Verfall, hier der größte Reichthum, die höchste Blüthe. — Ein Brand zerstörte sie beide — beide wurden sie wieder aufgebaut — beide bestehen. — Aber während auf das ewige Rom Jahrtausende herabsehen, sind es in Chicago fünf Jahrzehnte. Wir würden sich Gregorovius und Mommsen in Chicago ausnehmen? — „Rom wurde nicht an einem Tag erbaut" lautet ein vielgebrauchtes Sprüchwort, — aber es wäre gewagt, es auf Chicago anzuwenden. Die Geschichte eines Tages von Chicago, des Tages nach dem Brande, sagt uns warum.

„Viele Wege führen nach Rom". Noch mehr führen nach Chicago: Nicht weniger als ein und vierzig Eisenbahnen münden in dieser „Perle des Westens". Nahezu zwanzig Minuten lang läuft unser Zug zwischen den Häusern nach dem Herzen der Stadt, und das erste Wunder, das wir wahrnehmen, ist der Wald von bewimpelten hohen Masten, der über die Häuser emporragt.

Masten? — In einer Stadt, die tausend Meilen vom Atlantischen und zweitausend Meilen von dem Stillen Ozean entfernt ist? — Ja. — Sie sind uns zugleich die Erklärung für die Größe und den Aufschwung Chicagos.

Chicago ist, wie gesagt, zweitausend Meilen vom Stillen Ozean entfernt und doch besitzt es Wasserstraßen, die es bis auf dreißig Meilen dem letzteren nahe bringen. Durch den großen Illinois- und Michigan-Kanal steht es nämlich mit dem Mississippi und dadurch auch mit dem Golf von Mexiko und der Landenge von Panama in ununterbrochener Wasser-Verbindung. — An dem Südwest-Ende des Michigan-See gelegen, fahren seine Schiffe nordwestlich in den Superior-See, nordöstlich durch den Huron-, Erie- und Ontario-See nach dem St.-Lorenzo, der sie in den Atlantischen Ozean bringt, oder die Schiffe treten bei Buffalo am Nordostende des Erie-Sees in den Eriekanal, durch welchen sie den Hudson-Strom und damit den Hafen von Newyork erreichen. Chicago ist demnach, obwohl im Herzen des Kontinents gelegen, nichts als ein Seehafen in der vollsten Bedeutung des Wortes. Es ist, als stände Wien durch eine Kette von Seen und Flüssen mit Havre, Hamburg oder Triest in Verbindung! — Dazu ist Chicago das Centrum des amerikanischen Eisenbahnnetzes, des größten und ausgedehntesten der Erde. Vor ihr liegt ein See, der es

mit allen Meeren des Erdballes verbindet, hinter ihr liegt ein Land, das an Ausdehnung, Reichthum und Fruchtbarkeit seines Gleichen sucht.

Wo also Chicago gegenwärtig steht, dort mußte eine Weltstadt entstehen. Nicht der Zufall hat Chicago groß gemacht. Es ist geschaffen worden, und selbst als es vom Feuer verzehrt, — zerstört wurde, wurde es wieder geschaffen. Und käme ein zweites Feuer und würde es abermals dem Erdboden gleich gemacht, so würde man nicht auf seinen Trümmern, sondern mit diesen ein drittes Chicago bauen, welches das zweite ebenso sehr übertreffen würde, wie dieses das erste Chicago übertraf.

Dieses erste Chicago ist spurlos verschwunden. Kein Stein, keine Ruine spricht mehr davon, daß vor einigen Jahren die größte Feuersbrunst des Jahrhunderts die Stadt zerstörte, daß damals 20,000 Häuser ein Raub der Flammen wurden!

Die Geschichte Chicagos ist bald erzählt. Viele Bewohner der Stadt kennen sie seit ihren ersten Anfängen. Der erste Weiße, der sich trotz Wildniß und Indianern in den Sümpfen und Niederungen, auf denen die Stadt gegenwärtig steht, häuslich niederließ, war John Kinzie. Dies war im Jahre 1804. Einige Ansiedler kamen im Laufe der nächsten Jahre noch hinzu, aber die kleine Colonie wurde 1812 von den Indianern massakrirt. 1830 — also vor etwa 50 Jahren stand abermals ein Dutzend Holzhütten an dieser Stelle und vor etwa 40 Jahren wurde die auf viertausend Einwohner angewachsene Ansiedlung zur Stadt erhoben. Ein Jahrzehnt nachher, 1850, hatte sich die Einwohnerzahl verfünffacht; 1860 war aus dem Landstädtchen eine Großstadt von 120,000 Einwohnern geworden; 1870 besaß es deren 300,000 und gegenwärtig über eine halbe Million. Am 9. Oktober 1871 durch eine Feuersbrunst verzehrt, war es im gleichen Monat von 1872 bereits wieder aufgebaut.

Dieses Dutzend Zeilen enthält die Geschichte einer Stadt, die sich an Größe mit Pest, Moskau, Petersburg, Madrid, in kommerzieller Bedeutung mit Paris und Liverpool messen kann. Die Geschichte ihres Brandes und Wiederaufbaues aber ist zu großartig, um sie nicht näher zu betrachten.

Das Feuer brach am Abend des 8. Oktober 1871 — er fiel auf einen Samstag — in einer Scheune aus. Durch die herrschende Dürre und einen heftigen Westwind begünstigt, verbreitete es sich wie eine flammende Sündfluth über das Häusermeer der Stadt. Kaum daß die Bewohner Zeit hatten, dem wüthenden Brande Vorsprung abzugewinnen, um sich in die offene Prairie zu flüchten, die damals Chicago von drei Seiten umgab. An ein Löschen war natürlich nicht mehr zu denken. Nur von oben, aus den Wolken konnte Rettung kommen. Die Stadt war von den Einwohnern ganz verlassen und Hunderttausende brachten die Nacht, den folgenden Tag und abermals Nacht und Tag bis zum Dienstag Morgen auf der Prairie zu, ohne Kleidung, ohne Lager, ohne Brot, einige Minuten von ihren Häusern, ihrem Vermögen entfernt, ohne es retten zu können! Wohl standen ihre Häuser

vielleicht unversehrt da, aber schon die nächste Minute konnte sie in Flammen setzen. Die ganze Stadt wäre dem Element zum Opfer gefallen, wenn nicht am Dienstag Morgen ein heftiges Regenwetter der Feuersbrunst Einhalt gethan hätte.

Zwanzigtausend Häuser, und mit ihnen eine Milliarde Werth waren innerhalb zweier Tage vom Erdboden verschwunden.

Aber diese Feuersbrunst zeigte die bewundernswerthe Zähigkeit und Ausdauer des amerikanischen Volkes, das an Größe — die Größe des über sie hereingebrochenen Unglücks bei weitem übertraf. Noch brannte die Stadt, als auch schon die Männer auf der offenen Prairie — ohne Mittel, ohne Werkzeug, wie sie waren — an den Wiederaufbau derselben dachten. Noch rauchten die Trümmer — als auch schon längs der Seeufer eine Bretterstadt neu errichtet war, der bald darauf die steinernen Paläste der Gegenwart folgen sollten. Ein Jahr nachher stand auf demselben Grund und Boden die schönste, prächtigste, großartigste Stadt Amerikas. Aber dies geschah nicht durch die Bewohner Chicagos allein. Ganz Amerika baute Chicago, und darin schon liegt ein Beweis von der Nothwendigkeit und der Lebenskraft dieser Stadt. Das Zutrauen und die Großmuth der zahlreichen Gläubiger, die Wohlthätigkeit von ganz Amerika äußerte sich hier in der ehrendsten Weise, sie bewies, daß der Amerikaner, so sehr er auch nach dem Dollar jagt, ihn ebenso leicht und ebenso gerne wieder denen giebt, die Noth leiden. — Aus Wohlthätigkeit bot er seine Unterstützung, — aus Spekulation sein Kapital den Einwohnern der abgebrannten Stadt, und so entstand das heutige Chicago. In dem Zeitraum vom 15. April bis 15. Dezember 1872 — also innerhalb 200 Wochentagen von je 8 Stunden Arbeitszeit, wurde in jeder Stunde ein Eisen- und Steinpalast von 25 Fuß Façade und vier bis sechs Stockwerken Höhe erbaut! Gegenwärtig besitzt die Stadt wieder 60,000 Häuser, über 200 Kirchen, 50 Banken und nahezu ebensoviel der großartigsten Hôtels, ein Dutzend großer Tageszeitungen u. s. w. — In den 14 Riesen-Speichern (Elevatoren) wurden 1875 nicht weniger als 72 Millionen Scheffel Getreide untergebracht und wieder auf die Schiffe zur Ausfuhr verladen. In den Viehgärten (Stock-Yards) kampirte im gleichen Jahre eine Rindvieh-Armee von einer Million Köpfen und das Vierfache an Schweinen. Schon das Jahr nach dem Brande war in kommerzieller Beziehung besser als alle vorhergehenden gewesen und seit jener Zeit wachsen Handel und Industrie in noch viel größerem Maßstabe, so daß Chicago gegenwärtig bereits zum bedeutendsten Getreide- und Viehmarkt der Welt geworden ist.*)

Von Chicago aus wird der größte Theil der eintreffenden Viehheerden lebendig nach den östlichen Märkten verschickt, während ein anderes, nicht minder bedeutendes

*) 1872—1873 kamen in Chicago allein nicht weniger als 52 Millionen Hektoliter Getreide zur Ausfuhr, während in demselben Jahre ganz Rußland nur 45 Millionen Hektoliter exportirte.

Kontingent von Schweinen die schöne Stadt nicht anders, als in Fässern verpackt und eingesalzen verläßt. Vor nicht ganz zwanzig Jahren besaß Cincinnati die unbestrittene Ehre, die größten Schweinefleisch-Manufakturen recte Schlachthäuser der Welt zu besitzen und führte demgemäß auch mit vollem Rechte den stolzen Namen „Porcopolis".

Seit einigen Jahren ist es anders, denn während schon in der Campagne 1874—1875 Cincinnati nur noch einer halben Million Schweinen den Garaus machte, erreichte ihre Zahl in Chicago das Dreifache, und heute hat die Zahl der jährlich in Chicago geschlachteten Schweine sechs Millionen erreicht, die einen Werth von 58 Mill. Dollars repräsentiren. Chicago ist also das eigentliche Porcopolis der Gegenwart; es ist wahrscheinlich nichts als eine reine Höflichkeit seitens Chicagos, diesen Titel der Rivalin am Ohio zu belassen.

Auch als Industriestadt nimmt die „Königin der Seen" einen hervorragenden Rang ein, und diese großartige Industrie entstand innerhalb der letzten zehn Jahre. Während sich die darin angelegten Werthe in Newyork während des genannten Zeitraums um 200, in Philadelphia um 240 Procent vergrößerten, geschah dies in Chicago um 700 Prozent! Der Werth der jährlichen Industrieprodukte von Chicago beläuft sich auf 250 Mill. Dollars, also eine Milliarde Reichsmark!

Bei diesem kolossalen Aufschwung in Handel und Industrie kann der große Reichthum der Stadt, der sich in den Häusern, den Hôtels, Geschäften und in der ganzen Lebensweise der Bevölkerung äußert, nicht Wunder nehmen. Der schönste und großartigste Stadttheil ist der zwischen dem Michigan-See und dem Chicagofluß gelegene, also gerade jener Theil, der durch den Brand von 1871 vollständig zerstört worden war. Er erhob sich aus seiner Asche schöner und prächtiger als je. Das neue Chicago ist das größte Wunder der Vereinigten Staaten, selbst die Metropole Newyork durch seinen Glanz überstrahlend. Die zahlreichen Avenüen übertreffen an Breite und Großartigkeit die Pariser Boulevards und führen die Namen der bisherigen Präsidenten der Union: Washington, Monroe, Adams, Jackson, Van Buren etc. Sie werden von Straßen gleicher Breite durchschnitten, in denen sich das Geschäftsleben konzentrirt.

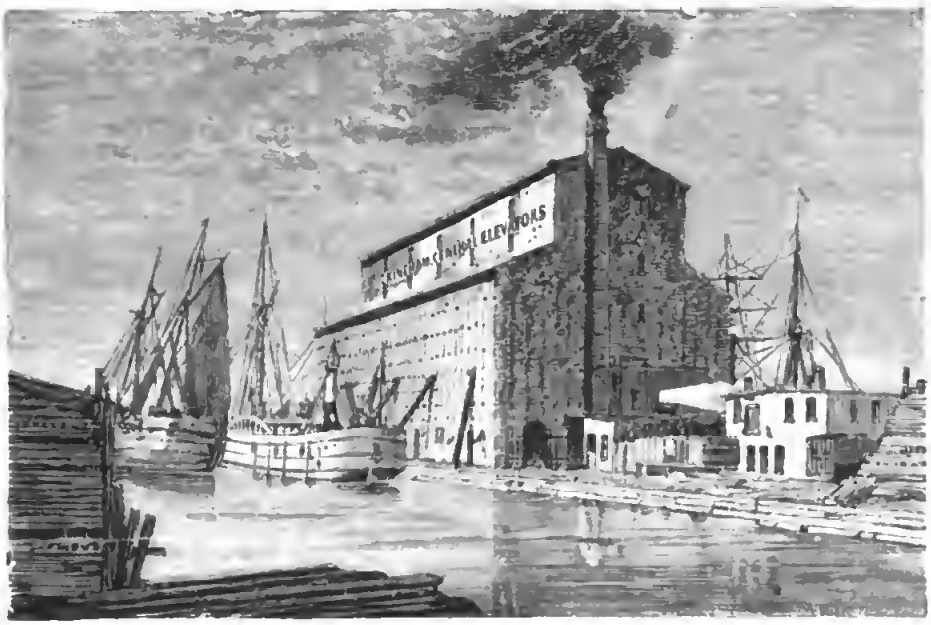
Die Paläste, welche diese kolossalen, von zwei- bis dreifachen Pferde- und Kabelbahngeleisen durchzogenen Straßen einfassen, sind wahre Riesen-Bienenkörbe, sämmtlich aus Eisen und Stein, in unglaublich reichem und größtentheils schönem Style erbaut, dabei fünf bis acht Stockwerke hoch. Die Straßen sind mit getheerten Holzwürfeln gepflastert, die nicht wenig zu dem Brande von 1871 beitrugen. Dagegen werden die breiten Trottoirs von ungeheuren, oft zwölf bis fünfzehn Fuß langen Steinplatten gebildet, die nahezu zwei Fuß über das Straßenpflaster erhaben sind, so daß der Fußgänger bei jedem Straßen-Uebergange ein oder zwei Stufen hinabsteigen muß.

Die Hauptſtraßen werden ebenſo wie in Philadelphia und Baltimore von einem unentwirrbaren Netz von Telegraphen- und Telephon-Drähten durchzogen, die von

Chicago: Hôtel Sherman.

hanshohen maſtbaumſtarken Telegraphenſtangen getragen werden, — quer über die Straßen ſind vielfach Drahtſeile geſpannt, an denen in großen glänzenden Metall-

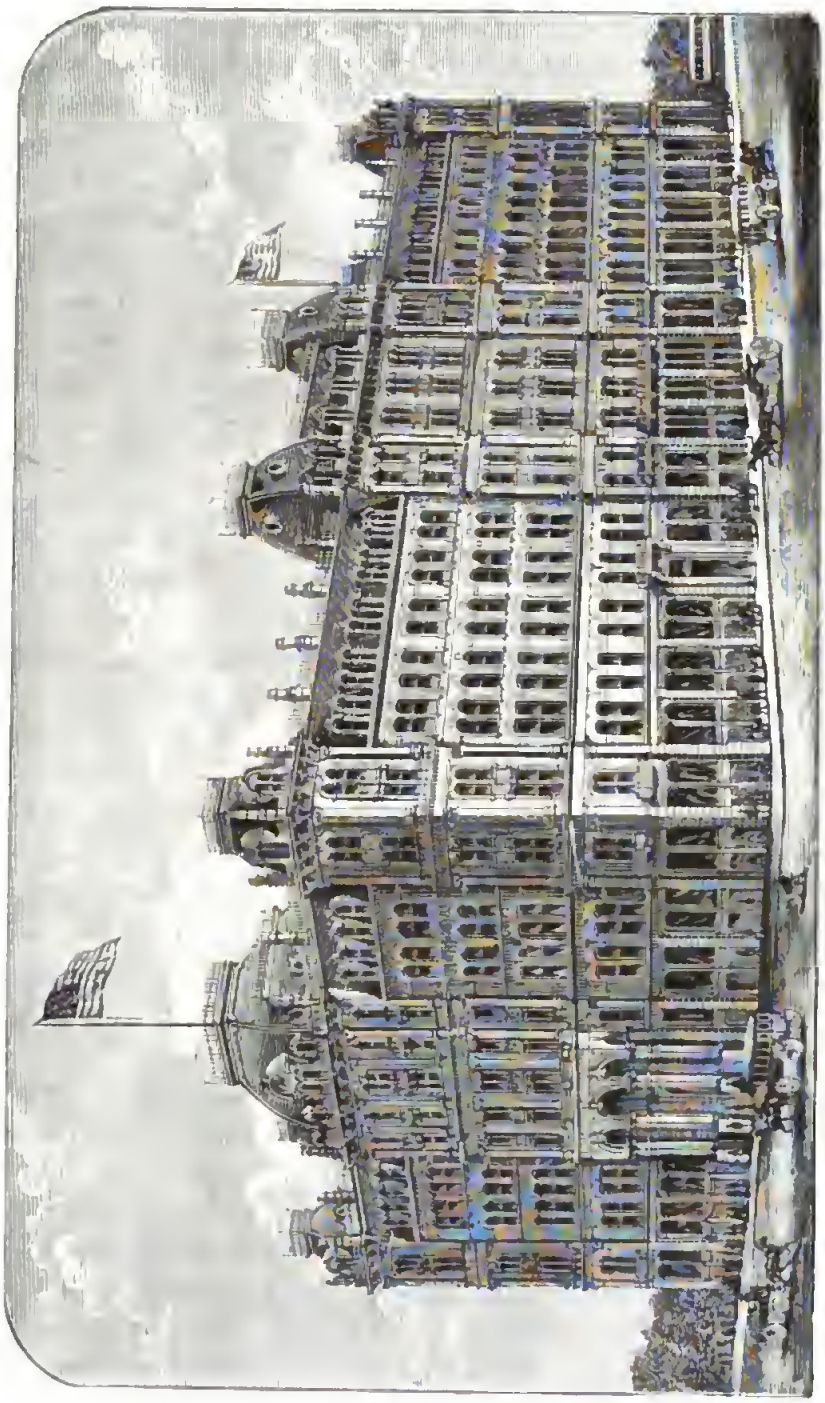
buchſtaben die Namen von Reſtaurants oder Geſchäftshäuſern baumeln. Ebenſo und die Häuſer ſelbſt mit Firmentafeln und Aufſchriften über und über bis in die höchſten Stockwerke bedeckt, was den Straßen ein eigenthümlich lebhaftes, geſchäftiges Ausſehen verleiht. Bierhäuſer und „Saloons“ ſind auch hier überall zu finden und das Wahrzeichen, das ſie alle führen, beweiſt, daß die geſchäftige Bevölkerung der Metropole des Weſtens im Gambrinus gerne der Götzendienerei huldigt. Wenigſtens kann dies mit Recht von der deutſchen Bevölkerung behauptet werden, die ebenſo wie in den beiden andern Hauptſtädten des Weſtens auch hier einen bedeuten-



Chicago: Ein Elevator.

den Theil der Bevölkerung bildet und mit ihrer Solidität, ihrem Fleiß, ihrer Arbeitſamkeit nicht wenig zu dem materiellen wie intellektuellen Aufbau Chicagos beitrug. Chicago, wie ſeine ungeheuren weſtlichen Hinterländer Illinois, Jowa, Minneſota und Wisconſin waren in den letzten Dezennien das Hauptziel deutſcher Einwanderung, und nirgends kam das Deutſchthum zu ſolcher Bedeutung und ſolchem Einfluß, wie eben weſtlich des Michigan-Sees.

Der Chicagofluß mit ſeinen beiden Armen theilt die Stadt in drei Theile von ungleicher Größe, die durch Brücken mit einander verbunden ſind. Aber da dieſe letzteren in Folge des unausgeſetzten Schifffahrtsverkehrs häufig geöffnet werden müſſen, und der Straßenverkehr dadurch geſtört wird, ſo legte man einfach an Stelle der oberirdiſchen — unterirdiſche Verkehrswege in Geſtalt von weiten gemauerten Tunnels an, die 8 bis 900 Fuß Länge beſitzen und unter dem Fluß hinwegführen.



Chicago: Das Grand Pacific Hotel.

Der geſchäftliche Theil der Stadt befand ſich früher auf tiefem, ſumpfigen Boden, der die Kanaliſirung und Waſſerableitung ſehr erſchwerte. Aber der Chicagoer ſchreckt vor nichts zurück. Es gab nur ein Mittel: den ganzen Stadttheil um einige Fuß zu erhöhen. Und das that man, — der Sicherheit halber gleich um 8 Fuß. Die Gebäude wurden mit Zuhilfenahme von einfachen Wageuwinden und Hebebäumen in die Höhe geſchraubt, die Grundmauern um das betreffende Maß erhöht die Straßen angeſchüttet und der ganze Stadttheil, früher feucht und ungeſund, iſt gegenwärtig einer der geſündeſten der Stadt. Ähnlich ging es mit der Verbreiterung der Straßen. Dem koloſſalen, von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag ſteigenden Verkehr genügte die Breite der Straßen nicht mehr. Was that man? Die koloſſalen Geſchäftspaläſte niederreißen und an einer anderen Stelle wieder aufbauen? Das wäre der Chicagoer Ingenieure wahrhaftig nicht würdig geweſen! Sie bauten einfach an der betreffenden Stelle neue Grundmauern, hoben die Häuſer von ihren alten Grundmauern empor und ſchoben ſie auf den neuen Unterbau! Den Bewohnern von Chicago ſcheint der Begriff des Unmöglichen, des Großartigen anſcheinend abhanden gekommen zu ſein. Sie ſchrecken vor keiner Schwierigkeit zurück. Sie behandeln die größten Häuſer als wären ſie Würfel, ſpielen mit Kanälen, Flüſſen und Seen, gründen und erbauen Städte mit demſelben Gleichmuth und derſelben Leichtigkeit, mit welcher Kinder die hölzernen Häuschen und Kirchen ihrer Bauſchachtel zuſammenſtellen!

Ein Beiſpiel davon iſt die Stadt Pulmann, in der Nähe von Chicago. Pulmann iſt der Erfinder und Beſitzer der auf den meiſten Bahnen Amerikas und theilweiſe auch Englands eingeführten Schlaf- und Hötelwaggons. Das Geſchäft ging flott, der Bedarf an Schlafwaggons wurde immer bedeutender. So baute er denn an den Ufern eines kleinen Sees, in der Nähe von Chicago im Handumdrehen eine ähnliche Stadt, wie Krupp in Eſſen, und gab ihr den Namen Pulmann. Heute, vier oder fünf Jahre nach ihrer Gründung, beſitzt Pulmann großartige Waggonbauanſtalten und Werkſtätten, in denen mehrere Tauſend Arbeiter ſämmtliche Beſtandtheile dieſer Paläſte auf Rädern*) verfertigen; Straßen und Plätze mit ſchönen Häuſern für die Beamten und Arbeiter; Theater, Conzertſaal, Hospitäler, mit einem Worte alle Anſtalten einer idealen Stadt des modernen Amerika. Pulmann iſt noch auf keiner Karte verzeichnet, der beſte Beweis ſeiner Jugend.

Chicago litt noch an einem andern Uebelſtande. Da ſich die Bevölkerung in Zeiträumen von zehn zu zehn Jahren verdreifachte, ſo wurde es immer ſchwieriger, die erforderliche Menge Trinkwaſſer herbeizuſchaffen. Wohl mangelt es nicht daran in dem Süßwaſſer-Meere, an deſſen Küſte die Stadt gelegen, allein die Unreinigkeiten der letzteren und der Hafenverkehr machten daſſelbe ungenießbar. Man beſchloß

*) Paläſte in der That, denn manche darunter koſten vierzig bis fünfzig tauſend Dollars.

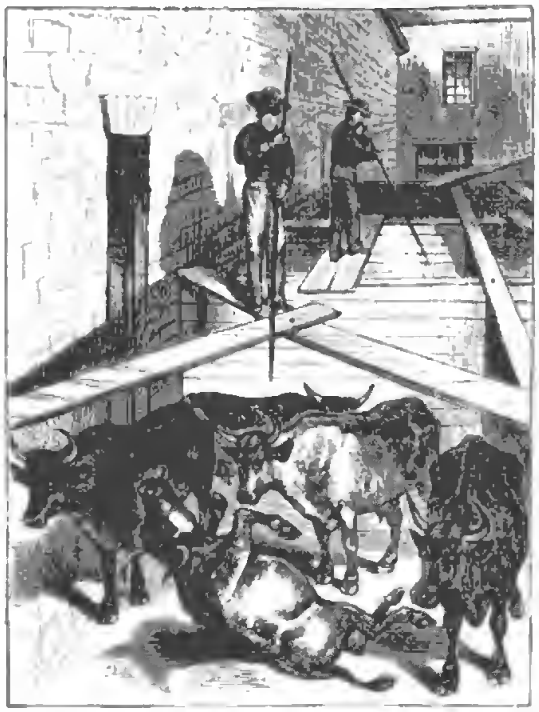
deshalb es aus der Mitte des Sees herbeizuholen, baute dazu einen zwei Meilen langen Tunnel unter dem Grunde des Sees und führte das in dieser Entfernung von der Stadt vollkommen klare Seewasser nach der letzteren. Das Werk ward in drei Jahren vollendet. Vier enorme Dampfmaschinen pumpen das Wasser in einen Thurm, von wo es in die einzelnen Röhrenleitungen abfließt. Eben ist man im Begriffe, einen zweiten, noch größeren Tunnel zur Wasserversorgung des südlichen Stadttheiles zu graben, und außerdem besitzt Chicago noch etwa dreißig artesische Brunnen!! Noch ein anderes Beispiel. Der Chicagofluß, welcher die Cloaken, den ganzen Abfall der Halbmillionenstadt aufnimmt, mündete in der unmittelbaren Nähe der Stadt in den See. Das Seewasser wurde demnach trotz der sorgfältigsten und kostspieligsten Wasserleitungsanlagen und Vorkehrungen verpestet. Da half nur ein einziges Mittel, das allerdings auf Gottes weiter Erde niemandem als einem Yankee einfallen konnte: die Chicagoer drehten den Fluß einfach um, und ließen ihn stromaufwärts von seiner Mündung nach seiner Quelle fließen.

Das Gefälle ist gering, und sein Oberlauf liegt im Stromgebiet des Mississippi. Sie verbanden nun den Chicagofluß durch einen Canal mit diesem letzteren, sperrten die Mündung ab, und pumpen Seewasser in den Fluß, so daß er statt in den See, nach dem Mississippi abfließt und den Unrath der Stadt diesem letzteren zuführt!

Wenn man diese Arbeiten, die Brücken- und Hafenbauten, die Stadt, den großen Illinois- und Michigan-Canal u. s. w. betrachtet, so erscheint es unglaublich, daß all' dies innerhalb weniger Jahre hergestellt worden sein soll. Daraus kann man den Fleiß, die Ausdauer, den Unternehmungsgeist dieser westlichen Yankees am besten erkennen; man muß ihnen unwillkürlich die größte Bewunderung zollen. Kein Volk der Welt verdient sie mehr als das amerikanische, — keine Stadt mehr als Chicago. —

Neben dem Geschäftstheile der Stadt ist der Hafen am interessantesten. Er ist der größte Binnenhafen Amerikas und im Jahre 1883 gingen nicht weniger als 12000 Schiffe mit 4 Millionen Tonnen von hier nach allen Weltgegenden aus. Die Fahrzeuge kommen flottenweise, um ihre Ladung zu nehmen. Dem ganzen Hafendamm entlang stehen die ungeheuren, thurmhohen Getreide-Speicher die in Amerika Elevatoren genannt werden, — große Ziegel- und Holzbauten von 8 bis 9 Stockwerken Höhe. Besuchen wir sie. Auf der einen Seite führen die Eisenbahnen an ihnen vorbei, während sie auf der anderen von den Schiffskanälen begrenzt sind. Die mit Getreide gefüllten Waggons fahren bis in das Innere des Speichers ein. Hier wird das Getreide aus ihnen heraus und in die höheren Stockwerke gehoben von dort aber durch große hölzerne Röhren in die Schiffe hinabbefördert, die hart an die Mauern dieser Mammuthspeicher anlegen. Die Schnelligkeit, mit welcher dieses Umladen des Getreides vor sich geht, übersteigt alle Vorstellungen. Alles wird mit Dampf betrieben, und die Hebevorrichtung gleicht einer Baggermaschine. An

einer endloſen Kette befinden ſich große Eimer, die gefüllt aufwärts gehen, ihren Inhalt oben entladen und unten neuerdings Ladung einnehmen. Achttauſend Scheffel Getreide werden auf dieſe Weiſe pro Stunde aus den Waggons auf die Schiffe befördert und nur mit ſolch' großartigen Apparaten iſt die Handhabung jener 150 Millionen Scheffel Getreide möglich, die von hier aus jährlich nach aller Welt verſchifft werden. Eine eigene große Seeflotille beſorgt den Transport des Getreides von Chicago auf dem Seewege nach Buffalo. Manche dieſer Transportſchiffe wie z. B. der Propeller „Java" oder der „Onoko" faſſen an hundert bis hundertſiebzig tauſend Scheffel Getreide.



Chicago: Das Tödten der Thiere mittelſt Spießen.

Der Markt für dieſe Agrikulturprodukte des Weſtens iſt auf der Börſe. Täglich um Mittag wird hier der Cours der einzelnen Getreide-Gattungen, wie er aus London und den anderen Städten Europas telegraphirt wird, ausgerufen — zahlloſe Getreide-Proben in Säcken, Schalen und Schüſſeln ſtehen hier auf den Tiſchen und auf dem Boden umher, der Gegenſtand eifriger Unterſuchung der Kaufleute. Iſt der Cours einmal bekannt gemacht, dann beginnen die eigentlichen Geſchäfts-Abſchlüſſe.

Und ebenſo wie Chicago der größte Getreide-Markt der Welt iſt, ſo iſt es auch der größte Fleiſchmarkt. Die Schlachthäuſer und Viehplätze ſind einige Meilen außerhalb der Stadt gelegen. Wir beſteigen in der großartigen State-Straße einen Omnibus und durchſchneiden die Vorſtädte von Chicago, die mit ihren Holzhütten ebenſo elend ſind, wie der innere Theil der Stadt prachtvoll iſt. Erſt hier, mit den ſich hie und da darbietenden Ausblicken in die offene, öde Prairie ſehen wir, daß wir uns in einer jungen Stadt befinden. Nach einſtündiger Fahrt haben wir die Union-„Stock-Yards" — die Viehparks — erreicht. Sie ſind eine Stadt für ſich, deren Bewohner jedoch nicht ausſchließlich aus Rindvieh beſtehen, denn zur Seite der eigentlichen „Yards" entſtanden in den letzten Jahren einige von hübſchen Holzhäuschen beſetzte Straßen, in denen die Angeſtellten und die Schlachthausarbeiter wohnen. Auf der andern Seite der Yards befinden ſich die Eiſenbahnen, von denen

nicht weniger als neun hier Zweiglinien beſitzen; ferner ſehen wir noch eine Reihe großer Gebäude, von gewaltigen Schornſteinen überhöht. Es ſind die Schlachthäuſer für die Schweine.

Die Viehparks umfaſſen ein Gebiet von nahe 350 Morgen Land; die Einzäunungen allein erforderten nicht weniger als 15 Millionen Quadratfuß Bretter. Ueber achttauſend Hirten und Arbeiter ſind in ihnen beſchäftigt. Treten wir ein. Wir haben eine breite, lange Avenue zu durchſchreiten, in der das Leben ebenſo geſchäftig iſt, wie auf dem Broadway von Newyork, aber begreiflicherweiſe etwas verſchiedener Natur. Es ſind Makler, Kaufleute, Viehtreiber, Hirten, Schlächter, Arbeiter, Eiſenbahn-Kondukteure. Auf einer Seite der Avenue befindet ſich ein großes Gebäude,

Chicago: Ein Schlachthaus.

in welchem die Eigenthümer der „Stock-Yards" reſidiren. Die Geſchäftslokale befinden ſich im Erdgeſchoß, während der andere Theil des Gebäudes von den Bureaus der Commiſſionäre eingenommen wird, die ſich mit dem Empfang und Verkauf des Viehes beſchäftigen. Dieſe Procedur iſt ſehr einfach. Ein Viehzüchter in Texas, der beiſpielsweiſe tauſend Stück Rindvieh verkaufen will, ſendet ſie per Eiſenbahn nach Chicago und bittet telegraphiſch einen der Commiſſionäre, dieſelben zu den beſtmöglichſten Preiſen an den Mann zu bringen. Der Commiſſionär empfängt die Thiere bei ihrer Ankunft, zahlt die Transportkoſten, logirt ſeine vierfüßigen Gäſte in einen der vielen Parks, in welche die Stockyards eingetheilt ſind, und den er hierzu von dem Yard-Eigenthümer um eine gewiſſe Summe pro Tag miethet. Dieſe letzteren haben gleichzeitig auch für die Wartung und Verpflegung ihrer Penſionäre Sorge zu tragen. Sobald ſich ein Käufer gefunden hat, werden die Thiere aus ihren

„Hôtels" direkt in die Schlachthäuser oder nach einer der vorbeiführenden Eisenbahnen gebracht und auf dieser ihrem östlichen Bestimmungsorte zugeführt.

Die Stockyards sind, wie wir später von einem Belvedere aus wahrnahmen, in mindestens 5 bis 600 derartige Parks von ungleicher Größe eingetheilt, deren jeder durchschnittlich 4 bis 500 Köpfe Vieh beherbergen kann. Die einen ungedeckten sind für das Hornvieh bestimmt. Andere, welche mit Flugdächern eingedeckt sind, bilden die Logements für die Schweine und Schafe. Krippen und Wasserbassins, die durch einen artesischen Brunnen gespeist werden, bilden die ganze Einrichtung der Parks, die ziemlich rein gehalten sind. —

Wie schon vorhin bemerkt, wird ein großer Theil der Schweine sofort geschlachtet, und im vergangenen Jahre betrug die Zahl dieser Schlachtopfer nahe an 6 Millionen! Die Schlachthäuser sind nur während der kälteren Monate des Jahres in Thätigkeit, aber da einzelne von ihnen täglich bis zu 12,000 Schweine ins Jenseits befördern, so genügt diese Zeitperiode vollkommen für den Bedarf.*) In Folge der Theilung der Arbeit, entfallen auf das Tödten, Häuten, Oeffnen, Zerlegen und die Verwandlung in Schinken, Speck und Würste je eines Thieres nicht mehr als zehn Minuten! Welchen Gewinn Chicago aus der Schweineschlächterei allein schon zieht, geht aus einer einfachen Zahlenzusammenstellung hervor: Die 6 Millionen Schweine, welche jährlich hier abgeschlachtet werden und einen Werth von 58 Millionen Dollars repräsentiren, liefern 474 Millionen Pfund Schinken, 505 Millionen Pfund Pökelfleisch und viele andere Produkte im Gesammtwerthe von 97 Millionen Dollars. Nach Abzug der obigen 58 Millionen bleiben somit Chicago jährlich 40 Millionen Dollars Gewinn aus diesem einzigen Industriezweig.

Doch genug von diesen unreinen Beigaben der Civilisation. Dringen wir nicht zu tief ein in die Mysterien der Verpflegung der Menschheit! So interessant sie auch sein mögen, so abstoßend widerwärtig sind sie dabei, und Chicago besitzt ja noch andere Orte von größerem Interesse, als diese Schlachtfelder der Schweine.

Es ist zunächst die drittgrößte und drittbedeutendste Industriestadt der Union, und damit auch der beiden amerikanischen Continente, mit einer jährlichen Produktion von 250 Millionen Dollars. In den viertausend industriellen Etablissements sind neben achtzigtausend Arbeitern, Dampfmaschinen von nahezu hunderttausend Pferdekräften beschäftigt. In jener Stadt, deren Industrie vor fünfzehn Jahren verhältnißmäßig gleich Null war, befinden sich heute Eisengießereien, Stahlwerke, die jährlich für fünfzehn Millionen Dollars Erzeugnisse liefern — Brauereien und Brennereien liefern deren für 8 Millionen, Gerbereien verarbeiten jährlich für 7 Millionen Material,

*) Die Einrichtung eines derartigen Schweine-Schlachthauses ist im Kapitel: „Kansas-City" geschildert.

Drahtziehereien für 2 Millionen, Brücken für denſelben Betrag u. ſ. w. Der geſammte Waarenumſatz von Chicago beträgt jährlich 500 Millionen Dollars oder 2 Milliarden Mark, alſo ca. fünfzehntauſend Mark für jeden erwachſenen Mann! — Das iſt Chicago als Induſtrieſtadt!

Aber der kommerzielle und induſtrielle Aufſchwung der Weltſtadt hält auch mit ihrer Verſchönerung gleichen Schritt. Ein Kranz von Boulevards und öffentlichen Parks umgiebt die Stadt nach drei Seiten hin. Da iſt vor allem der ſchöne ſchattige Lincoln-Park mit ſeinen herrlichen Anlagen, ſeiner klaren reinen Seeluft und ſeiner Ausſicht auf den gewaltigen Lake-Michigan. Der „ſchöne See"! Da ruht er mit ſeiner unüberſehbaren blauen, ſpiegelglatten Waſſerfläche, ſeinen zahlloſen Schiffen, ſeinen Barken und Kähnen. Er bietet den Anblick eines Meeres, aber ohne die Wellen, ohne den Fluthwechſel des letzteren. Doch auch er hat ſeine furchtbaren Stunden; nicht ſelten iſt er in der kälteren Jahreszeit in wüthende Wellen gepeitſcht, — ſchon unzählige Schiffe ſind ihm zum Opfer gefallen! —

Das ariſtokratiſche Viertel Chicagos kann ſich in jeder Beziehung mit der fünften Avenue von Newyork meſſen. Die Fürſten des Dollar thaten wohl daran, ſich an die ſchönen Seeufer zurückzuziehen. Von ihren prächtigen, mit Gärten umgebenen Steinpaläſten genießen ſie den erhebenden ruhigen Anblick des Sees und gewahren nichts von dem Treiben der Rieſenſtadt. In der Michigan- und der Calumet-Avenue findet man Schlößchen, die eher für Künſtler und Poeten erbaut zu ſein ſcheinen, als für dieſe Nabobs der Viehmärkte und Getreide-Schuppen. Hier hat auch der berühmte Pullmann, der Löwe von Chicago, ſeine Reſidenz, hier erheben ſich vornehme Clubhäuſer, prachtvolle Kirchen; die Straßen werden von hübſchen Baum-Alleen überſchattet, und die in reizendſten Villenſtyl gehaltenen „Homes" der vornehmen Welt liegen halb verborgen inmitten ihrer koſtbare Gewächſe enthaltenden Gärten. Nicht weit davon gelangen wir in das Zentrum des geſchäftlichen Lebens. Dort iſt alles Ruhe, Vornehmheit, Eleganz, — hier alles Leben und Bewegung. Die Pferdebahn-Wagen und die Züge der durch unterirdiſche endloſe Drahtſeile getriebenen Kabelbahnen ſind gefüllt mit Menſchen; die Trottoirs, die Straßen, die Kaufläden, voll von Menſchen, die ſich um nichts als um ihr Geſchäft bekümmern. Keine Spaziergänger, keine Faullenzer. Alles dabei ruhig, ſchweigend, ſchnell. In den Straßen ſelbſt die Paraſiten dieſes Lebens: Der Fruchthändler mit ſeinen Peanuts*), ſeinen kaliforniſchen Trauben, ſeinen Florida-Orangen, der wandelnde Plakatenträger oder Sandwichman mit den vorn und hinten an ſeinem Halſe befeſtigten Anzeigen; der kleine Negerjunge mit ſeinem Schuhputzzeug und dem kleinen, mit Meſſing-Nägeln hübſch beſchlagenen Käſtchen; der „Newspaper boy", der Zeitungs-

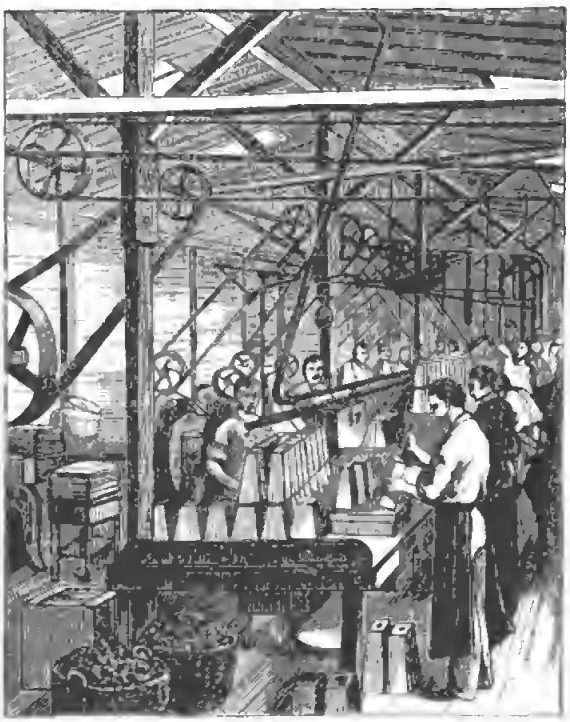
*) Erdnüſſe, in Amerika allgemein und gern gegeſſen.

junge mit der neueſten Ausgabe des „Newyork-Herald“ oder der „Chicago-Tribune“, und zwiſchen allen hindurch ſchießt blitzſchnell der Laufburſche des Stadt-Telegraphen mit ſeiner Depeſche. Man fühlt ſich in dieſem Leben wie verloren. Tauſende eilen in der Minute an uns vorüber, aber keiner blickt uns an, keiner kennt uns. Jeder hat ſeine Beſchäftigung, ſein Ziel, nur wir nicht. Es iſt unbehaglich. Gehen wir weiter. Hier ſind die großen Zeitungs-Paläſte der „Tribune“, der vortrefflichen deutſche Illinois „Staats-Zeitung“, der „Times“, des „Inter-Ozean“ u. ſ. w. Mit der Stadt brannten ſie nieder, aber ſchneller als dieſe ſtanden ſie wieder fertig da. Ja die Stadt brannte noch, als ſchon die neueſten Tagesnummern trotz der verbrannten Redaktions-Bureaus und der vernichteten Druckereien in den ebenſo raſch auf der offenen Prairie der Umgebung entſtandenen Druckereien feilgeboten wurden! — Der großartigſte und für den europäiſchen Beſucher intereſſanteſte Bau Chicagos iſt der neue Juſtizpalaſt, in ſeiner koloſſalen Höhe und Ausdehnung, wie in ſeinem monumentalen Bauſtyle an die ſagenhaften Tempelruinen Hinterindiens oder Ober-Aegyptens erinnernd. Inmitten des belebteſten und großartigſten Stadttheils von Chicago gelegen, umgeben von ſechs- bis achtſtöckigen ſteinernen Geſchäftspaläſten und Hôtels, erdrückt er ſie doch insgeſammt durch ſeine enorme Größe. Er iſt das Wahrzeichen, das vornehmſte Exempel der Großartigkeit dieſer Stadt, die auf den Fremden noch erdrückender wirkt, als Newyork oder die Londoner City. Von keiner Stadt kann man ſo ſehr in Superlativen ſprechen, als von Chicago. Es iſt dort alles in viel größerem Maßſtab angelegt als irgendwo anders, vom Gemüſeladen bis zur Börſe oder zu den Hôtels.

In keiner Stadt der Welt, Newyork, London, Wien nicht ausgeſchloſſen, findet man Hôtels in ſolcher Größe, wie etwa das Tremont-Houſe, Palmer-Houſe, Grand Pacific-Hôtel und das Sherman-Houſe. Man denke ſich einen Palaſt, mit dem Koſtenaufwand von 8 bis 10 Millionen Mark erbaut, eine Rieſen-Karawanſerei, wie wir ſie bereits in Saratoga gefunden haben, nur noch reicher, ſchöner, eleganter lebhafter. Dieſe Hôtels ſind ein Lebensbedürfniß für einen großen Theil des amerikaniſchen Volkes.

In keinem Lande der Welt giebt es eine größere „Floating Population“, umherwandernde Bevölkerung, als hier. Hunderttauſende von Amerikanern bringen ihr ganzes Leben, von ihrer Geburt bis zu ihrem Tode in Hôtels zu. Sie ſind ewig auf der Jagd. Das Wild iſt der Goldfuchs, der Dollar, das Jagdterrain der ganze Kontinent; ſie ſind die Jäger, ihre Waffen ſind der Verſtand, der Unternehmungsgeiſt, die Zähigkeit. Das Wild iſt manchmal ſchwer, manchmal leicht zu treffen. Einmal verſteckt es ſich in der Fabrikation von verbeſſerten Hoſenknöpfen, ein andermal erſcheint es in den Goldminen von Colorado, ein drittes Mal in den Baumwollpflanzungen des Südens, ein viertes Mal in einer neu gegründeten Dampfer-

linie. Aber wo es auch immer ſein mag, nirgends laſſen ihm dieſe amerikaniſchen Jäger Ruhe. Kaum daß die Kunde zu ihrem Ohr gedrungen, als auch ſchon der „Trunk“ (Reiſekoffer) gepackt und das Fahrbillet genommen iſt. Schlau gehen ſie dann zu Werke. Sie legen die Schlingen ihres Verſtandes, ſpicken ſie mit Annoncen als Köder, — verſtecken ſich hinter einer großen Firmatafel und — lauern.



Chicago: Das Verpacken des Fleiſches in Blechdoſen.

Der Goldfuchs kommt auch. — Manchmal läuft er direkt in die Schlinge, aber manchmal iſt er vorſichtig, riecht und ſchnüffelt umher und trabt davon, wenn es ihm nicht geheuer vorkommt. Dann iſt die Jagd umſonſt geweſen. Der Koffer wird wieder gepackt und wieder geht es weiter, vom Miſſiſſippi nach den kanadiſchen Seen, von Californien nach Florida, bis man den Dollar erwiſcht. Aber kaum hat der Jäger ihn in der Taſche, — als er ſelber Jemandem in die Schlinge läuft. Das Vermögen iſt wieder verloren, und wieder heißt es von Neuem jagen.

Für dieſe irrende Menſchheit, vorausgeſetzt, ſie habe noch genügend Dollars in den Taſchen, ſind nun dieſe Hôtels. An ein Familienleben iſt bei dieſen Leuten natürlich nicht zu denken; das Hôtel erſetzt ihnen Alles, die Heimath, die Frau, die Familie — für drei bis vier Dollars pro Tag! —

VII. Milwaukee und die Länder am Michigan-See.

Der Michigan-See beſitzt außer Chicago noch eine zweite große und wichtige Hafen- und Handelsſtadt, die der „Königin der Seen“ nicht wenig Concurrenz macht, auch in Folge ihrer günſtigen Lage und ihres ſchönen, ſicheren Hafens einer bedeutenden Zukunft entgegenſieht. Es iſt Milwaukee, die Hauptſtadt des Staates Wisconſin,

und neben Chicago einer der größten Getreidemärkte Amerikas. Dazu ist Milwaukee eine größtentheils deutsche Stadt und mit ihren Hinterländern Wisconsin und Minnesota schon seit Langem das Hauptziel der deutschen, böhmischen und schwedischen Einwanderung. Vor einigen vierzig Jahren gab es hier, mitten unter den Indianern nicht genug Weiße, um die Beamten-Stellen der Grafschaft Milwaukee auszufüllen, — heute besitzt die Stadt allein schon hundertzwanzigtausend Einwohner. Großartige Damm- und Hafenbauten, die breite Wasserstraße des hier in den See mündenden Milwaukee-Flusses, wie die zahlreichen hier auslaufenden Eisenbahnen zogen einen beträchtlichen Theil des ganzen Schifffahrts-Verkehrs nach der schönen Stadt, in deren Docks nunmehr durchschnittlich achttausend Fahrzeuge im Jahre anlegen und Ladung nehmen.

Wie in Chicago, so war auch in ihrer nördlichen Schwesterstadt der Getreidehandel vor Allem die Quelle der Reichthümer Milwaukees. Gewaltige Elevatoren erheben sich an den Ufern des Flusses und dem Hafen, und ungeheure Quantitäten von Getreide werden von hier aus alljährlich nach den Märkten des Ostens verschifft. Dazu kommt die schon gegenwärtig bedeutende Eisen-Industrie, die mit der besseren Ausbeutung der beinahe noch unberührten Mineral-Schätze Wisconsins bald größere Dimensionen annehmen wird. Die dritte Haupterwerbsquelle Milwaukees ist die Bierbrauerei. Nur Cincinnati kann sich in dieser Hinsicht mit der Hauptstadt Wisconsins messen. In den ganzen Vereinigten Staaten, von Neu-England bis Californien spielt das „Milwaukee-Bier" in jeder Schankwirthschaft eine bedeutende Rolle, — die alljährlich von den Deutschen vertilgten Quantitäten steigen ins Unglaubliche. Daß Milwaukee selbst zu dieser Massen-Vertilgung gehörig beiträgt, braucht auch hier nicht erst versichert zu werden, wenn man bedenkt, daß das deutsche Element 60 Prozent der ganzen Stadtbevölkerung bildet. Man sagt übrigens, daß Milwaukee ebenso sehr dem Biere wie der Kunst huldigt, und daß Gambrinus hier mit den neun Musen in einer Art von Mormonen-Ehe lebt. Wie München in der alten Welt, so führt Milwaukee in der neuen Welt den stolzen Namen „Deutsch-Athen". Da es uns jedoch nicht bekannt ist, daß in Athen Lagerbier ebenso stark vertilgt wurde, wie in den beiden erstgenannten Städten, so muß sich das Epitheton auf die Kunst beziehen. Außer einem allerdings vortrefflichen deutschen Theater, mehreren Musik- und geselligen Vereinen, sowie fünf täglich erscheinenden deutschen Zeitungen besitzt jedoch Milwaukee keine anderen „Kunst-Institute", welche es zu dem Namen „Deutsch-Athen" berechtigen würden. Indeß das Deutschthum ist hier aus entschieden besseren und gebildeteren Elementen zusammengesetzt, als z. B. jenes von Philadelphia und anderen Städten. —

Neben den Deutschen besitzt Milwaukee auch noch ein starkes Kontingent von Böhmen, Polen, Dänen, Schweden und Irländern, deren nationale Eigenthümlich-

keiten ſich hier viel länger erhalten als anderwärts. Es iſt vielleicht die einzige Großſtadt Amerikas, in welcher man europäiſche Nationaltrachten, Hochzeits-Aufzüge u. ſ. w. ebenſo unverfälſcht ſehen kann, wie in Europa.

Aber dies gilt nur von dem Volksleben, den Trachten. In ihrem Ausſehen und Einrichtungen iſt Milwaukee ebenſo gut eine durchaus amerikaniſche Stadt, wie Chicago oder St. Louis. Der breite tiefe Milwaukee-Fluß zieht, einem mächtigen Kanal gleich, mitten durch die Stadt, bei jeder zweiten Straße durch Zugbrücken überſpannt, die in häufiger Bewegung ſind, um die großen hochbemaſteten Seeſchiffe durchzulaſſen, die auf dem Wisconſin und ſeinem hier einmündenden Nebenfluſſe, dem Menomonee, bis weit ins Land vordringen können. Die Straßen ſind breit und ſauber gehalten, die Häuſer groß und häufig aus weißem Backſtein erbaut, von dem die Stadt auch den Beinamen die „Cream-City", die „Sahne-Stadt", erhielt. — Auch in den anderen Städten Wisconſins, Oſhkoſh, Sheboygan, Racine und der ſchöngelegenen, auch als Badeort bekannten Staatshauptſtadt Madiſon iſt das deutſche Element faſt ebenſo ſtark vertreten wie in Milwaukee, und Wisconſin kann deshalb in Bezug auf das Deutſchthum unter allen Staaten der Union in erſter Linie genannt werden. — Der ſüdliche Theil enthält ſehr reiches, vorzügliches Agrikulturland, während der nördliche bis gegen die canadiſchen Seen-Ufer in einer Ausdehnung von 10,000 Quadratmeilen mit dichtem Urwald bedeckt iſt, deſſen reicher auf dreißig Milliarden Fuß geſchätzter Holzbeſtand das Material für eine großartige, nur vom Staate Michigan übertroffene Holzinduſtrie liefert. Ebenſo wie der ganze Nordweſten bis an den Miſſouri-Strom, iſt auch Wisconſin ſehr waſſerreich; es fehlt nicht an großen und kleinen Seen, an Flüſſen und Bächen, die reichlich Waſſerkraft liefern — mit einem Worte wenige Staaten ſind von der Natur — das rauhe unregelmäßige Klima ausgenommen — ſo ſehr begünſtigt, wie Wisconſin. Ähnlich liegen auch die Verhältniſſe in dem benachbarten, durch den Michigan-See von Wisconſin getrennten Staate Michigan, nur ſchienen mir dort die Bevölkerung noch wohlhabender, die Städteweſen ſchöner und lebhafter, das Land reicher zu ſein. Es iſt kaum faßlich, welch' ein reges, geiſtiges Leben, welcher Kunſtſinn und Wiſſensdrang in dieſen, Europa kaum dem Namen nach bekannten Städten ſteckt. Abgeſehen von dem großen, am Ausfluß des Huronſees in den Erieſee gelegenen Detroit, einer der ſchönſten und großartigſten Städte der Union, zeigen auch die anderen Hauptorte dieſer großen weit in den canadiſchen Seen-Komplex hineinragenden Halbinſel: Kalamazoo, Grand Rapids, Grand Haven, Lanſing, Eaſt Saginaw u. dgl. raſch pulſirendes friſches Leben, das ſeltſam mit jenem des benachbarten Canada oder der nördlichen Neuengland-Staaten kontraſtirt. Die Städte ſind in großem Style angelegt, die öffentlichen Inſtitute und Ämter in prachtvollen Monumentalbauten untergebracht, die Straßen breit und lebhaft, überall Gas, Waſſerleitungen, elektriſches Licht, Telephon,

Tramway; überall Univerſitäten, Schulen, herrliche Theater und Concertſäle, elegante Clubhäuſer, gut redigirte Zeitungen mit europäiſchen Depeſchen — ja es iſt hier gewiß für geiſtige Bedürfniſſe in ebenſo großem Maße geſorgt, wie für die leiblichen, was in einem ſo reichen Staate, wie Michigan, viel ſagen will. Ich erinnere mich mit großem Vergnügen meiner wiederholten Reiſen durch das Land und der freundlichen gaſtfreien Aufnahme, die ich dort gefunden.

Die alles abſorbirende Hauptindnſtrie des Landes iſt die Holzgewinnung. Michigan allein liefert von der Geſammtproduktion der Vereinigten Staaten, die waldreichen Staaten Maine, Oregon, ferner Newyork, Pennſylvanien und Wisconſin mit ihren unermeßlichen Urwäldern mit eingeſchloſſen, nicht weniger als ein Viertel! Der Geſammtwerth der jährlichen Induſtrieprodnkte Michigans beläuft ſich auf 150 Millionen und hiervon entfallen auf Holzprodnkte allein 100 Millionen. Michigan beſitzt auch die großartigſten Sägewerke, Möbelfabriken, Schiffswerften u. dgl., wovon man bei einer Reiſe durch den Staat die augenſcheinlichſten Beweiſe erhält. Nirgends, weder in Norwegen noch Canada, noch in Maine ſah ich größere Holzmaſſen, als in den Häfen von Bay-City und Eaſt Saginaw; auf Meilen und Meilen Entfernung fuhren wir durch Holzgärten in denen hohe Pyramiden von Bauholz, roh und verarbeitet, der Verſchiffung harren, und wenn Michigan ſich in ſo wenigen Dezennien zu einem ſo ſtark bevölkerten, wohlhabenden und angeſehenen Staate entwickelte, ſo hat es dies vor Allem, das ſieht man dort auf den erſten Blick — ſeinen heute noch unermeßlichen Waldungen zu verdanken.

VIII. Der Miſſiſſippi und ſein Stromgebiet.

Vom Urſprung bis St. Louis.

Miſſiſſippi, „Vater der Ströme", — die Romantik des amerikaniſchen Nordens, — der Segen des Weſtens, — der Schrecken des Südens, — in allen drei Eigenſchaften jedoch der Traum des Europäers, der ihn ſelbſt als Touriſt ſelten, oder doch nur an wenigen Stellen zu Geſicht bekommt.

So bekannt der Name dieſes größten aller Ströme der Erde auch iſt, ſo unbekannt ſind ſeine Gewäſſer, ja ſelbſt der Amerikaner kennt ihn in der Regel nur von ſeiner Mündung bei Neu-Orleans aufwärts bis einige Meilen oberhalb St. Louis, alſo bis zu jener Stelle, wo der Miſſouri in ihn mündet, oder beſſer, wo der

Miſſiſſippi ſich in den Miſſouri ergießt. Bei St.-Louis, der Hauptſtadt des amerikaniſchen Weſtens, bringt man gewöhnlich der großen Flußmajeſtät Amerikas ſeine erſte Huldigung dar, und während der Reiſende dann ſtets nach dem Goldlande Californien weiter zieht, oder ſich von einem der ungeheuren, ſchwimmenden Strompaläſte den Miſſiſſippi abwärts nach Neu-Orleans tragen läßt, bleiben die ſchönſten und prächtigſten Szenerien am Oberlaufe des Stromes abſeits liegen.

Wenn vom Miſſiſſippi die Rede iſt, dann wird darunter faſt immer der Unterlauf des Stromes von ſeiner Vereinigung mit dem Miſſouri bis zu ſeiner Mündung

Das Staats-Capitol von Minneſota.

gemeint, und darum genießt der mächtige Strom auch einen ſo üblen Leumund, darum iſt er als der majeſtätiſchſte, aber auch als der häßlichſte und langweiligſte Strom der Welt bekannt; laſſen wir ihm nun Recht widerfahren und folgen wir ihm und ſeinen Uferlandſchaften, nicht nur von St.-Louis angefangen, ſondern auf ſeinem ganzen, 3160 engl. Meilen langen Laufe von Canadas Grenze bis zum Golf von Mexiko, von ſeinem Urſprung bis zu ſeiner Mündung. 3160 Meilen! Ein gewaltiger Weg fürwahr, mitten durch das Herz des amerikaniſchen Continents. Die Verkehrslinien Amerikas bilden ein gewaltiges Kreuz, das größte und zugleich großartigſte der Welt, deſſen Arme von Meer zu Meer reichend, über 6000 Meilen Länge beſitzen. Der weſtöſtliche Arm dieſes Verkehrskreuzes wurde von dem Menſchen

geſchaffen, den meridionalen riß die Natur durch den Continent. Der erſte iſt die Pacificbahn, vom Atlantiſchen zum Stillen Ozean, der zweite der Miſſiſſippi von dem canadiſchen Seen-Gebiet zum Golf von Mexiko.

Wohl iſt es erſt einige Jahrzehnte her, daß der Rieſenſtrom in der Mitte des civiliſirten Landes liegt, und daß ſeine Ufer vom nördlichen Staate Minneſota bis herab nach Louiſiana mit Faktoreien und Städten bedeckt ſind, welche eine hohe Civiliſation aufweiſen. Früher war der Miſſiſſippi der Styx der neuen Welt, an deſſen jenſeitigen Ufern die Unterwelt lag, die Unterwelt, die Hölle in Geſtalt eines Wüſten- und Urwald-Landes, in welchem die kriegeriſchen, grauſamſten Indianerſtämme hauſten. Aber das ſind vergangene Zeiten und gegenwärtig iſt von jenem wilden Leben kein anderes Andenken mehr übrig, als der indianiſche Name des Stromes Miſſiſſippi (Vater der Ströme).

In Minneſota, jenem großentheils von den deutſchen und ſkandinaviſchen Immigranten bewohnten nördlichſten Agrikulturſtaate Amerikas*), nimmt der Miſſiſſippi ſeinen Urſprung. Ein kleiner Waſſertümpel, von den benachbarten Hügeln geſpeiſt, giebt ſeinen Ueberſchuß an ein winziges, kaum eine Spanne breites Bächlein ab, das in ſeinem kieſigen Bett einige Meilen fortläuft, bis es ſich in den Itaska-See ergießt. Dieſer See bildet den Anfang einer Serie von größeren und kleineren Seen, welche das Bächlein, raſch größer werdend, durchfließt; ſchon dort die erſten Anfänge jener Größe verrathend, welche an ſeinem unteren Laufe ſo imponirend wird. — Sein Waſſer iſt hier ſo herrlich grün und klar, ſo kryſtallen, wie das Waſſer ſeines berühmten indianiſchen Namensbruders, des Niagara. Noch keine Spur von jenen poeſieloſen, aufgelöſten Erdmaſſen, welche dem ganzen Strom in ſeinem unteren Laufe ſo charakteriſtiſch ſind.

Seine eigentliche kommerzielle Bedeutung erhält der Miſſiſſippi unterhalb ſeiner in der Nähe der Hauptſtadt von Minneſota, St. Paul, gelegenen Waſſerfälle, denn nur bis zu dieſen können die weltberühmten großen Miſſiſſippi-Dampfer vordringen, während oberhalb der Fälle der Fluß wohl noch für 200 Meilen, jedoch blos für kleinere Dampfer ſchiffbar iſt. Die Landſtriche, welche der Strom hier durchfließt gehören zu den beſten Agrikulturgegenden Amerikas, wie denn überhaupt die Staaten Wisconſin, Minneſota und Jowa in neuerer Zeit die Hauptanſiedelungsorte der deutſchen, böhmiſchen und ungariſchen Immigranten bildeten. Es ſind meiſt fruchtbare wellenförmige ſehr waſſerreiche Prairieländer, die ſich weſtlich von den canadiſchen Seen bis gegen den Miſſouri hin erſtrecken; ihre vielen Flüſſe und Seen ſind ihres

*) Die Hälfte der Geſammtbevölkerung beſteht aus fremdgeborenen Einwanderern. Von den drei Viertel Millionen Einwohnern ſind hundertzwanzigtauſend Schweden und Norweger, etwa ebenſo viele Deutſche, Schweizer und Oeſtreicher, und ebenſo viele Engländer und Canadier.

enormen Fiſchreichthums wegen berühmt. Der Staat Minneſota allein enthält nicht weniger als fünftauſend größere und kleinere Seen, mit kryſtallhellem friſchen Waſſer und feſten, zumeiſt dicht bewaldeten Ufern. Viele andere Vortheile, die ſich außerdem den Einwandernden boten, ließen auch hier die Bevölkerung mit wahrhaft amerikaniſcher Schnelligkeit zunehmen. Vor vierzig Jahren war Minneſota noch ein Jagdgebiet der wildeſten Indianerſtämme. An der Stelle, wo heute die Staatshauptſtadt St. Paul ſich befindet, waren damals einige Zelte und drei oder vier hölzerne Hütten zu ſehen. Jetzt, vier Dezennien nachher, iſt daraus eine Stadt mit über fünfzigtauſend Einwohnern geworden, deren Kirchen- und Schulbauten, Eiſenbahnbrücken und Hafenwerke am deutlichſten für ihre Bedeutung und ihren Reichthum ſprechen.

Von den wilden Indianerſtämmen ſind nur mehr ſpärliche und höchſt harmloſe Ueberreſte in einer einige Meilen unterhalb St. Paul gelegenen Reſervation übrig. Sie leben von einbischen Ackerbau und der Anfertigung der von europäiſchen und amerikaniſchen Touriſten gerne aufgekauften Indianer-Kurioſitäten, Bogen und Pfeilen, Köchern, Moccaſins und Tomahawks. Sie haben ihre maleriſche Originaltrachten längſt mit den proſaiſchen Kleidungsſtücken der Amerikaner vertauſcht, und ſind deshalb bei ihren häufigen Beſuchen in der Stadt nur an ihrer rothen Hautfarbe und dem eigenthümlichen Geſichtsſchnitt erkennbar. Wohl hauſen noch weit im Norden in den Urwäldern von Minneſota und der zwiſchen dem Superior- und Michiganſee eingeſchobenen Halbinſel des Staates Michigan einige Tauſend unciviliſirte heidniſche Chippewa-Indianer, von Jagd und Fiſchfang lebend, allein ſie kommen aus ihren noch unbeſiedelten, von Weißen noch nicht berührten Einöden nicht heraus.

Unweit St. Paul, aber am jenſeitigen weſtlichen Ufer des Miſſiſſippi liegt Minneapolis, die Schweſterſtadt von St. Paul, durch eine Reihe kleiner Ortſchaften nahezu mit dieſer vereinigt. Die beiden ſo zu ſagen noch in den Kinderſchuhen ſteckenden Städte zählen zuſammen bereits weit über Hunderttauſend Einwohner. Sie haben viele gemeinſchaftliche Verkehrslinien, eine gemeinſchaftliche Preſſe, und es iſt gar nicht zu zweifeln, daß ſie, obſchon ihre Bahnhöfe eine halbe Eiſenbahnſtunde von einander entfernt ſind, bald ein einziges Städteweſen bilden dürften. Während das angloamerikaniſche St. Paul den Großhandel und den Waarenvertrieb für den ganzen Norden und Nordweſten, das Redriver Thal hinauf bis Winnipeg, übernommen hat, iſt Minneapolis mehr Induſtrieſtadt und zählt viele Schweden und Deutſche zu ſeinen Einwohnern.

Wie Chicago durch ſeine Schlächtereien, Cincinnati durch ſein Bier, Pittsburg durch ſeine Kohle ſich bereichert hat, ſo ſind in Minneapolis die Getreide-Mühlen die Quelle großen Reichthums. Zu Füßen der Stadt bildet nämlich der hier noch jungfräuliche, klare Miſſiſſippi einen ziemlich bedeutenden, von einer prachtvollen

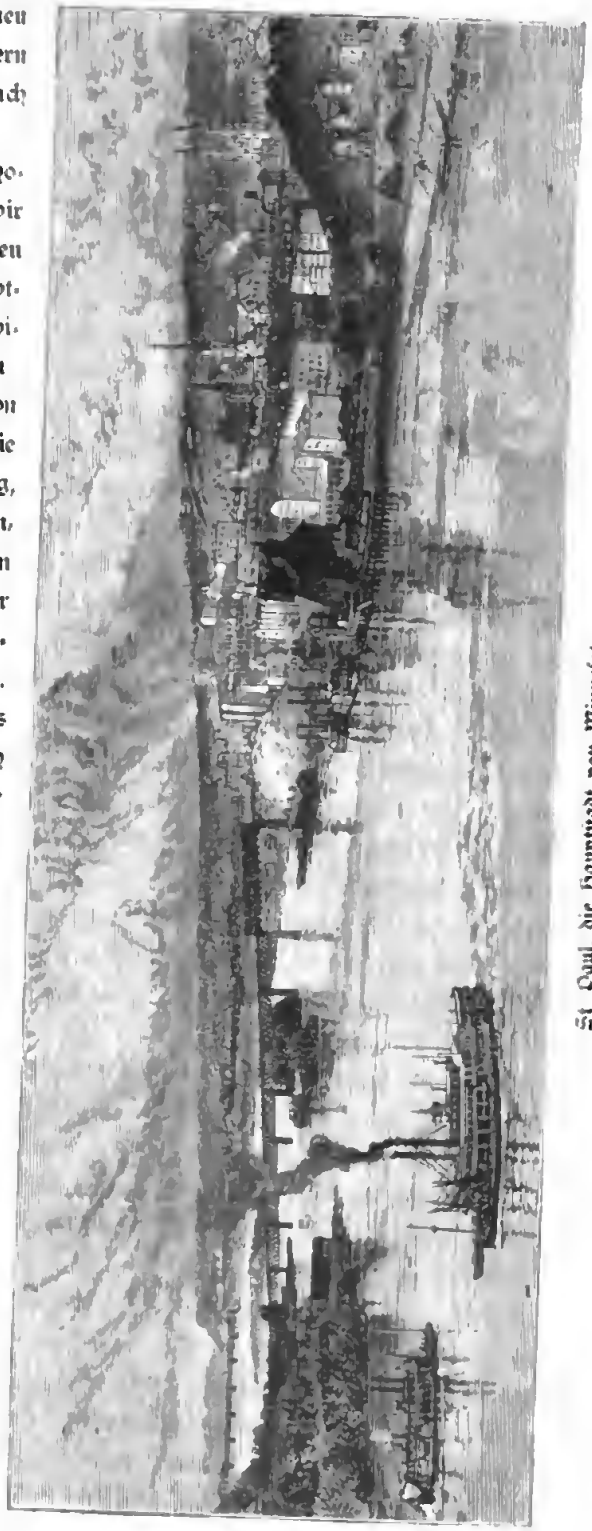
Minneapolis und die Mississippi-Fälle.

Kettenbrücke überspannten Wasserfall, die St. Anthony Falls. Früher mit ihrer romantischen Umgebung ein kleiner Abklatsch der Niagarafälle wurden sie im Laufe der letzten Jahre vollständig der Industrie unterworfen, und statt wie früher, donnernd und schäumend über die starren Felsen in die Tiefe zu stürzen, wälzen sich die Wassermassen des Mississippi jetzt zahm und manierlich über mächtige Triebräder, die Hauptmotoren der zwanzig Mehlfabriken und doppelt so vielen Sägemühlen am Minneapolis Die Mahlmühlen allein verarbeiten jährlich nicht weniger als 2 Millionen Faß Mehl und sind als die größten und bestein-gerichteten der Gegenwart anerkannt — ein kleines Beispiel der allmähligen Umwandlung der Agrikulturstaaten in Industriestaaten. Früher übernahm der industrielle Osten die Verarbeitung der Naturprodukte des Westens; heute ist dieser entwickelt genug um in vielen

Branchen nicht nur ſeine eigenen Bedürfniſſe zu produziren, ſondern den Ueberſchuß auch noch nach dem Oſten zu ſenden. —

Hier unterhalb der St. Anthonyfalls iſt es nun auch, wo wir einen der Rieſendampfer beſteigen um vor Allem nach dem Hauptflußhafen des ganzen Miſſiſſippibeckens, nach St.-Louis zu fahren. Das Flußleben iſt von hier angefangen, bis an die Mündung des Stromes großartig, und wenn auch die berüchtigten, von Gerſtäcker und Anderen beſchriebenen Wettfahrten der Dampfer, ihre Exploſionen, Untergänge, das Sklavenleben u. ſ. w. in mancher Hinſicht ein ſeliges Ende genommen, ſo blieb doch die Romantik zurück, und dieſe letztere kann auch ohne Gefahren dem Reiſenden imponiren.

Betrachten wir die Einrichtung dieſer ſchwimmenden Paläſte, welche gegenwärtig an Stelle der alten hölzernen Baracken die Strecke New-Orleans, St.-Louis und St. Paul befahren, und von denen die neugebaute „Great-Republic“ der größte Flußdampfer der Welt iſt. Wir nahmen auf den nahezu ebenſo großen Robert E. Lee Plätze. Man denke ſich ein dreiſtöckiges, architektoniſch ſchön gebautes hölzernes Gebäude, von 317 Fuß Länge und etwa 90 Fuß Breite (alſo etwa doppelt ſo lang und



St. Paul, die Hauptſtadt von Minneſota.

dreimal so breit als das Hauptschiff der Westminster-Abtei in London) auf ein Floß gesetzt, das an der Spitze und am Ende nur wenige Fuß über den Wasserspiegel hervorragt so hat man ein Bild des „Robert E. Lee." Die unterste Etage dieses Kolosses ist zur Aufnahme von Waaren bestimmt, und man kann hier nicht weniger als 6000 Ballen Baumwolle aufspeichern. Die zweite Etage ist der Empfangssaal dieses öffentlichen Palastes; ein einziger großer Raum von der elegantesten Ausstattung, mit sammtenen Möbeln, weichen Teppichen, Bibliothek, Klavier u. s. w., nicht weniger als 214 Fuß lang und 18½ Fuß breit. Zu beiden Seiten befinden sich die Schlafkabinen der Passagiere mit den bekannten auf jedem großen Flußdampfer Amerikas eingeführten Bridal-Rooms (Braut-Gemächern). Es sind dies zwei, mit wahrhaft fürstlichem Luxus ausgestattete Schlafgemächer, in denen viele Amerikaner jene mehr oder weniger gefährliche, mehr oder weniger abenteuerliche Reise anzutreten pflegen, welche man die — Ehe nennt. — Aber auch die anderen Schlafkabinen sind bequem eingerichtet und enthalten große, breite Betten, in denen bei großem Passagier-Andrange je zwei Personen untergebracht werden. — Die dritte Etage des Dampfers enthält die Wohnräume des Kapitän und der Schiffsmannschaft; auf dieser höchsten Etage sitzt schließlich noch das kleine Glashäuschen des Piloten. Zwei hohe schlanke Rauchfänge und mehrere Laternen- und Flaggenstangen überhöhen den ganzen schwimmenden Kolossalbau.

Das schlammige Wasser des unteren Mississippi und seiner größten Nebenflüsse machen die Anwendung von Hochdruck-Dampfmaschinen nothwendig, deren Mechanismus viel weniger complicirt ist, als die der Niederdruck-Maschinen. Würde man die Letzteren verwenden, so wären die Siederöhren des Kessels bald mit den erdigen Rückständen des schmutzigen Flußwassers ausgefüllt, und die Gefahr des Platzens herbeigeführt. In dem oberen Gebiete des Mississippi, das wir nun auf dem Dampfer von St. Paul angefangen, durchfahren, ist diese Gefahr des klaren reinen Wassers wegen freilich nicht vorhanden.

Bald nachdem wir St. Paul verlassen haben verbreitert sich das tief eingeschnittene, ohnehin schon ungeheure Bett des Stromes bis auf drei Meilen, und bildet einen etwa 25 Meilen langen See, Lake Pepin genannt, dessen hohe steile Felsenufer dem Strome ein pittoreskes Ansehen verleihen. Unterhalb von Lake Pepin, bei der Stadt La Crosse verlieren sich die Hügel, und der Strom tritt in die Prairien von Jowa und Illinois ein, zwischen welchen Staaten er die Grenze bildet.

Damit beginnt auch der Flußverkehr lebhafter zu werden. Lastenschiffe, Flöße, kleine und große Dampfer, Segelboote und Fischerbarken bedecken die schöne Wasserfläche, allein nur die sogenannten „Rafts" sind uns eine neue Erscheinung. Es sind große, aus riesigen Baumstämmen gezimmerte Flöße, auf denen sich mitunter Hütten und Getreidespeicher befinden, unter deren Dach die Feldfrüchte aus den Farmen

Jowas und Wisconsins nach den größeren Flußhäfen gebracht werden. Die Flöße selbst jedoch ziehen vom Strome getrieben bis nach New-Orleans hinab und werden dort erst an den Mann gebracht.

An den schönen großen Städten Dubuque, Rock-Island, Quincy u. s. w. vorbeifahrend, gelangen wir in immer eintönigere Gegenden, die des Interessanten nichts bieten, als die mitunter allerdings großartigen Naturschauspiele und das Leben auf dem Dampfer selbst, auf dem wir uns befinden. Die Fahrt auf dem Mississippi nach New-Orleans ist überhaupt eine der langweiligsten Reisen, die man unternehmen kann, und die Illusionen, die der Europäer aus falschen romanhaften Schilderungen schöpft, werden beim Anblick dieser Wasserstraße in der That stets zu Wasser.

Wir sind nun nach tagelanger Stromfahrt in die Nähe der Missouri-Mündung gekommen, und diese ist entschieden der interessanteste Punkt der Reise bis nach St.-Louis. Einige Meilen oberhalb dieser Stadt erhält man den Ausblick auf die beiden Ströme, deren einer, der Mississippi, grün und klar, vom Norden herabfließt, während der andere mächtigere, mit unheimlichen trüben Fluthen ihm vom Westen her fast rechtwinklig in die Seite fällt. — Es ist kein bescheidenes Ergießen des Nebenflusses in seinen Hauptstrom. Es ist ein vernichtender Flanken-Ueberfall. Noch drei bis vier Meilen weit kämpft der Mississippi um seine grün-reinliche Fluth-Existenz. Aber wie er sich auch gegen die Uebermacht des flüssigen Felsengebirgsschmutzes wehren mag, mit dem ihn sein Nebenfluß überwältigt, — es bleibt ihm nichts als sein Name. Sein vornehmes, flußgöttisches Wesen geht ganz und gar unter in dem Gräuel des „Bigg-Muddy" (des „großen Schlammes"), welcher von ihm Besitz ergreift, um den Schlamm der Felsengebirge und der nördlichen Territorien den subtropischen Fluthen des Golfes von Mexiko zuzuführen. Die Hauptzeit dieses unsaubern, auch noch dazu mit größter Unregelmäßigkeit betriebenen Geschäftes ist der Hochfrühling. Von Ende April an schmelzen die Schneemassen des Hochlandes von Montana und Wyoming, und mit ihnen stürzen gelbe und braune Erdmassen in die Flußthäler hinunter und lassen sich dem fernen Süden zutragen.

Die Farbe und Beschaffenheit des Stromwassers zu dieser Zeit ist unbeschreiblich. Man hat es mit fließendem Lehm verglichen; mit Kaffee, der durch einen spärlichen Milchzusatz nur etwas um seine allerschlimmste Schwärze gebracht worden; mit dem zähen Teig, aus dem man Lebkuchen bäckt. Am treffendsten jedoch ist die folgende Charakteristik der Mississippi- oder richtiger der Missouri-Hochfluthen: „Sie sind zu dick, um darin zu schwimmen, und doch zu dünn um darauf zu gehen".

Aber hier liegt St.-Louis, die Metropole des Westens vor uns, und unser Interesse wird von dem Flusse selbst abgezogen und auf sein bewegtes Leben gelenkt, das sich nunmehr auf der ganzen Stromfläche breit macht. —

Digitized by Google

Der Hafen von St. Louis. — Das Flußleben.

Der Handels- und Schifffahrtsverkehr von St. Louis wird durch das alljährliche vollständige Zufrieren des Miſſiſſippi auf das beträchtlichſte geſchädigt. Dann iſt es, als wären die Quellen verſiegt, der Strom vertrocknet, als beſäße die Halbmillionenſtadt ihren Miſſiſſippi nicht mehr. Aus der Fluß- und Hafenſtadt iſt ein trockener Inlandort geworden, deſſen Verkehr mit der übrigen Welt einfach durch Eiſenbahnen beſorgt wird. Zu unſern Füßen liegt der Strom — nicht wie ein mit Eis bedeckter See, ſondern wie eine rieſige gefrorene Schmutzlache. Die weite Fläche iſt an Stellen ſchwarz, an andern ſchmutzig gelb und grau, undurchſichtig und trocken, wie gefrorenes Land. Wir ſind im Monat Februar und ſchon ſeit vielen Wochen ſchmachtet St. Louis, die Metropole des ganzen, eine Million Quadratmeilen umfaſſenden Miſſiſſippithales unter der Eisdecke des Stromes. Die großen Dampfer der „Anchor"- und der „Keuntz"-Linie liegen unthätig in ihren Docks, und Kapitaine wie Piloten halten ihren Winterſchlaf. Ebenſo iſt es längs des ganzen Stromes aufwärts, bei Dubuque, und Quincy und Rock Island, wo ich ſelbſt 1885 mittelſt eines zweiſpännigen Wagens zur Nachtzeit über das rauhe zerklüftete Eisbett des Miſſiſſippi ans jenſeitige Ufer, nach Davenport fuhr. Das währt gewöhnlich bis Anfang Februar. Dann kommen endlich die langerſehnten Depeſchen aus der Umgegend, die den Bruch der Eisdecke verkünden. „The ice-gorge begins to move" ſo läuft es den Fluß entlang auf den Telegraphendrähten und tickt laut in jeder Station und klappert die Beamten und Flußbewohner aus ihrem Winterſchlaf, damit ſie ſich rüſten mögen. Die Dampfer in den Häfen werden mit ſtarken eiſernen, mannsdicken Ketten aneinander und an die Ufer gefeſſelt, die Fährboote und „tugs" und „towboats", die irgendwo im Fluſſe feſtgefroren, werden durch das Eis näher an die Ufer gebracht, und alles erwartet die Ankunft der Eisberge aus dem Norden. In der Nacht iſt die Decke geborſten, die den Fluß bedeckte; der Waſſerſpiegel iſt frei und die kaffeegelben Schmutzfluthen wälzen ſich langſam gegen Süden. Endlich ſieht man den Fluß oberhalb der Brücke durch eine niedere Eismauer abgeſperrt, die immer näher und näher rückt. Dumpfer Donner, wie von Kanonenſchüſſen herrührend, läßt ſich in der beweglichen Maſſe vernehmen. Dazu ein Krachen und Schurren, ein Auf- und Niedergehen gewaltiger, klafterdicker Eisfelder, die ſich wie Mühlſteine aneinander reiben und aufeinander ſtauen und untertauchen, und ſich zwiſchen den hohen ſteilen Ufern des Strandes gewaltſam hindurchpreſſen, gleichſam wie Menſchengewühl. Endlich erreichen dieſe ungeheuren, in einander gekeilten Maſſen die Brücke von St. Louis und ſtauen

ſich an den mächtigen Steinpfeilern, ſchieben ſich übereinander und bahnen ſich langſam den Weg durch die Bögen.

Aber ſo groß auch dieſe Eiskoloſſe ſein mögen, ſie thun keinen bedeutenden Schaden. Sie ſind zu alt dazu. Sie lagen ja ſeit Weihnachten im Waſſer und die Wärme hat ihnen zugeſetzt, daß ſie mürbe und altersſchwach geworden ſind, und an den harten, glatten Planken der Dampfer zerbröckeln, ſtatt ihnen Schaden anzuthun. So ziehen dieſe Eisgreiſe den Hafen von St. Louis entlang an Carondelet vorbei, weiter nach Süden in den offenen, warmen Strom. Die Wellen ſpielen mit ihnen und belecken ſie und tauchen ſie unter und rollen ſie an den harten Felsufern entlang, die mächtigen Blöcke ſchwinden unter ihrem Spiel, werden kleiner und kleiner und dort, wo den Strom die erſten Magnolien und Orangen begrüßen, da ſind die ſtummen ſtarren Geſellen aus dem Norden verſchwunden, zerſchellt, zerfloſſen. —

Der Miſſiſſippi iſt frei. Die Schifffahrt auf der Haupt-Arterie des Continents hat begonnen. In den Annoncenſpalten der großen Tagesblätter erſcheinen wieder die Dampfboot-Vignetten mit der Anzeige, daß die Dampfer X, Y und Z an dieſem und jenem Tage nach Cairo und Cincinnati, Pittsburg, Kanſas City, Davenport und New-Orleans, nach Oſt, Weſt, Nord und Süd, auf viele hundert Meilen in der Runde abfahren werden.

Der Hafen von St. Louis beſteht eigentlich in nichts weiter als dem künſtlich hergeſtellten Flußufern, die ſogenannte Levée. An Stelle der koſtſpieligen ſteinernen Quais, wie ſie die Donau und Seine beſitzen, hat man die Ufer durch Erdwerke einfach erhöht, und nur die verwundbarſten Stellen mit Steinpflaſter belegt. Hunderte von gewaltigen Dampfern und Frachtſchiffen, Kohlen- und Eiſenbooten liegen in unabſehbarer Reihe nebeneinander, und ebenſoviele ſchießen auf den gelben ſchmutzigen Fluthen auf und nieder. Hohe Speicher und Magazine ſchließen das rechte Flußufer ein, und empfangen tagsüber — monatelang — die reichen Schätze des Bodens, die Baumwolle, den Zucker, Getreide, Feldfrüchte, Kohlen und Eiſen, bis endlich Hochwaſſer oder Eis den Schifffahrts-Verkehr unmöglich machen.

Unſer Schiff wechſelt in St. Louis ſeine Ladung. Der untere Raum wird mit Ballen, Fäſſern und Kiſten, mit Ackerbau-Werkzeugen, Pflügen und allerhand Induſtrie-Produkten, ſogar Möbeln, Whisky-Fäſſern u. ſ. w. vollgeſtopft, während ſich der Salon des oberen Stockwerkes mit Paſſagieren und Hauſirern füllt, die noch in der letzten Minute ihre Reiſe-Artikel und Eßwaaren an den Mann bringen wollen. Hunderte von zerlumpten Schwarzen beſorgen das Verladen der Waaren, während ebenſoviele Negerjungen die Paſſagiere umdrängen oder ſich am Quai herumbalgen. Das Bild iſt ein ſehr bewegtes. Meiſtens ſind es männliche Paſſagiere, „Gentlemen“, welche ſich in St. Louis uns zugeſellen, ernſte, lange, hagere Geſtalten, rauchend oder Tabak kauend, die Hände in den Taſchen und den Hut auf dem Kopf. Sie kommen

allein, ihre Handtäſchchen, (in Amerika „Satchel“ genannt) und den Regenſchirm ſelbſt tragend. Der Amerikaner, beſonders jener des Weſtens kennt das Wort Gepäck nicht. Omnia mea mecum porto iſt ein praktiſcher Wahlſpruch, und auch die Abſchiedsſcenen, die Begleitung von Familie, Weib und Kind bis zum Schiffe und alle dieſe gewiß unangenehmen, wenn auch wohlgemeinten Zuthaten europäiſcher Reiſen fehlen hier gänzlich. So bewegt auch das Leben auf dem Dampfer ſein mag, ſo ruhig iſt es auch. Der Amerikaner iſt ſehr ſchweigſam. Man hört nichts als das Raſſeln der Ketten, das Rollen der Handwagen, das Poltern der Kiſten und Ballen und hie und da den Ruf eines Zeitungsjungen oder Obſthändlers, aber niemals ein lautes Geſpräch, Pfeifen oder Singen. Die Schweigſamkeit der Schiffsmannſchaft und des Kapitäns iſt ebenſo ſprüchwörtlich, außer ein paar halblauten, nur der Mannſchaft verſtändlichen Kommandoworten hört man keine Silbe. Nur der „Chief Mate“ ſchreit und flucht und treibt die ſchwarzen Deckarbeiter zur Arbeit an, daß ſie wie toll hin und wieder ſtürzen, und die Waarenberge des Wharfbootes unter ihren Händen wie Butter ſchmelzen! Sie bieten einen pittoresken Anblick dar, dieſe rabenſchwarzen, flachnaſigen Deckarbeiter, einen Anblick der jeden Maler in wahres Entzücken, jeden Philanthropen jedoch in Trauer verſetzen muß! Hier iſt das Bild eines derartigen Neger-Gentleman! Aus der Ferne betrachtet, eine Parodie zum Wald von Dunsinan, ein wandelnder Sack von Lumpen, mit ein paar blendend weißen Flecken, die ſich ſpäter als das Weiße der Augen und als zwei Reihen von Zähnen eines menſchlichen Weſens herausſtellen! Die Geſtalt iſt gebrochen, der Kopf nach vorne geneigt, die Hände ſchlottern am Leibe. Ein Quodlibet von loſe zuſammenhängenden Schmutzfetzen bildet die Bekleidung. Ein Hut, vielfach durchlöchert, beſchmutzt und ohne Krämpe ſitzt auf der ſchwarzen, ſtaubigen Wolle des Kopfes. Die Füße ſind mit Ueberreſten von Schuhen bekleidet, die der „Darkey“ vor Jahren vielleicht in einer Goſſe gefunden. Hals, Hände, Geſicht ſind runzlig, mit Schmutzkruſten überzogen, die der Haut das Ausſehen von Alligatorleder geben. — Das iſt der Freed Man, der befreite Neger, der mit dem Weißen gleiches Recht vor Geſetz und Wahlurne hat! Das hat ihnen die Freiheit gegeben! Das iſt das Reſultat des Bürgerkrieges. Endlich iſt das Schiff beladen, die Paſſagiere ſind an Bord. Das Glocken-Signal ertönt. „Good bye!“ Aus den zwei dünnen hohen Eiſenſchlotten ſtrömt der weiße Dampf hervor. Die großen Schaufelräder greifen in die gelben Schlammfluthen, und in einigen Minuten ſchwimmen wir wieder in der Mitte des Stromes, zwiſchen zahlloſen andern Schiffen hindurch nach dem Süden. Eine mehrtägige Reiſe ſteht uns bevor.

Hinter dem Weichbilde der großen Hauptſtadt des Weſtens hört auch das bewegte Flußleben allmählig auf, denn während wir es in St. Louis auf einen Raum von etwa zwei Meilen conzentrirt ſahen, iſt es hier auf einer Tauſende Meilen langen Strecke vertheilt; ähnlich wie man das Leben auf den Eiſenbahnen eigentlich in ſeiner

ganzen Größe nur an den Endpunkten, in den Bahnhöfen finden kann. Und St. Louis ist ein solcher Bahnhof für den Mississippi. — Im Grunde genommen, hat sich jedoch der Verkehr auf dem Strome nicht in demselben Maße, wie die Bevölkerung der anliegenden Staaten vergrößert, denn mit der letzteren kamen die Eisenbahnen und diese übernahmen einen großen Theil des Personen- und Gütertransports. Außerdem werden viele Waaren statt auf dem Wasserwege über New-Orleans und um die Halbinsel Florida herum, auf dem weit kürzeren und schnelleren Wege der Eisenbahn nach den atlantischen Städten, nach New-York, Philadelphia und Baltimore gebracht.

Zwischen St. Louis und New-Orleans konnten sich dementsprechend keine bedeutenden Städte mehr entwickeln. Cairo, Evansville, Memphis und Vicksburg sind darunter die größten, allein ihre Einwohnerzahl beläuft sich auf höchstens Zwanzig- bis Vierzigtausend. Selten legt der Dampfer auf der langweiligen Reise an den Ufern an, um Holz zu nehmen oder aus- und einzuladen, und diese Landungen sind die einzigen interessanten Momente der ganzen Reise. Hat sich der Schiffskoloß den Ufern hinlänglich genähert und seine Ankerstangen, Fühlhörnern gleich, ausgeworfen, so stürzt auch schon eine Schaar zerlumpter Neger herbei, um die Ladungsarbeiten zu besorgen. Ihre Bekleidung (wenn es erlaubt ist, den an ihren schön modellirten Körpern herabhängenden Fetzen diesen Namen zu geben), besteht gewöhnlich aus einem zerrissenen, in der Farbe von ihrer Haut nur wenig verschiedenen Hemd, und ein paar Beinkleidern, die eben nur die Hüften und Schenkel nothdürftig bedecken. Zur Nachtzeit, wo das Landen bei Fackelbeleuchtung geschieht, gewinnt das ganze Bild an Romantik. In der Dunkelheit gewahrt man zwischen den Bäumen verborgen eine halb verfallene Ansiedlung, oder ein einzeln stehendes Haus. — Die Waarenballen und Fässer liegen unter freiem Himmel, dem Schutze Gottes überlassen. Von Hafen-Anlagen, Landungs-Brücken und Waaren-Schuppen ist an den meisten Landungsstellen keine Spur. — In diesen Dingen kann man theilweise die Civilisationslosigkeit und das Elend des amerikanischen Südens erkennen, der sich in den Mississippi-Staaten erst in neuester Zeit etwas zu heben anfängt. —

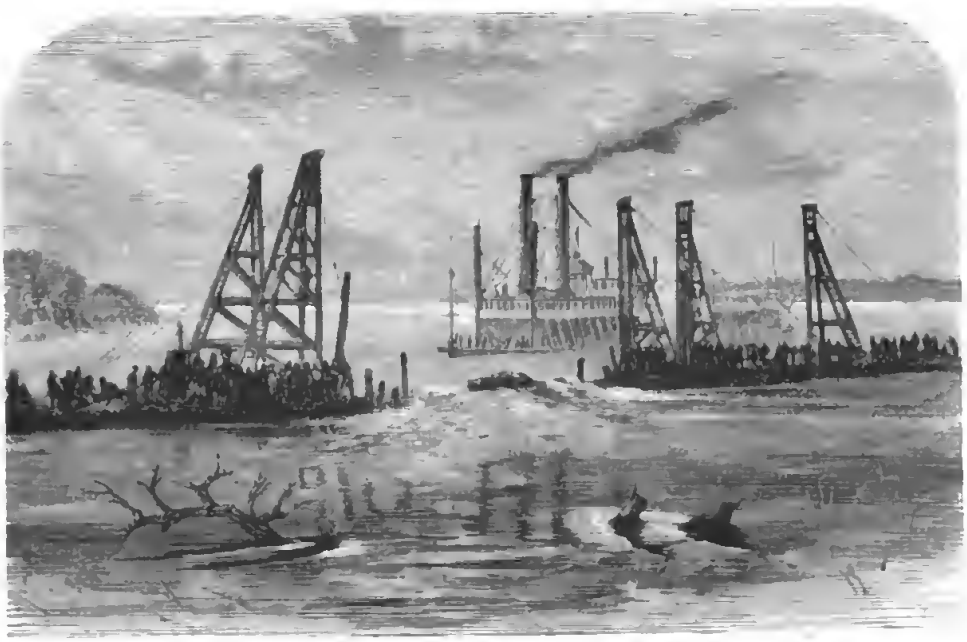
Wir sehen hier die unglaublichsten und verschiedensten Artikel aus- und einladen. Gewürzbüchsen, Agrikultur-Maschinen, Eisblöcke (die dem Süden während des Sommers ebenso nothwendig sind, wie die Nahrungsmittel selbst), Lokomobilen, ganze Tonnen von Whisky, der in St. Louis oder Chicago gebrannt, im Süden in den unglaublichsten Quantitäten abgesetzt wird und das beliebteste Getränk von Schwarz und Weiß, von Neger wie Pflanzer bildet. — Der Neger wird, je weiter wir nach Süden fahren, immer zahlreicher. Schon St. Louis könnte in dieser wie in anderen Beziehungen beinahe zu einer südlichen Stadt gerechnet werden. Auch die Bedienung auf unserem Schiffe wird durch Neger besorgt, in denen sich die Emanzipation, das

Selbſtbewußtſein noch nicht in dem Maße entwickelte, wie in den nördlichen Städten. Hier ſind ſie vorzügliche Diener, dort entſetzliche „Gentlemen“. —

So ſchwimmen wir denn auf dem breiten, gelben Strombett, — halb durch die Kraft der Maſchine getrieben, halb von den reißenden Waſſermaſſen fortgeſchwemmt gegen Süden. Die Reiſe iſt ebenſo einförmig und reizlos, wie es der Strom und ſeine Uferlandſchaften ſind. Wohl befreundet man ſich bald mit der trüben, gelben, vollſtändig undurchſichtigen Waſſerfläche, allein nur der Wechſel der Beleuchtung und Tageszeit verleiht ihr einigen Reiz, und gewinnt uns das einzige Intereſſe ab. Der breite Strom iſt ruhig, ohne Wellen, ohne ſichtbare Bewegung. Die weit entfernten Ufer zeigen ſich auf beiden Seiten während der ganzen Reiſe als niedrige gelbe Sandflächen mit dunklem, ebenſo niedrig ſcheinenden Walde. Selten erſcheint eine Inſel mit Wald oder Röhricht bedeckt, eher ſieht man ein losgeriſſenes Stück Land mit Baumwuchs ſtromabwärts ſchwimmen, und dort in der Mitte des Fluſſes eine niedrige Sandbank, die vielleicht morgen verſchwunden iſt, um ſich an einer anderen Stelle wieder anzuſetzen. Der Ausblick ſtromauf und abwärts wird durch die unzähligen Krümmungen verhindert, ſo daß der ungeheure Strom, von allen Seiten Ufer zeigend, eigentlich mehr einem Landſee ähnelt. — Am troſtloſeſten iſt der Anblick des Stromes bei Cairo, wo ſich die Waſſer des mächtigen Ohio (ſprich Ohaio) in den Vater der Ströme ergießen. Im Vergleich zu dieſer Stelle erſcheint die ödeſte Gegend, welche wir bisher paſſirten, voll von Intereſſe. Die Ufer ſind hier weit ins Land hinein ſo flach, niedrig und ſumpfig, daß ſie zu gewiſſen Zeiten bis an die Hausdächer überflutet ſind. Es iſt eine Brutſtätte von Fiebern, Krankheiten und Tod, ein troſtloſer Sumpf, in welchem die halb unfertigen Blockhäuſer halbwilder Neger verrotten. Hie und da zeigt ſich ein Fleckchen ſpärlicher Vegetation, ein bischen Wald. Aber zwiſchen den Bäumen ſpiegelt die Waſſerfläche hindurch, die hier das Land monatelang im Jahre bedeckt. Anderwärts ein Segen, hier ein Fluch; die aufkeimende Vegetation erſtickend, und das Land aller Kultur ferne haltend. Aber deſto großartiger war der Sonnen-Untergang, den wir hier genoſſen: Zuerſt die wunderbaren Färbungen des Firmaments in allen rothen und gold'nen Tinten, die ſich getreu auf der Waſſerfläche widerſpiegelten und die Wellenkämme mit Sonnenlicht durchglühten. Iſt die Sonne endlich hinter dem Horizont verſchwunden, dann werden Gebüſch und Wald an den Ufern zu zwei ſchwarzen horizontalen Linien, welche wie niedrige Zäune die breite Straße des Miſſiſſippi einfaſſen, die ſich im Wiederſchein des letzten Abendroths wie flüſſiges, ſchimmerndes Gold darſtellt, deſſen Glanz man noch hie und da in einzelnen Punkten in den Wäldern am Ufer verfolgen kann, wo den Boden das ausgetretene ſtagnirende Waſſer bedeckt. Mit dem Fortſchreiten unſeres Schiffes verſchwinden die Lichteffecte hinter den Baumſtämmen oder tauchen Irrlichtern gleich an neuen Stellen wieder auf, verfolgen uns in der Ferne auf dem

ganzen Wege, immer ſchwächer, immer bläſſer werdend, bis ſie endlich verſchwinden. Dann iſt auch die Waſſerfläche des Stromes farblos, einförmig, grau, und nur in den Wellen, welche das Schiff mühſam aufpeitſcht, erſcheint noch das blaſſe Goldlicht. So ziehen wir ruhig durch die Waſſer-Einöde hin, und wenn wir in die Fluthen hinabblicken, dann erſcheinen ſie uns wie die Dunkelheit ſelbſt.

Aber jetzt kommt auch ſchon der Mond hervor und badet das ganze Bild wieder in derſelben Weiſe in ſein ſilbernes Licht. Wieder erſcheinen die hellen Punkte, die Irrlichter, wieder kräuſeln die Wellen hinter dem Dampfſchiff und verſchwinden



Das Entfernen von Snags.

immer ſchwächer werdend, in der Ferne; aber wie es früher goldiges Abendroth war, ſo iſt es jetzt das magiſche Weiß des Mondes. Dieſe Spiegelung ähnelt manchmal dem Phosphoresciren des Meeres, nur daß ſie hier als glattes glänzendes Silber auf der Oberfläche erſcheint und nicht aus der Tiefe emporkommt wie beim Meere. —

Der Miſſiſſippi führt eine unglaubliche Maſſe von allerhand Objekten in ſeinen trüben Fluthen mit ſich: Baumſtämme und Aeſte, thieriſche Leichname, ſchwimmende Inſeln und Grasflächen, Pflanzen aller Klimate, Früchte. Das kleinere Treibholz wird gewöhnlich ſchon oberhalb St.-Louis von Negern weggefiſcht, die einen eigenen, einträglichen Handel damit treiben. Die häufigſte und gefährlichſte freiſchwimmende Ladung des Miſſiſſippi ſind jedoch die Bäumſtämme aus den Urwäldern des oberen Flußlaufes.

Dieſe ſind es, welche ſchon Tauſenden von Schiffen, groß und klein, den Untergang bereiteten, und den größten Schrecken der Miſſiſſippi-Schifffahrt bilden. Sie führen den Namen „Snags“ und verrathen ſich, unter dem Waſſerſpiegel verborgen, auf dieſem nur durch kleine, dem Unerfahrenen kaum erkennbare Wirbel. Die großen vom Strome entwurzelten Bäume ſchwimmen eine Zeit lang auf der Oberfläche des Waſſers, bis ihre Wurzeln ſich auf dem ſchlammigen Grunde fangen und durch den am Grunde ſtets fortlaufenden Triebſand feſt verankert werden. Die Krone des Baumes wird durch die Strömung fortgeriſſen und deſſen Stamm endlich vollſtändig zugeſpitzt, während er ſich gleichzeitig in der Richtung des Stromes, alſo ſtromabwärts neigt; Verderben jedem Dampfer bringend, der ahnungslos ſich einem dieſer „Snags“ nähert! Er reißt ſich ſelbſt ein Leck in den Boden und geht unter, ehe an eine Rettung gedacht werden kann. Hauptſächlich ſind ſie ihrer ſtromabwärts gerichteten Neigung wegen den ſtromaufwärts fahrenden Schiffen gefährlich.

XI. Die Prairien.

A. Durch Kanſas.

1. Kanſas-City und ſeine weſtlichen Verkehrswege.

Weſtwärts! Weſtwärts! Prairie und Pikes Peak! — — Das war unſere Parole, als wir von den Ufern des Miſſiſſippi aufbrechend, ſeinem größten Nebenfluſſe, dem Miſſouri zueilten.

Weſtwärts! — Das war auch einſtens, vor drei Jahrhunderten das Feldgeſchrei des Spaniers Coronado geweſen. Er war der erſte Weiße, der das Prairie-Land weſtlich des „Vaters der Ströme“ betrat. — Es war der Ruf der durch die weiße Civiliſation von den Küſten des Oceans vertriebenen Indianer-Stämme, und noch ſpäter, vor kaum zwanzig Jahren ward es zum Loſungswort ſo manches Europäers.

Aber dieſe Europäer, die damals jenen räthſelhaften, unerforſchten, Hunderttauſende von Quadratmeilen großen Länderſtrecken zuzogen, waren ſolche, deren Auswanderung nach der neuen Welt dem Mutterlande keinen Schaden, Amerika jedoch noch weniger Nutzen brachte. Es waren größtentheils junge Abenteurer, die theilweiſe ſchon in den großen Städten des Oſtens liegen blieben, oder im Weſten gerade in jenen Prairien zu Grunde gingen, die ſie einſt — durch

falſche Schilderungen irre geleitet, als das Eldorado des Abenteurers, als das Paradies des Goldgräbers angeſehen hatten!

Weſtwärts! Damals war dieſe Parole ein Schwanengeſang. — Alle, die dahin zogen, um neues Leben, neues Glück zu ſuchen, fanden Elend und Tod. Zögen ſie heute hin, ſie würden das finden, was ſie damals vergeblich angeſtrebt hatten.

Amerika wächſt ſchnell, und jene Gegenden, die noch vor zehn Jahren der Sitz des wüſten Indianerlebens waren, auf denen Buffalo- und Antilopenheerden gefolgt von Panthern und Coyotes umherſchweiften, ſind heute Sitze blühender Cultur. Die Civiliſation ſchreitet mit Rieſenſchritten gegen Weſten, ſchneller als das Auge des europäiſchen Beobachters ihr folgen kann, und darum treten auch dem europäiſchen Touriſten bei jeder Wendung neue Ueberraſchungen, neue Wunder in den Weg. Die Erwartungen und Begriffe bezüglich der Prairien, jener ungeheuren Ebenen weſtlich des Miſſiſſippi, ſind bei vielen Europäern aus alten Reiſebüchern geſchöpft, und ſie waren vielleicht ſchon zu jener Zeit nicht mehr wahr, als dieſe Literatur an die Oeffentlichkeit gelangte.

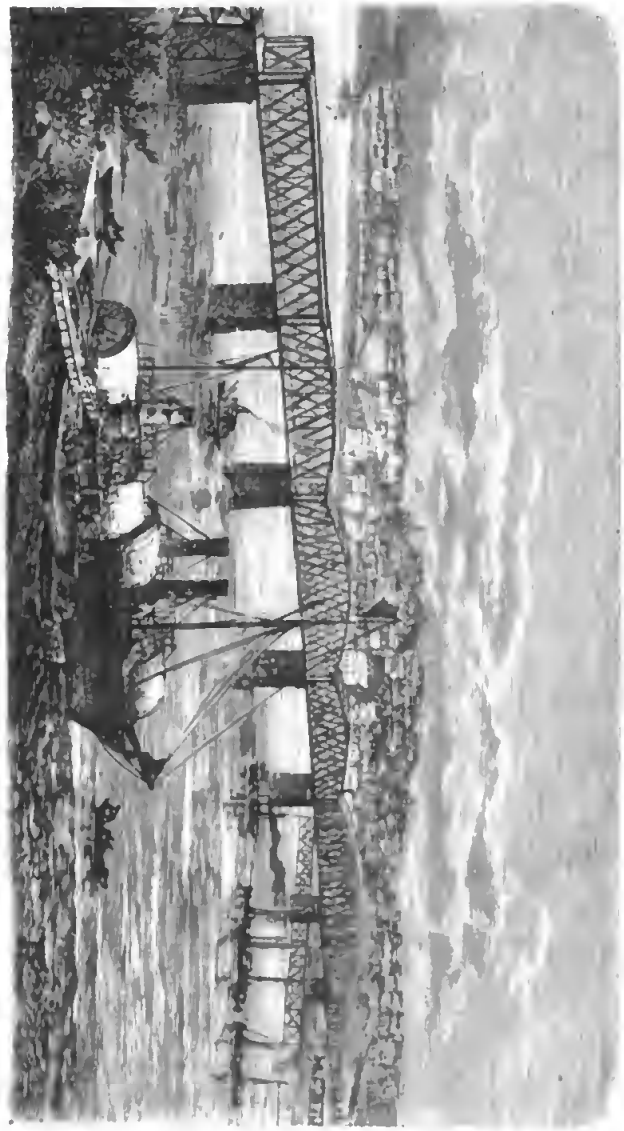
Wir hatten St.-Louis verlaſſen und befanden uns auf der Reiſe nach Kanſas City, der letzten größeren Stadt des fernen Weſtens.

Die Fahrt iſt eine der eintönigſten, die man ſich denken kann. Siebenzig Meilen weit folgt die Bahn dem Laufe des Miſſouri, einem traurigen Strome, deſſen trübe, ſchlammige Waſſermaſſen im Vereine mit dem Grau-Grün der wenigen Bäume an ſeinen flachen Ufern, alle jene großartigen Vorſtellungen in uns erſterben ließen, die einſtens durch glühende, unwahre Schilderungen wachgerufen worden waren. Bayard Taylor nennt den Miſſouri den häßlichſten Strom der Welt, und es giebt nur noch einen, der ihm an Langweiligkeit der Scenerie gleich kommt: der untere Miſſiſſippi.

Wir legten die 277 Meilen lange Strecke nach Kanſas City glücklicherweiſe zur Nachtzeit zurück, in einem jener eleganten Schlafwaggons, deren Einführung auf europäiſchen Bahnen ſo langſame Fortſchritte macht. Es giebt keine größere Annehmlichkeit auf Reiſen, als dieſe prachtvoll ausgeſtatteten fahrenden Salons, in denen wir die Nacht über vortrefflich ſchliefen. Ein einziger Zwiſchenfall erregte unſer Intereſſe: es war der Brand eines großen Paſſagierdampfers, der mitten im Strome lag, und deſſen hoch aufflackerndes Feuer das Innere unſeres Waggons blutroth erleuchtete. Am nächſten Morgen laſen wir in den vom Druck noch feuchten Tagesblättern, daß einer der Paſſagierdampfer des Miſſouri, glücklicherweiſe ohne Verluſt von Menſchenleben, total niedergebrannt war.

Je mehr wir uns den Grenzen von Kanſas näherten, deſto ſchöner geſtaltete ſich das Land, das wir durchfuhren. Auch hier war einſt das Jagdgebiet des Indianers geweſen; auch hier war todte, einförmige Prairie, nur vom wilden Buffalo und Antilopen bewohnt! Der Fleiß des Einwanderers hat hier Wunder gewirkt.

Blühende Landſchaften lachen uns entgegen. Grüne Felder, ſo weit das Auge reicht. Ueppige Weingärten mit alten Burgunderträuben und Rießling ſteigen an den ſanften Anhöhen dieſes Wellenlandes empor. Dichtes Gehölz folgt dem Lauf der Flüſſe, und prächtige Orangenhecken umgeben die Graſeplätze für das ſchöne Vieh.



Kanſas-City.

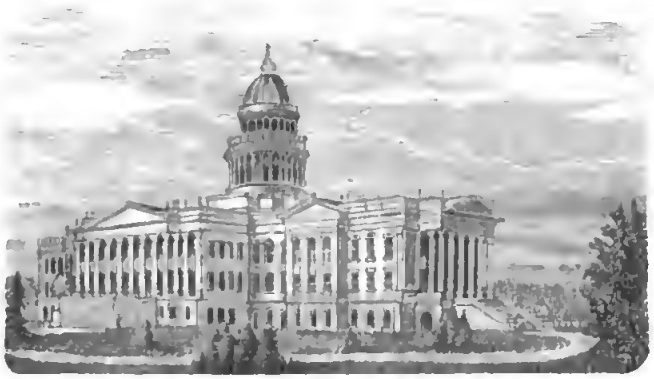
Endlich erreichten wir wieder das ſüdliche Ufer des Miſſouri, und kurze Zeit darauf erblickten wir auch ſchon die erſten Häuſer der zweiten Hauptſtadt des Staates Miſſouri, von Kanſas City.

Die Geſchichte von Kanſas City iſt nicht ohne Intereſſe. Einſt — und dies iſt noch nicht ſo lange her, — befand ſich St.-Louis auf dem äußerſten Grenzpoſten der amerikaniſchen Civiliſation. St.-Louis war der Hafen von Palos, von wo aus die kühnen Pioniere des Weſtens den grünen Ozean der „Plains" durchſchiffen wollten, um Columbus gleich, ein neues Eldorado zu erforſchen. Hier wurden die bedeckten Einwanderer-Wagen und das Zugvieh, Ackergeräthe und Waffen gekauft, und von daher erhielt es auch den paſſenden Namen „the outfitting place of the west." Späterhin, als die Gegenden zwiſchen Miſſiſſippi und Miſſouri kultivirt wurden und reiche Ernteſrüchte trugen, da wanderten Feldfrucht und Vieh wieder nach St.-Louis auf den Markt, um von dort nach den bevölkerten atlantiſchen Staaten transportirt zu werden.

Aber die Civiliſation macht in jenen Gegenden die überraſchendſten Fortſchritte. Die glühenden Schilderungen der Goldfelder Californiens und Colorado's durchwanderten die europäiſchen Zeitungen. Sie brachten einen Strom von Einwanderern nach jenen Gegenden, aber während die Tollkühnſten unter ihnen die damals ſo gefahrvollen Prairien überſchritten, blieben Tauſende diesſeits derſelben zurück. Das Gold, das jene in den Bergen und Flüſſen ſuchten, das konnten ſie ja leichter noch auf dem Weizenfeldern finden. So wurde die Parabel von dem im Weinberge ver-

Das erſte Staats-Kapitol von Kanſas.

grabenen Schatz zur Wirklichkeit. Die Leute bearbeiteten das Land und ſchufen Farmen und während die Goldſucher größtentheils enttäuſcht nach dem Oſten zurückkehrten, hatten die Ackerbauer in ihrer Arbeit auf dem Felde ihr Brot, ihre Heimſtätte, ihr Gold gefunden.



Das heutige Staats-Kapitol von Kanſas

Durch dieſes Weitergreifen der Civiliſation wurde St.-Louis aus ſeiner Lage an den Ufern des grünen Ozeans unverſehens in die Mitte eines blühenden Landes verſetzt. Die Auswanderer konnten bis an die Mündung des Kanſas fortſchreiten, und hatten ſich erſt da mit den nöthigen Artikeln für die Reiſe über die Plains zu verſehen. Und deshalb entſtand hier, an der Einmündung des Kanſasfluſſes in den Miſſouri eine kleine Anſiedlung, die ſich allmählig zu der Stadt Kanſas-City entwickelte. Im Jahre 1860, alſo vor 25 Jahren, betrug ihre Einwohnerzahl 4000 Seelen, 1870 ſchon 32,000 und heute 120,000, ſie iſt ſomit die volkreichſte Stadt zwiſchen dem Miſſiſſippi und dem ſtillen Ozean.

Kanſas City liegt in hügeliger, anmuthiger Gegend auf dem hoch emporſteigenden rechten Ufer des breiten, gelben Miſſouri, deſſen Fluthen hier noch durch den Kanſas verſtärkt werden. Große Dampfer ſchwimmen auf dem Strom, ſeine Ufer ſind weithin mit Bahnhöfen und blinkenden Schienennetzen bedeckt, denn nicht weniger als dreizehn Bahnen treffen hier zuſammen, auf denen täglich gegen hundert Perſonen- und dreihundert Frachtenzüge nach allen Weltgegenden auslaufen. Eine ſchöne eiſerne Brücke von 1400 Fuß Länge überſpannt den breiten Strom.

Die Stadt ſelbſt liegt auf einer ſteilen Anhöhe im Süden und beherrſcht das ganze umliegende Terrain mit ſeinen Städtchen, Waldungen und Feldern. Steile Straßen winden ſich vom unteren, am Fluſſe gelegenen Stadttheil die Höhe hinauf. Im unteren Stadttheil hat ſich das Immigranten- und Arbeitsleben abgelagert, während der obere Stadttheil die faſhionabeln Kaufläden und Bureaus, ſowie die eleganten Wohnungen der wohlhabenden Bürger enthält. — Drunten am Ufer findet man ein eigenthümliches Gemiſch von ſchlechten Herbergen und Wirtshäuſern, halb zerfallenen iriſchen Arbeiterwohnungen, Waaren-Depots, Viehmärkten und Schlachthäuſern. Die Häuſer ſind zumeiſt aus Holz gebaut und transportabel, die Straßen breit, ſchlecht und ſchmutzig, ſo daß man dieſen Stadttheil mit Recht πηλοπολις, Kothſtadt nennen könnte. Aber dabei kann ſie doch noch auf einen andern Namen Anſpruch erheben, der wohl nicht weniger unſchön, als der erſte, aber dafür deſto kräftiger iſt: Porcopolis, Schweineſtadt. Kanſas City, oder vielmehr bloß ſein unterer Stadttheil, rivaliſirt mit Chicago und Cincinnati im Schweinehandel. In Kanſas iſt es dieſen Lieblingsthierchen aller Gourmands leicht, ihren Leib zu Nutz und Frommen habgieriger Menſchen auszumäſten, und dann ſcheint die erwähnte Kothſtadt vermöge ihres weichen, klebrigen Bodens ſchon an und für ſich große Vortheile für die kräftig aufſtrebenden Rüſſelthiere zu beſitzen.

Ein Beſuch des größten Schlachthauſes der Stadt zeigte uns, mit welch' rührender Humanität bei der Beförderung derſelben ins beſſere Jenſeits verfahren wird. Das Etabliſſement beſitzt 3 Dampfmaſchinen mit zuſammen 80 Pferdekräften. Die Schweine werden auf Rampen direkt von den Waggons ins Schlachthaus getrieben. Eines nach dem anderen wird plötzlich am Hinterbein erfaßt und auf mechaniſche Weiſe an einem kleinen Krahnen aufgehängt. Derſelbe ſchwingt es durch eine Thüre, aus der noch kein Schwein lebend zurückgekehrt iſt, denn hinter dieſer verhängnisvollen Pforte empfängt es von einem kräftigen, gewandten Manne den Todesſtoß. Das Thier fliegt nun einen Trog entlang, durch eine andere Pforte und ſtürzt dann kopfüber, in einen großen, mit ſiedendem Waſſer gefüllten Behälter. Unſichtbare Maſchinen treiben es bis an das andere Ende der ſchrecklichen Badewanne, wo ein Waſſerrad es aufhebt und auf einen langen, geneigten Tiſch ſchleudert. Dort wird es von einer anderen Maſchine erfaßt, die es mit einer Um-

drehung von allen Borſten befreit; gleitet den Tiſch entlang, verliert unterwegs, an einem beilbewaffneten Manne vorbeikommend, den Kopf und iſt im nächſten Augenblick ſchon wieder an den Hinterbeinen aufgehängt. Ein Schnitt, ein Griff, und ein Arbeiter hat es ſeiner Eingeweide entledigt, während ein anderer den Körper mit Waſſer abſpült. Es paſſirt die ſtählerne Stange entlang, an dem Stand eines Beamten vorbei, wo es durch eine mechaniſche Vorrichtung ſein eigenes Gewicht ankündigt, und fliegt hierauf um eine Ecke und in das Eishaus. Ein langer Schnitt durchfährt dort den Körper, zwei Beilhiebe entfernen das Rückgrat und im nächſten Moment hängt er in zwei Hälften da. Die ganze Procedur geht ſo fabelhaft raſch vor ſich, daß ſie gerade durch dieſe Schnelligkeit ihrer Schrecken beraubt wird. Eben ſchrie noch das Schwein, weil man es am Hinterbein erfaßt hatte, und ſchon fünfunddreißig Secunden ſpäter hing es kalt und ſteif, gereinigt und kopflos, in zwei Hälften im Eishaus, um ſich ſpäter noch in Schinken, Speckſeiten und Rippenſtücke zu verwandeln*).

Wir ſahen Vorrathshäuſer, in denen auf großen, längs der Decke hinlaufenden Streben Zehntauſend ſolche mit Damaſt überzogene, appetitlich ausſehenden Schinken aufgehängt waren. Wie täuſchend ſahen ſie jenen aus Holz gedrechſelten Schinken ähnlich, die in dem letzten amerikaniſchen Kriege betrügeriſcherweiſe den ſüdſtaatlichen Truppen geliefert wurden!

Wie die Schlachtſtätte, ſo muß man auch die Räucheröfen und die ungeheuren Kellereien für das Einſalzen des Specks bewundern, in denen der letztere neben Bergen von Pökelſalz zu nicht minder hohen Bergen aufgeſchichtet iſt.

Die Saiſon für die Schweine- und Ochſenſchlächterei dauert jährlich etwa 8 Wochen, während welcher in dem erwähnten einen Schlachthauſe allein täglich 4500 Schweine und etwa 1000 Stück Rindvieh geſchlachtet werden; — und derartige Schlachthäuſer beſitzt Kanſas City mehrere! —

Wo derartige Etabliſſements beſtehen, da muß auch der Markt an Schweinen und Vieh ein bedeutender ſein. Und das iſt er auch. Nahe dem Ufer des Miſſouri liegt die ſogenannte „Viehbörſe“ und hinter ihr befinden ſich ungeheure, mit Planken umzäunte Viehgärten, in denen wir zur Zeit unſeres Beſuches nicht weniger als ſechstauſend Stück texaniſchen Viehs ſahen, das von hier aus entweder nach Oſten verſandt wird, oder aber hier in die Arme des Schlächters fallen ſollte.

Der obere, auf den Anhöhen des Miſſouri gelegene Stadttheil von Kanſas City überraſcht durch die Größe ſeiner Häuſer und die Schönheit der Straßen. Elegante Hôtels und Baukgebäude, Zeitungsbureaus und Waarenlager füllen die Stadt, die noch dazu mit einem Gürtel von ſchönen, neugebauten Villen und Landhäuschen umgeben iſt.

* * *

*) „Neue Pfade im fernen Weſten“. Topeka 1884

Die Entfernung zwiſchen den beiden größten Handelsplätzen an der atlantiſchen und Pacific-Küſte Nord-Amerika's — von New York bis San Francisco — beträgt circa 3000 engl. Meilen. Eine Linie von New York nach San Francisco gezogen, würde ungefähr mit der geographiſchen Mitte des Continents zuſammenfallen; längs dieſer Linie finden wir die Handelsmetropolen des Inlandes, nie mehr als 100 Meilen von derſelben entfernt. Unter den Handelsſtätten im Centrum der Ver. Staaten macht ſich wie geſagt namentlich Kanſas City durch ſeine rapide Entwicklung und ſeine ſtetig wachſende Bedeutung für den internen und internationalen Handel bemerkbar. Ihr Geſchäftsverkehr iſt um das 20 fache geſtiegen. Die Urſachen dieſes rieſigen Wachsthums liegen lediglich in der Centraliſation großer Eiſenbahnſyſteme, von welchen das der Atchiſon-, Topeka- und Santa Fé-Eiſenbahn das bedeutungsvollſte iſt. Dasſelbe erſchließt die unerſchöpfliche Getreidekammer von Kanſas, überſteigt das erzreiche Felſengebirge, führt durch die Obſt- und Weingärten New Mexikos, durch den Bergbauſtaat Arizona, durch die Orangenhaine von Californien zu den Handelsſtädten an der Pacific-Küſte, und ſetzt uns neuerdings mit dem bisher unerſchloſſenen Lande der Azteken, mit der altehrwürdigen Hauptſtadt Mexiko in Verbindung. Von New York bis Kanſas City — eine Entfernung von 1350 Meilen — führt die Eiſenbahn durch dicht beſiedelte Gegenden, durch volkreiche Städte. In dieſem Theile der Union iſt die Hauptaufgabe der Entwicklung des Landes gelöſt, dagegen iſt der große Weſten jetzt das Feld der Entwicklungsperiode — hier liegt die nächſte große Zukunft der Amerikaner.

An der Erſchließung der großen Hilfsquellen des Weſtens zu arbeiten, Theil zu nehmen an der Ausbeute der großen Reichthümer, ſind nicht blos die eingeborenen Amerikaner berufen, es ſind alle Nationen, beſonders die europäiſchen dazu eingeladen. Die Verkehrsverhältniſſe ſind heute hier derart, daß auch der verwöhnteſte Touriſt ſich nicht zu ſcheuen braucht, ſich in die einſt unwirthliche Gegend zu wagen. Die Beſchwerden, welche früher den Reiſenden hier erwarteten, die Entbehrungen und Kämpfe, welchen die alten Grenzbewohner ausgeſetzt waren, gehören zu einem längſt überwundenen Standpunkte. Es iſt eine bekannte Thatſache, daß die amerikaniſchen Eiſenbahnen durch ihren Comfort und Luxus zu den beſt eingerichteten Verkehrsanſtalten gehören, und die Atchiſon-, Topeka- und Santa Fé-Bahn ſteht in dieſer Beziehung oben an.

Wie ſchon erwähnt, iſt Kanſas City der öſtliche Hauptausgangspunkt des großen Eiſenbahnſyſtems der Atchiſon-, Topeka- und Santa Fé-Route. Zunächſt führt ſie uns durch die fruchtbaren Gefilde von Central- und dem ſüdlichen Kanſas; in Colorado, wo ein Zweig weſtlich die Rocky-Mountains überſteigt und durch Utah und Nevada direkt nach San Francisco läuft, wendet ſich die Hauptlinie ſüdweſtlich nach New Mexiko, ſendet hier einen weiteren Zweig durch den nördlichen Theil

Arizonas nach Süd-Californien, welcher ebenfalls in San Francisco endet, dann setzt die erstere ihren Lauf in direkt südlicher Richtung fort, bis sie bei Rincon gleichfalls einen westlichen Cours einschlägt und durch das südliche Arizona, Süd-Californien den Anschluß an die vorerwähnte Linie zu erreichen sucht. So ist dem Touristen die Wahl gegeben, auf drei verschiedenen Wegen, von denen jeder in eigenartiger Weise eine große Fülle von höchst interessanten Erscheinungen bietet, San Francisco und andere wichtige Punkte an der Küste des Stillen Meeres zu erreichen. Im Verfolg der direkt südlichen Richtung der Hauptlinie in New Mexiko wird der Tourist durch den Anschluß an die Mexican Central-Eisenbahn über die Tafelländer der mexikanischen Republik nach deren historisch merkwürdigen Kapitale, Mexiko, geführt.

Die Geschichte der Eisenbahnen im Westen der Union bietet die eigenthümliche Erscheinung, daß dieselben nicht, wie erwähnt, der Civilisation und Culturentwicklung des Landes gefolgt sind, sondern daß sie die Träger der letzteren waren, daß ihnen der Ruhm der Pionierarbeit gebührt. Wie der Erfolg zeigt, war das kühne Unternehmen — die Anlage der Atchison-, Topeka- und Santa Fé-Bahn —, entgegen allen pessimistischen Prophezeihungen, keine verfehlte Spekulation, wofür uns in erster Linie Kansas den Beweis liefert. Zwar wurden die Schienen in eine Gegend gelegt, wo weder Städte noch Ansiedlungen waren, wo keine Bevölkerung existirte, deren Erzeugnisse auf die Beförderung nach den Märkten warteten, oder der die geringsten Bedürfnißartikel hätten zugeführt werden können, der Eisenweg hat aber aus der Wildniß ein Culturland hervorgezaubert. Blühende Industrie- und Handelsstädte bezeichnen heute den Weg der Bahn: wo früher wilde Büffelheerden über die Prairie dahinjagten, weidet sich das Auge an üppigen Saatfeldern, an fruchtbaren Obst- und Weingärten. Ueber eine Million Menschen nennen heute Kansas ihre Heimath und erfreuen sich eines behäbigen Wohlstandes.

Kansas verlassend, wollen wir den drei verschiedenen Routen, auf welchen San Francisco zu erreichen ist und zunächst der mittleren oder Needles Route, eine kurze Betrachtung widmen:

Nach der Station La Junta in Colorado — 555 Meilen von Kansas City — nimmt die Hauptlinie eine südliche Richtung an. Zwischen Trinidad und Raton überschreitet sie die Grenze zwischen Colorado und New Mexiko in einer Höhe von 7622 Fuß über dem Meere. Dieser Punkt ist als der Raton-Paß bekannt. Die großartige und romantische Gebirgsscenerie nimmt hier das volle Interesse des Reisenden in Anspruch, der das Vergnügen bequem vom Fenster des Pullmann'schen-Palast-Wagens aus, genießen kann. Allmählig steigt die Bahn hinab zu den ausgedehnten Viehweiden New Mexiko's, welche oft hunderttausende Acker umfassen, von denen jährlich viele tausend Stück Vieh versandt werden, um den Fleischmarkt zu versorgen. In kurzer Zeit ist Las Vegas Hot Springs erreicht. Es kann dem Touristen nichts

Beſſeres empfohlen werden, als hier die Reiſe zu unterbrechen, um ſich einige Tage von den Strapazen der langen Fahrt zu erholen und ſich an der reizenden Umgebung des ſchönſten aller amerikaniſchen Bäder zu erfreuen. Das berühmte und großartige Montezuma-Hôtel entſpricht den höchſten Anforderungen in Bezug auf Luxus und Bequemlichkeit. Die nächſte intereſſante Station iſt Santa Fé, die Hauptſtadt des Territoriums New Mexiko. Wenn bisher Alles den Charakter der Neuheit trug, ſo tritt hier dem Fremden Alles alt, ſonderbar und ſeltſam entgegen, es iſt eine merkwürdige Vermiſchung des Alten und Neuen. Drei verſchiedene Civiliſationsperioden haben der Stadt den Stempel aufgedrückt. Hier finden wir die Spuren der Pueblo-Indianer und der Azteken und haben die Beiſpiele der Erfolgloſigkeit ſpaniſcher Culturbeſtrebungen vor uns. Gegenwärtig drängt ſich nun mit aller Macht unſere moderne Cultur mit den Einrichtungen der Dampfkraft, der Elektricität, der Eiſenbahn, der Preſſe, ꝛc. noch auf. Lange kann der Widerſpruch nicht dauern und es wird auch hier aus den Ruinen neues Leben erſtehen. Von Santa Fé ſenkt ſich die Bahn in das herrliche Rio Grande-Thal mit ſeinen bekannten fruchtbaren Obſt- und Weingärten. Aber bald verläßt die Bahn die ſüdliche Richtung und wendet ſich bei Albuquerque direkt weſtlich über die Mountains dem nördlichen Arizona zu, mit ſeinen großartigen Gebirgsſcenerien, den culturhiſtoriſch merkwürdigen Indianerdörfer und Ruinen der Felſenwohnungen, den verſteinerten Wäldern, phantaſtiſchen Felsbildungen und den geheimnißvollen Canons. Der Grand Canon des Colorado-Fluſſes gehört unſtreitig zu den größten Naturwundern der Welt. 300 Meilen lang hat ſich der gewaltige Strom den Weg durch hartes Geſtein gebahnt, 2000—5000 Fuß hohe ſchroffe Felswände bilden die Ufer des Colorado-Fluſſes. Peach Spring iſt die nächſte Station, von welcher der Eingang in den Colorado-Canon zu erreichen iſt. Die Entfernung beträgt nur 18 engl. Meilen. Auf der Station können geeignete Transportmittel für einen ſolchen Beſuch requirirt werden. Unſere weitere Reiſe führt uns nun durch die Mojave-Wüſte in Süd-Californien, und durch das ſchöne Joaquin-Thal nach San Francisco. Die Reiſe von Kanſas City bis nach San Francisco, eine Diſtanz von 2099 Meilen nimmt gerade vier Tage in Anſpruch.

Die ſüdliche San Francisco-Route führt auch den Namen Los Angeles-Route. Knüpfen wir in Albuquerque wieder an, ſo behalten wir für längere Zeit die ſüdliche Richtung durch das Rio Grande-Thal bis Rincon bei, wenden uns dann über Deming wieder weſtlich in die reichen Mineral-Diſtrikte des ſüdlichen Arizona und gelangen zu den Orangenhainen und berühmten Oliven-Plantagen und Weingärten von Süd-Californien. Los Angeles iſt die Metropole dieſes neuen Paradieſes. Hundert Meilen nördlich von Los Angeles treffen wir in Mojave wieder auf die Needles-Route, welche uns auf dem bekannten Wege nach San Francisco führt. Bevor wir das Endziel erreichen, bietet ſich uns noch die Gelegenheit, das viel-

gepriesene Yosemite-Thal zu besuchen. Auf der Eisenbahnstation Madera verlassen wir den Zug, wo im Sommer eine tägliche Postverbindung mit Yosemite eingerichtet ist.

Indem wir uns von La Junta, Colorado, westlich in die Region des Felsengebirges und damit auf die nördliche oder Ogden-Route begeben, nehmen wir noch Veranlassung, auf zwei Nebenlinien, Denver, der reichen und wegen seiner schönen Lage berühmten Hauptstadt Colorados, sowie Leadville, dem Mittelpunkt des bedeutendsten Bergwerkdistriktes, einen Besuch abzustatten. Bald, nachdem der Zug Pueblo verlassen, tritt er in den großen Canon des Arkansas ein, in welchem die nahen Felswände meistens senkrecht bis zu einer Höhe von circa 3000 Fuß hoch aufsteigen. Dann überschreitet die Bahn beim Marshall-Paß den Hauptrücken der Rocky Mountains in einer Erhebung von 10 850 Fuß über dem Meere. Es folgen wieder Canons und Gebirgspässe; stets wechselvoll und fesselnd ist die großartige wild romantische Natur. Ein anderes Interesse gewinnt das große Thal des Salz-Sees, wo das sonderbare Volk, „Die Heiligen des letzten Tages," die Burg des Mormonenthums vertheidigt. Jenseits Ogden führt die Route durch die Sierra Nevada direkt nach San Francisco. Nur zwei Stunden währt die Reise von Kansas City bis nach San Francisco bei dieser Tour länger, als auf der zuerst beschriebenen.

In engster Verbindung mit dem Atchison-, Topeka- und Santa Fé-Bahnsystem steht die Mexikan Central-Bahn, welche sich in El Paso, an der Grenze Mexikos, der ersteren anschließt. Ihre Richtung ist eine stetig südliche und führt direkt über die hohen schönen Tafelländer zur Hauptstadt Mexiko, welche von El Paso 1225 Meilen entfernt liegt. Selbstverständlich nimmt diese Route das Interesse jedes gebildeten Reisenden in hohem Grade in Anspruch. Wo ist noch ein anderes Land in Amerika, das einen geschichtlichen Hintergrund hat, wie Mexiko — das Land der Azteken und Spanier, des Montezuma, eines Cortes und eines Hidalgo, das Land, in dem die abenteuerliche Expedition Maximilians einen so tragischen Abschluß fand? Es sind jetzt nahezu 350 Jahre, als ein glänzend ausgerüstes Heer spanischer Abenteurer aus den Thoren von Mexiko gen Norden auf Eroberungen und Entdeckungen auszog. Die Geschichte behauptet, daß die kühne Schaar bis an die Ufer des Missouri-Flusses, unweit der Stelle, wo jetzt Kansas City steht, vordrang. Der Führer jener Truppe war Coronado. Wie haben sich die Zeiten geändert! Jetzt fährt der Tourist im bequemen Pullmann'schen-Palast-Schlafwagen von Kansas City denselben Weg, welchen Coronado kam, zu der Stadt Mexiko, durch dieselben Thore, durch welche er vordrang. Die Entfernung von Kansas City nach Mexiko per Eisenbahn beträgt 2400 Meilen und wird, die Aufenthalte eingerechnet, in etwas weniger als fünf Tagen zurückgelegt.

2. Oſt-Kanſas; einſt und jetzt.

Das Entſtehen und das Wachsthum eines amerikaniſchen Staates gehört zu den merkwürdigſten Ereigniſſen der Weltgeſchichte. Welch' unendlich langer Zeiträume, welcher Kriege und Völkerwanderungen bedurfte es in der alten Welt, um deſſen Territorien zu wohl konſolidirten Staaten zu machen! Mit welcher Langſamkeit vollzieht ſich noch jetzt in ihnen die Entwickelung des Telegraphen- und Eiſenbahnnetzes, das Wachsthum der Städte, der Induſtrieen und des Handels!

Wie anders iſt dies Alles in Amerika! Hier fand man vor wenigen Dezennien im Weſten des Miſſiſſippi einen Strich Landes, ſo groß wie der Weſten Europas — tauſend Meilen weit von Nord nach Süd und von Oſt nach Weſt; kein Weißer hatte jemals dieſes Land betreten, um darauf zu wohnen. —

Wilde Indianer-Horden wandern darauf ohne bleibendes Heim, ohne Wohnſtätten; es iſt die Heimath wilder Thiere, von Büffeln, Antilopen und wilden Pferden, von Jaguaren, Panthern und Wölfen. Kein Baum, kein Strauch iſt auf dieſen ungeheuren Landſtrecken zu finden. Gras und wieder Gras bedeckt den ebenen Boden; und weiterhin verſchwindet auch dieſes; ſonnverbrannte, ausgetrocknete Salpeterflächen von Hunderten von Meilen Ausdehnung treten an ihre Stelle bis an den Fuß eines großen Gebirgszugs. Was die Wüſte Sahara für die alte Welt, das war ſcheinbar dieſer Länderſtrich für die neue Welt, ja noch wir fanden in unſerer Jugend auf den Landkarten Amerikas die vielſagenden Worte: The great American Desert. Unexplored. — „Die große amerikaniſche Wüſte, unerforſchtes Gebiet." Heute — kaum fünfzig Jahre ſpäter bietet dieſe unerforſchte Wüſte das Bild eines der beſten Ackerbauländer dar, eingetheilt in blühende, volkreiche Staaten, die zuſammen jenes Amerika bilden, deſſen großartige Fortſchritte, deſſen hohe Stellung in Handel und Induſtrie die Welt mit Achtung erfüllt! — Das ganze großartige Drama dieſer Umwandlung vollzog ſich im gegenwärtigen Jahrhundert innerhalb weniger Jahrzehnte — von den Ufern des Ohio bis an den Arkanſas, vom nördlichen Miſſouri bis an den mexikaniſchen Golf!

Aber unter all' jenen Territorien, welche auf dieſe Art den Rothhäuten entriſſen und der Kultur zugänglich gemacht wurden, ſteht Kanſas oben an. Denn die 81,000 Quadratmeilen Landes in den Stromgebieten des Kanſas und des Arkanſas, welche gegenwärtig den blühendſten Agrikulturſtaat des weſtlichen Amerikas bilden, lagen ja im Mittelpunkt der großen Wüſte, — außerhalb jener großen Ueberlandroute von dem atlantiſchen nach dem pacifiſchen Ozean, die damals nördlich dem Laufe des Platte-Fluſſes durch Nebraska folgend, heute durch die Pacific-Bahn erſetzt wird. Ebenes, kahles Flachland, auf welchem die wildeſten Indianerſtämme, die Cherokees, Arapahoes und Cheyennes ihr Unweſen trieben, die jedem Weißen Tod und Ver-

derben brachten, der es wagte, ihre Jagdgründe zu betreten. — Und doch vollzog sich die staunenswerthe Entwicklung, und es ist interessant, sie von dem ersten Anbeginn bis auf die neueste Zeit zu verfolgen.

Der Boden von Kansas wurde von Europäern zuerst im Winter von 1541 auf 1542 von einer spanischen Militär-Expedition unter dem Commando des Kapitän Coronado betreten, lange bevor noch der Missouri vom Osten aus entdeckt worden war. Hundertvierzig Jahre nachher gelangte La Salle an den Mississippi und nahm von dem Vater der Ströme wie dem angrenzenden Territorium Besitz für den König von Frankreich, Ludwig XIV., dem zu Ehren das neuentdeckte Land Louisiana getauft wurde. Diese Provinz enthielt unter ihrem Areale von mehr als einer Million Quadratmeilen auch jenen Theil der „großen amerikanischen Wüste", der gegenwärtig den Staat Kansas ausmacht. — Nachdem Louisiana mehrere Male zwischen Spanien und Frankreich den Besitz gewechselt, wurde es endlich im Jahre 1803 unter der Regierung des Präsident Jefferson um den Preis von 23 Millionen Dollars von Frankreich gekauft.

Wenn auch seit jener Zeit der an den Mississippi angrenzende Theil allmählig bevölkert, und im Jahre 1820 sogar zum Staat Missouri erhoben wurde, so blieb Kansas, die große Wüste, doch noch das Gebiet des wilden Indianers, ja es wurden sogar die Rothhäute aus den östlichen Unionsstaaten dahin verpflanzt, so daß bis zum Jahre 1854 das ganze Land von den verschiedensten Indianerstämmen besetzt war.

Zu jener Zeit, ja noch früher, drangen Missionäre in jene Gegenden vor, und ihr Wirken war insofern wohlthätig, als sie Kenntniß brachten von der Bodenbeschaffenheit an den Ufergebieten das Missouri. Schon 1827 wurde das Fort Leavenworth am Missouri gegründet, das noch heute besteht. Fünf Jahre später besuchte Washington Irving die Gegenden am Kansas, und seine farbenreichen Schilderungen von den Länderstrecken, welche noch als das Phantom der „großen Wüste" die Welt entsetzten, brachten einen Strom von Einwanderern in den östlichen Theil von Kansas, der im Jahre 1854 als Vereins-Staaten-Territorium organisirt wurde. Damals gehörte auch noch der gegenwärtige Staat Colorado in dieses Gebiet, das nach dem damaligen Census etwa den Flächenraum von Deutschland, aber bloß eine Einwohnerzahl von 8000 Seelen aufzuweisen hatte.

Im Jahre 1854 wurden auch die gegenwärtig so blühenden Städte Atchison, Topeka und Lawrence gegründet, aber Revolution und Krieg sangen ihnen das Wiegenlied. Den freien Männern, die damals als die Pioniere der Kultur das Land besetzten, wurden die Sklaverei-Gesetze aufoktroyirt. Sie widersetzten sich, und so wurde Kansas zum Schauplatz eines vieljährigen Krieges zwischen dem freien Norden und dem pro-sklavischen Süden, eines Krieges, der von 1854 bis 1865 währte, und Ströme des besten Blutes kostete. Es war ein Guerilla-Krieg, nicht nach den

Regeln der Kriegskunſt geleitet, ſondern wild und barbariſch, wo Brandfackel und Meuchelmord auf der Tagesordnung waren. —

So beſitzt Kanſas trotz ſeines gerade dreißigjährigen Alters eine der blutigſten Geſchichten unter den Staaten der Union. Aber die Freiheit ſiegte über die Sklaverei, und ſchon vor der Beendigung des Krieges, im Jahre 1861, wurde das Territorium in den Staatenverband aufgenommen. Damals zählte der Staat 100,000 Einwohner. Heute, vierundzwanzig Jahre ſpäter, hat ſich dieſe Bevölkerung verzehnfacht, die erſte Million iſt erreicht!

Einwanderung von Europa trug zum Aufbau und zur Blüthe des jungen Staates nicht wenig bei. Etwa ein Fünftel der ganzen Bevölkerung kam aus Deutſchland und England, und in neueſter Zeit wurde Kanſas auch von den Mennoniten Rußlands mit Vorliebe zu ihrer neuen Heimath gewählt. Der Staat mit ſeinen liberalen Geſetzen, vorzüglichen Boden, ſeinem ausgedehnten Eiſenbahnſyſtem bietet entſchieden für den Einwanderer die größten Vortheile unter den Agrikulturſtaaten der Union, und die europäiſche Einwanderung iſt demnach auch in ſteter Zunahme begriffen. In welch' hohem Maße man ſich dieſe Vortheile zu Nutze macht, geht allein ſchon aus der Anzahl der Farmen hervor. Im Jahre 1850 war auf dem ganzen 81,000 Quadratmeilen großen Gebiet nicht eine einzige zu finden. 1860 gab es ihrer bereits 10,000, 1870 38,000 und 1880 die vierfache Zahl: 140,000, womit Kanſas unter den 47 Staaten und Territorien als der zwölfte rangirt. In Bezug auf die durchſchnittliche Größe der Farmen ſteht es jedoch nach Illinois und Newyork in erſter Linie. Aber noch immer iſt Platz genug für Millionen, denn der Staat beſitzt innerhalb ſeiner Grenzen 52 Millionen Acker Landes, von denen jedoch erſt 10 Millionen kultivirt ſind. —

* * *

Die zwei großen Bahnlinien von Kanſas, die in Kanſas City beginnend, den ganzen Staat von Oſten nach Weſten bis tief in das Herz von Colorado hinein durchziehen, laufen eine Strecke weit an den beiden Ufern des Kanſasfluſſes entlang, um ſich erſt in Topeka, der Hauptſtadt von Kanſas, von einander zu trennen. Während die nördlich gelegene Kanſas-Pacific-Bahn dem Laufe des Kanſasfluſſes folgt, um ſich mit ihrer Verlängerung in Cheyenne der großen Hauptroute nach Californien anzuſchließen, wendet ſich die ſüdliche Atchiſon-, Topeka- und Santa-Fé-Eiſenbahn urſprünglich gegen Südweſten und läuft dann, am Arkanſas-Fluß angelangt, längs deſſen nördlichen Ufer bis tief in die Minen-Diſtrikte von Colorado, dort mit dem Eiſenbahnnetz von Utah und den ſtillen Ozean-Staaten in Verbindung tretend; ein anderer Hauptzweig dieſer großen Weltverkehrslinie läuft durch Neu-Mexiko und ſchließt ſich dort an die Eiſenbahnſyſteme von Arizona, Californien und Alt-Mexiko an.

In der Nähe der Station De Soto, einer kleinen Anſiedelung am Kanſas, fanden wir das erſte Leben auf dem bisher einförmigen Fluß: Eine Fähre, mit welcher eben eine Anzahl von Einwanderern auf das andere Ufer befördert wurde. Ein Wagen mit halbrundem Leinwanddach, gefüllt mit allerhand Hausgeräth und Bettzeug, zwiſchen dem ein paar Kinder mit großen Augen nach dem vorüberrollenden Eiſenbahnzug glotzten. Vier oder fünf wettergebräunte Männer in Lederhoſen und groben Röcken ſtanden neben dem Wagen, augenſcheinlich Deutſche, die ſich irgendwo in der Nähe anſiedeln wollten. Etwas weiter ſahen wir mitten im Fluſſe die ruinenhaften, ſteinernen Pfeiler einer Brücke. Es war ein aufgegebener, verlaſſener Bau, der wegen Mangel an Mitteln oder aus ſonſt einer Urſache nicht weiter geführt werden konnte. Eine moderne Kultur-Ruine, an denen der Weſten Amerika's ſo reich iſt. Amerika altert ſchnell, dieſe verlaſſenen Bauten ſind Zeugen eines raſch dahineilenden Lebens voll bewegter Thätigkeit. Moderne Kultur-Ruinen welche mehr ergreifen, als die alten, zerfallenen Burgen und Klöſter einer längſt vergangenen Zeit. In den letzteren ruht Romantik; die tiefe Ruhe und das Alter, das über ihnen ſchwebt, laſſen vergeſſen, daß es Schauplätze blutig-kriegeriſcher Thaten waren. Aber die modernen Ruinen Amerika's ſind zu friſche Narben von Wunden, welche die nicht allmählig aufblühende, ſondern hier raſch dahineilende Civiliſation ſich ſelbſt geſchlagen.

Lawrence dagegen, die Station, welche wir eben erreicht hatten, iſt ein treues Bild alter europäiſcher Kultur; als wir durch die breiten Straßen der Stadt nach Mount Oread fuhren und von dort die umliegende Landſchaft betrachteten, da erinnerte uns das herrliche Bild lebhaft an die Umgebung von Rudolſtadt oder Gotha in Thüringen. Hier fängt das Paradies des Ackerbaues und der Bodenkultur an, als welches man den öſtlichen Theil von Kanſas ſchildert. Lawrence ſelbſt iſt ein vor dreißig Jahren gegründetes Städchen, das gegenwärtig etwa 10,000 Einwohner beſitzt. Die breiten, von Pferde-Eiſenbahnen durchzogenen Straßen ſind durchgehends mit ſchönen Ziegelhäuſern beſetzt, denn das Geſetz verbietet hier vernünftiger Weiſe den Bau von hölzernen Häuſern. Der Yankee iſt es, der ſich hier hauptſächlich niedergelaſſen hat. Schon die große Menge von Kirchen, wie die vielen hier erſcheinenden Zeitungen, — nicht weniger als drei Tages- und fünf Wochenblätter — beweiſen dies.

Uns Europäer berührte es ſonderbar, als wir von den Profeſſoren der Kanſas-State-Univerſity eingeladen, das „Univerſitäts"-Gebäude auf Mount Oread beſuchten. Was man in Amerika nicht alles Univerſität nennt! Ein allerdings hübſches, geräumiges Gebäude mit großen Lehrſälen und praktiſchen Stühlen und Bänken, einer Bibliothek von 1000 Bänden, und ganz intereſſanten Sammlungen. Aber es wäre unrichtig, dieſe Univerſität in gleichen Rang mit den großen Inſtituten Europas in Vergleich ſtellen zu wollen. Nichtsdeſtoweniger iſt es anerkennenswerth, daß der

junge Staat bereits ſeine augenblicklich von ca. 600 Studirenden beſuchte Univerſität hat, zu deren Einrichtung die Regierung wie die Stadt Lawrence gleiche Summen (100,000 Dollars) beitrugen. Die Schule iſt in den Städten von Kanſas zu Hauſe und es giebt, wie wir ſpäterhin ſelbſt wahrnahmen, in Kanſas keine Anſiedlung von auch nur zehn Häuſern, die nicht ihre wohl eingerichtete Schule beſitzt. Den Einwanderern wird es dadurch leicht, ihren Kindern eine beſſere Elementar-Schulbildung zu Theil werden zu laſſen, als dies in den ſpärlichen Dorfſchulen Oſtpreußens und Rußlands möglich iſt.

Die nur 25 Meilen lange Fahrt von Lawrence nach Topeka ging durch das ſchönſte Farmland, das man ſich denken kann. Noch vor zwanzig Jahren eine wüſte, wellenförmige Prairie (rolling prairie), auf welcher Indianer, Buffalos und Klapperſchlangen hauſten, — jetzt eine der fruchtbarſten, kulturreichſten Landſchaften, die ich in meinem Leben geſehen. Es iſt in der That eine der Perlen Amerika's und wer ſie jemals geſehen, der muß mit einſtimmen in das allgemeine Lob der Agrikultur-Verhältniſſe von Oſt-Kanſas. Die Farmen beſitzen ihre hübſchen Gärtchen mit fruchtüberladenen Obſtbäumen und ſchönen Blumenbeeten. Die ſchwarzen Felder ſind eingezäunt mit lebendigen Hecken wilden Geſträuchs, auf den fetten Wieſen weidet das ſchönſte Vieh. Es iſt eine Gegend, wie man ſie wohl in den berühmten Farmländern der Grafſchaften Kent und Surrey im Süden Englands findet.

Bevor wir uns in Topeka umſahen, unternahmen wir einen Ausflug nach den zwei größten Städten von Kanſas — nach Atchiſon und Leavenworth, beide am öſtlichen Ufer des breiten Miſſouriſtromes gelegen. Es war weniger der Wunſch, die Städte kennen zu lernen, welcher uns veranlaßte, den Ausflug zu unternehmen, denn die amerikaniſchen Städte gleichen ſich, wie ein Ei dem andern. Es waren nur die um Atchiſon herum gelegenen Weingärten, die uns von unſerem eigentlichen Reiſeziele, den amerikaniſchen Prairien, abzogen. Und wer könnte ſolchen Lockmitteln widerſtehen? Wie am geſegneten Rhein, ſo ſind auch am Miſſouri oberhalb Atchiſon die hügeligen Ufer mit goldenen Reben bepflanzt, und manch deutſcher Winzer hat ſich hier ein behagliches Heim gegründet. Das „Johannisberg" des Miſſouri iſt jedoch Doniphan, ein wenige Meilen nördlich von Atchiſon gelegenes Städtchen, in welchem Adam Bremer, ein wackerer Pfälzer, einige Hundert Acker Weingärten beſitzt, auf denen der in Amerika in kurzer Zeit ſo berühmt gewordene Miſſouri-Wein wächſt. Der Boden iſt hierzu vorzüglich geeignet; die deutſche Kunſt hat auch die deutſche Rebe auf fremdem Boden heranzuziehen gewußt, daß ſie fruchtbringend auch amerikaniſchen Kehlen Labe bereite, denn

Es gleicht der Wein dem Regen,
Der im Schmutze ſelbſt zu Schmutz wird,
Doch auf guten Acker Segen
Bringt und Jedermann zu Nutz' wird!

Und ſo fanden wir denn auch in dem freundlichen Dörfchen am Miſſouri guten Rebenſaft, über deſſen Koſten und Verſuchen wir vergaßen, unſere Notizbücher mit

Städte-Anſiedlungen in den öſtlichen Prairien (Kanſas-Pacific-Bahn).

ſtatiſtiſchen Daten über Wein und Weinkultur in Kanſas zu füllen. Aber das iſt bei Wein nicht nothwendig. Das beſte Zeugniß giebt die Zunge, und kann man

trotz allen Trinkens seinen Durst nicht stillen, dann spricht dies mehr für die Güte des Weines, als alle statistischen Daten.

3. In der Staatshauptstadt.

Die nächsten Tage brachten wir in Topeka, der Hauptstadt des Staates und dem Sitz der Regierung zu. Wie Lawrence, so ist auch Topeka eine jener Pilzstädte des Westens, die über Nacht an den Ufern des Kansas entstanden. Heute besitzt es etwa 20,000 Einwohner. Von den Shawnee-Indianern, die das Land noch in den sechziger Jahren bewohnten, ist nichts übrig als der Name Topeka, d. h. „kleine Kartoffel," sowie der Name der Grafschaft, in welcher die Stadt gelegen, „Shawnee-County".

Wie alle Städte der Union, so ist auch Topeka nach dem Schachbrett-System angelegt, und die Avenuen nur mit fortlaufenden Nummern, die Querstraßen mit Namen bezeichnet. Man darf sich deshalb nicht verwundern, in Topeka gerade so wie in Neuyork auch ein „Fifth Avenue Hôtel" zu finden. Die Straßen sind breit und großartig, wie in Washington angelegt, auch mit Bäumen bepflanzt. Des Abends wird die Stadt durch Gas und elektrisches Licht, das von hohen Thürmen niederstrahlt, erleuchtet. Elektrische Stadtbeleuchtung ist überhaupt in einer großen Zahl selbst kleinerer Städte eingeführt und bewährt sich vollkommen.

Hier, wie in jeder anderen westlichen Stadt, drängt sich dem Fremden unwillkürlich eine Frage auf, die in Europa für lächerlich gehalten würde: „Hat die Stadt Aussichten fortzubestehen?" und regelmäßig erhält man zur Antwort, daß sie zur größten Stadt des Westens anwachsen werde. Unter hundert „Städten" hat sich dies bis jetzt nicht nur bei keiner bewahrheitet, sondern es sind davon die Hälfte spurlos verschwunden. Große Städte wären übrigens für Kansas beinahe ein Unglück. Der Staat bedarf keiner Städte, sondern tüchtiger Landbevölkerung, und hat er diese, so wird er sich selbst Reichthum, dem Lande aber reichen Ernteſegen, Frucht und Nahrung bringen.

Die Gebäude von Topeka zeigen noch in vieler Beziehung das geringe Alter der Stadt. Neben großen Steinpaläſten, wie das Gebäude der „Atchison-, Topeka- und Santa-Fé-Eisenbahn" und das „Fifth Avenue Hôtel" stehen Hüttchen, aus schlecht behauenen Baumstämmen und Brettern zusammengefügt. In den Seitenstraßen sieht man herrliche Privathäuser mit schönen, wohlgepflegten Gärtchen davor, schattigen, hohen Bäumen im Hintergrunde, — neben ihnen gleichfalls die ärmliche Hütte des Einwanderers, dem es noch nicht gelungen,in der aufleben den, aufstrebenden Handelsstadt genug Geld zu erwerben. Im ganzen jedoch macht die Stadt mit ihrem leb-

haften Handelsverkehr, mit ihren großen vortrefflichen Hôtels, ihren zwei prachtvollen neuen Theatern und den monumentalen ſtaatlichen Gebäuden einen ſehr vortheilhaften Eindruck, der durch die reizende landſchaftliche Umgebung nur noch gehoben wird.

Das Leben iſt geſchäftig und rührig, denn hier iſt der Hauptmarkt der aus allen Theilen des Staates kommenden Ackerbauprodukte. Wir ſahen Mais-Pflanzen von 13 bis 15 Fuß Höhe, Pfirſiche und Aepfel in der Größe von Kokos-Nüſſen, prächtige Weintrauben und Melonen.

Das Kapitol von Kanſas iſt ebenſo, wie die Kapitole der meiſten andern nordamerikaniſchen Staaten, dem bekannten Kapitol zu Waſhington nachgebaut. Vor der Hand iſt nur ein Seitenflügel vollendet, der für die gegenwärtigen Staatsgeſchäfte vollkommen genügt. Der Mittel-Bau und der rechte Flügel werden im Laufe der nächſten Jahre, gleichfalls aus weißem Marmor, aufgeführt werden.

Man darf ſich von der Regierung und dem Oberhaupte eines amerikaniſchen Staates keine allzugroßen Vorſtellungen machen, denn nicht das Staatsoberhaupt, ſondern das Volk iſt der ſouveräne Regent, und das erſtere iſt nur ein Diener dieſes ſouveränen Volkes. Wir fanden in dem Gouverneur des Staates einen liebenswürdigen, edel ausſehenden Mann, deſſen Benehmen und Auftreten mehr Eindruck auf uns machte, als ſeine Stellung. Excellenz bezieht ein Gehalt von dreitauſend Dollars.— Von den Miniſtern ſeines Kabinets bekamen wir keinen zu Geſicht.

Die Bevölkerung Topeka's beſteht größtentheils aus „New Englanders" und etwa zweitauſend Deutſchen, Böhmen und Ungarn. Die Einwanderer ziehen in der Regel über Topeka hinaus in die Prairien. Auch die Negerbevölkerung iſt hier wie in allen Staaten weſtlich vom Miſſouri, ſehr gering, Negerweiber ſieht man faſt niemals. Sie ſind keine ſelbſtſtändigen Ackerbauer und da ſie auch zu wenig häusliche Beſchäftigung finden, ſo bleiben ſie lieber in den Oſtſtaaten, und überlaſſen die ſchwere Feldarbeit den deutſchen Einwanderern.

Von dem wilden Trapper- und Buſchklepper-Leben, von dem man vor zehn Jahren noch in Europa ſo vieles las, fanden wir hier nicht die mindeſte Spur. Wir fanden überall das zuvorkommendſte Benehmen, Höflichkeit und Takt. Niemals ſahen wir Betrunkene, Schlägereien und andere Unzukömmlichkeiten, wir waren angenehm überraſcht, eine Bevölkerung anzutreffen, die ſich in Bezug auf Ordnungsliebe und Anſtand mit der Einwohnerſchaft irgend einer amerikaniſchen Stadt meſſen kann. Das mag wohl theilweiſe in dem ſeit einigen Jahren in Kanſas eingeführten „Temperenz"-Geſetzen ſeinen Grund haben, Geſetze, welche die Einfuhr und den öffentlichen Ausſchank geiſtiger Getränke, Bier und Wein unter empfindlichen Strafen ſtreng verbieten. So beſteht denn in Kanſas kein einziges Bierlokal, keine Branntweinſchänke, was auf die ſittlichen Zuſtände der Bevölkerung den heilſamſten und wohlthätigſten Einfluß hatte, denn die rauhen, zügelloſen Elemente der Grenzſtaaten verließen innerhalb ganz

kurzer Friſt Kanſas, um ihr Vagabundenleben im Indianer-Territorium oder in Nebraska und Dakota fortzuſetzen. Der Einwanderer, der deutſche Anſiedler, wird durch dieſe Geſetze nicht getroffen, denn niemand verwehrt ihm den mäßigen Genuß von Bier und Wein in ſeinem eigenen Hauſe. In dem großen Gebäude, in welchem das Landdepartement der Atchiſon-, Topeka- und Santa-Fé-Eiſenbahn ſeine ausgedehnten Bureaus untergebracht hat, fanden wir zuerſt Proben jener unglaublichen Fruchtbarkeit des Prairie-Bodens von Kanſas. Hier ſtand türkiſcher Weizen von 14 Fuß Höhe — nicht etwa einzelne Halme, ſondern ganze Bündel. — Süße Kartoffeln und Aepfel in der Größe eines Kinderkopfes, und Pfirſichen, wie ſie ſelbſt in den großen Plantagen des Staates Delaware*) nicht zu finden ſind.

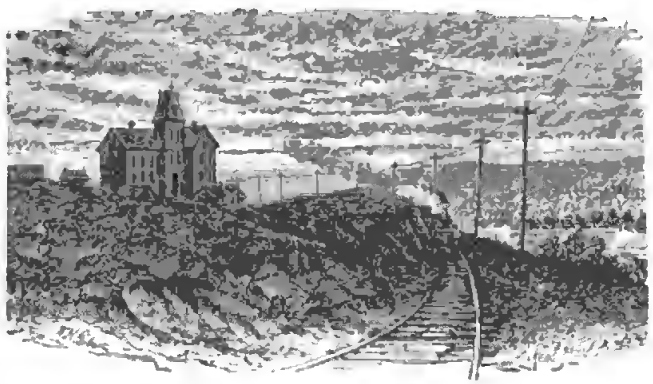
Hauptſtraße von Topeka (1876).

Hier konnten wir auch in die Thätigkeit und den ganzen Apparat einer großen Prairie-Eiſenbahn Einblick nehmen. Die Regierung der Vereinigten Staaten bewilligt nämlich jenen Eiſenbahn-Compagnien, welche auf unbeſiedeltem Lande zuerſt die Schienenſtränge legen, eine bedeutende Strecke Landes zu beiden Seiten dieſer Bahn. Die genannte Eiſenbahn-Compagnie erhielt auf dieſe Weiſe im Jahre 1872 längs ihrer Strecke eine Land-Bewilligung von nicht weniger als drei Millionen Acker, die in kleinere Quadrate getheilt, von der Compagnie an Einwanderer verkauft werden können. Derartige Begünſtigungen, welche die Vereinigte-Staaten-Regierung im Intereſſe der leichteren Urbarmachung des Bodens und der Bevölkerung der wüſten Länderſtrecken zugeſteht, beförderten natürlicherweiſe ungemein den Bau von Eiſen-

*) Das pfirſichreichſte Land der Welt iſt zwiſchen dem Delaware und der Cheſapeake-Bai.

bahnen, der unter ungünstigeren Umständen gar nicht stattfinden könnte, und so strebten denn auch im Jahre 1872 zwei Compagnien in Kansas, mit ihren Bahnen zuerst fertig zu werden, um ihren „Land-Grant" zu erhalten. Die Atchison-, Topeka- und Santa-Fé-Eisenbahn trug bei diesem Wettbau den Sieg davon, aber dadurch, daß sie in dem einen Jahre eine Strecke von nicht weniger als 362 Meilen Länge in Schienenfesseln legte! — man bedenke: jeden Tag eine Meile! Es ist dies die großartigste Leistung im Eisenbahnbau in Bezug auf die Schnelligkeit.

Die Eisenbahnpolitik der Vereinigten Staaten ist entschieden die günstigste aller Länder; ihr hat es Amerika zu verdanken, daß man mit seinem Schienennetz gegenwärtig dreimal den Erdball umspannen könnte. In Amerika sind die Eisenbahnen die Pioniere der Kultur. Während man in Europa nur Städte und Gegenden mit



Das Schulhaus, das erste Haus einer Prairie-Stadt.

einander verbindet, deren Bevölkerung einen ansehnlichen Verkehr erwarten lassen, ist es in Amerika umgekehrt. Man baut die Bahnen durch unbewohnte Länderstrecken, ohne im Anfange auch nur auf einen Passagier rechnen zu können; die Regierung giebt den Compagnien keine Subventionen an Geld, aber sie giebt ihnen Besseres als das in den herrlichen, ausgedehnten Ländereien, die ihr ja sonst bloß eine Bürde sind, die aber von den Compagnien an die Regierung versteuert werden müssen, ob sie bebaut sind oder nicht. Natürlicherweise zieht die Regierung dadurch, anstatt zu geben, die größten pekuniären Vortheile, und hat außerdem die Beruhigung, daß sie nichts mehr zur Bevölkerung und Urbarmachung, nicht nur des den Bahnen gehörigen, sondern auch ihres eigenen angrenzenden Landes beizutragen braucht. Das ist nun Sache der Eisenbahn-Compagnie, die natürlich alle möglichen Mittel anwendet, um in ihrem eignen Lebens-Interesse das Land zu bevölkern und an gute Farmer und Ackerbauer zu verkaufen. Je mehr und je schneller sie das Land verkauft, desto weniger drückt sie die Last der Steuern, desto höheren Gewinn zieht sie aus dem größeren Verkehr an Personen und Frachten. Die den Compagnien längs ihrer Eisenbahn-

linien bewilligten Länderſtriche ſind jedoch nicht durchaus Eigenthum derſelben, ſondern die etwa zwanzig Meilen breiten Streifen werden in Schachbrettvierecke von je einer Quadratmeile Größe eingetheilt, und nur die weißen Felder in die Landbewilligung einbezogen, während die ſchwarzen Felder des Länderſchachbretts Eigenthum der Regierung bleiben. Der Regierung ſind dadurch noch alle Vortheile geſichert, welche eine Eiſenbahnlinie einem Lande bringt, und da ſie ihre Ländereien billiger verkaufen kann, als die Eiſenbahn-Compagnie die ihrigen, ſo macht ſie dabei noch die beſten Geſchäfte. Iſt alſo eine Bahn im fernen Weſten gebaut, und ſind die Ländereien in das ungeheure Schachbrett von mehreren Hundert Meilen Länge eingetheilt, dann ſtellt die Regierung einerſeits, und die Eiſenbahngeſellſchaft andererſeits ihre Figuren auf. Die Bauern ſind die Einwanderer, die Springer die Landagenten und die Läufer ſind die Eiſenbahnzüge. Bei dieſem großartigen Schachſpiel handelt es ſich jedoch nicht darum, die Könige matt zu machen, im Gegentheil, ſie ſind am thätigſten. Das Spiel wird ohne Bauern begonnen und um dieſe handelt es ſich. Wer durch ſeine Läufer, Springer und Thürme am meiſten Bauern herbeizieht, der hat gewonnen. Die Regierung hat die billigen Preiſe für ſich, und ſo wird auch ihr Schachbrett-Revier zuerſt mit Bauern beſetzt. Dann erſt kommen die Bauern für die Eiſenbahnländereien und — das Ziel iſt vollendet, der Staat iſt bevölkert und kultivirt. — Auf dieſe Weiſe wurden ſämmtliche Staaten des großen Weſtens und viele Hunderttauſende Quadratmeilen Landes bevölkert, — ſo entſtand und wuchs auch Kanſas. —

Für den Verkauf und die Verwaltung ihrer Ländereien errichten die Eiſenbahnlinien eigene Bureaus, und während die letztere einem Land-Commiſſär unterſteht, iſt der erſtere in den Händen eines General-Agenten, von deſſen Tüchtigkeit die ganze Einwanderung abhängig iſt. — Je tüchtiger dieſer Agent, deſto beſſer iſt es nicht allein für die Eiſenbahn, ſondern auch für das Land und in letzter Linie auch für den Staat. Die Thätigkeit und der Wirkungskreis eines derartigen General-Agenten iſt unglaublich. Er iſt die Seele und der leitende Stern des großen, über die ganze Welt verzweigten Geſchäftes, das in ſeiner Einrichtung und ſeinem Apparat den ehemaligen Spinnengeweben des Jeſuitenordens ähnelt. In allen Ländern der Welt ſind ſtändige, beſoldete Agenten beſtellt, denen beſtimmte Reviere zugewieſen ſind. In Ländern, von denen Auswanderer zu erwarten, wie in Oſtpreußen, Südrußland, Böhmen und Siebenbürgen, ſind außerdem noch reiſende Agenten angeſtellt, welche den Auswanderungsluſtigen alle nöthigen Aufklärungen geben, und ihnen die Reiſeroute anzeigen. Der General-Agent iſt ſchon von jeder Emigrantenfamilie unterrichtet, bevor ſie noch den heimathlichen Boden verläßt. Er erfährt den Tag ihrer Abfahrt und den Namen des Schiffes, — bei der Ankunft derſelben iſt er ſchon auf den Docks des 2000 Meilen vom Anſiedlungsorte entfernten atlantiſchen Hafens, um ſie zu empfangen und

nach dem Weſten zu befördern. — Dampfſchiff- und Eiſenbahnlinien unterſtützen den General-Agenten in ihrem eigenen Intereſſe auf jede mögliche Weiſe. Die Atchiſon-, Topeka und Santa-Fé-Eiſenbahn beſitzt einen ſolchen Einwanderungs-Commiſſär in der Perſon des hochbegabten, äußerſt tüchtigen und umſichtigen Herrn C. B. Schmidt, einem Sachſen, deſſen fürſorgliche, aufopfernde Thätigkeit vielen Tauſenden deutſchen Einwanderern zu gute kam, und deſſen Name gewiß von vielen geſegnet werden dürfte.

4. Durch die Prairien.

Von unſerem Aufenthalt in Topeka ſehr befriedigt, ſchickten wir uns zur Reiſe über den grünen Ozean der Prairie an. Unſer Cicerone war gelegentlich unſeres erſten Beſuches 1876 der wackere Mayor von Topeka, Hon. Tom Anderſon, deſſen vollen Namen wir zum erſten Mal auf einer großen Vignette laſen, die auf einer ungeheuren, verſchämt in Stroh gehüllten Whiskey-Flaſche in unſerem Pullman-Waggon prangte. Und Ehre dem Ehre gebührt. Mayor Anderſon war zwar kein Temperenzler, aber ein ſo tüchtiger Bürgermeiſter und ſo vortrefflicher Reiſegefährte, daß er gewiß von ſeinen Bürgern wieder zum Mayor, und bei unſerem zweiten Beſuche 1879 von uns wieder zum Reiſekollegen erwählt worden wäre, hätte er nicht inzwiſchen die Stelle eines Poſt-Direktors vorgezogen.

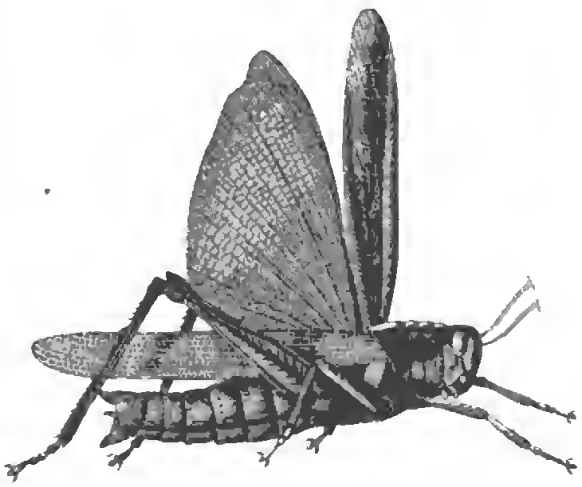
Aber mit dem grünen Ozean der Prairie hatte es noch gute Weile, es ſollten noch mehrere Tage vergehen, bevor wir ihn erreichten. Topeka iſt die große Hafenſtadt nicht mehr, von deren Docks man in den großen, unbemaſteten Schiffen, den Eiſenbahn-Waggons, direkt in den Ozean des Weſtens einfuhr. Aus der Seeſtadt iſt eine Binnenſtadt geworden, und die Prairie, auf Hunderte von Meilen durch den Fleiß der Ackerbauer urbar gemacht, iſt in ein wahres Paradies verwandelt, dem man eine hundertjährige Cultur zutrauen würde.

Kanſas ſollte, ſeiner Fruchtbarkeit wegen, eigentlich „Meſopotamien“, und ſeine Flüſſe, Kanſas und Arkanſas, ſollten „Euphrat“ und „Tigris“ getauft werden. Wie ſchnell dieſe Umwandlung von Gegenden doch vor ſich ging, die für lange Zeit als unzugänglich angeſehen wurden! Wie hätte ich vor zehn Jahren, als ich Waſhington Irving's Reiſe durch die Prairen las, geahnt, daß ich dieſelben Gegenden ſo bald in dem Palaſt-Wagen einer vorzüglichen Eiſenbahn durchfliegen würde!

Die Prairien werden raſch genug verſchwunden ſein, denn obſchon ſie an ihrer Oberfläche den Steppen Südrußlands gleichen, beſitzen ſie doch den vorzüglichſten Ackerboden. Die Trockenheit iſt es allein, die ihnen in Colorado und Nebraska das dürre, verbrannte Ausſehen giebt. Der Pflug muß hier wirken. Das Schwert hat ſeine Schuldigkeit gethan, denn Indianer und Wölfe ſind verſchwunden. Nun iſt

der Pflug das alleinige Werkzeug, das, wie einſt den Winzern der Parabel, ſo auch jetzt den Coloniſatoren von Kanſas Schätze eintragen kann.

Wir hatten es auf unſerer Reiſe 1876 nicht auf das Vergnügen allein abgeſehen. Wohl ſtanden Buffalo- und Prairie-Hühner-Jagden auf unſerem Programm, aber es war uns auch viel daran gelegen, ein Land kennen zu lernen, von deſſen außerordentlicher Fruchtbarkeit man gegenwärtig allerorts ſo ſtaunenswerthe Proben ſieht. Beim herrlichſten Wetter fuhren wir in einem Spezialzuge der Atchiſon-, Topeka- und Santa-Fé-Eiſenbahn von Topeka ab und paſſirten ſchon unmittelbar hinter der Stadt die reichſte Culturlandſchaft. Das ganze Land, bis auf dreihundert Meilen gegen Weſten zu, war einſt „rolling prairie“ geweſen, — heute könnte man es mit Recht „rolling paradise“ nennen. Die ſchönen Hügelketten, welche ſich gegen die zahlreichen Flüſſe und Flüßchen zu ſanft abflachen, ſind mit hohem Mais und Getreide bepflanzt, das mit Obſtgärten und kleinen Cottonwood- und Hickory-Wäldchen abwechſelt. Das Waſſer in den Flüſſen iſt nicht gelb und ſchlammig wie die Fluthen des Arkanſas, ſondern hell und klar, wie in Alpenbach. Auf den mit hohem „blue grass“*) bedeckten Wieſen ſieht man Herden von Tauſenden, — zumeiſt texaniſches Vieh, welches im Frühjahr von Texas aus über die Prairien nach den öſtlichen Märkten von Kanſas City und St. Louis getrieben wird. Aber auch einheimiſches Vieh, das ſich vom texaniſchen durch Hörner von geringerer Breite unterſcheidet, findet man in Maſſen. Der Cenſus von 1880 giebt den Viehſtand in Kanſas auf anderthalb Millionen Köpfe an, — jedenfalls ein Zeichen des wachſenden Wohlſtandes. Kanſas enthält außerdem eine halbe Million Pferde, ebenſoviele Schafe und 2 Millionen Schweine, und nimmt dieſen Zahlen gemäß unter den Staaten der Union den ſechſten Rang ein. Die größte Zahl an Pferden beſitzt Illinois (1 Million), die größte Zahl Maulthiere (200,000) Miſſouri; dagegen ſteht in der Viehzucht Texas mit 4 Millionen Köpfen obenan; am meiſten Schafe (5 Millionen) beſitzt Ohio, am meiſten Schweine (6 Millionen) Jowa.



Die Hunnen von Nebraska.

*) Langes, hochwachſendes Gras, das in den Prairien des Oſtens vorkommt.

In Burlingame, damals eine kleine, aus ein paar Häuschen beſtehende Anſiedlung, heute ein Städtchen von 2000 Einwohnern, beſtieg ich mit einem unſerer Reiſegefährten, einem alten Farmer, den „Cow-Catcher“ der Lokomotive, während ſich Andere einen noch luftigeren Poſten auf dem Dache des Salon-Waggons auserſahen. Vor Tunnels braucht man ſich ja hier, in der tauſend Meilen weiten Prairie nicht zu fürchten, und auch der Rauch der Lokomotive wird niemals läſtig, da er durch einen höchſt ſinnreichen Apparat im Rauchſchlot ſelbſt verzehrt wird. Die Feuersgefahr auf den weiter weſtlich liegenden trockenen Prairien hat dieſe Maßregeln nothwendig gemacht. Trotzdem brennt das Gras auf dem Weideland alljährlich im Herbſt, durch irgend welchen Zufall entzündet, ab, oder es wird von den Farmern ſelber im Frühjahr abgebrannt. Ein Farmer im Oſten würde darob verwundert die Hände zuſammenſchlagen, aber hier iſt dies eine verbreitete Einführung. Heu iſt nämlich in ſo großem Ueberfluß vorhanden daß es weder verzehrt, noch mit Vortheil verkauft werden kann. Wir ſahen 1876 längs der Eiſenbahn faſt in jeder Sektion Heuſchober auf den Weiden, welche von der Ernte des letzten Jahres liegen geblieben waren. So verdarben alljährlich Hunderttauſende von Tonnen Heu aus purem Ueberfluß. Das hat allerdings jetzt ſein Ende erreicht, denn auf meiner dritten Reiſe durch die

Gewitterſturm in der Prairie.

Prairien (1884,) waren dieſe einſtigen Weideländer ſchon längſt in fruchtbare Weizen- und Maisfelder umgewandelt und hübſche kleine Farmhäuſer, von Blumen- und Obſtgärten umgeben, bildeten die Hauptſtaffage der Landſchaft. Das Vieh bleibt den ganzen Sommer und Herbſt über auf den fetten Weiden und wird erſt im Winter in die Coralls, — vom Winde geſchützte Einzäunungen an den Flußufern getrieben, wo es bis zum Frühjahr unter freiem Himmel bleibt. Schnee kommt in dieſen Gegenden nur ſelten vor und ſchmilzt bald, ſo daß die Thiere nicht an Kälte leiden; im April iſt das Gras ſchon hoch genug, um abgeweidet zu werden, und dann wird das Vieh wieder hinausgetrieben.

Ich bezweifle, daß dieſe Vieh-Geſchichten den Leſer beſonders intereſſiren, — aber wer durch die Prairien reiſt, kann heute, nachdem die Indianer und Trapper verſchwunden ſind, nur von dergleichen Sachen ſprechen. Zudem bildete dieſer Gegenſtand die einzige Unterhaltung während unſerer Schnellfahrt auf dem Cow-Catcher.

Während wir bei dem herrlichſten Wetter das grüne Cottonwood-Thal durchfuhren, erzählten die beiden Nimrode unſerer Geſellſchaft einiges über die Jagd in den weſtlichen Theilen von Kanſas. Hätte der pfiffige Indianertheologe, der einſt wie Moſes den Juden, ſeinen rothhäutigen Landsleuten die Religion erfand, die Landſchaften von Oſt-Kanſas vorher geſehen, fürwahr er hätte die ewigen Jagdgründe nicht in den Himmel, ſondern in die herrliche Gegend verlegt, die wir ſoeben durchfuhren. Glücklicherweiſe that er es nicht, ſonſt wären wir auf unſerer Cow-Catcher-Reiſe auf Milliarden von jagenden Indianerſeelen gerathen, die das Pfeifen der Lokomotive gewiß nicht ſo leicht wie das edle Vieh vom „Track“*) hätte verſcheuchen können.

Vom Buffalo, dem ehemaligen Beherrſcher der Prairie, iſt in dieſen Gegenden gar nichts mehr übrig, und ſelbſt im weſtlichen Kanſas ſind ſie gänzlich verſchwunden. Selbſt die untrüglichen Spuren der Buffalo-Heerden, die „Trails“ und „Wallows“ hat der Pflug des Landmanns ſchon theilweiſe zerſtört. Es iſt erſtaunlich, wie tief dieſe ſchmalen, ſchnurgerade durch die Prairie laufenden Pfade mitunter eingeſchnitten ſind. Die Buffalos laufen gerade ſo wie die Rothhäute, im „Gänſemarſch“ hintereinander, ihrem Führer, dem Aelteſten nach, und da ſie ſtets womöglich dieſelben Spuren benutzen, ſo entſtehen dieſe fußtief in den Boden getretenen Pfade, die oft zu Tauſenden parallel nebeneinander gegen den nächſten Fluß zu führen.

Die „Wallows“ ſind ſeichte , runde Vertiefungen in dem Boden der Prairie, von etwa 8 bis 10 Fuß Durchmeſſer. Auch ſie kommen ſtellenweiſe zu Hunderten vor. Ihre Entſtehung iſt intereſſant: um nämlich beim Wechſel der Winterhaare die ausfallenden Haare ſchneller vom Leibe zu bekommen, wälzen ſich die Buffalos auf dem

*) Das Schienengeleiſe.

Prairieboden umher, und ihre Ordnungsliebe geht so weit, daß sie sich alle auf derselben Stelle niederwerfen. Da nun der harte Prairieboden doch noch nachgiebiger ist, als der Rücken der Thiere, so entstehen allmählig diese zahlreichen Löcher in den Prairien, in denen sich zur Regenzeit das Wasser ansammelt.

Das Elennthier ist hier wohl auch schon spärlich geworden; dafür ist die Antilope, der graue Hase, das Kaninchen und Prairiehuhn in so großer Menge vorhanden, daß sich dem Jäger bei jedem Schritte irgend eine Schußbeute zeigt. Dazu kommen die Saisonthiere, die wilden Enten und — die Heuschrecken. Ich brauche nicht zu betonen, daß dies die unbeliebtesten Saisonthiere sind, auf welche man Jagd macht. Es sind nicht Heuschrecken allein, es sind Getreide-, Baum-, Frucht- und Menschenschrecken, die in Zeitperioden von zehn bis zwanzig Jahren einmal das Land überfluthen. Sie waren die Hunnen und Avaren von Kansas und vom ganzen Westen bis an den Ohio. Glücklicherweise kommen sie in der letzten Zeit erst nach der Ernte, so daß sie bloß noch die Brosamen vom Tische des Herrn wegfressen können. Aber dies thun sie auch mit schrecklichem Appetit. Wir sahen 1876 Maisfelder meilenweit vollständig bis an die Wurzel abgefressen, als wären sie abgemäht worden. Nur der beste Bissen, der Maiskolben, ist ihnen glücklicherweise zu hart und so ist der Schaden, den sie anrichten viel geringer als in den nördlicher gelegenen Gegenden, wo die Ernte später erfolgt als in Kansas.

Die Heuschrecken fliegen täglich zumeist am Vormittag bis gegen Mittag aus, und lassen sich gegen 4 Uhr Nachmittag auf einem Felde in großen dichten Wolken nieder, so daß auf mehrere Acker Ausdehnung auf jedem Halme drei bis vier Heuschrecken sitzen, und das Getreide sich unter ihrer Last bis an die Erde niederbeugt. — Weder Flachs noch Kartoffeln noch Gartengemüse bleiben von ihnen verschont. —

Eines der wirksamsten Mittel, das man kürzlich in Minnesota gegen die kleinen Bestien angewendet hat, besteht darin, die Enden eines entsprechend langen Seiles an den Schweif zweier Pferde zu binden, und es so über das Korn ziehen zu lassen. Dies stört die Heuschrecken und streift viele von den Spitzen der Halme auf den Boden, wo sie zu bleiben pflegen, bis der Schwarm weiter fliegt und wo sie weniger Schaden thun können. Kehren einige auf die Halme zurück, so kann das Verfahren wiederholt werden.

Einige Farmer fanden den Rauch sehr wirksam. Wenn die Heuschrecken im Fluge begriffen waren, brachten sie feuchtes Prairiegras auf die Windseite ihrer Felder und legten Feuer daran. Entweder kamen die Heuschrecken gar nicht herab, oder sie blieben nicht lange in demselben. Aber dieses Mittel war nicht immer von Erfolg begleitet. Ein Farmer, der gleichfalls Feuer um seine Felder herum angesteckt hatte, fand die gefräßigen Schurken trotzdem auf seinem Zaun sitzen, wahrscheinlich

um ſich an ſeinem Feuer die Füße zu erwärmen. Ja, je heißer er das Feuer und je dichter er den Rauch machte, deſto lieber ſchien es ihnen zu ſein. —

Wir hatten am nächſten Tage unſerer Fahrt einen Heuſchreckenſturm zu überſtehen. Die Wolken, die wir ſo niedrig gegen uns heranſtürmen ſahen, waren Heuſchreckenſchwärme, und wir flüchteten uns ſofort in unſeren Salonwagen, Fenſter und Thüren feſt verſchließend. Es war ſchauerlich, dieſe Myriaden von Inſekten an uns vorbeifliegen zu ſehen. Ihre Flügel glitzerten im Sonnenlichte wie Schneeflocken, und Hagelſchroten gleich, prallten ſie an unſere Waggonfenſter. Keine Minute war vergangen, ſo war auch ſchon unſer Waggon mit dieſen ekelhaften Beſtien gefüllt.

Straßenſcene in Wichita. 1876.

Wie ſie hereinkamen konnten wir nicht ergründen. Sitze, Vorhänge, Kleider und Bettzeug waren mit ihnen bedeckt; auch hatten wir Mühe, ſie von unſeren Händen und Geſichtern abzuwehren. Glücklicherweiſe verſchmähen ſie Menſchenfleiſch; es wäre uns ſonſt zu armſelig ergangen. In unſeren Taſchen fanden wir ſie noch am Abende nachher, ja als wir uns zu Bett begaben, da ſprang einer unſerer Reiſegefährten erſchreckt von ſeinem Lager, denn er hatte ſich auf ein Dutzend dieſes Geflügels gelegt, das ihm irgend Jemand unter die Decke prakticirt hatte.

Wie ſchon vorhin bemerkt, finden dieſe Heuſchreckenbeſuche in Kanſas nur noch ſelten und dies in den genannten Zeiträumen ſtatt, und dann kommen ſie ſo ſpät, daß die Farmer ihre Ernten ſchon längſt eingeheimſt haben. Ja ſeit einer Reihe von Jahren kommen ſie gar nicht mehr, ſind ſomit hoffentlich für immer ein Ding der

Vergangenheit. — Ein anderes, beſonders im Oſten furchtbares Inſekt, der Mosquito, kommt in Kanſas gar nicht vor, und wir waren glücklich, hier ohne den läſtigen, dem Europäer ungewohnten Schleier ſchlafen zu können. Wir verwunderten uns deshalb, einen unſerer Reiſegefährten in Topeka mit hochgeröthetem Geſicht beim Souper erſcheinen zu ſehen. Er wollte dies den Mosquitoſtichen zuſchreiben. Als wir ihn aber lächelnd über die gänzliche Abweſenheit dieſer Thierchen in's Klare brachten, geſtand er, daß die rothe Geſichtsfarbe von einem anderen Inſekt herrühre,

Flußlandſchaft am Arkanſas.

das, in Flaſchen abgezapft, uns ſpäterhin köſtlich mundete, und den Namen führt: „Rother Kanſas-Wein von A. Bremer in Doniphan.“.

* * *

— Es verurſachte mir kein geringes Bedenken, die Reiſe-Eindrücke von 1876 in der vorliegenden Ausgabe von 1885, nachdem ich Kanſas zweimal wieder beſucht hatte, ſtehen zu laſſen, denn ſie gewähren kein actuelles, ſondern nur mehr ein agrikulturgeſchichtliches Intereſſe. Sie zeigen deutlich, welche Wandlung ſich in Kanſas, man könnte ſagen, mit jedem Jahre vollzieht. Sie bilden den auffälligſten Kontraſt zu den gegenwärtigen Verhältniſſen, wo Kanſas, vor zwanzig Jahren die trockenſte, verlorenſte Steppe, zu einem der erſten, geſittetſten und reichſten Ackerbauſtaaten Amerikas geworden. Antilopen und Büffel ſind nur in den entfernteſten, weſtlichen Theilen der Prairien zu finden. Die Indianer ſind auf achthundert Seelen, darunter ganz anſtändige, tüchtige Ackerbauer, zuſammengeſchmolzen — die Heuſchrecken laſſen ſich nicht mehr blicken. Die Kultur hat ihnen den Garaus gemacht.

5. Prairie-Städte.

Dem Einwanderer kommt die Natur hier ungemein hilfreich entgegen. Sie giebt ihm nicht allein Nahrung und den guten Miſſouri-Trank, ſie verſorgt ihn auch mit Bauſtein- und Brenn-Material im Ueberfluß. Während der erſten dreißig Meilen unſerer Reiſe von Topeka aus, kamen wir durch die ausgedehnten Steinkohlen-Lager des Weſtens, die bekannten Oſage-Kohlenfelder, und unſer Zug brauſte nahezu jede Minute an einer Kohlenmine vorüber, die mitten aus der Prairie wie Ziehbrunnen auftauchten. Bei einer dieſer Kohlenminen hielten wir an. Ein über dem engen Schacht aufgeſtelltes Gerüſt mit einer Rolle, an der ein Kohlenkübel in den Schacht hineinhängt, und ein Pferdegöpel, mit dem die ſchwarzen Schätze der Erde in dem Kübel an's Tageslicht gefördert werden, iſt der ganze Apparat der Grube, die ſchon 20 Fuß unterhalb der Erdoberfläche nach allen Richtungen hin ausgebeutet wird Die geringe Tiefe der Kohlenlager macht deren Ausbeute ungemein einfach und leicht, ſo daß die Kohlen an den Bahnſtationen von Kanſas mit kaum mehr als fünf Dollars pr. Tonne verkauft werden.

In derſelben Tiefe, wie die Kohlenlager, findet ſich auch in den ganzen Prairie-ländern Waſſer vor, das gewöhnlich durch hohe Windmühlen aus den Brunnen gepumpt wird, und ebenſo friſch als ſchmackhaft iſt. Auch viele Waſſerſtationen längs der Eiſenbahn werden durch Windmühlen geſpeiſt. Ein großes hölzernes Faß auf einem vier bis acht Fuß hohen Balkengerüſte, ſowie ein über dem Faß befindliches Windmühlenrad zum Betrieb der in den Boden reichenden Pumpe iſt die ganze Einrichtung der Station. Hier in den kultivirten Theilen von Oſt-Kanſas bilden die Waſſerbehälter nur eine ganz annehmbare Staffage zu der wechſelvollen Landſchaft; in den Prairien des fernen Weſtens jedoch ſind ſie für Stunden und Tage die einzigen Zeichen der menſchlichen Kultur. Wie ſich der Menſch doch an ſeine Kultur, an ſeine Umgebung klammert! Jetzt waren uns die einfachen Waſſerbehälter ihrer originellen Einrichtung wegen intereſſant, in den Steppen von Dakota und dem nördlichen Mexiko aber, während wir Tage lang ohne die geringſten Zeichen der Gegenwart des Menſchen dahinfuhren, da waren ſie uns nicht Don Quixote'ſche Rieſen, da erſchienen ſie uns als gute Geiſter, die Najaden der Wüſte, die, unſerer Lokomotive Waſſer ſpendend, uns Kraft zur Weiterfahrt gaben. Und noch dazu Najaden mit Engelsſchwingen in Geſtalt der gewaltigen Flügel des Windmühlenrades, das von Papa Aeolus gar mächtig getrieben wird.

Und Aeolus iſt vollſtändig Herr und Gebieter des großen Reviers, das wir durchziehen. In den Bergen droben, von wannen er kommt, muß er ſich höheren Gewalten fügen. Die Bergrieſen ſtehen wie Mauern auf ſeinem Weg, und drücken

und winden ihn durch ihre Eingeweide. Hier unten jedoch, auf der endloſen Fläche des Land-Ozeans, iſt Niemand auf ſeinem Wege, und da hauſt er als wüthender Sturm, vereinzelte Bäume entwurzelnd, Häuſer zerſtörend. Hier iſt er der ärgſte Feind der Kultur, und jeder neue Anſiedler, trachtet vor Allem, ſeine Macht durch Anpflanzen von Baumreihen zu brechen. Der Baum iſt der über die Prairie hinziehenden Stürme wegen eine Nothwendigkeit für jeden Farmer, und deshalb hat auch die Regierung der Vereinigten Staaten das ſogenannte Waldgeſetz (timber culture act) aufgeſtellt, dem zufolge jeder Anſiedler, der ein Viertheil ſeines Bodens mit Bäumen bepflanzt, den ganzen Boden zum Geſchenk erhält. Wenn die Amerikaner auch die großen Wälder in den Wald-Staaten rückſichtslos ausrotten, ſo muß man dafür wieder anerkennen, daß ſie eifrige Baumpflanzer in der Prairie ſind. Und dieſe Bäume gedeihen unter ſorgſamer Pflege vortrefflich. Pfirſiche, Silberpappeln (Cottonwood), Ahorn und Cedern ſind am häufigſten zu finden, und in nicht zu ferner Zeit werden auch ſchon Waldungen, dem Lande zur Zierde, dem Anbau zum Schutze entſtanden ſein.*).

Bei Emporia, einem hübſchen am Neoſho-Fluß gelegenen Städtchen von dreitauſend Einwohnern**) betraten wir die Kalkſtein-Region von Kanſas. Am nördlichen Ufer des Neoſho, und ſpäterhin des breiten, gelben Arkanſas, ziehen ſich lange Ketten von Kalkſtein-„Bluffs" den Flüſſen entlang, ihre weißen, ſteilen Wände erſchienen mir wie ein Streifen der Südküſte von England, die den Wogen des rollenden Prairie-Ozeans trotzig die Stirne bieten.

Von England nach Italien, von Cornwall nach Toskana! In Europa wäre dies allerdings ein bedeutender Sprung, aber in Amerika! Was iſt dem Amerikaner Entfernung? Und ſo legten wir auch, unter amerikaniſcher Flagge ſegelnd, die Strecke nach Florenz, — ich meine das Florence von Kanſas, — in kaum einer Stunde zurück und kamen noch eben zeitgerecht an, um im Stationsgebäude ein treffliches

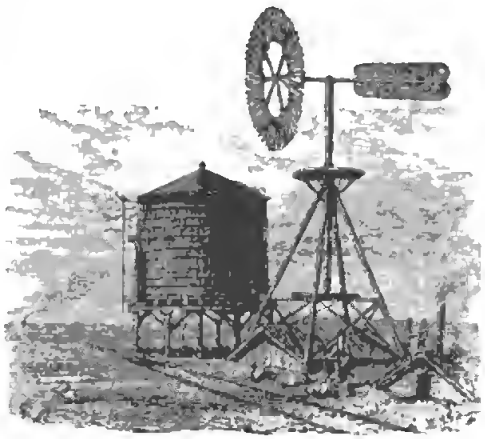
*) Die Staats-Legislatur von Kanſas verordnete im Jahre 1868, daß jede Perſon, welche einen oder mehrere Acker Prairieland innerhalb zehn Jahren, vom Tage der Veröffentlichung dieſer Verordnung, mit Waldbäumen — ſchwarzen Locuſt ausgenommen — bepflanzt und dieſelben 3 Jahre lang mit Erfolg kultivirt, eine jährliche Geldprämie von 2 Dollars, 25 Jahre lang für jeden ſo bepflanzten Acker erhalten ſolle. Daſſelbe gilt für Anpflanzen von Schattenbäumen längs der öffentlichen Straßen; die Prämie von 2 Dollars wird in ſolchen Fällen für jede halbe Meile gezahlt. Aehnliche Geſetze beſtehen in dem gleich baumloſen Staate Nebraska.

Einer Verordnung des letzten Vereinigten-Staaten-Kongreſſes zufolge, erhält jede Perſon, die 40 Acker Land der öffentlichen Domaine in den weſtlichen Prairie-Staaten mit Waldbäumen bepflanzt und 5 Jahre lang kultivirt, eine Heimſtätte-Patent für die geſammte Viertelſection (160 Acker), von welcher die ſo bepflanzten 40 Acker ein Theil ſind.

**) Heut 1885 iſt Emporia eine der ſchönſten Städte von Kanſas mit 8000 Einwohnern, Gas- und Waſſerwerken Mühlen, Banken, Fabriken u. dergl.

Souper einzunehmen. Wir waren überraſcht von der Reichhaltigkeit des Mahles und der ſchmackhaften Zubereitung der Speiſen, und erfuhren erſt ſpäter, daß ſie von einem Franzoſen bereitet worden waren. Die ganze Anſiedelung beſteht aus Franzoſen, die, einige Hundert an der Zahl, in der Umgebung ihre Farmen beſitzen und durchgehends Ackerbauer ſind.

Es iſt ein gar wunderlich zuſammengewürfeltes Völkchen, das Florence bewohnt. Ein ehemaliger Hôteldiener aus Paris, ein Vicomte aus der Picardie, ein emigrirter Schuhmacher aus New-York, einige bretoniſche Schiffer, ein ausgedienter Soldat und weiß Gott, was alles, hatten ſich hier ein Rendezvous gegeben, um die Prairie zu bebauen und „Oekonom" zu werden. Wenige unter ihnen waren Ackerbauer geweſen, die Wenigſten hatten Geldmittel mit ſich gebracht, während die Meiſten, — darunter auch der edle Vicomte, — bettelarm hierher gekommen waren. Man ſehe ſie jetzt! Der wackere Schuſter, welcher die Ahle mit dem Pfluge vertauſchte, iſt ein wohlhabender, behäbiger Farmer geworden, deſſen Viehſtand nach Hunderten zählt. Der dünne Vicomte, dem nichts bekannter war, als das Pflaſter der Pariſer Boulevards, iſt jetzt ein Agrikulturiſt par excellence. Und der Hôteldiener mäſtet eine Anzahl Schweine, die in ihrem eigenen Fett erſticken. Der Menſch kann Alles lernen, wenn er will, — das ſieht man an dem famoſen Schweinehirten, der ſeinen Pflichten nicht nur mit Pünktlichkeit, ſondern auch mit Grazie nachkommt. Aber dieſe verſchiedenartigen Erfolge auf dem Gebiet der Agrikultur ſind zugleich ein Beweis von der enormen Fruchtbarkeit des Landes. Welche Erfolge könnten nun erſt Jene erzielen, die mit tüchtigen Kenntniſſen und einigen Geldmitteln hierher kommen würden?



Waſſerſtation auf den Prairien.

Auf unſeren Fahrten durch die Prairie-Landſchaften von Kanſas, wie ſpäter in Colorado und Nebraska ſahen wir häufig an der Bahn entlang Anſiedlungen von zehn bis zwanzig, ſelten von einer größeren Anzahl Häuſer, die alle bereits Namen beſaßen, auf den Eiſenbahnkarten auch als „Städte" verzeichnet waren. Das Landkarten- und Städte-Fabriziren iſt den amerikaniſchen Eiſenbahnen in hohem Grade eigen. Jede Eiſenbahnlinie zeichnet auf ihren Fahrplänen eine Landkarte, auf welcher ſie ihre Bahn mit ihren Endpunkten und Verbindungen als die einzige nach jener Richtung, oder jener Stadt führende anzeigt. — Führen Konkurrenzbahnen beiſpiels-

weiſe nach St.-Louis, ſo werden dieſe weggelaſſen. Beſitzt die eigene Bahn Krümmungen, ſo werden ſie gerade gebogen. Alle Städte und Dörfchen, die an ihr liegen, werden mit großen Ringen, alle anderen mit kleinen, oder gar nicht angezeichnet, und die Unterſchrift lautet ſtets: „Die große X. X. Eiſenbahn; die einzige direkte Verbindung mit X. X.“ — Darum darf man in der Regel den Eiſenbahnkarten nicht zu viel Glauben beimeſſen, wenn man nicht ſo enttäuſcht werden will, wie wir es damals beim Anblick der Prairieſtädte waren.

Die Städte führen gewöhnlich die klangvollſten Namen: Florenz, Paris, London, Vienna u. ſ. w., und gerade dieſe Anſiedlungen ſind höchſt zweifelhaften Beſtandes. Nur eine Stadt traf ich in den Prairien, die ſich ihrer Umgebung gemäß richtig

Die erſten Anfänge einer Prairie-Stadt.

benannt hatte: Es war „Monotony“, eine Station der Kanſas-Pacific-Eiſenbahn. Jede derartige Prairieſtadt beſitzt bereits ihr Hôtel, zwei bis drei Kaufläden mit Ackergeräthſchaften, Tabak und Getränken und endlich das Wichtigſte: eine Zeitung. Die guten dreißig oder vierzig Leute einer „Stadt“ begnügen ſich nicht mit den aus dem Oſten kommenden Zeitungen der großen Städte. Sie wollen ihre eigene Preſſe haben, und ſo findet man denn auch in Kanſas, bei einer Million Einwohner, nicht weniger als dreihundert und fünfzig, darunter elf deutſche Zeitungen. Frage ja Niemand in den weſtlichen, weniger beſiedelten Gebieten in Kanſas, in Colorado oder Texas nach der Zahl der Abonnenten, denn je kleiner dieſe, deſto beſſer für den Redakteur. Frage Niemand nach dem Inhalt, denn es kann ihn jeder Wochen und Monate zuvor in all' jenen großſtädtiſchen Blättern leſen, welche der betreffende Herr Redakteur als „Tauſchblätter“ erhält. Frage auch ferner Niemand nach dem Zeitungs-

bureau, in welchem Druckerpresse, Setzerkasten, Redaktion, Schlaf- und Speisezimmer des Redakteurs nebst Familie vereinigt sind. Die Erwerbsquelle dieser Blättchen sind die Annoncen, daraus erklärt es sich auch, warum die Redakteure auch ohne große Zeitungs-Auflage auskommen können.

Noch interessanter als die Zeitungs-Wirthschaft in diesen Prairie-Städtchen sind die erwähnten Kaufläden, hier „Stores" genannt, und man geht nicht fehl, wenn man diesen Stores eine weittragende kommerzielle Bedeutung zuerkennt. Trotz ihrer Unansehnlichkeit sind sie doch die ersten Anfänge eines ausgebreiteten Handels. Wie die Ackerbauer und Jäger als die Pioniere der Civilisation angesehen werden können, so sind diese Kaufleute oder „Storekeepers" hier die Pioniere des Handels und der Industrie der jungen Prairieländer, denn nicht nur, daß sie den ganzen Handelsverkehr des dünnbevölkerten Landes vom ersten Keim auf besorgen, sie sind auch viel beständiger in ihren Wohnsitzen, und bilden so gleichsam Centren, um die herum die jungen Städte sich aufbauen. Ihnen allein hat so manche große Stadt des amerikanischen Westens ihr Wachsthum und ihre Größe zu verdanken.

So, wie man diese Stores in der kahlen Prairie sieht, würde man ihre Bedeutung allerdings nicht vermuthen. Eine hölzerne Bude mit löcherigen Wänden und einer weiten Thür, die zugleich als Fenster dient, so präsentirt sich der „Store" von außen. Ein großer, grauweißer Leinwand-Lappen über der Thür mit der in schwarzen, riesigen Lettern gemalten Aufschrift: „Grocery" oder „Store" oder „Whiskey" hat die Bestimmung, als Lockmittel zu dienen. Im Innern dieses kellerlosen Häuschens, auf dem über der Prairie etwas erhöhten Fußboden, stehen nun einige Fässer und Kisten umher, und an den Wänden sind Waaren der verschiedensten Art aufgespeichert. Pferdegeschirr und Hufeisen, Weiberröcke und Büffelhäute, Revolver und Mieder, landwirthschaftliche Maschinen und Bettzeug, daneben Zeitungen, Schießpulver, Bücher, Arzneien und vor Allem Käse und Branntwein gehören zu den ständigen Artikeln eines solchen Ladens, in welchem man aber frisches Fleisch oder Brot vergebens suchen würde. — Auf diese „Stores" ist nun die Landbevölkerung häufig angewiesen, und da es mitunter an Baargeld und besonders an kleinen Münzen fehlt, so werden auch Agrikulturprodukte oder sonstige Waaren an Zahlungsstatt angenommen. So entsteht der erste Handel in dem jungen Lande, der sich natürlicherweise mit der Bevölkerungszunahme entsprechend ausdehnt, und endlich jene großartigen Dimensionen annimmt, wie heute im östlichen Kansas.

Die Bevölkerung dieser kleinen Prairie-Städte — wohlgemerkt, ich spreche ausschließlich von jenen kleinen Ansiedlungen mit weniger als hundert Einwohnern — besteht zum weitaus größten Theile aus Männern zwischen 20 und 50 Jahren. Woher sollten auch Greise — woher Kinder kommen, da ja die Stadt kaum 2 oder 3 Jahre besteht? — Das weibliche Geschlecht ist nur in den größeren Städten und

den Farmen im Lande zu finden. Alle Prairieſtaaten Amerikas beſitzen durchſchnittlich um ein Fünftel weniger Frauen als Männer, und nur die Negerbevölkerung zeigt das weibliche Geſchlecht nummeriſch dem männlichen gleichſtehend.*)

Die wenigen Häuſer, welche eine Prairieſtadt aufweiſt, ſind durchgehends einfach aus Latten zuſammengenagelt, und derart leicht, daß man ſie bequem auf einen Waggon verladen und in eine andere „Stadt" transportiren kann. Deshalb iſt auch der Beſtand dieſer Anſiedlung häufig nur von kurzer Dauer. Gefällt es einem nicht mehr, oder bläſt ein Sturm die Häuſer um, ſo packt man eben ſeine geringe Habe zuſammen und zieht weiter; dort, wo erſt die junge Stadt geſtanden, bleibt keine andere Spur zurück, als einige Miſtflächen, zerbrochene Whiskeyflaſchen und alte Sardinenbüchſen.

In früheren Jahren wurde mit dieſen Städtegründungen viel Unfug getrieben. Längs dem weſtlichen Ufer des Miſſouri wurden vor etwa zwanzig Jahren auf einer ganz kurzen Strecke nicht weniger als zwanzig Städte gegründet. In jeder von ihnen wurde Grund und Boden mit ungeheuren Preiſen bezahlt, und die Einwohner glaubten durchgehends mit Beſtimmtheit, daraus noch große Weltcentren entſtehen zu ſehen. — Themiſtokles wurde einſt gefragt, ob er Muſik treibe. Er antwortete: „Nein, aber ich weiß aus einem Dorfe eine große Stadt zu machen!" So glaubte auch jeder der damaligen Bürger von Kanſas ein Themiſtokles zu ſein. Da wurden Städte-Gründungs-Compagnien aufgeſtellt mit Präſidenten, Schatzmeiſter, Sekretär u. ſ. w.; auch mit wenigem Geld eine mehrere Acker große Landfläche an einem geeigneten Flußufer angekauft. Hierauf wurden Aktien ausgegeben, die auf verſchiedenfarbigem, elegant bedruckten Papier den Plan der Stadt mit ihren großen Parks, Univerſitäten, Schulen, Bahnhöfen u. ſ. w. enthielten. Die einzelnen Häuſervierecke, in Amerika „Townlots" benannt, waren nummerirt, und mit dieſen prächtigen, in eleganten Umſchlägen ſteckenden Stadtplänen zogen nun die Agenten umher, um die „Townlots" der Stadt an den Mann zu bringen. Jeder Käufer erhielt ein ſchönes Certificat über die gekauften „Lots". Und es iſt kaum glaublich, daß dieſe Städte-„Lots" reißenden Abſatz fanden. Die Agenten und Städte-Gründer wurden mit einem Schlage reich, dabei aber befand ſich in der Stadt, von welcher ſie die Baugründe verkauft hatten, oft noch nicht ein einziges Haus!! In den meiſten Fällen ſtanden einige hölzerne Hütten und Indianerzelte da — — .

*) Die Vereinigte Staaten-Bevölkerung zählt überhaupt um eine Million weniger Perſonen weiblichen als männlichen Geſchlechts. Einzelne Staaten, wie z. B. Colorado, dann ſämmtliche Territorien zählen doppelt oder dreifach ſo viele Einwohner männlichen als weiblichen Geſchlechts —, nur in den Neu-England-Staaten, hauptſächlich in Connektikut, iſt die weibliche Bevölkerung in der Ueberzahl.

Dieſe Städtegründungsmanier war damals ſo ausgebreitet, daß der Abgeordnete Wage im Kongreß der Vereinigten-Staaten vorſchlug, man möge in

Büffelheerde in der Prairie.

Kanſas doch einige Landſtrecken für Ackerbauzwecke reſerviren, bevor das ganze 80,000 Quadratmeilen große Land ganz in „Städte" getheilt ſei. Natürlich folgte

dieſem Schwindel ein furchtbarer Rückſchlag; wie eine Eierſchale brach das ganze Treiben zuſammen, und von den 14 Städten des Miſſouri überlebten nur drei die Kataſtrophe. Es ſind Leavenworth, Atchiſon und Wyandotte, von denen bereits in früheren Kapiteln geſprochen wurde. Die anderen verſchwanden ſpurlos.

Dieſes übertriebene Leben hat längſt aufgehört. Es war eine theure, unſchätzbare Lehre für alle Städtegründer; gegenwärtig geht man damit vorſichtiger zu Werke. Die Bevölkerung geht heute nicht mehr ſo leicht auf den Leim, und dann trachten auch Regierung und Eiſenbahnen eines Staates, denſelben ſo viel als möglich vor ſchwindelhaftem Treiben zu bewahren, um die Beſiedlung durch Einwanderer nicht abzuſchrecken. Heute ſind an die Stelle dieſer ſtädtiſchen Seifenblaſen geſunde blühende Städteweſen getreten, die in ihrem Finanzweſen, ihrer Verwaltung, Handel und Gewerbe ebenſo ſolid und ehrenhaft ſind, wie irgendwo in den öſtlichen Staaten.

Die wandernde Bevölkerung der Prairie-Städte in Nebraska, Texas und im weſtlichen Kanſas iſt in gewiſſen Beziehungen den Indianern ähnlich. Viele haben auch Indianerblut in ihren Adern. Es ſind die Bleichgeſicht-Nomaden der Prairie, die dem Staate eher nachtheilig als zuträglich ſind. Der Einwanderer, ſobald er nicht ſelbſt ein leichtſinniges, ſtädtiſches Bürſchchen iſt, das irgend eine Unthat vom heimathlichen Herd fortgetrieben, hat mit dieſer Klaſſe der Prairie-Bewohner nichts zu thun. Er lebt auf ſeiner Farm inmitten ſeines Landes, baut ſich in der Regel ein ſteinernes Haus, das er mit einem Gärtchen umgiebt, und verläßt ſein neugegründetes Heim nur ausnahmsweiſe. Der neue Ankömmling ſucht gewöhnlich in die Nähe einer ſchon beſtehenden Farm zu gelangen, was ihm ſchon deshalb nicht ſchwer wird, als ja, der früher erklärten ſchachbrettförmigen Ländertheilung wegen, die Regierungsfelder auf Hunderte von Meilen hinaus beſetzt ſind, während er unter den Eiſenbahnländereien ſich das ihm paſſende Stück auswählen kann.

6. Im Thale des Arkanſas.

Bei Newton, heute eine Stadt von 3000 Einwohnern, fuhren wir von der Hauptlinie der Bahn auf die nach Wichita führende Zweigbahn und erreichten dieſes etwa fünfzig Meilen von der Grenze des Indianer-Territoriums entfernte Städtchen um Mitternacht. Alles lag in tiefſtem Schlaf, und nur in einer nahen Schenke ging es noch lärmend zu. Wir begaben uns deshalb gleichfalls zur Ruhe. Einer von uns aber ſchlich ſich verſtohlen hinaus, um ein Schlafkränklein zu nehmen.

Wichita war damals ein blühendes, aufſtrebendes Städtchen von fünftauſend Einwohnern, deren Hauptbeſchäftigung der Handel mit dem naheliegenden Indianer-Territorium war. Urſprünglich lag die Stadt am Arkanſas-Fluſſe. Seit der

Vollendung der Eiſenbahn jedoch wurde ſie — die Stadt — auf das der Station nächſtgelegene Terrain transportirt. Man höre und ſtaune! Wir ſelbſt waren Zeugen, wie ein Zug von zweiſtöckigen Gebäuden, ſammt ihrer Einrichtung, vom oberen Stadttheile nach der Station transportirt wurde, um da wieder aufgeſtellt zu werden. Und dies ſo einfach, ſo geräuſchlos, als handle es ſich um eine Spazierfahrt.

Dem ſchmutzigen Hôtel gegenüber, in welchem wir unſer Frühſtück einnahmen, wurde eben ein mehrſtöckiges Haus ſammt ſeiner Einrichtung von ſeinen Grundmauern gehoben. Man ſetzte 8 eiſerne, kaum fußhohe Schraubwinden unter die hölzernen Wände des Hauſes und auf ein gegebenes Zeichen fingen die acht daran beſchäftigten Arbeiter an, das Haus in die Höhe zu ſchrauben, ſo weit, um einige hölzerne Walzen unterſchieben zu können. Auf der anderen Seite der breiten Straße war ein vertikales Drehkreuz aufgeſtellt, in welches zwei Pferde geſpannt waren. Um die Winde des Drehkreuzes war ein Seil aufgerollt, deſſen anderes Ende an dem Hauſe befeſtigt war. Die Pferde wurden nun angetrieben und das Haus dadurch auf die Mitte der Straße geführt. — Hierauf wurde das Drehkreuz, eine Art Pferdegöpel primitivſter Art am Ende der Straße, in die Nähe des neuen Baugrundes aufgeſtellt, und das Haus auf ſeinen Rollen langſam auf ſeinen neuen Standplatz geführt. Kein Menſch kümmerte ſich darum; die Leute gingen daran vorbei, als ſei das etwas Alltägliches für ſie, und ſelbſt die vielen Indianer, die damals in der Stadt lungerten, fanden es nicht der Mühe werth, den Häuſertransport nur mit einem Blicke zu würdigen.

Das in einem früheren Kapitel geſchilderte Leben in den Prairie-Staaten kann man hier in vollſter Blüthe finden. Vor 7 Jahren war die Gegend an der Einmündung des kleinen in den großen Kanſas einer der großen Zuſammenkunftsplätze der Indianer, hier wurden ihnen auch die Regierungsſubventionen u. ſ. w. ausgezahlt. Die Lage war günſtig, Ausſicht auf großen Handel mit den hier ſehr zahlreichen Indianerhorden war vorhanden, und damit zeigten ſich die Hauptbedingungen zur Anlage einer Stadt erfüllt. — Der Gründer derſelben iſt ein noch gegenwärtig in Wichita (Name eines, gegenwärtig im Indianerterritorium lebenden Stammes) anſäſſiger Deutſcher, Namens Greiffenſtein, der in früheren Jahren mit den Indianern großen Handel trieb. Da aber die Handelsbeziehungen für die Weißen ſtets mit den größten Gefahren verbunden waren, auch dieſe ihre Erwerbsſucht nicht ſelten mit ihrer Kopfhaut bezahlen mußten, ſo nahmen ſich die Händler gewöhnlich die Tochter irgend eines Indianerhäuptlings aus dem Stamme zum Weib. So beſitzt auch Greiffenſtein eine Halbblut-Indianerin, die Tochter eines rothen Häuptlings und einer Weißen, zur Frau. —

Alle Jene, die ſich aus irgend einer Urſache einer Indianerbande anſchließen und ſich durch Heirath mit einer rothhäutigen Schönen an den Stamm binden,

werden in Amerika Squaw Men genannt. Sie dienen gewöhnlich als Dolmetscher, denn „eine Frau ist das beste Wörterbuch", sagt ein mexikanisches Sprichwort; durch die Frauen erlernen sie die Sprache ihres Stammes verstehen und theilweise auch sprechen.

Bei Greiffenstein und vielen anderen war dies natürlich nicht der Fall, denn Viele heirathen in der That aus Zuneigung oder pekuniärer Vortheile wegen.

Wichita steht ganz auf einstigem indianischen Boden, und noch jetzt werden häufig Grabhügel von beerdigten Indianern aufgefunden. Wie uns ein Beamter der Station erzählte, sind die Leichen gewöhnlich in hockender, zusammengekauerter Stellung in eine Büffelhaut eingenäht, und mit ihren größten Kostbarkeiten, wie Bogen und Pfeil, Trinkbecher und Kopfschmuck beerdigt. Auch indianische Todtenbäume findet man an den Ufern des Arkansas noch ziemlich häufig, doch rühren die Leichenreste auf ihnen aus früheren Perioden her. — Die Stadt war zur Zeit unseres Besuches einer der Hauptplätze für den Tauschhandel mit den Indianerhorden des nahen Territoriums, denn sie lag am Endpunkte der Eisenbahn. Büffelhäute, Panther- und Wildkatzen-Felle, endlich Getreide und Ponies sind das Gebotene auf der einen, Waffen, hellfarbene Decken und geistige Getränke das der andern Seite. Die Indianer sind bekanntlich im Herrichten der Büffelhäute äußerst geschickt, und keine Gerberei kann die rohen Felle so weich und geschmeidig machen, als die flinke Hand des Indianerweibes. Es ist nicht etwa ein Geheimniß in dieser Zubereitung der Häute; es liegt bloß in dem langwierigen, fleißigen Bearbeiten derselben, zu dem man in den östlichen Gerbereien der Weißen weder Zeit noch Arbeiter findet.

Der Handel mit den Indianern war schon für Tausende die Quelle von bedeutendem Reichthum. Die Indianer sind eben in gewissen Beziehungen den kleinen Kindern gleich. Nur für die Qualität von Decken und Kleidungsstoffen haben sie etwas Verständniß, aber alles Uebrige, dessen sie bedürfen, ist ihnen ebenso unbekannt wie einem Wickelkinde. Wir sahen sie in den Straßen Wichita's umherwandern und Waaren besehen. Für nützliche Geräthschaften u. s. w. zeigten sie weniger Sinn, als für werthlosen Messing- und Glasschmuck, und besonders für alles Neue, nie Gesehene. Einer unserer Reisebegleiter erzählte mir, daß er einst von einem jungen Indianer ein feines, vorzüglich zubereitetes und auf der Innenseite bemaltes Buffalofell kaufen und ihm dafür mehr und mehr, bis zu 20 Dollars, zahlen wollte. Der Indianer weigerte den Verkauf. Während des Handels wollte sich mein Reisebegleiter seine Pfeife anzünden und zog ein mit Streichhölzchen gefülltes Messingfeuerzeug aus der Tasche. Der Indianer war über diese sonderbare, noch nie gesehene Methode des Feuermachens höchlichst überrascht, er bot nun das schöne Fell, für das er 20 Dollars ausgeschlagen hatte, für das Feuerzeug an. Natürlich wurde

der gute Tauſch ſofort angenommen. Wenige Minuten darauf ſah mein Freund denſelben Indianer auf dem Boden ſitzen und ein Streichhölzchen nach dem andern verbrennen, bis das Feuer an ſeine Finger kam. Dann betrachtete er ſich die Finger, um ſich zu vergewiſſern, daß es auch wirklich Feuer geweſen ſei, das ihm die Haut verbrannt hatte! Die den Indianern verkauften Lebensmittel, wie Zucker, Kaffee, Thee und Mehl ſind gewöhnlich die ſchlechteſten, die man auf den Märkten auftreiben kann, aber der Indianer findet den Unterſchied zwiſchem gutem und ſchlechtem Kaffee nicht ſo leicht heraus, wie unſer Franzoſe, der über den Frühſtückskaffee in Wichita

Prairie-Bewohner: Coyotes.

weidlich ſchimpfte. Hatten uns die guten Wirthsleute am Ende auch indianiſchen Kaffee vorgeſetzt?

Das Leben und Treiben war in Wichita äußerſt lebhaft und bewegt. Mehrere Straßen von bedeutender Breite und Länge durchkreuzten ſich rechtwinklig, und beinahe jedes Haus enthielt einen oder mehrere Kaufläden mit Proviant, Kleidung, Einrichtungsſtücken, Waffen u. ſ. w. In den „Vorſtädten" ſah man große Holzgärten und Zimmerplätze, Viehumzäunungen, Wagenparks und Wirthshäuſer. Wie ſollte aber auch die ſelige Kneiperei in einer Stadt verpönt ſein, wo ſelbſt der Mayor ein luſtiger Bierwirth und Kneip-Kumpan war? Wir hatten davon den vollgültigſten Beweis, als wir ihm — nicht in Gala-Toilette, ſondern in unſerem, zum Theil mexikaniſchen Reiſekoſtüm — unſere Aufwartung machten. Formalitäten giebt es

hier nicht. Das muß man in Europa zurücklaſſen. Drum ſaßen wir auch, nachdem wir ihm die derbe Rechte geſchüttelt, bald auf ſchweren, vollwichtigen Bierfäſſern, und tranken ein Glas auf ſein und ſeiner Ehehälfte Wohl. Dann wurden die Gläſer auf das Wohl der Stadt, ihres Handels, ihrer Bürger u. ſ. w. geleert, kurz die Gläſer mehrten und das Bier verminderte ſich in der auffälligſten Weiſe, die ſelbſt einem Bürgermeiſter zu viel werden konnte. — Die wackeren Gemeinderäthe von Wichita machten aber bei dieſer Gelegenheit die bittere Erfahrung, daß Künſtlermagen eigentlich mehr vertrugen, als ſie „in ihrer Schulweisheit wohl träumen" mochten. —

Die für uns Europäer merkwürdigſten Dinge in Wichita waren jedoch die Indianer, die hordenweiſe und in voller Kriegsrüſtung die Stadt durchzogen. Sie gehörten zumeiſt den fünfzig Meilen außerhalb der Stadt im Indianer-Territorium wohnenden Arapahoes, Cherokees und Kaws an, aber es wurde uns ſchwer, die

Prairie-Bewohner: Buffalo-Heerden in Colorado.

einzelnen Stämme von einander zu unterſcheiden. Rothe und blaue Decken, wie Panduren-Mäntel um die Schultern geworfen, bedeckten Hünengeſtalten; große Adlerfedern ſteckten in den zu einem Hahnenkamm zugeſtutzten Haaren. Die rothen, grimmigen Geſichter waren ſämmtlich roth und ſchwarz bemalt und ſchmutzig, und die Füße ſteckten in geſtickten Mokkaſſins aus Buffaloleder. In den Händen trugen ſie entweder Bogen oder Pfeil, oder blanke, ſchwere Tomahawks, außerdem jedoch noch eine große weiße Feder, wahrſcheinlich das Zeichen ihrer Friedfertigkeit, die jedoch ihren Galgen-Phyſiognomien zufolge, nicht ſehr groß zu ſein ſchien. Einige von ihnen konnten ſich vortrefflich mit uns in Engliſch verſtändigen, aber der Gegenſtand dieſer Verſtändigung war ſtets Bettelei, der unſer Profeſſor in Anbetracht des vor ſeinen Augen blinkenden Tomahawks ſtets zum Opfer fiel. Auch mir erging es ſo. Ich war außerhalb der Stadt von einem dieſer rothhäutigen, bis an die Zähne bewaffneten Banditen angehalten worden. Der Kerl ſprach in einem Kauderwelſch von indianiſch und ſpaniſch und ſpielte dabei ſo verdächtig mit ſeinem Skalpirmeſſer,

daß ſich meine Kopfhaut ganz bedenklich unter der Wucht dunkler, trüber Ahnungen zuſammenzog. Ich wußte nicht, was dieſer Prairiegauner wollte. Endlich erhaſchte ich das Wort „Nikel“ — ein Wort, mit dem man hier gewöhnlich die aus Nickel geprägten Fünf-Cent-Stücke verſteht. Mit Freuden händigte ich ihm alle ein, die ich hatte. „Beſcheidenheit ziert den Jüngling“, wie man ſieht, — ſelbſt wenn er rothhäutig iſt. Schlimm wär's geweſen, hätte er Gold verlangt.

Einer von den grimmig dreinſchauenden Kriegern wurde von einem unſerer Reiſegefährten angeſprochen. Er verſuchte mit ſeinem Waffenbruder eine Converſation anzuknüpfen, aber der tapfre Arapahoe-Häuptling verhielt ſich ſchweigend. Er warf ſein langes rabenſchwarzes Haar zurück über die eine Schulter und den langen, braunrothen Mantel über die andere, ſandte noch einen verächtlichen Blick auf den erſtaunten Europäer und entfernte ſich mit großen Schritten. — Unſer Künſtler wollte von einem beſonders wild und kannibaliſch ausſehenden Kerl den Namen ſeines Stammes erfahren. Da er jedoch ebenſowenig indianiſch ſprechen konnte, als die dicke Rothhaut engliſch, ſo zeigte er mit dem Finger auf ihn und nannte den Namen eines ihm gerade ins Gedächtniß kommenden Stammes. Unglücklicherweiſe war dieſer Stamm gerade der tödtlichſte Feind des anderen, welchem der Wackere angehörte, und er fing an ganz grimmig zu knurren. Schnell nannte unſer Rafael mit möglichſt freundlicher und zutraulicher Stimme den Namen eines anderen Stammes, „Kaw“, ſprach jedoch das Wort nicht in engliſcher, ſondern deutſcher Betonung aus. Mit zuſtimmendem Grinſen deutete jetzt der Indianer auf den Künſtler und rief lachend: „Dutch, Dutch!“ Unglaublicherweiſe hatte der Indianer an der Ausſprache dieſes Wortes die deutſche Nationalität des Künſtlers erkannt. Natürlich ſtimmten wir andern in das Gelächter mit ein, aber ich brauche nicht anzuführen, daß das Geheul der Indianer unſere eigenen Stimmen übertönte. — Heute, neun Jahre nach dieſem Beſuche, iſt Wichita zur bedeutendſten Handelsſtadt des Arkanſasthales herangewachſen, und beſitzt etwa zwölftauſend Einwohner, worunter viele Deutſche. Die Verhältniſſe ſind geſitteter, geregelter geworden. Die Trapper, Squaw-Men und Indianer ſind von dort verſchwunden. Mit dem Bau mehrerer Zweigbahnen von Wichita aus entſtanden ſeither an den Endpunkten derſelben Städte von drei- bis ſechstauſend Einwohnern, wie Winfield, Arkanſas-City, Caldwell und Wellington, von denen 1876 auch nicht ein Haus, eine Hütte exiſtirte, und die heute der Abklatſch jenes Wichita ſind, wie es vor neun Jahren zur Zeit meines Beſuches war. Dieſe Städte ſind die Hauptſitze des Handels mit dem benachbarten Indianer-Territorium. Speciell Caldwell iſt das Centrum eines ſehr ausgebreiteten Verkehrs mit den Indianern. Paſſagierkutſchen fahren von dort täglich ſelbſt nach den entfernteren Plätzen des Territoriums, nach Fort Reno, Anadarko und ſelbſt nach Fort Sill.

* * *

Von Wichita aus unternahmen wir noch einen Ausflug zu Wagen nach der Einmündung des kleinen in den großen Arkanſas, der ſich hier, ſüdlich fließend, dem Indianer-Territorium zuwendet. — Es war zum erſtenmal, daß wir dieſen größten aller Prairieſtröme erblickten. Aber während die Waſſer ſeines erwähnten Nebenfluſſes klar waren, wie die eines Wildbaches, wälzten ſich die Fluthen des enorm breiten Stromes trüb und träge dahin, wie fließender Sand. Alle größeren Prairie-Flüſſe gleichen ſich hierin.

Die Ufer waren hier weit ins Land hineingewaſchen und zerriſſen, und hohe, dicht bei einander ſtehende Silberpappeln bedeckten das angrenzende Land. Der Fluß war in zahlreiche Arme geſpalten, niedrige, dicht mit Bäumen beſetzte Inſeln bildend. Die weite Waſſerfläche des Hauptſtromes wurde überdies durch zahlloſe, ausgedehnte Sandbänke unterbrochen.

Keine Flüſſe der Welt ſind ſo tückiſch und verderbenbringend, wie dieſe Ströme der ſüdlichen Prairien. Sie führen große Maſſen des feinſten Sandes mit ſich, der ſich im Waſſer vollkommen zertheilt, und mit demſelben einen dünnen, flüſſigen Brei bildet. — Derartige Flüſſe ſind zur Sommerszeit, wo ſie aus den Schneeregionen der Felſengebirge geſpeiſt werden, ſehr ſchwer zu überſchreiten, und zur Anlage von Furten oder Schiffbrücken gänzlich ungeeignet. Befindet ſich an irgend einer Stelle im Strombett am Morgen eine lange Sandbank, ſo kann um Mittag an derſelben Stelle ein tiefer Kanal mit ſteilen Wänden, und am Abend darauf wieder eine Sandbank zum Vorſchein kommen. Von Stromſtrich oder einer conſtanten tiefſten Stelle in dem breiten, ſeichten Flußbett iſt bei dieſen Flüſſen keine Spur vorhanden. Bald ſetzen ſich die Sandmaſſen, durch einen Baumſtamm oder ſonſt dergleichen aufgehalten, an dieſer, bald an jener Stelle an, und ändern auch demgemäß die Richtung des Flußlaufes, der ſich dann vielleicht durch eine andere Sandbank Bahn bricht, und einen tiefen Kanal durchſchneidet. Das Ganze iſt eine mit Waſſer vermengte, ſich langſam fortbewegende Maſſe Sand, die jedes thieriſche Leben in ſich erſterben läßt. Deshalb führt der Arkanſas auch keine Fiſche, und deshalb iſt auch trotz der großen Waſſermenge des Stromes die Schifffahrt ganz unmöglich. — Hat ſich während des Sommers eine größere Sandbank gebildet, die den Winter über aushält, ſo zeigt ſie ſchon im Frühjahr üppige Vegetation, und widerſteht ſie den aus den Gebirgen kommenden Waſſermaſſen des Frühſommers, ſo iſt ihr Beſtand auf mehrere Jahre geſichert. Pappeln und Geſtrüpp überwachſen ſie ſchnell. Kommt in den nächſten Jahren ſtarkes Hochwaſſer, ſo wird ſie ihres ſandigen, loſen Grundes wegen mitgeriſſen, und daher kommen die ſchwimmenden Inſeln, deren man in allen großen Strömen des Weſtens im Frühjahr genug ſehen kann. So iſt der Stromlauf und das ganze Ausſehen des Strombettes ewigen Veränderungen unterworfen, aber zwei Dinge an ihm bleiben unverändert: ſeine Unzugänglichkeit für Schiffe und ſeine ungeheuren Quantitäten an Sand, die jahraus, jahrein, viele

Hundert Meilen weit in den Miſſiſſippi getragen werden, der ſie wieder an ſeiner Mündung abſetzt, und ſo das angeſchwemmte Land im mexikaniſchen Golf bildet. —

Und nun wieder zurück zu unſerer beweglichen Heimſtätte, zu dem Schneckenhauſe des Prairietouriſten, zum Salonwagen unſeres Zuges, der mit ſchnaubender Lokomotive zur Abfahrt bereit ſtand. Das eiſerne Unthier war ſchwer zu halten, und kaum hatten wir unſere Plätze eingenommen, als es auch ſchon auf dem blinkenden Schienenwege durch die Prairie ſchoß. Rechts und links ſtoben Antilopenheerden auseinander, hinter den Sandhügeln am Arkanſas verſchwindend. Von Anſiedlungen ſahen wir auf der ganzen viele Meilen weiten Strecke keine Spur. Wir hielten einige Stunden in Larned, einem kleinen, in der Nähe des gleichnamigen Forts gelegenen Städtchen, paſſirten Kinsley, und erreichten am Abend Dodge City, die berüchtigſte der Prairieſtädte von Kanſas. Noch bevor wir Larned erreicht hatten, erblickten wir zur Rechten aus der Ebene einen nackten Felſen hervorragen, Pawnee Rock genannt, das St. Helena des Prairie-Ozeans von Kanſas.

Prairie-Bewohner: Elennthier.

Der kahle Felſen erſchien uns in der That wie eine Inſel im Meere, und wir weideten uns an ſeinem Anblick, gerade ſo wie Schiffer, die nach wochenlanger Fahrt im ſtillen Ozean eine Inſel erblicken. Pawnee Rock iſt bei einer Höhe von kaum hundert Fuß doch die höchſte Bodenerhebung auf viele Tauſende Quadratmeilen, und uralte Inſchriften von Mexikanern, Indianern und Weißen bedeckten die hohe weiße Felswand. Die Stelle hat unter den Indianern inſofern eine gewiſſe Berühmtheit,

als hier für Jahrhunderte einer ihrer Berathungs- und Feſtplätze war, und noch vor fünfundzwanzig Jahren zwiſchen den Pawnees und Cheyennes in der Nähe eine Schlacht ſtattgefunden hat.

In Larned wie in allen folgenden Stationen ſahen wir nahe den Geleiſen ganze Berge von Buffalo- und Antilopenknochen, von der Sonne gebleicht und einen eigenthümlichen Phosphorgeruch ausſtrömend. Die Hörner des Buffalos liegen gewöhnlich auf eigenen Haufen, während die Skelete und Todtenſchädel auf anderen zuſammen geworfen werden. Dieſes Sammeln der auf den Prairien umherliegenden Knochen bildet ein einträgliches Geſchäft, denn die Knochen werden mit der Bahn nach Oſten geführt und dort in Raffinerien ꝛc. verwendet. —

Ein Prairie-Brand.

Die „Stadt" Larned — wenn man ſie ſo nennen kann, zeigte viel Leben. Ueberall Wagen und Fuhrwerke, Ackergeräthſchaften und Leute. Von der kleinen, mit Hütten und eleganten Villen bedeckten Anhöhe hinter Larned genoſſen wir eine weite Ausſicht auf das Thal des Arkanſas, deſſen Ufer hier mit großen, hellgrünen Raſenflächen eingefaßt waren. Gegen Weſten ſahen wir die Fahne von Fort Larned. — Aber was iſt dort im Süden? Iſt es ein Traumbild? — Welch herrliche Gegend! eine Stadt mit Kirchthürmen, ſchöne Waldungen und Wieſen, im Hintergrunde hohe Berge und ein großer See! Welches Kulturbild inmitten der troſtloſen Einöde! Ich verfolgte die Umriſſe der ſchönen Landſchaft und

ſah, daß ſie am äußerſten Rande ſich nicht mit dem Horizont verbanden, ſondern frei in der Luft ausliefen. — Es war offenbar eine Fata Morgana, die ich ſchon in Ungarn häufig geſehen, die jedoch meine Gefährten anfänglich getäuſcht hatte.

Dieſe Fata Morganas ſind in den Prairien von Kanſas und dem öſtlichen Colorado eine ſehr häufige Erſcheinung, faſt kein Tag verging, ohne daß wir deren nicht mehrere ſahen. Bald waren es Seen und Wälder, bald Berge, große Heerden und Städte, die in bunter Abwechslung allmählig auftauchten und bald wieder verſchwanden.

Ob dieſe Trugbilder der erhitzten Luft den Wanderer — den Steppenfahrer — ebenſo verderblich auftraten, wie in den Wüſten von Afrika und Arabien — ob die harmloſen Fuhrleute des Santa-Fé-Trails einſtens den täuſchend verlockenden Fata Morganas ebenſo nachjagten und in den Llanos Eſtacados verhungerten, oder den räuberiſchen Apaches in die Hände fielen — wer vermöchte es zu ſagen? —

Die Sonne, die tagsüber heiß über den Prairien gebrannt hatte, neigte ſich zum Untergange, als wir die hohe Flaggenſtange von Fort Dodge, eines großen Militairdepots am Arkanſasfluß, in Sicht bekamen. Allmählich traten auch die einzelnen Gebäude des Forts und die Stadt am Horizont hervor und hoben ſich dunkel beinahe ſchwarz von dem hellen abendröthlichen Hintergrunde ab.

Der Himmel der Prairien iſt wunderbar ſchön und klar, er wetteifert hierin mit dem vielgeprieſenen Himmel Italiens; dieſelbe hellblaue Färbung, dasſelbe wolkenloſe Gewölbe, das am Horizont zu fußen ſcheint, dieſelbe Größe und Unendlichkeit. Aber noch viel großartiger geſtaltet ſich dieſes Naturbild zur Zeit des Sonnenunterganges, wenn der goldne Feuerball ſich hinter den Wolken der Felſengebirge herniederſenkt. Es ſcheint, als würde ein glühender Brand ſich vom Himmel allmählig zu Erde neigen, und Tauſende von Meilen des trockenen, nach Regen dürſtenden Prairiegraſes in Flammen ſetzen. Der ganze Horizont im fernen Weſten iſt eine Flamme, die ganze Prairie iſt ein Brand, der ſich immer weiter und weiter von uns zu entfernen ſcheint. Wie vom Winde nach Weſten getrieben, ſetzt er immer entferntere Strecken in Flammen, die gewaltige Gluth nimmt ab, und nur eine dunkle Röthe am Horizont, mit ſchwachem Widerſchein am öſtlichen Himmel, ſagt uns, daß jener ſich täglich wiederholende Prairiebrand noch nicht erloſchen iſt. Kleine Flammenzungen ſchlängeln ſich gen Himmel empor, kein Rauch iſt wahrzunehmen, es iſt ein Brand, gegen den der heilige Florianus ſelbſt vergebens kämpfen würde, es iſt das Lebewohl der ſcheidenden Sonne.

Dodge City war erreicht. —

Das Militärfort, zur Linken, an den Ufern des Arkanſas lag im Dunkeln, nur der Knauf der hohen Flaggenſtange wurde noch vom Abendroth vergoldet. — Ueber der Prairie lag tiefe Dämmerung ausgebreitet, und nur aus der Stadt im

Norden glänzten unzählige Lichter herüber. Ja, die Fenſter der gegen die Bahn gewendeten Häuſerreihen waren hell erleuchtet, und dunkle Schatten wogten hinter ihnen auf und nieder. War es Carneval und ſchwang Terpſichore ihren Herrſcherſtab über der zügelloſen Hauptſtadt der Prairien? Wie unglaublich, hier, tauſend Meilen in der Runde von jeder Civiliſation entfernt, ſolch fröhliches, heiteres Leben zu finden! —

Wir machten Toilette und ſprangen aus unſerm Waggon, alle neugierig, das Leben hier kennen zu lernen. Wir waren auf einem offenen, weiten Platz, deſſen nördliche Seite von hölzernen, niedrigen Häuſern beſetzt war. Ein größeres Gebäude zur Rechten trug die Bezeichnung Hôtel, wir eilten dahin, um das Souper einzunehmen, bevor wir unſere Wanderungen durch die Stadt begannen. Der Platz, über den wir ſchritten, war nichts als ein Stück Prairieboden, uneben und löcherig, und zahlreiche große Spitzhunde, den Prairiewölfen ſehr ähnlich, lagen uns im Wege, ſo daß wir uns in Acht nehmen mußten, auf keine der keifenden, wilden Beſtien zu treten. Es war ein Stück Konſtantinopel, aber auch das einzige Stück. — Das Hôtel war ein lockeres Bretterhaus, durch deſſen Fugen der Wind gewaltig blies. Ein Schwarm von Fliegen, deren es überhaupt in den Prairien in unglaublichen Maſſen giebt, nahm uns in Empfang, und bemächtigte ſich ſofort unſerer Naſen und Hände, als wären ſie mit Zucker beſtreut geweſen. Dieſe Fliegenplage bedingt auch jene ſonderbar geſtalteten, papierenen Zierrathen, die in jedem Hauſe, das wir bis jetzt ſahen, von der Decke herabhingen, die aber von Niemandem beharrlicher gemieden werden, als gerade von jenen, für welche ſie beſtimmt ſind: den Fliegen. — Die Speiſen waren vollſtändig ungenießbar, und ſelbſt die gebratenen Fliegenleiber, die wir mit hinunterſchlucken mußten, konnten das Futter nicht würzen. Wie ſollte man auch hier, mitten in den Plains, Anſprüche erheben? Die Säulen des Herkules waren ſchon hundert Meilen überſchritten, und die Bewohner von Dodge City bekommen ja den größten Theil ihrer Lebensmittel und ſelbſt das Gemüſe per Bahn von öſtlichen Gegenden. Darum iſt alles ſo ſchlecht und dabei unendlich theuer, theuerer als in den Reſtaurants von Paris. — Jedem von uns wurden ganz nach amerikaniſcher Sitte zwanzig bis dreißig winzige Schüſſelchen mit verſchiedenſtem Zeug vorgeſetzt, die aber alle zuſammen unſere Teller nicht füllen konnten. Das, was wir aber für unſern Kaffee verlangten, — Milch, war im ganzen Orte nicht zu bekommen, wir ſahen auch noch für weitere hundert Meilen kein Tröpfchen davon, bis wir an den Fuß der Felſengebirge, nach Pueblo gekommen waren.

Mit hungrigem Magen trollten wir alſo durch die Straßen, auf den breiten, hölzernen Trottoirs, die in jeder Prairieſtadt längs den Häuſern der Stadt hinlaufen. Aber was für Häuſer waren dies! Jedes davon ein Wirthshaus, gefüllt mit gräulichen Geſtalten; Billardſalon, Spielſäle oder Bordell! Thüren und Fenſter ſtehen

angelweit offen, um die Vorübergehenden einzuladen, aus allen dringt ein wüſter Lärm, der Klang von Gläſern und Flaſchen, das Geſchrei und Gelächter loſer Geſellen. Fuhrleute, Büffeljäger und Prairiegeſindel treibt ſich durch die Straßen und auffallend gekleidete Frauenzimmer des gemeinſten Schlages laden durch allerlei handgreifliche Zeichen zum Beſuche ein!

Die Bevölkerung der Stadt ſchwankte zwiſchen zweihundert und zweitauſend Einwohnern. Man ſtaune nicht über dieſe weit auseinander liegenden Grenzen. Von längerem Bleiben der Einwohner iſt hier keine Rede; die Einen kommen, um ihr Geld auszugeben; iſt es den Weg alles Fleiſches gegangen, dann ziehen ſie weiter. Andere kommen, um Geld zu verdienen, ſei es auf was immer für eine Art. Haben ſie einiges erworben, ſo ziehen ſie weiter. Einige werden bei dieſem wüſten Kampfe ums Daſein ums Leben gebracht und der Reſt iſt — Schweigen.

Stillleben auf der Prairie.

Die Bedeutung von Dodge City als Handelsſtadt liegt darin, daß ſie der Hauptſtapelplatz der großen, unbebauten Prairien iſt, wo Vieh, Buffalohäute, Büffelknochen und Hörner, Proviant u. ſ. w. zur Verladung auf die Eiſenbahn gelangen. Da von hier aus überdies Wagenkaravanen nach dem Süden, dem Indianer-Territorium und Texas gehen, ſieht man in den Kaufläden auch viele Ausrüſtungsgegenſtände für dieſe Prairie-Märſche: Sättel, Zaumzeug, Peitſchen und Kleidungsſtücke.

Aus einem großen Tanzlokale in der Nähe der Bahnſtation drang ſcheußlicher Lärm zu uns herüber. Vor den weitgeöffneten Thüren drängten ſich zweifelhafte Geſtalten umher; ſonnverbrannte Kerle mit wüſtem Haar und Bart, entblößter Bruſt und ledernen Anzügen. Dicke Stiefel oder mexikaniſche Gamaſchen reichten bis über die Knie, ein Gürtel mit Piſtolenhalter umſchlang ihren Leib. Sie blickten uns mißtrauiſch an, als wir zwiſchen ihnen durch in den Qualm des Tanzſaales traten. An der Wand gegenüber befand ſich der Schenktiſch, mit geleerten oder halbgefüllten Wiskey-Gläſern bedeckt. An der rechten Wand ſaßen auf einem Tiſch drei Spiel-

leute, mit Baß, Violine und Trommel, deren diſſonirende Muſikproduktionen den Tanzenden einen Takt anſchlugen, der zwiſchen Walzer und Czardas ſchwankte. Der Tambour, ein feines Bürſchen mit intelligentem Geſicht, war einſt Gardeoffizier geweſen, wie uns der Wirth erzählte. In den Ecken des großen Saales ging es gar lebhaft her. Um einige Tiſche herum ſaßen einige Dutzend Männer im Kartenſpiel vertieft. Auf den Tiſchen lagen Häuflein von hohen Banknoten und Silbermünzen, ſowie verſchiedenfarbige, große Spielmarken von 25 Cents bis zu 25 Dollars werth.

Die „Alhambra" von Las Animas.

Die Karten waren ſpaniſch, aber man konnte die ſonderbaren Figuren darauf, einer dicken Schmutzkruſte wegen, nur mit Mühe erkennen. Das ſpaniſche Monte und Pharo, mit kaum glaublich hohen Einſätzen waren an der Tagesordnung. Auch die Zuſeher, deren es um jeden Tiſch herum gar viele gab, ſetzten hie und da auf eine Karte, und es war intereſſant, die fieberhafte Aufregung mit anzuſehen, die ſie alle gefangen hielt. Sie alle waren ſtumm, und nur zeitweilig glitt ein leiſer, halbunterdrückter, aber deſto mehr vom Herzen kommender Fluch über ihre Lippen.

In der Mitte des Tanzſaales, deſſen Bretterdielen zahlreiche Lücken zeigten, drehten ſich einige Paare im Kreiſe nach dem ſonderbaren Takte der Muſik. Große

Kerle in ſpaniſchem Koſtüm, mit breiträndrigen Sombreros, ſpaniſchen Jacken und hohen Jagdſtiefeln, plump wie Nilpferde, hielten mit muskulöſem Arm ihre kurz geſchürzten Tänzerinnen umfangen. Dieſe Prieſterinnen Terpſichorens, leicht, gewandt und zumeiſt in ſchreiende Farben gekleidet, nahmen ſich in den Armen der Fuhrleute wie Elfen aus, doch welch' Geſindel in Wirklichkeit! —

Bei unſerer Rückkunft ins Hotel fanden wir hier die Officiere des etwa fünf Meilen entfernten Fort Dodge, die uns einluden, ihr Lager am nächſten Morgen zu beſuchen. Mit Freuden nahmen wir die Einladung an, die uns Gelegenheit gab, das amerikaniſche — öſtlich vom Miſſiſſippi gänzlich unbekannte — Militärleben kennen zu lernen.

Am nächſten Morgen ſtanden ſchon militäriſche, mit je ſechs ſchwarzen Maulthieren beſpannte Ambulancen bereit, uns nach dem am Arkanſas gelegenen Fort zu bringen. Auf einem guten Fahrweg ging es über die Feſtungs-Reſervation — jedem Fort in den Prairien iſt ein oft viele Quadratmeilen großes Stück Land reſervirt — nach dem Fort, das vor wenigen Jahren noch, zur Zeit der Indianerkriege, von großer Wichtigkeit war, ſeine Bedeutung jedoch durch das Zurückdrängen der Indianer und ihrer immer ſeltener werdenden Beſuche gegenwärtig verloren hat. — Zu beiden Seiten des Weges war der Boden von Prairiehunden unterwühlt, und die komiſchen Thiere blickten verwundert auf die drei Sechsſpänner, die im Galopp an ihnen vorüberfuhren, bellten hin und wieder oder attakirten die zahlloſen Eulen, die auf den kleinen Erdhügeln ſaßen, wie die Obſtweiber auf dem Wiener Naſchmarkt. Der ganze Boden war mit niedrigem, breitblätterigen Kaktus und Sonnenroſen bedeckt, mit welch' letzteren wir auf unſeren Prairiefahrten hie und da ganze Felder dicht überwuchert ſahen. Zur Rechten ſpannte ſich über den breiten gelben Arkanſas eine lange Brücke, auf einer Strecke von mehr als fünfhundert Meilen weit, die einzige des Fluſſes.

Die Flagge des Forts war uns zu Ehren aufgezogen, und als wir durch die Pforte fuhren, trat die Hauptwache ins Gewehr. Der Kommandant des Forts, ein Oberſt, erwartete uns am Eingange und hieß uns willkommen. Dann begann unſer Rundgang durch die ſchönen, reinlichen Kaſernen und Stallungen, Waffenräume u. ſ. w. — Ich muß geſtehen, daß uns alle die übergroße Reinlichkeit, Nettigkeit, ja — ich könnte ſagen Eleganz überraſchte. Ich hatte noch niemals zuvor Kaſernen geſehen, die ſich mit dieſen hätten meſſen können, dazu waren ſie mitten in der Prairie, fünfhundert Meilen vom nächſten größeren Militärpoſten entfernt, und ſozuſagen ſich ſelbſt überlaſſen. Die amerikaniſche reguläre Armee, ſo klein ſie bei ihren fünfundzwanzigtauſend Mann auch iſt, kann als tüchtig und tapfer ſicher hingeſtellt werden, ihre Officiere ſind trotz aller Korruption in den Regierungs- und Verwaltungs-Kreiſen doch ehrenhafte, rechtſchaffene Männer, denen man große Hoch-

Digitized by Google

achtung nicht versagen kann. Ihre Bildung — nicht allein in militärischer, sondern auch namentlich in socialer Beziehung gleicht gewiß jener des europäischen Officiers, dabei besitzen sie eine Bescheidenheit, die manchen ihrer transatlantischen Collegen zuweilen abgeht. So waren auch die Officiere von Fort Dodge Muster ihres Standes. Ihre Einladung zu einer Buffalojagd und einem Streifzug in das Indianer-Territorium konnte verschiedener Umstände halber nicht angenommen werden. Zudem war das Fort des im Norden wüthenden Indianer-Krieges*) wegen von allen Truppen entblößt und nur von sechzig Mann besetzt.

Die Besatzung des Forts bestand überdies aus derselben Ursache zum Theile aus — man höre — jungen Damen, den Frauen der in den Feldzug abgegangenen Officiere, durchweg gebildete Amerikanerinnen, in deren Gesellschaft wir den Vormittag sehr angenehm verbrachten. Die Einsamkeit und Langweiligkeit eines derartigen Festungslebens wird durch die immer häufiger werdenden Fremdenbesuche einigermaßen gelindert. Das Fort selbst ist nicht viel mehr als ein offenes Militärlager ohne Wälle und Mauern, jedoch mit einigen zwanzig steinernen, festungsartigen Gebäuden, in denen man früher Indianerangriffen energischen Widerstand geleistet hat.

* * *

Wie anders gestalteten sich meine Prairiefahrten 1879 und wieder 1884, neun Jahre nach dem geschilderten ersten Besuche! Auf meinen vielen Wanderungen durch die einzelnen Welttheile bin ich niemals einem so erstaunlichen, fast unmöglich erscheinenden Umschwung der Verhältnisse begegnet, habe ich nirgends ein so schnelles und dabei kerngesundes Wachsthum der Bevölkerung, eine so ausgedehnte Besiedlung unbewohnter Länderstrecken gesehen, wie hier im Westen von Kansas. An der Stelle, wo ich vor acht Jahren nichts als große Knochenhaufen auf der weiten gänzlich verlassenen Steppe gesehen, standen 1884 blühende freundliche Städtchen von zwei-, drei- und viertausend Einwohnern, die ihre Cityhall, ihre Spitäler, Theater, Vergnügungslocalitäten u. dgl., von Schulen gar nicht zu sprechen, besaßen, wie irgend eine Stadt des Ostens. Ich wollte meinen Augen kaum trauen, als ich dieses Dutzend seither entstandener Prairiestädte erblickte, Hutchin, Nickerson, Sterling, Kinsley und andere. Von dem wüsten Grenzerleben der früheren Jahre ist in der Mehrzahl dieser Städte keine Spur mehr vorhanden. Biedere, rechtschaffene, wohlhabende Einwanderer aus den Neu-Englandstaaten, die mit Kind und Kegel der günstigen Ackerbauverhältnisse, der vielen Schulen und sonstigen Vortheile wegen zuwanderten, bilden heute den Stamm der Städte-Bevölkerung und duldeten neben sich

*) Der Krieg mit dem Sioux und Modocs in den Territorien Wyoming und Montana.

Leute von dem Schlage der früheren Einwohner keine von Dodge City. Ja es ist ſogar in vielen dieſer neuen Städte eine Reaction im entgegengeſetzten Sinne, eine Hinneigung zum Puritanerthum Neu-Englands entſtanden, die ſich im ganzen ſozialen Leben, in vielen Aeußerlichkeiten auf der Eiſenbahn, wie in den Straßen und Hotels und Kaufläden offenbart. Wie ſchnell doch dieſer Abſchaum der Kultur, der früher hier das Feld beherrſchte, verſchwand! Ja ſogar Dodge City, in früheren Jahren ſeines zügelloſen Lebens wegen weit und breit berüchtigt, iſt heute eine verhältnißmäßig „ſolide" Stadt geworden.

8. Steppen-Bilder.

Die „Steppe", das iſt die richtige Bezeichnung jenes 300 Meilen breiten Landſtreifens, den wir nun zu durchfahren hatten, um an die Felſengebirge zu gelangen. Es waren wohl noch über hundert Meilen bis an die Grenze von Colorado zurückzulegen, aber mit dieſer Grenze hört die Steppe nicht auf, ſie nimmt im Gegentheil da erſt recht ihren Anfang. So lange wir auf dem geſegneten Boden von Oſt-Kanſas waren, lag wie geſagt noch eine fette Grasdecke auf den Steppen, aber je mehr wir uns der Grenze von Colorado näherten, deſto mehr wich es dem niedrigen, braungrauen, gekrauſten Buffalogras, das ſich kaum zwei bis drei Zoll über den Boden erhebt und Tauſenden von Quadratmeilen jenes traurige, troſtloſe Aeußere verleiht, das einen bei längerem Verweilen zur Verzweiflung bringen könnte. Und trotzdem iſt dieſes vertrocknete, krauſe Buffalogras weitaus das beſte, ſchmackhafteſte Futter, Pferde wie Rinder ziehen es dem grünſten Prairiegras bei Weitem vor. Einſt weideten auf dieſen ebenen Flächen Millionen von Buffalos, denn die Eiſenbahn kreuzt meilenweit jene tiefeingeſchnittenen Pfade, die Buffalotrails. Gegen Süden, am andern Ufer des Arkanſas, ſieht man wohl noch Heerden von einigen Tauſend, mitunter auch vereinzelte Buffalos, aber jene Zeiten, in welchen ſie ſich den Eiſenbahnzügen entgegenſtellten und den Kampf mit der Locomotive aufnehmen wollten, ſie ſind vorüber.

Das breite, gelbe Band des Arkanſas blieb uns auf unſeren folgenden Fahrten von nun an immer an der Seite. Es war die einzige Abwechslung, die wir auf Hunderten von Meilen gewahrten, und das armſelige Kaleidoſkop der Prairie bewegte ſich die ganze Zeit nur in drei Variationen: Waſſer, Gras und Himmel. Hie und da, in Zwiſchenräumen von zwanzig bis dreißig Meilen, paſſirten wir kleine Eiſenbahnſtädte mit einem Dutzend oder mehr Häuſern, und nur die Waſſerſtationen mit ihren Windmühlen und die Telegraphenſtangen bildeten unſere Ehrengarde während der ganzen Reiſe. Schnurgerade verläuft die Bahn vor uns in der Ferne, und die

beiden glänzenden Schienenfaden verſchmolzen am Horizont in eine einzige Spitze. Und trotz dieſer Einförmigkeit erſchien uns die Prairie ſchön, eben ſo ſchön wie der Ocean und wie das Gebirge. Alles, was an die Unendlichkeit grenzt, erweckt die Bewunderung des Menſchen. Wir bewundern den Himmel wegen ſeiner Unendlichkeit, wir bewundern die See, jene grenzenloſe Waſſerwüſte, eben ſo ſehr wie die Prairie, in der ſich der Ocean wunderbar wiederſpiegelt. Alles um uns liegt in tiefſtem Schweigen; während auf dem Ocean das Schäumen der Wellen mitunter furchtbar zum Ohr des Menſchen dringt, und die ewig auf- und niedergehenden Waſſerberge Leben in die große Einöde bringen, iſt hier nichts, die Sinne des Menſchen zu feſſeln. Das einzige Geräuſch iſt das Brauſen der Locomotive, und halten wir ſtille, dann zieht bloß ein ſanftes Klingen, ſäuſeln leiſe Klagehauche über die unendlichen Flächen. Es iſt der Wind, der die Drähte des Telegraphen in Schwingung verſetzt — die Aeolsharfe des grünen Oceans. —

Der Regen, deſſen Seltenheit in früheren Jahren ein großer Uebelſtand für die Prairiebewohner war, und der noch gegenwärtig in den benachbarten Steppen von Colorado äußerſt ſpärlich auftritt, wird merkwürdiger Weiſe mit der fortſchreitenden Cultur immer häufiger, und die Indianer glauben, die Weißen beſäßen ein Mittel, um die wunderthätigen Himmelswaſſer herbeizuzaubern. Während z. B. die jährliche Regenmenge noch vor einem Jahrzehnt 19 Zoll betrug, iſt dieſe Zahl nur im weſtlichen Kanſas gleich geblieben, während ſie in dem bebauten öſtlichen Kanſas auf 32 Zoll geſtiegen iſt. —

Die Steppe wird hier mitunter von weiten, verdorrten, zerwühlten Strecken unterbrochen, der Sitz der großen „Prairie Dog Towns", Städte der Prairiehunde, die wir ſchon von der Bahn aus häufig im Fluge erblickt hatten. Die Prairiehunde ſind die im großen Weſten Amerikas am häufigſten vorkommenden Thiere — die Heuſchrecken natürlich ausgenommen. Es iſt eine Art Kaninchen, von gelblicher, ich könnte ſagen Erdfarbe, doch lebhafter und affenartiger als die erſteren. Möglicherweiſe verſchaffte ihnen das häufige Bellen oder Keifen den Namen „Prairiehunde". Sie leben in Familien von mehreren Hunderten in Erdlöchern, die ſie oft viele Steinwürfe weit unter der Erde fortführen und die alle mit einander in Verbindung ſtehen. Es giebt in der Steppe nichts Luſtigeres, als das Treiben dieſer köſtlichen Thiere zu beobachten. Tagsüber ſind ſie außerhalb ihrer Wohnungen und treiben ſich zwiſchen den Erdlöchern umher, mitunter, wie Eichhörnchen auf den Hinterfüßen ſitzend, die Vorderfüße wie Arme über die Bruſt gekreuzt, oder ſie nagen an irgend einer Wurzel, aber immer beweglich, immer wachſam. Kaum wittern ſie Gefahr, ſo beginnen ſie zu bellen um die andern zu warnen, und verſchwinden mit Blitzesſchnelle in den Löchern. Aber die Neugierde läßt ſie nicht ruhig. Keine Minute vergeht, ſo ſtecken ſie ſchon behutſam und quietſchend ihre Köpfe

hervor, und ſind bald wieder alle draußen. Sie ſind ſchwer zu ſchießen, denn ſie befinden ſich gewöhnlich über ihren Löchern, werden ſie nun auch getroffen, ſo ſtürzen ſie doch in die Löcher, aus denen ſie weder durch Rauch noch Waſſer zu treiben ſind. Wir machten dieſelbe Erfahrung, als wir bei einer „Hundeſtadt" Halt machten, um einige dieſer Thiere zu fangen. Wir waren überzeugt, mehrere verwundet zu haben, denn wir ſahen Blutſpuren und die Löcher der Schrotkörner auf dem Boden, aber die Prairiehunde ſelbſt waren verſchwunden. Kaum hatte ſich unſer Wagen wieder in Bewegung geſetzt, als ſie uns auch ſchon höhniſch nachkeiften.

Das Merkwürdigſte in dem Schlaraffenleben dieſer Thiere iſt, daß ſie ihr Heim mit zwei ganz kurioſen Schlafgenoſſen theilen, mit Nachteulen und — Klapperſchlangen. Und dies ſind nicht etwa Ausnahmsfälle, ſondern man wird in jeder dieſer unterirdiſchen Anſiedlungen jene Macbeth'ſchen Hexenſchrecken erblicken. Sollte die Gaſtfreundſchaft der Prairiehunde ſoweit gehen, um dieſen unheimlichen Geſellen für ihr Lebelang Unterkunft in ihren Wohnſtätten zu geben? Ja, mitunter kommt zu dem ſonderbaren Kleeblatt, zu Säugethier, Vogel und Amphibie noch ein vierter Gaſt, der gehörnte Froſch. Nun denke man ſich die Steppe noch mit den ſonngebleichten Buffalo- und Antilopengerippen bedeckt, und hie und da ein Aas, von Wölfen zerfleiſcht, dann hat man das Bild aus der Shakeſpeare'ſchen Hexenſcene in Wirklichkeit. Wahrſcheinlich geht es den Prairiehunden mit den Klapperſchlangen ſo, wie dem Maulwurf und dem Igel in der bekannten Gellert'ſchen Fabel, nur daß die Prairiehunde ſich von ihren Gäſten nicht heraustreiben laſſen. Erſt, wenn der Knäuel der Klapperſchlangen, die hier zu Myriaden vorkommen, zu dicht wird, wenn dieſe giftigen Beſtien ſich an ihren Gaſtgebern zu vergreifen anfangen, dann ſagen Prairiehund und Eule dem Schloſſe ihrer Väter Lebewohl, und wandern Arm in Arm im irdiſchen Jammerthale weiter, um ſich irgendwo ein neues Heim zu gründen. Aber die Eule iſt den Prairiehunden häufig ſelbſt eine zänkiſche und gar böſe Schwiegermutter, denn mitunter zwingt ſie die Hungersnoth, mit ihrem ſpitzen Schnabel dem Schlafgenoſſen heimtückiſch die Hirnſchale einzuſchlagen.

Daß die Klapperſchlangen dergleichen Schandthaten tagtäglich aufführen, und die Gaſtfreundſchaft der harmloſen Prairiehunde dadurch vergelten, daß ſie ihnen das Lebenslicht ausblaſen, braucht wohl nicht erſt geſagt zu werden. Dem Menſchen jedoch ſind die giftigen Dinger lange nicht ſo gefährlich, als es in Europa etwa geglaubt wird. Hohe Lederſtiefel ſind der beſte Schutz gegen ſie, und ſollten ſie wirklich Jemand gebiſſen haben, dann iſt eine Pinte Whiskey hinreichend, um das Weitergreifen des Giftes zu verhindern. Ich habe niemals gehört, daß die Wunden tödtlich wären. Ueberdies ſind die Klapperſchlangen der Prairien ſchon deshalb weniger gefährlich, weil ſie niemals auf Jemanden ſpringen, ohne nicht zuvor mit

ihrer Klapper geraſſelt zu haben. Der hohle, dem Zirpen der Grillen ähnliche, aber weniger metalliſche Ton iſt ein ſicheres Warnungszeichen. Alte Prairie-Trapper erzählten uns, daß die Schweine mit großer Vorliebe Klapperſchlangen aufſuchen und verzehren, wie auch, daß das Fleiſch derſelben mitunter den texaniſchen Hirten als Speiſe diene.

Auch die Elennthiere haben ſich größtentheils nach nördlicheren Gegenden zurückgezogen. Nur die Antilopen, jene zierlichen, über die Steppen raſenden Thiere ſind noch in Maſſen vorhanden und wir ſahen ſie häufig in Rudeln an uns vorüberſauſen. Sie ſind die ſchönſten Thiere jener Ebenen und können leicht gezähmt werden. In Lakin, damals nur ein einſam in der Steppe ſtehendes Reſtaurant und die Mittagsſtation der Atchiſon-, T.- u. St.-Fé-Eiſenbahn, heute eine ganz ſtattliche Anſiedlung, ſahen wir mehrere gezähmte Antilopen, die neugierig mit ihren herrlichen, ſchwarzen Augen den Zug betrachteten.

Deſto häßlicher und abſcheulicher ſind die eben ſo häufig in der Prairie vorkommenden Wölfe, die Coyotes, deren Bekanntſchaft uns der Ferne wir oft machten. Es ſind die feigſten und verächtlichſten Vierfüßler, ja den Prairiejägern iſt kein Thier ſo verhaßt, wie dieſer Dieb. Uebernachteten wir in der Prairie, dann hörten wir mit einbrechender Dämmerung das kurze, ſtoßweiße Bellen eines einzigen Wolfes. Dies iſt das Verſammlungszeichen. Bald antworteten mehrere, und binnen Kurzem dringt durch die Prairie ein Geheul, wie man es ſich lauter und ſchrecklicher kaum vorſtellen kann. Die Thiere ſcheinen mit einander um die Wette heulen zu wollen, und jeder neue Ankömmling wird mit gleicher Muſik begrüßt. In das Lager der Reiſenden wagen ſie ſich jedoch nur ſelten und nur bei Tagesanbruch. Dann ſchleichen ſie ſich unter die Wagen, ſtehlen irgend etwas Eßbares, wenn es auch nur der Mantelſack unter dem Kopfe eines Schläfers wäre, und laufen mit eingezogenem Schwanz davon, ohne dem Menſchen Harm anzuthun. — Merkwürdigerweiſe war früher den Prairie-Jägern und Trappern das furchtbare, markerſchütternde Geheul der Wölfe ganz willkommen, denn ſo lange es hörbar, iſt auch keine Gefahr von den Indianern zu fürchten. Sobald jedoch das Geheul verſtummt, ſind Indianer gewiß in der Nähe. — Größere Thiere wagen die Coyotes einzeln nicht anzugreifen, ſondern ſie folgen ihnen und warten, bis einige andere Kriegsgefährten herbeikommen. Dann wird der gemeinſchaftliche Angriff unternommen, der gewöhnlich mit der Niederlage des Buffalo endet.

Um nun noch dieſe Menagerie der Prairie, zu der ſich noch Adler, Geier und zahlloſe Falken geſellen, zu vervollſtändigen, ſei noch des Panthers Erwähnung gethan, der in jenen felſigen Parthien der Steppe, in die wir eben einfuhren, ziemlich häufig zu finden iſt. Er, wie die wilde Katze ſind dem Menſchen ſelten gefährlich, und nur der tigergroße und tigergleiche Cugnar oder texaniſche Löwe, der ſich in dem kaum hundert Meilen entfernten Texas noch vorfindet iſt ein gefährlicher

Gegner des Menſchen. Sie alle kommen in den Gegenden öſtlich von Dodge City gar nicht mehr vor.

Uns Touriſten war das unangenehmſte und unſeren Naſen gefährlichſte wilde Thier die — Stinkkatze, die wir an der Bahn und auf unſeren Kreuz- und Querfahrten durch die Prairie überall antrafen. Der Geſtank, den dieſes ungeſellige Thier verbreitet, iſt ganz unerträglich und ſelbſt wenn wir auf der Eiſenbahn an einer ſolchen Beſtie vorüberfuhren, ſo war der Waggon für einige Minuten zum Erſticken von dem unangenehmen Duft durchdrungen. Und auf dieſe, übrigens auch den Vögeln ſehr gefährlichen Thiere iſt ſchwer Jagd zu machen, wenn man ſeinem Geruchſinne dabei nicht große Zumuthungen machen will. Drum gedeihen und duften ſie auf der Prairie noch immer fröhlich weiter.

Von Dodge City angefangen, durchfuhren wir meilenweite Strecken, auf denen das Gras vollſtändig verbrannt war, und der nackte, kohlſchwarze Boden zu Tage lag.

Größtentheils tragen die Lokomotiven Schuld an dieſen Prairiebränden, die ſich häufig über Hunderte von Meilen hinziehen, aber zeitweilig ſind es die Indianer, welche die Prairie mit Abſicht in Brand ſetzen. Im Herbſte, wenn ſie ſich für den Winter mit Fleiſch und Vorräthen verſehen müſſen, erleichtern ſie ſich die Jagd dadurch, daß ſie viele Meilen Prairie abbrennen und bloß einen wenige Meilen großen Strich ſtehen laſſen. Natürlich eilt das Wild dahin, und dann iſt es auch leicht umzingelt und getödtet. — In öſtlichen, angeſiedelten Gegenden kommen jedoch Prairiebrände ebenſo häufig vor, wie hier, und dann ſchützen ſich die Anſiedler dadurch, daß ſie ein Gegenfeuer anlegen, das die Grasflächen um ihr Gebäude herum abſengt, und ſo dem großen, raſch über die Prairien eilenden Brande die Nahrung entzieht. Einige ziehen um ihre Felder mit dem Pflug tiefe Furchen, und die, ſo an die Oberfläche gekommene feuchte Erde ſetzt dem Weitergreifen des Feuers ein ſchwaches Hinderniß entgegen. Aber in der Regel iſt es zu ſolchen Mitteln zu ſpät, denn der wüthende Brand wälzt ſich mit Windesſchnelle, manchmal zwanzig Meilen pro Stunde, über die weiten, offenen Flächen, Alles niederbrennend, was im Wege ſteht, und nichts zurücklaſſend, als eine verkohlte ſchwarze Spur, auf der bis zum nächſten Jahre nichts mehr wächſt. Dann wird der Graswuchs aber deſto üppiger.

Prairiebrände ſind das großartigſte Naturſchauſpiel, das man in jenen weiten Steppen ſehen kann, wir ſtanden oft ſchreckerfüllt und ſtumm zur Nachtzeit auf der Plattform unſeres Waggons, das grauſige Schauſpiel bewundernd. In der Ferne ſo weit das Auge reicht, flackernde Feuerzungen bis auf zehn Fuß Höhe emporſteigend, und mit Wolken ſchwarzen Qualmes den ganzen Horizont erfüllend. Es iſt eine Flammenmauer, die ſich mit raſender Schnelligkeit nähert, — wie einſtens die Waſſermaſſen des rothen Meeres das Herr der Pharaonen verſchlangen, ſo drohen die Feuermaſſen des Prairiebrandes dem Wanderer Verderben und Tod.

Aber dies iſt nur dann der Fall, wenn das Gras beſonders hoch ſteht und durch lange Dürre trocken wurde. Sonſt iſt es leicht, dieſe Feuerlinie von kaum ſechs Fuß Breite zu überſpringen, um in vollkommener Sicherheit zu ſein. Darum fürchten die Anſiedler die Prairiefeuer nur wenig, und ihre Habe und ihr Leben iſt vor ihnen vollſtändig ſicher. Es iſt ein Schreckgeſpenſt, das in den Romanen eines Gerſtäcker und anderer ſpukt, aber trotz aller Großartigkeit des Anblicks keineswegs ſo gefährlich iſt. —

Es war gegen Abend, als wir nach unendlich ſcheinender, eintöniger Fahrt an die große Brücke des Arkanſas kamen, an deren Enden zwei große Pfähle mit den Aufſchriften: „Kanſas“ und „Colorado“ aufgeſtellt waren. Colorado, das vielgerühmte Paradies Amerikas, lag alſo vor uns, und ſchon der Name der nächſten Station „Granada“ ſagte uns, daß wir in ehemals mexikaniſchen Landen waren. Aber die Station, deren Name uns zu den größten Erwartungen berechtigte, hat mit der uralten Maurenſtadt im Lande der Spanier nichts gemein; nichts iſt hier, um die Erinnerung wach zu rufen an die prächtige, ruinenreiche Reſidenz der mauriſchen Herrſcher. Anſtatt der anmuthigen, mit Palmen und Orangen bewachſenen Höhen der Sierra Nevada, die flache, todte, einförmige Indianerſteppe; anſtatt des lauſchigen klaren Xenil, der das Thal von Granada bewäſſert, der gelbe, breite Arkanſas, an deſſen Ufern weder Baum noch Strauch zu ſehen iſt; anſtatt der herrlichen Königsburg, der Alhambra, nichts als ein kleines bretternes Stationshäuschen, das in breiten ſchwarzen Lettern den Namen „Granada“ führt!

Das war das Granada Colorado's, oder vielmehr der Platz wo Neu-Granada einſt ſtehen ſollte. Etwa hundert Schritte von der Station entfernt, ſtanden noch zwei andere Holzhäuschen, von denen das eine auf ungeheurer Tafel die Aufſchrift: „El Progreso“ führte. Das Schild hatte, vielleicht wie ſein Eigenthümer, offenbar einſt beſſere Tage geſehen. Jetzt war es die Zierde einer Spelunke mit einem glasloſen Fenſter und zerbrochener Thür, die Granada's erſtes Hôtel repräſentirte. Ich bewundere den Eigenthümer, der noch immer mit der Deviſe „Progreso“ durchs Leben ſegelt. Wäre die Deviſe „Retirada“ nicht beſſer am Platze?

Aber man würde Granada Unrecht gethan haben, wollte man die ganze Stadt damit abgefertigt haben. Granada beſaß auch Waarenvorräthe, wie wenige andere Städte der Welt; Flugdächer, unter denen Hunderte von Buffalohäuten zum Transport aufgeſtapelt lagen, und außerhalb der Flugdächer ungeheure Haufen von — Gerippen und zuſammengeleſenen Knochen.

Weiter! Trockenes, zuſammengeſchrumpftes Buffalogras bedeckt den Boden. Meilenweite Strecken entbehren auch dies, denn die Sonne oder die glühenden Funken der Lokomotive haben es verſengt. — Wieder andere Strecken ſind weiß wie die Schneefelder des Nordpols und dabei heiß, wie die Wüſten Afrikas. Die Sonne, die

das Gras verſengte, entzog auch dem Boden für mehrere Fuß Tiefe die Feuchtigkeit, die auf die Oberfläche gelangend und verdampfend, ihren Salpetergehalt auf den weiten Steppen zurückließ. So bewegt ſich das traurige Kaleidoſkop der Steppen Colorado's in dem Rothbraun des Buffalograſes, dem Weiß der Salpeterflächen und dem Schwarz der verkohlten, niedergebrannten Prairien.

Aber es blieb nicht immer ſo. Die Steppen wurden gegen Abend grüner, und hie und da ſah man an den Ufern des Arkanſas ungeheure Viehherden, zumeiſt aus Texas, an die Bahn getrieben, um von da in die Schlachthäuſer von Kanſas-City transportirt zu werden. Das Vieh ſah groß und ſtark aus und war oft in Heerden von mehreren Tauſend Stück beiſammen, die von berittenen Hirten, texaniſchen „Rancheros" überwacht wurden. Die Ebene hatte wellenförmigem Terrain Platz gemacht, aus dem ſich vereinzelte, ſenkrecht aufſteigende Tafelberge „Buttes" erhoben, deren im oberen Theile vertikale Wände von Wind und Wetter gar traurig mitgenommen waren. Es ſind Sandſteinberge, in ferner Zeit durch die Ausflüſſe der Felſengebirge hier aufgeſchwemmt und in raſcher Zerſtörung und Zerſetzung begriffen. In ihren Höhlen und Löchern, geſchützt und verborgen durch herabgeſtürzte Felſentrümmer, hauſen Panther und Cuguar. Auch der Arkanſas floß nicht mehr kahl und öde einher. Seine Ufer waren mit großen, alten Silberpappeln geſchmückt, und ſeine Waſſer waren klarer und friſcher. — In den Seitenthälern herrſchte überall üppiger Baumwuchs.

Noch einige Meilen, und wir ſahen hoch über die Bäume emporragend, einen großen Maſtbaum mit aufgehißter amerikaniſcher Flagge. Sie wehte über dem Militärfort Lyon, dem gegenüber, auf dem ſüdlichen Ufer des Arkanſas, das Städtchen Las Animas liegt. —

Aber unſere Aufmerkſamkeit wurde bald von der Stadt abgelenkt. Einige Mitreiſende waren bereits mit allerhand Perſpectiven und Dollonds damit beſchäftigt, den blauen Horizont im Weſten nach den Spitzen der Felſengebirge zu durchforſchen, die von Las Animas aus ſchon ſichtbar werden. Wir ſahen nur ſchwaches Gewölk an der bezeichneten Stelle, aber als wir in die Station einfuhren und die Plattform des Bahnhofgebäudes erſtiegen, da konnten wir am fernen Horizont deutlich einen dunkelblauen Kegel erblicken, der ſich von dem im Abendroth goldig glühenden Himmel ſcharf abhob, und einen ungeheuren, dreieckigen Schatten auf die Ebene unter ſich warf.

Es war der Pikes Peak.

Wer würde es glauben, daß das kleine, tauſend Einwohner zählende Städtchen Las Animas Vergnügungsplätze wie „Olymp" und „Alhambra" aufweiſen kann? Auch der Theſpis-Karren, beſpannt mit leichtfüßigen, geflügelten Elfen und bemannt mit allerlei Helenen, ſchönen Galatheen, mit Blaubarts und Falſtaffs, galoppirt bis-

weilen durch die Gegenden von Colorado und hält dann zuweilen in Las Animas. Zur Zeit unſeres Beſuches war kein Theater da, „Olympic“ war geſchloſſen, aber „Alhambra“ ſtand weit offen, es zog Trapper und Touriſten an, wie Honig die Fliegen. Auch wir wollten ein wenig an dieſem imaginären Honig lecken, bekamen aber die Zunge voller Blaſen. Es war, wie geſagt ein großer Tanzſaal mit obligatem Trink-„Bar“ — Spieltiſchen mit Monte und Pharo, Geſichtern und Figuren, ähnlich wie in Dodge City. Aber in gewiſſen Beziehungen war der Beſuch für uns doch intereſſant. Wir ſahen mexikaniſche Tänze, getanzt von Indianerinnen. Nur war es nicht Fandango, ſondern ein gewöhnlicher Baile, und die Indianerinnen waren plumpe, kuhäugige Rothhäute in europäiſchem Gewande, wenn man ein einziges Röckchen an dem Körper europäiſche Bekleidung nennen kann. Die einzige Pièce de resistance am oberen Körpertheile war ein vorne halboffenes Leibchen. Viehtreiber bildeten die geſuchteſten Tänzer; „Herr“ und „Dame“ — je zwei Paare — reichten ſich die Hände, und ſo ging es beim Tacte der Muſik bald rechts, bald links im Kreiſe herum, der Tänzer mit den Abſätzen auf den Boden und hie und da auf den Fuß einer Tänzerin ſtampfend, worauf ein Stoß in die Rippen des ſchwergeſtiefelten Tänzers die Folge war. Auf dieſelbe Weiſe wieſen die Damen auch etwa zu ſtarke Anlehnungen und Auflehnungen der Tänzer gegen das ſchöne Geſchlecht zurück. Gegen uns benahmen ſich die anweſenden Mexikaner und Prairiebewohner mit einer Achtung und Zuvorkommenheit, die mit ihren Manieren gegen die „Damen“ lebhaft kontraſtirte. Uebrigens ſollte auch Las Animas bald von ſeinen Fledermäuſen geſäubert werden. Die Stadt beſitzt thätige, umſichtige Bürger, denen der Ruf der Stadt und das geſittete Leben daſelbſt hoch ſteht. — Deshalb werden nicht viele Jahre mehr vergehen, und ſogar die Stätten dieſer wilden Orgien werden verſchwunden ſein. —

9. Ein Hafen der Prairie.

Langſam kam der neue Tag in die Prairien. Der Himmel war heute mit Wolken bedeckt. Sie zeigten uns an, daß wir in den Zauberkreis der Felſengebirge getreten waren. Die Luft war kühler als in den ewig ſonnigen, ewig heißen Gluthpfannen, den Prairien, und fröſtelnd hüllten wir uns in unſere Decken. Der Wind, der loſe Geſelle, kam von den Schneegebirgen drüben herabgeſauſt und ſtrich kühl über die Ebene. Droben in den Lüften hauſte er wüthender und jagte die Wolken wie eine Schafheerde vor ſich her. Zuerſt riß er die graue, nebelige Wolkenſchicht in Fetzen und blies Löcher durch, wie um Platz zu machen für die zarten ätheriſchen

Sonnenſtrahlen, die eben von der jungen Sonne am Horizont angelangt waren, und vergeblich geſucht hatten, die grauen, feuchten Himmelskiſſen zu durchbrechen. Dieſe letzteren, die Wolken, hatten die Nacht über genug gefroren und wollten die Strahlen nicht zur Erde laſſen, bevor ſie ſich nicht ſelber daran gewärmt. Da kam der Wind und jagte die feuchten Geſellen davon, alsbald kamen die lichten, dünnen Strahlen wie Pfeile herniedergetanzt auf die Erde und erleuchteten und erwärmten ſie.

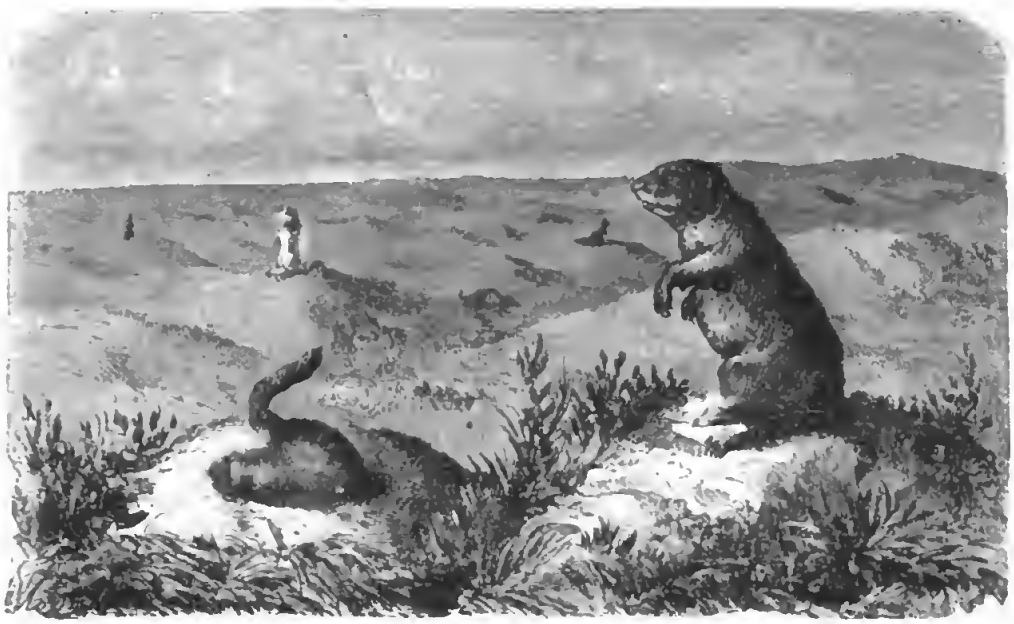
Ein paar Schaufeln friſcher Kohle in die Lokomotive, und fort ging's wieder weiter gegen Weſten. Es ſchien, als wolle die große Ebene und mit ihr der amerikaniſche Continent kein Ende nehmen, geradeſo wie es einſt Columbus und ſeinen Gefährten auf dem Meere erging. Aber wir hatten doch wenigſtens ein beſtimmtes Ziel vor uns, dieſes Ziel war Lajunta, damals der dritte und größte Prairiehafen.

„Auf hoher See".

Wer würde es glauben, daß die beiden Städte Las Animas und Lajunta, achtzehn Meilen von einander entfernt und kaum ein paar hundert Einwohner beſitzend, durch zwei direkte Bahnen mit einander verbunden ſind?

Beide Bahnen laufen in der Entfernung von kaum dreißig Schritt parallel neben einander durch die Prairie. Beide haben ihren eigenen Telegraphen. Beide ſind im Betrieb. Die Linie, welche ſich hier paraſitiſch der Atchiſon-, Topeka- und Santa-Fé-Eiſenbahn zugeſellt und ſchon nach ſo kurzem Leben in Lajunta endet, iſt ein Zweig der von Kanſas City nach Denver in Colorado laufenden Kanſas-Pacific-Eiſenbahn, welche hier der genannten Rivalin das Wegerecht und die Unterſtützung von Seiten der Regierung Colorado's, welche jeder zuerſt gebauten Bahn zu Theil wird, ſtreitig machen wollte. Wegen Geldmangel wurde jedoch der Weiterbau nach Pueblo, der Hauptſtadt Südcolorado's, unterlaſſen. Uebrigens iſt es hier leicht Bahnen und noch dazu gute Bahnen zu bauen, denn die Koſten belaufen ſich durchſchnittlich, Brücken, Dämme und Bahnhöfe mit eingeſchloſſen auf ca. 15,000 Dollars pro Meile.

Die kurze Strecke zwiſchen Las Animas und deſſen junger Rivalin Lajunta war bald zurückgelegt. Der letztgenannte Ort beſtand 1876 aus einigen Holzbaracken und zwei großartigen Commiſſions- und Exporthäuſern, die beide in Texas und Neu-Mexiko Zweiggeſchäfte haben, und deren Umſatz ſich alljährlich nach Millionen berechnet. Der Ort zeigte damals ganz den Charakter eines Prairiehafens. Hunderte von Schiffen der Prairie — d. h. mit Leinwand überſpannte Fuhrwerke — kamen und gingen täglich nach allen Richtungen hin, nach Arizona und Neu-Mexiko, nach Texas und dem Indianer-Territorium, oft auf Strecken 800 bis 1500 Meilen Ent-



Prairie-Hunde.

fernung. Auch die Einwohner waren größtentheils ſpaniſch-mexikaniſchen Stammes, vielfach vermiſcht mit indianiſchem Blut. Die größte Zahl der auf dem Bahnhof und in den zwei Straßen der „Stadt" herumlungernden Fuhrleute, Hirten und Viehknechte ſind von indianiſchen Müttern geboren und haben Mexikaner zu Vätern — hohe kräftige Geſtalten mit von der Sonne verbrannten Geſichtern, breiten mexikaniſchen Hüten, ledernen verbrämten Jacken und gleichen Beinkleidern, die bis über die Kniee hinauf in gewichtigen Stulpſtiefeln ſtecken, falls ſie überhaupt irgend welche Beſchuhung haben. In einem breiten rothen Gürtel ſtecken Revolver und ein breiter Dolch. An der Seite hängt ein Beutel mit Tabak. Jacke und Hemd ſind offen und geben eine Bruſt frei, deren natürliche, rothe Indianerfarbe von der Sonne, Prairieſtaub und Schmutz in ein ungewiſſes Dunkelbraun verwandelt worden iſt. —

Da lungern ſie umher, die Matroſen der Steppe, hocken mit angezogenen Knieen an den hölzernen Baracken der Stadt oder liegen flach ausgeſtreckt am Boden, die unvermeidliche Cigarrette im Munde. — Rauh und verwittert, wie ſie ſind, wahre Söhne der Prairie, beſitzen ſie doch eine gewiſſe Eleganz in ihrer Erſcheinung, eine Grandezza, die freilich keiner europäiſchen Salon-Dame imponiren würde, die ſich jedoch dem rohen, ungeſchlachten irländiſch- und deutſch-amerikaniſchen Fuhrmanne gegenüber, vortheilhaft ausnimmt. Ich habe dieſelbe Würde, dieſelbe Artigkeit Fremden gegenüber auch fernerhin, ſelbſt in den unterſten Volksſchichten Neu-Mexiko's gefunden. — „Stolz lieb' ich den Spanier" und ſeine Nachkömmlinge in dieſen, von aller Welt abgeſchnittenen Gegenden haben dieſen Stolz auch durch Jahrhunderte zu wahren gewußt.

Die Häuſer und Hütten Lajunta's trugen ſchon ganz den ſpaniſchen Charakter, nur erinnerten noch die vielen Schnapskneipen an das damit geſegnete Oſt-Amerika. Auch die amerikaniſche Reklame hatte ſich, in's Spaniſche überſetzt, bis hierher verirrt. „Venta de las Vegas", „Bakery", „buenos Cigarros", „Effectos", u. ſ. w. prangten rieſengroß, hier aber auch großentheils hoffnungslos, auf den Schildern.

Eben zog eine von jenen Karawanen vorüber, die wir ſpäter auf neu-mexikaniſchem Gebiet ſo häufig ſehen ſollten, eine Reihe von zwölf Fuhrwerken, jedes beſpannt mit vier bis fünf Paar Ochſen, neben denen die Fuhrleute — durchweg Mexikaner, — wenn nicht etwa auch Deutſche in mexikaniſcher Haut darunter waren — einherſchritten. Der Weg — hier Trail genannt, iſt ihnen ſchon ſeit einem halben Jahrhundert vorgezeichnet. Würden dies nicht ſchon die tief ausgefahrenen Geleiſe, ſo könnten es zur Genüge die Legionen von geleerten Sardellen- und Compot-Büchſen thun, welche am Wege umherliegen, — die einzigen Zeichen der menſchlichen „Cultur".

Wir wandten uns zurück zu den eigentlichen Docks und Werften des Prairiehafens Lajunta. Die Magazine befanden ſich in einem mehrere hundert Fuß langen zwei Stockwerke hohen Gebäude, das zu beiden Längsſeiten breite Laufbretter beſaß. Knapp unterhalb der einen Plattform liefen die Geleiſe der Eiſenbahn, ſo daß die vom Miſſiſſippi kommenden Waaren direkt aus den Waggons auf die Plattform, und von da durch große Thore in den Speicher gebracht werden konnten.

Die Maſſe der hier in ſolchen Prairie-Häfen aufgeſpeicherten Waaren der verſchiedenſten Art war wirklich erſtaunlich. Zunächſt waren es Lebensmittel, die nach Neu-Mexiko beſtimmt ſind, dann Hausbedarf, wie Kerzen, Talg, Kaffee, Stoffe, Fleiſch, Speck und Schinken. Speck und Schinken kommen hauptſächlich aus den großen Schlachthäuſern von Kanſas-City, während die anderen Waaren zumeiſt vom St.-Louis aus verſendet werden. Der größte Umſatz wird durch Zucker erzielt, der auf den „Prairieſchiffen" nicht in der Form von Hüten transportirt, ſondern, wegen der

billigeren Fracht und leichteren Verpackung in Säcken, zuvor zerkleinert wird. Auch an Ackergeräthschaften, Jochen und Zuggeschirren, Waffen und Hauseinrichtungsstücken wird viel exportirt.

In den Magazinen herrschte das regste Leben. Viele Dutzende von Händen waren damit beschäftigt, die großen Waarenballen und Kisten zuvor auf die Waage, und von da auf die andere Plattform zu bringen, von wo sie in die „Prairie-Schiffe" verladen wurden. Diese letzteren waren mit ihrer Rückwand zu Dutzenden wie eine Batterie gegen die Plattform gefahren. Die Deckreifen waren abgenommen und die Wagen ausgespannt. Die letzteren sowie die Bespannung sind Eigenthum des Fuhrmannes, dieser empfängt die Ladung und schichtet sie selbst in seinen Wagen. Ein Beamter des Hauses stellt ihm dann den „Schiffsschein" aus und giebt ihm die Liste der verladenen Waaren mit ihren Adressen. Die Fuhrleute werden nach der Strecke und der Anzahl Pfunde bezahlt, welche sie verladen haben. Gewöhnlich beträgt eine Wagenladung 3 bis 5000 Pfund, und der Preis ihres Transportes nach beispielsweise dem etwa 300 Meilen entfernten Santa-Fé erreicht $1^1/_2$ Cents = 6 Pfennige pr. Pfund, so daß der Kapitän eines Steppenschiffes für seine einmalige Fahrt nach Neu-Mexiko etwa 50 bis 70 Dollars erzielt.

Die Zahl der täglich abgehenden Wagen belief sich damals durchschnittlich auf zwanzig, im Sommer häufig auch auf dreißig und mehr.

Das Verladen der Wagen geht rasch vor sich. Sobald es geschehen, holt der Fuhrmann das im Freien grasende Ochsengespann herbei, bringt es vor den Wagen und fährt aus der Reihe, um einem anderen leeren Wagen Platz zu machen. Dann pflanzt er die Wagenreifen wieder auf, zieht die Leinwand darüber und ist zur Abreise bereit.

So geht es den ganzen Morgen und Vormittag über, bis der letzte Wagen gefüllt und die letzte Karawane abgegangen ist. Aber der Rest des Tages ist ebenso geschäftig belebt, wie der Morgen. Stets kommen zurückkehrende Wagen, Eisenbahnzüge, Viehheerden u. s. w. —

Auf dem Platze um die Waarenlager sind ganze Wagenburgen zusammengestellt; die einen bestehen aus neuen, zum Verkauf ausgebotenen Fuhrwerken, die andern gehören heimgekehrten Karavanen an, deren Fuhrleute sich im Innern ihrer Wagenburgen ihr Zelt aufgeschlagen haben und sich mit der Reparatur ihres Materials beschäftigen. Dieses Material selbst ist der Beachtung werth, denn es zeigt mitunter — jetzt freilich selten mehr — die originelle Industrie der Mexikaner. Ihre Karren z. B. sind von biblischer Einfachheit. Der Kasten ist roh aus dem Holz der Silberpappel zusammengesetzt. Nägel und Eisenbänder sind daran nicht zu finden, alles ist mit Bindfaden und Streifchen aus rohen Häuten zusammengefügt. Die Räder bestehen aus plumpen halbrunden Segmenten, die durch hölzerne Stifte höchstens zu annähernder

Kreisform verbunden werden. So ziemlich in der Mitte dieſes ſonderbaren Fabrikates befindet ſich ein Loch, durch das die plumpe hölzerne Achſe geſteckt wird. Vom Schmieren der letzteren iſt nie die Rede, und das Gekreiſch der Räder beim Fahren iſt wirklich markerſchütternd. Daß ſich derartige Wagen bei einer Reiſe von ſo vielen Meilen mit einem Dutzend Reſerve-Achſen verſehen müſſen, iſt ſelbſtverſtändlich.

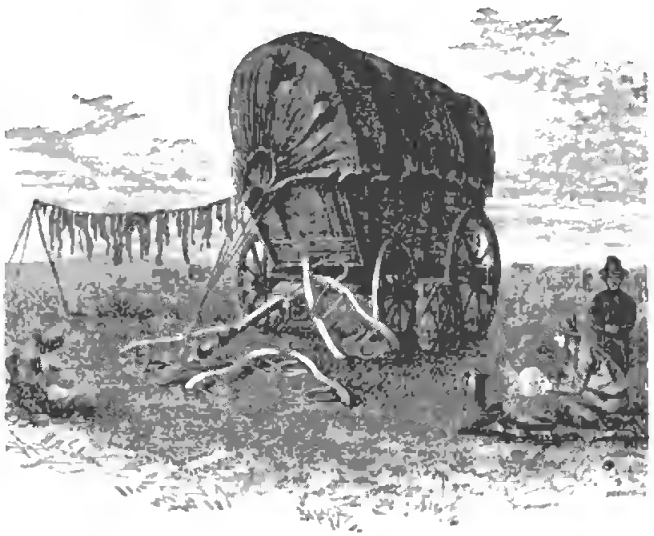
Heute allerdings iſt der mexikaniſche Carromato nahezu vollſtändig von dem praktiſchen Kanſas-Wagen mit federndem Kutſcherſitz verdrängt. Der Mexikaner iſt den Neuerungen, ſofern dieſelben in ſeinen Augen praktiſch erſcheinen, durchaus nicht abhold und hat auch, wie wir ſpäterhin in Santa-Fé und Mora wahrnahmen, ſchon vielfach ſeine Nationaltracht mit der amerikaniſchen Civilkleidung vertauſcht. —

Ein Prairiehafen. Schiffe im Dock.

In Lajunta endigt jener Zweig der Kanſas-Pacific-Bahn, von welchem vorhin Erwähnung geſchah, und die Atchiſon-, Topeka- und Santa-Fé-Eiſenbahn ſteht allein in Verbindung mit dem nur einige ſechzig Meilen entfernten Pueblo, der Hauptſtadt Süd-Colorado's.

Seit unſerer Abreiſe von den Ufern des Miſſouri waren wir allmählig um nicht weniger als fünftauſend Fuß geſtiegen, befanden uns deshalb auf einem Hochplateau von nahe ſechstauſend Fuß Elevation über dem Meeresſpiegel. Bei einer Steigung von etwa zehn Fuß pr. Meile ſind wir mit der Eiſenbahn bis auf dieſe Höhe gekommen, und wir hatten davon nichts wahrgenommen, denn die Prairie erſcheint auf Tauſende von Meilen eben horizontal, wie eine Waſſerfläche. Erſt als wir in den Zauberkreis der weißen, geſpenſterhaften Schneegipfel der Greenhorn- und Sangre-del-Criſto-Kette eingetreten waren, ließ es ſich an der klaren, ſcharfen Ge-

birgsluft erkennen, daß wir jetzt um ſechstauſend Fuß dem Himmel näher waren. — Die höchſten Bergrieſen der Felſengebirge lagen vor uns; im Süden von den wunderherrlichen „Spanish Peaks“ oder, wie ſie nun im Spaniſchen heißen „Las dos Hermanas“ begrenzt, während im Norden der gleich ſchöne Pikes Peak die Gebirgskette abſchließt. Während die anderen Gipfel alle die weiße Schneehaube zeigten, iſt er unter den Titanen der einzige, der ſeinen kahlen, gelben Schädel gen Himmel reckt, ohne daß wir von hier aus irgend eine Spur von Schnee auf ihm entdecken konnten.



Vor Anker.

Wir hatten den weiten Prairie-Ozean überſchritten, Pueblo lag vor uns. Eine andere Atmoſphäre, anderes Leben, andere Naturbilder zeigten ſich hier. Wie ſich der Reiſende nach einer langen Fahrt durch die Ebenen des Pendjab plötzlich dem Himalaya gegenüber befindet, ſo erging es uns Touriſten nach der Steppenfahrt. Wir waren am Fuße der gewaltigen Felſengebirge angelangt und betrachteten ſtaunend die Garde von Titanen, dieſe unzähligen, ſchneebedeckten Gipfel, dieſe Wälder und Parks. — Allein ehe wir in dieſelben eindringen und das Rückgrat des Continents durchforſchen, wollen wir den Lauf der berühmten Pacific-Eiſenbahn verfolgen, die vom Miſſouriſluß durch den Prairie-Staat Nebraska läuft, und im Territorium Wyoming die Felſengebirge überſchreitet.

B. Nebraska und die große Pacific-Bahn.

10. Im Thale des Platte-Fluſſes.

Wir ſind in Omaha, der Hauptſtadt des Staates Nebraska,*) und auf dem Wege nach Californien. Der Leſer wird Omaha in den älteren geographiſchen Werken und Landkarten vergeblich ſuchen. Omaha beſteht erſt ſeit etlichen dreißig Jahren und an ſeiner Stelle damals befand ſich auf den Landkarten Amerikas, weſtlich vom Miſſouri bis zu der Küſte Californiens, ein großer weißer Fleck mit der Bezeichnung: „Die große amerikaniſche Wüſte — unerforſcht.“ An der Stelle jedoch, wo heute der große Handels- und Verkehrs-Mittelpunkt Omaha ſteht, befand ſich eine Bretterhütte, in welcher der Fährmann des Miſſouri-Bootes wohnte, (bis zu einem Ueberfahrtsboot hatte ſich die Civiliſation damals ſchon emporgeſchwungen,) denn diesſeits des Miſſouri ſtand das kleine Mormonenſtädtchen Kanesville — und von da aus unternahmen die Mormonen hie und da Streifzüge auf das andere Ufer des Miſſouri — des damaligen Styx von Amerika, nach den Prairien des fernen Weſtens.

Dreißig Jahre ſind ſeitdem vergangen. An Stelle der gebrechlichen Fähre finden wir eine koloſſale eiſerne Brücke über den Miſſouri, eine der größten Brücken Amerikas, von nahezu 3000 Fuß Länge. An Stelle der Mormonenanſiedlung Kanesville ſteht die blühende Stadt Council Bluffs mit 20,000 Einwohnern, und jenſeits des Miſſouri, an deſſen Ufer entlang gebaut, befindet ſich Omaha, die kommerzielle Hauptſtadt von Nebraska, mit nahezu 40,000 Einwohnern, dem Staatscapitol, Hochſchulen, großartigen Verkehrsanſtalten, induſtriellen Etabliſſements, Maſchinenwerkſtätten und Hôtels, eine der bedeutendſten Städte des Miſſiſſippigebietes! — Alles das iſt der Eiſenbahn zu danken, deren unendlich wohlthätigen Einfluß auf die Civiliſation man

*) Das urſprüngliche im Jahre 1854 als Territorium organiſirte Nebraska erſtreckte ſich bis an die Nordgrenze der Vereinigten Staaten, indem es das ganze Gebiet zwiſchen dem 40. und 49. Breitengrad, und zwiſchen dem Miſſiſſippi und den Felſengebirgen, 351,588 engliſche Quadrat-Meilen umfaßte. Nachdem hiervon die nördlichen und weſtlichen Theile, beinahe $^4/_5$ des ganzen Territoriums bildend, abgetrennt und daraus die neuen Territorien Colorado, Wyoming, Montana und Dacota gebildet worden waren, blieb nur der kleinere, ſüdöſtliche Theil des früheren Territoriums als Staat Nebraska übrig und ward im Jahre 1867 als ſolcher in die Union aufgenommen. Er erſtreckt ſich vom Miſſouriſluß weſtlich bis zum 25. reſp. 25. Grad weſtlicher Länge (von Waſhington), und vom 40. bis zum 43. Grad nördlicher Breite. Oeſtlich grenzen an Nebraska die Staaten Jowa und Miſſouri (vom letzteren nur der nördliche Theil), ſüdlich der Staat Kanſas, weſtlich die Territorien Colorado und Wyoming, nördlich das Territorium Dacota.

erſt in Amerika kennen lernt. — Die Eiſenbahnen ſind hier die Pioniere der Kultur, und ihnen allein iſt es zuzuſchreiben, daß heute blühende Kulturſtaaten in jenen Länderſtrecken ſich befinden, die noch vor zwanzig Jahren das Gebiet der Indianerhorden und der wilden Thiere waren. Die Eiſenbahnen allein waren es, welche die Staaten Kanſas, Nebraska und Colorado innerhalb eines erſtaunlich kurzen Zeitraums aus dem Boden zauberten, und mag der Touriſt auch klagen, daß mit ihnen die Romantik des Reiſens verſchwunden iſt, ſo waren doch ſie allein die Urheber der Blüthe und des Reichthums Amerikas.

Innerhalb eines Jahrzehnts entſtanden jene drei großen Bahnlinien, welche durch die Staaten Kanſas und Nebraska nach Weſten laufend, den Miſſiſſippi mit den Felſengebirgen und der Küſte des ſtillen Ozeans verbinden. Durch waſſer- und baumloſe, menſchenleere Wüſten wurden ſie gebaut, heute liegen ſie im Zentrum eines blühenden Kulturlandes. Aber ſelbſt dieſe drei Bahnen genügten den Handels- und Ackerbau-Bedürfniſſen nicht mehr. Während den letzten zehn Jahre entſtanden ein halbes Dutzend neuer Bahnen, Oſt mit Weſt verbindend, und heute kann man die paziſiſchen Küſten auf den verſchiedenſten Wegen erreichen. Im Norden beginnend, bietet ſich zunächſt die Canadian-Pacific-Eiſenbahn dar, welche allerdings noch nicht gänzlich hergeſtellt iſt, aber kaum mehr eines weiteren Jahres zum Ausbau bedürfen wird. Sie führt durchwegs durch kanadiſches Gebiet, im Norden der großen kanadiſchen Seen und ihres mächtigen Ausfluſſes: des Lorenzo-Stromes. Weſtlich des Seengebietes durchſchneidet ſie die nenbeſiedelte, ſo äußerſt fruchtbare Provinz Manitoba und läuft dann längs des Aſſiniboine- und Saskatſchewanfluſſes, bis zu den Felſengebirgen, um nach deren Ueberſchreitung am Puget-Sund den ſtillen Ozean zu erreichen.

Zwiſchen ihr und der älteſten, der Union-Pacific-Bahn, werden Miſſiſſippi und Stiller Ozean durch die in neueſter Zeit viel genannte Northern-Pacific-Bahn miteinander verbunden. Die ſüdliche Parallelbahn der Union-Pacific- und noch im Staate

Nebraska iſt ungefähr gleich weit von den, die Vereinigten Staaten im Oſten und Weſten begrenzenden Ozeanen belegen, da die Mitte des Staates in gerader Richtung beinahe 1500 engliſche Meilen (gegen 390 deutſche Meilen) von New-York am Atlantiſchen Ozean und ungefähr eben ſo weit von San Francisco am Stillen Meer entfernt iſt. Eine ähnliche, wenn auch nicht ſo vollſtändig centrale Lage hat Nebraska in Bezug auf die Ausdehnung der Vereinigten Staaten nach Norden und Süden, indem der 40. Breitengrad, der als die außerordentlich wichtige Centrallinie der Union angeſehen werden muß, die Südgrenze Nebraska's bildet.

Die Breite Nebraska's von Norden nach Süden beträgt etwa 45 deutſche Meilen, die Länge von Oſten nach Weſten durchſchnittlich 80 Meilen, der Flächeninhalt 73,995 engl. Quadr.-Meilen = 3576 deutſche Quadr.-Meilen. Obſchon nur ein kleiner Theil des früheren Territoriums Nebraska, iſt der jetzige Staat Nebraska doch größer als ein Drittel des ganzen deutſchen Reichs. Er enthält reichlich 48½ Millionen Acker Land, wovon die öſtliche Hälfte vorwiegend zum Ackerbau, die weſtliche vorwiegend zur Viehzucht geeignet iſt.

Nebraska gelegen iſt die Chicago-Burlington- und Quincy-Eiſenbahn. — Im Staate Texas wird dieſe weſtöſtliche Verbindung durch die Texas-Pacific und die Galveston-Harrisburg und San-Antonio-Bahn hergeſtellt — wie man ſieht — eine ſtattliche Zahl von Parallel-Bahnen, die hier innerhalb des kürzeſten Zeitraums entſtanden.

Der berühmten Pacific-Bahn gebührt ſo zu ſagen das Recht der Erſtgeburt. Unglaublich waren die Schwierigkeiten bei ihrem Baue. Wer hätte nicht von den zahlloſen Angriffen der wilden Sioux und Cheyennes-Indianer, ihrem Morden und Brennen gehört? Kein Tag verging, ohne daß nicht irgend ein Arbeiter zum Opfer gefallen

Ein Prairiehafen: Ein Kapitain.

wäre, keine Woche, wo nicht die Bahngeleiſe aufgeriſſen oder in die Steppe geleitet wurden, den Zügen und ihren Paſſagieren Verderben bringend. Jeder Schritt auf dem Wege von Omaha nach den Felſengebirgen iſt der Schauplatz irgend einer Bluthat, und nicht ſelten ſieht man rechts und links der Bahngeleiſe einſame hölzerne

Auf dieſem weiten Gebiet, das eine von flachen Thälern durchzogene Ebene iſt, die nach Weſten, nach den Felſengebirgen zu, wenn auch allmählig, ſo doch ziemlich ſtark emporſteigt, wohnte bis 1870 eine verhältnißmäßig geringe Bevölkerung. Nach der Volkszählung der Vereinigten Staaten von 1860 betrug dieſelbe 6000 Einwohner, 1870 ſchon 120,000, jetzt 1885 nahezu das Vierfache, nämlich eine halbe Million! Im Verhältniß zu der Größe des Landes iſt ſie noch ſehr gering, da auf die Quadrat-Meile nur 6 Einwohner kommen. Natürlich ſind die Bewohner nicht gleichmäßig über das ganze Land vertheilt. Auf einigen Stellen, beſonders im Oſten Nebraska's iſt die Bevölkerung ſchon ſehr dicht, während andere große Strecken des Staates, namentlich im Weſten, noch ganz oder faſt ganz unbewohnt ſind.

Nebraska's Klima entſpricht im Allgemeinen dem gemäßigten Charakter des Klima's der Mittelſtaaten, namentlich ähnelt es dem von Jowa, und dem des nördlichen Theils von Illinois, Indiana und Ohio, nur dadurch ein wenig modificirt, daß Nebraska mehr im Innern des Con-

Kreuze oder Grabsteine. — Ohne Inschrift, ohne Jahreszahl stehen sie da, aber trotzdem sprechen sie deutlich genug, sie erzählen in ihrer stummen Sprache die Schauderscenen, die sich an dieser Stelle vor gar nicht langer Zeit ereigneten.

Aber die Civilisation fegte wie der Sturmwind über diese Steppen und riß nieder was sich nicht vor ihr beugte, sich nicht unterwarf. Buffalos und Indianer flüchteten sich nach dem Norden, in die Einöden von Dakota und Wyoming, und aus dem Territorium Nebraska entstand ein wahres Bauernparadies. Der Osten des Staates ist dicht besiedelt, ein reicher und fruchtbarer Landstrich, im steten Aufblühen begriffen.

Ein Prairiehafen: Ruhende Matrosen.

Omaha, dessen Name aus den Reisewerken der sechziger und siebziger Jahren wohl bekannt, und dessen Geschichte mit grausigen Indianerkriegen innig verknüpft ist, kann heute, wie bereits erwähnt, zu den großartigsten Städten des Westens gezählt werden. — Ebenso die nur drei Eisenbahnstunden von Omaha entfernte Staatshauptstadt Lincoln. Ueberall große breite Straßen, breiter als jene der europäischen Millionenstädte, durchweg drei-, vier- bis siebenstöckige Paläste aus Eisen und Stein, Geschäftshäuser, öffentliche Institute, Schulen, Theater. Diese westlichen Städteriesen

tinents liegt, eine etwas höhere Lage hat, und das Terrain desselben sich nach dem Missouri zu stärker abdacht, als die östlicheren Ebenen. Hieraus folgt eine größere Trockenheit und Klarheit der Luft, fast gänzliche Abwesenheit von Sümpfen und Fiebern, und im Allgemeinen günstige Einwirkung des Klima's auf die Gesundheit der Bewohner. Im Winter zeigt sich die Wirkung dieser Verhältnisse darin, daß es in den Monaten Dezember, Januar und Februar nie regnet, sondern nur schneit. Auch der Schneefall ist meistens nicht sehr stark, obwohl die Winter in dieser Beziehung ziemlich starke Verschiedenheit zeigen. Sehr selten fällt der Schnee ruhig und in großen Flocken, was ausnahmsweise vorkommt, wenn es einmal bei süd-östlicher Luftströmung schneit. Gewöhnlich schneit es bei den häufigen scharfen Nord- und Nordwestwinden. Der Schnee ist dann fein und trocken, und wo das Terrain irgend Veranlassung dazu bietet, wird er zu großen Haufen zusammengeweht. Jeder den Wind brechende Gegenstand, jedes nicht durch Baumpflanzungen geschützte Haus, jede Feldeinfriedigung, jeder Holzhaufen giebt Gelegenheit zu einer solchen Schnee-

ſind mit gleichgroßen Städten Europas in keiner Hinſicht zu vergleichen. Omaha zählt beiläufig ebenſoviele Einwohner wie Zwickau, Regensburg oder Osnabrück, und doch dürften dieſe Städte nicht ein Gebäude von jener enormen Größe und verſchwenderiſchen Pracht aufzuweiſen haben, wie ſie hier in Omaha oder Lincoln straßenauf straßenab in langen mächtigen Reihen ſtehen — aus der Hauptſtraße Omahas könnte man mit Leichtigkeit die Straßen und Plätze Zwickaus herausſchneiden. Dieſe weſtlichen Städte Amerika's, wie St. Paul, Davenport, Omaha, St. Joſeph in Miſſouri, Kanſas City und andere wiſſen nichts von einem allmähligen Werden, einem langſamen, natürlichen Entwickeln aus ſich ſelbſt heraus, ſie ſpringen ſo zu ſagen mit beiden Füßen zugleich in ihr wenigſtens äußerlich glänzendes Daſein hinein. Ein ganz geringer Prozentſatz der Bevölkerung iſt auf der Scholle geboren; in Omaha beiſpielsweiſe dürfte es kaum ein Dutzend zwanzigjähriger Jünglinge geben, welche die Stadt als ihre Vaterſtadt bezeichnen könnten. In dieſen weſtlichen Städten ſieht man auch keinen Uebergang von der offenen Prairie nach den Stadtgemeinden. Sie haben keine Vorſtädte und Vororte; das Land um ſie herum iſt häufig ebenſo unbeſiedelt, wie hundert Meilen davon entfernt, und man kann ſie in ihrem Ausſehen und ihrer Eigenart nicht beſſer charakteriſiren, als indem man, bildlich geſprochen aus den Großſtädten öſtlich des Miſſiſſippi, aus Chicago oder St. Louis eins der lebhafteſten und ſtattlichſten Geſchäftsviertel, wie aus einem Kuchen herausſchneidet, und auf die wie ein Präſentirteller flache Prairie legt. Die amerikaniſchen Städte ſind alle aus demſelben Teig gebacken.

Auf einem der Palaſtzüge der Union-Pacific-Eiſenbahn ſollten wir nun den grünen Ozean der Prairie überſchiffen, — ſie ſind für die Prairien das, was die großen Paſſagierdampfer der Hamburger oder Bremer Amerika-Linie für den atlantiſchen Ozean ſind — gleich groß, gleich ſchnell, gleich prachtvoll und luxuriös

anhäufung. Nach einem Schneegeſtöber ſind ſehr häufig die Häuſer an den nicht dem Wind ausgeſetzten Seiten von hohen Schneeſchanzen umgeben, die durch einen ſchmalen, vom ſcharfen Luftzug freigehaltenen Platz vom Hauſe getrennt ſind. Im erſten Winter der Pacific-Eiſenbahn hatten die der Witterungsverhältniſſe unkundigen Beamten auf einem Bahnhofe einen Frachtzug während eines Schneegeſtöbers ſtehen laſſen. Nach Beendigung deſſelben war der ganze Wagenzug unter einem langen, haushohen Schneeberge begraben, der zugleich auch die übrigen Geleiſe des Bahnhofes mit zugedeckt hatte. Es mußten Hunderte von Arbeitern requirirt werden, um eine Paſſage für andere Züge zu ermöglichen. Bei dem geringſten Schneegeſtöber oder bei bloßem Schneetreiben füllte ſich aber der mühſam hergeſtellte Durchſtich wieder, ſo daß lange Zeit die Arbeit immer wieder erneut werden mußte. Den ganzen Schneeberg zu beſeitigen, war erſt dem Thauwetter möglich. In manchen Wintern fällt übrigens auch in dieſen 3 Wintermonaten nicht viel Schnee und gewöhnlich liegt der Schnee auch nicht lange. Meiſtens dauern nämlich die Kälte- und Schneeperioden nur kurze Zeit, gefolgt von wochenlangen Perioden ſchönen Wetters, in denen der Schnee raſch in die warme Luft hinein verdunſtet.

eingerichtet. Freilich ſind keine Maſten da, an denen ſich die Segel im Winde blähen, kein Wiegen und Schwanken auf den hohen Wellen, keine Seekrankheit, die die Roſen auf den Wangen der ſchönen Paſſagiere entblättern würde. Das Schiff der Prairie rollt ruhig auf den blanken, ſpiegelglatten Schienen dahin, und ehe wir es denken, iſt der Prairie-Ozean überſchritten und die Felſengebirge liegen vor uns! —

Die Schlaf- und Salonwagen der Pullmann'ſchen Palaſtzüge mit ihrer reichen Ausſtattung ſind in Europa keine Neuheit mehr. Aber die den Zügen angehängten Waggon-Reſtaurants ſind doch das Non plus ultra im Eiſenbahnweſen. Kaum daß wir am Morgen unſere Schlafkabine verlaſſen und in dem eleganten Ankleidekabinet Toilette gemacht haben, als auch ſchon der unvermeidliche, in blendendes Weiß gekleidete Neger uns einladet, aus dem Sleeping Car in den „Dining Car" zu treten. Wir zahlen unſeren Dollar an der Kaſſe und nehmen an einem der ſchon gedeckten Tiſche Platz. Abermals ſind es Neger, die das reichliche Dejeuner auftragen. Beefſteaks, Cotelettes, Fiſche, Früchte, Eis, Kaffee und Thee in der reichſten Auswahl und Menge und auf das ſchmackhafteſte zubereitet, ſo daß wir uns in ein New-Yorker Reſtaurant verſetzt fühlen würden, flöge unſer Speiſeſalon nicht mit der Geſchwindigkeit von dreißig Meilen pr. Stunde durch die Prairie! — Kaum haben wir unſer Täßchen Kaffee vertilgt, ſo werden wir auch ſchon eingeladen, in den Converſationsſaal oder das Rauchzimmer zu treten, wo uns geſchmackvolle Fauteuils, vorzügliche Cigarren und die Morgenblätter mit den Nachrichten über die geſtrigen Ereigniſſe in Europa erwarten! Und all' das inmitten der Prairie — zweitauſend Meilen von New-York, fünftauſend Meilen von Europa entfernt! — —

In der erſten Zeit durchfliegen wir die Ackerbau-Gebiete Amerikas. — Hie und da erſcheinen kleine reinliche Städtchen von zwanzig bis fünfzig Häuſern, die größtentheils erſt in den letzten fünf Jahren entſtanden und zumeiſt von deutſchen und böhmiſchen Einwanderern bewohnt ſind. Auf den Stationen überall wohlgenährte, gut gekleidete Landleute und reges, geſchäftiges Leben. — Nach den erſten

Im erſten Frühlingsmonat, im März, und in den beiden Herbſtmonaten, im Oktober und November, fällt nicht viel Regen, dagegen in den für die Landwirthſchaft wichtigſten Monaten vom April bis September (beide Monate eingeſchloſſen) fällt reichlich Regen, faſt ebenſoviel als in den öſtlichen Staaten vom Miſſouri bis zum atlantiſchen Ozean.

Die Monate März und April ſind denen in Deuſchland einigermaßen ähnlich, nur nicht ſo feucht, auch werden die rauhen Tage manchmal ſchon im März von ſehr warmen Tagen von + 15—20° R. unterbrochen, die dann gewöhnlich Gewitter im Gefolge haben. Als Seltenheit will ich erwähnen, daß ich einmal am 1. März ein Gewitter mit Schneegeſtöber erlebte. Leichte Schneegeſtöber kommen in dieſem Monat nicht ſelten vor, ſtarke Schneefälle dagegen nur ſehr ausnahmsweiſe.

Der Sommer hat eine durchgängige, regelmäßige Wärme von etwa 15 bis 25° R., die in den heißeſten Monaten Juli und Auguſt bisweilen auf 28 oder 30° R. ſteigt. Gewitter bringen

dreißig Meilen von Omaha erreichten wir das breite, offene Thal des Platte-Fluſſes, eines der größten Nebenflüſſe des Miſſouri, und ſeinem Laufe folgen wir nun durch ganz Nebraska, mehrere hundert Meilen weit ſtromaufwärts. Damit haben wir auch das weite Gebiet der Steppe erreicht, die trotz ihrer ſcheinbaren Verlaſſenheit voll intereſſanten Lebens iſt.

Noch bevor wir den Platte-Fluß erreichen, überfahren wir auf einer hohen Brücke den Elkhorn-Fluß, der hier in den Platte mündet. Von dieſer Brücke ſtürzte vor Jahren ein Laſtzug in den Fluß hinab, ein Ereigniß, das ſeines „häufigen Vorkommens" wegen allerdings keiner weiteren Beachtung werth wäre, allein ein Waggon dieſes Laſtzuges war mit jungen Fiſchen und Fiſch-Eiern zur Bevölkerung der californiſchen Ströme angefüllt; was nun den letzteren durch den beſagten Unfall verloren ging, das kam jetzt dem Elkhorn-Fluß zu Gute, der gegenwärtig zu den fiſchreichſten Flüſſen der Prairien gehört.

Der Platte-Fluß verdient den Namen, den er führt. Sein Bett, durch zahlreiche große Sandinſeln in ebenſo zahlreiche Arme getheilt, iſt oft meilenbreit und ſo ſeicht, daß man den Fluß durchwaten könnte, wäre ſein Grund nicht von dem tückiſchen feinen Treibſande gebildet, in dem ſchon häufig Roß und Reiter, Wagen und Pferde rettungslos und ſpurlos verſanken. Das Waſſer iſt gelb, ſchlammig, wie das des Arkanſas, und der ganze Fluß für die Schifffahrt gänzlich untauglich. Je weiter wir ſtromaufwärts fahren, deſto ſeltener wird der Baumwuchs, deſto ſeltener die Kultur, nur alle zehn bis zwanzig Meilen erſcheint eine Waſſerſtation der Eiſenbahn, wo ſich vielleicht irgend ein Einwanderer oder ein Farmer ein Häuschen gebaut. In den weiten, im Norden von kleinen Hügelketten mit ſteilen Abſtürzen (ſogenannten „Bluffs") begrenzten Steppen erſcheinen hie und da zierliche Antilopen und Prairiehunde. Wohl ſtehen auf der Karte die Namen zahlreicher Stationen verzeichnet, allein ſie beſtehen nur aus wenigen Häuſern, ein oder zwei Kaufläden, ein oder zwei Zeitungs-Redactionen und einem Hôtel.

---

aber oft plötzlich ſtarke Abkühlung. Regelmäßig wird bei Tage die Hitze durch die faſt im Sommer über die weiten Prairien ſtreichenden Winde, die vorherrſchend von Südweſt kommen, ſehr gemildert. Auch hat die höhere Lage Nebraska's die angenehme Folge, daß die Nächte nur ſelten drückend warm ſind. Schwüles Wetter iſt überhaupt in Nebraska ſehr ſelten, da die Trockenheit und Reinheit der Luft einen höheren Wärmegrad viel weniger läſtig macht, als die ſchwere und feuchte Atmoſphäre Deutſchlands. Im Winter iſt aus demſelben Grunde die Kälte bei denſelben Graden weniger empfindlich als in Deutſchland.

Die bei weitem ſchönſte Jahreszeit iſt, wie faſt überall in den Vereinigten Staaten der Herbſt. Den Uebergang zu demſelben bildet der September mit einigen leichten Nachtfröſten, die ganz regelmäßig in den erſten Tagen dieſes Monats eintreten und die Sommerhitze brechen, während ſpäter oft Monate lang keine Nachtfröſte wieder vorkommen. Die Nachtfröſte im Anfang September ſind eine eigenthümliche Erſcheinung der Mittelſtaaten, und in den nördlichen Theilen

— — — Wieder kommt eine Station — oder vielmehr eine Stadt. Boſton iſt ihr Name. Hat der Leſer ſchon von Boſton gehört? Wir ſuchen auf der Karte. Hier iſt es. Ein ziemlich großes Ringelchen, neben dem in fetten Lettern der Name „Boſton“ ſteht. Alſo endlich eine bedeutende Prairieſtation! Hunderte von Meilen haben wir nun zurückgelegt, den großen Staat Nebraska ſeiner ganzen Länge nach durchmeſſen, noch keine einzige Stadt getroffen. Ueberall hieß es: Hier war eine Stadt von fünftauſend — dort eine von zehntauſend Einwohnern. Wo? fragten wir „Dort!“ und damit wurde ſtets in's Blaue hinausgedeutet. „Und von dieſer Stadt iſt keine Spur mehr übrig? kein einziges Haus, kein Trümmerhaufen, keine Hütte, kein Baum?“ — „Wann wurde denn dieſe Stadt gegründet? — „Hm, hm, vor zehn Jahren etwa.“ — Und wann und wie ging ſie zu Grunde? Feuer, Erdbeben? — „Nein. Sie verſchwand vor — neun Jahren etwa. Sie wurde abgebrochen. Sie zog weiter.“ —

Meilenzeiger in der Prairie.

So ging es durch das ganze weſtliche Nebraska. Ueberall längs der Bahn und den Ufern des Platte-Fluſſes ſtanden die großen runden Städteringelchen mit hochtrabenden Namen, nirgends war auch nur ein Haus zu finden. Nicht einmal eine Ruine erinnerte daran; auf den Landkarten waren ſogar die bedeutungsvollen drei Punkte .·. weggelaſſen worden. —

Nun endlich wieder eine junge Stadt: Boſton, mit beſonders großem Ringelchen auf der Eiſenbahnkarte. Allein wir hatten kein rechtes Zutrauen mehr in dieſe Ringe.

derſelben (zwiſchen 40. und 43. Breitengrad), wie in Jowa, im nördlichen Illinois u. ſ. w., ſind ſie manchmal ſo ſtark, daß der um dieſe Zeit noch nicht ganz reife Mais erfriert. Dieſer Erfolg tritt vorzugsweiſe in niedrigen, feuchten Lagen ein und iſt deshalb in Nebraska äußerſt ſelten. Etwas ſpäter im September folgt ziemlich regelmäßig eine etwa achttägige, bisweilen auch etwas längere Regenperiode. Dann beginnt der wundervolle Herbſt, der ſogenannte Indian summer (Indianer-Sommer), der oft von Ende September bis Ende December dauert. Namentlich in den erſten Monaten dieſer Zeit herrſcht ein faſt ununterbrochenes, heiteres, klares Wetter, mit milder Sommerwärme, die allmählig in etwas kühleres Wetter übergeht, bis dann plötzlich eine wirkliche Winterzeit eintritt. Während des Herbſtes iſt gewöhnlich der Horizont von einem feinen Dunſt, oder einem trockenen, nur in großer Entfernung am Horizont ſichtbaren Nebel erfüllt, der der Landſchaft einen ganz eigenthümlich herbſtlichen Charakter giebt. Die Urſache dieſer (dem Höhenrauch Deutſchlands ähnlichen) Erſcheinung bilden die in der Herbſtzeit allgemeinen, großartigen Prairiefeuer.

Wir ſahen in unſerem Reiſe-Handbuche nach. Boſton! Da iſt es! Leſen wir ſeine Beſchreibung: „Boſton, genannt nach dem ſehr ehrenwerthen Guyl. Boſton von North Platte. Es iſt 368 Meilen von Omaha und 3421 Fuß über der See gelegen — nur ein Ausweiche-Geleiſe für ſich begegnende Züge.“ — Aha! Nun war es aber mit unſeren Erwartungen zu Ende und hätten die Ringelchen auch tellergroß auf den Karten geſtanden.

— Und dennoch thaten wir den Ringelchen großes Unrecht, denn ſchon die nächſte Station war in der That eine Stadt, Namens Julesburg, benannt nach einem Pferdediebe Jules Burg, der an dieſer Stelle von einem anderen Wegelagerer Namens Jack Slade meuchleriſch ermordet worden war.

Das Reiſehandbuch informirt uns, daß die „Stadt“ früher „Across the River“ vier Meilen von ihrem gegenwärtigen Orte geſtanden hätte, und ein „pretty rough“ „recht roher“ Platz geweſen ſei. Alſo iſt die Stadt herabgewandert? Ja. Sie hatte mehrere tauſend Einwohner, zog ſich jedoch in Folge häufiger Ueberfälle durch die Indianer in unmittelbare Nähe des großen Militair-Fort Sedgwick, das vor zwölf Jahren hier gebaut worden war. Wir ſuchten mit unſeren Ferngläſern am Horizont. „Suchen Sie Sedgwick?“ fragte man. Ja. — „Es beſteht nicht mehr. Es wurde abgebrochen.“ —

Enttäuſcht ſenkten wir unſere Ferngläſer. Wir hatten genug vom weſtlichen Nebraska und ſeinen Städten. Auch von der alten Stadt Julesburg war nichts mehr übrig als der Friedhof. Ein origineller Friedhof fürwahr, denn als die Stadt nach kurzem Beſtande 1868 abgebrochen und auf ihre gegenwärtige Stelle überführt worden war, befanden ſich auf dieſem Friedhofe vier und ſiebzig Gräber, in denen nur drei — ſage drei Menſchen ruhten, die eines natürlichen Todes geſtorben waren. Die anderen waren alle „in ihren Stiefeln“ geſtorben, eine zarte Umſchreibung der folgenden Todesarten: Raubmord, Meuchelmord, Selbſtmord, Todtſchlag, Hängen, Lynch-Juſtiz. Nur für einen konnte die Umſchreibung nicht gelten, denn er war in einem Bette mit unbeſtiefelten Füßen ermordet worden.

Gegenwärtig beſitzt Julesburg, dem Wortlaut des Reiſeführers zufolge „ein bis zwei Kaufläden, einige Adobe-Hütten, Stallungen und Vieh-Einzäunungen, und die Bewohner der „Stadt“, etwa fünf Dutzend an der Zahl, geſtehen mit einigem Widerſtreben ein, daß das Wachsthum von Julesburg „etwas ins Stocken gerathen ſei.“ (Es beſaß vor einigen Jahren 6000 Einwohner.) Wenn dieſes „Stocken“ andauert, ſo dürfte in einigen Monaten von der Stadt auch nichts übrig ſein, als der Friedhof, vorausgeſetzt, daß ein ſolcher überhaupt jemals vorhanden war. — Für Reiſende iſt es jedoch nicht rathſam, derartige Muthmaßungen über die Zukunft von Julesburg auszuſprechen, ſolange der Eiſenbahnzug auf der Station anhält. —

Noch bevor Julesburg durch den Bau der Pacific-Eisenbahn zu ach! so kurzer Bedeutung gelangte, war es bereits eine Station der berühmten „Overland Pony Expreß", der Vorläuferin der Pacificbahn. Am 3. April 1860 ging der erste Bote nach Californien ab. Die ganze Distanz von St. Joseph am Missouri bis San Francisco wurde in zehn Tagen, vom atlantischen zum stillen Ocean hingegen — also 3100 Meilen — in vierzehn Tagen zurückgelegt! Vierzehn Tage! der kürzeste Zeitraum der jemals erzielt wurde, bis — Eisenbahn und Telegraph kamen. Einzelne Reiter bildeten die ganze Post. Die Renner waren Mischlinge von Pferden und Ponies, sie hatten je 60 Meilen im Galopp zu durchrasen. Alle 60 Meilen wurden sie gewechselt, und man kann sich leicht vorstellen, welchen Gefahren diese Post auf ihrem Wege durch die größten Wildnisse von der Natur und den Indianern ausgesetzt war! Die Reiter waren die kühnsten und verschlagensten Trapper des Continents, und ihr Gehalt bestand, in Anbetracht der steten Lebensgefahr in der sie schwebten, in nicht weniger als 1200 Dollars (4800 Mark) pro Monat. Dafür kostete jedoch auch der einfache Brief, welcher gegenwärtig mit 3 Cents berechnet wird, 5 Dollars Gold!

Am 3. April 1860 wurde, wie gesagt, die „Pony Expreß" gegründet. 1863 wurde die erste Telegraphenleitung von Newyork nach San Francisco hergestellt, und damit ging auch die Pony Post zu Grunde. Das Unternehmen wurde nach zweijährigem Bestande und nach einem Verlust von 200,000 Dollars aufgelöst.

11. Nach Cheyenne.

Von Julesburg nach Cheyenne sind es allerdings nur etwa 140 engl. Meilen und noch dazu hundertvierzig Meilen nackten, todten Prairielandes ohne Anbau, ohne Stadt, ohne menschliche Wohnung. Die Palastzüge der Pacific-Bahn durcheilen sie täglich, ohne Aufenthalt zu nehmen, und während der Yankee-Passagier auf den weichen, molligen Sammetfauteuils hingestreckt, nur hie und da einen Blick durch die Spiegelscheiben nach den Prairiehunden wirft, die auf ihren Löchern sitzend, die fahrenden Paläste anbellen, malt sich der europäische Reisende hier, in voller Sicherheit gerne irgend einen Indianer-Ueberfall, eine Entgleisung oder einen Zusammenstoß aus. Die ganze Strecke bis Cheyenne ist eben so sehr Wüste, so absolut todt, daß man unwillkürlich seine Phantasie zu Hülfe nimmt, um sie mit allerhand abenteuerlichen wilden Gestalten zu beleben.

Und dennoch thun die Passagiere der U. P. Eisenbahn (dies ist in Amerika die gebräuchlichste Bezeichnung für Union Pacific) Unrecht daran, die Strecke Julesburg-Cheyenne ohne Aufenthalt zu durchfliegen, denn hier wäre jeder Stein historisch, wenn auf dem weichen Prairiegras ein solcher Stein überhaupt zu finden wäre.

Schon in Julesburg, dieſer kleinen Stadt mit ſo großer Vergangenheit, beſteht oder beſtand geſtern — ich bitte zu beachten, daß wir in den ſchnelllebigen Prairien ſind — ein Dug-out, das auf einem weißen Leinwandlappen die Aufſchrift führte: „Jliff, the Cattle Kings Tavern", und dieſe Namen führen uns auf einige Sonderbarkeiten — wenn man will Unregelmäßigkeiten — im Prairieleben. Betrachten wir vor Allem das Dug-out. Es entſtand in „Julesburg's beſten Tagen", und Mr. Patrik Mc Donald, der gegenwärtige Beſitzer (deſſen Nationalität der Leſer

Der Pilz-Felſen an der Kanſas-Pacific-Eiſenbahn.

errathen haben wird) ſchien ſehr ſtolz darauf zu ſein, denn als wir das Kellerloch betraten, ſtand dieſer in Fetzen gehüllte, kraushaarige Lump mit ſeinen grauen Bart-Zotten auf, ſteckte die Hände in das, was man bei anderen Beinkleidern neueren Datums als Taſchen bezeichnet, warf ſich in die Bruſt und ſprach: „Yes, Gentlemen, in dieſem Dug-out machte ich all' mein Geld." (Er hatte beizufügen vergeſſen, daß er, nachdem „Julesburg's beſte Tage" vorüber waren, auch „all ſein Geld" in dieſen Dug-out verloren hatte.) — Leider hat Julesburg auch in ſeinen beſten Tagen niemals einen gebrannten Ziegel, niemals einen Baum geſehen, damit ein Haus zu bauen. Als nun Patrick, damals Bahnarbeiter beim Bau der Pacific-Eiſenbahn, durch eine leichte, ihm von einen trunkenen Kollegen „zufällig" beigefügte Verletzung auf

dem Hinterhaupte an der „Fortführung ſeiner Arbeiten“ verhindert wurde, beſchloß er einen „Wisky Shop“ zu gründen. Zur Gründung eines ſolchen war nun nichts weiter nöthig, als ein volles Whisky-Faß, (Spiritus — und Waſſer, zu deſſen Verbeſſerung), endlich ein Spaten. Mit dem letzteren grub Patrick Macdonald ein viereckiges, etwa ſechs Fuß *) tiefes Loch in den ſchönen weichen Boden von Julesburg.

Glücklicherweiſe war die Bahnverwaltung vorſorglich genug geweſen einige Vorraths-Schwellen im Bahnhofe von Julesburg aufzuſtapeln; um dieſe letzteren zur Ueberdachung ſeines Kellerloches zu benutzen, bedurfte Patrick nichts weiter als ſeiner Neumond-Nacht, in welcher er nüchtern zu ſein hatte. Nach mehrtägigen Verſuchen gelang ihm das letztere, und — am andern Morgen hatte Julesburg eine ſchöne feſt überdeckte Taverne mehr, von welcher über dem Boden nichts weiter ſichtbar war, als das Zugangsloch und eine Stange mit einem weißen Leinwandlappen.

Das war das Unternehmen, das heute noch beſtand, und die Aufſchrift „Jliff, the Cattle Kings Tavern“ führte. Patrick hatte mit ſeiner vortrefflichen Whiskymiſchung das erſte Faß ſchon am erſten Tage verkauft, ſein Geſchäft ging längere Zeit flott. Allein Julesburg verſchwand und mit ihm auch die Stammgäſte der Taverne. Erfährt man nun, daß Patrick ſich trotzdem die Whiskyfäſſer zu eigenem Nutz und Frommen kommen ließ, ſo wird man errathen, wie des Jrländers Reichthum wieder verſchwand. Aber er wußte dabei noch immer von Jliffs Hirten zu erzählen und ſie zu preiſen, denn ſie bildeten jetzt alle Wochen einmal ſeine einzigen Gäſte und ſo erfuhren wir denn auch, wer Jliff war.

Jliff war oder iſt der Viehkönig der Prairien von Nebraska, denn ſeine Heerden umfaſſen nicht weniger als 30,000 Stück Vieh. Seine Futterwieſen und Meiereien, in Amerika „Range“ genannt, erſtrecken ſich über 150 Meilen und ziehen, von dem im Nordoſtwinkel des Staates Colorado gelegenen Julesburg bis nach Greeley, nahe den Felſengebirgen. Seine Heerden bleiben im Sommer und Winter unter Aufſicht berittener Hirten im Freien und nähren ſich ausſchließlich von dem fetten Prairiegras, das auch unter dem Schnee wächſt. Jn jedem Frühjahr gehen einige Dutzend Berittene auf die Jagd nach den drei bis vier Jahre alten Stieren aus, welche auf den Märkten des Oſtens verkauft werden. Sonſt aber bleibt dieſe koloſſale Heerde — eine der größten Amerikas — ganz ohne Pflege, das Aufbrennen des Brandſtempels an den einzelnen Kälbern bildet die einzige Arbeit. — Daß das Vieh bei ſtarker Kälte ungemein zu leiden hat, läßt ſich leicht denken, und noch im Jahre 1872 erfroren nicht weniger als 5000 Stück auf offener Prairie. — Außerdem betreibt Jliff noch das ausgedehnteſte Geſchäft im Ein- und Verkauf von texaniſchem Vieh. Zwanzig- bis dreißig-

*) Dieſe unterirdiſchen Wohnungen „Dug-outs“ ſind in allen Prairieſtaaten Amerikas häufig zu finden, da die ſtarken Stürme den Bau von Bretterhütten oder Zelten nicht immer zulaſſen.

tauſend Stück werden ihm alljährlich durch Kanſas und Colorado zugetrieben, die er in den ungeheuren Schlächtereien von St. Louis und Chicago wieder verkauft, ein Handel, der alljährlich in die Millionen geht. —

— — — — Auf der Pacific-Eiſenbahn dahinfahrend, hatten wir nicht ſelten Gelegenheit, jene gewaltigen Viehheerden auf denſelben Prairieſtrecken zu ſehen, auf welchen noch vor einigen Jahren Hunderttauſende von Buffalos weideten. So zahlreich waren die letzteren da, daß die Züge der Pacific-Eiſenbahn häufig Stunden warten mußten, bis die Heerden die Schienengeleiſe paſſirt hatten. Wo ſind ſie jetzt? — Verſchwunden. Ausgerottet. Ihre Gebeine bleichen in den ungeheuren Steppen, ihre Felle dienen jetzt in New-York oder Stockholm als Schlittendecken. Zu Hunderttauſenden wurden die armen Thiere von den „Buffalos Bill's“ und anderen Prairie-Jägern niedergeſchoſſen, lediglich der armſeligen Haut wegen, die ſie den Büffeln gleich an Ort und Stelle abzogen und in der nächſten Station für anderthalb Dollars verkauften! Die Reſte aber blieben auf den Prairien liegen, eine willkommene Beute der Geier und Prairie-Wölfe, die ſich ſeit dieſer Maſſenvertilgung der Büffel in erſchrecklicher Weiſe vermehrten.

Wir waren nicht mehr ſo glücklich, auch nur eines dieſer gewaltigen Thiere zu ſehen, und erſt tiefer im Süden, in Texas, bekamen wir Gelegenheit zu einer Büffeljagd. Deſto häufiger trafen wir die reizenden Antilopen, die rudelweiſe mit unſerem Zug um die Wette liefen, und erſt allmählig in ſchräger Richtung landeinwärts lenkten. Es ſind unzweifelhaft die ſchönſten und ſchmackhafteſten Thiere der Prairie, wie wir in der „Supper Station“ Sidney gelegentlich des Eiſenbahn-Soupers erfuhren. Sidney iſt der Sitz der Grafſchaft Cheyenne im Staate Nebraska und als ſolche ſollte ſie ſich wohl bemühen, dem Fremden gegenüber würdig zu erſcheinen. Bis auf den vorerwähnten Antilopen-Braten konnten wir jedoch mit dem beſten Willen und trotz eifrigem Suchen nichts, gar nichts Bemerkenswerthes wahrnehmen. Was Julesburg einſtens war, das war Sidney zur Zeit unſeres Beſuches, eine Karawanſerei von Lumpen, Prairie-Jägern, Vagabunden und einigen ehrenwerthen Leuten, die ſich Mühe geben, ihre numeriſche Minorität durch geiſtige Majorität auszugleichen. Sie bilden die Polizei des Ortes, das ſogenannte „Vigilance Committee,“ oder geheime Fehm-Gericht. Wir hatten Gelegenheit, von der erfreulichen Thätigkeit dieſes ehrenwerten Volksgerichtes Beweiſe zu erlangen. Um mir die nähere Beſchreibung desſelben zu erſparen, erlaube ich mir einen Leitartikel des größten Blattes von Sidney, des „Sidney Telegraph“ nachſtehend zu zitiren:

„Die Bewohner unſerer Stadt konnten geſtern, wenn ſie bei der dritten Telegraphenſtange weſtlich vom Bahnhof vorübergegangen wären, gegen Sonnenuntergang einen ebenſo komiſchen, als befriedigenden Anblick genießen. Sidney wurde von einem großen Uebel befreit. Unter der beſagten Telegraphenſtange ſtand nämlich

der ſehr ehrenwerthe Mr. Jim Moore, während knapp neben ihm drei maskirte Männer angelegentlichſt an einem Seile zogen. Wenige Minuten darauf ſtand Mr. Moore nicht mehr. Er hängte."

Sidney iſt übrigens auch noch eine jener Prairieſtationen, in welchen man das einſtige „vor-eiſenbahnliche" Leben bis zum Ueberdruſſe kennen lernen kann. Von hier aus führt nämlich eine vortreffliche Fahrſtraße nach dem 180 Meilen entfernten amerikaniſchen Schwarzwalde, den goldreichen „Black Hills", die vor wenigen Jahren ein ebenſo berühmter Wallfahrtsort für alle golddurſtigen Mineure und Strolche wurden, wie es einſtens Colorado war. Was Wunder dann, daß ſich eine ſo reizende Geſellſchaft hier zuſammen fand? Bände könnte man mit „Skizzen aus der Geſellſchaft Sidney's" füllen. Heben wir vor der Hand nur eine Type, den Prairiekutſcher „Bullwhaker" heraus. Der Mangel einer Eiſenbahn nach den Black Hills ließ hier eine Anzahl von Kaufhäuſern entſtehen, welche die dortigen Minen-Anſiedlungen mit Lebensmitteln und Hausbedarf verſehen, und hierzu Wagen-Karawanen dahin abſenden. Der „Bullwhaker" iſt nun der Kutſcher einer ſolchen Karawane. An der Seite ſeines Wagens hängen, der hier noch immer unſicheren Zuſtände wegen, Revolver und Gewehre. Auf dem mit allerhand Vorräthen gefüllten Wagen liegt die Decke für die Nachtruhe, und der Wackere ſelbſt ſchreitet neben ſeinen ſechs bis zehn Paar Ochſen einher, welche die kräftige aber langſame Beſpannung dieſer Prairie-Equipage bilden. Betrachten wir ihn. Groß und kräftig iſt bei ihm alles, bis zu den Stiefeln. Seine Peitſche und ſeine Flüche ſind jedoch die längſten, welche die Sonne jemals beſchienen. Der Stiel ſeines Marterwerkzeugs iſt freilich nicht länger als 3 Fuß, deſto länger jedoch iſt die Schnur, aus rohen Haut-Riemchen geflochten und eine förmliche Boa Conſtrictor an Dicke und Länge. Das Ende dieſer zwanzig Fuß langen Leder-Schlange wird „Verführer" genannt, ſein Einfluß auf das Ochſengeſpann iſt in der That magiſch. Aber ſonderbarerweiſe iſt das zarte Ochſengemüth noch viel empfänglicher für die Flüche des Bullwhakers, welche ſelbſt jene der Kapitäne der Miſſiſſippi-Dampfer an Länge und Ausdruck übertreffen.

Der Kondukteur unſeres Palaſt-Waggons, der im großen Bürgerkriege unter General Sherman mitgefochten, erzählte uns hierüber ein amüſantes Hiſtörchen: Eine der St. Louiſer Firmen, welcher die Armee-Verpflegung oblag, und die damals täglich ganze Wagenkolonnen nach dem Heere abſandte, wollte aus reiner Scheinheiligkeit die „Bullwhaker" durch frommere Kutſcher erſetzen, und ſandte eine Kolonne mit dieſer neuen Mannſchaft nach dem Heere ab. Drei Tage darauf kam ein Bote nach St. Louis zurück mit der Meldung, die ganze Kolonne ſei feſt gefahren, die Ochſen wollten keinen Schritt weiter. Man rief zwei Bullwhakers herbei und ließ ſie der Kolonne folgen. Schon aus weiter Ferne fingen dieſe Edlen nun in ihrer alten Weiſe zu ſchimpfen an; — ehe ſie noch der Kolonne auf „Peitſchen-Diſtanz" nahe

gekommen waren, hatten die Ochsen ihre Wagen aus dem Morasse herausgezogen und jagten auf und davon.“ — Noch ergötzlichere Dinge erzählt man sich über die Sicherheit dieser Prairiekutscher in ihren Peitschenhieben. Eines ihrer beliebtesten Spiele ist es, eine Münze von einem in den Boden gesteckten Stock herabzuschlagen, ohne den Stock zu berühren. Aber noch interessanter war eine Wette, welche ein Bullwhaker um eine Pinte Whisky mit einem Kameraden abschloß, nämlich, daß er die Rückseite von dessen Pantalons mit der Peitsche zerreißen würde, ohne den darunter befindlichen Körpertheil zu verletzen. Die Wette wurde angenommen. Das Individium postirte sich in einer der Situation entsprechenden Weise, und der Peitschenhieb wurde mit Sorgfalt und Ernst ausgeführt. Verzeihung! Der Luftsprung, der diesem Hiebe folgte, war gewiß der höchste, den die Weltgeschichte aufzuweisen hat, denn der Eigenthümer der unglücklichen Hosen war um ein kleines Stückchen der letzteren, aber um ein großes Stück seiner Haut ärmer geworden. Der Bullwhaker aber kratzte sich hinter den Ohren: „Donner, ich habe den Whisky verloren!“ —

— — Wir verließen Sidney. Bei Betrachtung der schönen Eisenbahnkarte der U. P. Bahn (welche jeder Reisende sich in allen Hôtels der Städte Amerikas in ein oder mehreren Exemplaren gratis nehmen darf, und die gewöhnlich als Einwickelpapier für sämmtliche Sandwiches, Geflügel und sonstige Delikatessen der Passagiere dient) ersehen wir aus der großen Zahl der nun folgenden Städte, daß die Strecke Sidney-Cheyenne unbedingt die bevölkertste der Verein.-Staaten sein muß. Der dicke schwarze Strich, welcher die Bahngeleise bezeichnen soll, ist übersäet mit Städtenamen und Ringen, während selbst das volkreiche Pennsylvanien kaum ein halbes Dutzend solcher Ringelchen aufzuweisen hat. Aber man muß diese Landkarten zu den Eisenbahnpapieren rechnen, — und amerikanische Eisenbahnpapiere waren von jeher von äußerst bedenklichem Werth, wie unterschiedliche Leser dieser Zeilen leider wohl selbst erprobt haben dürften. Es wäre demnach auch übertrieben zu behaupten, daß in all' den Dutzenden Städten zusammen genommen mehr als 200 Menschen wohnen. Das schöne Williams'sche Reisehandbuch gesteht dies selbst, wenn auch etwas verschämt zu, es enthält auf Seite 60 nicht weniger als 9 Städte-Beschreibungen, von welchen jede einzelne lautet wie folgt:

„„Tracy City“ — 473/8 Meilen von Omaha. Elevation 4149 Fuß. Es ist eine Ausweichestelle, so benannt zu Ehren des Richters Tracy in Cheyenne.“

— Doch was auch jenem westlichsten Winkel Nebraskas, wie überhaupt den ganzen Territorien, in deren Zentrum wir uns befinden, an Civilisation abgehen mag, es wird dem Reisenden reichlich durch die wunderbaren Naturschauspiele ersetzt, die sich ihm hier abermals darbieten. Theils durch die ungeheure Ausdehnung der Prairien, über eine Million Quadratmeilen Flächenraum, theils durch die unmittelbare Nähe der Felsengebirge bedingt, treten diese Natur-Erscheinungen — Sonnenauf- und

Untergang, Sturm und Gewitter, Wolkenbildung und Regen hier mit der größten Intenſität auf. Was uns jedoch am meiſten überraſchte, das war die ungeheure Elektricitätmenge, die ſich nicht nur durch unaufhörliches Wetterleuchten am ganzen Horizont, ſondern ſelbſt an unſeren Körpern äußerte. Erſt jetzt begriffen wir, was Julius Fröbel in ſeinem Buche „Aus Amerika" hierüber erzählt: „Aus unſeren Kleidern wie aus dem Geſchirre der Maulthiere ſtrömten faſt bei jeder Berührung elektriſche Funken. Jeder Peitſchenhieb, der auf den Rücken der Thiere fiel, war eine kleine Feuergarbe. Mit ziemlich fühlbaren Stichen ſprangen zuweilen aus meinen Fingern die Funken hervor, wenn ich nach einem Theile meiner Kleidung griff." —

Noch großartiger ſind die Hagelſtürme und Wolkenbrüche in dieſer Gegend. Unſer Zugführer erzählte uns, daß im vergangenen Sommer ein Zug hier von einem Hagel überkommen worden ſei, der nicht eine Scheibe im ganzen Zuge ganz ließ. Die Blechwände des Lokomotiv-Keſſels ſahen aus wie „blatternarbig," und wir ſchätzten uns glücklich, als wir bei Bushnell die Grenze von Nebraska überſchritten, ohne von dieſer ſonderbaren Art von Blattern überfallen worden zu ſein.

— Die Felſengebirge lagen vor uns.

12. Magic-City und der Schwarzwald Amerikas.

Wir hatten den Prairieſtaat Nebraska von ſeiner öſtlichen, vom Miſſouri gebildeten Grenze angefangen, durchfahren, und waren, dem ausgetrockneten Bette des Lodge Pool Baches entlang eilend, zwiſchen den „Städten" Bushnell und Pine Bluffs an die Grenze des Territoriums*) Wyoming gelangt. Hier beginnt die Steppe etwas lebendiger zu werden. An die Stelle des braunen, niedrigen Buffalograſes und der meilenweit verbrannten ſchwarzen Wüſten tritt langhalmiges, blumenreiches Gras, in dem die Sonnenroſe maſſenweiſe auftritt. Ueberall dringt ſie aus der Erde, wo der natürliche Prairieboden auch nur ein wenig verletzt oder aufgeackert worden. Auf Tauſende von Meilen und wo immer eine Eiſenbahn oder eine Wagen-Karawane hingedrungen, ſpringen dieſe großen Blumen in parallelen Reihen aus dem Boden. In den öſtlichen Prairien von Kanſas und Nebraska ſahen wir Felder von vielen Quadratmeilen Ausdehnung ganz mit Sonnenroſen von 7 bis 9 Fuß Höhe bedeckt.

*) Amerika beſitzt in ſeinen den Felſengebirgen zunächſt gelegenen Theilen, der dünnen Bevölkerung wegen, nur wenige Staaten, ſondern hauptſächlich Territorien, (acht an der Zahl) denen vom Präſidenten der Republik eingeſetzte Gouverneure vorſtehen.

Und je weiter wir gegen Weſten fuhren, deſto kleiner und ſpärlicher wurden ſie, bis ſie in Colorado kaum höher als 6 bis 9 Zoll auftraten, aber dabei doch die vollkommene Ausbildung und Geſtalt der großen Sonnenroſen zeigten.

Der äußerſte Außenpoſten des Ackerbaues iſt in dieſen Ebenen noch etwa 250 Meilen weſtlich des Miſſouri zu finden. Dann aber hört die Agrikultur auf und die weſtlichen 300 Meilen bis an den Fuß der Felſengebirge ſind Steppe, kaum geeignet für den Ackerbau und bloß Graſeplätze für Viehheerden, Muſtangs (wilde Perde) und Buffalos. Man findet kein Waſſer, künſtliche Bewäſſerung iſt unmöglich, der Regen zu ungewiß und zu ſelten. Ueberdies ſind Hunderte von Quadratmeilen nichts als Soda- und Salpeterflächen. Der hundertſte Meridian war bis 1876 die ungefähre Grenze der anglo-ſächſiſchen Civiliſation. —

Wir haben dieſe Wüſte nun nahezu überſchritten, denn da drüben vor uns, nach Nord und Süd am Horizont verlaufend, ſehen wir niedrige Wolken-Gebilde erſcheinen, die immer feſtere Formen annehmen, je mehr wir uns ihnen nähern. Und als ſich endlich nach vollbrachtem Tagewerke die Sonne vor uns im Weſten ſenkte, und ihre blendenden Strahlen ſchräge über die vermeintlichen Wolkengebilde hinſtrichen, da erſchienen hie und da in ihnen weiße, funkelnde Diamantenſtriche, die das geübte Auge als Schneeflächen erkennen mußte. Bald waren auch ſie verſchwunden, aber an ihre Stelle trat ein einziger Rubin, ein einziges Brennen und Glühen am ganzen Horizont, und von dieſem Lichte hob ſich die lange niedrige Wolkenkette in ſo ſcharfen Kanten und Zacken ab, warf ſo tiefe Schatten nieder auf die zu ihren Füßen ruhende Prairie, daß kein Zweifel mehr obwalten konnte. Die Felſengebirge waren erreicht!

Nur eine einzige Spitze erglänzte noch in blaßroth-leuchtender Gluth. Unendlich weit von uns entfernt, ſchien dieſelbe wie ein Spiegelbild der Sonne, aus dem Süden zu uns herüber. Und erſt, als das Abendroth immer dunklere Nüancen angenommen, als die feuchten Nebel emporſtiegen und ſich wie eine geiſterhafte Scheidewand vor die erlöſchende Gluth drängten, da erblaßte auch das roſige Licht auf jener Spitze, jenem Leuchtthurm der Felſengebirge. Es war der Longs Peak, der höchſte Berg von Nord-Colorado, ebenſo hoch, ebenſo ſchön, ebenſo gewaltig wie der Mont Blanc.

Und der Longs Peak iſt zugleich das Wahrzeichen von Cheyenne, der „Magic City of the Plains" — der „zauberhaften Prairie-Hauptſtadt." Wohl war es dunkel geworden, und nur die gewaltig großen Feuerflächen der Blitze im Norden ſandten zuweilen ihr kurzes weißes Licht über die Prairien. Wohl war es ſtill überall, und nur das Geräuſch der über die blanken Schienen rollenden Waggons hörbar, allein der Longs Peak hatte uns verrathen, daß wir bald an unſerem Ziele, — am Ende unſerer Prairiefahrt angelangt ſein würden. Die Dunkelheit hielt mit uns gleichen Schritt. Wir zogen mit ihr in der Hauptſtadt des Territoriums Wyoming ein. — —

Cheyenne iſt entſchieden die intereſſanteſte Stadt der Prairien. In ihr liefen die Jahre nicht im Gänſemarſch hintereinander, ſondern gleich in einem halben Dutzend nebeneinander her, ihre Bewohner lebten in einem Jahre zehn Jahre. Wir hätten uns freilich nicht mehr am Abende unſerer Ankunft die Mühe gegeben, dieſe Schnelllebigkeit, wenn auch nur für wenige Stunden mitzumachen, denn wir waren zu müde und genoſſen in dem prachtvollen, eleganten Inter-Ocean-Hôtel vortreffliche Nachtruhe. Als wir jedoch am anderen Morgen von den Fenſtern unſerer hochgelegenen Schlafzimmer Cheyenne aus der Vogelſchau betrachteten, da konnten wir nicht begreifen, wie hier, in dieſer Steinwüſte ohne jede Vegetation, ohne Baum und Graswuchs, eine Stadt von 4000 Einwohnern entſtehen konnte! Der ſchöne Prairieboden, den wir noch an der Grenze Nebraska's mit Viehheerden bedeckt fanden, war hier einer meilenweiten rothen Steinfläche gewichen, die jedem Anbau, jedem Graswuchs ſpottete. Nur an einigen Häuſern befanden ſich kleine Gärtchen, in denen die Vegetation verſuchte, dem kargen Boden die nöthige Lebensnahrung abzugewinnen. In der ganzen Umgebung nicht eine einzige Farm, nicht ein Haus, nicht das geringſte Zeichen von Kultur, und mitten in dieſem Lande doch eine blühende, bedeutende Stadt, die bedeutendſte zwiſchen dem Miſſouri und dem großen Salzſee! — All' das war uns unbegreiflich, bis auf den Beinamen Cheyennes: „The Magic City," „die zauberhafte Stadt der Prairien" — — Der Prairien! — und doch überſchreitet die Eiſenbahn ſechs deutſche Meilen weiter weſtlich in einer Höhe von 8242 Fuß die Felſengebirge! —

Das ſind allerdings amerikaniſche Wunder! Am 1. Juli 1876 erbaute der Richter Whitehead in der Ebene von Cheyenne das erſte Haus, aus rohen, mit Lehm verſchmierten Balken. Zehn Jahre — ſage zehn Jahre darauf fahren wir mit einem Palaſtwaggon an derſelben Stelle in eine blühende Stadt, mit breiten, hübſchen Straßen, großartigen Hôtels, geräumigen Waarenlagern, Bank- und Verſicherungsgebäuden, einem hübſchen Stadthaus, Schulen, Gefängniß, Opernhaus und — Kirchen! Man höre: Kirchen! — Kirchen für die Katholiken, für die Methodiſten, die Presbyterianer, die „Congregationaliſts," die Episcopalians" u. ſ. w. Kirchen in einer Stadt, die noch vor fünf Jahren aus elenden „Dug-outs" — Erdlöchern und Bretterhütten beſtand, welch' letztere auf kleinen hölzernen Rädern ruhten und transportabel waren, ſo daß die Stadt damals in ganz Amerika unter dem Namen die „Hölle auf Rädern" bekannt war!!

Bei dieſen Prairie-Städten iſt nichts ſo intereſſant, wie ihre Geſchichte, eine Geſchichte von zehn Jahren. Hören wir ſie: Wie alle Städte von Omaha bis nach Kalifornien, ſo hat auch Cheyenne (der Name iſt einem großen, ehemals mächtigen Indianerſtamme entnommen) ſeinen Urſprung der Pacific-Bahn zu danken. Als es gerade vor zehn Jahren bekannt wurde, daß Cheyenne für den Winter 1867 auf 68 zum Endpunkt der damals im Bau begriffenen Eiſenbahn erwählt worden, und dieſe

letztere erſt im nächſten Frühjahre weiter gebaut würde, — ſprang über Nacht — über Nacht im wahrſten Sinn des Wortes — auf der weiten Einöde eine Stadt mit ſechstauſend Menſchen aus dem Boden. Woher kamen ſie? — Niemand weiß es zu ſagen. Was waren ſie? — Trunkenbolde, Gauner, Falſchſpieler, Lumpen, Diebe, Trapper, Proſtituirte, Schenkwirthe, Indianer, chineſiſche Arbeiter. — Alle zuſammen aber der Auswurf des Menſchengeſchlechts. Wohnungen kamen wie Pilze — nein, ſchneller als ſolche — aus der Erde. Wohnungen, die aus Zelten, Flugdächern, Fäſſern und leeren Kiſten, Blockhäuſern, Erdlöchern beſtanden. Jede Nation der Erde, jede Menſchenraſſe war hier durch ein würdiges Mitglied vertreten. Die Stadt war fertig, und der Baugrund wurde zu fabelhaften Preiſen verkauft. Der Zeitvertreib beſtand in Trinken, Spielen und Schießen. Stehlen — wo immer möglich — war das edle Beſtreben aller dieſer „thieving roughs." Raubmorde waren tägliche und nächtliche Ereigniſſe*) und man ſchaudert noch heute, wenn man die „älteſten Stadtbewohner" von dem Leben in dieſer Hölle erzählen hört.

Natürlich konnte dieſer Zuſtand nicht lange andauern, denn ſonſt hätte mit der Zeit die ganze Bevölkerung ins Gras beißen müſſen. Der beſſere Theil der Bewohner wurde des ewigen Stehlens und Raubens müde, möglicherweiſe aus moraliſcher Ueberzeugung, möglicherweiſe auch deshalb, weil ſie ſich genügenden Reichthum zuſammengeſtohlen hatten. Die „City Authorities" (Stadtbehörden), welche ſchon einen Monat nach dem Entſtehen der Stadt erwählt worden waren, konnten dieſem täglichen Morden und Brennen nicht mehr Einhalt thun, und ſo wurde denn ein Vigilance Comité — ein geheimer Sicherheits-Ausſchuß — organiſirt. Der ſehr ehrenwerthe Richter „Lynch" ſaß zu Gericht, und kannte keinen Pardon. Da gab es keinen „Vertheidiger", keinen Appell an eine höhere Inſtanz, keine Begnadigung wegen „zu großer Jugend" oder „Geiſteskrankheit". Zeugen-Verhöre und Alibis waren ebenſo unnöthig. Die Geſchwornen ſtimmten ſtets in ihrem Urtheil überein. Es war raſch gefaßt, meiſt wohlverdient. Man fand es auch unnöthig, Galgen zu errichten, denn die Telegraphenſtangen und die über den Crowbach führende Eiſenbahnbrücke boten vortreffliche Gelegenheiten für die Executionen dar. Die erſte That des geheimen Comités iſt denkwürdig. Am 10. Januar 1868 wurden drei Männer wegen eines Diebſtahls von 900 Dollars unter Bürgſchaft geſtellt, und hatten am 14. deſſelben Monats vor Gericht zu erſcheinen. Allein ſchon am nächſten Morgen fand man die Edlen, feſt aneinander geſchnürt, etwas verſchämt durch die Straßen der Stadt promeniren. Sie hatten Urſache, die Augen züchtig niederzuſchlagen, denn auf ihrer Heldenbruſt befand ſich ein großes Stück weißer Leinwand mit folgender Inſchrift: „900 Dollars geſtohlen. 500 davon zurückgeſtellt."

*) Siehe Williams „The Pacific Tourist", Newyork 1876.

Diebe.

Mr. F. St. Clair, Mr. W. Grier, Mr. E. D. Brownville.

Die Stadtbehörden werden gebeten, die genannten Herren bis 10 Uhr Vormittags unbehelligt zu laſſen.*)

„Das nächſte Mal geht's an den Baum!

Hütet Euch vor dem „Vigilance Comitee!!!“

Ein anderes Mal wurde ein ſtadtbekannter Dieb wegen eines Raubmordes angeklagt, allein die Beweiſe waren zu gering, um ihn daraufhin zu verurtheilen. Der Richterſpruch lautete deshalb folgendermaßen: „Der Angeklagte wird „nicht ſchuldig“ befunden, aber wir empfehlen ihm einen Spaziergang nach der Eiſenbahnbrücke. Wenn er geſcheidt iſt, wird er die Stadt in 24 Stunden verlaſſen.“ **)

Der Angeklagte unternahm Abends den Spaziergang und ſah an einem Brückenpfoſten zwei ſeiner Collegen in der Luft baumeln. Eben ging ein Zug nach Omaha ab. Er fühlte ſich bewegt an den Hals, — warf einen letzten Blick auf die Brückenpfoſten, und kaufte ſich auf dem Bahnhofe eine Fahrkarte erſter Klaſſe nach Julesburg.

Binnen einem Jahre waren durch Richter Lynch zwölf Desperados gehängt und erſchoſſen, eine große Anzahl in's Gefängniß gebracht oder aus der Stadt gejagt worden. Damit war aber auch dem Räuberleben das Handwerk gelegt. Die erfreuliche Thätigkeit des Sicherheitsausſchuſſes geht ſchon daraus hervor, daß von den 6 bis 8000 Einwohnern nach dieſem einzigen Jahre nur noch 2000 zurückgeblieben waren. Der Reſt war weitergezogen, verſchwunden.

Von dieſen zweitauſend Menſchen, größtentheils Männern, wäre allerdings im gegenwärtigen Jahre auch nichts mehr vorhanden geweſen, wäre nicht zum größten Glücke für Cheyenne in den nördlich zwiſchen Wyoming und Dakota gelegenen Black Hills, dem „amerikaniſchen Schwarzwald“, Gold entdeckt worden. Und noch dazu viel, viel Gold, ſo daß es das Herz jedes Vagabunden, jedes Abenteurers, jedes beſchäftigungsloſen Bürſchchens in New-York und in anderen großen Städten Amerikas höher ſchlagen machte. Natürlich war dies Cheyenne und der Pacific-Eiſenbahn Waſſer auf die Mühle. Eiſenbahnkarten mit der Aufſchrift: „Black Hills!“ Take the U. P. Railroad to the Black Hills“ wurden in Millionen Exemplaren verbreitet, die Goldfunde zu fabelhaften Schätzen empor gelogen, und der Reichthum des Landes in ſo glühenden Farben geſchildert, daß jeder Abenteurer ſchon ſeine Taſchen mit Gold gefüllt glaubte, noch ehe er den Entſchluß gefaßt hatte, nach den Black Hills zu gehen. Daſſelbe Goldfieber, das einſt Californien, ſpäter noch Colorado hervor-

*) Um ihnen ſo Gelegenheit zu geben, aus der Stadt zu verduften.

**) Richardſon, „Beyond the Mississippi“, 1869. Schlagintweit, „Die Prärien“, 1876.

gerufen hatte, herrſcht auch jetzt für die Black Hills. Alle unnützen Elemente des civiliſirten Oſtens ziehen nach den Black Hills, und während ſo der Oſten von ihnen geläutert, befreit wird, ſind ſie die Gründer einer neuen Civiliſation im Weſten. Das iſt der Lauf der Dinge. Die Beſiedlung des großen Weſtens wurde durch ſo rohe Elemente in Gang gebracht. Sie ſind die Pioniere. Der Geſittete, Gebildete kommt in der rauhen Wildniß nicht fort, wären nur ſolche nach dem Weſten gekommen, ſo ſtände es mit dem jetzt ſo blühenden, aufſtrebenden Lande ſchlecht. Roh, gewaltig, bahnbrechend iſt der Anfang, und erſt in dieſen bereits gebrochenen, beſtehenden Pfaden kann die Civiliſation vorwärts ſchreiten.

— Es iſt erſtaunlich, mit welcher Schnelligkeit und Gewalt das Goldfieber in den Städten des Oſtens weiter greift und ſich ſeine Elemente ausſucht. Es hat ausſchließlich nur auf die „Population flottante" — auf die nicht feſt anſäſſige Bevölkerung Einfluß. An dem ſoliden Wohnhauſe, an den Geſchäftsſtraßen, an den Thüren der geſitteten Bürger zieht das Fieber unbeachtet, ſpurlos vorüber. Es iſt in dieſen Regionen machtlos. Aber deſto größere Beute macht es in den Spelunken, in den Boardinghäuſern, in den ſchlechten Stadttheilen, in den Häfen. Dort tritt es in zauberhafter, verführeriſcher Geſtalt auf, und mit pochenden Herzen lauſchen die Abenteurer, die Beſchäftigungsloſen den Schilderungen des Fieberengels. — Er ſetzt ſich zu den Wirthshaustiſchen, er dringt in die Kammer eines Unglücklichen, er zeigt ihm die goldenen Körnchen, er malt ihm die glänzendſte Zukunft. Er ſchmeichelt dem Hafenarbeiter, der einſt als Flüchtling den Boden der neuen Welt betreten und nun mit getäuſchten Hoffnungen planlos ſein Leben friſtet, er verführt den bankerotten Kaufmann; — Kaufmann, Arbeiter und Abenteurer raffen die letzten Reſte ihrer Habe zuſammen, benutzen den letzten Credit, und kaufen ſich die Fahrkarte nach Cheyenne, nach den Black Hills. — Die Städte im Oſten ſind geſäubert: die Städte haben gewonnen. Der Abſchaum iſt nach dem Weſten abgefloſſen, um dort ihr abenteuerliches Leben weiterzuführen. — Hat der Weſten gewonnen? —

Für Cheyenne iſt ſomit eine neue Glanzperiode hereingebrochen. Früher war es das Eiſenbahn- und Prairie-Geſindel, ſpäter das Minen-Geſindel, das ſich Cheyenne zum Schauplatz ſeiner Thaten auserſehen. Es war im Handumdrehen aus einer Eiſenbahnſtadt eine Minenſtadt geworden, und iſt auch das zügelloſe Leben der erſteren, das Rauben und Morden geſchwunden, ſo trat doch das auch nicht minder rohe Leben der letzteren an deſſen Stelle. Es iſt jetzt der „Starting Point", der günſtigſte Platz zur Ausrüſtung der einzelnen, nach den über 200 Meilen entfernten „ſchwarzen Bergen" abgehenden Mineur-Geſellſchaft. Allein wagen ſich doch nur Wenige nach jener, theilweiſe den Indianern gehörigen und von ihnen bewohnten Gold-Region, in welcher ſich übrigens ſchon mehrere Niederlaſſungen mit den ſtolzen Namen

„Rapid City“ des Jahres 1878, Golden City, Cuſter City, Deadwood u. ſ. w. gebildet haben. In einem Monat wurden in dem waldreichen Cuſter Park nicht weniger als hundert Häuſer gebaut, und in zwei Monaten betrug die Bevölkerung der neuen Stadt 3000 Seelen, während der ganzen Berg- und Waldregion allwöchentlich mehr als 1000 Menſchen zuſtrömten!! So entſteht binnen wenigen Monaten aus Wüſten und Wäldern ein volkreiches Land, aber ebenſo ſchnell vergeht es auch wieder, wenn ſich ſeine Erwerbsquellen auf Gold allein beſchränken!

Cheyenne zog aus dieſer Völkerwanderung wohl nicht an guten Sitten und Moral, wohl aber aus klingender Münze und Greenbacks (Papierdollars) bedeutenden Vortheil. Daher kommen die ſchönen Häuſer, die großen Hôtels, die geräumigen Kaufläden, die zahlreiche Bevölkerung. Cheyenne war nun zum zweiten Mal in Blüthe. Nun wurde aber 1880 eine Eiſenbahn von hier aus nach dem am nördlichen Arm des Platteflusſes gelegenen Fort Laramie gebaut, die dadurch den Weg nach den Black Hills um die Hälfte verkürzt. Der Handel, die Ausrüſtung der Expeditionen zog ſich nach Laramie. Dort wird eine große Stadt entſtehen, die ſo lange dableiben wird, bis die Eiſenbahn andere Gebiete erſchloſſen hat. Dann wird ſie ebenſo verſchwinden. Allein gegenwärtig zehrt ſie an der Bevölkerung und dem Handel Cheyennes. Laramie blüht auf, Cheyenne hingegen ſinkt in jenes Nichts zurück, das es vor einigen Jahren war. Wird es noch ein drittes Mal zur Blüthe kommen? — Ja. Dann aber iſt es die Blüthe der wahren Civiliſation, — die dauernd bleibt. Nach der Volkszählung von 1880 beſaß Cheyenne nur vier Tauſend Seelen, aber dieſe Handvoll Menſchen ſind doch ein Viertel der Geſammtbevölkerung eines Territoriums, das an Größe jener Oeſterreichs nahezu gleichkommt! Man bedenke: ein höchſt fruchtbares, reich bewaldetes, reich bewäſſertes Territorium von nahe 100,000 engl. Quadratmeilen im Herzen des nordamerikaniſchen Continents gelegen, und nur von 15,000, ſage fünfzehntauſend, Einwohnern bewohnt, während es nach der gewöhnlichen Volksdichtigkeit Mittel-Europas fünfundzwanzig Millionen beſitzen ſollte! Und ſolcher Territorien giebt es gerade, den mittleren Theil Nord-Amerikas einnehmend, im Ganzen acht mit zuſammen beiläufig einer Million Quadratmeilen Ausdehnung und nicht viel mehr als einer halben Million Einwohner! Auf je zwei Quadratmeilen ein Einwohner!

X. Die Felſengebirge.

1. Die Felſengebirge.

Den nordamerikaniſchen Continent durchziehen zwei mächtige Gebirgsſyſteme, die durch das zweitgrößte Flußſyſtem der Welt von einander getrennt werden. Jedes dieſer drei Syſteme nimmt ein Dritttheil des ganzen Continents ein. Das öſtliche Dritttheil umfaßt die Alleghany-Gebirge mit ihren Ausläufern, das mittlere den Miſſiſſippi mit ſeinem ungeheueren Stromgebiet, und das weſtliche bis zu den Ufern des ſtillen Oceans, nehmen die Felſengebirge ein, die vom Plateau von Anahuac nach Norden ſtreichend, zwei gewaltige Hauptketten bilden. Die eine kleinere durchzieht Californien und Nevada, Oregon, das Waſhington-Territorium und Canada bis nach Alaska, die zweite Kette hingegen zieht nahezu tauſend Meilen von den paciſiſchen Küſten entfernt, durch Neu-Mexiko, Colorado, Wyoming und Montana, ſich erſt in Britiſch-Columbien der erſtgenannten Kette wieder nähernd.

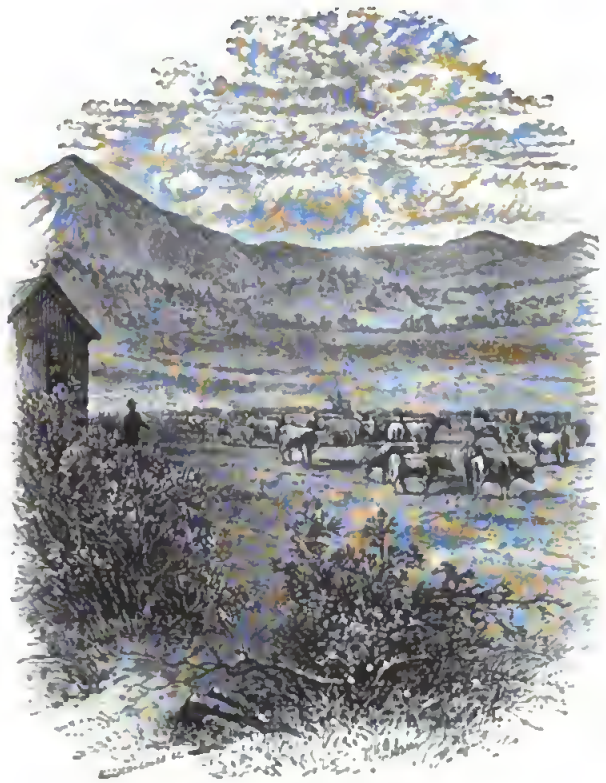
Die größte Gebirgsmaſſe und die höchſten Erhebungen der Felſengebirge finden ſich jedoch in Colorado vor, jenem gewaltigen 105,000 Quadratmeilen Fläche umfaſſenden Territorium, das im Jahre 1876 zum ſelbſtſtändigen Staate erhoben wurde. Urſprünglich zu dem Territorium Kanſas gehörig, führte es Jahrhunderte lang, ſeit ſeiner Entdeckung im Jahre 1540 durch die Spanier, unter Capitän Coronados Leitung, den Namen ſeines Entdeckers Coronado. Erſt die in den Goldfieber-Jahren 1858—1859 aus dem Oſten kommenden Pioniere tauften den Staat in „Colorado“ um.

Vor ſeiner Entdeckung durch die Spanier wurde dieſes große Gebiet, ebenſo wie das benachbarte Neu-Mexiko und Utah von den Tolteken bewohnt, einer Menſchenraſſe, welche im Laufe der Zeit wieder unterging; ihren Bauwerken und Geräthen zufolge, die man hier und da fand, jedoch die civiliſirteſte aller vor der „weißen Eroberung“ den nordamerikaniſchen Continent bewohnenden Menſchenraſſen war.

Im 13. und 14. Jahrhundert erſchienen die Azteken in Colorado. Man weiß nicht woher ſie kamen und kennt nicht die Urſache ihrer Invaſion. Aber ihr Aufenthalt war kurz und ihr Ende tragiſch. Ferdinand Cortez kam nach Mexiko. Sie zogen ihm entgegen, um den Thron Montezumas zu vertheidigen, wurden jedoch geſchlagen und unterjocht.

Lange Zeit blieb nun das Land verlaſſen, bis endlich der vorgenannte Coronado es für Europa entdeckte.

Der gegenwärtige Staat Colorado bildet ein Viereck von 275 Meilen Breite und 380 Meilen Länge und iſt ſomit der viertgrößte Staat der amerikaniſchen Union*). Von den 26 Grafſchaften ſind bis jetzt bloß die öſtlichen, in der Prairie gelegenen, halbwegs bevölkert, während viele tauſend Quadratmeilen in den Felſengebirgen und weſtlich derſelben kaum einen einzigen weißen Bewohner aufweiſen und zum großen Theil Reſervationen der Ute-Indianer bilden. Die Bevölkerung Colorados betrug



An der Weſtgrenze der Prairien.

im Jahre 1884: 200,000 Seelen, ſo daß auf eine Quadratmeile nicht mehr als zwei Einwohner entfallen.

Das öſtliche Drittheil dieſes Land-Koloſſes iſt kahle, ebene Prairie, wie Weſt-Kanſas und Nebraska, die beiden weſtlichen Drittheile jedoch ſind von den Gebirgs-

*) Der größte Staat iſt Texas mit 265,000 engl. Quadratmeilen; zunächſt folgen Californien mit 158,000, und Nevada mit 110,000 Quadratmeilen. Colorado beſitzt 103,000 Quadratmeilen.

maſſen der Rocky-Mountains bedeckt, die hier, wie geſagt, am mächtigſten und breiteſten ſind. Um von ihrem öſtlichen Fuß ihren niedrigſten Kamm zu erreichen, hat man vierzig Meilen zurückzulegen und ebenſoviel, um an ihren weſtlichen Fuß zu kommen. Man nennt Colorado häufig die „amerikaniſche Schweiz", allein die Felſengebirge beſitzen hier einzelne Thäler, die allein groß genug wären, die halbe Schweiz zu umfaſſen. Sie werden hier „Parks" genannt, und es ſind vor allem vier, welche ſich durch ihre enorme Größe und ihre Fruchtbarkeit auszeichnen. Der Nord-, Mittel-, Süd- und San-Luis-Park. Alle ſind von den mächtigſten, 12 bis 14000 Fuß hohen Gebirgsmaſſen eingeſchloſſen, und obgleich ihre Sohle nicht weniger als 7 bis 8000 Fuß über dem Meeresſpiegel gelegen iſt, enthalten ſie doch die üppigſte Vegetation und reiche, ungeheure Wieſenflächen, auf denen noch das Hochwild, der Buffalo und das Elennthier, graſt, während in den Wäldern Wölfe und zahlloſe Bären hauſen. Noch in der Höhe von 12,000 Fuß findet man herrliche Waldungen und Grasflächen und erſt darüber hinaus gelangt man in das Revier des Steinbocks und — des ewigen Schnees. Dieſe großen Parks, einſtige Seebecken, bilden zugleich das Reſervoire zur Speiſung der Prairieſtröme, die ſämmtlich hier ihren Urſprung haben, und theils gegen Oſten, nach dem Miſſiſſippi, theils gegen Weſten nach dem ſtillen Ocean abfließen. Die vielen Quer-Thäler, welche die Felſengebirge nach allen Richtungen durchſchneiden, ſind gewöhnlich eng und tief eingeſchnitten — ſchäumende Gebirgsflüſſe nehmen die ganze Thalſohle ein. Die Felswände ſteigen ſteil und ſchroff bis auf drei-, vier-, ja ſiebentauſend Fuß Höhe empor, und geben im Verein mit den zahlreichen ſchäumenden Waſſerfällen ein Bild großartiger Naturſchönheiten. Viele dieſer Felſenthäler, hier „Cañons" genannt, ſind in den letzten Jahren durch die Eiſenbahn zugänglich gemacht worden und Tauſende von Touriſten ſtrömen jährlich aus allen Theilen der Union herbei, um dieſe Wunder der „Amerikaniſchen Schweiz" zu beſuchen.

Der Name „Felſengebirge" entſpricht in der That dem Character dieſer Urgeſteinsmaſſen, die engen Schluchten, die himmelhoch anſtrebenden, nackten Felswände, die rieſigen Felstrümmer und koloſſalen Geröllmaſſen bieten ein Bild großartiger Starrheit, ähnlich jenem der Hauptketten unſerer heimatlichen Alpen. Zahlreiche Gebirgsgipfel erreichen die Höhe von 13,000 bis 14,000 Fuß, von denen hier die höchſten genannt werden mögen: der Sierra Blanca Peak 14,464 Fuß hoch, der höchſte Berggipfel Colorados; der Gray's Peak 14,341 Fuß, der Pikespeak 14,336 Fuß; der Longs Peak 14,271 Fuß und der Gipfel des heiligen Kreuzes 14,176 Fuß. Der Letztere gehört zu der Reihe von Bergrieſen, welche die große Waſſerſcheide zwiſchen den beiden Oceanen bilden. Eigenthümlich iſt dieſen Bergkoloſſen, daß keiner von ihnen Gletſcher trägt, und alle mehr oder weniger im Sommer von Schnee frei ſind, ſo daß ſie verhältnißmäßig ohne beſondere Schwierigkeiten und Gefahren beſtiegen werden können.

Die weſtlichen Grenzketten der Parks ſind bereits theilweiſe erforſcht, aber ihr jenſeitiger, gegen Utah gewendeter Abhang iſt noch wenig bekannt, und erſt in neueſter Zeit dringen die von der Regierung der Vereinigten Staaten ausgeſandten Expeditionen in jenes Gebiet von Colorado ein. Gold und Silber finden ſich hier in großen Mengen und der bis jetzt ausgebeutete Landſtrich, von Nord nach Süd laufend, enthält auch die größten und volkreichſten Städte und Anſiedlungen, von denen in den folgenden Kapiteln geſprochen werden wird. Im ſüdlichen Theil Colorados findet ſich auch Eiſen, Petroleum und Kohle in großen Maſſen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die natürlichen Schätze dieſes Staates ihn bald zu einem der bedeutendſten und volkreichſten des Weſtens machen werden.

Hierzu wird auch das Klima viel beitragen. Nirgends in Amerika iſt die Atmoſphäre reiner, friſcher und trockener, als hier; von Miasmen und Unreinigkeiten der Luft iſt hier nicht die geringſte Spur, und die Bevölkerung des jungen Staates erfreut ſich einer Lebenskraft und Friſche, die dem Reiſenden in jenen Gegenden ſofort auffällt. — Und dabei iſt das Klima angenehm und regelmäßig. Der Himmel iſt hier während des ganzen Sommers blau und wolkenlos, wie in Italien, und Nebel und Feuchtigkeit ſind ſonderbarerweiſe gänzlich unbekannt. Selten regnet und noch viel ſeltener ſchneit es, monatelang herrſcht das prachtvollſte Wetter. — Am auffälligſten und unglaublichſten iſt die Maſſe der Elektricität, welche die Luft enthält, und die der Beſucher Colorados häufig in den Haaren und ſeinen Gliedern empfindet. Zur Nachtzeit bilden die elektriſchen Entladungen der Luft ein großartiges, alltägliches Naturſchauſpiel. Stundenlang zucken die Blitze am ganzen Horizont, und erſcheinen bald hier, bald da, gewaltigen Irrlichtern gleich, jedoch in ſo ſchneller Folge, daß man ſich unter dem Einfluſſe eines Nordlichtes glauben könnte. —

Die Klarheit und Durchſichtigkeit der Luft iſt hier bewundernswerth, und der Reiſende wird durch ſie nicht ſelten in den Entfernungen getäuſcht. So erſchienen mir z. B. die Felſengebirge von Denver aus blos ein Stündchen entfernt, während ſie in Wirklichkeit über fünfzehn Meilen entfernt ſind. Man kann jeden Felſenvorſprung, jeden Baum ſehen; man ſieht mit dem Fernglaſe Steinböcke und Bären auf den Felſen herumſpazieren und käme wirklich in Verſuchung, ſein Gewehr auf ſie abzubrennen. Erſt dann, wenn man die Diſtanzen zu durchſchreiten hat, erkennt man, welch' großer Täuſchung man ſich hingegeben.

Auch das nördlich an Colorado grenzende Territorium Wyoming iſt ganz von den Felſengebirgen durchzogen und reich an den großartigſten Naturwundern, von denen nur der Yellow-Stone-Park im nordweſtlichen, und die Black Hills (die ſchwarzen Berge) im nordöſtlichen Theile genannt werden mögen. Beide finden in den folgenden Kapiteln ihre Beſprechung. — Den ganzen ſüdlichen Theil von Wyoming durchſchneidet die Pacific-Bahn, die hier auch die höchſten Kämme der Felſengebirge über-

ſteigt, um ſich dann nach jenem See zu ſenken, an deſſen Küſten ſich Brigham Young ſo ſanft gebettet, — nach dem Stambul von Amerika. —

---

2. Denver, die Hauptſtadt Colorados.

Unter den großen Städten des amerikaniſchen Kontinents iſt Denver gewiß am häufigſten geſchildert und wegen ſeines Klimas und ſeiner herrlichen Lage am Fuße der Felſengebirge am meiſten geprieſen worden. Wenige haben die Stadt geſehen, aber Alle von ihr gehört. Nun iſt Denver gerade jene Stadt, welche dieſe Lobpreiſungen nicht in ſo vollem Maße verdient. Man bringt Denver immer mit den Felſengebirgen in Verbindung, aber es iſt ſelbſt von den erſten Vorbergen fünfzehn Meilen entfernt. Man rühmt Denver als Kurort für Lungenkranke, aber es hat die ſtaubigſten Straßen. Man ſpricht von dem ruhigen, großſtädtiſchen Leben, aber Denver iſt eine ächte, geſchäftige Eiſenbahn- und Prairie-Stadt, in der ſich noch dazu das loſe Mineurleben breit macht. Enthuſiaſten haben es Klein-Paris genannt, — ich würde es, — wenn ſchon ein Vergleich gemacht werden muß, — eher mit San Francisco vergleichen.

Alles ſpricht von dem wunderbaren Wachsthum der Stadt. Im Jahre 1858 wurde die erſte Hütte gebaut, heute beſitzt Denver 60,000 Einwohner. Aber ebenſo wenig man Frauen nach ihrem Alter fragen darf, ebenſo wenig iſt es angezeigt, bei Denver (wie bei allen Städten des Weſtens) nach der Einwohnerzahl zu fragen. Die Frauen gehen um ein paar Jahre zurück, die Einwohner um ein paar Tauſend voraus. Die erſten ſagen um zehn Jahre zu wenig, die letzteren um Zehntauſend zu viel.

Der nomadenhafte Charakter der Einwohner Denvers iſt heute verſchwunden. Die Stadt hat ihre große Zukunft, und darauf rechnend, hat ſie ſich recht breit und behaglich auf dem wüſten Plateau am South Platte-Fluß eingerichtet. Die Straßen ſind breit und mit impoſanten Häuſern beſetzt. Die Hôtels ſind groß und ebenſo theuer, wie in New-York, Equipagen und Buggies, mit guten Pferden beſpannt, ſauſen durch die Straßen, wie in der Fünften Avenue. Es iſt entſchieden die Hauptſtadt des großen Prairie-Oceans vom Miſſouri bis zu den Felſengebirgen.

Die vielen Kaufläden und „Outfitting-Places," die Curioſitäten-Buden mit Indianer- und Chineſen-Scalps, mit Moos-Agaten, Erzen, Köchern und Moccaſins zeigen, daß Denver ebenſo viel von „Proſpektoren" und Mineuren beſucht wird, wie von Touriſten. Aber die letzteren kommen gewiß nicht der Stadt wegen, ſondern trachten ſo bald wie möglich in die Berge zu kommen.

Nun wird man fragen, warum ich Denver mit San Francisco vergleiche? Beide Städte liegen an der Küſte eines Oceans. Beide liegen in den größten Goldregionen Amerikas. Die eine in Kalifornien, die andere in Colorado, und beide zeigen ſomit gewiſſe, durch das Mineurleben bedingte Aehnlichkeiten. Beide liegen

Der „Longs Peak".

am Fuße der Felſengebirge, — die eine im Weſten, die andere im Oſten. Beide ſind ähnlich ſchnell gewachſen, ſind gleich theuer und großſtädtiſch, — und beide haben ihre — Chineſen-Viertel. Nur ihre Einwohnerzahl iſt verſchieden, und darum könnte

man San Francisco Groß-Denver, oder Denver Klein-Francisco nennen, nur laſſe man das „San", das „Heilig" weg. In beiden Städten iſt nichts heilig, — nicht die Kirchen, nicht das Menſchenleben, nicht die Moral, nur das — Gold. „Nach Golde drängt, am Golde hängt doch Alles," und das Dichterwort bewahrheitet ſich hier im vollſten Maße, bei Tag und bei Nacht. In Trupps kommen ſie aus ihren Goldbergen herunter nach der Felſengebirgs-Hauptſtadt, die Mineure und Gruben-Beſitzer. Man ſieht ſie bei Tag in den Straßen, wie ſie ihren Goldſtaub nach der Münze tragen, (dort wird er in Barren gegoſſen), des Abends wird das ſchwer Erworbene von den Verkäufern in den Kneipen „verlumpt." Denver beſitzt an Boutiken und Lumpen eine ganz erkleckliche Zahl, aber man kann das tolle Nachtleben nicht im Bette kennen lernen, ſondern muß es unter gewiegter Führung eines Poliziſten oder Reporters thun. Er wird den erſtaunten Touriſten in die „Variety-Theatres," in die Salons der „Soirees danſantes" und die heimlich verborgenen Spielhöllen führen, wo Mammon Gold kommandirt. Er wird den durchlöcherten Schleier des Züchtigen, der bei Tag mühſelig die Blößen der Stadt zu bedecken ſucht, gänzlich hinwegziehen, — uns die ſieben Todſünden in lebenden Bildern vor Augen führen. — Aber wie Dante, ſo ſage auch ich: „Still von ihnen. Schau, und geh' vorüber!"

Wir gingen vorüber, nach dem Chineſen-Viertel. Schmutzige, hölzerne Baracken, mit feſt verſchloſſenen Thüren und einem winzigen Fenſterchen zur Seite. Ein Chineſenkopf lugte zwiſchen den dichten Vorhängen hervor, als wir klopften. Die heilige Hermandad iſt auch hier der goldne Schlüſſel; als Bruder Sing Ling den Poliziſten bemerkte, da gab's kein Widerſtreben. Die erſten Gemächer waren Schlafzimmerchen von zwei oder drei chineſiſchen Schönen, die zeitweilig auch die Beſuche von Andersgläubigen empfangen. Alles war en miniature, — die Chineſinnen, die Käſten, die Betten und die Zimmerchen. Eine Luke führte aus dieſem Taubenſchlage über eine Leiter in die unterirdiſchen Gemächer. Ein Loch, ſo groß wie ein Badekämmerchen, $5\frac{1}{2}$ Fuß hoch, diente fünf männlichen Chineſen als Wohnſtätte. Darüber und zu den Seiten waren gleich große Gemächer mit einer gleich großen Zahl von Bewohnern, — von menſchlichen Bewohnern. Die Einrichtung beſtand aus zwei übereinandergeſtellten Strohbetten und einem Tiſchchen, um das herum die Söhne des himmliſchen Reiches auf Tam-Tams ſaßen. Sie ſpielten Domino, und wenn ihnen ein Stein zu Boden fiel, ſo mußte immer Einer aus dem Stübchen gehen, um dem Andern Platz zum Bücken zu machen. Alle rauchten aus winzigen, ſtahlfeder-großen Meſſing-Pfeifchen, die in langen, dicken Rohren ſteckten. In den Händen hielten ſie einen glimmenden Zünder, mit dem ſie nach einigen Zügen ihre ausgerauchten und behende wieder mit Opium durchtränkten, Tabak gefüllten, Pfeifchen anſteckten. In dem Gemache herrſchte die fürchterlichſte Atmoſphäre. Auf unſer

Begehren nahmen ſie ein dickes chineſiſches Geſangbuch zur Hand und ſangen einige Lieder in einfachen, kindlichen Melodien. Lange blieben wir nicht drunten, denn es war da in der That zum Erſticken ſchwül. Wie dieſes Haus, ſo iſt eine ganze Häuſerreihe Denvers vollgepfropft mit Chineſen, deren es hier mehrere Hunderte giebt.

Aber damit war die Reihe der internationalen Nachtvergnügungen nicht erſchöpft. Die gelbe mongoliſche Raſſe iſt noch die ſolideſte. Ihr zunächſt ſteht die ſchwarze, dann die rothe, dann erſt die weiße. Alle vier aber ſind in gewiſſen Quartieren durch den Abſchaum des weiblichen Geſchlechts repräſentirt, und die kupferfarbigen Indianerinnen machen den Negerinnen geradeſo Concurrenz wie den Weißen.

Eine auf die Plains, mitten unter die wüſte, loſe Bevölkerung hingebaute, und im Werden begriffene „Großſtadt“ kann derartige Krebsſchäden nicht abſchütteln. Es ſind dieſe Paraſiten der Civiliſation in den großen Welt-Centren, wie London und Paris, ebenſo gut zu finden wie in Denver. Man kann es der aufſtrebenden Stadt nicht verargen, und ihre Lichtſeiten, ihr reger Handel, ihr Geſchäft, ihre Thätigkeit wiegen die Vorkommniſſe der Nacht bei Weitem auf.

Denver liegt an dem South Platte River, einem der größten Nebenflüſſe des Miſſouri, an deſſen Ufern die Pacific-Bahn in Nebraska Hunderte von Meilen entlang läuft. Er windet ſich um den unteren Theil der Stadt, breit und wildbewegt, von bedeutender Waſſermaſſe, allein in ungewiſſem, ſtets wechſelndem Bett; unnütz für die Schifffahrt, aber deſto nützlicher für die Bewäſſerung der Felder. — Nahe dem Centrum des geſchäftlichen Theiles der Stadt liegt der Cherry Creek, zur Zeit unſeres Beſuches ein breites, ſeichtes Bett trockenen Sandes, und nur zu Zeiten durch Waſſer belebt. Jahrelang nach der Gründung der Stadt erſchien in dem ſandigen Flußbett nicht ein Tröpfchen Waſſer, und die Einwohner Denvers bauten ſich darin ihre Häuſer und wohnten daſelbſt.

Hütten, Häuſer, Kaufläden, Straßen entſtanden allmählich in dem Graben. Er war das Herz der Stadt. Die Zeitungsdruckerei, das Stadthaus und die vornehmſten Gebäude lagen hier. Aber eines ſchönen Tages, nach einem ſtarken Regen in den Gebirgen droben, kam eine Waſſerfluth in dem alten Strombett herabgeraſt, nicht allmählich und ein Bächlein, um die Bewohner zu warnen, ſondern ein toller Strom. Wie eine Sündfluth wälzte er ſich mit furchtbarer Schnelligkeit und Stärke herab. „Der Menſch verſuche die Götter nicht.“ Denver hatte den Flußgott verſucht und ſollte es büßen. Er begehrte in furchtbarer Weiſe den Grund und Boden zurück, auf dem er einſt geherrſcht, er ſchwemmte Alles fort, was ſich in ſeinem Wege befand. Selbſt eine eiſerne, feuerſichere Kaſſe, die man doch ſonſt auch waſſerſicher annehmen könnte, wurde zwei Meilen ſtromabwärts geſchwemmt.

Seit jenem Schreckenstage haben die Bewohner Denvers Respekt vor dem trockenen Bett. Wohl ist es seither trocken geblieben und nur zeitweilig im Frühlinge erscheint ein wenig Wasser darin, allein trotzdem ist das Bett kein Baugrund mehr, starke eiserne Brücken führen darüber hin, eingedenk dessen, was es war, und was es wieder werden könnte.

Heute ist Denver eine Großstadt im wahren Sinne des Wortes, ähnlich wie Omaha, wie Kansas City, wie St. Paul oder St. Joseph, eine jener typischen Städte des amerikanischen Westens. Die vielen öffentlichen Anlagen, die Theater, großartige Regierungsbauten und schöne Wohnhäuser zeugen von dem Wohlstand seiner Einwohner. Im Jahre 1882 sollen über vier Millionen Dollars für Neubauten ausgegeben worden sein. Seine Fabriken und Großhandlungen hatten im gleichen Jahre einen Gesammtumsatz von nahezu 25 Millionen Dollars aufzuweisen. Man berechnet, daß in Denver durchschnittlich pro Tag 600 Fremde eintreffen u. s. w. Mit solchen Ziffern pflegen manche heimathsstolzen Amerikaner gerne herumzuspringen; sie bilden die einzelnen Federn jenes Fliegenwedels, mit welchen sie den Fremden gerne die Augen auswischen und über unleugbare Krebsschäden hinwegtäuschen möchten.

* * *

Soweit die Metropole der Prairie.

Nun zu den Felsengebirgen, die sich westlich von Denver in unabsehbarer Kette von Süden nach Norden erstrecken. Dort liegt unser Ziel, und Denver giebt uns vollkommene Gelegenheit, den Totalanblick derselben zu genießen.

Ein wildbewegtes Meer, — unabsehbar und hoch über den Horizont hervorragend. Die ungeheueren Wellen sind zu Stein erstarrt und bilden zahllose schneebedeckte Gipfel, die in die Wolken ragen. Beinahe senkrecht aus der Ebene, aus der grünen, wallenden Prairie, steigen diese starren Massen empor, auf dreihundert Meilen Ausdehnung den westlichen Horizont abschließend. Immer frisch in ihrer bezaubernden Färbung, immer Ehrfurcht gebietend in ihrer Großartigkeit, Gipfel an Gipfel, Rücken an Rücken, verlieren sie sich im Norden, in den schwarzen Bergen Dakotas, im Süden in den umwölkten Massen der Sangre del Cristo-Kette. Gegen Nordwesten, so nahe vor uns, und doch über achtzig Meilen entfernt, erhebt sich die breite Kuppe des Longs Peak, des Flügelmannes dieser Armee von Felsenspitzen. 14,270 Fuß, — drei Meilen hoch, lugt er unter seiner weißen Schneekappe hervor über die kleineren Brüder. Gegen Südwest, — gleich weit von unserem Standpunkte entfernt, ragt der Pikes Peak als Commandant über die ihn umgebende Titanen-Leibgarde hervor.

Zu seinen Füßen hingestreckt ruhen die purpurnen Felsen des Garten der Götter. Auf den Olympus verlegten die Griechen einst den Wohnsitz der Götter, — mag ihre

Heimſtätte auch in Griechenland ſein, ihr Garten iſt hier, am Fuße der Felſengebirge: „the Garden of the Gods.“

Und da ſind wir nun und betrachten dieſe Scenerie.

Kann ſich der Leſer den Eindruck vorſtellen, den dieſe Herrlichkeiten auf Menſchen machen, die wochenlang in den flachen, öden Prairien gehauſt? Ein kahler Felsblock, inmitten der Prairie, war uns ſchon eine wohlthuende Abwechſelung! Und nun gleich dieſe Bilder! Darum fort. Hinein in das Herz der Berge. Die fortſchreitende Cultur hat dies heute ſehr leicht gemacht. Einſt war die Reiſekutſche das einzige Beförderungsmittel in die Waldregion, die weſtlich von Denver, etwa vierzig Meilen davon entfernt, anfängt. Heute weckt die Locomotive das Echo von den hochragenden Felſen, ſie ſauſt durch Regionen, in die einzudringen früher eine Unmöglichkeit war, wird doch demnächſt ſelbſt der Pikes Peak von dem geflügelten Rade erſtiegen werden. Dieſe bereits im Bau begriffene Bahn ſteigt bis zu einer Höhe von 14000 Fuß über den Meeresſpiegel und wird demnach die höchſte Eiſenbahn der Welt. Die ganze Linie beſteht faſt ausſchließlich aus complicirten Curven. Die größte Steigung beträgt 1:17 und die mittlere 1:20; man hofft die ganze Bahnſtrecke in etwa einem Jahre herſtellen zu können. Die Koſten ſtellen ſich für den laufenden Kilometer auf 30,000 bis 35,000 Mark. Die Züge werden mit 25 Kilometer Geſchwindigkeit in der Stunde, alſo noch etwas langſamer als in Deutſchland die Güterzüge, fahren.

Da drüben in den Bergen regiert das Gold, dort wird es aus den Tiefen der Erde gehoben, und Millionen davon in die weite Welt verſandt. Da drüben ruht das Eldorado der Goldſucher, die in hellen Haufen von Europa kamen, um nur theilweiſe befriedigt zu werden. Obgleich es uns nur um die Gebirgslandſchaften Colorados zu thun war, ſo zog es uns doch mächtig dahin. Gott gab dem Magneten die Kraft, Eiſen an ſich zu ziehen, — dem Gold aber gab er magnetiſche Gewalt, den Menſchen zu ködern. Wider Willen wird man hingezogen in die Minen.

3. Durch den Clear Creek Canon.

Die Colorado-Central-Bahn, die von Denver aus durch Fels und Schlucht nach Central City und Black Hawk führt, wurde wohl nur der Minen wegen angelegt, aber der hohe Ruf, den dieſe herrlichen Gegenden bald gewonnen haben, führte auch einen Strom von Touriſten her, und dieſen zu Nutz und Frommen wurde die Bahn noch weiter in die Berge, nach Idaho Springs und in den Middlepark geführt. Geht dies ſo weiter, ſo werden noch die ganzen Felſengebirge in ſtählerne

Schienenfesseln geschlagen, auf denen die Locomotiven gegen den Himmel dampfen werden!

Schon die Eisenbahn, auf welcher wir von Denver durch das Thal des Clear Creek nach den Goldregionen fuhren, ist eines der Meisterwerke modernen Eisenbahnbaues. Durch das Golden Gate hindurch nach Golden City besitzt sie die volle Geleisweite. Von da an jedoch, in die Berge hinein, konnte sie nur als schmalspurige Bahn gebaut werden, und wir mußten deshalb in der letztgenannten Station aus den großen, breiten Passagier-Waggons heraus und in die winzigen, offenen Wagen der Gebirgsbahn steigen, in denen man auf die Erhaltung seines Gleichgewichts wohl bedacht sein muß. Aber nichtsdestoweniger sind sie sicher und wohl geeignet für die plötzlichen kurzen Wendungen und Steigungen, mit denen sich die Bahn nach Central City auf eine Höhe von 8350 Fuß über dem Meeresboden hinaufwindet, eine Höhe, welche nur von wenigen anderen Bahnen, darunter zunächst die mexikanische National-Bahn bei Toluka, erreicht wird.

Golden City! Welch goldiger Name für eine Stadt, die nur — Kohlenbergwerke besitzt! Wie verdreht doch mitunter Städte benannt werden! Diesen Namen verdiente von Rechtswegen wohl das goldreiche, auf goldenen Bergen gebaute Black Hawk, während dessen Namen eigentlich auf Golden City übertragen werden sollte.

Die Stadt selbst ist so einsam und todt, daß es uns eigentlich überraschte. Kein Leben in den Straßen, wenig Industrie und schlechte Hotels. Sie hat entschieden keine goldene Zukunft und wird voraussichtlich stets das bleiben, was sie jetzt ist: ein trauriges, zwischen die Berge hingesetztes Nest für pensionirte Bergleute. Vielleicht wird die Irrenanstalt dort gebaut, — und da könnte man gleich diejenigen hineinstecken, die Golden City einst unter dem Namen „Auraria“ zur Hauptstadt von Colorado machen wollten.

Wir waren durch die enge Pforte gefahren, welche die Mündung des Clear Creek- oder Vasquez-Canon bildet. Mächtige Felswände erheben sich zu beiden Seiten, bedeckt mit Gras und zwerghaften, elenden Pinien, während überhängende Grate dem darunter hinwegeilenden Bahnzug mit augenblicklichem Verderben drohen. Zur Linken und tief unter dem Schienenwege strömt und schäumt durch ein felsiges, enges Bett der Clear Creek, als hätte er es eilig, sein Wasser dem Platte-Fluß in der Prairie zuzuführen. Es sind keine klaren Gebirgswasser, wie die der Alpenbäche, — es sind vielmehr gelbe, schlammige Fluthen, wie die des Missouri, aufgewühlt und getrübt von den hungrigen Goldwäschern in den Bergen. Auf der Bergwand oberhalb des Sturzbaches klammert sich eine schlechte Wasserleitung an die Felsen; sie spendet den Bewohnern von Golden City nur wenig Wasser, denn der größte Theil davon entspringt aus den zahlreichen Rissen und Klaffungen der hölzernen Rinne und hüpft fröhlich über das Gestein zurück zu dem Fluß, dem es entzogen

wurde. Hie und da treten aus den Bergwänden Felsſpitzen und Grate hervor, röthlich-grau und kalt, wie die Gerippe eines vorweltlichen Thieres.

Die kleine Maſchine, die den Zug die ſteile, ſchiefe Ebene hinaufzieht, keucht und ſtöhnt, die Wagen krachen und zittern, als fürchteten ſie ſich, weiter in dieſer himmelloſen Kluft vorzudringen. Aber immer vorwärts geht es zwiſchen den Bergen hin, bis nach einigen Meilen die Geleiſe und der Fluß ſich nähern und eng aneinander ſchmiegen, um nunmehr die ganze Zeit zuſammen zu bleiben. Uns Reiſenden ward es faſt bange. Man ſchwebt hier zwiſchen zwei gleichgroßen Uebeln: entweder von den Felſen erdrückt zu werden, oder in die ſchäumenden Fluthen des Wildſtromes zu ſtürzen. Dabei ſchaukeln die ſchmalen Cars ſo bedenklich und neigen ſich, wie der bezaubernden Stimme der Clear Creek Loreley folgend, dem feuchten Strombette zu. Und dies Wenden und Biegen und Neigen wird immer häufiger, die hoch aufgethürmten Berge ſchließen ſich hinter unſerem Rücken zuſammen, die Ausſicht auf den Rückweg verſperrend.

Wir ſind nun ganz im Gebiete der Gnomen. Die Vegetation wechſelt, und die Abhänge ſind bedeckt mit Pinien vom Gipfel bis zur Sohle. Aber ſie ſind gebrochen von Stürmen und Strömen, verbrannt vom Blitzſchlag. Oede, froſtige Felſen treten aus den ſenkrechten, mehrere Tauſend Fuß hohen Wänden und hängen in phantaſtiſchen Formen über Bahn und Fluß. Gewaltige Trümmer, durch den Dynamit der Ingenieure aus dem Wege geräumt, liegen im Fluſſe und ſtauen das Waſſer. Der Weg wendet ſich in kaum glaublichen Serpentinen, manchmal im Kreiſe herum, um dem harten Felſen auszuweichen. Die Steigung iſt jetzt 200 bis 260 Fuß pro Meile, und dennoch, je höher wir ſteigen, deſto höher werden auch die Bergwände.

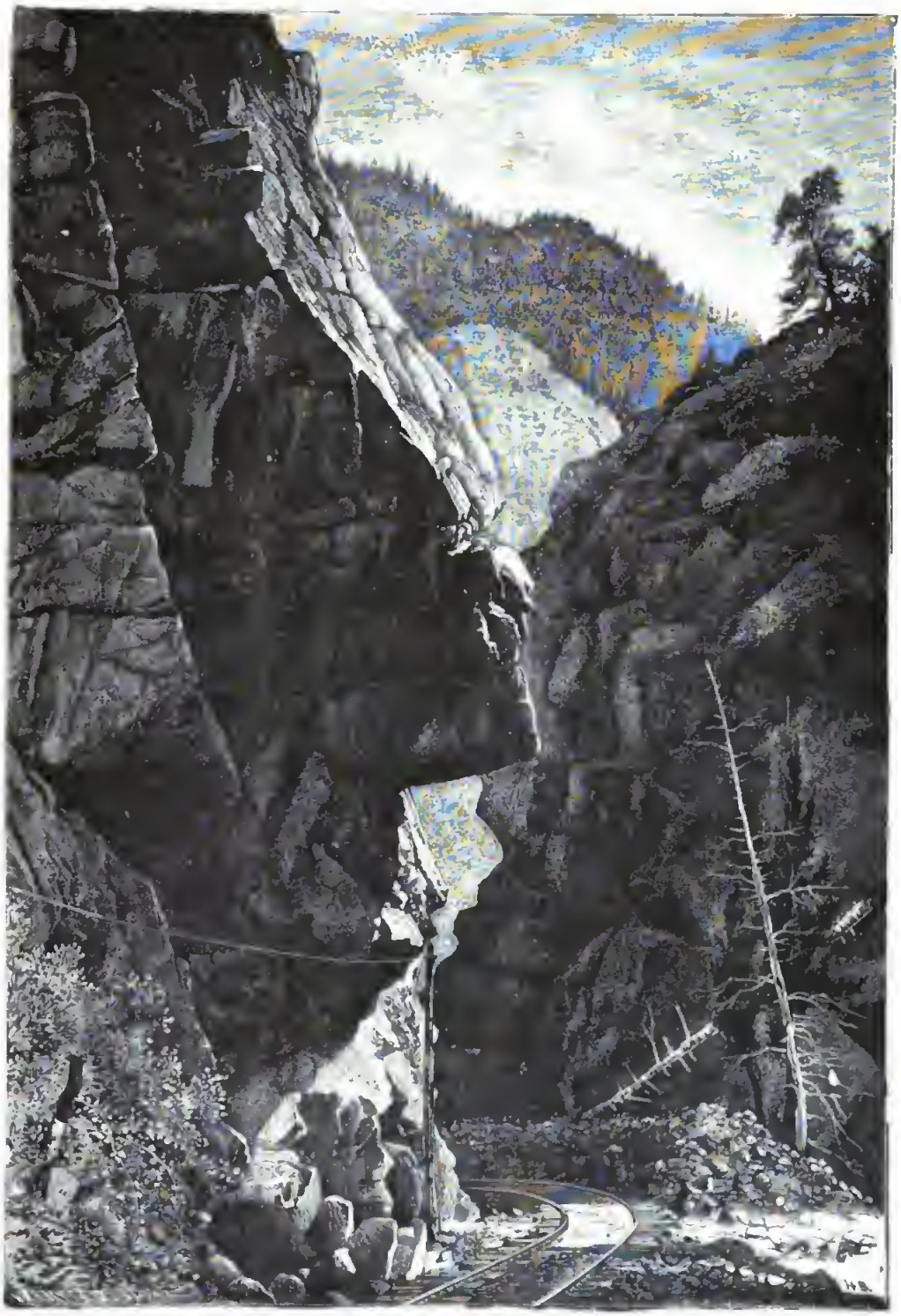
Bald gelangten wir zu einer Station in dem Cañon, Beaver Creek Station, wo die kleine Maſchine anhält, wie um Athem zu ſchöpfen und neue Kräfte zu ſammeln für den Reſt des Tages. Es iſt nur acht Meilen von Golden City, an der Einmündung des Beaver Creeks in den Clear Creek gelegen, und eine der romantiſchſten Stellen des Weges. Der ganze Raum iſt gerade groß genug, um dem winzigen Stationshäuschen und einem kleinen Bierkeller Platz zu geben. Aber ſelbſt dieſe Gebäulichkeiten mußten ſich zuſammendrücken und ihre Flügel einziehen, um nicht an die Felſen zu ſtoßen.

Einige Meilen oberhalb theilt ſich der Fluß und mit ihm die Bahn. Der nördliche Arm des Fluſſes, den auch wir verfolgten, iſt gelb und ſchmutzig, denn er kommt aus den Minen; der ſüdliche dagegen iſt klar und kryſtallen, wie ein Alpenbach. Er kommt vom Chicago-See, von Georgetown und Idaho, er hüpft über Stock und Stein und ſtürzt über brunnentiefe Waſſerfälle hinab, bis er ſeinen ſchmutzigen Gefährten erreicht. Sie vertragen ſich nicht gut die beiden, denn lange nach ihrer Vereinigung noch fließen ſie nur nebeneinander her, wie zwei Eheleute, die ſich zankten.

Von hier nach Black Hawk iſt es nicht mehr weit. Auch die Felſen treten ſchon hie und da zurück, und man bekommt einzelne Strecken Landes zu Geſicht. Die Telegraphenleitung, welche bisher über unſeren Köpfen auf horizontalen Pflöcken an den Felſen hinzog, ruht hier ſchon wieder auf den vertikalen Stangen, ja auch die Annoncen, die uns eine Zeit lang verlaſſen hatten, ſchimmerten uns ſchon wieder in ungeheueren Lettern auf den Felswänden entgegen: Trego's Teaberry Toothwash, — Sozodont, — Gargling Oil. — etc. etc.

Die Goldregion iſt erreicht. Wir ſahen es ſofort. Die Spuren deſſen, was die Engländer Gulch Mining nennen, was man im Deutſchen mit Goldwäſcherei bezeichnen muß, ſind überall zu finden. Das Bett des Fluſſes iſt meilenweit zerwühlt und zerfreſſen, ſeines goldigen Inhalts wegen. Es iſt ein wahres Bild der Verwüſtung. Kein Stein ruht hier mehr auf dem andern, kein Sandkorn ruht auf ſeinem alten Plätzchen. Wie von Lavaſtrömen überfluthet ſieht das Thal aus, das von gierigen, hungerigen Mineuren ein Mal zerwühlt wurde. Weiterhin ſieht man ſchon arbeiten. Lange hölzerne Rinnen, durch welche das Waſſer geleitet wird; Brunnen mit Kübeln, die unaufhörlich feuchten Flußſand aus den Tiefen ſchaffen; Arbeiter, die ſie in die Waſſerleitungen entleeren; — dann ſucht das Waſſer den goldigen Inhalt ſelber heraus, indem es die leichten Sandkörner und erdigen Beſtandtheile mit fortſchwemmt, die ſchweren Goldblättchen aber am Boden zurückläßt. Weiterhin ſehen wir einige Chineſen, mit großen hölzernen Schüſſeln in der Hand, eifrig beim Goldwaſchen; ſie blicken nicht rechts, nicht links, und würden dann erſt in ihrem Eifer innehalten, wenn ihnen die Locomotive über die Köpfe hinwegbrauſte. Ein Mineur band einige Tage zuvor dreien dieſer eifrigen, ſchweinsäugigen Mongolen die Zöpfe zuſammen und lief davon, ohne daß ſie es merkten. Man kann ſich die Scene, welche unbedingt folgen mußte, leicht vorſtellen.

Unmittelbar vor der Station Black Hawk ſteht die Wohnung der Chineſen: ein aus Raſen und Baumſtämmen erbautes Häuschen. Darüber ſteht abermals in großen Lettern „Gargling Oil“ (Gurgel-Oel). Das machte unſeren Franzoſen wild, er begann weidlich über die Reclamewuth der Amerikaner zu ſchimpfen, denen kein Berg zu hoch, keine Höhle zu dunkel, kein Altar zu heilig iſt, um ihr „Gargling Oil“ darauf zu ſchmieren.



Der Clear Creek Cañon.

4. In der Gold-Region.

So groß auch Central City und Black Hawk werden mögen, — niemals werden ſie ſich eines Theater, einer Reitbahn und eines „Skating Rinks" erfreuen können. Warum? Weil in beiden Städten zuſammen nicht genug ebener Boden aufgetrieben werden kann, um eine dieſer Einrichtungen in's Leben zu rufen. Im vergangenen Winter war es ein geläufiger Zeitungswitz, daß bis jetzt darum keine Menagerie in dieſe Regionen kam, weil es eine Unmöglichkeit war, den Elephanten durch den Clear Creek Canon zu bringen.

Die erſten Goldfunde im Clear Creek veranlaßten die Pioniere der Goldſucher im Jahre 1859, weiter in die Schluchten vorzudringen, um vielleicht da auf größere Schätze zu ſtoßen. Ein „Proſpector" (Goldſucher) Namens Gregory war der Erſte, der in der Nähe der gegenwärtigen Minenſtadt Black Hawk auf eine goldreiche „Lode" (Ader) ſtieß und ſie auszubeuten begann. Dieſe Mine iſt noch heute die einträglichſte und reichſte von ganz Colorado, aber ihr Entdecker und früherer Eigenthümer iſt gegenwärtig ein bedauernswerther Bettler. Die Trunkſucht hat ihn von Stufe zu Stufe abwärts geführt. Nicht lange nach ſeiner Entdeckung waren dieſe Bergabhänge zu den Seiten des Clear Creek mit einer rührigen, golddurſtigen, aus allen Theilen der Erde herbeigeſtrömten Bevölkerung gefüllt. Tagtäglich kamen halbverhungerte und ermattete Goldſucher, herbeigelockt von den wunderbaren Berichten. Nichts als ihren Namen nannten ſie ihr eigen. Holz war wohl hier, um ſich Hütten zu bauen; Zeit hatten ſie genug, ſich Kräfte zu ſammeln für das Miniren. Aber was iſt Wohnſtätte und Raſt für den vom Golddurſt Befallenen, für denjenigen, der die glitzernden Schätze unter ſeinen Füßen ſieht, der ſich nur zu bücken braucht, um ſie ſein zu nennen? Fieberhaft ſtürzten ſie herbei. Kaum gekommen, ohne Werkzeug, ohne Hülfe gruben ſie mit den Händen nach Gold, gruben Tag und Nacht, ſchmolzen und ſtampften, bis ſie ermattet, apathiſch zu Boden ſanken. Aber ſelbſt dann legten ſie ſich auf ihre Minen-Löcher und vertheidigten das Stückchen Erde mit ihrem Körper. Denn wehe, wer ſeinen Poſten verließ! Neue Ankömmlinge, — Räuber, entlaſſene Sträflinge und der Auswurf der großen Städte, — kamen hierher, um reich zu werden. Das „Wie" kam hier nicht in Frage. Wenn ſie keinen geeigneten Boden mehr fanden zu graben, dann raubten ſie ſich ihn von Anderen und erſchlugen die Beſitzer. Oder ſie lauerten bei Nacht und Nebel denen auf, die mit der goldenen Frucht ihres Tagewerkes in ihre Löcher oder Bretterbuden heimkehrten. Dann ward der Argloſe das Opfer dieſer Freibeuter. Keine Zucht, keine Ordnung, keine Sicherheit! Wilde Männer, gehärtet in den Stürmen des Lebens, hatten ſie nicht nur mit der Natur, — ſie hatten unter ſich um ihr Daſein zu kämpfen. Aber ſo lange das Gold winkte, ſo lange ſich das Fieber an ihre Ferſen heftete und ihre Sinne gefangen hielt, — ſo

lange kannten ſie keine Gefahr. Die goldenen Dollars, deren ſie täglich mitunter Hunderte an ihrer gebräunten Bruſt verborgen nach Hauſe trugen, dieſe goldenen ſchweren Dollars waren ihnen mehr als das Leben. Man muß die Minen beſucht und die goldhaltigen, ſchweren Erze ſelbſt geſehen haben, um zu wiſſen, was das Wort „Goldfieber“ bedeutet, noch dazu für Diejenigen, die ihr Lebelang am Hungertuche genagt! Man muß die kleinen, mattglänzenden Blättchen und Körnchen geſehen und in ihnen gewühlt haben, um zu wiſſen, was das Wort „Gold“ bedeutet. Nicht der geſchlagene Dukaten hat ſo viel Reiz, wie das Stückchen weißen Quarzes durch das ſich, wie ein Faden, die Goldader ſchlängelt; der ſchönſte, goldene Ring verblaßt gegenüber dem ſchweren, roth-gelben Stäubchen, das der Mineur im Sande findet. Das iſt die Jagd nach dem Golde!

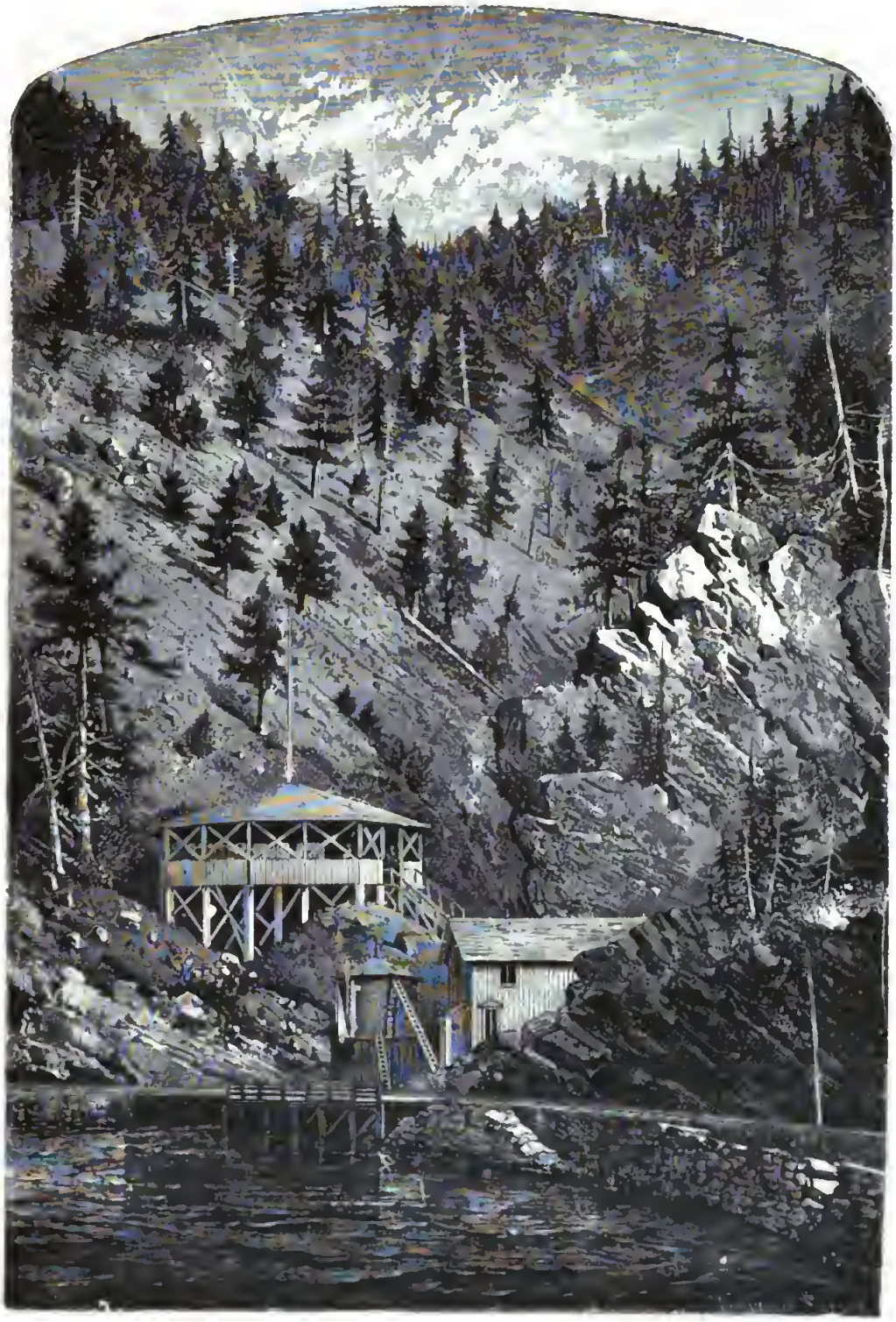
Im Goldlande: Goldwäſche.

Dieſer erſte Sturm ging vorüber. Wie wenn ſich nach Gewittern die Fluthen des Sturzbaches verheerend in die Ebene ergießen und dem ruhigen, klaren Gerinſel in dem neugebahnten Flußbett Platz geben: ſo zogen auch die wilden Horden der Mineure weiter, als ihre rohe, unverſtändige Kraft das Gold nicht mehr zu Tage fördern konnte, ſondern es der Kunſt bedurfte, das edle Metall den Erzen zu entringen. Neue, ruhig denkende Arbeiter kamen und bauten ſich Hütten und Häuſer, Stampfmühlen und Schmelzwerke. Wo die Kraft

Im Goldlande. Abgraben

Der Clear Creek Canon. „Grundy Bend".

Digitized by Google



Eine Eisenbahnstation im Clear Creek Cañon.

des Einzelnen nicht ausreichte, da vereinigten ſie ſich zu Compagnien, kauften Maſchinen und nahmen Hilfsarbeiter. So entſtanden die Städte, die heute zuſammen etwa 8000 Einwohner zählen. Sie ſtehen knapp beiſammen, und fragt man den Bürger, in welcher Stadt er wohnt, dann muß er erſt nach irgend einem Grenzſtein ſuchen, um es ſagen zu können.

Beide Städte ſind auf reichem, man kann ſagen, auf goldenem Boden erbaut. Das Material zu den Gebäuden iſt ſchwerer, goldhaltiger Quarz. Ja die Ausgrabungen für den Grund und den Keller liefern oft genug des koſtbaren Metalls, um damit den Hausbau zu bezahlen! Alles dreht ſich hier um das Gold, und man ſagt, die Hausfrauen von Central City unterſuchen jede Woche ein Mal den Theekeſſel nach dem goldigen Niederſchlag des Waſſers.

Uns fremden Ankömmlingen gaben die beiden Städte die Idee ein, daß ſie beide in früheren Tagen auf den Gipfeln der angrenzenden Berge geſtanden, und durch irgend eine vulkaniſche Eruption eine Rutſchpartie pêle mêle in das Thal hinab unternommen hätten. Die Straßen ſind winklig, ſteil, krumm, an den Abhängen entlang geführt, mehr nach der zufälligen Lage der Minen, als nach einem allgemein geordneten Plan angelegt. Das Stationsgebäude von Black Hawk, zugleich der Endpunkt der Eiſenbahn, liegt am unterem Ende der Stadt, eingezwängt von den Felsmaſſen an den Seiten. Von ihm aus führte uns eine ſtaubige, holprige Fahrſtraße am Fuße des Bobtail-Berges entlang nach Central City hinauf. Zur Rechten liegt das tief ausgewaſchene, in den Felſen geriſſene Flußbett des gelben Clear Creek. Das ganze Thal iſt zerfreſſen und zerfleiſcht von der Natur. Aber es iſt nicht die göttliche, — es iſt die menſchliche Natur, die das gethan. Große, alte Quarzmühlen und Stampfen ſtehen mitunter gerade im Wege, die Straße windet ſich um ſie herum, an den tunnelartigen Eingängen der Minen vorbei, aus denen Ströme feucht-kalter Luft hervorkommen. Zu beiden Seiten faſſen ſteile Bergabſtürze den Fahrweg ein, über und über beklebt mit hübſchen Wohnhäuſern und Kirchlein, an ſcheinbar unzugänglichen Plätzen. Lange, hölzerne Treppen führen geradeſo wie in den dalmatiniſchen Küſtenſtädten, von der Straße zu den Häuſern, die da droben über unſeren Köpfen hängen und mit ſchwebenden, ſemiramidiſchen Gärtchen umgeben ſind. Ganz hoch oben, auf den Gipfeln der Berge, hängen die Häuschen, unter denen ſich die Schacht-Eingänge befinden, während im Thale drunten die gewichtigen Maſchinen in den Mühlen das reiche Erz zerſtampfen und zermalmen, um ſeinen goldreichen Inhalt in gediegenes Metall zu verwandeln. Alles, Alles zeigt die gewaltige Induſtrie dieſes Ortes, die jährlich 2½ Million Dollars Edelmetall producirt. Hierzu beſitzt die Stadt 22 Stampfmühlen.

Mühſam ſtiegen wir die ſteile Straße gen Central City hinauf, um in dem großen „Teller Houſe", — dem erſten Hotel der Stadt, — unſer Diner einzunehmen, das zum Theil aus ausgezeichnetem Bären-Schinken beſtand.

Auf unſern nachherigen Spaziergängen durch die Stadt und die Minen-Diſtrikte hatten wir Gelegenheit, die geſunde, kräftige Conſtitution der Einwohner zu bewundern. Es ſind größtentheils eingewanderte Engländer aus der Grafſchaft Cornwall, die hier die geſuchteſten Arbeiter ſind, auch gut bezahlt werden. Dafür ſorgen ſie aber auch wacker für Nachkommenſchaft, die in der friſchen Bergluft vortrefflich gedeiht. Dutzende von Kindern ſpielen in den Straßen, klopfen Steine und ſuchen Gold.

Die älteſte und tiefſte Mine dieſes Gebietes iſt die „Gregory Lode" mit 600 Fuß Tiefe, je tiefer ſie gegraben wird, deſto reicher und erglebiger wird das Erz. Der nächſt-tiefſte Schacht iſt die „Bobtail Lode". Welch' ſonderbarer Name! wird man ſagen, und denen, die es wiſſen wollen, ſei daher mitgetheilt, daß dieſe Mine zur Erinnerung an einen Unglücklichen ſo genannt wurde, der von den Entdeckern der Mine zum Ueberführen goldhaltigen Sandes nach dem Fluſſe verwendet worden war.

Dieſer Unglückliche war ein — Ochs. Würde es der armen Beſtie in der heißen Sommerszeit wohl Troſt gewährt haben, zu wiſſen: daß ihr kurzer Alltags-ſchweif nachträglich ſo in der Geſchichte verlängert werden würde?

Dem größeren Theil des reiſenden Publikums ſind die verſchiedenen Minen- und Goldwaſch-Operationen nur wenig bekannt. Sie kennen den Unterſchied nicht zwiſchen einer Stampf- und Schmelz-Mühle; ſie halten regelmäßig den goldgelben Schwefelkies für reines Gold und erklären ein Erz für werthlos, wenn das Gold nicht, wie das Medaillon am Buſen ſchöner Damen, offen zu Tage liegt. Der Reiſende, der durch dieſe Gegend kommt, ſollte deshalb nicht verſäumen, ſich hier an Ort und Stelle die beſten Informationen ſelber zu holen. Die verſchiedenſten Minen- und Schmelz-Prozeſſe werden hier neben einander betrieben, und ſtets findet man Mineure, die den Fremden mit der größten Bereitwilligkeit in die Geheimniſſe dieſer modernen Alchymie einweihen. Uns war ein in den Minen vom Bettler zum Millionär gewordener Engländer, Mr. Baker, Cicerone, der ſich unſrer Geſellſchaft bis nach Idaho und Floyd Hill anſchloß.

Von Central City aus wird von den Touriſten gewöhnlich ein Ausflug zu Wagen nach dem zehn Meilen entfernten James Peak, einem 11,000 Fuß hohen Bergrieſen, unternommen, von dem aus ſich das herrlichſte Panorama der Felſengebirge in ihrer ganzen weiten Ausdehnung dem Auge darbietet. Der anziehende Weg dahin iſt voll angenehmer Ueberraſchungen, und vom Dachſitze der elaſtiſchen, gut beſpannten und ſicher gelenkten Reiſekutſche aus gewahrt man bei jeder Wendung des Weges neue, ſchneebedeckte Bergſpitzen, ſchimmernde Seen und prachtvolle grüne Thäler, — mit einem Worte Landſchaften, die den europäiſchen Reiſenden ganz zurückverſetzen in die Heimath, — in die Berge der Steyermark und Tyrol's. Da athmet man freier und fröhlicher auf, da ſchwillt die Bruſt, die alten Stanzeln und Jodler

werden hervorgeholt aus den Tiefen des Hirnkaſtens und auf amerikaniſchem, freiheitlichen Boden losgelaſſen:

— — wo die Schützenbüchſen knallen
und die Schweizermädchen fallen

Ja, die Schweizermädel fehlen „halt" hier, die Sennerinnen in ihren Almhütten, die kleinen Höfe und Meiereien, die braunen fetten Kühe auf den Matten. „Es iſt „halt" doch d'Heimath nöt!" — Doch entlohnt uns die Ausſicht dafür. Der James Peak iſt etwa der Rigi der Felſengebirge, wenn auch um 5000 Fuß höher, als ſein ſchienen-umſpannter Zwillingsbruder in der Schweiz. Und führt auch keine Eiſenbahn auf ſeinen Gipfel, ſo iſt doch der Aufſtieg ſo leicht und angenehm, daß man ihn bequem zu Wagen in zwei Stunden vollführen kann. Wie die Ausſicht da droben iſt? Nun, ſie iſt ſchon oft genug in Proſa und Poeſie geſchildert worden, aber es trifft doch keiner von dieſen Ergüſſen das Richtige. Es iſt eben zu ſchwer. Poeſien bringt wohl Jeder zu Stande, gerade ſo wie Jeder das Gewehr ſeines poetiſchen Gemüths abſchießen kann; aber das Schwarze zu treffen, iſt die ſchwere Kunſt.

Auf dem Rückweg ſahen wir zur Rechten, auf der andern Seite des 80 Meilen weiten Middle Park, das eigentliche „Backbone" des amerikaniſchen Continents, die Waſſerſcheide zwiſchen dem atlantiſchen und dem pacifiſchen Ocean, der eine 2000 Meilen, der andere 1500 Meilen weit von unſerm Standpunkte entfernt. Welche Diſtanzen! Und wie ſprechen ſie für die Größe des Landes! In jener Kette drüben ſtehen auch die Aelteſten dieſer Berggemeinde, mit dem Bürgermeiſter, „Papa Lincoln," an der Spitze. Er iſt 14,297 Fuß hoch und wer weiß wie viel Tauſend Jahre alt. Neben ihm, noch etwas weiter entfernt, erhebt ſich ein gleich hoher Rieſe gen Himmel, er iſt es, dem an Schönheit und Erhabenheit wenige Berge der alten und der neuen Welt gleichkommen. Ein wunderbar geformter, gradliniger Kegel, in deſſen dunkler, bläulich-grauer Spitze die Natur ein ungeheures tauſend Fuß hohes — Kreuz gegraben, das ſie mit blendend weißem Schnee ausgefüllt. Es iſt der weltberühmte Berg des Heiligen Kreuzes, — „The Mountain of the Holy Cross." Welches Wunder der Natur! Es blitzt und blendet und brennt herüber, wie das rothe Kreuz am Himmel, das einſt Conſtantinus erſchien; die bedeutungsvollen Worte, die ihm damals zugerufen wurden, ſchienen auch in unſern Ohren zu ertönen: In hoc signo vinces!

Wir legten den Reſt des Weges ſchweigſam zurück, denn der Eindruck, den ſolche Gewalten in uns hinterließen, war zu mächtig! Den Reſt des Tages aber verbrachten wir in den Minen, und als wir in die Tiefen der Gregory lode hinabſtiegen und Dunkelheit uns umhüllte, da ſchien es uns, als wären wir direct vom Himmel in die Hölle gefahren.

Merkwürdig! Wer hätte gedacht, daß ſich Ungeziefer bis auf dieſe Höhe über dem Meeresboden heraufarbeitet? Wir machten während der kommenden Nacht die

bitterſten und gleichzeitig beißendſten Erfahrungen, und als wir am nächſten Morgen beim Frühſtückstiſch zuſammentrafen, da ſchüttelte einer unſerer Kollegen ſein Haupt und bemerkte in bitterem Tone: „Ich möchte doch wiſſen, wie dieſe ſechsfüßigen kleinen Ungeheuer über Stock und Stein da auf Berge von 9000 Fuß heraufklettern können!“

Zeitig machten wir uns auf den Weg nach dem Saratoga des Weſtens, nach Idaho Springs, das mit dem großen nordiſchen Territorium nichts gemein hat, als den Namen, und, ſechs Meilen von Central City entfernt, am Südarm des Clear Creek gelegen iſt. Man könnte ebenſo gut ſtatt Südarm „Siedarm“ ſagen, denn das Waſſer iſt heiß und enthält viel Soda. Dadurch entſtand das Bad Idaho Springs.

Hydrauliſches Miniren.

Die ſechs Meilen Weges dahin ſind indeſſen nicht beſonders einladend. Es iſt eben nicht gleichgültig, eine Stunde lang auf ebenem Boden fürbaß zu ſchreiten, oder dieſelbe Zeit zum Auf- und Abklettern ſteilſter Berghänge zu verwenden. Der Weg nach Idaho geht über einen gar gewaltigen Berg, zuerſt drei Meilen hinauf und dann wieder drei Meilen hinunter in eine tiefe Schlucht. Der Berg heißt „Bellevue Mountain“ und die Schlucht „Virginia Canon,“ erſterer iſt deshalb berühmt, weil Jemand, der feſte Hoſen anhat, ſich oben bloß niederzuſetzen braucht, um von ſelbſt hinunter zu rutſchen. „Es führt kein anderer Weg nach Küßnacht!“

Im Goldlande: Gold-Waſchen.

Bergauf ging es freilich langſam, aber es ging. Wir brachen uns Aeſte von den Bäumen, die uns als Stützen dienten, und ſo marſchirten wir unſerem Cicerone, dem wackeren Kapitän Berthoud nach, der uns durch das kleine Minenſtädtchen Nevada mitten in's Gebirge hinein führte. Den ganzen Weg entlang und über das ganze Terrain verbreitet, ſahen wir „Proſpekt holes“, d. h. Löcher, in den Boden gegraben, um goldhaltige Schichten zu entdecken. Welche Arbeit wurde an dieſen Myriaden von Löchern nutzlos verſchwendet! Und wie gut wäre die Arbeit denen zu

ſtatten gekommen, die, den Prairieboden brechend, nutzloſes Land in fruchtbringende Felder verwandeln! Da hätten auch die „Proſpekters“ wahres Gold gefunden, anſtatt ſo mühſam und fruchtlos nach zweifelhaften Schätzen zu graben!

Von hier oben erſcheint uns Central City wie eine Stadt, deren Häuſer von Titanen einſt den Berg hinunter und in das Thal gekollert wurden. Mitten durch dieſen Häuſerhaufen brach ſich der Fluß ſeinen Weg und zu den Seiten liegen nun die Häuschen übereinander. Uns zur Linken, auf der Kuppe eines Berges, ſahen wir eine Farm mit ausgedehnten, gut bebauten Feldern, auf denen ſchwerer Weizen ſtand. Und dies hier, in der Höhe von über 9000 Fuß, nahezu ſo hoch, wie der höchſte Punkt in den Pyrenäen!

Die Vegetation in den Felſengebirgen iſt wunderbar. Während die Waldgrenze in Europa 4000, höchſtens 6000 Fuß erreicht, findet man hier noch auf 11—12000 Fuß Höhe Pinien und andere Bäume.

Auf der Höhe des Bergpaſſes angelangt, bogen wir rechts ab, um vom Gipfel des „Bellevue Mountain“ eine der ſchönſten Fernſichten zu genießen. Sie zeigt all' die Lieblichkeit der Alpenſeen, der tiefen Thäler mit den ſilbernen Flußläufen darin und den grünen Halden zu den Seiten; aber es fehlt ihr die Großartigkeit der ſchneebedeckten Bergrieſen, welche wir Tags vorher vom James Peak aus ſo wunderbar empfanden. Die Wolken hatten ſich geſenkt, und wenn der Längſte von uns die Hand ausſtreckte, ſo waren ſeine Finger beinahe in den Wolken verſchwunden. Ich ſage „beinahe,“ und „beinahe“ ſagt mitunter viel.

Eine kleine Verirrung im Walde, welche uns bald Unheil gebracht hätte, abgerechnet, gelangten wir glücklich zu der großen, weiten Felsſchlucht, dem „Virginia Canon,“ an deſſen Mündung Idaho liegen ſollte. Uns gegenüber erhob ſich ein gewaltiger, ganz mit dunklen Pinien bedeckter Berg, der „Old-Chief,“ welcher im Verein mit zwei anderen Bergen, der „Squaw“ und dem „Papooſe“ das Thal von Idaho umſchließt. Der alte Indianer war entſchieden ſchöner, als ſeine Frau. Sein Gipfel, — oder, wenn man will, ſein Scalp, — war von der Sonne beſchienen, und die dunklen Schatten, welche er in das Thal drunten warf, im Verein mit der umliegenden Scenerie, boten eines der reizendſten Alpenbilder, das ich jemals geſehen. An ſeinem Fuße liegt das Saratoga des Weſtens, das wir jetzt ſehen ſollten. Darum raſch hinunter, aber — die Hoſen in Acht! Zur Linken des engen, nur für einen Wagen oder einen dicken Menſchen berechneten Fahrweges himmelan ſtrebende, überhängende Felswände, — zur Rechten ein viele Hundert Fuß tiefer Abgrund! Eine wahre Via mala. Die Diſtance hinunter iſt drei Meilen, die Neigung an manchen Stellen vierzig Grade.

In der Mitte des Wegs, nachdem unſre Füße beinahe zu Stelzen ſteif geworden waren, hörten wir von oben herab das Brauſen eines im Trab einherſauſenden

Wagens. Eine Staubwolke entzieht uns das Wahre. Aus der Staubwolke heraus kam Getöse, Schreien und Peitſchengeknall; ſie raſte an uns vorüber und plötzlich, wie ſie gekommen, war ſie verſchwunden, ehe wir uns noch den Staub aus den Augen wiſchen konnten. Capt. Berthoud lachte. „Das iſt ja nur die Poſtkutſche nach Idaho!“ meinte er und erzählte, daß die kühnen Lenker dieſer Vier- und Sechs-Geſpanne den Abhang des Virginia Canons ſtets als willkommene Gelegenheit benützen, um ihre Fertigkeit im Fahren zu zeigen. Es iſt eine vollkommene Illuſtration zu Dante's Höllenfahrt. Der Weg windet ſich um Felswände in kurzen Bogen herum, er iſt ſo eng und gegen die Schlucht zu ſo abſchüſſig, daß ſelbſt kühnere Herzen höher ſchlagen, wenn ſie auf dieſem Vehikel ſitzen und mit Händen und Füßen die Sitzlehnen umklammern. Aber die amerikaniſchen Kutſcher, beſonders die in den Gebirgs-Regionen hier, ſind berühmt wegen ihrer Fertigkeit im Roſſe-Lenken, nur ſelten geſchieht ein Unglück.

Endlich war die Ausmündung des Canons in das Thal des Clear Creek erreicht, und Idaho lag zu unſren Füßen, ein hübſches, von hohen Bergen ganz umſchloſſenes Städtchen. „Beebee's Hôtel,“ ein einfacher, alter Bau von zwei Stockwerken Höhe wurde zum Hauptquartier für unſre Geſellſchaft gewählt, und wir hatten dieſe Wahl in keiner Weiſe zu bereuen.

Das Bad Idaho beſteht noch nicht, es wird erſt werden. Den Indianer-Horden und den Trappern iſt es wohlbekannt. Die heißen Quellen liegen einige Steinwürfe weit von „Beebee's Hôtel“. Zwei Badehäuſer mit großen Schwimmbaſſins umſchließen die beiden Quellen. Wir wählen das größere, „Montagne's Swimming Baths“, und tragen unſere Namen in das aufliegende Fremdenbuch ein. Gar große Namen aus den verſchiedenſten Ländern ſind bereits darin zu finden: ruſſiſche Generale, deutſche Profeſſoren, Holländer und Engliſhmen, franzöſiſche Grafen und ſpaniſche Herzöge, — ein Zeichen, daß die Idaho Springs doch ſchon ein internationales Bad ſind und ſich auch auch im Auslande einiger Reputation erfreuen.

Das Waſſer im Baſſin iſt gelb-grün, milchig und etwa 100 bis 120° warm. Turnapparate u. dergl. ſtehen umher, ſo daß Männlein und Weiblein, die hier zutraulich zuſammen baden, wie in den Seebädern, ſich recht nach Herzensluſt austoben können. Was ſind alle ruſſiſchen Bäder, das Plätſchern am Meeresſtrande, die Bains chinois, und alle türkiſchen Schwitzer, verglichen mit dem Genuſſe eines warmen Soda-Bades in der freien Natur, und beſonders für Diejenigen, die unklug genug ſind, Rheumatismus zu haben?

Ja, Idaho mit ſeinen Bädern, ſeiner reizenden Lage, ſeiner geſunden, friſchen Alpenluft, mit ſeiner prächtigen Umgebung: Georgetown, Chicago-See ꝛc., — Idaho iſt noch nicht bekannt genug! Laßt nur erſt die kokette Prinzeſſin „Faſhion“ hier einziehen, und Ihr ſollt ſehen, wie auf den kahlen Bergwänden Villa um Villa entſteht,

wie die kieſigen Fahrwege mit Equipagen und Cabriolets überfüllt ſein werden, wie ſich die „Congreß Hall“ und „Grand Union“ Hôtels Pilzen gleich in dieſen Bergregionen erheben werden! Und ſo lange man Alpenluft nicht comprimiren und in Blechbüchſen wohl verpackt, wie Rindfleiſch nach New-York ſpediren kann, man alſo ſelber kommen muß, um daran zu riechen und ein paar Naſen voll pro Tag zu nehmen: ſo wahr wird auch in zehn Jahren Idaho zu einem bevorzugten Bade angewachſen ſein.

Am Tage unſerer Abreiſe galt unſer letzter Beſuch den Goldwäſchern im Thale. Wir verſuchten es ſelbſt, und ſiehe: ich hatte binnen einer halben Stunde in dem bereits ein Mal ausgebeuteten Sande Goldkörnchen im Werthe von 75 Cents gefunden! Iſt das nicht verlockend genug, um die Feder aus der Hand zu legen und den Spaten zu ergreifen? Aber meine Vorſchläge und Statutenentwürfe zu einer „International Travellers Gold Mining Co.“ fanden zu meinem Leidweſen bei meinen Collegen nicht den rechten Anklang, und ſo machten wir uns, ohne eine Gründung zu hinterlaſſen, auf den Rückweg nach Denver.

Dieſelbe Kutſche, die damals im Virginia Canon an uns vorbeigeſauſt, nahm uns jetzt auf, um uns nach der nächſten Eiſenbahnſtation zu bringen. Beim Beſteigen des Wagens machte ſich bei unſerem Profeſſor ein leiſes Zittern in den Gliedern bemerkbar, das wir dem Zipperlein zuſchrieben. Aber als die wilde Jagd über Stock und Stein endlich losging, und wir ſämmtliche Lehnen und Griffe krampfhaft in Beſchlag nahmen, — da wußten wir Alle, was das Zittern bedeutete.

Die Rückfahrt durch den Clear Creek Canon war gleich intereſſant. Wir hatten dieſes Mal auf einem mit Golderz im Werthe von 50,000 Dollars gefüllten offenen, Laſtwagen Platz genommen, ſo daß uns nichts die prachtvolle Ausſicht auf die Wände des Canons und die großartige Berglandſchaft hemmte. Zudem war die Locomotive losgekuppelt worden und der ganze, ſchwerbeladene Zug fuhr, vermöge des enormen Falles, die zwölf Meilen weite Strecke von ſelbſt hinab. Gewiß des Intereſſanten genug!

5. Boulder Canon.

Der Touriſt kann die Felſengebirge gegenwärtig noch in ihrer Friſche und Natur genießen. Wohl ſind die Denver zunächſt gelegenen Theile von Pfaden und Eiſenbahnen durchzogen und mit Hôtels und Mineurhütten bedeckt, allein weiter hinaus, in den weſtlich des erſten Gebirgszuges gelegenen Parks, im Eates- und Middle Park, da findet man noch die reinſte Natur, ſo jungfräulich und ſchön, wie ſie es vor Tauſenden von Jahren war. Hier fand man bis vor wenigen Jahren weder Hôtel noch Hütte; keine Führer erbieten ſich, des Touriſten Fuß in hemmende Feſſeln zu legen, um ihn mit dorthin

Digitized by Google

Der Berg des heiligen Kreuzes.

Digitized by Google

zu führen, wo ihm reiche Ernte winkt. Kein „Handbuch", kein „Guide book" drängen ihm auf jeder Seite grelle Annoncen auf. — Alle dieſe Mißſtände, welche dem Touriſten ſonſt in Amerika wie in der Schweiz begegnen, ſind hier noch nicht zu finden. Für einen Beſuch der Felſengebirge muß man ſich in Denver ſelbſt „outfitten" d. h. ausrüſten. Zelte, Kochgeſchirre und Jagd-Geräthſchaften ſind um billigen Preis zu haben, ebenſo wie ein führender Alpenjäger oder Trapper, deren es nicht wenige giebt.

Wir waren ſo glücklich „Oregon Bill", einen berühmten Trapper und Büffeljäger für unſere Reiſe zu gewinnen, und unter ſeiner Leitung brachen wir nach den herrlichen Gebirgen auf. Zahlreiche Thäler und bewäſſerte Schluchten, hier mit den ſpaniſchen Namen Cañons bezeichnet, öffnen ſich gegen die Ebene zu, und geſtatten das Vordringen in jene Parks und auf jene Höhen, von welchen aus die Waſſer kommen, die ſie durchfließen. Jeder einzelne dieſer Cañons iſt ein wahres Naturwunder, nicht ſo breit und großartig wie das Rhonethal oder Engadin, aber ebenſo wild und furchtbar wie die Taminaſchlucht oder die Via Mala. Sie alle werden Sommer und Winter hindurch von den Schnee- und Eis-Reſervoiren der höheren Regionen geſpeiſt und ergießen ihre Waſſermaſſen in den South Platte und den Miſſouriſtrom. Der bedeutendſte dieſer Felſendurchbrüche liegt etwas nordweſtlich von Denver, durch ihn beſchloſſen wir in die Gebirge vorzudringen. Er iſt für Colorado das, was das weltberühmte Yoſemitethal für Californien iſt. Beide ſpotten der Kraft der Feder und des Pinſels. An der Mündung des ſo richtig Boulder Cañon, d. i. Trümmerſchlucht bezeichneten Durchbruches liegt Boulder City, ein kleines Städtchen von etwa zweitauſend Einwohnern, deren Haupterwerb die Verarbeitung der Gold- und Silber-Erze, ſowie die Verſorgung der höher gelegenen Mineurſtädte mit Lebensmitteln und Hausgeräthſchaften bildet. An irdiſchen Schätzen ſind die Boulderiten gerade nicht beſonders reich, — ob ihnen die friſche Gebirgsluft, das vorzügliche kalte Trinkwaſſer und die herrliche umliegende Scenerie genügenden Erſatz bietet, kann ſchwer geſagt werden.

Unmittelbar hinter dem Städtchen beginnt die Schlucht, durch welche der „Boulder Creek" oder „Trümmerbach" fließt. Aber das Wort „fließen" iſt ſchlecht gewählt für dieſen wahrhaft alpinen Bergſtrom, deſſen ſchäumende Waſſermaſſen von Fels zu Fels herabſtürzen, ſich durch enge Durchläſſe winden und im ewigen, wüthenden Kampfe mit dem harten Urgeſtein ſtehen, das ihnen bei jeder Wendung trotzig und feſt die Stirne bietet. Seinem Bett entlang führt ein vortrefflicher Fahrweg, auf welchem vierſpännige Poſtwagen die Verbindung mit den Minenſtädten Caribou und Rollinsville herſtellten. Allein wir zogen es vor, den über zwanzig Meilen langen Weg in dem Cañon zu Fuß zurückzulegen. Es war früher Morgen, und die düſteren himmelanſtrebenden Felsſpitzen zu beiden Seiten waren mit hellem goldenen Sonnenlichte über-

goſſen, das vom Oſten her über die tauſendmeilige Prairie herübergeſtrahlt kam. Viele Meilen windet ſich der Weg in ſanfter Steigung, aber deſto ſchärferen Krümmungen längs des wilden Stromes, ihn hie und da auf primitiven, roh gezimmerten Brücken überſetzend. Jede Wendung eröffnet uns neue Bilder, die an Wildheit und Romantik mit den ſchönſten Alpenlandſchaften wetteifern können. Ueber uns ſcheinen die Felsthürme den Himmel zu durchbohren, — unter uns tobt und kocht und ſprudelt der waſſerreiche Strom von Fels zu Fels, über hohe Bergabſtürze hinunter in tiefe Höhlen, welche im Laufe der Jahrtauſende entſtanden. Mächtige Tannen- und Fichtenſtämme, entäſtet und zerbrochen, liegen quer über dem Strom, ſprechende Zeichen von der furchtbaren Gewalt der Elemente.

Zwölf Meilen waren wir ſo in dieſem tiefen Felſenthale emporgeſchritten, und nun nahe der Stelle, wo ſich der nördliche Arm des Boulder Creek in den Hauptſtrom ergießt. Nicht ſanft und ruhig, ſondern in einem hohen, ſchäumenden Fall, deſſen Getöſe wir ſchon ſeit langem vernommen. Von dieſem Waſſerfalle aus ſteigt die Schlucht ſteil empor, und je höher wir kamen, deſto häufiger genoſſen wir Ausblicke auf die weiten im Innern der Gebirge liegenden landſchaftlichen Schönheiten.

Hie und da, auf den höchſten Höhen konnten wir die ſchlanken Formen der Bergziegen unterſcheiden. Außerhalb des Bereiches von Büchſe und Jäger, ſtanden ſie ruhig auf den unnahbarſten Felſenſpitzen und blickten verwundert auf uns Touriſten herab, die ſich in ihr Revier gewagt hatten. Aber wir waren als Fremde gekommen, wenn es uns auch nach dem ermüdenden Marſche gar ſehr nach ihrem Fleiſche gelüſtete, wir ließen ſie unbehelligt.

Bald nachdem wir den North-Boulder-Waſſerfall verlaſſen hatten, ſahen wir ſchon die erſten Gebäude der kleinen Minenſtadt Middle Boulder. Wir waren nun im Herzen eines der reichſten Silber-Diſtricte Colorados. Es iſt bekannt, daß die Felſengebirge Colorados, nach jenen Kaliforniens und Nevadas, die reichſten Gold- und Silberminen enthalten. Hier kann man in der That von goldenen und ſilbernen Bergen ſprechen, denn die Gebäude und Stampfmühlen von Middle Boulder und dem nahebei liegenden Caribou ſind aus Silbererz auf ſilbernem Boden gebaut. Die ganze weite Gegend — etwa 10,000 Fuß über dem Meeresſpiegel gelegen, iſt von Mineuren bevölkert, und die Anhöhe von Caribou erſchien uns wie ein koloſſaler Ameiſenberg, deſſen Inneres von menſchlichen Ameiſen durchwühlt wurde. Von der Spitze des Caribouberges genoſſen wir eine wundervolle Ausſicht, einerſeits auf die endloſen Prairien, die ſich im Oſten vom Fuß des Gebirges gegen den Miſſouri zu erſtrecken, andererſeits auf die Spitzen und Parks der Felſengebirge. Unmittelbar vor uns erhob ſich der über 13,500 Fuß hohe ſchneebedeckte Arrapahoe Peak. Das Oertchen Caribou zu unſern Füßen entſtand im Jahre 1867, zu der Zeit, als die Mineure die minderreichen Adern dieſes Erzgebietes entdeckten. Wohl wußte man ſchon früher von dem

Silberreichthum dieſer Gegend, allein was war den verwöhnten Pionieren Colorados zu jener Zeit am Silber gelegen, wo ſie doch Gold in hellen Haufen erlangen konnten. Sie ließen das weißglänzende Metall am Wege liegen und zogen dorthin, wo gelbes, ſchweres Gold zu finden war. Erſt die ſpäteren Ankömmlinge, welche alle Golddiſtricte bereits von heißhungrigen, wilden Genoſſen beſetzt fanden, begnügten ſich mit den ſilbernen Bergen von Caribou. Gewiß nur zu ihrem Vortheile, denn Millionen wurden bisher gewonnen, und Millionen mögen noch in den Tiefen der Erde verborgen ſein.

Der Boulder Cañon.

Der Ort Caribou beſtand aus einigen Mühlen, Boarding-Häuſern und Kaufläden, zuſammengepfercht auf engem Raume. Es iſt ja auch keine Heimath, keine ſtändige Anſiedlung, wo ſich Familien für Generationen dauernd befinden werden. Es iſt kein Vergnügungsort, wo der Reiche ſich mit ſeiner Familie ein Sommerhäuschen erbauen würde. Es iſt ja bloß eine vorübergehende Herberge für die habſüchtigen Geſellen, die den weiten Weg aus allen Theilen der Welt hieher kommen, um ein paar harte

Dollars zu verdienen und wieder weiter zu ziehen. Niemandem fällt es ein, ſich hier oben, 10,000 Fuß im Gebirge drinn, eine feſte Heimath zu gründen. Wozu auch? Hier iſt kein Weib, keine Schöne, die er zur Frau nehmen könnte, keine Kirche, kein Vergnügungslokal. Es iſt nur Arbeit, ſchwere fieberhafte Arbeit in den Eingeweiden der Erde. — Dafür winkt klingender Lohn.

Ihn zu gewinnen, iſt ihre Aufgabe; ſie bringen die Schätze aus den Tiefen. Eine Erzmühle iſt nahebei, welche das Erz in marktfähiges, reines Silber verwandelt. Es wird den ſchönen Boulder Cañon hinab auf den Markt nach Denver geführt und für theures Geld verkauft.

Wenige Meilen von hier gegen Norden erhebt ſich ein ſonderbar geformter Felſen, „Zuckerhut-Berg" genannt, und hinter dieſem Berge breitet ſich eine andere Erzregion, jene von Gold Hill aus. Wie es ſchon der Name beſagt, iſt es hier Gold, welches von den Mineuren dem harten Fels abgerungen wird und zwar in Maſſen, die dem Fremden unglaublich erſcheinen würden, wenn er ſie nicht ſelbſt vor Augen ſähe. Es iſt das Dorado, das Paradies für Jene, denen das gelbe, tückiſche Metall höher ſteht, als alles Andere, höher als das häusliche Glück, als ein ruhiges, zufriedenes Leben. —

6. Georgetown und der Grays Peak.

Es iſt eine eigene, abſonderliche Menſchenklaſſe, die ſich hier oben, zweitauſend Meilen von den Metropolen Amerikas entfernt, mehrere tauſend Fuß über die höchſten Anſiedlungen der Civiliſation erhoben, in den Minen-Bezirken anſammelt; ſie bildet eine eigene Welt für ſich, eine eigene Welt umſchließt und trennt ſie von dem großen Amerika der Induſtrie und des Handels. Woher die Leute kommen? Niemandem fällt es ein, ſie darnach zu fragen! Warum ſie kamen? Was hat ſie veranlaßt, ihre Heimath und Familie aufzugeben und hierher zu kommen, wo Heimath und Familie unbekannte Begriffe ſind? Wen kümmert es! —

Natürlich! Nur des Goldes wegen waren ſie gekommen. Reich wollten ſie werden, vielleicht auch wieder werden dieſe Abenteurer, darunter viele ehemalige Offiziere, ſtädtiſche Dandies, Taugenichtſe und Kavaliere mit europäiſchen Titeln. Und als ſie kamen, aber die Goldfelder bereits in feſten Händen fanden, alſo nicht mehr auf eigene Rechnung ihre Minen graben und Schätze heben konnten, da wurden ſie Arbeiter, Tagelöhner.

Wohl verdienen ſie reichlich Geld, aber wie gewonnen, ſo iſt es auch raſch zerronnen in den täglichen Ausgaben für des Leibes Nothdurft, die ſich da oben, auf den ſchneeumkränzten Gipfeln der Felſengebirge gar hoch ſtellen. Die Träume von den zu Tage geförderten Millionen ſchwinden, Enttäuſchung und Noth kommen, mit einem

Worte, die nackte Wirklichkeit tritt an ihre Stelle. Dieſe ſchweren Prüfungen drücken gar manchen der rauhen, verwitterten Burſchen darnieder. Viele ſind Menſchenfeinde. Sie ertränken ihren Gram im Whiskey und kommen niemals wieder aus den Minen-Gegenden heraus, die ſie einſtens hoffnungsvoll und freudig betreten hatten. — Es gehört gewaltige Kraft dazu, den Stürmen des Lebens, die ſich in den Silber- und Goldregionen viel mächtiger und bewegter geſtalten, wie drunten in den Städten, Trotz zu bieten. Nur der ſpekulative, unternehmende Yankee pflegt hier fortzukommen. Mißlingt das eine Geſchäft, ſo kommt das andere an die Reihe. Er tanzt von einer Unternehmung in die andere, arbeitet mit dem Kopfe ſtatt mit den Händen, und bleibt endlich bei Dem ſtehen, wo ſich ihm am meiſten Ausſicht auf Erfolg bietet.

Der gerade Gegenſatz von ihm iſt der engliſche Auswanderer aus den Grafſchaften Cornwall und Devonſhire. Als der Sohn eines Mineurs wurde er geboren; als Knabe ſchon arbeitete er in den ungeheuren Zinn- und Kupferbergwerken jenes ſagenreichen Landes, in welchem einſt König Arthur regiert, und von wo ſchon die Römer ſich ihren Bedarf an Metall geholt. Als Jüngling hörte er von den unglaublichen Reichthümern Colorados und Nevadas, wo ſchon Tauſende ſeiner Landsleute reich geworden. Warum ſollte er, der junge, kräftige Cornwalliſer nach Zinn graben, wenn ihm jenſeits des Oceans in denſelben Tiefen der Erde das helle Gold winkt? Und ſo zieht er hinüber nach den Felſengebirgen. Er war Mineur von Jugend auf; mit offenen Armen empfangen ihn die Minen-Beſitzer und geben ihm reichliche Arbeit mit ebenſo reichen Verdienſt. Er iſt als Arbeiter berühmt. Die Cornwalliſer ſind die geſuchteſten und beſten Mineure der Welt. Dazu ſind ſie ſparſam und mäßig, und was ſich der Yankee durch Geſchäftsgeiſt und Unternehmungsluſt erwirbt, das thut der erſtere durch ſeiner Hände Arbeit.

In den Diſtricten oben herrſcht eine ganz eigene Sprache „Miners Slang" genannt. Wir verſtanden nur wenig davon. Bei Tiſche, in den Reiſewagen, in den Hôtels und Schenken, überall iſt von Lodes, Proſpecters und Goldadern die Rede, es werden Ausdrücke und Namen gebraucht, von denen man im Thale drunten nichts hört. Und dazu herrſcht ein Leben, ein Rennen und Gehen, das man am beſten mit dem Leben in einem Bienenſtocke vergleichen könnte. — Der Ertrag der Minen von Colorado ſteht auch vollkommen im Einklange mit dieſer Thätigkeit, denn heute übertrifft derſelbe jenen aller anderen Staaten Nordamerikas, und hat beinahe jenen des ſilberreichſten Landes der Welt, nämlich Mexicos erreicht. Die Silberproduction des letzteren belief ſich nämlich in den letzten Jahren auf etwa 20 Millionen Dollars jährlich, während Colorado 1880 nicht weniger als 17 Millionen producirte, und dadurch ſogar das ſilberreiche Nevada ſchlug, das mit jährlich 12½ Millionen Silber Colorado zunächſt ſteht. In dritter Linie kommt Utah mit nahezu 5 Millionen Silber,

dann Montana mit 3, und Arizona mit 2½ Millionen. Die Geſammt-Produktion der Ver. Staaten beläuft ſich jährlich auf ca. 40 Millionen Silber, von welchen Colorado allein ein Drittel liefert. Es iſt dies hauptſächlich der Entdeckung und Aufſchließung der neuen Silberdiſtrikte von San Juan und Leadville in Süd-Colorado zuzuſchreiben, von welchen ſpäter die Rede ſein wird.

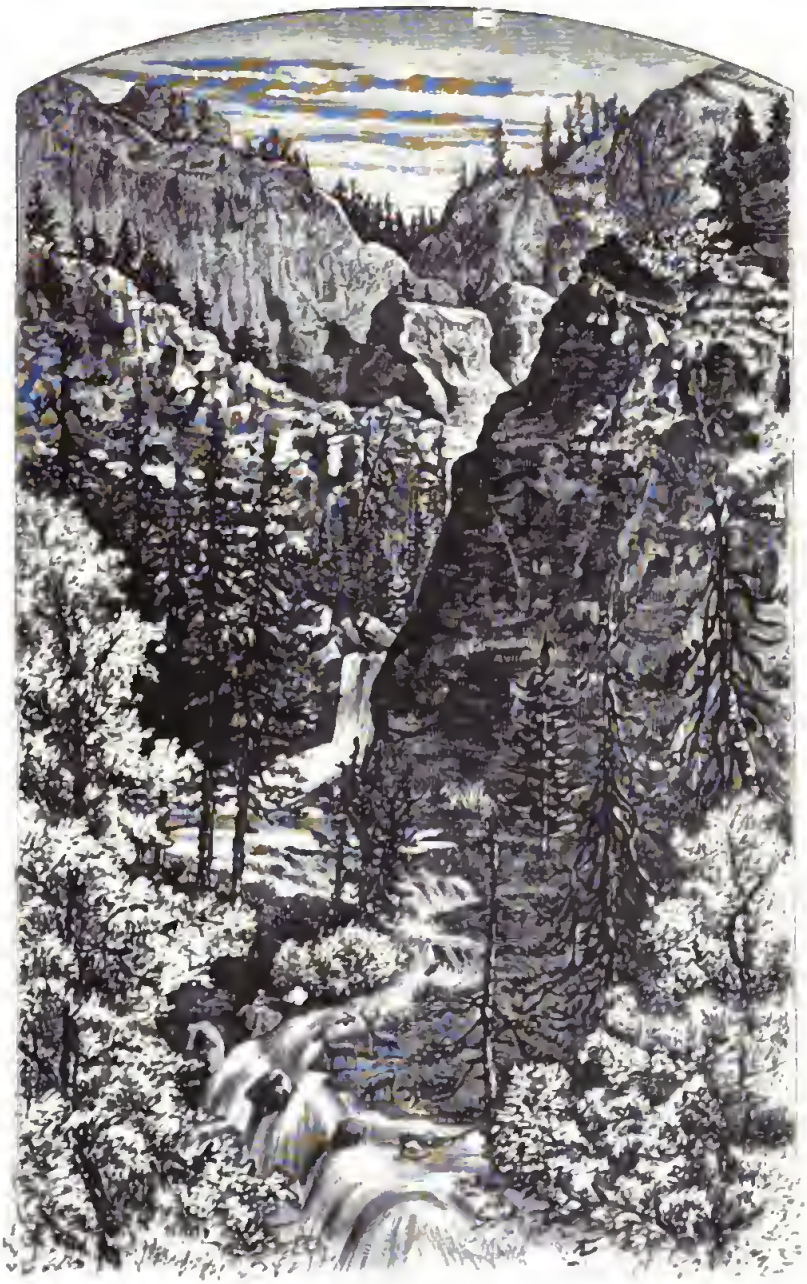
In Bezug auf die Goldproduktion, welche in den Verein. Staaten jährlich 33 Millionen erreicht, ſteht das altberühmte Goldland Californien mit über 17 Millionen Dollars noch immer obenan. Ihm zunächſt kommt Nevada mit 5 Millionen, dann Dakota mit 3½ Millionen. Colorado kommt mit 2⅞ Millionen erſt in vierter Linie. Auch Idaho, Montana und Oregon produziren jährlich je über eine Million Gold. Auf die Bevölkerung des Staates vertheilt, entfallen in Colorado jährlich nahezu 200 Dollars Gold und Silber pro Kopf, in Nevada ſogar 280 Dollars!

Wir hatten den Golddiſtrikt von Caribou und Goldhill durchforſcht und dabei manch' wundervolle Gebirgslandſchaft mit Wald und Flur, See und Bach gefunden; die herrlichſten Fernſichten auf die weißen Schneekuppen des Longs Peak und Grays Peak, auf die gelblich-grünen Prairien im Oſten, auf die herrlich-grünen Thäler zu unſeren Füßen gehabt. Aber wem gilt dies *hier* etwas? Wir ſprachen mit einigen Mineuren über die Schönheit der Umgegend. Erſtaunt horchten ſie auf. Sie wußten es nicht, obgleich ſie ſchon Jahre und Jahrzehnte hier lebten. Was kümmerte ſie das herrlichſte Grün, die ſchönſte Gebirgslandſchaft? Ihnen gilt als das Höchſte das eigentümlich gelbe, verwitterte Geſtein, das hie und da von den Bergen losbröckelt. Läge auch der Garten der Hesperiden nebenan, der Mineur wird auf dieſes Geſtein loseilen, hier zu graben beginnen, denn da iſt ja — Gold!

Der Weg von Middle Boulder nach dem ſüdlich gelegenen Georgetown führt über Bergpäſſe und durch Schluchten, in denen üppige Vegetation, gepaart mit wühlenden, rauſchenden Gewäſſern zu finden ſind. Drüben in den Bergen von Caribou war das landſchaftliche Bild zerſtört, die grünen Bergmatten zertreten und zerwühlt, das graue Erz zu Tage gebracht. Hier unten iſt die Natur noch unverletzt, denn es iſt kein erzhaltiger Boden hier. Aber nur zwanzig Meilen weit führt uns der Weg durch ſo liebliche Gegenden, nur unterbrochen von dem kleinen Städtchen Rollinsville, von dem ſich ein Weg über die Waſſerſcheide des großen Kontinents, über die Sierra Madre, nach dem berühmten Middle Park abzweigt. Außer ihm führte vor der Erbauung der Eiſenbahn nur noch ein Weg in dieſes Arkadien der Felſengebirge. Er läuft von Georgetown durch den Berthoudpaß, und dieſer Weg war es auch, den wir nachher benutzten, um in den Middlepark, ein ſchönes, ganz von ſchneeigen Gipfeln umſchloſſenes Hochplateau, zu dringen.

Der ungeheure Fortſchritt Amerikas, die ſchnelle Ausbreitung ſeiner Kommunikationsmittel, das ſofortige Ausbeuten ſeiner kaum entdeckten unerſchöpflichen Hilfsquellen

zeigt ſich am deutlichſten inmitten der Felſengebirge. Vor fünfzig Jahren waren

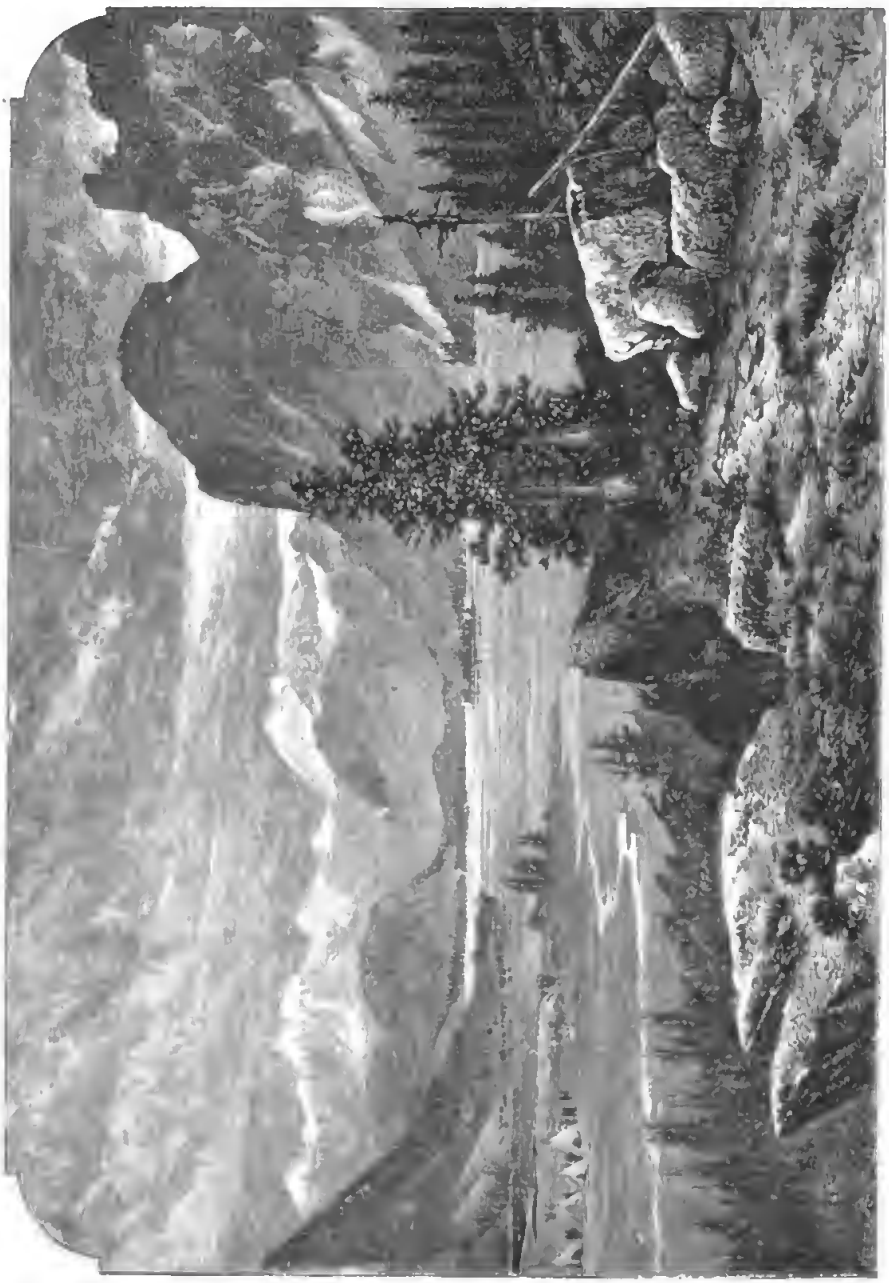


Der Boulder Cañon: Die Fälle.

ſie noch gänzlich unbekannt, und vor 1859 hatte noch keines Menſchen Fuß jene Gegenden betreten, welche wir eben durchzogen.

Digitized by Google

Heute ſind nicht allein dieſe Millionen Quadratmeilen Landes zu Füßen der Felſengebirge erforſcht und bevölkert, auch die letzteren ſelbſt ſind von Eiſen-



Gebirgslandſchaft bei Gold Hill.

bahnen und Fahrwegen durchzogen, wie ſie ſogar die Alpen nicht aufzuweiſen haben. Freilich ſind noch ganze Gebirgszüge unerforſcht und Tauſende von Gipfeln uner-

ſtiegen, allein dahin, wo man Wege und Bahnen braucht, in die Minen, hat man ſie auch.

Die Felſen-Gebirge wurden früher mit Unrecht als öde, kahle und aller Vegetation bare Erhebungen geſchildert. Wohl ſind die an der Union-Pacific-Eiſenbahn gelegenen Bergketten gelb, ſteinig und baumlos wie die Höhen von Horeb; aber ſüdlich von dieſem eiſernen Schienengürtel, in Colorado und Nevada, findet man die ſchönſten alpinen Bergketten, mit dunklem Baumwuchs, kryſtallenen Seen und ſchneeigen Gipfeln. — Hier wie in den Alpen, findet man heilende Mineralquellen, warme Bäder; ſo wie die Alpen ihr Pfäfers und Gaſtein, ſo haben die Felſengebirge ihr Idaho und Manitou und noch viele andere unerforſchte und unbenutzte Heilquellen, denen zweifellos eine große Zukunft bevorſteht.

Jetzt erfreuen ſich dieſe herrlichen Badeorte noch keiner Berühmtheit. Sie ſind kaum bekannt und noch reine Natur, ja es that uns förmlich wohl, in Idaho, dem bekannteſten Kurorte der Felſengebirge, noch keine Villen, keine Landhäuschen, keine Equipagen und Modedamen zu finden.

Von Idaho führte unſer Weg im Thale des Clear Creek aufwärts nach der Minenſtadt Georgetown, von wo aus wir die Beſteigung des amerikaniſchen Mont Blanc, des 14,300 Fuß hohen Grays Peak unternehmen wollten. In Anbetracht der bevorſtehenden Strapazen mietheten wir eine der zwiſchen Idaho und dem 12 Meilen entfernten Georgetown verkehrenden ſechsſpännigen Poſtkutſchen. An einem herrlichen Nachmittage unternahmen wir die Reiſe durch das Thal nach der im Herzen eines der reichſten Minendiſtrikte gelegenen Stadt.

Ein Alpenweg gehört nicht gerade zu den Annehmlichkeiten des Lebens, beſonders wenn man ihn auf dem Dache einer Kutſche im Trabe zurücklegen muß. Allein die Ausſicht ſowie die Erzählungen des Kutſchers entſchädigten uns reichlich. Der Wackere befand ſich ſeit der Entdeckung des Goldes in den Bergen; ein Geſelle von unerſchöpflichem Humor, gleich geübt in Anekdoten wie in Erzählungen, die das Blut des furchtſamen Reiſenden erſtarren machen konnten. Er kannte die Gegenden, welche wir durchfuhren, wie ſeine Taſche, und ſeine Plaudereien über die verſchiedenſten Objekte, von National-Ökonomie herab bis zu der Reparatur eines zerbrochenen Wagenrades zeugten von ſeiner Vielſeitigkeit. Seine Vergangenheit war bewegt. Er hatte in den Minen gegraben und an den Bächen Gold gewaſchen. Er war Beſitzer eines Kaufladens geweſen, hatte eine Zeitlang die Stelle eines Wegmeiſters verſehen, in ſeinen jüngeren Tagen als Lehrer die Kinder einer Dorfſchule unterrichtet. Ja er hatte ſich ſogar — und wie er ſagte, in der glücklichſten Periode ſeines Lebens — bis zum Redakteur eines im Erlöſchen begriffenen Provinzialblattes emporgeſchwungen. Seine Glücksgüter waren im Laufe ſeines Lebens geſtiegen und gefallen, aber trotz ſeiner reichen Erfahrung, hoffte er noch immer einſtens Millionär zu werden.

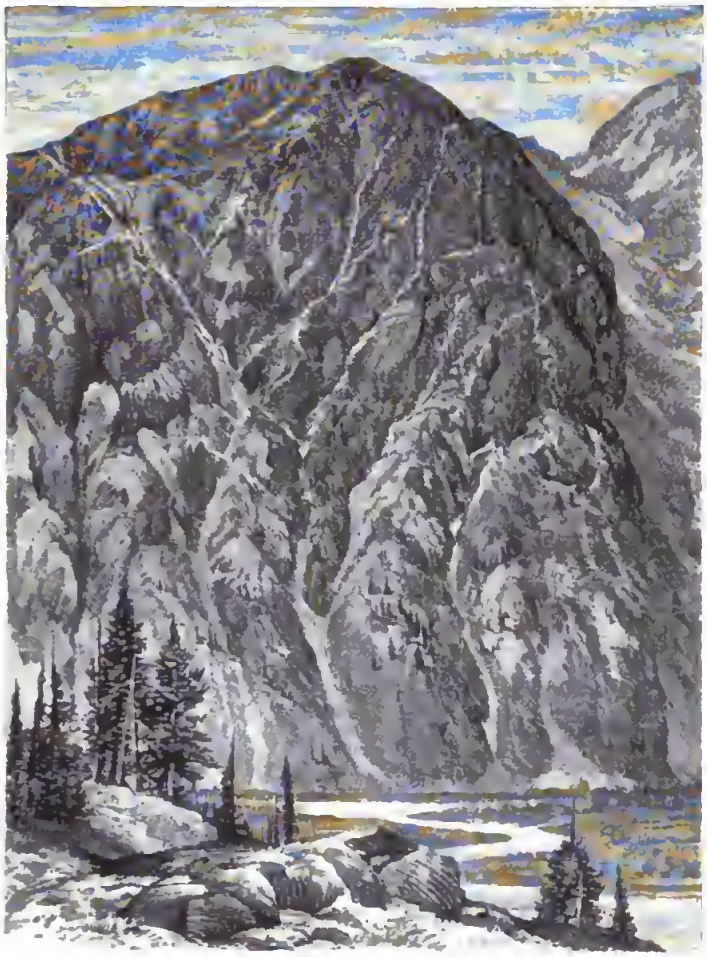
Dieſe „Stage-Driver," welche die Peitſche mit ſolcher Gewandtheit von ihrem hohen Sitze aus ſchwingen und das wilde Sechsgeſpann ſicher über Felſen und Abgründe lenken, ſind gewöhnlich überraſchende Beiſpiele des wechſelvollen amerikaniſchen Lebens. Wer kann es wiſſen, ob dieſes bronzefarbene, verwitterte Antlitz nicht einem unglücklichen, deutſchen Profeſſor angehört, der in einer Hochſchule der Wiſſenſchaft erzogen, nun auch die Hochſchule des Lebens durchzukoſten hat; oder ob er, als der Sohn eines Indianers geboren, ſein Lebelang in den Bergen geſeſſen und die Peitſche geführt? In der Regel ſind ſie Kosmopoliten, mit warmem Herzen und offenem Kopf unter ihrem rauhen Äußeren. In Regen und Schnee, Sturm und Wetter ſind ſie auf ihrem Poſten, freundlich und zuvorkommend gegen Diejenigen, die ſie verſtehen, oder ſtumm wie ein Fiſch gegen Strohköpfe. Der „Driver" iſt ein König auf ſeinem Sitz, unumſchränkter Gebieter in ſeinem beweglichen Reiche. Er kennt ſeine Pferde und ſeinen Weg, er unterwirft ſich Niemandem. Er iſt oft eine wahre Encyclopädie von Wiſſenswerthem, dabei mit Knigge ebenſo bekannt, wie mit Münchhauſen.

Wir folgten, an dem klaren, forellenreichen Bache dahinfahrend, mit Intereſſe ſeinen Erzählungen, bis die immer mehr hervortretende Wildheit der Szenerie und das bedenkliche Rütteln der Kutſche, unſere Aufmerkſamkeit ablenkte. Die viele Tauſend Fuß hohen Felswände nähern ſich hier bis auf wenige Schritte, und der Weg ſtreitet hier mit dem Bache, die enge Klauſe zu durchbrechen. Hoch oben, nahe dem Gipfel eines der Felſen, ſahen wir ein rieſengroßes Sphinx-Geſicht, von der Natur in den Stein gehauen. Der „Alte vom Berge"*) iſt ſein Name; mit ruhiger Majeſtät blickte er auf die Zwerglein herab, die zu ſeinen Füßen vorüberrollten. —

Hie und da ſieht man Beweiſe von des Menſchen unerſchöpflicher Gier nach den verborgenen Bergſchätzen. An beiden Felswänden, in Höhlen, wo nur der Adler hauſt, und wo es unmöglich ſcheint, ohne Beihülfe die Felſen zu erklimmen, da ſieht man Tunnels, Schachte und Hütten. Je mehr wir uns Georgetown nähern, je höher wir im Thale aufwärts ſteigen, deſto großartiger wird die Szenerie, deſto häufiger erlangen wir Ausblicke auf die nahen ſchneebedeckten Gipfel. Vor uns öffnet ſich eine Felſenpforte, in deren Hintergrund wir einen ungeheuren Bergkegel erblicken. An ſeinem Fuße liegt Georgetown, 8330 Fuß über dem Meeresſpiegel — alſo höher als die höchſte Anſiedlung in den Alpen. Es iſt ein unregelmäßig gebautes Städtchen von zwei- bis dreitauſend Einwohnern, eingeſchloſſen von Bergrieſen, die bis tief in den Sommer hinein mit Schnee bedeckt ſind. Kaum hat es in dem engen Thalſchlunde Platz, es muß ſich mit den Ufern des klaren Clear Creek begnügen, der hier vom Gebirgsſtocke des Grays Peak in mächtigen Strömen herabkommt, aber ſchon fängt es an, ſich die Anhöhen hinauf auszudehnen.

*) Old man of the Mountains.

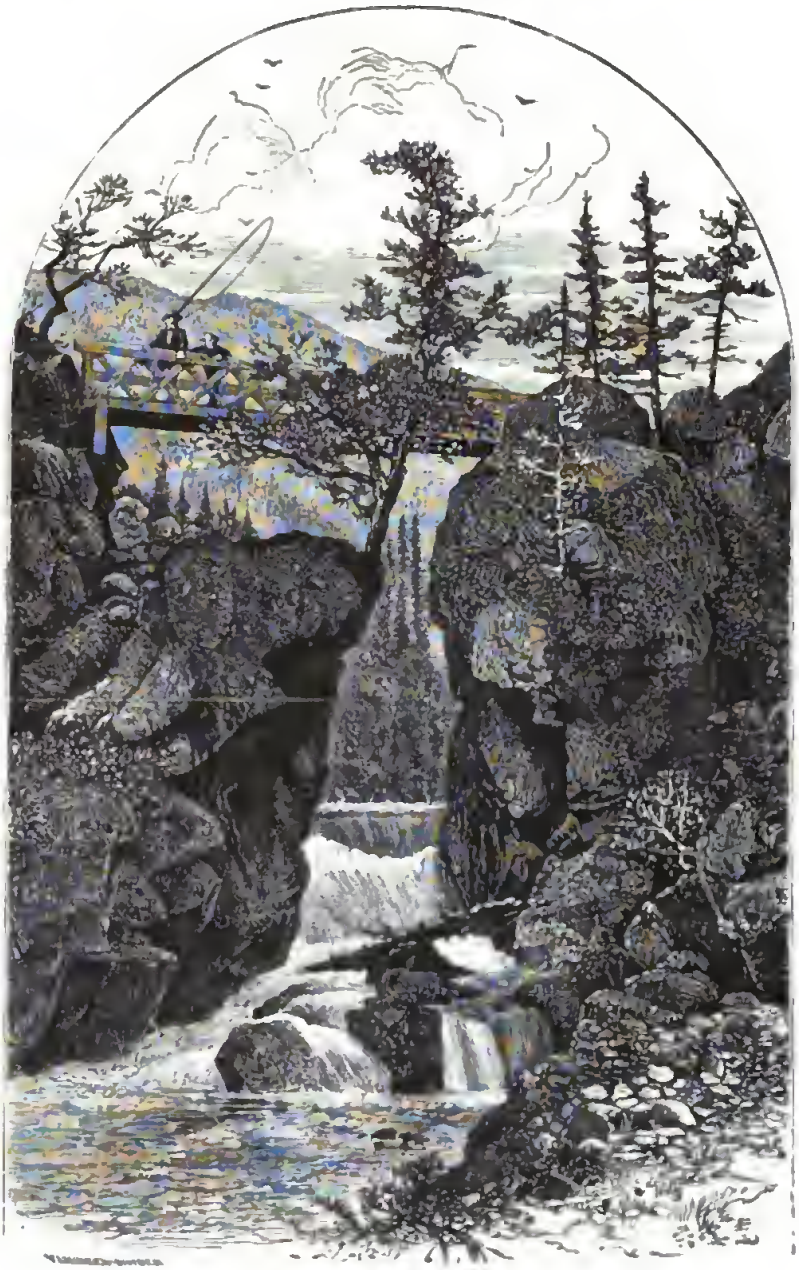
Wie die meiſten Städte in den Felſengebirgen, ſo wurde auch Georgetown durch die Mineninduſtrie 1862 ins Leben gerufen. Die nächſtliegenden Berge ſind wie aus ſilbernen Fäden geſponnen; der weſtlich gelegene grauer, nackter Felſen, der ſüdliche an ſeinem Gipfel mit dunklem Tannengehölz bedeckt. Ueberall ſieht man



In der Silber-Region: Bergpartie bei Rollinsville.

Schachthäuſer und Stampfmühlen, um das Erz zu verarbeiten. Silber iſt das Hauptprodukt, und davon wurden hier per Jahr allein über anderthalb Millionen Dollar gewonnen. Ueberall, in den Hôtels, in den Thorwegen der Geſchäftshäuſer, ja ſelbſt in den Straßen ſtolpern wir über koloſſale Trümmer von Silbererz. Wir ſehen es um die Schachthäuſer in rieſigen Haufen aufgethürmt und auf rohen Maulthierkarren

durch die Straßen fahren. Ueberall ſtehen habgierige und verwitterte Spekulanten



Felsparthie bei Georgetown.

umher, den Werth dieſer und jener Mine beſprechend, oder mit großen Lupen die Silberfäden in den Erzproben unterſuchend. Die wenigen und ſchlechten Hôtels ſind

ſtets mit Gäſten gefüllt, die Kaufläden gedrängt voll mit Ankömmlingen, die ſich mit Bergwerksgeräthſchaften verſehen wollen. Alle ſind Männer. Kein Greis, wenig Frauen, keine Kinder, denn in Colorado überhaupt entfallen durchſchnittlich auf zwei Einwohner männlichen, nur ein Einwohner weiblichen Geſchlechts, und in den Minenregionen ſteigert ſich dieſes Verhältniß wie 20 zu 1. Alles iſt im eifrigſten Geſchäft, und nur verhältnißmäßig ſelten ſieht man Touriſtengeſtalten langſam und verwundert durch die Straßen ziehen. Die Zahl der Minen, die ſich die Berglehnen hinauf, bis nahe an die Wolken erſtrecken, iſt Legion. Die bedeutendſte unter ihnen iſt die ſogenannte Terrible Mine.

Aber Georgetown iſt nicht nur der Wallfahrtsort aller Mineure, ſondern auch aller Touriſten, denn es liegt am Fuße eines bedeutenden Gebirgsſtockes der Rocky Mountains und gleichzeitig im Zentrum der herrlichſten Alpenlandſchaften. Greenlake, die beiden Chicagoſeen, der Argentine-Paß u. ſ. f. wurden beſucht, allein unſer Hauptausflug galt dem dominirenden Grays Peak, deſſen Gipfel hinter den Bergen im Süden, 13 Meilen von uns entfernt, verborgen lag.

Der Aufſtieg kann bequem in einem Tage ausgeführt werden. Auf Mauleſeln — hier mit dem ſpaniſchen Namen „Burros" bezeichnet, — gelangten wir ohne Anſtrengung bis an den Fuß des ſteilen Gebirgsſtockes. Nun aber begannen die Beſchwerden. Es giebt hier etwas, was die Trapper und Steinbockjäger einen Bergpfad nennen. Wir jedoch konnten auf den glatten, rothgrauen Felswänden nichts dergleichen wahrnehmen; nur der umſichtigen Leitung unſeres Führers und dem unglaublichen Geſchick der unſcheinbaren Burros, die uns trugen, verdankten wir es, daß wir glücklich auf dem erſten, tief mit Schnee bedeckten Plateau ankamen. Die beiden Gipfel des Grays Peak — Tauſende von Fuß über uns in die Wolken ragend, Tauſende von Fuß in die Tiefe abſtürzend, lagen vor uns. Es ſchienen uns ungeheure Monumente von zerbröckeltem Geſtein und Felstrümmern zu ſein, die ſteil von einer einzigen Baſis, umgeben von 14,000 Fuß hohen Felſen, emporſtreben. Scharf treten ſie in der ungemein klaren und dünnen Gebirgsluft hervor. Sie ſcheinen an ihrem Fuße kaum einen Büchſenſchuß weit von einander entfernt zu ſein, aber ſie ſind zum Mindeſten mehrere Meilen weit auseinander und nur ihre gemeinſchaftliche Vaterſchaft, ihre Aehnlichkeit in der Form, Farbe und Ausſicht, berechtigen ſie, den gleichen Namen zu tragen.

Saumpfade führen auf beide Gipfel. Der kleinere derſelben iſt ziemlich leicht zu erreichen, allein einſtimmig wurde der höhere als unſer Reiſeziel feſtgeſetzt.

Tiefe Schnee- und Eismaſſen lagen überall am Wege, und auf natürlichen, aus hart gefrornem Schnee gebildeten Brücken überſetzten wir tiefe Abgründe und Schluchten, ſtets in der größten Gefahr, auf den Felſen drunten zu zerſchellen. Eine Viertelmeile ging es nun über loſe, zerbröckelte Felsmaſſen, die einſt Titanen zum Spielball gedient

zu haben ſchienen. Jede Minute mußten wir halten und friſchen Athem ſchöpfen, denn die dünne Luft machte ein raſcheres Fortkommen ganz unmöglich. So lange wir im Steigen waren, und unſer vollſtes Augenmerk auf den gefahrvollen ſteinigen Weg lenken mußten, entging uns die Ausſicht. Erſt als wir etwa um Mittag auf dem Gipfel anlangten, und ſomit auf der zweithöchſten Erhebung der Felſengebirge ſtanden, konnten wir das wundervolle Panorama genießen, das ſich tief zu unſeren Füßen ausbreitete. Wenige Berge der Schweiz geſtatten einen ſo majeſtätiſchen Ausblick in die Ferne, ſolch' erhabene Combinationen von Höhe, Breite und Tiefe, ein ſolches Emporheben in die Gegenwart Gottes!

„Der Schaukelfels".

Nicht allein ein Theil der Felſengebirge Colorados, dieſes Rückgrates des amerikaniſchen Continents, lag zu unſeren Füßen, auch die Prairien konnten wir von unſerem Standpunkte aus überſehen. Selbſt die großen Peaks und Gebirgsſtöcke erſchienen uns wie Fleckchen unter den weißen Bergketten, die ſich über- und hintereinander ringsum erhoben. Wir ſahen den Middle-Park im Norden, den South-Park im Weſten, ungeheure Plateaus in der äußerſten Ferne, bekränzt von unendlichen Peaks, von ewigen Bergen, — die Mehrzahl weit über 13,000 Fuß hoch. Mount Lincoln, Capitol, Sopris Peak, Ute und Pikes Peak, und im Norden — Hunderte von Meilen entfernt, die weiße Kuppe des Longs Peak. Der Schnee hatte alle Spitzen gebleicht, viele bedeckt, er brachte dadurch ihre kühnen Contouren in noch größerer Majeſtät heraus. Und auch näher unſerem Standpunkte, zu unſeren Füßen, dieſelbe Großartigkeit der Natur. Hier ein Bild der Zerſtörung, als ob da Feuer und Waſſer ſeit Jahrhunderten gewüthet hätte. Traurige Flächen von rothen und grauen Felſen, Maſſen von Gehölz; Fleckchen von Grün, in den entfernteren Thälern drunten. Kleine Seen, entweder tiefdunkel im Schatten, oder von der Sonne glänzend beleuchtet. — Ueberall Natur in ihren Urformen.

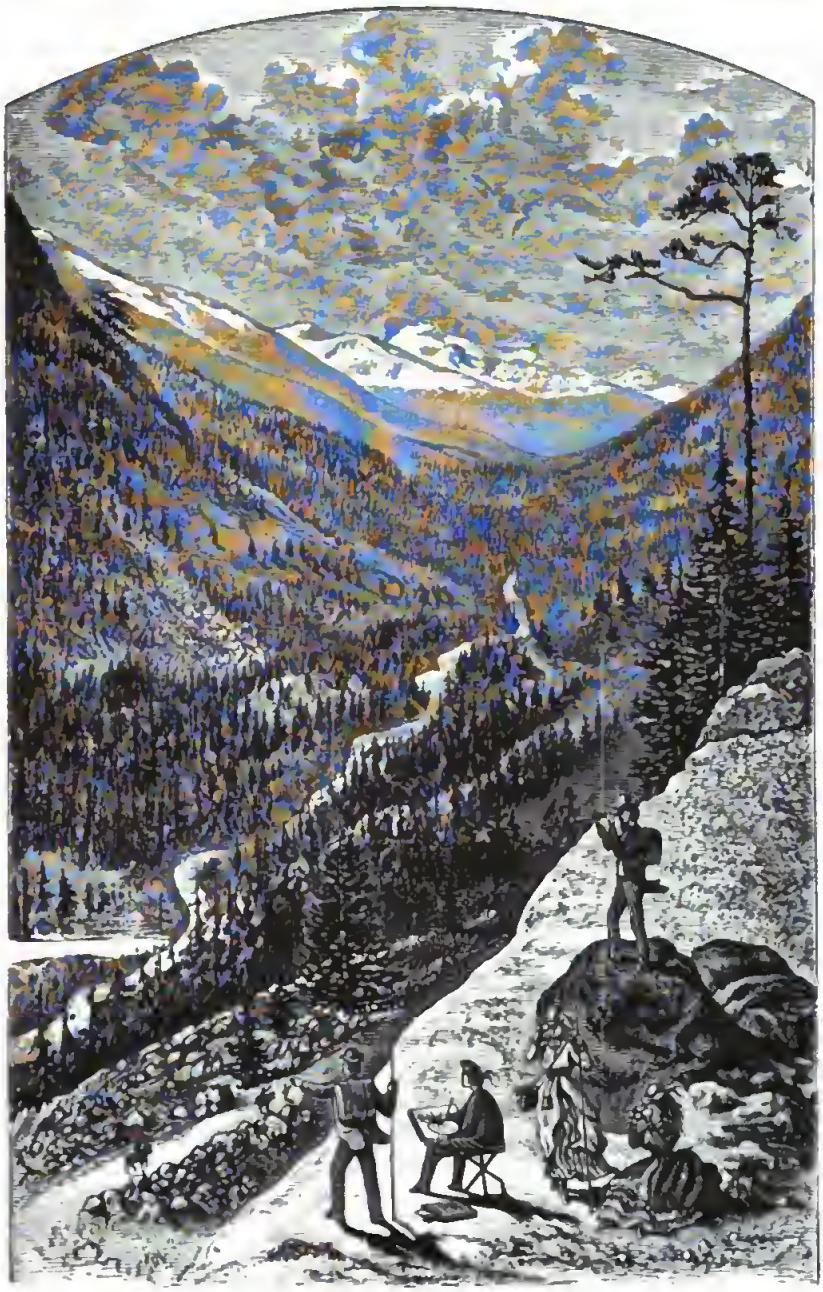
Es ward uns ſchwer, dieſe Citadelle der Erde, dieſen Außenpoſten des Himmels zu verlaſſen. Aber Zeit und Kräfte waren erſchöpft. Wir begannen den Abſtieg. —

7. Nach den heißen Quellen im Middle Park.

Von der Spitze des Gray's Peak hatten wir eine wunderherrliche Aussicht auf den von Bergen ganz umschlossenen Middle Park genossen. Die ungemein klare und scharfe Luft in den Felsengebirgen täuscht den Besucher wohl einerseits auf kaum glaubliche Weise in den Entfernungen, ermöglicht es ihm aber dafür, Hunderte von Meilen entfernte Gebirgslandschaften in derselben Deutlichkeit und Schärfe wahrzunehmen, als wäre er nur wenige Meilen davon entfernt. Der ganze Middle Park mit seinen Seen und Geysern und Flüssen, mit seinen Wäldchen, Felsen und Prairien lag vor uns, einem ungeheuren, von Hesperiden gepflegten Garten gleich, der von allen Seiten von hohen, schneebedeckten Felsenmauern eingeschlossen ist. Auf der Ostseite ist es die mächtige Sierra Madre, die Hauptkette Amerikas, die ihn scheinbar mit einem undurchdringlichen Wall gegen alle Civilisation des Ostens abschließt. Sie ist gleichzeitig die Wasserscheide des Continents. Auf ihrem östlichen Absturze entspringen die großen Nebenflüsse des Mississippi; auf ihrem westlichen hingegen die Ströme des stillen Ozeans, der Yampah und Colorado, mit ihren zahlreichen Nebenflüssen. — Im Westen des Parks erhebt sich die gewaltige Park Range; im Norden schließt eine Kette von 13 bis 14,000 Fuß hohen Bergen den Thalkessel gegen den North Park ab, während im Süden eine gleich hohe Kette mit dem Mount Lincoln und Holy Cross Mountain den Abschluß gegen den South Park bildet. —

Bis hierher war 1876 die menschliche Civilisation doch noch nicht gedrungen. Der Middle Park, wenn auch mitunter von Touristen besucht, war noch jungfräulich wie der Nordabhang des Himalaya — das Gebiet der wilden Thiere des Waldes, das Jagdrevier der Ute-Indianer. Der Mangel an gangbaren Pässen über die Sierra Madre war es, welcher den Park so lange der Cultur verschlossen hatte. Damals führten erst zwei Saumwege nach dem jenseitigen Gebirgsabhang, aber beide, der Berthoud-Paß wie der Boulder-Paß, liegen bei nahezu 12,000 Fuß Höhe, in der Region des ewigen Schnees. Und trotz dieser scheinbar unübersteiglichen Hindernisse sollte der Middle Park schon 1880 zwei Eisenbahnen besitzen. Zur Zeit unseres ersten Besuches baute man einen Fahrweg durch den Berthoud-Paß, und die Colorado-Central-Eisenbahn dachte ernstlich daran, auch über dieses Rückgrat des amerikanischen Continents ihre Schienen zu legen! Und wer konnte in Amerika an diesem tollkühnen Unternehmen zweifeln? Alles eilt dem goldenen Californien, dem Mesopotamien der Jetztzeit zu. Ob nun der Weg dahin durch die Sandwüsten von Utah eilt, ob die Locomotive über die Spitzen der Felsengebirge gegen die Wolken stöhnt, wer fragt danach? — Heute, 1885, haben sich die Verhältnisse dort, getreu den ausgesprochenen Erwartungen umgestaltet —, die Eisenbahn, der

Verkehr, die rauhe Civiliſation ſind gekommen, und auf blanken Schienenſträngen eilen Locomotiven mit Perſonen- und Laſtwagen nach einſt unzugänglichen Regionen. Colo-



Der „Grays Peak".

rado, das 1870 beinahe erſt die Eiſenbahnen kennen lernte, beſitzt deren heute eine größere Zahl als ſo mancher altbeſiedelte Staat Neu-Englands. In den noch 1876

von Büffeln und wilden Indianern allein bewohnten Parks, zunächſt dem Southpark erheben ſich heute — und ſchon ſeit 5 Jahren — ein paar Dutzend Anſiedlungen und „Städte“ von je 5- bis 30,000 Einwohnern! Die Wildniß iſt abermals um hundert Meilen weiter weſtlich gerückt!

Während heute die Eiſenbahn nach dem Middle Park führt, mußten wir uns noch mit einfachen, gewöhnlichen Saumthieren begnügen, um den Berthoud-Paß von Georgetown aus zu überſchreiten. Jenſeits des Paſſes, im ſchönen Middle Park, lag ja das Eldorado des Jägers und Forſchers; dort waren damals noch die Zeltlager der Indianer, dort der ſchöne Grand-See und der Grand-Fluß, die heißen Schwefelquellen u. ſ. w., und es hieße die Felſengebirge nicht geſehen haben, hätten wir den Beſuch des Middle Parks unterlaſſen. — Alſo hinüber! Freilich iſt die Reiſe ein wenig beſchwerlich, denn man findet keinen Bädecker, keine ſchönen Fahrwege und Brücken über die Flüſſe, keine Dörfer und Hôtels, um Speiſe und Trank ſowie ein Nachtlager zu bieten. Aber dies macht es nur noch intereſſanter. Eine große Reiſedecke, etwas Kochgeſchirr und Lebensmittel, ein gutes Jagdgewehr bilden die Ausrüſtung. So brachen wir auf. Der Vergritt auf unſeren Maulthieren gehört jedoch nicht zu unſeren angenehmſten Reiſe-Erinnerungen. Es dauert lange, bis man dem Burro mit Zuhilfenahme der Reitgerte eine neue Idee beibringen kann; fängt es endlich in ſeinem obſtinaten Gehirn zu dämmern an, dann iſt der Effekt ſo überwältigend, daß er vor Erſtaunen ſtarr, erſt recht nicht vom Flecke will, bis eine neue Tracht Prügel ihn davon befreit. Mein Burro gehörte zu den Beſten ſeiner Raſſe; er war klug und betrat keine gefährliche Stelle, bevor nicht ein Kollege den Weg zuvor erprobt. Er blieb immer ſtehen, wenn ich auf- oder abſteigen wollte, und war vollſtändig unempfänglich für zarte Sporen- und Gertenaufmunterungen. Bald aber wurden wir beſſer vertraut. Als wir erſt die beſſeren Seiten unſerer Charakter kennen und ſchätzen lernten, ging es für den Reſt unſerer Reiſe vortrefflich. Nur an den Nachmittagen, wenn ihn Faulheit und Müdigkeit überfielen, kam es hie und da zu eindringlicheren Ermahnungen. — Das indianiſche Pony iſt für dieſe Bergreiſen entſchieden beſſer und ebenſo ſicher, als das Maulthier, aber das gewöhnliche Pferd, — oder wie es in den Felſengebirgen genannt wird, das „States Horſe“, iſt hier nur im beſchränkten Maße zu brauchen.

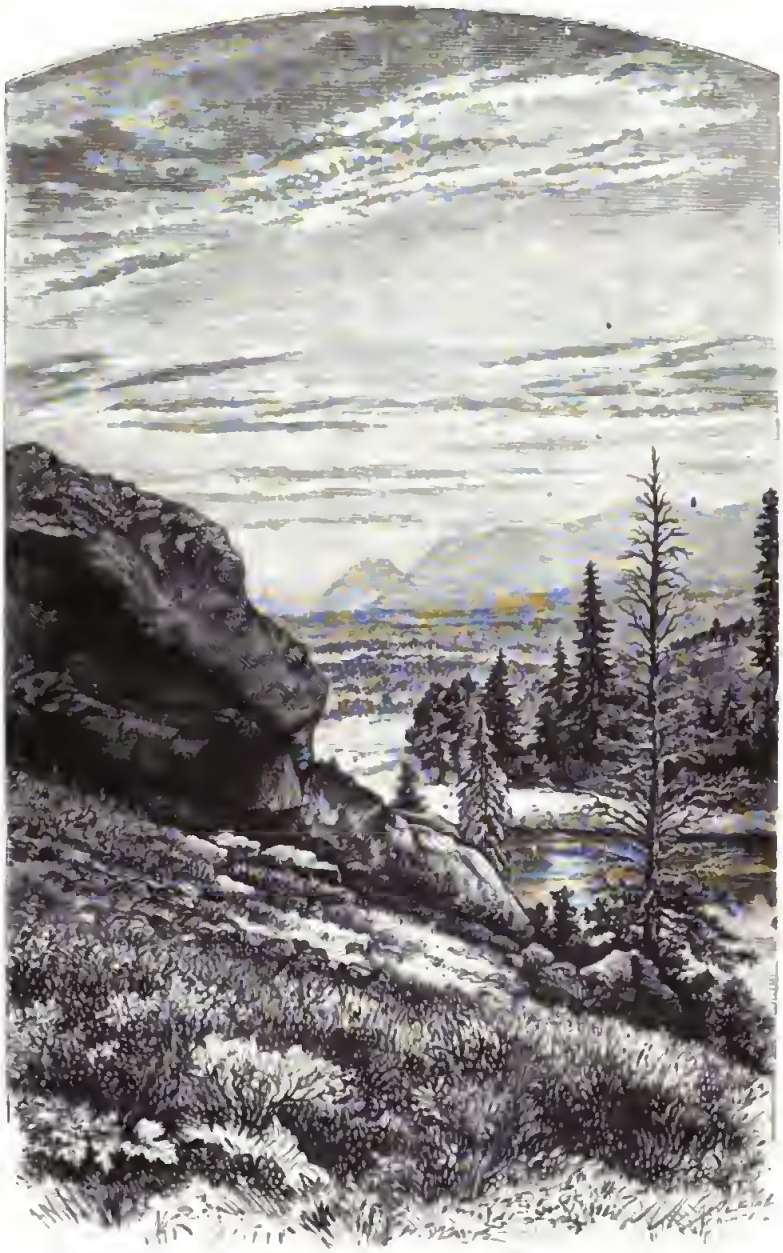
Der Weg von Georgetown bis auf die Höhe der Sierra Madre iſt unbeſchreiblich ſchön. Wäre jedes dieſer Worte eine Farbe, man könnte damit nicht jene reizende Abwechslung, jene herrlichen Gebirgslandſchaften wiedergeben, die ſich uns bei jedem Schritte darboten. Von Plateau zu Plateau führt der Bergpfad immer höher hinauf, hier rauh und uneben, ſteil und ſchlüpfrig, dort ſanft und feſt. Hier blühen die herrlichſten, farbenreichſten Blumen, Alpen- und Sonnenroſen, Butterblumen, inmitten von ſaftigem Grün. Nebenan ein kalter, grauer Felſen mit ein paar dunklen

Tannen, und dort ein ewiges bleiches Schneefeld. Ueberall umſchwirren uns Schwärme von Heuſchrecken, ſelbſt auf dem höchſten Gipfel des Grays Peak. In der Region des ewigen Schnees lagen ſie haufenweiſe beiſammen – ein fetter Biſſen für die zahlreichen Bären. Fortwährend geht es aufwärts bis zu 11,400 Fuß Höhe. Die Luft wird immer dünner und erſchwert uns das Athmen. Die Vegetation verſchwindet allmählig, der nackte Felſen kommt zum Vorſchein, wir durchſchreiten eiſigkalte Schneewolken. Endlich ſind wir auf der Höhe des Paſſes, von wo aus die Bergſtröme nach entgegengeſetzten Richtungen hinabfließen, ſchäumend und in größter Haſt, wie im Wettlauf miteinander, als wollte jeder der erſte ſein, den Ozean, das ewige Meer zu erreichen. — Ein heftiges Schneegeſtöber verſperrte uns leider die Ausſicht auf den zu unſeren Füßen liegenden Park, und mit halberfrornen Gliedern trachteten wir ſo ſchnell und ſo gut es eben ging, den Thalkeſſel zu erreichen. Bald waren wir aus den Wolken heraus. Die Sonne kam wieder hervor und begleitete uns auf dem holperigen Wege über die Plateaus und durch die dichten, finſteren Tannenwälder des Middle Parks, über reißende Bäche und waſſerreiche Ströme hinweg. Inmitten des Waldes, an den Ufern eines kleinen Sees hielten wir, in unſere Decken gewickelt, unſere Nachtruhe, und erreichten am nächſten Tage den Grand River, an deſſen jenſeitigen Ufern, nahezu im Schatten des hohen Mount Broß, die heißen Schwefelquellen liegen. Die Hauptquelle ſprudelt unweit des rechten Flußufers aus dem Felſen, fließt eine kurze Strecke lang über ein von ihren eigenen Niederſchlägen umrahmtes Bett, und ſtürzt dann in mächtigen Strahlen über einen 12 Fuß hohen Felſenvorſprung in ein kleines — etwa 15 Fuß weites und 4 Fuß tiefes — Baſſin. Die Temperatur des Waſſers darin iſt etwa 113° Fahrenheit.

Rings um dieſes — von der Natur ſo praktiſch angelegte Quellbad — entſpringen noch viele andere Mineralquellen. Vorderhand ſtehen nur einige elende, aus rohen Baumſtämmen gezimmerte Blockhäuſer, wenige Villen und ein paar leichte Zelte in der Nähe des Heilbades. Unbenutzt und unbeachtet ſtrömen die heilkräftigen Waſſer dem Grand River zu, während ſie der leidenden Menſchheit von unſchätzbarem Nutzen ſein könnten. Wenige hundert Touriſten verirren ſich im Jahre bis hierher. Aber es wird nicht lange ſo bleiben. Der Ruf der Heilkraft der Quellen iſt ſchon über den Continent gedrungen. Bald wird ein prachtvoller Palaſt das Baſſin überwölben. Großartige Hôtels und Logirhäuſer werden entſtehen, die Prinzeſſin Mode mit all' ihrem zahlreichen Gefolge wird hier einziehen. Dann freilich iſt es um den ſchönen Middle Park gethan. Vorderhand lag er noch in ſeiner ganzen Naturſchönheit vor uns. In der Nähe der Schwefelquelle ſchlugen wir unſere Zelte auf und machten dieſelben zum Ausgangspunkte unſerer Ausflüge.

Die Jagd war wohl während unſeres einwöchentlichen Aufenthaltes in dieſen Gebirgen und Plateaus das Hauptvergnügen. Hochwild, Bären, Antilopen, Büffel

(Mountain-Buffalo), Elennthiere und Biber ſind hier in großer Zahl vorhanden, beinahe mit jeder Wendung ſieht man Wild innerhalb des Schußbereiches. Die Flüſſe



Scenerie im Middle Park.

und kryſtallenen Ströme waren außerdem voll von Forellen, und ſo war denn für die Bedürfniſſe des Lebens im Ueberfluß geſorgt.

Von einem alten, an den „Hot Springs“ wohnenden Jäger und Fallenſteller erfuhren wir, daß nur wenige Meilen von hier, mitten auf einem Wieſenplateau im

Im Middle Park: Der Grand River.

Walde, ein Stamm der Ute-Indianer ſein Lager aufgeſchlagen habe. Die Utes, 1877 noch die ausſchließlichen Bewohner und „Heroen“ des weſtlichen Theiles von

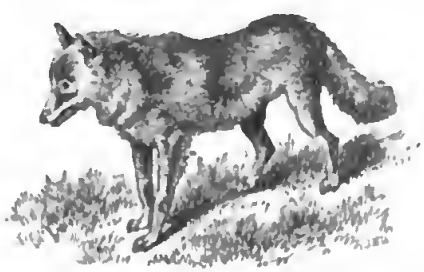
Colorado, ſind einer der größten und mächtigſten Indianerſtämme; ihre Kriegerzahl belief ſich in jenem Jahre auf nahezu 10,000 Reiter. In große Familien getheilt, wohnen ſie unter verſchiedenen Häuptlingen in den Parks und Thälern der Felſengebirge, von Jagd und Fiſchfang lebend, ohne ihre weißen Nachbarn in den Minenſtädten zu behelligen. Ihr „Head Chief" oder „Groß Häuptling" lebt im ſüdweſtlichen Theile Colorados mit großem Gefolge. Er beſitzt einen uralten Omnibus als Equipage, iſt mit einer alten Offiziersuniform bekleidet, bezieht auch einen ziemlich bedeutenden Jahresgehalt von der amerikaniſchen Regierung, von welchem er die Ausgaben für ſeine vielen Frauen und ſeinen „Hof" beſtreitet. Geht ihm das Geld aus, ſo pflegt er auch hie und da nach Denver zu kommen, um vom Staats-Gouverneur neue Subventionen zu erbetteln. Seinem edlen Beiſpiele folgen auch häufig die anderen Stämme.

Das Lager der Ute's, das wir hier im Middle Park beſuchten, ähnelte in mancher Beziehung jenen Zigeunerlagern, die wir einſt im nördlichen Ungarn ſo häufig ſahen. Einige Dutzend aus Häuten und Baumäſten zuſammengeſtellte, kegelförmige Zelte, regellos auf der weiten Fläche zerſtreut, in deren Hintergrund ein Rudel Ponies weidete. Neben den Zelten lag das Sattel- und Rüſtzeug der betreffenden Krieger zuſammengeſchichtet, während bei anderen auf langen Geſtellen Streifen von rohem Antilopen- und Büffelfleiſch — das ſogenannte Pemmican — zum Trocknen hing. Vor den Zelten ſaßen die einzelnen „Krieger," in Lederanzüge gekleidet oder in die Lumpen europäiſcher Kleidungsſtücke gehüllt, aus ſteinernen Pfeifen mit langen Rohren „Kinnikinik" (dies iſt der indianiſche Name für „Tabak") ſchmauchend, und im eifrigſten Kartenſpiele (mit ledernen, ſchmutzigen Karten) begriffen, ohne ſich durch unſere Anweſenheit im Mindeſten ſtören zu laſſen. Die Weiber, den Oberkörper entblößt und ſonſt blos mit einem kurzen ledernen Röckchen bekleidet, bereiteten in zinnernen Kochtöpfen, die an einem Holzgerüſte herabhingen, die Mahlzeit oder waren mit dem Zurichten roher Antilopenhäute beſchäftigt, von denen eine große Zahl auf dem Wieſenboden zum Trocknen aufgeſpannt war. Die Kinder, vollſtändig nackt, tummelten ſich ſchreiend und bettelnd um uns herum, und je mehr kleine Münzen ſie erhielten, deſto mehr von ihnen kamen herbei gerannt, um auch ihren Theil zu erhalten. — Neben dem Hauptlager exerzierten einige junge Krieger zu Pferde, galoppirten um die Wette. Sie zeigten bei jeder Bewegung, jeder Wendung eine Gewandtheit, die kaum von Koſacken oder Beduinen übertroffen werden könnte. — Alle waren mit vortrefflichen Gewehren neuer Konſtruktion und außerdem mit Bogen und Pfeil bewaffnet. — Wir verſuchten, mit einer älteren, intelligent ausſehenden Rothhaut ein Geſpräch anzuknüpfen, allein der Krieger war ebenſowenig der engliſchen, wie wir der indianiſchen Sprache mächtig, und der Dolmetſch war, wie er uns durch Zeichen zu verſtehen gab, auf der Jagd in den Bergen. Als

Zeichen der Freundſchaft nahm er ſeine Pfeife aus dem Munde, um uns einen Zug zu geſtatten, und es wäre unhöflich geweſen, Annahme zu verweigern. Eine kleine Silbermünze machte ihn vollkommen zu unſerem Freunde; auf unſere Bitte führte er uns zu einem Biberbau, wo wir das Leben und Treiben dieſer ſonderbaren Thiere beobachten konnten.

Die Felſen-Gebirgs-Wachtel. Sommer- und Wintergefieder.

Nur ungerne brachen wir von den Hot Sulphur Springs auf, um am Grand River aufwärts bis zu ſeinem Urſprung zu ziehen. Der etwa dreißig Meilen lange Weg folgt nicht dem vielfach gekrümmten Flußlaufe, ſondern führt direkt auf den Grand Lake zu, einem bedeutenden Gebirgsſee, deſſen Abfluß der Grand River bildet. Der ſchneebedeckte, leuchtende Gipfel des höchſten Bergrieſen, des 14,300 Fuß hohen Longs Peak bildete unſern Leitſtern. Ueber alle die hintereinander aufſteigenden Kämme ragt er empor — ihm gegenüber erſchienen die anderen 10- bis 12,000 Fuß hohen Felsſpitzen wie Zwerge. Nahe dem Fuße dieſes mächtigen Bergſtockes und in ſeinem



Der Gebirgs-Coyote.

Der Wolverine.

Schatten geborgen, liegt der romantiſche See. Steile, finſtere Klippen hängen auf zwei Seiten über den Ufern, und die weltbekannten Rieſentannen dieſer Regionen bedecken die Umgegend bis hart an die weißen Sandbänke der Ufer. Der Fluß verläßt den See durch eine enge Klaffung in den Felſen, durch welche auch der Weg

gebrochen wurde. Verlaſſene Indianer-Canoes und roh gezimmerte Fiſcherboote liegen an den Ufern. Wir beſtiegen eines der erſteren und ruderten in den See

Der Grand See im Middle Park.

hinaus. Das Waſſer iſt ſo klar, daß man ſelbſt in den größten Tiefen das bemooſte Geſtein am Grunde wahrnehmen kann. Keine Welle bewegt den See. Die ganze

etwa zweihundert Quadratmeilen große Fläche war spiegelglatt, und der farbenreiche Wiederschein der Klippen und bewaldeten Ufer im Wasser wurde nur durch die langen Wellenfurchen unterbrochen, die unser Boot hinter sich ließ. Flinke Forellen umspielen die Spitze des Bootes und entfliehen eiligst vor den Ruderschlägen. Die größte Stille herrscht ringsum, und nur aus der Ferne ertönt das dumpfe Rauschen eines Wasserfalles. Unsere Stimmen brachen sich in mehrfachem Echo und verhallten langsam in den Bergen. Auf den Gebirgmatten über uns weidet ruhig ein Rudel wilde Bergschafe, aber so weit von uns entfernt, daß es unmöglich ist, sie mit der besten Büchse zu erreichen. In der Umgegend des Sees fanden wir noch zahlreiche Spuren von Indianerlagern. Ausgebrannte Feuer, abgebrochene Zeltstangen, Pfeilspitzen und Mahlsteine. Knapp nebenan die Ueberreste eines andern Lagers — der Weißen. Geleerte Blechkannen und Flaschen, sowie ein Stückchen Papier. Es stammte von einer spanischen Zeitung von Los Angeles in Kalifornien.

Dieser Grandsee in seiner romantischen Einsamkeit, mit seinen pittoresken Felsen, seinen Hunderte Fuß hohen Riesentannen, seiner herrlichen, jungfräulichen Umgebung, und überhöht von den ewigen Eisfeldern des Longs Peak ist wahrhaftig ein paradisisches Stückchen Landes, würdig von Bernardin de St. Pierre oder Petrarca besungen zu werden. Längst schon wäre er zu einer zweiten Vaucluse, zu einem zweiten Vierwaldstättersee geworden, hätte er den Dichter gefunden, ihn zu besingen. So ruht er einsam da, — verlassen von den rothhäutigen Utes, den indianischen Söhnen der Berge, — unberührt von den geschäftigen Weißen. Die nächste menschliche Ansiedlung ist hundert Meilen von ihm entfernt, und dabei sind dies hundert Meilen der höchsten Gebirge, ein schneebedeckter Gebirgswall, nur wenige Wochen lang im Sommer und nur unter den größten Beschwerden zu übersteigen. Reiche mineralogische Schätze liegen in der Nachbarschaft des Sees. Ganze Wälder von versteinerten Baumstämmen, Felder voll Moosachate, Chalcedon und Onyx, ein wahres Juwelenkabinet der Natur.

Mit reichen naturhistorischen Schätzen beladen, zogen wir weiter in den Schluchten aufwärts nach dem unfernen Estes Park, wo sich wieder die ersten Ansiedlungen der Weißen befinden. Sie zu erreichen, war unser Ziel.

8. Der Monument-Park, Manitou und der „Garten der Götter".

Von Denver gehen fünf Eisenbahn-Linien nach allen Weltgegenden aus. Zwei von ihnen laufen gegen Westen tief in die Berge hinein, eine in entgegengesetzter Richtung, durch die Prairien von Kansas, und zwei, dem Fuße der Felsengebirge

entlang, nach Norden und Süden. Wir wählen die letztere, die längs der Flüsse, über Berge und durch tiefe Schluchten, dem Lande Montezuma's zueilt. Es ist die Denver-Rio-Grande-Eisenbahn, — die einzige des fernen Westens, welche über größere Strecken von Norden nach Süden läuft, und alle Anlage dazu hat, einstens als „Behrings-Straße und Yucatan-Eisenbahn" den Verkehr zwischen den Inkas und den Eskimos herzustellen.

Aber bis dahin dürfte es wohl noch ein Weilchen dauern. Mittlerweile aber ist der Denver- und Rio-Grande-Eisenbahn in der großen breitspurigen Atchison-Topeka- und Santa-Fé-Bahn, welche eine Zweigbahn von Pueblo aus bis Denver baute, ein erdrückender Concurrent entstanden.

Die Denver-Rio-Grande-Eisenbahn besitzt schmalspurige Geleise, und die kleinen Personenwagen und lilliputanischen Locomotiven haben ihr zu dem Namen „Baby-Eisenbahn" verholfen.

Unser nächstes Reiseziel war Colorado Springs, das, im Zentrum des neuen Staates gelegen, eigentlich besser als Denver zur Hauptstadt geeignet wäre, wenn es leider nicht Temperenz-Stadt sein würde, wo Wein, Bier und „Feuerwasser" verpönt sind. Solche Städte taugen nicht zu Regierungs-Sitzen. Was wäre, frage ich, Washington, wenn es nicht seinen Welcker und Wormley*) hätte? Wo würden die Bahn-Bills und Konzessionen gekocht werden? Wo würden die Bank-Präsidenten, Politiker und Senatoren ihre Berathungen pflegen? Wie im Großen in der Bundes-Hauptstadt, so wiederholt sich dieselbe Staatswirthschaft ja auch in den anderen Hauptstädten. Selbstredend kann das nicht bei kaltem Quellwasser oder abgekochter Milch geschehen.

Colorado Springs ist von Denver sechsundsiebenzig Meilen entfernt. In der ersten Zeit durchzieht die Bahn das Thal des Platte-Flusses, der, aus dem South Park kommend, in der Nähe der Station Acequia die Felsengebirge durchbricht. Die Gegend ist hier bis zu dem unfernen Fuße der Rocky Mountains ziemlich öde und kahl, trockene Prairie von zahlreichen Buffalo-Trails durchschnitten. Wo die Eisenbahn-Karten Städte, wie Acequia, Plum, Castle Rock u. s. w., anführen, da stehen außer dem hölzernen Stationshaus nichts weiter als einige Pflöcke, welche die Richtung der einzelnen, künftig zu erbauenden Straßen und Avenuen andeuten. Diese Avenuen haben sogar schon ihre Namen, und wir mußten in einer dieser Zukunfts-Städte herzlich lachen, als wir, mitten unter Büffel-Knochen und Antilopen-Kadavern, eine große Tafel mit dem Namen „Grand Colorado Avenue" wahrnahmen. Wie anders dürfte das vielleicht in zehn Jahren sein!

*) Zwei bekannte, von den Senatoren und Congreßmitgliedern sehr besuchte Restaurants.

Je weiter wir gen Süden fuhren, deſto bergiger wurde das Terrain. Wir näherten uns der Waſſerſcheide zwiſchen dem Miſſouri und dem Arkanſas. Zur Rechten erhoben ſich wieder die mächtigen „Buttes" oder Tafelberge, wie wir ſie ſchon in Golden City angetroffen hatten: hohe, tauſende Fuß aus der Ebene emporſteigende Kegel, auf deren Spitze ſich noch vertikale, runde Felſenthürme aufgeſetzt befinden. Es ſind die Ueberbleibſel von Gebirgen, welche die Gewalt des Waſſers fortgeſchwemmt und in den Vater der Ströme getragen hat. Vertrocknete, tief eingeriſſene Flußbetten zeugen noch jetzt von dem Wüthen dieſes zerſtörenden Elements. Prairie-Hunde und Eulen treiben auf dem Plateau ihr komiſches Spiel. Große, mitunter zwei Fuß hohe Ameiſenhaufen wechſeln ab mit den Erdlöchern der Klapperſchlange, die ſich in den Vorbergen der Rocky Mountains beſonders heimiſch fühlt. Zu beiden Seiten der Bahn, etwa zwanzig Yards davon entfernt, ſtehen Schneewände, und tiefe, in den Boden gegrabene Furchen, um das Weitergreifen der Prairie-Brände zu verhindern. Hier und da ſieht man niedrige, aus Baumſtämmen und Lehm zuſammengepflaſterte Hütten oder Erdlöcher, die irgend einem Trapper oder Jäger zum Aufenthalt dienen. Selten begegnet man einem Stückchen bebauten Landes oder großen Viehheerden.

Fürwahr, derartige Anſichten ſcheinen nicht dazu angethan, dem Reiſenden eine hohe Meinung von dem Centennial-Staat beizubringen. Aber es wurde beſſer, wenn auch nicht in der Kultur, ſo doch in der Landſchaft. Wir waren von Denver aus bis hierher um etwa 3000 Fuß geſtiegen, und befanden uns jetzt 8000 Fuß hoch über dem Meeresſpiegel, auf dem höchſten Punkte der Waſſerſcheide.

Hier beginnen die ſeltſamen, außergewöhnlichen Felsformationen, welchen dieſer Theil des Landes den Namen „Monument Park" verdankt. Es iſt ein wundervolles Thal mit ſedimentären Felsmaſſen, welche durch Zeit und Wetter in jene phantaſtiſchen Formen gebracht wurden, in denen wir ſie jetzt ſehen. Steinerne Monumente: Säulen, Urnen und Pyramiden, zwanzig bis zweihundert Fuß hoch, aber nicht in den Felſen gebrochen und eckig, ſondern ſo glatt und rund herausgewaſchen, als wären ſie unter dem Meißel eines weltſchaffenden Praxiteles entſtanden. Alle laufen von einer breiten Baſis nach aufwärts ſpitz zu und ſind oben mit einer darüber hervorſtehenden härteren Steinplatte bedeckt. Lange Säulen-Kolonnaden ſtehen vor den glatten, vertikalen Seitenwänden des Thales, ſie erſcheinen dem enthuſiaſtiſchen Auge wie das Modell, nach welchem griechiſche Meiſter den Tempel des Theſeus oder die Akropolis erbauten. Und ſelbſt tief unten, in der Mitte des Thales, findet man vereinzelt die ſonderbaren Gebilde, als wären es Weiber, wie einſtens Loth's Weib in Stein verwandelt, ein warnendes Beiſpiel für neugierige Frauen. Eines der Monumente hat die Form eines Schmiede-Amboß; andere wieder ſehen aus wie verſteinerte Prieſter. Dieſer letzteren Gruppe wurde der Name „holländiſche Hochzeit" beigelegt. Da

ſtehen unverkennbare Mönche mit breitkrämpigen Hüten, den Hohenprieſter im langen Talar an der Spitze. Sie werden von einem Dutzend Männern und Weibern umſtanden, und, um das Bild der verſteinerten Hochzeit zu Cana noch vollſtändiger zu machen, findet man neben ihnen lange Tiſche mit ſchön geformten, ſteinernen Vaſen und Krügen. Auch das Waſſer war darin, — aber Niemand war da, es in Wein zu verwandeln. Die Farbe dieſer Monumente iſt verſchieden. Von dem blendendſten Weiß bis ins ſchwärzliche Grau ſind alle Farben vertreten, und wenn Colorado ſeinen Namen wirklich verdient, ſo verdankt es dies jenen wunderlichen, vielfarbigen Gebilden.

Dem Reiſenden auf der Rio-Grande-Eiſenbahn präſentirt ſich der Monument Park in ſeinen herrlichſten Partieen. Die Bahn, dem Monument Creek entlang laufend, zieht eigentlich mitten durch den Park, und zu beiden Seiten erheben ſich die ſteinernen Pilze zu enormer Höhe. Von da ab ſenkt ſich das Terrain ungemein raſch, und nach wenigen Meilen iſt man über die Waſſerſcheide hinaus, auf die flache, ebene Prairie gelangt, die ſich in unabſehbare Ferne gegen Süden und Oſten hin erſtreckt. An ihrem Rande liegt Colorado Springs.

Auf dem Bahnhofe des kleinen, etwa 3000 Einwohner zählenden Städtchens ſtanden früher gewöhnlich ſchon etliche vier- bis ſechsſpännige Reiſekutſchen bereit, um die Touriſten ohne Zeitverluſt nach Manitou, dem in wenigen Jahren ſo berühmt gewordenen Badeorte, zu befördern. Heute allerdings führt die Eiſenbahn dahin. Auch unſerer warteten dienſtfertige Hôtel-Agenten, die unſer Gepäck in Beſchlag nahmen und auf das Dach einer dieſer Reiſe-Kutſchen ſpedirten. Kaum hatten wir unſere Sitze eingenommen, als auch ſchon die wilde Jagd durch die Straßen des Städtchens und gegen die weſtlichen Gebirge zu begann. Die Pferde galoppirten und der Wagen holperte, daß man ſeekrank werden konnte. Aber Manitou Springs iſt ja bloß fünf Meilen von Colorado Springs entfernt, und die herrliche Ausſicht zu beiden Seiten des Wegs auf die erſten Vorberge der Rocky Mountains, hinter denen ſich die kahlen Gipfel des Pikes Peak und des Cameron Cone erheben, ließ uns Alles ertragen. Wenn man die beiden vorher genannten Städte-Namen zuerſt hört, dann weiß man nicht, wo die berühmten Heilquellen eigentlich liegen, — ſind ſie in Colorado Springs, — ſind ſie in Manitou? Zwei langbeinige Engländer, die mit uns von Denver herübergekommen waren, blieben deshalb in Colorado Springs zurück, denn ſie glaubten, daß die Quellen in jener Temperenz-Stadt lägen, die ſich den Namen „Springs“ beigelegt. Die letzteren aber ſind in Manitou, dem ſchönen, aufblühenden Kurort der Felſengebirge.

Mehreremale mußten wir den hellen ſchäumenden Wildbach überſetzen, der von Pikes Peak herabkommend, das herrliche Thal geſchaffen, in welchem Manitou liegt. Sein Name iſt ſeines ſprudelnden, mineralhaltigen Waſſers wegen Fontaine-qui-

bouille*). Unter dieſer Benennung wenigſtens findet man den Wildbach auf allen Landkarten verzeichnet, das giebt uns aber den Beweis, daß es mit der franzöſiſchen Sprache bei den Amerikanern nicht weit her iſt. Die richtige Benennung iſt Fontaine-qui-bout.

Das anfänglich weite, offene Thal verengt ſich allmählig, die Vegetation wird dichter, und hinter den Bäumen ſieht man ſchon einzelne Dächer hervorragen, deren Ausſehen uns ſchon ſagt, daß ſie eleganten Sommerhäuschen und Hôtels angehören

Im Monument Park: Sandſteinformationen.

müſſen. Wir halten vor einem großen Gebäude mit hübſcher Veranda, auf der elegante Damen und Herren promeniren. Auf dem weiten Vorplatz ſpielen Kinder mit gezähmten Antilopen, und weiterhin, in einem Gärtchen, iſt eine Partie junger hübſcher Mädchen auf das eifrigſte mit Croquet-Spiel beſchäftigt. Als ſie aber die Hufe der Pferde und das Wagengeraſſel hören, werfen ſie Hammer und Ball bei Seite, und kommen herbeigeſprungen, um die Ankömmlinge zu muſtern. «Strangers, Foreig-

*) Siedende Quelle.

ners, Frenchmen» wird im Kreiſe herumgeflüſtert, und wir alle werden herzlich bewillkommt. So ein Empfang thut wohl und erwärmt, wir beſchloſſen deshalb, Manitou für eine Woche zum Mittelpunkt unſerer Ausflüge zu machen. Vielleicht hatten wir dabei noch einige Hintergedanken in Bezug auf die reizende Geſellſchaft Manitous. Aber warum auch nicht in dieſem Zentrum von ſchönen Gebirgslandſchaften der Rocky Mountains verweilen? Sieben Meilen von uns lag ja der „Garten der Götter“ und Manitou ſelbſt iſt — der „Garten der Göttinnen.“ Wir ſahen ſie alle — Juno, die Göttliche, umringt von einer Schaar von Boſtoner Financiers; drüben, über der Straße, jagte Diana auf einem Buggy durch Wald und Feld, an einem Fenſter des Hôtels erblickten wir Venus bei der Toilette; des Abends fanden wir trotz unſerer Müdigkeit willkommene Gelegenheit Terpſichoren zu huldigen, und noch ſpäter, als nächtliches Dunkel über dem reizenden Örtchen ausgebreitet lag, da lächelte auch Urania auf ſo manchen gnädig hernieder. Aber gerade diejenigen Göttinnen, deren wir damals am meiſten bedurften, — die Muſen, — ſie blieben uns fern. Andächtig flehten wir des Nachts um ihren Beiſtand für unſere Reiſebriefe. Es war vergebens.

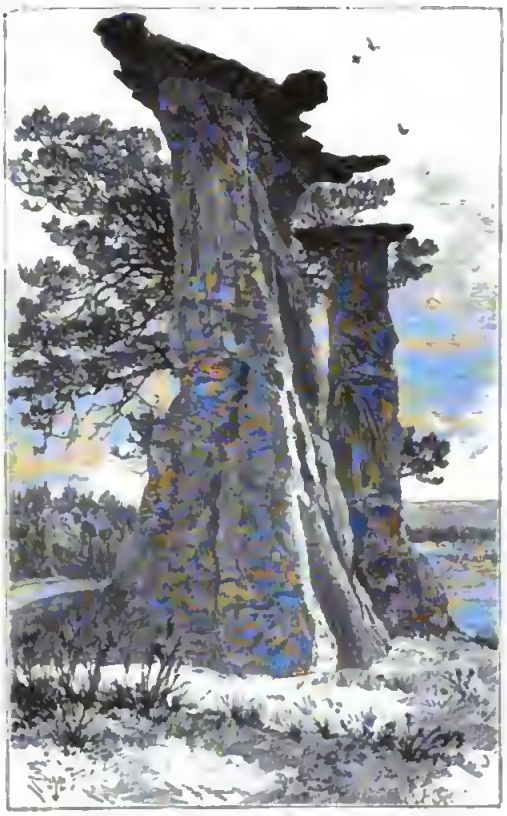
Wir waren von dem reizenden kleinen Curorte, der über Nacht in den Felſen-Gebirgen entſtanden und über dem ſo urplötzlich die faſhionable Welt des amerikaniſchen Oſtens und Weſtens „hereingebrochen“ war, geradezu entzückt. Er iſt noch ſchöner als Idaho, und da ich ſchon dieſes in Bezug auf Umgebung, Schönheit der Lage und Heilkraft für anziehender hielt, als Saratoga, ſo kann man ſich einen Begriff von der Romantik des kleinen Badeorts machen, in welchem wir uns befanden. Noch vor kaum fünf Jahren hatte Manitou nicht ein Haus aufzuweiſen; die ſechs Heilquellen, um die ſich heute Kranke und Geſunde drängen, ſprudelten ſo einſam und verlaſſen aus den Felſen hervor, daß ſelbſt die Stink-Katzen der Umgebung mitleidig auf ſie herabblickten. Heute iſt es anders. Manitou iſt während der Sommerzeit zum Rendezvousplatz der Elite von Colorado, der Neu-England-Parvenues, der Touriſten und Kranken geworden. Es iſt das Elyſium für Leute mit ſchwachen Lungen und krankem Körper, denn die wunderbar würzige Gebirgsluft ſtärkt die einen, die Mineralquellen die anderen, und damit dem Beſucher ja der Aufenthalt ſo angenehm als möglich werde, giebt es ſchattige Thäler, herrliche Spaziergänge, lauſchige Plätzchen in der allernächſten Umgebung. Dort iſt man vor Ueberraſchungen ſicher und jenen Damen, die nur krank werden, um in die Bäder gehen zu können, würde es dort alſo an Unterhaltung nicht fehlen.

Iſt der Sommer nahe, dann lenken die Schmetterlinge der Mode ihren Flug immer mehr nach Manitou. Hier entfalten ſie die Farbenbracht ihrer Flügel, — aber, oh, verkehrte Welt, — ſie ſelbſt fangen, ſtatt gefangen zu werden.

Curorte ſind die Wallfahrtsorte der Mode, ebenſo ſehr wie die Zuflucht der Kranken, und darum iſt das Leben in dem idylliſchen Badeorte der Felſengebirge

getheilt in Coquettieren und Waſſer-trinken, in Bergſteigen und Liebeständelei, in Reiten und Fahren, Tanzen und — Schlafen.

Wir thaten Alles, — ſelbſt am Waſſertrinken fanden wir gleich beim erſtmaligen Brunnenbeſuch großen Gefallen, ein Umſtand, den wir unſerem alten, hartgeſottenen Kumpan, dem Artiſten, gar nicht zugetraut hätten. Und ſiehe, er — der Campeador ſo vieler Flaſchen-Gefechte, der vielbeſungene Sieger über ſämmtliche Rhein- und Moſelweine, — er trank Waſſer! Bacchus wandte ſich trauernd hinweg und die Najaden blickten triumphirend aus der Tiefe ihrer wäſſerigen Paläſte herauf auf den, der ihnen bisher feindlich gegenüber geſtanden. Nichts, — weder Lobeserhebungen noch chemiſche Analyſen können ſo ſehr für die Heilwaſſer von Manitou ſprechen. Sie ſind in der That vorzüglich. Die Quellen entſpringen alle in dem Bergſchlucht liegt. Aber der reizend ſchöne Weg dahin läßt die Diſtanz vollſtändig verſchwinden.



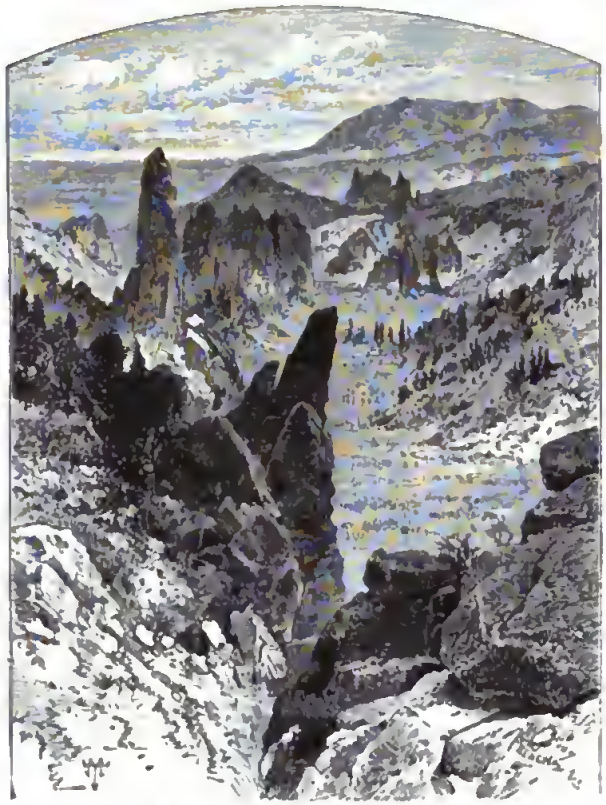
Im Monument Park: Sandſteinfelſen.

Und nun zum Orte ſelbſt. Manitou beſaß zur Zeit unſeres Beſuches drei große, comfortable Hôtels, Billardſäle und Reſtaurants, Wagen- und Pferde-Leihanſtalten, Conzerte, Clubs, Tanz — kurz Alles, was zu einem Bade-Orte nach New-Yorker Begriffen gehört. Einige Dutzend Privathäuſer und Villen ſtehen im Thale und auf den Anhöhen umher, umgeben von Gärtchen mit der üppigſten Vegetation. Bald, ſehr bald, wird jedes Plätzchen in dem reizenden Thale von Manitou vergeben ſein.

Und mit der Lage allein ſind die Schönheiten des Badeorts nicht abgethan. Der

Thale der Fontaine-qui-bouille, an deren klaren, murmelnden Gebirgswaſſer Manitou liegt. Einzelne Quellen ſind bereits eingemauert und mit Pavillons überdacht, zu denen ſich des Morgens die Heilwaſſer-Süchtigen drängen. Die Hauptquellen, „Manitou, „Arapahoe“ und „Navajo“ liegen alle im Orte ſelbſt, während die Eiſenquelle „Iron Ute“ einige Meilen weiter in einer tiefen, dicht bewaldeten

Hauptreiz liegt in der Umgebung. Unmittelbar hinter Manitou, und nur einige Stunden davon entfernt, erhebt ſich der viel beſungene Pikes Peak. Während der Sommerzeit ſieht man häufig großkarrirte, hellfarbige Anzüge mit leibhaftigen Engländern darin, munter auf ihn zutraben. Manitou iſt in dieſer Beziehung für die Felſengebirge das, was Chamounix für die Alpen. Beide liegen am Fuße der höchſten Spitzen dieſer mächtigen Gebirgsſyſteme, — in beiden ſind die langbeinigen Engländer



Der Garten der Götter: Oeſtliche Seite.

epidemiſch. In Manitou überſtieg (den Mittheilungen des Hôteliers zufolge) die Zahl der jährlich ankommenden Ausländer in der That jene der Amerikaner.

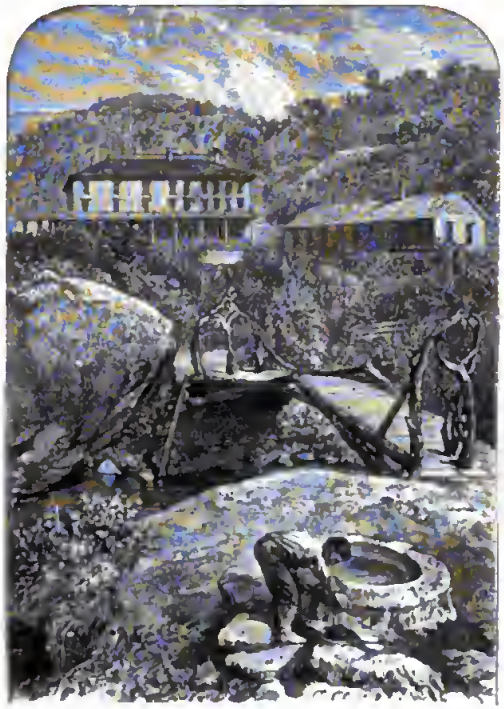
Wohin man ſich wendet, ſtößt man in der unmittelbaren Umgebung Manitous auf wildromantiſche Gebirgs-Szenerien. Wir beſtiegen die Berge in der Umgebung, darunter den 11,000 Fuß hohen Camerons Cone. Wir durchforſchten die Schluchten und Cañons, den Utepaß mit ſeinen prächtigen Felſenformationen und Waſſerfällen, den großartigen Williams Cañon, die Cheyenne Mountains und ihrem berühmt gewordenen Cheyenne Cañon u. ſ. f. Unſer Hauptausflug galt jedoch dem „Garten der Götter."

Er iſt jedenfalls, wenn auch weder Olympus noch Walhalla, ſo doch ein ganz reſpektabler Götterſitz, in dem ſich die heiteren Perſonagen der griechiſchen Mythologie gewiß wohler gefühlt hätten, als auf dem wolkenumzogenen Bergkegel Theſſaliens.

Im Garten der Götter: Die Kathedral-Felſen.

Man wird auf der Landkarte am Oſtabhange der Felſengebirge ein kleines Bächlein verzeichnet finden, das im Norden von Colorado Springs den Bergketten entlang läuft. Ganze Zeitalter atmoſphäriſcher Thätigkeit und ſtrömendes Waſſer haben die

Gebirge, durch welche das kleine Bächlein fließt, in jene wunderbaren und phantastischen Formen gebracht, die sich gegenwärtig am Eingang in den Garten der Götter dem erstaunten Touristen-Auge zeigen. Der Weg dahin führt anfänglich durch das Thal der Fontaine qui bout und zweigt sich dann gegen Norden ab. Hier schon beginnt das enge Defilé, dessen Bergwände an beiden Seiten mit rothen, schwarzen und weißen Steinpilzen, Obelisken und Pyramiden bedeckt sind. Bald ähneln sie pisanischen schiefen Thürmen, bald der Nadel der Cleopatra. — —



Manitou: Die Sodaquelle.

Hier erweitert sich das Thal zu einem kleinen Kessel, unmittelbar darauf nähern sich die Bergwände derart, daß der Weg unter ihnen hindurchgebrochen werden mußte, und die rothen Felsen dräuend darüber hängen. Die üppigste Vegetation bedeckt das Thal, denn überall, wo die versteinerten Figuren dieses Raritäten-Kabinets der Mutter Natur ein Fleckchen Erde gelassen, da schießen schlanke Pinien und Farrenkräuter aus dem Boden.

Der Weg steigt allmählig, und nach einem zwei Meilen langen Ritt durch die enge Schlucht, befanden wir uns auf einem Bergrücken, vor dem sich der Garten der Götter in seiner ganzen Herrlichkeit ausbreitete. Es ist ein lieblicher Bergkessel, wie er von heimathsstolzen Amerikanern schöner nicht in Arkadien gedacht werden könnte, ringsum eingeschlossen von ungeheueren Felswänden, steinernen Pallisaden und Thürmen bis zu vierhundert Fuß Höhe, hinter denen der gewaltige Pikes Peak mit seiner schneebedeckten Umgebung hervorragt. Die Weite dieses natürlichen Amphitheaters ist etwa eine Meile. Gerade vor uns, am entgegengesetzten Ende des Gartens, nähern sich die vertikalen, brennend rothen Felswände bis auf einige dreißig Schritte und bilden hier mit ihrem senkrechten Absturz die berühmte Pforte zum Garten der Götter. Es sind Felsmauern, von der Hand der Titanen erbaut, um den Lustgarten des amerikanischen Olympus von der profanen Außenwelt abzusperren. In der Mitte des Thorweges erhebt sich ein kleiner, etwa fünfzig Fuß hoher Obelisk, der steinerne Pförtner dieses Paradieses.

Treten wir ein, — zaghaft, wenn auch nicht ſo ganz überwältigt von der Großartigkeit der Szenerie. Wir ſind im Innern dieſer natürlichen Kathedrale, deren Decke der Himmel bildet. Rings umher ſtehen die gigantiſchen Mauern und ihre zackigen, zerfreſſenen Ränder heben ſich ſcharf von dem zarten, durchſichtigen Blau des Horizontes ab. Koloſſale Steinpfeiler von der verſchiedenſten Form und ganze Städte von Thürmen und Thürmchen ſtrecken ihre Spitzen bis in die Wolken, und ihre Großartigkeit wird noch erhöht durch die Variation in den Farben des Geſteins, aus denen ſie gebaut. Rothe und ſchwarze Felſen, durchzogen von blendend weißen Quarzadern, das Blau des Himmels, der grüne Raſenteppich, kurz, jeder Gegenſtand zeigt ſich in einer anderen Färbung. Viele der ſogenannten „Ruinen des Montezuma-Tempels," wunderbar gerundet und geformt durch die Gewalt der Elemente, und monumental in ihrem Anſehen wie in ihrer Größe, zeigen die unglaublichſten Formen. Umriſſe von Reitern, Menſchen und Thieren, ja auf einer dreihundert Fuß hohen Felsnadel ſieht man das nahezu vollkommene Steinbild eines Adlers, der in ruhiger Majeſtät die Scene unter ſich zu betrachten ſcheint.

Im Monument-Park.

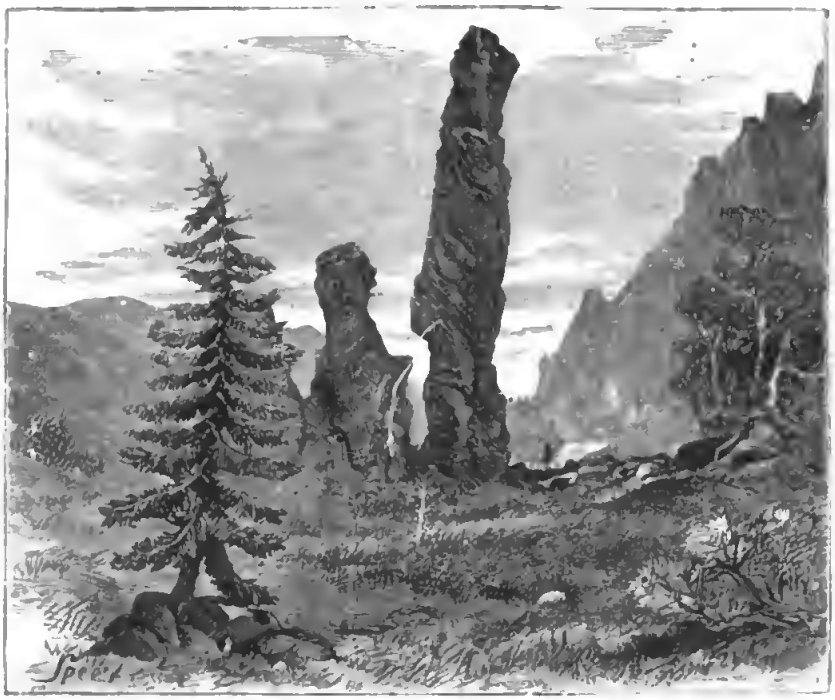
Der Boden dieſes gewaltigen Domes der Natur wird von einem köſtlichen Raſenteppich überkleidet, durch welchen ſich der Wildbach ſein kieſiges Bett gebrochen, ſeine Waſſer murmelnd und kichernd über die Felſen hinab gen Manitou ſendend. Einige Pinien und Eichen ſtehen an ſeinen Ufern.

Manitou: Ein Dichterheim.

Zur Zeit unſeres Beſuches waren die göttlichen Bewohner dieſes Gartens der Hesperiden wahrſcheinlich nicht zu Hauſe, ſie gaben wenigſtens nicht das leiſeſte Zeichen ihrer Gegenwart; daß Jupiter ſeine Donnerkeile in Bann geſchlagen, war uns hoch willkommen, indeß auch

die Nymphen blieben unſichtbar. Die Najaden waren offenbar bei unſerer Annäherung entflohen, das einzige Antinous ähnliche Weſen, das wir ſahen, war ein junger Herr, der ſoeben in dem kryſtallenen Strom des Olympus ein kaltes Bad genommen, und nun ſeine Heldenglieder mit ſeinem leinenen Staub-Paletot abtrocknete. —

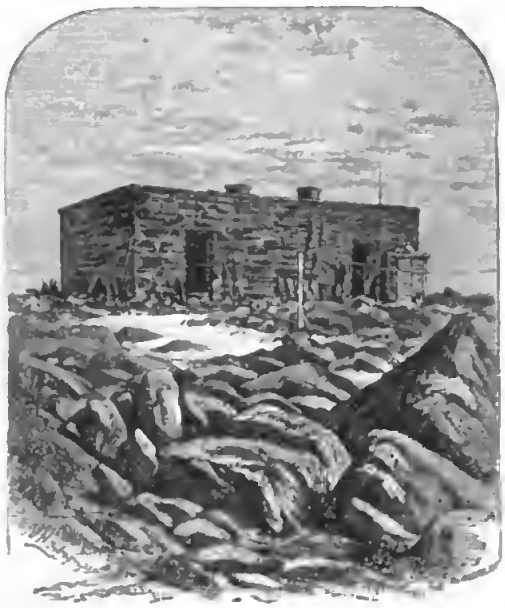
Weit und breit war ſonſt kein Weſen zu ſehen. Nach kurzer Raſt, während welcher unſer Künſtler ſeine Skizzen entwarf, ritten wir durch die majeſtätiſche Felſenpforte weiter nach dem in kurzer Zeit gleichfalls bekannt gewordenen Glen Eyrie,



Manitou: Das Adlerneſt in Queens Cañon.

in welchem ſich der romantiſche Präſident der Denver und Rio Grande-Bahn ein reizendes Schlößchen und einen ſchattigen Park angelegt. In Glen Eyrie und dem nahe gelegenen Queens Cañon vereinigen ſich die natürlichen Reize des Monumentparks und des ein wenig euphemiſtiſch benannten Garten der Götter, wenn auch nicht in ſo großartigem Maßſtabe, doch ſind die ſeltſamen, mehrere hundert Fuß hohen Felsnadeln, die rothen, ſteinernen Pfeifen der Organ Rocks (Orgel-Felſen), die ſchon ſeit Jahrtauſenden in ihren Tönen feſtgebannt, auf einen göttlichen Erlöſer warten, die weißen Sandſtein-Mauern mit ihrem burgartigen Ausſehen, und die ungeheueren Felswände des Queens Cañon eines Beſuches wohl werth.

Endlich mußten wir, die wir uns nach dem Beſuche des amerikaniſchen Olymp ſchon als Halbgötter dünkten, von dem lieben Gottesgarten Abſchied nehmen. Ich übergehe ſchweigend die komiſche Angſtreiterei eines unſerer Reiſegefährten. Ich übergehe die köſtliche Expedition per Mauleſel auf den Pikes Peak, die nothwendig gewordene zweimalige Beſteigung dieſes 14,300 Fuß hohen Bergrieſen, um einen unſerer droben in Verluſt gerathenen Reiſegefährten zu ſuchen und Hülfe zu bringen, den endlichen Abſtieg zur Nachtzeit. Es wäre zu grauſam, all' die ſüßen Geheimniſſe hier zu verrathen, die den heiterſten, aber auch privateſten Theil unſerer Reiſe-Erinnerungen ausmachen.



Die Wetterſtation auf dem Gipfel des Pikes Peak.

Statt von Manitou aus durch den herrlichen Ute-Paß in den South Park vorzudringen, zogen wir vor, über Colorado Springs per Bahn nach Cañon City zu fahren, um von dort aus im Thale des Arkanſas höher in die Gebirge hinauf zu ziehen. Auf dem Wege von Manitou nach Colorado Springs gelangten wir diesmal durch eine Stadt von etwa ſechzig bis achtzig Häuſern, die einen gar ſeltſamen Eindruck auf uns machte. Die breiten, ſchönen Straßen waren ausgeſtorben, die Häuſer geſperrt, die Fenſterläden geſchloſſen und keine Seele ſichtbar. Nur ein Kätzchen leckte ſich die Pfoten und ſprang eiligſt davon, als es die Wagen herbeifahren ſah. War das gelbe Fieber, Cholera oder Peſt über das Städtlein gekommen?

Es iſt eine aufgegebene, verlaſſene Stadt, einſt Colorado City genannt, zur Zeit der Trennung des Territoriums Colorado von Kanſas, die Hauptſtadt des erſteren mit nahezu tauſend Einwohnern. Mittlerweile wurde die Bahn gebaut, die drei Meilen von Colorado City vorbeiführte. An der Station entſtand eine neue Anſiedlung, Colorado Springs genannt. Die transportabeln Häuſer von Colorado City wurden nach dieſer neuen Anſiedlung überführt, um der Bahn näher zu ſein. Colorado Springs wurde größer, Colorado City aber kleiner, bis ihm von dem erſteren, raſch aufblühenden Städtchen der Lebensfaden abgeſchnitten wurde. So liegt dieſe Städte-Leiche auf dem flachen Terrain und in ihrem Sterben gab ſie jener Yankee-Temperenzſtadt das Leben, die gegenwärtig ſchon dreitauſend Einwohner zählt.

Digitized by Google

Manitou: Der Williams Cañon.

Wir hatten urſprünglich von der Temperenz-Wirthſchaft von Colorado Springs keine Ahnung. Als wir demnach, den Künſtler an der Spitze, durch die Straßen wanderten, waren wir überraſcht, in den langen Häuſerfronten nicht ein Bierhaus zu erblicken. Wir fragten einige Männer um ein ſolches. Sie blickten uns verächtlich

an und gaben keine Antwort. An einer andern Straßenecke fragten wir abermals. „Temperenz“ ſchnarrte man uns zu. Wir gaben aber das Suchen nicht auf. Vor einem Zeitungs-Bureau ſtanden einige Männer, an deren Naſenſpitze man es ſehen konnte, daß ſie mit Temperenz und Waſſer in bitterſter Feindſchaft lebten, — offenbar Zeitungs-Redakteure. Unſer Künſtler frug ſie. Gerührt durch ſein inniges Flehen, blickten ſie ſich verſtohlen um und flüſterten ihm ins Ohr: „Pikes Peak Houſe.“

„Danke.“ Alſo da war Gerſtenſaft zu finden. Der Künſtler wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn. Wo war denn Pikes Peak Houſe? Meinten die Männer das Obſervatorium auf dem Gipfel jenes Granitrieſen, der ſo ſchläfrig aus den Wolken auf uns niederblickte? Nein! So grauſam konnten ſie nicht ſein. Der Künſtler ſah erbärmlich aus. Wir fragten nochmals, da zeigte uns denn ein Braver ein mäßig großes Haus außerhalb der Stadt und lächelte ſchlau. Wir trabten dahin. Der Wirth, dick und behäbig, wie ein Butterfaß, vertrat uns, als wir hinein wollten, den Weg.

„Wer ſeid Ihr?“ herrſchte er.

„Fahrende Künſtler.“

„Woher und wohin? Langen Aufenthalt in der Stadt nehmen?“

„Nein, mit dem nächſten Zuge wieder abfahren.“

Ob wir wüßten, daß dies eine Temperenzſtadt ſei? Dem Künſtler platzte die Kehle vor Durſt (es war im Auguſt). Er hatte es ſatt. An der Ausſprache des dicken Patrons hatte er den deutſchen Michel erkannt.

„Höre Se,“ rief er dann endlich, „Wir hawe Dorſcht. Gäbt uns was zu ſaufe, ſonſt ſchterbe mer!“

Damit war die Maske gefallen. Der Dicke winkte uns zu folgen. Durch mehrere Thüren und Zimmer ging es nun in ein kerkerähnliches Gelaß ohne Fenſter, von einem Lämpchen elendiglich erleuchtet. Der Wirth verriegelte die Thüre und verſchwand dann in einem Verließ, aus dem er nach wenigen Augenblicken mit mehreren Humpen ſchäumenden Gerſtenſaftes heraufächzte. Es war Bier „vom Faß.“ Wir fragten, wie viel Bier der Wirth wohl täglich ausſchenkte? „Drei bis vier Faß pro Tag,“ lautete die Antwort. Wir lächelten. Das Beiſpiel einer amerikaniſchen Temperenzſtadt!

9. Pueblo und der Grand Canon des Arkanſas.

Der Centennialſtaat Colorado beſitzt außer Denver und Colorado Springs noch eine andere Stadt, welche darnach ſtrebt, der Sitz der Staats-Regierung zu werden. Es iſt Pueblo, eine an der Mündung der Fontaine qui bout in den Arkanſas gelegene Stadt von 1876 nur 5000, heute 15000 Einwohnern, zugleich eine der wichtigſten Stationen der Atchiſon-Topeka- und Santa-Fé-Eiſenbahn. Im Jahre 1867 beſaß Pueblo 40 Einwohner, die ſich im Jahre 1873, natürlich durch fremden und nicht durch eigenen Zuwachs auf 3,500 vermehrt hatten. Heute ſchwören die Einwohner der Stadt, ſie beſäße 15,000 Seelen.

Die Diſtanz von Colorado Springs nach Pueblo beträgt blos 45 Meilen, und die Fahrt durch die wenig anſprechende Gegend war nur kurz. Pueblo lag vor uns. Am Bahnhof ſtand ein Hôtel-Omnibus bereit, uns nach dem damals beſten Hôtel der Stadt, dem Lindell Hôtel, zu bringen. Der Künſtler und ich krochen auf das Dach des kurioſen Vehikels, um von da die Landſchaft und die Lage der Stadt beſſer beſehen zu können, wenn auch mein artiſtiſcher Reiſegefährte ein wenig über das harte Sitzleder und das Gefährliche unſerer Poſition lamentirte, ſo nahm er doch ſein Skizzenbuch aus der Taſche, um die Stadt vom Dache des Omnibus zu ſkizziren. Er ſteckte es aber wieder ein, nachdem die Spitzen ſeiner drei Bleiſtifte nach den erſten paar Strichen abgebrochen waren.

Der Bahnhof liegt im ſüdlichen, im raſchen Aufblühen begriffenen Theile der Stadt, während der jenſeits des Arkanſas, auf einem Plateau gelegene nördliche Stadttheil gegenwärtig wohl noch der größere iſt, aber wenig Handel und Induſtrie aufweiſt.

Das Thal des Arkanſas, die Meſa, wie es hier genannt wird, iſt im Vergleich zu den traurigen Prairie-Landſchaften, die wir ſoeben paſſirt hatten, ein wahres Paradies. Der Arkanſasfluß hat hier kaum die letzten Vorberge der Rocky Mountains verlaſſen und ſein Waſſer iſt klar und kalt, wie das eines Alpenbaches. Aber die Breite und Beſchaffenheit ſeines Strombettes zeigen, daß er zu anderen Jahreszeiten nicht ſo ruhig einhermurmelt, wie jetzt. Baumſtämme, kleine Inſeln von Strauchwerk und mächtige Felstrümmer bedecken den kahlen Strand, und erſt eine ziemliche Strecke von den Ufern entfernt, erhebt ſich der erſte Baum der Meſa. Es ſind meiſt mächtige Cottonwood-Bäume, die trotz ihrer Zugehörigkeit zum Pappeln-Geſchlecht, mit ihrer breiten Krone und dem ſtarken Baumſtamm der Eiche ähneln. Einer der Bäume hat einen Umfang von 16 Fuß. Hier, in dieſem grünen, ſchattigen Meſa

liegt Süd-Pueblo, ein kleines Städtchen mit vielen Holz- und wenigen Steinhäuſern, die Straßen, die vom Bahnhof dahin und über den Arkanſas nach Nord-Pueblo führen, ſind fußhoch mit trockenem, blendend weißen Kalkſtaub bedeckt. Der auf einer kleinen Terrain-Erhebung gelegene nördliche Stadttheil beſitzt wohl eine breite, halbwegs gepflaſterte Straße, die Santa Fé Avenue, aber ſie iſt ohne das geſchäftliche Leben von Denver oder einer öſtlichen Stadt. Die Gebäude ſind aus gebrannten Ziegeln oder Kalkſtein gebaut, zwei bis drei Stockwerke hoch, und haben nichts von dem mexikaniſchen Charakter an ſich, den wir ſchon vor Pueblo, in den Prairien von Colorado, hie und da wahrgenommen hatten. Es iſt in der That eine Neu-England-Stadt auf den Trümmern einer uralten ſpaniſchen Anſiedelung, von der nichts übrig iſt, als die verfallenen Ringmauern eines ſpaniſchen Forts und — ihr Name: Pueblo. Kaum eine ſpaniſche Firmentafel iſt vorhanden, und man könnte ſich eine beſſere Yankee-Stadt kaum vorſtellen.

Das Hôtel war nicht der Ort, wo wir uns von den Strapazen unſerer Reiſe hätten erholen können. Mittags war es, der fürchterlichen Hitze wegen, unmöglich, nur einen Schritt aus dem Hauſe zu wagen, und die Sonne braunte auf das Metalldach des Hôtels auch ſo backofenheiß hernieder, daß es in den mit Teppichen belegten Zimmern zum Verdurſten war. Mein Schlafgenoſſe, der wackere Lamothe, wälzte ſich auf ſeinem Lager umher, wie ein armer Sünder, der am nächſten Morgen gehängt werden ſollte. Oh, voila comme il fait chaud! quel temps. So ging es fort, untermiſcht mit Seufzern. Armer Franzoſe! Er war drei Jahre am Senegal, lange Zeit in Cuba und Hayti, Gott weiß wie lange in Indien und Mexiko, während ſeine ſtändige Reſidenz Algier iſt, — ſelbſt er empfand die Hitze in ſolchem Grade! —

Aber es war nicht die Hitze allein, die uns den Aufenthalt in Pueblo verleidete. In den Zimmern des Hôtels müſſen früher Indianer gehauſt haben, denn die Nächte brachten uns zur vollſten Ueberzeugung, daß außer uns noch Legionen daſſelbe Zimmer bewohnten. Unſer Künſtler, der wackere Herr von Elliot, von der Leipziger „Illuſtrirten", quartierte ſich noch um Mitternacht des erſten Tages, trotz ſeiner Müdigkeit aus, um ſich mit Hülfe ſeiner Reiſedecke auf dem Piano des „Parlors" ein, wenn auch muſikaliſches, jedoch, — bis auf die Holzwürmer, — inſektenloſes Lager zu bereiten. Nur die vortreffliche Reſonanz des alten Kaſtens kam ihm diesmal nicht gelegen. Der engliſche Kollege machte es am zweckmäßigſten. Er arbeitete beim Lichte ſeiner Oel-Lampe, — denn Pueblo beſaß damals keine Gasbeleuchtung — die ganze Nacht hindurch, an einem Reiſe-Feuilleton.

Der langen Nacht folgte ein troſtlos heißer Tag, der zu nichts benutzt werden konnte, als den Redakteuren der zwei Puebloer Zeitungen ihre Beſuche zu erwidern. Die größere, der „Pueblo Chieftain," iſt ein hübſch ausgeſtattetes, gut redigirtes

Tageblatt. In den Redaktionslokalen dieſer beiden Journale hatte ich Gelegenheit, die Sonderbarkeiten der Redakteure des äußerſten Weſtens kennen zu lernen. Wohl iſt dem Redakteur eines jeden Blattes ſeine Zeit viel werth, und ſelbſt der Redakteur der Leipziger Gartenlaube hat auf ſeiner Thür die Worte: „Zeit iſt Geld“ angeſchrieben. Aber die Art und Weiſe, wie dies der „Pueblo Chieftain“ ſeinen Beſuchern ankündigt, iſt doch zu originell, um nicht weiteren Kreiſen zur Nachahmung empfohlen zu werden. Ueber dem Schreibtiſch des Chef-Redakteurs befindet ſich nämlich ein großer, offenbar aus irgend einem Indianer-Grabhügel ſtammender Todtenſchädel, und unter dieſem ſtehen auf einer ſchwarzen Tafel die Worte:

This man loafed in this Sanctum, stole Exchanges and interfered with the Editors work by talking to him about unimportant matters. His „chin was wiped off“ but alas too late! Pilgrims in this vale of tears, Beware!!!*)

Well, — we did beware, und trachteten die Stube, in welcher es dem Künſtler ganz bange geworden war, ſo ſchnell wie möglich zu verlaſſen.

Als Seitenſtück dieſes ſonderbaren Möbels in einer Zeitungs-Redaktion, fanden wir noch etwas Amüſanteres in Cañon City, wohin wir ſpäterhin von Pueblo aus gelangten. Als wir nämlich in das Redaktions-Lokal der „Cañon City Avalanche“ traten, ſahen wir zu unſerm Befremden, wie der Redakteur en chef unſere Füße mit großer Aufmerkſamkeit muſterte und ſich kopfſchüttelnd die Fußumriſſe ausbat. Erſt dann bemerkten wir, daß die Wände des Lokales über und über mit den Umriſſen der ungeheuerlichſten Füße „geſchmückt“ waren, und als wir uns Aufklärung darüber erbaten, fragte uns lächelnd der wackere Redakteur, ob wir denn nicht wüßten, daß die Zeitungs-Redakteure des Weſtens die größten Füße hätten? Er hatte ſich eine Sammlung von „outlines“ ſämmtlicher Redakteursfüße, die jemals das Bureau der „Avalanche“ betraten, angelegt. In jede der ſo erhaltenen Fußſpuren mußte ihr Eigenthümer ſeine Namensunterſchrift ſetzen. Wir erfüllten ſeinen Wunſch. Er breitete einen großen Papierbogen auf dem Fußboden aus, und während wir der Reihe nach den rechten Fuß auf das Papier ſetzten, brachte unſer Redakteur die Fußcontouren mit geſchickter Hand zu Papier.

Von Pueblo aus galt unſer erſter Ausflug dem Grand Cañon des Arkanſas. Der unglaubliche Gold- und Silberreichthum der San Juan-Region und der Bergwerke von Roſita und Del Norte hatten ſchon 1876 bis in die Nähe des Grand Cañon eine Eiſenbahn geſchaffen, die in den folgenden Jahren von der Atchiſon-, Topeka- und Santa Fé-Eiſenbahn noch weit über Colorado und Utah hinaus bis Salt Lake

*) Dieſer Menſch lungerte in dieſem Sanctum umher, ſtahl Tauſchblätter und ſtörte den Redakteur, indem er zu ihm über unwichtige Dinge ſprach. Sein „Kinn wurde wohl abgewiſcht“, aber leider zu ſpät. Wanderer in dieſem Thränenthale, hüte Dich.

City verlängert wurde. Den heutigen Reisenden ist es somit ein Leichtes, den Cañon und überhaupt Südcolorado zu besuchen.

Damals führte die Bahn nur bis Cañon City. Wir mußten uns noch auf einem offenen Lastwagen unseres, ein halbes Hundert leerer Waggons umfassenden Zuges ein bequemes Plätzchen zurecht machen. Anfänglich ging Alles gut. Der Zugführer hatte den Auftrag, an irgend einem, uns wünschenswerth erscheinenden Punkte anzuhalten, um unserem Künstler die zu seinen Skizzen nöthige Zeit zu gestatten. Aber wir machten vor der Hand keinen Gebrauch davon. Die Bahn lief längs des tief in den Boden gewaschenen Arkansas entlang gegen die Gebirge zu. Die Gegenden, die er hier durchfließt, gehörten zu den trostlosesten, die ich je gesehen. Es ist der östliche Fuß der Felsengebirge, und hier befinden sich die ungeheuren Ablagerungen der Flüsse aus denselben. Meilenweit besteht der Boden aus Conglomeraten, unfertigem Sandstein, Gerölle, schlechtem, unfruchtbarem Schutt. Regenbäche und die sonstigen kleineren Zuflüsse des Arkansas haben sich durch diese Wüsteneien ihre tiefen Betten gegraben.

Das Wasser des Arkansas ist hier von eigenthümlich lichtgrüner Farbe und an tieferen Stellen gänzlich undurchsichtig. In Pueblo jedoch hat der Fluß diese Färbung wieder verloren und ist klar, wie das Wasser einer Felsenquelle.

Etwa auf der Hälfte des fünfunddreißig Meilen langen Weges nach Cañon City ließ der Zug-Kondukteur halten und führte uns auf eine wenige Minuten entfernte Anhöhe, auf welcher sich eine ziemlich starke Eisen- und Soda-Quelle befindet. Es geht nichts über die Gemüthlichkeit! Was würde man in Europa für ein Geschrei erheben, wenn ein derartiges Anhalten des Zuges irgendwo stattfände!

Die Mineralquelle ist ziemlich günstig auf einem Terrain gelegen, das zum Unterschiede von dem vorgeschilderten mit dichtem Gestrüpp, ja sogar mit Bäumen bewachsen ist. Das Wasser sprudelt unter starker Gasentwickelung aus dem Boden hervor, der von Menschenhand noch nicht mit Bausteinen umgeben und noch nicht mit einer Statue geziert worden war. Aber das naheliegende Manitou, das berühmte Saratoga des Westens, war ja vor zehn Jahren noch viel unbekannter, als die namenlose Quelle, von welcher ich spreche, und so kann man bei dem bekannten Pilz-Wachsthum amerikanischer Städte getrost annehmen, daß in weiteren zehn Jahren prachtvolle Hôtels da stehen werden, wo gegenwärtig Unkraut wuchert.

Die Quelle, die jetzt bescheiden ihre Gasblasen ans Tageslicht sendet, dann über einen von ihrem Eisen-Oxyd brennroth gefärbten Felsen in den fünfzig Fuß darunter hinwegfließenden Arkansas hinabrieselt, wird eines Tages von einem prachtvollen Pavillon eingeschlossen sein. Doktoren und Professoren werden lange Bücher über ihre Heilkraft verfaßt haben, ihr Wasser wird in Steinkrügen und Flaschen abgezapft

werden, die unter der Vignette „The great Arkansas Soda and Iron spring water“ in aller Welt ihre Kunden ſuchen müſſen. Agents wanted!

Aber weiter! Der Reſt der Fahrt wurde bald zurückgelegt, denn wir behielten uns die Beſichtigung der ſchönſten Punkte für die Rückfahrt vor. Der damalige Bahnhof von Cañon City lag in einem Staubfelde, drei Meilen von der Stadt,

Pueblo: Der erſte Anfang.

einſam und verlaſſen wie eine Pueblo-Ruine. Ein mit vier Pferden beſpannter Wagen ſtand bereit, uns nach der Stadt zu bringen. Die Amerikaner ſind ebenſo ſchlechte Reiter, als gute Kutſcher, und durch ſichere Hand gelenkt, flogen die Pferde dahin, daß der Staub in Wolken aufwirbelte. Unglückſeligerweiſe hatten wir ſelbſt am meiſten darunter zu leiden, denn als unſer Viergeſpann vor dem McClure Hôtel, dem beſten der Stadt anhielt, ſahen wir wie Müllerburſchen aus. Ein paar Schwarze

Pueblo: Jetzt.

ſtürzten aber ſofort herzhaft mit Strohbürſten auf uns zu. Wehe, wenn ſie losgelaſſen! Da hilft kein Widerſtreben. Kleider, Stiefel, Ohren, Naſe, Alles wird in einem Striche bearbeitet, — unſer Franzoſe blieb nach dem erhaltenen Bürſten-Sturzbad noch einige Minuten ſprachlos ſtehen, um nach Athem zu ringen.

Das Hôtel wird von einigen Yankees vortrefflich geleitet, wir aßen hier Buffalo-Zunge und Bären-Braten, wie man ihn bei Delmonico in Newyork nicht beſſer haben

könnte. Aber die Stadt! Es iſt ein wahres Ascott und Derby von Staub! Ein kleines Neſtchen von etwa fünfzehnhundert Einwohnern, unter denen ſich einige Hundert Mexikaner befinden. Als damaliger Endpunkt der Bahn hatte es eine gewiſſe vorübergehende Bedeutung, denn die nach der San Juan-Region und in die Roſita und Del Norte-Minen ziehenden „Proſpekters“ oder Mineure pflegten ſich hier auszurüſten, d. h. Wagen und Pferd, Werkzeuge und Hausgeräthſchaften anzu-

Felſengebirge: Schafheerde-Felſen.

ſchaffen. Heute zieht das große Naturwunder, der Grand Cañon des Arkanſas, viele Reiſende heran.

Der kommende Tag war für unſeren Ausflug nach dieſem Weltwunder beſtimmt. Kaum graute der Morgen, ſo trieb uns Mr. James ſchon aus den Federn. Der Wagen ſtand vor dem Thore zur Abfahrt bereit. Das Frühſtück war raſch eingenommen, und in unſere Decken gehüllt, fuhren wir munter durch den kühlen, nebligen Morgen gegen Weſten zu. Der Weg führte anfänglich in einem weiten, ſteinigen Flußbett bergaufwärts. Das Thal, das der wilde Gießbach hier in die Felſen geriſſen, iſt ein ſchauerliches Bild der Gewalt des Waſſers, auch zugleich eine Erklärung, wie Berge fortgetragen und an anderen Stellen wieder aufgebaut werden können. Der Wildbach ſelbſt war zu einer kleinen, rieſelnden Quelle zuſammen geſchrumpft. Aber ſeine Schwäche iſt trügeriſch. Plötzlich und ehe man irgend eine Ahnung davon hat, kommen mitunter Waſſermaſſen von zehn Fuß Höhe herangebrauſt, Felſen

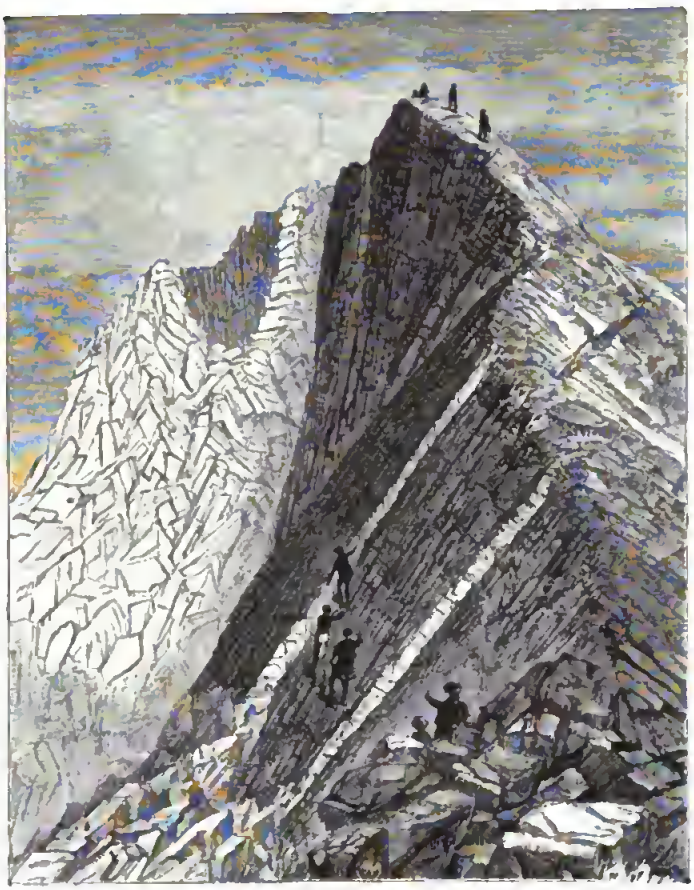
Bäume, Alles mit sich fortreißend, das sich ihnen entgegenstellt. Eben so schnell, wie sie gekommen, vergehen sie wieder, nichts als die traurigsten Spuren ihrer zerstörenden Gewalt hinter sich zurücklassend.

Nach langer Fahrt durch das wüste Thal führte der Weg durch ein zerbröckeltes Felsenthor, gleichfalls von Berg-Wässern durch den Stein gebrochen. Es ist das „Devils Gate," der Eingang zu einem Berg-Plateau, von etwa 10,000 Fuß Höhe, das den Namen „Eightmiles Park" führt, eine jener weitberühmten Gebirgsmatten, deren es in den Rocky Mountains so viele giebt und die hier „Parks" genannt werden. Man kann sich schwer eine Idee von der Herrlichkeit der Aussicht bilden, die wir von diesem hochgelegenen Punkte aus nach allen Richtungen hin genossen: Ueberall, selbst in unserer nächsten Nähe, starrten uns Berg-Riesen von 11- bis 14,000 Fuß Höhe entgegen, alle mit ihrer schneeigen Morgenkappe bedeckt. Gegen Südwesten die prächtige, langgestreckte Kette der Sangre del Christo Mountains und der Sierra Blanca. Gegen Westen erheben sich, gleich Riesen-Treppen, die durch die Wolken zum Himmel führen, andere Hauptketten der Rocky Mountains: die Sierra San Juan, mit ihren dunklen, bewaldeten Höhen. Hinter ihr die höhere, langgestreckte Gipfel-Kette der Sierra La Plata, und hoch über diese hinweg in der weitesten Ferne die Uncompahgre Mountains, mit dem gewaltigen Riesen der Felsengebirge, dem Uncompahgre Peak, der bis zu 14,000 Fuß Höhe in die Wolken ragt.

Gegen Nordosten verschwanden die hohen Gebirgsketten im Nebel und machten einer Gruppe von hohen Bergspitzen Platz, die, alle tief mit Schnee bedeckt, ihre weißen Häupter in dem goldigen Licht der aufgehenden Sonne badeten. Es waren gelehrte Größen, die da beisammen standen, ein Areopag der Wissenschaft. Da standen Mount Harvard, Yale und Princeton; weiterhin Mount Huxley, Faraday und Spencer; und noch weiter, kaum mehr wahrnehmbar, in ungeheurer Ferne, das gewaltige Pendant zum Uncompahgre Mount, der Mount Lincoln. Gegen Norden standen kleinere Vorberge im Wege und erst gegen Nordosten zu ragte der wundervoll schön geformte Pikes Peak mit seinem Adjutanten, dem Camerons Cone, über die umliegenden Gipfel. Gegen Osten sahen wir das weite, unabsehbare Meer der Prairie sich am Horizont verlieren, und gegen Süden schlossen die Rocky Mountains mit den zwei schönen, vielbewunderten Berg-Schwestern, den Spanish Peaks, ab. Lange standen wir in der Betrachtung einer Szenerie versunken, die in solcher Schönheit und Großartigkeit wohl selten wiedergefunden wird. Es ist ein eigenthümliches Bild von Erhabenheit, eine Wüste von Felsenspitzen, die, wie ungeheure zerschlagene Glasflaschen, ihre abgebrochenen Hälse gen Himmel recken.

Noch weiter führt der Weg über Berge, fortwährend ansteigend, durch die wildeste, gräulichste Natur, durch eine Stätte der Zerstörung. Myriaden von Bäumen

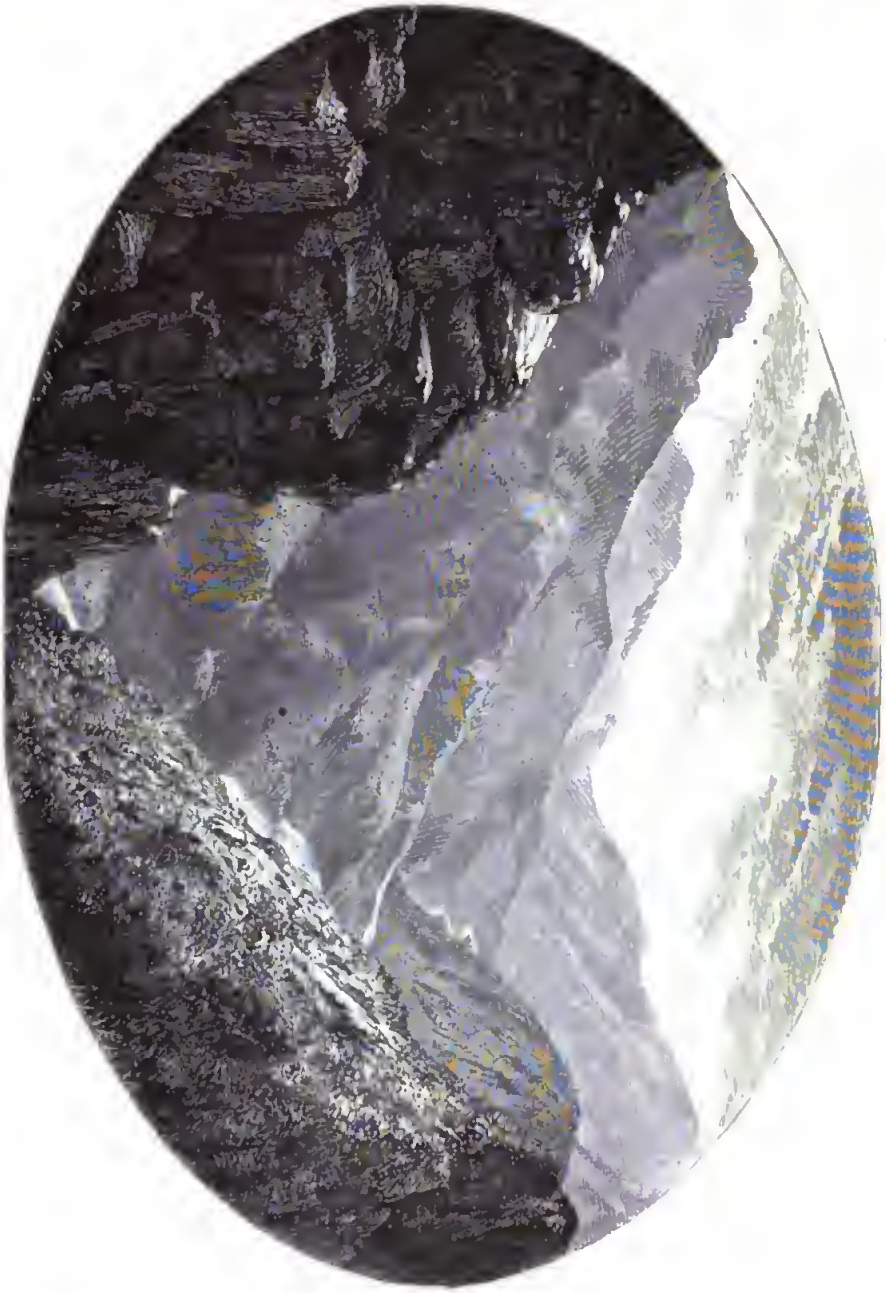
liegen hier, gebrochen von Stürmen oder niedergeſchmettert von Blitzen. Die Rinde iſt abgebröckelt, das bloße Holz liegt da, von der Sonne gebleicht, wie die Gerippe der Wüſtenthiere. Wie um Rache flehend, ſtrecken ſie die nackten Aeſte, Armen gleich, zum Himmel empor. Die Erde iſt aufgewühlt, und das bloße Geſtein tritt kalt und trocken zu Tage. Felstrümmer liegen umher, groß und gewaltig, als hätten ſie Berg-



Der Italian Mountain.

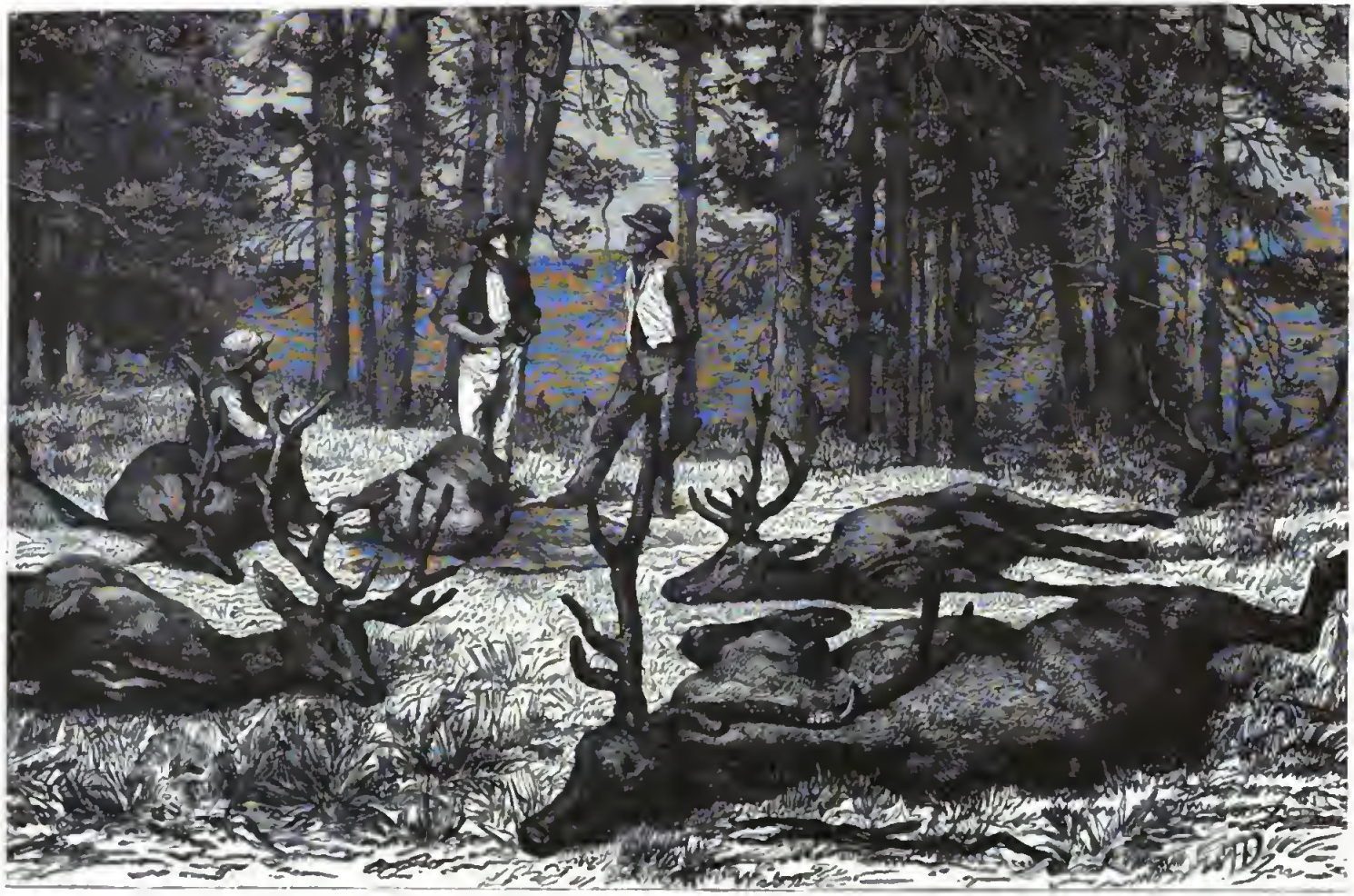
geiſtern zum Spielball gedient. Zwiſchen ihnen durch bahnten wir unſeren Weg zu einem Gehölz von verkrüppelten Fichten. Hier bindet unſer Führer den Wagen an einen Baum. Wir ſind am Grand Cañon angelangt. Nichts als rothe Granitfelſen treten uns auf dem Wege entgegen. Endlich kommen wir auf einen Felſen, bei deſſen Betreten wir, von Entſetzen und Grauen erfaßt, ſtehen bleiben. Nichts Anderes, als des Teufels Weg zur Hölle, kann dieſer Schlucht gleichen, die Tauſende Fuß tief vor unſeren Augen in die Tiefe abſtürzt. Es iſt, als hätte ſich die Erde aufgethan,

um ihre Eingeweide bloßzulegen. Stumm und ſtill liegt das trockene Grab der Natur vor uns. Kein Laut ſtört die Einſamkeit, kein Zeichen des Lebens iſt zu ſehen. Wir



Der Grand Canion des Arkanſas.

hören unſeren Athem und das Geknister des Sandes unter unſeren Füßen. Das Rieſeln einer Quelle, das Murmeln eines Baches wäre uns hier die ſchönſte



In den Felſengebirgen: Erfolgreiche Jagd. (Nach einer Photographie.)

Muſik geweſen. Aber ſelbſt dieſer Laute muß unſer Ohr entbehren, die Stille erhöht noch die geiſterhafte Majeſtät der Natur, vor der wir uns beugen.

Aber nun erſt der große Cañon, die Hauptſchlucht, durch welche ſich der Arkanſas Bahn gebrochen. Alle Worte ſpotten der Beſchreibung. Zwei Wände, tauſende Fuß hoch, vertikal himmelanſtrebend, in Wolken gehüllt; die eine roth und aus kaltem, hartem Granit, die andere von grangrün verwitterter Farbe, dazu die Tauſende von kleineren Felſen, Vorſprüngen und Thürmchen, die aus den Seitenwände hervor- und emporragen! Das iſt die Gothik der Natur, das ſcheint das Vorbild zu ſein, das unſere Vorfahren in ihren Kirchenbauten nachzuahmen ſtrebten!

Dieſe zwei Wände fallen unten zuſammen in einer Tiefe, in der man die Felſen und Sträucher nicht mehr vom Boden unterſcheiden kann. Sie ſchließen ſich zuſammen und durch dieſe Rinne ſtrömen die gewaltigen Fluthen des Arkanſas, eingeengt, eingepreßt, einem Bächlein gleich. Aber der Donner, der von da unten hervordringt, lehrt uns, daß es ein mächtiger Strom iſt. —

Im erſten Moment des Erblickens flimmerte es vor unſeren Augen. Wir wußten nicht, war es ein Traumbild, eine Fata morgana neckiſcher Berggeſpenſter? Erſt allmählig konnte ſich unſer Auge an das große Bild gewöhnen. Aber dann ſog es auch mit Vergnügen daran, unverwandt und lange, um es in unſer Inneres zu verpflanzen, woraus es niemals wieder verſchwinden wird. —

10. Die Silber-Diſtricte von Süd-Colorado.

Der alle Schranken überſetzende, in Rieſenſprüngen fortſchreitende Verkehr hat ſich vor kurzem auch des Arkanſas Cañons, dieſes gewaltigen Naturwunders, bemächtigt, und ebenſo wie er eine Eiſenbahn bis an die höchſte Spitze der Alleghany-Kette ſchuf, wie er auf einer mächtigen Kettenbrücke die Niagarafälle überſetzte, Schienenſtränge durch die Prairien legte, die Locomotive auf ſtählernen Geleiſen die Felſengebirge überſchreiten ließ, ſo führte er auch endlich die Eiſenbahn durch den Grand Cañon des Arkanſas, und weder die gewaltigen Fluthen des Stromes, noch die himmelanſtrebenden, überhängenden Felſen konnten den amerikaniſchen Ingenieuren ernſtliche Hinderniſſe darbieten. Hinter dem Grand Cañon des Arkanſas lag doch der große South Park und in dieſem wurden vor einigen Jahren ungemein reiche Silber- und Goldlager entdeckt. Sofort trat wieder eine jener Völkerwanderungen ein, wie ſie in ſechziger Jahren Colorado und Californien, in den ſiebziger Jahren Nevada und die Black Hills hervorgerufen hatten. Zu Zehntauſenden ſtrömten ſie herbei und gründeten im Handumdrehen Städte und Dörfer, ja große dichtbeſiedelte Diſtrikte.

Die Zweigbahn, welche von der Atchiſon-Topeka-Santa-Fé-Geſellſchaft zu dieſen durch den Arkanſas Cañon gebaut wurde, iſt eine der wenigen Bahnen Amerikas, welche den Bedürfniſſen nicht vorangeeilt war, ſondern dieſen erſt nachkam — ein kleines Beiſpiel, mit welcher Schnelligkeit, welcher Haſt ſich der Menſchenſtrom über die neuen Silber-Regionen in Süd-Colorado ergoſſen hatte. —

Der Grand Cañon des Arkanſas bot die einzige Möglichkeit für die Herſtellung einer Eiſenbahn dar, und kaum vermeſſen, begann man auch ſchon mit ihrer Conſtruktion. Das Bahnbett mußte natürlich aus den Granitwänden herausgeſprengt werden, und an manchen Stellen wurde es ſogar auf parallel mit dem Fluß laufenden, in den Seitenwänden eingelaſſenen Brücken fortgeführt, unter welchen der Fluß toſend hinwegbrauſt. Aber man nennt Amerika nicht umſonſt das Land der Wunder. Die Yankees geben ſich mit wenigem ſelten zufrieden. In Europa hätte die Arkanſas-Bahn für mehrere Jahrzehnte hinaus dem Verkehr vollſtändig entſprochen. Nicht ſo in Amerika. Man höre: Durch den, an manchen Stellen kaum 30 Fuß breiten Schlund, dieſer via mala von Amerika, führen heute nicht eine, ſondern zwei Eiſenbahnen, Konkurrenzlinien mit verſchiedenem Bahnbett, eigenen Stationen und eigenem Zugverkehr.

Die Länge des Cañon beträgt acht Meilen, und iſt er endlich durchfahren, ſo befindet man ſich in dem zur Zeit ergiebigſten Silberdiſtrikte der Erde, der wie in einem früheren Kapitel erwähnt, ſogar die berühmten Silber-Minen von Guanajuato und Zacatecas übertrifft. Ein ganzes Dutzend Zweigbahnen wurden von der (quer durch den South-Park nach Salt Lake City in Utah führenden und das Prairie-Eiſenbahnſyſtem mit dem pazifiſchen verbindenden) Hauptbahn nach den einzelnen Minen-Diſtrikten geführt, zumeiſt tollkühne Bauten, an dem Rande tiefer Abhänge, mit gewaltigen Neigungen und Serpentinen.

Folgen wir zunächſt der Hauptbahn, die wie geſagt als Fortſetzung der Atchiſon-Topeka-Santa-Fé-Bahn von Pueblo aus durch den Grand Cañon mitten in das Herz der Felſengebirge hineinführt, und daſſelbe auf kühnen Wegen überſteigend, den direkteſten Anſchluß an die nach San Francisco führende Zentral-Pacific-Bahn gewährt. An mehreren Minenſtädten, darunter Salida und Mears vorüberlaufend, erreicht unſer Zug den Marſchall-Paß und die große Waſſerſcheide zwiſchen den beiden Weltmeeren. Auf einer Höhe von 10,760 Fuß über dem Meeresſpiegel, der höchſten von einer Eiſenbahn erreichten Höhe Amerikas dahineilend, ſehen wir zu unſeren Füßen das San Luis-Thal, umgeben von den ſchon mehrfach geſchilderten höchſten Erhebungen der Felſengebirge. Die Neigung, welche die Bahn hier zu überwinden hat, beträgt durchſchnittlich 211 Fuß pr. engliſche oder nahezu tauſend Fuß pr. geographiſche Meile! — Gunniſon, an der Vereinigung des gleichnamigen Fluſſes mit dem Tomichi, bereits im Stromgebiete des Stillen Ozeans gelegen, iſt eine

Stadt von etwa 6000 Einwohnern, mit Gas- und Wasserleitung, Hochschulen, Großhandlungen, Banken und Schmelzwerken — alles zusammen innerhalb sechs Jahren erstanden!! Die reichen Silbererz-Lager der ganzen Gegend haben sie geschaffen. Zwanzig bis dreißig Städtchen und Minenlager von tausend bis dreitausend Einwohnern befinden sich in diesem Theile des Staates, die Mehrzahl derselben bereits durch Eisenbahnen mit Gunnison oder anderen an der Hauptbahn gelegenen Städten vereinigt. Ueberall, in Lake City, Montrose, Ouray und anderen Orten, sieht man zahlreiche Stampf- und Schmelzwerke, tiefe Minen, Dampfmaschinen. — Diese Orte sind jedoch nicht nur selbst Minenstädte, sondern wieder Mittelpunkte kleinerer Silberdistrikte, mit welchen regelmäßige Reisewagenverbindungen bestehen. Das ganze Communikationssystem gleicht hier einem Flußnetz. Wie dieses aus kleinen Quellen, Bergströmen seinen Anfang nimmt und zu Bächen vereinigt, durch Zuflüsse verstärkt, einen Fluß bildet, der nach dem einen oder anderen Meere zu fließt, so auch das Verkehrsnetz der Minendistrikte. Oben in den Gebirgen sind die Quellen: die Minen und die Mineuransiedlungen, die ihre Fußpfade und Saumwege herabsenden nach einem größeren Orte. Von diesem aus führen bereits Fahrwege, noch weiter unten kleinere Eisenbahnen nach der Hauptlinie, und diese letztere nimmt endlich den ganzen Verkehr in sich auf, um ihn den großen Zentren in Ost und West zuzuführen. —

Westlich von Gunnison bei der schon im Uncompahgre-Distrikt gelegenen Stadt Montrose durchläuft die Hauptbahn sehr fruchtbare Ackerbaugegenden, welche früher zu der großen Reservation der Ute-Indianer gehört haben. Vor einigen Jahren jedoch wurden die Indianer in anderen, minder günstigen Gegenden untergebracht und die Ackerbau-Regionen der „weißen Eroberung" unterworfen, die sich die 300 000 Morgen vorzüglicher Bewässerungs-Ländereien auch sofort zu Nutze machte; die nahen Waldungen liefern Tannen- und Cedern-Holz und die Berge enthalten neben den Silbermassen große Kohlenlager. An der Station „Utah Line" verläßt die Eisenbahn endlich das Thal des sich nach Süden wendenden Grandflusses, der weiterhin den Namen des großen Coloradoflusses annimmt, und tritt in das Territorium Utah ein, wo sie mehrere blühende Mormonenstädte mit einander verbindet, bevor sie die berühmte Salzseestadt erreicht. —

Soweit die Hauptbahn. Die wichtigste ihrer vielen Zweigbahnen ist jene, welche von Salida aus nach dem in neuester Zeit entstandenen, und schon so großen Silber-Emporium Leadville führt. Selten wurde eine Stadt mit einem unpassenderen Namen belegt, als diese, denn es ist wahrhaftig nicht das Blei (Lead), das sie geschaffen hat, sondern Silber und Gold.

Leadville ist der Regierungssitz des County Lake und die drittgrößte Stadt in Colorado. Im Jahre 1859 wurden hier bedeutende Goldlager entdeckt und bald

war die Gegend der Tummelplatz emsiger Tausender, die im Laufe der nächsten fünf Jahre über 5,000,000 Dollars an Golderz erbeuteten. Dann hörten die Goldfunde auf und die rasch entstandene Miner-Ansiedlung schrumpfte ebenso rasch wieder in nichts zusammen. Da wurden im Jahre 1876 reiche Silbererze dort entdeckt und nun begann der Zufluß der Miner und Abenteuerer auf's neue, und zwar in nie dagewesener Weise. Im Februar 1878 wurde die Stadt Leadville incorporirt und schon zwei Jahre später zählte sie 15,185 Einwohner, während sie heute 20,000 zählt. Leadville ist eine der höchst gelegenen Städte der Welt, denn sie befindet sich 10,000 Fuß über dem Meeresspiegel. Die Silbererzlager unter und in unmittelbarer Nähe der Stadt gehören unstreitig mit zu den umfangreichsten und ergiebigsten der Erde. Die Spekulationswuth und das „Goldfieber" haben hier zwar nachgelassen, und die Bevölkerungszahl, die 1880 sogar in die Dreißigtausend gestiegen war, ist um mehrere Tausend zurückgegangen, aber der ursprüngliche Raubbau hat dem rationellen, systematischen Bergwerksbetrieb Platz gemacht und das Erträgniß ist jetzt größer als zuvor. Im Jahre 1882 z. B. betrug das Erträgniß der Minen 17,127,402 Dollars, so daß auf jeden Einwohner, Frauen und Kinder mit eingerechnet, je 600 Dollars jährlich aus dem rohen Minenertrag allein entfallen. Seitdem sind hier mehrere neue Erzadern entdeckt worden. Leadville zählt nicht weniger als 15 Schmelzwerke, in denen das Erz verarbeitet und gereinigt wird. Ferner besitzt die Stadt 4 Gießereien und Maschinenwerkstätten, eine bedeutende Anzahl Groß- und Kleinhandlungen, sechs Banken, drei tägliche Zeitungen, viele Schulen und Kirchen, Wasserleitung und Gasbeleuchtung. Passagierkutschen (Stages) führen von hier aus nach den kleinen Miner-Ansiedlungen Twin Lakes, Independence, Chipita, Aspen und Ashcroft.

Eine zweite, ebenso wichtige, ungleich längere Zweiglinie entsendet die Bahn von Pueblo aus durch den ganzen Süden des Staates bis nach Silverton, im entferntesten Theile des berühmten San Juan-Silberdistriktes gelegen, ebenso reich an Minen- und Ackerbauschätzen wie an schönen Gebirgs-Landschaften — die spanische Nomenclatur längs der ganzen Bahn verräth, daß wir uns hier schon unter mexikanischem Einfluß befinden, und in der That berührt die Bahn auch im Thale des San Juanflusses das Territorium von Neu-Mexiko und die Reservation der Jicarilla-Apachen, eines ehemals gefürchteten grausamen Indianerstammes. —

Mit Neu-Mexiko haben wir auch das Gebiet des amerikanischen Südens betreten, das in einem späteren Abschnitte geschildert wird.

11. Der Yellowſtone-Fluß und ſeine Cañons.

In dem bis vor kurzem ſchwer zugänglichen, etliche fünfzig Meilen von der Pacific-Bahn gelegenen Nordweſt-Winkel des Territoriums Wyoming gelegen und demnach nur von wenigen Reiſenden beſucht, gelangten bisher nur ſpärliche Berichte über den Yellowſtone-Park an die Oeffentlichkeit, allein ſie waren nur geeignet, der Phantaſie reiche Nahrung zu geben. Gerüchte der ſeltſamſten Art durchzogen die neue Welt. Ewig brennende Berge und Prairien, heiße Quellen, Vulkane, die flüſſige Lava und Schmutz auswürfen, große Seen und Waſſerfälle u. ſ. w. ſollten in jenem Gebiete im Überfluß zu finden ſein. Der Einbildung wurde freier Spielraum gelaſſen, die Reiſenden erzählten von verſteinerten Wäldern, bevölkert von verſteinerten Indianerſtämmen und Thieren; von Strömen, die über ihr ſteiniges Bett mit ſolcher Schnelligkeit flöſſen, daß das Waſſer erhitzt würde u. dgl. Unſinn mehr.

Erſt der vor wenigen Jahren unternommenen Ver. Staaten-Expedition unter Prof. Dr. Hayden verdankt man genauere Auskunft über eine der wunderbarſten Regionen der Erde; ja wahrhaftig, ſeine Schilderungen über das thatſächlich Gefundene ſtehen nur wenig hinter den Gerüchten zurück, die durch die Einbildung entſtanden. Dem Vorſchlage des Dr. Hayden iſt es zu danken, daß der Ver. Staaten-Congreß jenes intereſſante Gebiet, das ſozuſagen die Schmiedewerkſtätte Vulkans geweſen, für ewige Zeiten als öffentlichen Park für die Menſchheit beſtimmte, ihn von aller Beſiedlung und Bevölkerung ausſchloß.

Dieſer National-Park umfaßt ein Gebiet von 3500 engl. Quadrat-Meilen, größtentheils im nordweſtl. Theile von Wyoming gelegen und mit kleinen Strecken in Idaho und Montana. Seine durchſchnittliche Erhebung über dem Meere beträgt ca. 6000 bis 7000 Fuß, während die Bergketten, die ihn umſchließen und durchziehen, bis 12- und 13,000 Fuß emporſteigen. Der Boden würde ſich auch ſchwerlich jemals für Ackerbauzwecke geeignet haben. Der Winter zieht ſich tief in den Frühling, die Blumen des Frühherbſtes findet man nicht ſelten ſchon mit Schnee bedeckt. Im nordweſtlichen Theil des Parks haben die beiden Quellen des Miſſouri, der Madiſon- und der Gallatinfluß ihren Urſprung, während im nordöſtlichen Winkel der Yellowſtone-, im ſüdweſtlichen der Schlangenfluß oder nachherige Columbia entſpringen.

Dieſe Quellen, den verſchiedenſten Stromgebieten angehörig, ſind einander ſo nahe, daß man von einem niederen Bergrücken aus die entgegengeſetzten Ströme herabfließen ſieht, — die einen beſtimmt, ſich mit dem unmeßbaren Stillen Ozean zu vermengen, um vielleicht einſt die Ufer Chinas und Japans zu beſpülen; während die anderen, ſich in den Vater der Ströme ergießend, nach dem Golf von Mexiko und dem Atlantiſchen Ozean getragen werden.

Die größte Waſſermaſſe des ſeenreichen Parks iſt der Yellowſtone-Lake, von deſſen nördlichem Ende der Yellowſtone-Fluß in gleicher Richtung abfließt, um ſich nach einem 1300 Meilen langen Laufe, mit gegen 6000 Fuß Gefälle, in den Miſſouri zu ergießen. —

Der Zugang zu dem Park war wie geſagt, bis vor kurzem noch ſehr erſchwert. Aber wie es in Amerika in derlei Dingen gewöhnlich zu gehen pflegt, entſtanden in den letzten paar Jahren nicht nur eine, ſondern ſogar zwei Eiſenbahnen nach dem Yellowſtone-Park. Die eine führt als Zweigbahn der Zentral-Pacificbahn von Ogden oder beſſer von Salt Lake City nordwärts quer durch das Territorium Idaho nach der Stadt Helena in Montana, und führt ca. 50 Meilen von der Grenze des Parks vorbei. Die zweite hingegen iſt eine Zweigbahn der nunmehr gänzlich vollendeten Northern Pacificbahn, und führt von Livingſtone in Montana in ſüdlicher Richtung den Yellowſtoneſluß entlang bis an die Grenze des Parks, eine Strecke von etwa 56 Meilen.

Höchſt ſelten begegnet man der Hütte oder dem Zeltlager irgend eines Anſiedlers oder Trappers, und erſt im ſchönen paradieſiſchen Thale des unteren Yellowſtone-Fluſſes angelangt, findet man eine vereinzelte Farm, Bottelers Range genannt, das gewöhnliche Abſteigequartier der Yellowſtone-Reiſenden, bis vor kurzem die einzige menſchliche Anſiedlung in dem ganzen ungeheueren Gebiete. Jetzt allerdings ſind an den Mammoth Hot Springs weiter ſüdlich, und an anderen Orten große wohl noch etwas vereinſamte Hôtels entſtanden, und es beſteht die Abſicht, die einzelnen intereſſanten Punkte des Parks durch Pferdebahnlinien mit einander zu verbinden. —

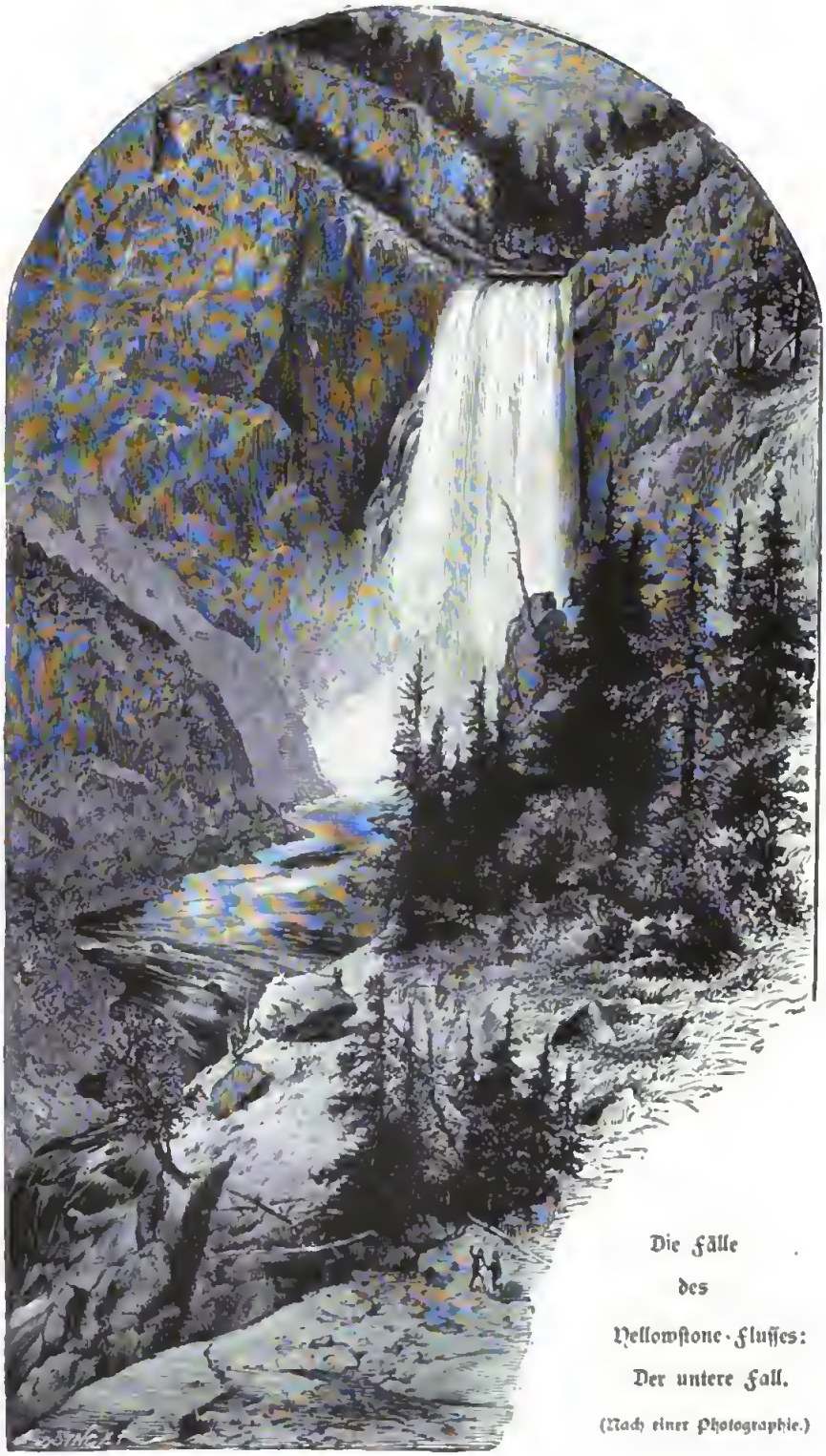
Von Bottelers Range führt der Weg nach dem Naturpark in dem Thale des Yellowſtoneſluſſes, am Fuße niedriger erloſchener Vulkane aufwärts. Nach etwa zehn Meilen gelangt man zur Mündung des ſogenannten zweiten oder *unteren* Cañon des Yellowſtone, eine Schlucht circa 1 Meile lang, von den rauſchenden Waſſern tauſend Fuß tief durch die Granitfelſen geſchnitten, die ſich zu beiden Seiten gegen den Himmel erheben. Der Weg iſt hier im wahrſten Sinne des Wortes in den Felſen gehauen. Der Strom, von prächtig grüner Färbung, ſchießt wüthend durch den engen Paß, durch die Felſentrümmer in ſeinem Bett in ſchaumgekrönte Wellen zerriſſen. Oberhalb des Cañons erweitert ſich das Thal abermals, und, etwa 10 Meilen in ihm aufwärts ziehend, gelangt man zu dem nächſten Wunder des Parks, dem ſogenannten Devils Slide: des Teufels Rutſchbahn. Ein Berg, von deſſen Gipfel zwei parallele Felſenmauern, 150 Fuß von einander entfernt, je 3000 Fuß hoch, in das Thal herabreichen. Der Fels zwiſchen ihnen iſt durch Eroſion hinweggeriſſen worden, und die Wände dieſer Felſenmauern ſind ſo eben und glatt und dabei ſo ſymmetriſch, daß man glauben könnte, ſie wären von der Hand des Baumeiſters mit Bleiloth und Winkel abgezirkelt worden. Für dieſe eigenthümliche, ungeheure Felſen-

bahn giebt es in der That keinen beſſeren Namen als Teufelsrutſche, und die früheren Trapper und Ankömmlinge in dieſen Regionen wählten mit Vorliebe derartige, der Szenerie angepaßte, an Hölle, Tod und Teufel erinnernde Namen.

Oberhalb dieſes Thales treten die Felſenwände wieder näher zuſammen, ganze Felder von Halbopalen, Chalcedonen, Moosachaten und Karneolen umſchließend. Nach einem Ritte von 6 Meilen gelangt man an die Pforte des ſogenannten dritten Cañon des Yellowſtone, auf deſſen Sohle weiter einwärts zu dringen unmöglich iſt.

Hier iſt zugleich die Mündung des Gardiner-Fluſſes und ſeinem Laufe wollen auch wir nun aufwärts folgen. Hier tritt man bereits in das Gebiet der Geyſer. An verſchiedenen Stellen brechen aus den weißen kalkigen Felſen heiße, dampfende Waſſerſtröme hervor, die ſich in den Fluß ergießen. Der Boden beſteht hier bloß aus einer dünnen kalkigen Schichte, die Tritte der Pferde hallen dumpf und lange, als würde das Erdgewölbe hier nur von dieſer dünnen Kalkſchichte gebildet. In der Nähe erhebt ſich ein Sandſteinfelſen, deſſen Gipfel mit einer Lage vulkaniſchen Geſteins bedeckt iſt. Hat man den Felſen erſtiegen, dann gewahrt man abermals eines jener großartigen Naturphänomene über ſich, an denen dieſe Region ſo reich iſt. Vor uns ſteht eines der ſchönſten und ſeltenſten Gebilde natürlicher Architektur, ein terraſſenförmiger Aufbau wie aus friſch gefallenem Schnee, mit Eisblumen und Eiskryſtallen. Es ſind mächtige Terraſſen, an den Wänden des Gardiner Cañons, bis auf 1000 Fuß Höhe emporſteigend und nahezu eine Meile lang. Die ſchneeigen, glitzernden, treppenförmigen Abſätze haben das Ausſehen, als wäre eine grandioſe Cascade in ihrem Sturze plötzlich aufgehalten und kryſtalliſirt worden. Vierzehn dieſer Rieſenterraſſen beſitzen noch thätige, heiße Quellen, während die übrigen bereits verſiegt ſind. Die Waſſer kommen wie von einer ungeheuren Pyramide über die Abſätze in Cascaden herabgeſtürzt, dampfend und ſchäumend über die gefüllten Waſſerbecken fließend.

Die unterſte Terraſſe iſt flach und ihre halbrunden, wie von Künſtlers Hand gemeißelten Baſſins ſind ſeicht und ausgetrocknet. Aus ihrer Mitte erhebt ſich ein „Freiheitsmütze“ genannter Conus von etwa 50 Fuß Höhe, der Krater eines erſtorbenen Geyſers. Von der zweiten bis zur zwölften Terraſſe ſind die halbrunden Baſſins mit wunderbarer Symmetrie und Schönheit geformt, mit eingekerbten und gezackten Rändern verſehen. Hier haben auch die meiſten Kaskaden ihren Urſprung, und das kochend heiße Waſſer, von den oberen Terraſſen dieſer rauchenden Rieſen-Treppe herab in die niedrigeren ſtürzend, wird immer kühler, ſo daß man in den verſchiedenen Baſſins beinahe jede Temperatur vorfinden kann, in der man etwa zu baden wünſcht. Am Gipfel der Fontaine ſind außerdem noch einzelne Geyſer mit hohem Waſſerſtrahl, die jedoch mit jedem Jahre wechſeln. Einzelne ſterben ab, andere brechen friſch aus dem Boden empor.



Die Fälle
des
Yellowſtone-Fluſſes:
Der untere Fall.
(Nach einer Photographie.)

Gegen den Urſprung des Gardiner-Fluſſes zu findet man mehrere prachtvolle Kaskaden. Die Landſchaft in der Umgebung der Quellen iſt wunderbar in ihrer Schönheit und Abwechslung.

Den Ufern des Yellowſtone entlang reitend, gelangen wir nahe an der Vereinigung mit ſeiner öſtlichen Quelle zu dem romantiſchen „Tower Creek," einem pfeilſchnellen Bergſtrome, der in Kataraкte und Stromſchnellen gebrochen, plötzlich über einen hundertfünfzig Fuß hohen Felſen in ein ſelbſt gewaſchenes, rundes Baſſin herabſtürzt, aus dem er durch einen kurzen Cañon dem Hauptſtrom des Yellowſtone zueilt. Die Felſen in der Umgebung des Waſſerſturzes wurden von dem ewigen Mühlen derart ausgewaſchen, daß nur Trümmer von ihnen in thurmgleichen ſpitzen Säulen von 50 bis 100 Fuß Höhe zurückblieben. Dem Falle gegenüber ſind ungeheuere Baſaltmauern, „Column Rocks" oder Säulenfelſen genannt, in einer Höhe von über 500 Fuß drei Reihen prächtiger Baſaltſäulen zeigend.

Um von hier zu dem weltberühmten Grand Cañon des Yellowſtone zu gelangen, muß man den weſtlichen Fuß eines der höchſten Peaks der Umgebung, des 10,500 Fuß hohen Mount Waſhburne umſchreiten, dann einen waſſerreichen Nebenfluß des Yellowſtone, dem Cascade-Creek entlang ziehen, der ſich etwa in der Mitte zwiſchen den obern und untern Fällen des Yellowſtone mittelſt einer wunderbar ſchönen, 130 Fuß hohen Cascade, „Cryſtallfalls" genannt, in dieſen Strom ergießt.

Aber damit gelangt man an das größte Wunder des Yellowſtone-Parks, den Grand Cañon. Keine Sprache kann der wilden Großartigkeit dieſer furchtbaren, dreißig Meilen langen und mehrere Tauſend Fuß tiefen Schlucht gerecht werden, in deren Tiefen der Yellowſtone rauſcht. Sie hat wohl wenige ihres Gleichen in der Welt. Nur durch das Auge ſelbſt kann man von dem ſchrecklichen, fremdartigen, übernatürlich ſcheinenden Blendwerk der Natur einen richtigen Begriff bekommen, ſelbſt vor dem Cañon ſtehend, ja von ſeiner Großartigkeit beeinflußt, kann der Verſtand kaum das Fremdartige dieſes Phänomens erfaſſen. Man kriecht erbleichend von der ſchwindelnden Kante zurück, froh, feſten Erdboden unter ſeinen Füßen zu haben. Da herabzublicken, heißt die Götter verſuchen und man wagt es nicht mehr, ſich an den Rand des furchtbaren Abgrundes zu begeben. Die Einſamkeit und Stille an dieſer Stelle iſt ſchrecklich. Unten, tief unten ſieht man den mächtigen Strom, zu einem dünnen, hellgrünen Faden zuſammengeſchmolzen, in Miniaturwellen gepeitſcht, die mit zwerghaft ſcheinender Kraft gegen dieſe maſſiven Mauern ſchlagen, welche ſie umſchließen.

Da hinunter gelangen zu wollen, iſt eitel Bemühen. Die drohenden, verwitterten Felsmauern kerkern den Strom ein, nicht einmal das furchtbare Toſen der Wellen drunten dringt herauf zu uns. Sie zittern, toben und jagen tanzend den Schlund hinunter.

Digitized by Google

Kein Baum, kein Sträuchlein theilt ihre Gefangenſchaft, verſchlagen zwiſchen erdrückende Felstrümmer und ragende Spitzen, ſo ſtrömen ſie wild dahin auf ihrem einſamen Pfade.

Und welche Tiefe iſt dies! Es iſt als wäre die Erde bis an ihr flüſſiges Innere aufgeſchnitten und die Seiten dieſer klaffenden Wunde auseinandergeriſſen, um den Einblick in das Innerſte zu geſtatten. Es iſt die Natur auf dem Secirtiſche. Unmöglich iſt's für den Menſchen da drunten zu leben, denn hätte er auch Speiſe und Trank, es würde ihm die Luft fehlen zu athmen. Sie iſt verpeſtet mit ekelhaften unreinen Gerüchen. Obſchon am Fuße des Cañons ſtets Windhauch weht, ſo iſt die Luft doch zum Erſticken warm und ſchwül. Das Flußwaſſer iſt warm, von graugrüner Farbe und ſieht wie Oel aus. Dabei beſitzt es einen Ekel erregenden Alaun- und Schwefelgeſchmack.

Wie der Fluß ſelbſt, ſo tragen auch ſeine Ufer und die verwitterten Halden, die er beſpült, jenen ſataniſchen Charakter an ſich, den man auf Erden wohl ſelten wieder finden dürfte. Heiße Quellen ſpritzen überall aus den Felſen hervor, verſchieden gefärbte Krater und Bänke abſetzend, ſich ziſchend und brodelnd mit den grünen öligen Fluthen des Fluſſes vermengend. Andere ſpeien ſchmutzige, faulig riechende Flüſſigkeiten und Schlamm aus, wie Eiter, — aus den Eingeweiden der Erde kommend.

Dieſe Ingredienzen aus der Küche des Teufels werden nun von vulkaniſchen, nahezu ſenkrechten, ſehr oft überhängenden Felsmauern eingeſchloſſen, ſie ſind ſtellenweiſe verwittert und zeigen die kühnſten unglaublichſten Formationen. Aus den Halden ragen Thürme, Felsſpitzen und Minarets hervor, in allen Farben des Regenbogens und zwar noch in deſſen grellſten Nüancen leuchtend. Die vorherrſchende Färbung iſt das blendendſte Weiß des Feldſpath, während an manchen Stellen hellrothe Streifen von Eiſenoxyd, wie Blut gefärbt, in den Cañon hinabreichen. Andere Felſen ſind ſchwarz, wieder andere hellgelb vom Schwefel. Am oberen Rande des Cañon bilden hohe Fichten den dunkelgrünen Rahmen zu dieſem diaboliſchen Bilde. —

Aber dies iſt noch nicht Alles. Geht man am Rande des Cañon ſtromaufwärts, ſo gelangt man zu den ſogenannten „Unteren Fällen des Yellowſtone" — wo das ſchrecklich Großartige dieſer Szenerie ihren Höhepunkt erreicht. Schon lange, bevor man die Fälle zu Geſicht bekommt, hört man das dumpfe, unterdrückte Geräuſch des Waſſers wie fernen Donner. Der Fluß, oberhalb des Falles von 200 auf 80 Fuß Breite eingeengt, ſchießt hier mit furchtbarer Schnelligkeit im weiten Bogen über einen Abſatz herunter in eine Tiefe von nahezu 400 Fuß. Schwerer, dichter Nebel und Sprühregen ſteigt aus dem tief ausgewaſchenen Baſſin hervor, den zahlreichen Regenbogen als Relief dienend, die auf- und niedertanzen. Und dieſer Sturz des breiten mächtigen Stromes wird von allen Seiten von der üppigſten Vegetation eingefaßt, die mit der ſchrecklichen Oede des Cañons lebhaft kontraſtirt.

Aber woher kommen all' die ungeheuren Waſſermaſſen, die da in die Tiefe ſtürzen? Folgen wir dem Strom-Laufe aufwärts. Etwa eine halbe Meile von dieſen unteren Fällen gelangt man zu den oberen Fällen des Yellowſtone, wo der Fluß aus einer ſchönen, grün bewachſenen Schlucht kommend, über einen Felſenabſturz von 115 Fuß Höhe herabfällt und das Hauptobjekt einer ähnlich grandioſen Szenerie, wie die des unteren Falles, bildet. Zwiſchen dieſem oberen und unteren Falle fließt der Yellowſtone durch einen minder tiefen Cañon, wohl mit rapider Schnelligkeit, jedoch breit und ruhig. Aber in deſto furchtbarere Schnellen bricht ſich der Fluß, ſobald er dem unteren Falle nahe kommt. Durch ungeheuere Felſen eingezwängt und in ſeinem ruhigen Laufe gehindert, in ungeduldigem Kampfe um Erlöſung aus dieſen ſteinernen Feſſeln wüthet er den unteren Fällen zu, um dann nach ſeinem 400 Fuß tiefen Sturze noch im Great Cañon meilenweit zu rikochettiren. —

Und doch waren es nicht die Felſen, die den Strom für ewige Zeiten umſchloſſen. Der Strom ſelbſt hat ſich ſein ſteinernes Grab gegraben. Es ſcheint kaum glaublich, daß dieſer Strom, — ein Bächlein im Vergleich zu den thurmhohen Felſen — die letzteren bezwungen hat. —

Die Geſchichte des ſchrecklichen Abgrundes liegt offen da, ſie iſt nicht ſchwer zu leſen. Zeitalter zuvor war die ganze Region ein großer, viele Tauſende Quadratmeilen umfaſſender See. Dann wurde ſie zum Mittelpunkt furchtbarer vulkaniſcher Thätigkeit, großartiger und ſchrecklicher, als irgendwo auf Gottes weiter Erde. Der Boden hob und ſpaltete ſich; aus dieſen weiten Klaffungen quoll glühend-flüſſige Lava hervor, die unter dem Waſſer des Sees abkühlend, zu Baſalt erſtarrte. Maſſen von vulkaniſcher Aſche und heißem Felsgeſtein ſchoſſen aus den Kratern hervor und verbanden ſich, ins Waſſer zurückſtürzend, mit den Ablagerungen der Mineralquellen zu Conglomeraten. Ueber dieſe Schichte ſetzten ſich dann die Niederſchläge der heißen Quellen abermals ab. — Wieder mögen Zeitalter vergangen ſein, als ſich die ganze gewaltige Erdrinde unter dem Spiegel des Sees durch vulkaniſche Thätigkeit hob. Die Waſſer des Sees liefen ab. Losgelaſſen, „wachſend ohne Widerſtand", ſo ſchoſſen ſie tieferen Regionen zu, die Erde unter ſich aufreißend und ſich tiefe Kanäle bahnend. Die weichen Ablagerungen wurden leicht hinweggewaſchen, und der Strom ſchnitt ſich immer tiefer und tiefer in die Felſen ein; während Regen und Wetter die Wände der Schlucht überall da zerſtörten, wo ſich ihnen weiches Material darbot. Nur die ſchwarzen, harten Baſaltſäulen und die kalkigen Quellenablagerungen blieben zurück, Thürmen gleich in die Lüfte ragend, Sturm und Wetter trotzend.

So läßt ſich auch das Entſtehen der Waſſerfälle erklären. Wo Baſaltſchichten neben den weichen Conglomeraten gelagert waren, da wurden die erſteren nur wenig angegriffen, während die letzteren vom Waſſer hinweggeſpült wurden. Die ſo entſtandenen Abſätze wurden nun durch die Gewalt des herabſtürzenden Waſſers immer

tiefer ausgewaſchen und ſo die grandioſen Fälle und Cañons gebildet, die wir am Laufe des Yellowſtone-Fluſſes bewundern.

12. Die Geyſer-Region des Yellowſtone-Parks.

Michelet ſchreibt: Aſien hat nur todte Seen; Afrika ſchlummernde Seen; Amerika Friſchwaſſermeere und nur Europa allein hat jene bezaubernden Seen, die alle Welt beſucht und bewundert. — Es iſt wohl wahr, daß Amerika in ſeinen kanadiſchen Seen wahre Friſchwaſſermeere von gewaltiger Ausdehnung beſitzt, aber dabei hat es vielleicht ebenſo viele und ebenſo bezaubernde Binnenſeen, wie Europa. Schon der Yellowſtonepark allein iſt hierin eine wahre Schweiz. Mehrere der herrlichſten Waſſerſpiegel ſchlummern auf den Plateaus oder zwiſchen den Felſengebirgen verborgen; ihr ſchönſter iſt der große Yellowſtone-See, den man, am gleichnamigen Fluſſe aufwärts ziehend, in der Mitte des Parks vorfindet. Mit Ausnahme des Titicaca-Sees, in Südamerika iſt er der höchſtgelegene große See der Welt, nahezu 8000 Fuß über dem Meeresſpiegel befindlich. Für Meilen und Meilen dehnt ſich die ungeheure Waſſerfläche nach allen Seiten hin aus. Hier in tiefen Einläſſen, dort in dem dunklen Laub der undurchdringlichen Fichtenwaldungen verſchwindend, die ihn auf weite Strecken umgeben. Eingeſchloſſen von den höchſten Spitzen der nördlichen Felſengebirge, überhöht von den 3 ſchneebedeckten Tetons, kann er den größten Naturſchönheiten Amerikas beigezählt werden. Seine ſüdlichen Ufer, von langen, engen und tiefen Buchten in ähnlicher Weiſe unterbrochen, wie die Fjords von Norwegen und Island, zeugen von der koloſſalen Gewalt der Elemente, die ſie hervorbrachten. An anderen Stellen bilden goldiggelbe Sandbänke ſeine Ufer, an denen die Wellen ſchäumend hinan eilen. Unzählige, ſmaragdgrüne Inſelchen bedecken die Oberfläche des Sees, und die Winde, eingeengt in ihrer Paſſage durch die Berge, wüthen über die weite Fläche, ſie in hohe, ſchaumſpritzende Wellen peitſchend. Verſchiedene Waſſervögel ſpielen und wiegen ſich auf ihnen, rieſige Forellen von eigenthümlichem aber gutem Geſchmack wimmeln zwiſchen den Fjords. Die Wälder in der Umgebung ſind gefüllt mit Hochwild, Elennthieren, wilden Schafen und Bären.

Aus der Ferne gleicht der See einer Hand mit ausgeſpreizten, nach Süden gewendeten Fingern. Das Waſſer des über 300 Fuß tiefen Sees iſt durchaus mit Schwefel imprägnirt; an ſeinen Ufern entſpringen zahlloſe heiße Quellen, den im Innern der Erde erzeugten Dampf pfeifend und puſtend, wie aus Lokomotiv-Ventilen hervorblaſend. Es ſind die Sicherheitsklappen des ungeheuren Feuer- und Dampfkeſſels in der Schmiedewerkſtätte Vulkans. Selbſt unter dem eiskalten Waſſer des Sees — zwanzig Schritte vom Ufer entfernt, entſpringen ſiedend heiße Quellen, aus kleinen Nebenkratern emporſchießend. An einigen Uferſtrecken iſt der Boden mit

kleinen Obſidianſtückchen, Calcedonen und Bergkryſtall, an anderen mit kurios geformten Schieferſtückchen bedeckt, die bisher vielfach als Werke menſchlicher primitiver Kunſt gehalten wurden. Becher, Lanzenſpitzen, Knöpfe, Teller u. ſ. w. liegen hier umhergeſtreut, allein ſie ſtammen nicht von der ſchaffenden Hand des Indianers, ſondern von der vereinigten Aktion der zwei mächtigſten Elemente: Feuer und Waſſer, — das erſtere rauh formend, das letztere polirend.

Im Weſten des großen Yellowſtone-Sees liegt die hier niedrige, nur wenige Meilen breite Hauptkette der Felſengebirge, zugleich die Waſſerſcheide zwiſchen den beiden Amerika beſpülenden Ozeanen. Jenſeits dieſer Kette, nur etwa zehn Meilen von den Ufern des Yellowſtone-Sees, liegt die zweitgrößte Waſſerfläche des wunderreichen Parks, der Shoſhone-See, deſſen Abfluß der große Schlangenfluß iſt. Hier in der Umgebung dieſes Sees befinden ſich die großartigſten und merkwürdigſten Geyſer der Welt, ſelbſt jene von Island und Neuſeeland in jeder Hinſicht übertreffend. Die wunderbarſte, übernatürlichſte Region iſt das Thal des oberen Madiſonfluſſes, dem man den wohlverdienten Namen Feuerlochfluß gegeben. Das viele Meilen lange und etwa zwei bis drei Meilen breite Thal enthält Hunderte von Geyſern, heißen Quellen und Fontainen, welche Strahlen bis zu 250 Fuß Höhe auswerfen.*) Die Atmoſphäre iſt ſtets mit heißem Dampf und ſchwefeligen Gerüchen geſchwängert, die den Klaffungen im Erdboden entſtrömen. Der letztere iſt ſtellenweiſe mit weißem Sinter überdeckt, an anderen Stellen aus einer heißen, übelriechenden Schlammkruſte beſtehend, deren Tiefe unergründlich iſt. Blaſen ſtehen auf ihrer Oberfläche und Dampfſtrahlen ſchießen pfeifend aus Hunderten von wandernden Oeffnungen empor. Der Boden giebt unter dem Fuße des Beſuchers nach, und aus den Fußtapfen treten gelbe, dicke, übelriechende Maſſen hervor. Die Quellen haben daſſelbe diaboliſche Ausſehen, wie der Hexenkeſſel in Macbeth, ſie bedürften nur der Gegenwart Hecates und ihrer wilden Bande, um dieſe Schöpfung poetiſcher Phantaſie zu verwirklichen. Alle Oeffnungen brodeln, puſten und werfen ihren flüſſigen Inhalt, wie von teufliſcher Gewalt getrieben, Hunderte von Fuß empor, und auf das umliegende Terrain. Einige erſcheinen wie ungeheure Kochkeſſel von infernaliſchem Ausſehen und unergründlicher Tiefe. Steine und Felſentrümmer in dieſe Teufelsrachen geworfen, ſteigern nur die furchtbare Aufregung des flüſſigen Elementes. Baumäſte werden in kürzeſter Friſt mit dicken Schichten bleifarbigen Schleimes überzogen. Die Farbe des Waſſers in den einzelnen Keſſelgeyſern iſt verſchieden, jedoch ſtets in ſchreiendſtem grellroth, ſchwefelgelb, milchweiß, azurblau und kryſtallhell — ſelbſt die verſchiedenſten Nüancen von grün ſind vorhanden, und in

*) Die Geſammtzahl der Geyſer und heißen Quellen des Yellowſtone-Parks überſteigt zweitauſend.

einigen klaren, kühleren Oeffnungen ſieht man an den Seitenwandungen des Keſſels kleine Ventile, aus denen das Waſſer hervorſtrömt, während die Wände ſelbſt, ſo tief man ſehen kann, mit Roſenkohl-artigen, ſchneeweißen Kryſtallen bedeckt ſind. In den kleinen Strömen, die an den Quellen des Fireholefluſſes ſprudeln, ſieht man große Maſſen von weißen, ſeidenartigen Fäden. Andere Ströme, ſowie der Feuerlochfluß ſelbſt, enthalten warmes, alles thieriſche Leben tödtendes Waſſer.

Der Feuerlochfluß ſtrömt aus dem Madiſon-See, einem der ſchönſten Waſſerſpiegel des wundervollen Yellowſtoneparks, und ſein Volumen wird durch zahlloſe Bergſtröme bei jedem Schritte vergrößert. Von hohen, mit Fichtenwaldungen bedeckten Bergen eingeſchloſſen, beherbergt ſein Thal die großartigſten und höchſten Geyſer der Welt. Das obere oder „große" Geyſerbaſſin, am oberen Laufe des Feuerlochfluſſes gelegen, iſt das bemerkenswertheſte. Hier liegen die größten Krater und die großen, „Pyramid Punch bowl", „Bath Tub", „Grotto", „Giani", „Gianteß", „Bee hive", „Caſtle" und „Old faithful" genannten Geyſer.

Der Giant iſt der größte Geyſer. Sein koniſcher Krater iſt rauh und auf einer Seite niedergebrochen. Die Seitenwände der Oeffnung beſtehen aus kieſeligen Rückſtänden, die man bis auf 100 Fuß Tiefe unterſcheiden kann. Die Oeffnung ſelbſt iſt grundlos und ohne Waſſer, allein man kann deutlich das Rauſchen und Brodeln deſſelben in großer Entfernung unter dem Krater hören, plötzlich ſteigt es empor, kochend und ziſchend große Dampfmaſſen vor ſich herſchießend, wie durch die Exploſion einer Höllenmaſchine emporgeſchleudert. Sind die erſten Dampfwolken verzogen, dann ſieht man das Waſſer in der weiten Röhre auf- und niederſteigen, wie erwärmtes Queckſilber. Die Oberfläche iſt unruhig, brodelnd und mit Blaſen bedeckt. Kleine Strahlen ſteigen über die Waſſerfläche empor und erreichen nahezu die Mündung. — Auf einmal erſcheint die ganze Waſſerſäule wie durch Flammenzungen geſpalten. Beide Arme werden mit unglaublicher Schnelligkeit emporgehoben und wie aus einer gigantiſchen Kanone geſchoſſen, ſo hebt ſich unter furchtbarem Donner ein dampfender Waſſerſtrahl von mehr als 20 Fuß Durchmeſſer bis auf 60 Fuß Höhe; und durch dieſe grandioſe Säule ſchießen 5 bis 6 dünnere Strahlen, eine aus der anderen, teleskopförmig bis zu Kirchthurmhöhe empor, ſo daß der oberſte Strahl eine Dicke von einem halben Fuß zu haben ſcheint. Durchſchnittlich dauert dieſe großartige Eruption eine halbe Stunde. Das Schauſpiel iſt unvergleichlich in ſeiner Schönheit. Die einzelnen Waſſerſäulen ſpielen in den Lüften bald ſteigend, bald fallend, aber fortwährend innerhalb des Großartigen bleibend. Regenbogen ſpielen und jagen in den Wolken von feinem Sprühregen auf und nieder, bald hier am Fuße der Waſſerſäule, bald an ihrer Spitze erſcheinend, während die niederfallenden Tropfen, in welche die flüſſigen kryſtallenen Maſſen endlich durch den Dampf zerriſſen werden, wie ein Diamantenregen gegen die Erde blitzen. Und wie das Bild einer Gottheit,

ſo iſt auch dieſe großartige ſtrahlende Fontaine in einen Rahmen lichter, runder Dampfwölkchen gehüllt, deren Ränder von der Sonne wie Heiligenſcheine erleuchtet werden. —

Dem Giant-Geyſer an Großartigkeit aber nicht an Schönheit nachſtehend iſt der Fächer-Geyſer, nahe am Eingange des großen Baſſins. Aus verſchiedenen, nebeneinander befindlichen und in ihren Oeffnungen convergirenden Kratern ſtrömen hier die Waſſerſtrahlen empor, die ſich auf ihrem luftigen Wege kreuzend, ſich endlich zu einem Fächer ausbreiten. Eine kurze Strecke oberhalb des Fächer-Geyſer iſt der Grotto-Geyſer, ſeines ſonderbar geformten, mehrfach durchlöcherten Kraters wegen ſo genannt. — Ein dritter, gleich merkwürdiger Geyſer mit Auswürfen bis zu 250 Fuß Höhe iſt der „Caſtle“ in der Nähe des „Giant“, im ſogenannten „Feuerbaſſin“ gelegen. Die Mündung ſeines koniſchen, burgartig geformten Kraters iſt mit orangegelben, kugelförmigen Maſſen beſetzt und ſtößt fortwährend Dampfwolken und Rauch aus. Nur von Zeit zu Zeit wüthet es in ſeinem Innern, aber dann kommt dieſes Höllenſchauſpiel auch ans Tageslicht. Wie von den Furien der Höllenwelt emporgetrieben, ſo drängen ſich die brühend heißen Waſſermengen aus der engen Oeffnung hervor, von einem Getöſe begleitet, das unſchreiblich iſt. Wie ein Gewitterſturm in des Teufels Rachen, ſo äußert ſich hier der Krieg der Elemente in dem Krater, dazu kommt noch das Zittern und Beben der Erde, das Hervorquellen ſchwefeliger Maſſen aus den Riſſen, wie das grelle, pfeifende Ausſtrömen des Dampfes aus den engen Ventilen des Unterweltfeuers. Die Mehrzahl der Geyſer des oberen Beckens ſind intermittirend bei verſchiedenen Zeiträumen. So ſpringt der „Old Faithful“, einer der größten Geyſer, durchſchnittlich jede Stunde einmal, und der Waſſerauswurf dauert gewöhnlich 4 Minuten, obſchon der Strahl auf der höchſten Höhe von 130 bis 150 Fuß nur wenige Sekunden verbleibt, und dann allmählig zuſammenbricht. — Die Waſſerſäule des Bee hive (Bienenkorbgeyſers) erreicht 219 Fuß Höhe, jene der Gianteß“ (die Rieſin), die allerdings nur alle vierzehn Tage einmal ſpringt, ſogar 250 Fuß, alſo eine reſpektable Kirchthurmhöhe. —

Das untere Geyſerbaſſin enthält eine bei weitem größere Zahl von heißen Quellen, als das große Baſſin, allein ſie erreichen nicht deren Größe und Höhe. Es iſt das Revier der Schlammvulkane. Die Krateröffnungen variiren im Durchmeſſer von 1 bis 40 Fuß, ihr Inhalt gleicht einem ſiedenden, brodelnden Brei von verſchiedener Dicke und Farbe, je nach der Quantität Eiſen, Schwefel, Kalk oder vegetabiliſcher Stoffe, die ſie enthalten. Es iſt eine ungeheure Palette, mit allen möglichen Farben beklecſt. Aus all' den ſchlammigen, kothbeſpritzenden Oeffnungen brechen Dampfblaſen empor, den Schlamm mitunter zu bedeutender Höhe emporpuffend, oder, wo er beſonders dick iſt, zu einer glockenförmigen Oeffnung mit auswärts gebogenen Rändern empor hebend. Die größten Schlammvulkane mit bedeutenden Kratern liegen jedoch in der Richtung gegen den Yellowſtoneſluß. —

Außer dieſen beiden großartigen und einzig daſtehenden Geyſerbaſſins des Feuerlochfluſſes beſitzt der Yellowſtonepark deren noch andere in den verſchiedenſten Theilen. Auch der Shoshonefluß mit ſeinen herrlichen Cañons, Waſſerfällen und

Die Geyſerregion des Yellowſtoneparks: Der Giant- oder Rieſengeyſer.

Stromſchnellen durchſtrömt eine Geyſerregion, deren bedeutendſter Geyſer der „Union" iſt. Es iſt in der That unmöglich, auch nur eine Meile weit in dieſem anſcheinend von den guten und böſen Geiſtern gleich begünſtigten Wundergarten umherzuſchweifen, ohne auf irgend eine Naturmerkwürdigkeit zu ſtoßen, die zu ſehen, man in der alten

Welt Hunderte von Meilen reiſen würde. Die größten dieſer Wunder bleiben jedoch entſchieden die Geyſer, denn man findet ſie nirgends in ſolcher Großartigkeit. In dem ganzen Baſſin des „Firehole"-Fluſſes allein, erheben ſich mehr als tauſend Quellenkrater über die Erdoberfläche, im Durchmeſſer von 2 bis 120 Fuß. Ihre Temperatur ſteigt von 40° Fahrenheit bis zum Siedepunkte. Jeder Geyſer hat ſeine regelmäßige Thätigkeitsperiode. Bei einigen finden die Eruptionen in Zeiträumen von 10 Minuten, bei andern von einer oder mehreren Stunden ſtatt, während wieder

Die heißen Quellen im Gardiner Cañon. Diana-Bad.

andere alle 24 Stunden oder in noch längeren Unterbrechungen ſpielen. In ihren Ruhepauſen ſind die meiſten fortwährend kochend und brodelnd und nur wenige haben eine ruhige Oberfläche. Der Krater iſt bei allen bis auf etwa 25 Fuß Tiefe konvergirend, und von dieſem Punkt aus wieder kegelförmig auseinander laufend, ſo daß ſie im Durchſchnitt wie zwei mit den ſpitzen Enden gegeneinander greifende Trichter ausſehen würden. Die Tiefe iſt bei allen unergründlich. Während ihre hauptſächlichſten mineraliſchen Beſtandtheile Silicate, Magneſia und Kalk ſind, findet

man jedoch auch in ihrer unmittelbaren Nähe Schwefelquellen und klare, reine Kaltwaſſerquellen, ohne jeden Beigeſchmack.

Das ganze Gebiet iſt hier offenbar unter fortwährendem aktiven Druck von gebundenen vulkaniſchen Kräften, welche durch die zahlloſen Quellen, Ventile, Geyſer und Vulkane der Erdoberfläche Befreiung ſuchen. Nur durch ſie wird die ganze, dünne Erdrinde künſtlich erhalten; ſie repräſentiren gleichſam die Sicherheitsventile jenes ungeheuren Dampfkeſſels, geheizt durch das glühende Fluidum im Innerſten des Weltkörpers. Wären ſie nicht da, dann würde unzweifelhaft die ganze dünne Decke in die Luft geblaſen werden und ein ungeheurer Krater entſtehen, — der letzte thätige Vulkan des Kontinents von Nordamerika.

Die vulkaniſchen Erſcheinungen des Yellowſtoneparks dürften erſt aus jüngerer Zeit datiren und die erloſchenen Vulkane der Umgebung ſtehen nur ſeit Kurzem ſtill. Jäger und Touriſten fanden früher in dem weiten Gebiete auch Vulkane, aus denen glühende Lava und Schwefel floß, wo alſo die wahre Charakteriſtik eines Vulkans vorhanden war. Allein die Kraft fehlte, die Auswürfe hoch emporzuſchleudern, wie bei den Vulkanen Italiens und Süd-Amerikas. Die Geyſer und Dampflöcher ſind es eben, an denen ſich die nothwendige Kraft zerſplittert.

Schon aus dem wenigen, in dieſen Kapiteln Mitgetheilten wird man erkennen, welch' zahlreiche Naturwunder auf dem verhältnißmäßig kleinen Gebiet des Yellowſtoneparkes vorhanden ſind. Hohe Gebirge, mit ewigem Schnee bedeckt und herrliche grünende Thäler, von kryſtallenen Bächlein durchſtrömt; große Seen und natürliche Fontainen; heiße Quellen und Mineralbäder; Wälder und Schluchten, wie ſie in ſolcher Schönheit ſelten angetroffen werden. Nur der Menſch fehlte bisher, all' dieſe reichen Gaben, die die Natur in dieſem Theile der Felſengebirge ausgeſtreut hat, zu genießen. Sie ſind noch nicht bekannt genug. Die Zukunft wird Eiſenbahnen und Hôtels mit ſich bringen, alsdann wird der Yellowſtone-Park einer der berühmteſten Wallfahrtsorte der Menſchheit werden.

XI. Die Prairie-Indianer und ihr ſoziales Leben.

1. Die Indianer Nordamerikas.

Rufen wir uns die Erzählungen Coopers und Longfellows ins Gedächtniß zurück, dann erſcheint uns der Indianer als eine edle Heldengeſtalt, deren Stirne mit dem Lorbeer des Sieges, mit der Palme des hoffnungsloſen Kampfes gegen eine unüberwindliche Macht gekrönt iſt. Wir ſehen ihn im wilden Kriegsgewande durch die Prairie ſchleichen, ſehen ihn mit ſeinen Brüdern im großen Rathe unter dem Berathungsbaume ſitzen, das Wigwam Minnehaha's bewachen, und aus ſeinen Jagdgründen in Ohio nach dem fernen, unbekannten Weſten wandern, um einer neuen Raſſe, der des weißen Mannes, Platz zu machen. —

Ob er nun dem Europäer in dieſen Schilderungen in ſeinem Wigwam oder auf dem Kriegspfade erſcheint, immer bleibt er uns ein fremdes, unbekanntes Weſen, das unſere Phantaſie nach Belieben ausſchmückt.

Digitized by Google

Es giebt ſchwerlich eine Völkerraſſe auf Erden, über welche die Anſichten ſo ſehr getheilt ſind, wie über die nordamerikaniſchen Indianer. Der Europäer, irre geleitet durch die Erzählungen philantropiſcher Reiſender und enthuſiaſtiſcher Miſſionäre, bedauert den allmähligen, gewiſſen Untergang des „heroiſchen" Indianers. Die Schuld aller Kämpfe und Unthaten wird den rohen, barbariſchen Pionieren des Weſtens, den weißen Trappern und Handelsleuten zugeſchrieben, und die Rothhäute ſind natürlich nur deren willkürliche Opfer.

Dem civiliſirten, in guter, gebildeter Umgebung aufgewachſenen Europäer iſt die richtige Auffaſſung und das Verſtändniß des indianiſchen Volks-Charakters ſchwer möglich. Schon die Art und Weiſe, wie die Kinder der Rothhäute heranwachſen, wird einen kleinen Beitrag zum Verſtändniß des ganzen Volkscharakters geben. Der Knabe wird nicht groß gezogen. Er wächſt nur. Schon von ſeinen früheſten Jahren an iſt ſein Wille ſein Geſetz. Er kennt kein Recht und Unrecht, Niemand iſt da, um ihn zu ſtrafen und ihm das Gute vom Böſen unterſcheiden zu lehren. Mutter und Vater ſind Barbaren, ſie haben ja ſelbſt keine Idee vom Guten und Böſen. Der Knabe wächſt unter Männern heran, die ihm als Muſter, als die Ideale ſeines künftigen Lebens vorſchweben. Und was ſind dieſe „Muſter?" Krieger, groß und berühmt im gleichen Verhältniſſe zu den Diebſtählen, die ſie begangen, und den Skalps, die ſie von ihren Opfern genommen.

Der erſte Vorfall, der in ſeinem kindlichen Gehirn haften bleibt, iſt vielleicht ein Skalptanz, eine Feſtlichkeit aus Anlaß eines Sieges über die verhaßten Weißen, ſeine erſten Uebungen beſchränken ſich darauf ihn zu einem tapferen Krieger und gewandten Dieb heranzubilden. Ein Knabe, der in ſolcher Umgebung und unter ſolcher Ausbildung heranwächſt, kann gewiß ſpäterhin nicht zu einem jener „edlen" Wilden werden, als welchen ſich viele den Indianer ausmalen. Alſo hinweg mit jener Bewunderung und jenem Mitleid! Ziehen wir den Schleier der Romantik von dieſer Raſſe, betrachten wir ſie in ihrer Wirklichkeit, in ihrem Leben und ihren Thaten! —

Bei der Beurtheilung der nordamerikaniſchen Indianer wird gewöhnlich von den Reiſenden ein großer Fehler begangen: ſie ſprechen nur ſtets von „den Indianern", ob es nun Prairieſtämme oder Gebirgsbewohner, Nomaden oder in feſten Anſiedlungen Wohnende ſind. Dadurch entſtehen gewöhnlich jene irrigen Begriffe über die Rothhäute. Man darf nicht aus dem Auge laſſen, daß die einzelnen Indianerſtämme in der Geſtalt, in der Sprache und in den Gebräuchen ebenſo ſehr von einander verſchieden ſind, wie die einzelnen Nationen Europas, ja der Modoc- und Mandan-Indianer hat mit dem Apachen oder Moqui ebenſo viel gemein, wie etwa der Skandinavier mit dem Türken. Es iſt bekannt, daß die indianiſchen Sprachen nach Hunderten zählen, und genau ebenſo verſchieden wie dieſe, ſind auch die Gebräuche und Sitten der einzelnen Stämme. Nur die in den Prairien und Steppen lebenden

Stämme haben gewiſſe Gebräuche, religiöſe Zeremonien und Verſtändigungszeichen mit einander gemein.

Die Zahl der gegenwärtig in den Vereinigten Staaten einſchließlich Alaska lebenden Indianer beläuft ſich beiläufig auf 300,000, die etwa 150 Nationen und 400 Stämmen angehören; in Canada leben etwas über 100,000 Indianer.

Eine befriedigende Klaſſifikation der Indianer in einzelne Völkergruppen giebt es nicht. Nur die Stämme der größten Indianernation, der Dakotas oder Sioux, beſitzen verwandte Sprachen und halten im Kriege zuſammen, um gegen einen gemeinſchaftlichen Feind zu kämpfen. Sie iſt auch die einzige noch nicht unterworfene Nation, welche in ſteter Zunahme begriffen iſt. Ihre Zahl beläuft ſich auf etwa 60,000 Seelen und unter den ſiebzehn verſchiedenen Stämmen oder Banden, in welche ſie getheilt, iſt der Ogallallaſtamm der mächtigſte. Der „Sitzende Ochſe" (Sitting Bull), die „Rothe Wolke" und der „Gefleckte Schwanz" (Spotted Tail) ſind gegenwärtig die größten Häuptlinge der Sioux, deren Gebiet Theile der nordweſtlichen Territorien Amerikas: Dakotah, Montana, Wyoming und Idaho umfaßt.

Den Sioux zunächſt an Macht und Größe ſind unter den Prairieſtämmen die einander verwandten Arrapahoes und Cheyennes, ſowie die Kiowas und Comanches, deren Zahl ſich auf etwa 15,000 beläuft. Ihr Gebiet ſind die Prairien am Canadian-Red- und Arkanſasfluß. Hier ſind ſie alleinige Herren und nur ſelten gelangen andere Indianerſtämme in dieſes Gebiet. Sie ſind wilde, kräftige, nomadiſirende Horden, das amerikaniſche Seitenſtück zu den Beduinen.

Im Süden und Weſten von ihnen, in Texas, Neumexiko und Arizona ſind die wilden Navajos und Apaches zu Hauſe, deren Zahl ſich auf etwa 25,000 Köpfe beläuft. Nach den Sioux ſind dieſe zwei Stämme gegenwärtig die gefürchtetſten und grauſamſten

Der Reſt der Prairieſtämme hat ſich, (mit Ausnahme der Chippewas und einiger anderer in den Vereinigten Staaten ſporadiſch vertheilten Stämme,) nach dem Indianerterritorium zurückgezogen, wo auch die ziviliſirten Cherokees, Chickaſaws, Choctaws und Creeks wohnen. Die Zahl der hier zwiſchen dem Arkanſas und dem Red-River lebenden Indianer beläuft ſich auf etwa 80,000.

Unter den Gebirgsſtämmen ſind die 60 Stämme der Utes oder Utahs mit etwa 30,000 Seelen die mächtigſten. Ihr Gebiet ſind die Felſengebirge von Colorado und Utah, nur höchſt ſelten ſteigen ſie in die Ebenen hinab. Ihnen zunächſt kommen die Crows in Montana, die Shoshones in Idaho und die Snakes in Oregon.

Der größte Theil der Indianer, mit Ausnahme der nomadiſirenden Horden, ſteht unter der Aufſicht eines Vereinigten-Staaten Indianerbureaus, einem Zweige des Miniſteriums des Innern. Dem Sekretair der Indianerangelegenheiten unterſtehen eigene Superintendenten und Agenten, welchen in den betreffenden Territorien die Aufſicht über die Indianer und ihre Verpflegung im Winter obliegt.

Bis vor Kurzem wurde dieſer Zweig des Vereinigten-Staaten-Dienſtes von einer wahren Diebesbande verwaltet, welche Millionen Geldes verſchlang, ja deren verächtlichem Treiben es zuzuſchreiben iſt, wenn ein beträchtlicher Theil der Indianer auf die elendeſte Weiſe verhungerte, oder aber ſich aus Verzweiflung gegen die Unterdrücker auflehnend, dieſe letzteren und ihre Helfershelfer ermordete. Ihnen iſt alles Unheil und die ganze Mißwirthſchaft des Indianer-Departements zuzuſchreiben. Erſt vor wenigen Jahren gelangte dieſe Verwaltung in beſſere Hände und ſpeziell der große deutſch-amerikaniſche Staatsmann Carl Schurz hat ſich während ſeiner vierjährigen Dienſtzeit als Staatsminiſter der Indianerangelegenheit angenommen. Der gegenwärtigen friedlichen Politik, im Vereine mit dem Wirken der chriſtlichen Miſſionäre dürfte es gelingen, die noch barbariſch gebliebenen Stämme der Ziviliſation entgegenzuführen.

Sind aber die Indianer überhaupt ziviliſationsfähig?

Im Nordweſten Amerikas glaubt man nicht daran. Man ſagt, es ſei unmöglich. Man gab ihnen Farmen, Häuſer und Vieh, um ſie zu Ackerbauern und Viehzüchtern zu machen, aber ſie ließen Alles ſtehen und zogen weiter, um zu jagen und zu ſtehlen. Ein Häuptling, dem man ein leerſtehendes Häuschen zur Wohnung gab, baute ſich nebenan ſein Zelt und ſchlief darin, während er in das Haus ſeine Pferde ſtellte.

Einem anderen Indianer überließ man eine ganze wohl eingerichtete Farm. Er bezog ſie, aber er fand ſie bloß der Bewohnung, nicht der Bearbeitung würdig.

Wie könnte ſich auch ein indianiſcher Krieger zu Arbeit erniedrigen? Er hat niemals gearbeitet, und die geringen häuslichen Verrichtungen auf der Prairie und in ſeinem Zelte ſind Sache ſeines Weibes, — ſeiner Sklavin. In den ſüdlichen Territorien lernte er die Sklaverei von den Weißen; konnte er durch Tauſch oder Diebſtahl einen Neger erlangen, ſo mußte dieſer für ihn arbeiten. Aber der Indianer ſelbſt wird nicht Ackerbauer. Von den wenigen Indianern, welche noch im Staate New-York vorhanden ſind, kann man die Ackerbauer an den Fingern abzählen. Der Reſt blieb bei ſeiner urſprünglichen Beſchäftigung, ſo gut er konnte. Jagen konnte er nicht mehr, denn das Wild war nicht mehr da. Stehlen durfte er nicht, denn er ſtand unter dem Geſetze. Arbeiten wollte er nicht, denn ſein Stolz verbot es ihm. Darum ſchnitzt er ſein Leben lang Pfeile und Bogen und verkauft ſie an die Touriſten.

Alle bisherigen Verſuche, den Vollblut-Indianer zur Arbeit zu bewegen, ſcheiterten. Darum wurde er auch zurückgedrängt. Seine Jagdgründe und damit die Bedingungen zu ſeinem Lebensunterhalt wurden ihm entzogen. Im Kampfe mit dem Weißen mußte er natürlich unterliegen. Auf dem Schauplatz dieſer Kämpfe, dieſer mitunter grauenvollen Maſſacres und Morde, d. i. im Nordweſten Amerikas und in den nördlichen Prairien, glaubt man deshalb nicht an die Kulturfähigkeit des Indianers.

In den ſüdlichen Prairien des Weſtens iſt es anders. Hier wurde den einzelnen Indianerſtämmen eine eigene Reſervation, das Indianer-Territorium angewieſen.

Das Ordeal oder die Kriegerweihe

Aus dieſem durften ſie nicht verdrängt werden. Chriſtliche Miſſionen wurden hier errichtet, welche durch Kirchen und Schulen für das geiſtige, Regierungs-Agenturen,

welche für das leibliche Wohl der armſeligen Ueberreſte von einſt großen Indianer-Nationen Sorge tragen. Von allen Seiten iſt der Indianer von Weißen umgeben,

Ein Mandanendorf.

die häufig in eng verwandtſchaftliche Beziehungen zu ſeinen Stammesgenoſſen treten. Und hier iſt es auch, wo der Indianer die einzigen Fortſchritte als Ackerbauer

macht. Die Blutvermiſchung, die geiſtige Erziehung und die Geduld waren es, welche dieſes Wunder bewirkten.

Allein nur zu oft war das Zuſammenleben mit den Weißen von ganz entgegengeſetzten Reſultaten begleitet, beſonders in den nordweſtlichen Regionen Amerikas findet man unter hundert Fällen gewöhnlich neunzig, in welchen die Weißen die Urſache von Unruhen, Kämpfen und Kriegen gaben. Es war die Schuld der Regierung, daß ſie die Indianer und mit ihnen die reſervirten Indianer-Ländereien außerhalb des Geſetzbereiches ſtellten. Dieſe Grenzländer wurden zur Brutſtätte der himmelſchreiendſten Räubereien und Ungerechtigkeiten, begangen an — den Indianern. Verträge, welche von dem Präſidenten der Vereinigten Staaten abgeſchloſſen waren, wurden durch die geldburſtigen Indianer-Agenten gebrochen. Die Gelder, welche den Indianern als Erlös ihrer Landverkäufe eingeſandt wurden, kamen vielleicht nur zu einem Zehnttheil in ihre Hände, der Reſt war willkommene Beute der Agenten, die gewöhnlich nach wenigen Jahren reich wurden, und, ihre Stellungen aufgebend, als reiche Privatiers in die öſtlichen Städte zogen. Die Decken, Kleidungsſtücke und Lebensmittel, welche die Regierung den im Winter aller Kleidung baaren und halb verhungerten Indianerſtämmen zuſandte, wurden unterſchlagen. Das Wild, — der Buffalo, die einzige Quelle ihrer Nahrung und ihres Lebens, — wurde durch Weiße gänzlich ausgerottet. War es ein Wunder, wenn der Indianer zum Diebſtahl griff, um ſich das Leben zu friſten? Wurde aber wirklich ein ſolcher Diebſtahl ausgeführt, dann wurde Zeter und Halloh geſchrieen und eine Militärmacht aufgeboten, um die Indianer „zum Einhalten ihrer Verträge" zu zwingen.

So kam es, daß die nordweſtlichen Indianerſtämme noch gegenwärtig ſich im Zuſtande der Barbarei befinden, und, die grenzenloſe Niederträchtigkeit der Weißen verachtend, den ewigen Krieg und Tod der Unterwerfung vorziehen, während die im ſüdlichen Indianer-Territorium unter dem Schutze der Geſetze ſtehenden, von Miſſionären und ehrlichen Beamten geleiteten Stämme allmählig der Ziviliſation entgegen gehen.

Von den 400,000 Indianern Nordamerikas ſind etwa ein Dritttheil ziviliſirt, d. h. größtentheils mit der engliſchen Sprache vertraut, in ſtändigen Wohnungen lebend, ſich mit Ackerbau beſchäftigend. Ein zweites Dritttheil hat ſich zu Verträgen mit der Regierung der Vereinigten Staaten entſchloſſen, es lebt auf eigenen Ländergebieten oder Reſervationen, die größtentheils in den weſtlichen Staaten und Territorien gelegen ſind. Es erhält Lebensmittel, auch Kleidung von den Vereinigten Staaten, ohne ſich jedoch mit irgend welchen Arbeiten zu beſchäftigen.

Das letzte Dritttheil jedoch iſt noch barbariſch — unabhängig von den Vereinigten Staaten und allen Ziviliſationsverſuchen vorläufig unzugänglich. Ihr Gebiet iſt das Gebirge und die Steppe, auf dem ſie umherziehen. Die fortſchreitende

Ziviliſation drängt ſie immer mehr zurück, oder wo ſie ihr Widerſtand leiſten, da zwingt ſie ihnen ziviliſirte Formen und Gebräuche auf. In zwanzig Jahren wird auch dieſes Dritttheil untergegangen, — oder mit den Weißen verſchmolzen ſein. —

Dieſe Indianer der Prairien — etwa 120,000 an der Zahl, theils in den Ländergebieten längs der kanadiſchen Grenze zwiſchen dem Miſſouri und dem Saskatſchewanfluß, theils in Neu Mexiko, Arizona und dem Indianerterritorium lebend, ſind die Reſte jener großen Stämme, deren Gebiet noch vor einem halben Jahrhundert das ganze Miſſiſſippithal — mehr als eine Million Quadratmeilen umfaßte. Sie ſind nun bis auf den weſtlichen Rand dieſes Stromgebietes, bis an den Fuß der Gebirge zurückgedrängt, allein ſie haben ihr altes Leben, das Leben ihrer Väter, noch nicht aufgeben können. Sie ſind noch reine Naturſöhne, im Kriege mit der Kultur und im Kriege mit den Weißen begriffen. —

---

2. Zuſtände im Indianer-Territorium.

Im Herzen der nordamerikaniſchen Union, ringsum eingeſchloſſen von kulturreichen bevölkerten Staaten befindet ſich ein, den Staat Newyork an Flächeninhalt um 20000 engl. Quadratmeilen übertreffendes Gebiet, welches bisher der Bereiſung und Schilderung faſt vollſtändig entzogen blieb, aus dem einfachen Grunde, weil daſſelbe von Seiten der Vereinigten Staatenregierung ausſchließlich für die Indianer reſervirt wurde, und den Weißen die Landerwerbung und Anſiedlung innerhalb der Grenzen dieſes ausgedehnten, theilweiſe äußerſt fruchtbaren Landes unter ſtrenger Strafe verboten iſt. Erſt im Frühling 1885 wurden mehrere Hundert weißer Anſiedler, welche dieſes Verbot überſchritten hatten, von einem amerikaniſchen Expeditions-Corps mit Waffengewalt daraus vertrieben.

Die größere öſtliche Hälfte des Indianer-Territoriums befindet ſich im Beſitz der vier ſogenannten „ziviliſirten" Indianernationen, von den Amerikanern mitunter als die „vier C" bezeichnet, da ihre Namen mit dieſem Buchſtaben beginnen. Es ſind dies die Cherokees, die Creeks, die Choctaws und die Chickaſaws, welche durch eine in der Zeit von 1820 bis 1840 abgeſchloſſenen Reihe von Verträgen, von der Bundesregierung gegen Verzichtleiſtung auf ihre Ländereien, die ſich vordem über Tenneſſee, die Carolinas, Georgia, Alabama und Miſſiſſippi erſtreckten, nach dem Indianer-Territorium verſetzt wurden. Auch die Seminolen werden bisweilen hierher gerechnet. Aber abgeſehen davon, daß dieſe letzteren gleich den vier genannten Stämmen einen

eignen Distrikt inne haben, sind sie weder an Zahl, noch an Cultur neben die vier Hauptnationen zu stellen. Das ihnen gehörige Gebiet des Indianer-Territoriums umfaßt 19,785,797 Morgen und ihre Zahl wird der neuesten Schätzung nach auf 65- bis 70,000 beziffert. Der Rest des Territoriums, seine Südwestecke, ist einer Anzahl anderer Stämme oder vielmehr den Resten derselben eingeräumt, von denen einige, wie die Kiowas, die Comanches und Apaches sich noch im Zustand völliger Wildheit befinden. Ihre Zahl beträgt zwischen 15- und 20,000, und es sind darin unter Andern auch noch die mehr oder minder unzivilisirten Pottawatomies, Osages, Kaws, Arapahoes, Cheyennes, Quapas, Miamis, Schawnees, Wyandottes, u. s. w. einbegriffen, zu denen 1873 auch die Reste der Modocs und noch später jene der Poncas kamen, deren Geschick erst in neuester Zeit so viel Aufsehen und so viel Theilnahme erregte.

Wenn oben die Gesammtbevölkerung des Territoriums auf ungefähr 80,000 Seelen angegeben wurde, so sollte damit nicht etwa gesagt sein, daß diese 80,000 alle Indianer seien. Es leben beiläufig 4000 Weiße und 6000 Farbige unter den indianischen Nationen, und wenn diese Weißen nicht gleichfalls dem vorgenannten Gesetze verfallen, so hat dies seinen Grund darin, daß sie sich irgend eine Indianer-Squaw zur Lebensgefährtin nahmen, und dadurch Mitglieder des betreffenden Indianerstammes wurden, sowie alle Rechte und Vortheile desselben genießen. Die Zahl dieser Mischheirathen vermehrte sich namentlich vor einigen Jahren, als der große Rath der Indianer „The Indian Council" ein Gesetz aufstellte, welchem zufolge alle ledigen weißen Männer gehalten sein sollten, innerhalb einer bestimmten Frist das Territorium zu verlassen.

Seit einigen Jahren hat das Indianer-Territorium eine Eisenbahn. Die Missouri-, Kansas- und Texas-Bahn durchschneidet den östlichen Theil von Norden nach Süden, und ein reger, beständig wachsender Verkehr entwickelt sich seitdem längs dieser Linie. Vinita im Cherokee-Lande, welch letzteres den ganzen Norden des Territoriums und etwa seinen fünften Theil, in der Größe von mehr als fünf Millionen Acres umfaßt, ist die erste Stadt südlich der Grenze von Kansas. Der Ort zählt gegenwärtig etwa fünfhundert ständige Bewohner, und ist von Weißen erbaut, welche den Indianern einen jährlichen Tribut von fünfzig bis hundert Dollars entrichten, um innerhalb des Territoriums ihre Geschäfte betreiben zu können. Noch eine zweite Bahn-Linie mündet in Vinita, die der St. Louis- und San Francisco-Linie, welche von Nordosten her aus Missouri herankommt, und bestimmt ist, auf ihrem Wege nach dem Stillen Ozean das Indianer-Territorium seiner ganzen Länge nach von Osten nach Westen zu durchschneiden. Vorläufig hat sie in Vinita ihren Endpunkt erreicht; aber das Aufblühen der Eisenbahn-Unternehmung im ganzen Bereich der Union erstreckt sich auch auf das Gebiet der zivilisirten Indianer-Nationen, welchem

die in Rede ſtehende transkontinentale Linie auf der Strecke zwiſchen Miſſouri und New-Mexiko zunächſt zu Gute kommen ſoll.

Etwa fünfzig Meilen unterhalb Vinita ſetzt die Bahn über den Arkanſas, der die Nordoſtecke des Territoriums durchſchneidet, während der ihm von Weſten zuſtrömende Canadian River mit ſeinen verſchiedenen Zuflüſſen daſſelbe ſeiner ganzen weſtöſtlichen Länge nach durchfließt. Zwiſchen dem Arkanſas und einem ſeiner kleineren nördlichen Zuflüſſe, dem Verdigris, dehnt ſich das berühmte Weideland des nordöſtlichen Indianer-Territoriums aus. In ſeinen geſchützteren Einſenkungen gedeihen verſchiedene Gras- und kleine Schilf-Arten, welchen ſelbſt die ſchärfſte Winterkälte nichts anzuhaben vermag, und welche die mit großem Eifer und gutem Erfolg der Viehzucht obliegenden Cherokees, in deren Bezirk dieſer Theil des Territoriums gehört, dazu befähigen, ihre Rinderherden den ganzen Winter im Freien zu halten. Viehzucht ſteht überhaupt in der Produktion des Territoriums in erſter Reihe. Schon im Jahre 1873 wurde der Viehſtand der Cherokees, Creeks und Choctaws auf 170,000 Pferde, 300,000 Stück Rindvieh, 350,000 Schweine und etwa 15,000 Schafe, Alles in Allem einen Werth von ſieben und einer halben Million repräſentirend, geſchätzt. Auch was den Ackerbau anbelangt, ſtehen dieſe vier Stämme, oder wie nun einmal die offizielle Bezeichnung lautet, dieſe vier Nationen dem übrigen von der Bundesregierung zuſammengeſtauten bunten Gemiſch von Stämmen und Stamm-Reſten im Südweſten des Territoriums ſo weit voran, daß von dieſen letzteren und ihren Ziviliſations-Leiſtungen kaum die Rede ſein kann. Unter jenen vier Nationen aber ſtehen wieder die Cherokees in wahrhaft dominirender Weiſe voran. Sie hatten nach derſelben offiziellen Schätzung allein gegen 90,000 Acres Land in Kultur und erzielten davon Erträge im Betrage von 70,000 Buſhel Weizen, 630,000 Buſhel Welſch-Korn, welches hier ſeinen Namen „Indian Corn" einmal mit vollem Fug und Recht führt, und entſprechende Ernten an Hafer, Kartoffeln und Heu. Die Creeks, Chickaſaws und Choctaws hatten zuſammen etwa 110,000 Acres unter dem Pfluge, auf denen ſie 20,000 Buſhel Weizen und gegen 700,000 Buſhel Welſch-Korn gewannen. Nur in einem Produktionszweige ſtehen die Cherokees hinter einer ihrer Schweſter-Nationen zurück: in der Gewinnung von Bau- und Säge-Holz. Hier haben die Choctaws, allerdings durch den größeren Holzreichthum ihres bergigen, die Südoſtecke des Territoriums einnehmenden Landes begünſtigt, weitaus die größten Reſultate aufzuweiſen. Auch die Baumwolle iſt ſeit 1877 kein Fremdling mehr in dem halbſüdlich gelegenen Territorium, und die mit den Baumwollpflanzungen erzielten Erfolge ſind nicht unerheblich.

Der nächſt Vinita wichtigſte Stapel- und Handelsplatz der Eiſenbahn iſt Muskogee, die Hauptſtadt des Creek-Landes, nahe dem Arkanſasfluß gelegen. Beim Canadian-River tritt die Bahn in das Gebiet der Choctaws und überſetzt die Grenze

desſelben, ſowie des Indianer-Territoriums überhaupt, am Red River, bei Denniſon. Auch jener Reiſende, welcher nicht weiß, wie der ſchon recht ſtattliche Fluß heißt, welcher hier auf ſolider Eiſenbrücke überſchritten wird, muß es auf den erſten Blick hin errathen. Das rothgelbe Waſſer und die noch röthereu Uferabhänge ſagen es ihm. Auf ſeinem Südufer liegt Denniſon, eine jener von den Eiſenbahnen geſchaffenen Städte, welche im großen Weſten der Vereinigten Staaten im Lauf der letzten fünfzehn Jahre in Maſſen aus dem Boden geſprungen ſind, aber es nur dann zu dauernder Exiſtenz und Bedeutung zu bringen vermögen, wenn ſie als End- oder Knoten-Punkte längerer Linien, nicht nur für den Betrieb der betreffenden Bahnen, ſondern auch für den Handel und Verkehr auf ihnen von wirklicher Wichtigkeit ſind. Ein ſolcher Punkt iſt Denniſon, welches als ſüdlicher Endpunkt der durch das Indianer-Territorium führenden Miſſouri-Kanſas-Texas-Bahn zugleich der nördliche Anfangspunkt der Texas-Central-Bahn iſt, durch deren Vollendung bis zum Golf von Mexiko die erſte ununterbrochen von der Nordgrenze der Union bis zum Golf führende Bahnverbindung auf dem rechten Miſſiſſippi-Ufer hergeſtellt wurde. Der etwa fünf Jahre alte Ort zählt heutigen Tages bereits viertauſend Einwohner und iſt, da er zugleich an der Waſſerſtraße des Red River liegt, ein aufblühender Handelsplatz, der nur der Erſchließung des Indianer-Territoriums harrt, um der Mittelpunkt eines großen eignen Ackerbau- und Verkehrs-Gebiets zu werden.

Eine Eiſenbahnfahrt durch das Indianer-Territorium, wie ſie in dem Vorſtehenden geſchildert wurde, wird gewiß für denjenigen, der ſie ausführt, zur Quelle mannigfacher Unterhaltung und Belehrung werden. Aber, um mit der eigentlichen Bevölkerung, den eigentlichen Herren dieſes, in ſeiner Art abſonderlichſten, Gebiets der Union bekannt zu werden, iſt eine Reiſe per Dampf durch daſſelbe durchaus nicht das richtige Mittel. Sie fürchten ſich nicht mehr vor der „großen Schlange der Eiſenbahn, welche ſie nach Texas hinüberſchleppen ſoll“, aber ſie lieben ſie eben auch nicht. Sie haben noch nicht den geringſten Geſchmack daran gewonnen, dicht an ihrer Linie Dörfer und Anweſen zu gründen. Die neuen Stations- und Handels-Plätze an der Bahn ſelbſt ſind in erſter Reihe das Ergebniß des Unternehmungs-Geiſtes der Weißen, welche ſich in dem Territorium heimiſch zu machen verſtanden haben, und welche einer ſchließlichen Eröffnung deſſelben für die allgemeine Einwanderung mit demſelben Verlangen entgegenſehn, wie diejenigen, die von Außen her nicht die Zeit erwarten können, da ſie von dieſem Recht einer ungehinderten Einwanderung und der Beſiedelung unter dem Heimſtätte-Geſetz werden Gebrauch machen dürfen.

Als die Hauptſtadt des ganzen Indianer-Territoriums, obgleich ſie eigentlich nur die des Cherokee-Landes iſt, iſt Talequah anzuſehen, welches man von der Bahn-Station Muskogee auf einer gut eingerichteten „Stage“-Linie erreichen kann. Die

Entfernung beträgt vierzig Meilen und wird, je nach der Jahreszeit und dem ihr entſprechenden Zuſtand der Wege, in zehn bis ſechsunddreißig Stunden zurückgelegt. Die Stadt ſelbſt iſt eine Sehenswürdigkeit; zur Hauptſtadt der Cherokee-Nation wurde Talequah im Jahre 1840 erhoben. Sie hat heute etwa ſechshundert Einwohner, und ihr Hauptgebäude iſt das in Backſteinen faſt in öſtlichem Stil aufgeführte Capitol, wo der Rath der Nation alle Jahre zu einer dreißigtägigen Berathung zuſammenkommt. Die Regierung der Cherokees beſteht aus einem Gouverneur als oberſtem Häuptling, einem Vice-Gouverneur oder Unterhäuptling, welche Beide alle vier Jahre in allgemeiner Wahl erwählt werden, und einer Art Staatsrath, welcher aus einem Ober- und einem Unter-Hauſe beſteht, deren Mitglieder ganz nach Waſhingtoner Vorbild den Namen Senatoren und Repräſentanten führen und ebenfalls in allgemeiner Volkswahl erwählt werden. Geſetzesvorſchläge werden in einem dieſer beiden Häuſer gemacht und haben durch beide zu gehen, ehe ſie den Gouverneur erreichen, welcher, gleich ſeinem weißen Collegen in der Unions-Hauptſtadt, mit einer Veto-Gewalt bekleidet iſt, die den Mitgliedern des Volks-Rathes ſchon recht oft unbequem geworden iſt. Da die ganze Cherokee-Nation beſten Falls nur ſiebzehn bis neunzehntauſend Seelen zählt, ſo kann man ſich vorſtellen, wie zierlich und harmlos zugleich dieſe der Waſhingtoner ſo genau nachgebildete Regierungs-Maſchine von Talequah arbeitet. Der derzeitige Gouverneur oder oberſte Häuptling der Cherokees, ein Vollblut-Indianer, heißt Gaſalatah, und ſein Hauptſtolz beſteht darin, daß ſein indianiſcher Stammbaum von vollkommener Reinheit iſt. Wie die meiſten Mitglieder der ziviliſirten Nationen iſt er getauft, und zwar gehört er dem baptiſtiſchen Bekenntniß an. Er iſt ſogar ein ordinirter Geiſtlicher der Sekte, und ſeine Gouverneurſchaft verhindert ihn durchaus nicht, auch beſtändig als kirchlicher Funktionär vor ſeine Mitbürger zu treten.

Die Cherokees haben zur Zeit zwei Seminarien, eines für weibliche, das andere für männliche Zöglinge, eine Taubſtummen-Anſtalt und fünfundſiebzig öffentliche Schulen mit nahezu zweitauſend Schülern. Die Choctaws, welche an Zahl den Cherokees zunächſt ſtehen, haben eine höhere Schule und fünfundfünzig Schulen mit vierzehnhundert Schülern. Die Creeks beſitzen achtundzwanzig Schulen mit zwölfhundert Schülern, und die nur den dritten Theil der Seelenzahl der Cherokees zählenden Chickaſaws immerhin noch eine Akademie und zwölf öffentliche Schulen, in denen vierhundert Schüler unterrichtet werden. Die Zahl der Lehrer wurde im Jahre 1880 im Ganzen auf hundertundachtzig, und die Ausgaben, welche die vier Nationen im ſelben Jahre für ihr Schulweſen machten, auf $ 150- bis 190,000 beziffert, von welchen wieder der Löwenantheil von $ 79,000 auf die Cherokees entfällt.

Selbſt die nicht ziviliſirten Stämme haben ſich dem nachbarlichen Einfluß dieſer rothhäutigen Gemeinweſen, welche ſo gut für einen allgemeinen Unterricht zu ſorgen

wiſſen, nicht zu entziehen vermocht. Die Handvoll Seminolen — es ſind ihrer Alles in Allem etwa 2500 auf dem ihnen zugemeſſenen Landſtrich im Weſten des Territoriums angeſammelt, — hatte im vorigen Jahre gleichfalls bereits ihre fünf Schulen, in denen 180 Schüler, mit einem Koſten-Aufwand von 3000 Dollars, durch fünf Lehrer unterrichtet wurden. Und was die im Südweſten des Territoriums angeſammelte Muſterkarte von Stämmen und Stamm-Reſten anlangt, ſo hatten ſie ſchon vor ſechs Jahren acht Schulen.

Wie die Cherokees an Zahl und Kultur die erſte Stelle unter den Nationen des Indianer-Territoriums einnehmen, ſo ſtehen ſie auch als Kapitaliſten ihren Bruderſtämmen weit voran. Sie haben die, ihnen einſt von den Vereinigten Staaten als Kaufſumme für ihre Ländereien in Georgia und Nord-Karolina bewilligten drittehalb Millionen Dollars im Bundes-Schatzamt liegen, und beſtreiten nicht nur ihre ganzen Regierungskoſten aus den Zinſen dieſes ſtolzen Kapitals, ſondern erzielen auch noch jährlich einen Ueberſchuß. Da ſie es haben, laſſen ſie ſich es auch etwas koſten, und während ſie jährlich für ihre Exekutive, ihre Legislative und ihr Gerichtsweſen $ 80,000 ausgeben, beſtreiten die nur um ein paar Tauſende weniger Köpfe zählenden Creeks und Choctaws dieſelben Ausgaben mit je $ 37,000 und $ 34,000, während die Regierungs-Maſchine der Chickaſaws $ 22,000 und die der Seminolen zwiſchen $ 11- und $ 12,000 koſtet. Das ſind verhältnißmäßig enorme Summen.

Das Verhältniß der Indianer-Nationen zu der Centralregierung in Waſhington und ihre Stellung als ſcheinbar unabhängige Staaten ähnelt in mancher Hinſicht jener der oſtindiſchen oder javaniſchen Staaten gegenüber England reſp. Holland. Es ſind zweifellos „ſouveräne" Völker und Länder, aber in ſo beſchränktem Maße, daß ſie nicht einmal über ihren eigenen Grund und Boden verfügen. Sie können weder Kriege führen, noch diplomatiſche Beziehungen anknüpfen. Das Recht und die Macht dieſer „Staaten" erſtreckt ſich nur über ihre eigenſten Staatsangehörigen reſp. über die Mitglieder des Stammes und deren perſönliche Habe. Sie dürfen ſich nicht einmal gegen eine Invaſion von Seiten der Weißen oder eines anderen Indianerſtammes wehren. Obſchon das Geſetz jedem Weißen das Beſiedeln des Indianerlandes verwehrt und das Recht ſomit auf den Seiten der Indianer ſteht, dürfen ſie die betreffenden doch weder verhaften noch Landes verweiſen, ſondern müſſen ſich an den „Großen Vater" in Waſhington wenden. Ihre Gerichtshöfe können nur über Stammesgenoſſen Recht ſprechen, in Streitfällen zwiſchen Indianern und Weißen müſſen weiße Gerichte entſcheiden.

Aber was immer man gegen dieſe eigenthümliche Stellung und Verwaltung der „Vier Nationen" ſagen mag, es muß zugegeben werden, daß ſie ſich dabei vortrefflich befinden, daß die Verwaltung eine ehrliche und bis zu gewiſſen Grenzen

auch wirkungsvolle iſt, und daß ſie ſich unter einer andern Verwaltung ſchwerlich größeren Friedens und Wohlſtandes erfreuen dürften, als unter ihrer eigenen.

Wären dieſe Kultur-Reſultate, denen ſich noch ſehr anſehnliche Reſultate eines öffentlichen Schulweſens hinzugeſellt haben, lediglich den das Land bevölkernden Rothhäuten zuzuſchreiben, ſo müßte jeder Verſuch zur Aenderung an der beſtehenden Ordnung der Dinge thatſächlich wie ein Frevel erſcheinen. Aber es war oben bereits von den im Territorium anſäſſigen Weißen und Negern die Rede, und, wie niedrig man auch die Anzahl dieſer „Ausländer" im Verhältniß zu der der rothen Grundherren des Territoriums annehmen mag, ihr Einfluß kann gar nicht hoch genug geſchätzt werden. Nahezu der ganze Handel liegt in den Händen der Weißen und ihr vielfaches Einheirathen in die Geſchlechter der territorialen Grundbeſitzer hat ihnen auch innerhalb des öffentlichen Lebens derſelben eine entſcheidende Stellung geſichert, welcher auch zum großen Theil die bisherigen Erfolge der „Vier Nationen" zugeſprochen werden müſſen. In dieſer Vermiſchung der Rothhäute mit den Weißen dürfte vielleicht auch die Löſung der Indianerfrage zu ſuchen ſein. Es ſteht zweifellos feſt, daß der Vollblut-Indianer der Ziviliſirung abſolut unzugänglich iſt, und das Geheimniß der großen Erfolge bei den Cherokees iſt meiner Meinung nach darin zu ſuchen, daß nicht mehr als ein Zehntel derſelben Vollblut-Indianer ſind. Die große Mehrzahl ſind Miſchlinge, und nahezu die Hälfte derſelben ſind in ihrem Ausſehen von den Weißen gar nicht mehr zu unterſcheiden. Ein ähnliches Verhältniß herrſcht unter den drei anderen „ziviliſirten" Nationen und man kann den Grad der Ziviliſation bei den anderen Stämmen faſt untrüglich an dem Grade der Blutvermiſchung erkennen. Die Vollblut-Indianer als ſolche ſind Todfeinde der Weißen.

So wurden ſie den letzteren hauptſächlich nur als Krieger bekannt, ſelten gelangten Schilderungen ihres Zuſammenlebens, ihrer Familien und ihrer ſozialen Gebräuche an die Oeffentlichkeit. Dieſes ſoziale Leben der Prairie-Indianer ſei demnach in den folgenden Kapiteln der Betrachtung unterworfen. —

3. Das Weib und ſeine Stellung.

Das Leben der Indianerin von ihren erſten Kinderjahren an bis in das höchſte Greiſenalter iſt ihrem Manne gegenüber ähnlich, wie es das der amerikaniſchen Negerſklavin ihrem Gebieter gegenüber war. Die Indianerin iſt die Sklavin des Mannes. Kaum hat ſie als Kind die erſten Schritte gelernt, als ſie auch ſchon zu häuslichen oder vielmehr „zeltlichen" Arbeiten angehalten wird, die mit dem zunehmenden Alter auch deſto ſchwerer werden. Ihre endliche Verheirathung iſt nur ein Wechſel ihres Herrn und Meiſters, — wie ſie früher ihrem Vater gedient, ſo dient ſie dann auch ihrem Gemahl.

Was der Indianerin für all' dieſe ſklaviſche Unterwürfigkeit und Hingebung vom Manne geboten wird, worin ſie ihren Lohn findet, iſt ſchwer zu ſagen. Iſt es die Unkenntniß eines beſſeren Looſes oder wahre Liebe, — gewiß giebt es kein augenſcheinlich zufriedeneres Weib als die Indianerin. In ihrem ganzen mühe- und arbeitsvollen Leben giebt es nur eine kurze Periode, wo ſie das zweifelhafte Glück genießt, bei den Männern beſondere Beachtung zu finden. Es iſt der Brautſtand, wenn man das Leben unmittelbar vor der Ehe bei ihr als ſolchen bezeichnen kann. Der Indianer iſt für die Liebe nicht weniger empfänglich als der Weiße, ja die Zelte der Indianer könnten vielleicht ebenſo viele Geſchichten erzählen, wie die Paläſte einer europäiſchen Großſtadt.

Eine Indianerſchöne

Bei dem Indianer kommt die Liebe zum weiblichen Geſchlechte viel früher zum Vorſchein, als bei den Weißen. Kaum hat der junge Mann ſeine Waffenprobe überſtanden, kaum iſt er durch eine qualvolle, an ihm begangene Grauſamkeit*) vom Knaben zum Krieger geworden, ſo ſucht er auch ſchon — vorderhand nach einer einzigen — Gefährtin ſeines Lebens. Obgleich dazu nichts weiter nöthig iſt, als eine gewiſſe Anzahl Ponies, um die Theure von ihrem Vater zu kaufen, ſo ſucht er doch zuvor aus gewiſſen Gründen ihre Liebe zu gewinnen. Merkwürdigerweiſe geht er dabei viel zahmer zu Werke, als es irgend ein verſchämtes deutſches Schneiderlein

*) Das „Ordeal".

machen würde. Er iſt den ganzen Tag und einen Theil der Nacht in der Nähe ihres Zeltes zu finden, er deutet nur durch Blicke und Seufzer leiſe an, welche Gefühle ſeine Bruſt bewegen. Stößt er nach dieſer Einleitungs-Periode auf Widerſtand, dann nimmt er ſeine Zuflucht zu Serenaden und nächtlichen Ständchen, deren Romantik jene der katerlichen Dach- und ſtudentenhaften Straßen-Serenaden bei weitem übertrifft. Sein Muſik-Inſtrument iſt gewöhnlich ein flötenähnliches Rohr, dem er ſo jammervolle Töne entlockt, daß die Hunde und die alten Weiber des ganzen Lagers um die Wette heulen könnten.

Finden dieſe Aeußerungen einer jungen, glühenden Liebe bei der Auserwählten keinen Widerſtand, dann zieht zarte Hoffnung in das bange Herz. Im Zelte der Geliebten findet ſich nur wenig Gelegenheit zum Seufzeraustauſch, denn das Zelt wird gewöhnlich noch von einem halben Dutzend anderer Perſonen getheilt. Iſt ihm die Geliebte jedoch zugethan, und hat der Vater gegen den Werber nichts einzuwenden, dann folgt ſie ihm auch willig in trauter Dämmerſtunde eine kleine Strecke außerhalb des Zeltes. Dann nehmen ſie beide auf dem grünen Prairieboden Platz und benutzen das traute Beiſammenſein, um an dem Becher der Liebe zu nippen.

Niemals werden derartige Liebespaare vom Vater oder anderen Perſonen geſtört, denn es iſt eine der geſellſchaftlichen Fiktionen im Indianerleben, daß die Liebe des jungen Kriegers, trotz ihrer Auffälligkeit, Niemandem bekannt erſcheint, als der Geliebten allein. Die Liebe wird nämlich beim Manne als Schwäche angeſehen, da ſie aber doch bei jedem Indianer zu einer gewiſſen Lebensepoche auftritt, ſo fand man den Ausweg, ſie unberückſichtigt und unbemerkt vorübergehen zu laſſen.

Nun kommt es bei den Indianerſchönen ebenſo häufig, wie bei den Modedamen europäiſcher Hauptſtädte vor, daß ſie von mehreren Dandies gleichzeitig geliebt werden, und dann ſpielen ſich vor ihren Zelten am Entſcheidungstage ähnliche Szenen ab, wie man ſie auch bei den civiliſirten Völkern nicht ſelten findet. Nur legen ſich die Anbeter hier flach auf den Boden und trachten, ſich ſo gut als möglich vor einander zu verbergen. Das Mädchen erſcheint nun am Eingange des Zeltes. Alle ſpringen auf und laufen ihr entgegen. Der erſte nimmt ſie in Empfang. Iſt er der Gegenſtand ihrer Wahl, dann leiſtet ſie keinen Widerſtand und läßt ſich in ſeinen Armen forttragen, während die anderen Nebenbuhler ſofort verſchwinden. War er jedoch nicht der rechte, dann ſetzt ſie ſeinen Entführungsverſuchen Widerſtand entgegen. Dies iſt ihm genügend. Er verläßt ſie ſofort und behelligt ſie niemals wieder. Das Mädchen jedoch tritt für einen Augenblick in das Zelt zurück. Sobald ſie wieder erſcheint, ſtürzen die anderen Anbeter aufs neue auf ſie zu, und der ganze Prozeß wiederholt ſich ſo lange, bis die Holde von ihrem wahren Auserwählten erreicht wird.

— Dieſe Liebesſpiele bilden die einzige Gelegenheit der jungen Indianerin, nicht geringe Koketterie zu entfalten. Aber ſie iſt bald vorüber. Iſt das Mädchen einmal

gewonnen, dann beginnt die Zeit ihrer Enttäuſchungen ſchon in der Bewerbung des Geliebten um ihre Perſon, bei dem grauſamen, habſüchtigen Vater.

Bei den Indianern ſteht die Tochter nämlich in dem Verhältniſſe zum Vater, wie die Negerſklavin Ober-Egyptens ihrem Eigenthümer gegenüber. Sie iſt das Kapital, der Beſitz ihres Vaters, ſie wird an den Meiſtbietenden verkauft. Deshalb iſt auch eine derartige Brautwerbung gewöhnlich mit den ergötzlichſten Szenen verbunden, ohne daß die letzteren der in „Hangen und Bangen" ſchwebenden Braut das Herz beſonders ſchwer machen. Betrachten wir die Werbe-Szene.*)

„Ich denke Eure Tochter zum Weibe zu nehmen", ſagt der Geliebte zu dem Vater. „Sie iſt ein häßliches Ding, faul wie ein Bär, weiß nicht zu kochen und zu arbeiten und iſt zu nichts brauchbar. Aber ich ſehe, daß ſie Euch eine Laſt ſein muß und, um Euch einen Gefallen zu erweiſen, will ich ſie Euch abnehmen. Wie viel verlangt Ihr für die Braut?"

Oft antwortet der Vater: „Ihr wollt meine vielgeliebte theure Tochter, die beſte und ergebenſte, die je geboren ward? Die beſte Köchin, die fleißigſte und willigſte Arbeiterin im ganzen Stamme? Ich kann meine Tochter nicht entbehren. Ich will ſie Niemandem geben und am wenigſten Euch, der jung iſt und bloß einen Skalp genommen hat. Zudem habt Ihr kaum mehr als zwei Ponies geſtohlen und könnt mir meine Tochter gar nicht bezahlen. Ich verlange zwanzig Ponies und drei Büffelhäute für ſie."

„Zwanzig Ponies und drei Häute" ſchreit entrüſtet der Bewerber. „Zwanzig ſtarke fette Ponies für ein ſo häßliches, mageres Weibsbild, das kaum eine Büffelhaut werth iſt! Dafür kann ich mir ein ganzes Dutzend beſſerer Mädchen kaufen!"

Unter Schreien und Schimpfen wird nun der Kampf ohne Rückſicht auf das Beiſein der Holden fortgeſetzt, — der Vater ſeine Tochter anpreiſend, der Werber über ſie ſchimpfend. Sieht der Vater irgend welche Ungeduld oder Nachgiebigkeit, ſo führt er den Streit auf Wochen hinaus. Endlich wird der Handel zu dem gewöhnlichen Marktpreiſe der Bräute, etwa 3 oder 4 Ponies, abgeſchloſſen, — die Holde iſt das Eigenthum des jungen Kriegers.

Von einer Hochzeitszeremonie iſt natürlich bei dieſen Barbaren keine Rede. Iſt der Preis gezahlt, ſo führt der Mann ſein junges Weib in das Zelt ſeines Vaters, um da zu bleiben, bis ihn der Zuwachs ſeiner Familie zwingt, oder ſein größerer Reichthum es erlaubt, ſich ein eigenes „Lodge" — ein eigenes Zelt zu errichten.

Nun iſt aber das väterliche Zelt, in welches der junge Ehemann ſeine Frau bringt, gewöhnlich ſchon mit Alt und Jung derart überfüllt, daß ſie kaum Platz haben ſich zu ſetzen. Und deshalb iſt das Brautbett und der Honigmonat des

*) Lodge.

Indianers begreiflicherweiſe nur mit ſehr wenig Romantik verbunden, denn man kann ſich leicht ausmalen, wie ſich das eheliche Leben in einem Raume geſtalten muß, wo Eltern und Kinder und außerdem vielleicht noch zwei oder drei Ehepaare beiſammen wohnen und ſchlafen.

Die Indianerin heirathet gewöhnlich ſehr jung. In ihrer früheſten Jugend ſteht ſie unter der Obhut ihrer Mutter, welche ihr die nothwendigſten Arbeiten und Verrichtungen im häuslichen Kreiſe beibringt. Kaum hat ſie das erſte Alter der

Krankheitenbeſchwörer. (Medizinmann.)

Weiblichkeit erreicht, ſo wird ſie auch von ihrem Vater bald unter die Haube gebracht, denn er trachtet natürlicherweiſe, ſo bald als möglich ihren Kaufpreis zu erlangen.

Mitunter zwingt ihn die Noth, ſeine Töchter ſchon zu verkaufen, ſo lange ſie noch Kinder ſind. Dieſe Kinder werden mit Vorliebe von älteren, wohlhabenden Bonvivants — denn auch unter den Indianern giebt es ſolche — gekauft und für die Zukunft groß gezogen, obgleich ſie ſchon als Kinder alle Privilegien des Weibes genießen.

Digitized by Google

Die Indianerinnen ſind in der Regel vor ihrer Heirath tugendhafter als nachher, denn das Gegentheil würde nicht nur ihre Ausſichten auf einen guten Gemahl verderben, ſondern auch ihren Marktpreis beträchtlich reduziren. Deshalb hütet auch ſchon der Vater ſeine Tochter auf das ſorgſamſte.

Trotz dieſem Verkaufsrecht des Vaters hat auch das Mädchen ihre eigenen Rechte, welche ſie vor einem ihr verhaßten Manne ſchützen. Wohl kann der Vater ſeine Tochter gegen ihren Willen verkaufen, und ſie muß ihrem neuen Beſitzer in ſein Zelt folgen. Allein bei der geringſten Annäherung ſeinerſeits, wird ſie ihm mit allen ihr zu Gebote ſtehenden Mitteln Widerſtand leiſten. Kann er ſie binnen drei Tagen und ebenſoviel Nächten, ſei es durch Schmeichelei oder Gewalt, nicht dazu bewegen, ihren Widerſtand aufzugeben und ſich ſeinen ehelichen Rechten zu fügen, ſo erlangt ſie das Recht in das Zelt des Vaters zurückzukehren, der dann verpflichtet iſt, den erhaltenen Kaufpreis an den getäuſchten Ehemann zurückzuerſtatten. Damit iſt die Ehe gelöſt.

Der Indianer hat nicht die leiſeſte Ahnung von den Geſetzen der Moral. Er beſitzt ſo wenig Selbſtbeherrſchung wie ein wildes Thier, er befriedigt ſeine Leidenſchaften zu irgend welcher Zeit, wo und auf welche Art es auch ſein mag.

Bei der indianiſchen Frau iſt es anders, je nach dem Stamme, dem ſie angehört. Die Cheyenne-Indianerin z. B. iſt zurückgezogen und beſcheiden, ſie könnte in Bezug auf ihre Keuſchheit mit den erſten Nationen in gleiche Linie geſtellt werden, ja noch mehr, man könnte ſie als Muſter der Keuſchheit aufſtellen.*) Die Frauen der Arrapahoes hingegen ſind ohne Ausnahme das gerade Gegentheil davon.

Das Weib, ob Mädchen oder Frau, hat bei den Indianern einen ſchweren Stand. In keinem Stamme wird die Liebe des Mannes zu einer nicht ihm gehörigen Frau beſtraft, denn es wird als das Recht des Mannes angeſehen, die Liebe zu genießen, wo er ſie findet, ſei es nun bei Mädchen oder Frau. Ob verheirathet oder nicht, es wird vom Weibe vorausgeſetzt, daß ſie ihre Tugend ſelbſt beſchützen, oder die Folgen tragen muß. Kein Vertheidiger oder Rächer ihrer Ehre ſteht für ſie auf, ja ſelbſt wenn ſie gewaltthätig mißbraucht wurde, wird der Thäter mitunter nur dadurch beſtraft, daß er ſie zum Weibe nehmen muß.

Von der auf ihnen ruhenden Verantwortlichkeit machen die Indianerinnen den verſchiedenſten Gebrauch. Die Mädchen der Arrapahoes kümmern ſich weder darum, noch um ihren Ruf; die Cheyennes hingegen halten ſich bis zu ihrer Verheirathung ſelbſt vor der geringſten Annäherung der Männer ferne. Das niedrige Endziel derartiger Annäherungen iſt jeder Schönen wohlbekannt. Eine Cheyenne-Schöne darf die Anträge eines Bewunderes nicht etwa in derſelben bequemen Weiſe annehmen,

*) Bancroft und Dodge.

wie dies bei den Belles der ziviliſirten Nationen mit den ihnen entgegengebrachten Aufmerkſamkeiten und Liebeleien der Fall iſt.

Daß die Coſtüme der indianiſchen Jungfrauen von höchſter Einfachheit ſind, kann man ſich wohl denken. Als Kind bis zum Alter von zehn bis zwölf Jahren beſteht die Kleidung aus nichts anderem, als einer bis zu den Knieen reichenden Schürze. Später tritt an deren Stelle ein ebenſo langer Unterrock aus Bockleder und eine ärmelloſe, bis an den Hals reichende Jacke. Im Winter kommen noch Gamaſchen und Leder-Mocaſſins dazu, damit iſt die Toilette vollendet. Die Tochter eines Häuptlings beſitzt wohl hie und da ein ſilbernes Kettlein um den Hals und Bänderſchmuck, aber ſelten Ohrgehänge. Das ſchwarze lange Haar fällt gewöhnlich ungekämmt und ungewaſchen in Strängen über die Schulter, das Geſicht iſt mit allerhand Farben beſchmiert, unter denen das Zinnoberroth die bedeutendſte Rolle ſpielt.

Aber nicht nur in Bezug auf die Schminke, auch bezüglich der Toilette ſind die Modedamen Newyorks das Ideal vieler Indianerſchönen geworden, und ſie betrachten die geſchilderte Ledertoilette doch ſchon etwas als Negligé. Der nähere Umgang mit weißen Händlern und das Einheirathen von Weißen — ſogenannter „Squaw Men“ — in die Stämme, läuterte ihren Geſchmack; nicht ſelten ſieht man ſchon eine zarte Häuptlingstochter mit Strümpfen und einem Sonnenſchirm behaftet, wenn auch der Reſt der Kleidung bloß aus der beſagten Lederſchürze beſteht. Auch die Schleier ſind ſehr beliebt, nur werden ſie an einer anderen Körperſtelle getragen. Den hohen Stöckelſchuhen jedoch können die Squaws begreiflicherweiſe keinen Geſchmack abgewinnen, ſie bleiben bei ihren weichen Mocaſſins, die wohl nicht ſo ſchön ſind, aber vor einem Uebel der Ziviliſation — den Hühneraugen — bewahren.

4. Die Indianerin als Frau und Mutter.

Die Heirath iſt vorüber.

Der Kaufpreis der jungen Braut wurde ihrem Vater, oder war ſie Waiſe, ihrer Mutter erlegt, der Krieger führt ſein Weib in das Zelt ſeines Vaters, das nun auch ihre Heimath iſt. Aber ſie iſt nicht Gebieterin hier. Ihre — Schwiegermutter führt das Regiment. Sie iſt nur Dienerin, ebenſogut wie alle anderen Weiber, welche außer ihr das Zelt bewohnen.

Betrachten wir nun dieſes Zelt, den Harem des Indianers.

Büffelhäute bedecken das in eine Spitze zulaufende Zeltgerüſt und laſſen nur eine kleine Oeffnung nahe dem Boden, durch welche man auf allen Vieren hinkriechen muß. Das Zelt iſt etwa 15 Fuß hoch und von 12 bis 20 Fuß im Durchmeſſer. An den Wänden ſind ringsum Büffelfelle aufgeſchichtet, die bei Tag als Sitze, zur Nachtzeit als Betten fungiren. In der Mitte des Zeltes befindet ſich das Feuer, und der Rauch entweicht durch eine Oeffnung an der Spitze des Zeltes. Deſſenungeachtet iſt das Innere des letzteren ſtets zum Erſticken mit Rauch gefüllt, was vereint mit dem ganz infernaliſchen Geſtank und dem Schmutze darin, den Aufenthalt für den Nichtindianer ganz unmöglich macht. — Der Reſt der Zelteinrichtung beſteht aus einigen roh geflochtenen Körben mit getrocknetem Fleiſch und ein paar Kleidungsſtücken gefüllt, — ferner Töpfen, Kochkeſſeln und Zinnbechern, Sattelzeug und Waffen.

Dieſer Raum wird nun von etwa einem Dutzend Perſonen, Männern, Weibern und Kindern bewohnt, je mehr davon da ſind, deſto lieber iſt es dem Herrn des Zeltes.

Dies iſt die neue Heimath des jungen Weibes. Nun iſt aber ihr Ehegemahl nur ſelten mit einer einzigen Frau zufrieden. Er nimmt ſich bald eine zweite und dritte, die alle zuſammen das gemeinſchaftliche Nachtlager theilen. Sollte das letztere zu klein werden, dann werden die älteren Frauen herausgejagt, um den jüngeren Platz zu machen. Das Wort Eiferſucht, dieſer Schrecken aller europäiſchen Ehen, iſt dem Indianer glücklicher Weiſe unbekannt, die Hinneigung eines Mannes zu einem neuen Weibe, oder ſeine Untreue allen gegenüber, erweckt nicht das geringſte unangenehme Gefühl in den Betroffenen.

Bei der Heirath wird der Name nicht verändert. Die Indianer kennen keine Unterſcheidung, welche unſerem „Fräulein“ und „Frau“, oder dem engliſchen Miss und Mrs. gleichkäme. Die Tochter wird nach der Mutter benannt, in ähnlicher Weiſe, wie die hebräiſchen Weiber des alten Teſtaments ihre Kinder benannten. Dieſer Name wird wohl mitunter durch Zärtlichkeitsausdrücke verlängert oder verkürzt, aber er bleibt der Frau durchs ganze Leben, er wird bei ihrer Verheirathung ebenſowenig geändert, wie die Kleidung. Erſt mit zunehmendem Alter wird die Lederjacke abgelegt und der Oberkörper ganz unbedeckt gelaſſen.

Mit der Zeit kommt Nachkommenſchaft, dann baut ſich der junge Indianer ein eigenes Zelt, ein eigenes „Lodge“, wenn er dies nicht ſchon früher gethan haben ſollte. Kinder werden von den Indianern ſehr geliebt und verzärtelt, ſie werden nie als eine Laſt angeſehen, wenn ihre Zahl auch noch ſo bedeutend werden ſollte. Der Vater iſt ſtolz auf ſeine Söhne, die Mutter auf ihre Töchter. Die erſteren werden zu Kriegern, die letzteren zum Arbeiten herangezogen.

Noch an der Mutterbruſt wird den Kindern das Schreien auf eine ſehr ſummariſche, aber ſichere Weiſe abgewöhnt. Die Mutter preßt die innere Handfläche auf den Mund des Kindes und hält ihm gleichzeitig mit den Fingern die Naſe zu, bis es beinahe erſtickt iſt. Dann wird es losgelaſſen, um bei dem erſten Schrei derſelben Strafe unterworfen zu werden. Das Kind lernt ſehr bald, daß Schweigen die beſte Politik iſt. — Kaum iſt der Knabe der Mutterbruſt entwachſen, ſo iſt er ſchon halb und halb ſein eigener Meiſter. Die Mutter darf ihn niemals ſtrafen, wenn ſein Vergehen auch noch ſo groß geweſen wäre. Dafür behält ſie die Aufſicht über die Töchter bis zu deren Verheirathung; wenn ihre Mühen und Sorgen im Alter überhaupt vergolten werden, ſo geſchieht dies eben durch die Töchter. Sie beſitzen nur ſpärliche Nachkommenſchaft und werden, gerade ſo wie die Amerikanerinnen, nur ſelten mit mehr als zwei Kindern geſegnet.*)

Im Großziehen der Töchter, in der Zubereitung der Mahlzeiten und in den Verrichtungen aller häuslichen Arbeiten vergeht das Leben der Frau, ohne daß ſie irgend welchen Einfluß auf ihren Gemahl oder auf die Angelegenheiten des Stammes beſäße. Das Weib darf das Berathungszelt niemals betreten, noch an irgend welchen öffentlichen Berathungen theilnehmen. Trotzdem gelingt es ihnen mitunter, ihre Männer durch „Schürzen-Politik“ zu beeinfluſſen.

Wie bei allen primitiven und halbbarbariſchen Völkern, ſo iſt auch bei den Indianern die Polygamie eingeführt. Jeder Krieger hat ſo viele Weiber als er haben will, oder als es ſein Reichthum erlaubt. Sie ſind ihm daſſelbe, wie dem Spieler die Diamanten. Er legt ſeinen Gewinn in ihnen an, als eine ſichere Einnahmequelle, falls ihn Unglück oder Armuth überkäme. Aber auch ſonſt ſind ihm die Weiber beſonders dort von einträglichem Nutzen, wo weiße Anſiedler, Trapper oder Handelsleute mit ihm in Berührung kommen. Dann giebt er ihnen ſeine Frau gegen „reiches“ Entgelt, etwa eine Decke oder Waffe oder eine Flaſche Branntwein, in Miethe, gerade ſo, wie dies in einigen Gegenden Perſiens der Fall iſt.

Der Mann iſt der unumſchränkte Beſitzer ſeiner Frauen. Er kann ſie ſchlagen, verſtoßen, ja ſelbſt tödten, ohne daß er von ſeinen Stammesgenoſſen zur Rechenſchaft gezogen wird. Iſt die Frau hübſch und beſitzt ſie einen guten Ruf als Arbeiterin,

*) Die Niederkunft macht der Indianerin kaum mehr Sorge, als einer Büffelkuh. Sie bedarf nur in Ausnahmefällen eines Beiſtandes. Im Sommer begiebt ſie ſich hinter einen Buſch oder an ein ſonſt verſtecktes Plätzchen und kehrt nach einigen Stunden mit ihrem Kinde in das Zelt zurück, um ſofort ihren häuslichen Verrichtungen nachzugehen.

Während der Schwangerſchaft wird der Umgang oder ſelbſt das Beiſammenwohnen mit der ſchwangeren Frau als „ſchlechte Medizin“ angeſehen, ja ſie muß in einem eigens für ſie beſtimmten Zelte wohnen.

dann kann ſie ſich der üblen Behandlung des Mannes dadurch entziehen, daß ſie ſich einen andern Mann auswählt, der ſie nehmen und für ſie zahlen will. Derartige Wechſel in den Ehen ſind bei den Indianern keine Seltenheit.

Ein Mann verliebt ſich beiſpielsweiſe in das Weib eines anderen. Er nähert ſich ihr und gewinnt ſie endlich nach kürzerer oder längerer Bewerbung. Sie verläßt ihren erſten Gemahl bei Nacht und Nebel und begiebt ſich in das Zelt ihres neuen Geliebten. Der betrogene Gemahl, der ſie am anderen Morgen vermißt und ſucht, findet ſie endlich in dem Zelte des andern, wo ihm erklärt wird, daß ſie nicht mehr länger ſein Weib ſei. Der Betrogene läuft natürlich zum Häuptling und trägt ihm die Urſache ſeines Kommens vor. Ein oder zwei hervorragende Krieger werden nun berufen, der Fall wird unterſucht und der Entſchädigungspreis beſtimmt, welchen der neue Geliebte dem alten zu zahlen hat. Iſt dieſer Preis entrichtet, dann iſt die Affaire beendet, das Weib bleibt bei dem Manne ihrer Wahl.

Ein Apache-Krieger.

Mitunter wird jedoch auch allerhand Unfug getrieben, insbeſondere da, wo Halbblut-Indianer im Stamme ſind. Die Frau eines andern geht zu einem ſolchen über und erklärt ihm, ſein Weib ſein zu wollen. Iſt ſie hübſch und wird ſie angenommen, ſo zahlt der neue Gemahl den Preis für ſie. Aber wie ſehr iſt er überraſcht, ſie am nächſten Morgen wieder bei ihrem alten Gebieter zu finden. Er will ſie mit ſich nehmen, aber ſie erklärt ihm, daß ſie ihn nicht mehr haben wolle. Der ſchmählich Hintergangene begiebt ſich wieder zum Häuptling und verlangt entweder das Weib oder den Preis zurück, den er für ſie bezahlt. Sie gehen zuſammen in das Zelt der Treuloſen und der verlaſſene Gemahl begehrt ſein Weib. „Hier iſt ſie“ ſagt der andere, „ſie iſt Dein. Nimm ſie hin. Ich habe ſie nicht zurück geführt, ich will ſie nicht.“ Aber das Weib weigert ſich, mit ihm zu gehen. Sie ſagt, ſie liebe ihren erſten Mann mehr und wolle ihn nicht verlaſſen. Das Recht war auf

der Seite des erſten Mannes, der Dupirte muß abziehen, ohne das Weib oder die Pferde wieder zu ſehen, die er als Preis zahlte.

Sollte jemals das Weib eines Häuptlings treulos werden, ſo wird dies in der Regel gar nicht beachtet, denn der Häuptling iſt ein zu großer Mann, zu hochſtehend und mächtig, viel zu erhaben über die Gefühle der Menſchheit, um auch nur einen Augenblick lang an den Verluſt eines ſo unbedeutenden Dinges, wie ein Weib, zu denken. Sein treuloſes Weib mag vielleicht in demſelben Lager, ja im nächſten Zelt ſein; er wird an ihr tagtäglich vorübergehen, ohne ſie auch nur eines Blickes zu würdigen.

Nun darf aber ein derartiger Wechſel des Ehegemahls in keiner Weiſe als eine Verletzung der Keuſchheit angeſehen werden. Er iſt rechtmäßig, als Schutz des Weibes gegen Tyrannei auch gerechtfertigt, ohne daß ſich deshalb die Männer gegenſeitig bekämpfen. Insbeſondere ſind die Weiber der Cheyennes damit ſehr raſch, ſich der ſchlechten Behandlung von Seiten ihrer Männer durch die Annahme eines anderen Gemahls zu entziehen, aber deſſenungeachtet ſind ſie ein Muſter der Keuſchheit. Ein Cheyenne Weib iſt niemals allein zu ſehen. Zwei oder drei Weiber, die etwa am Eingange ihres Zeltes ſitzen, werden bei der Annäherung eines Mannes aufſtehen und ſich in das Innere begeben, ſelbſt wenn der Kommende ein vertrauter Freund der Familie ſein ſollte. Iſt der Gemahl zur Nachtzeit nicht zu Hauſe, ſo ſchützt ſich die Frau dadurch vor Ueberfällen anderer, daß ſie Glieder und Körper mit Bändern und Stricken feſt umwindet. In dieſem Falle wäre es der Tod eines Jeden, der es wagen ſollte, ihr Gewalt anzuthun. Unterläßt ſie jedoch dieſe Vorſicht, dann ſetzt ſie ſich der Beſtialität des ganzen Lagers aus, ohne daß ihr hierfür Genugthuung widerfahren würde.

Die einzelnen nomadiſirenden Indianerſtämme beſtrafen die Untreue eines Weibes auf verſchiedene Art. — Die Häuptlinge laſſen ihre Weiber, wie vorher erwähnt, meiſtens ungeſtraft. Allein bei anderen Weibern iſt die Strafe eine ſchwere, ob nun die Untreue in ihrer Abſicht gelegen, oder nur durch die Unterlaſſung von Vorſichtsmaßregeln hervorgerufen wurde. Bei den Cheyennes wird ein leichtfertiges Weib, auf Ehebruch ertappt, nicht ſelten mit dem Tode beſtraft. Die Comanchen, der wildeſte der Prairieſtämme, ſpalten die Naſen der ungetreuen Weiber ſo oft, als ihnen die Untreue nachgewieſen wird. Man findet unter ihnen Frauen mit ein- bis fünffach geſpaltener Naſe.

Bei den Sioux war früher eine eigenthümliche Zeremonie in Gebrauch, die gegenwärtig durch den Einfluß der Ziviliſation nur ſelten noch vorkommt.

An einem gewiſſen Tage verſammelt ſich der ganze Stamm. Alle Männer ſtellen ſich in eine Gaſſe auf, welche alle Weiber des Stammes vom zwölfjährigen Mädchen bis zur Greiſin durchſchreiten müſſen. Jeder Mann nun, der mit irgend einem Weibe

während des letzten Jahres in vertrautem Verkehr geſtanden, war bei ſeiner Ehre und bei ſeiner Religion verpflichtet, die Hand auf ihre Schulter zu legen, wenn ſie an ihm vorüberſchritt. Und dieſe moraliſche Verpflichtung war ſo groß, daß das Weib ihm in's Geſicht geſchlagen und ihn Feigling genannt haben würde, hätte er es unter-

Ein Comanche-Krieger.

laſſen, ſie zu berühren. — Bei all' dem hatte die öffentliche Bekennung eines Liebesverkehrs keinerlei ſchlimme Folgen für die Betreffenden. Das Weib blieb bei ihrer Familie, ſie wurde bloß „vogelfrei" erklärt, das heißt, ſie durfte nicht ohne Begleitung außerhalb ihres Zeltes erſcheinen, widrigenfalls ſie allen Männern zum Opfer gefallen wäre. Dies zwang ſie natürlich zu einem einjährigen „Zeltarreſt".

Wurde ſie bei der nächſtjährigen „Generalbeichte“ von keinem Manne berührt, dann trat ſie wieder in ihre alten Rechte und in alles Anſehen.

— Der Verkauf der Frauen iſt bei den Indianern keine Seltenheit. Sie haben Kinder überaus lieb und ſind begierig, deren ſo viel als möglich zu bekommen. Sollte deshalb eine Frau kinderlos bleiben, ſo kann ſie beinahe ſicher ſein, verkauft zu werden. Sollte ſie jedoch Mutter ſein, aber aus einem der früher angegebenen Gründe, wie z. B. ſchlechte Behandlung u. ſ. w. in die Hände eines Anderen übergehen, ſo bleiben die Kinder bei ihrem Vater zurück, aber ihre Mutter hat das Recht, ſie im Zelte ihres erſten Gemahls nach Belieben zu beſuchen.

Soweit das Leben und die Stellung der Frau.

Nur zu häufig wird ihr gegenwärtig, in den vielen blutigen Kämpfen untereinander oder mit den weißen Kriegern ihr Gemahl entriſſen, ſie wird Wittwe. Aber trotzdem, daß ihr das Verkaufsrecht ihrer Töchter bleibt, ihre Söhne ſie unterſtützen müſſen, theilt ſie doch mit ihrer weißen, ziviliſirten Leidensgefährtin den heißen Wunſch, ihre Freiheit mit einer zweiten Ehe zu vertauſchen. Und es geht ihr dabei gerade ſo wie der Weißen. Iſt ſie jung und hübſch, ſo gelingt es ihr bald, einen Ehemann zu fiſchen. Iſt ſie alt und häßlich und hat ſie keine Söhne, die ſie füttern und unterſtützen, dann kauft ſie ſich nicht ſelten einen Gemahl, indem ſie ihm ihre Töchter als gut verkäuflichen Beſitz abtritt. — Hat ſie aber keine Kinder, ſteht ſie ganz hilflos da, dann fällt ſie dem ganzen Stamme zur Laſt, der für ihre Nahrung und Unterkunft Sorge trägt.

So vergeht das Leben des Weibes in ſteter Sorge, Demüthigung und Arbeit, ohne die geringſten Freuden. Und ebenſo demüthig und untergeordnet, wie ſie im Leben war, ſo wird ſie auch nach ihrem Tode behandelt. Während die Häuptlinge und Krieger in eigenen Gräbern und Grüften beerdigt, oder auf den Aeſten eines Baumes aufgebahrt werden, um leichter in die „glücklichen Jagdgründe“ zu gelangen, wird der Leichnam des Weibes in das erſte beſte Erdloch oder in eine Schlucht geworfen, ohne das geringſte Zeremoniell, ohne auch nur die geringſte Schmerz-Aeußerung von Seiten ihrer Verwandten.

---

5. Die Vergnügungen der Indianer.

Der Indianer theilt mit den Menſchenkindern der kaukaſiſchen Raſſe den Hang zum Vergnügen. Er ſpielt, trinkt und liebt, nur thut er dies alles in großartigem Maßſtabe. Er ſpielt wie der Spanier, trinkt wie der Irländer und liebt — wie der Türke. Man könnte dieſe drei Leidenſchaften des Indianers eher als ernſte

Beſchäftigungen, denn als Vergnügen betrachten. Wenn man bedenkt, daß der Indianer jahraus-jahrein nichts anderes thut, als höchſtens ein paar mal auf die Jagd und den Diebſtahl ausgeht, den Reſt ſeiner Zeit im Zeltlager oder im Herumziehen auf den Prairien verbringt, ſo kann man ſich leicht vorſtellen, daß bei keiner Nation der Müßigang mehr „aller Laſter Anfang" iſt, als eben bei den Rothhäuten. Ackerbau und Viehzucht kennen ſie nicht. Die häuslichen oder vielmehr die „zeltlichen" Arbeiten verrichten die Weiber, und ſo wird denn die liebe Zeit im Trunk und Spiel todtgeſchlagen.

Die jüngere Generation liebt überdies Geſang und Tanz, Ballſpiel, Wettrennen und im Winter, wenn ſie große Kälte zwingt, in den Zelten zu bleiben, das „Geſchichtenerzählen."

Das Spielen nimmt unter den Vergnügungen den erſten Rang ein. Die alten oft beſchriebenen Spiele mit den Händen, Stäbchen, Steinchen u. ſ. w. ſind jedoch ſchon größtentheils außer Gebrauch gekommen, denn alle Indianerſtämme ſind nahezu ſoweit „ziviliſirt", daß ſie den Gebrauch der Spielkarten angenommen haben, die ſie ſelbſt aus dünnem Bockleder zurecht ſchneiden und mit Farbe roth bemalen. Dieſe Karten ſind in der Regel ſo mit Schmutz und Fett überladen, daß es unbegreiflich erſcheint, wie die Indianer ſie von einander unterſcheiden können. Allein die meiſten unter ihnen ſind ſo durchtriebene und ſchlaue Falſchſpieler, daß ſie die Karten an den Zeichen und Merkmalen erkennen, die ſie ihnen beibringen. Die in Neu-Mexico und Arizona lebenden Stämme lernten in ſtetem Umgange mit den Mexicanern das ſpaniſche „Monte" und andere Spiele, worin ſie durch fortwährende Uebung bald Meiſter werden. Die wilderen Stämme jedoch erfinden ſich ihre eigene Spiele, ſie ſpielen vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht hinein. Im Verhältniß zu ihrer großen Armuth ſind ihre Einſätze hoch, die wilde Leidenſchaft, welche ſie beim Spiel entwickeln, läßt ſie oft ihr ganzes Hab und Gut, ihre Pferde, ihr Zelt, ihre Waffen — ja ſelbſt ihre Weiber und Kinder verlieren.

Die Indianer betreiben das Kartenſpiel ganz offen, ohne irgend welche Abſchließung in einem Zelte oder ſonſt dergleichen. Eine über den Boden gebreitete Decke dient als Spieltiſch, um welchen ſich die Spielenden niederlaſſen. Bald ſammeln ſich Zuſeher, die das Spiel mit gleichem Intereſſe und gleicher Aufregung verfolgen. Sollte einer der Spielenden ſtarke Verluſte erleiden, ſo macht dies bald die Runde durch das Lager, gewöhnlich kommen dann auch die Weiber des Betreffenden herangelaufen, um die Spielenden noch bei Zeiten auseinander zu treiben. Die Weiber — ſo ferne ſie nicht alt ſind, — enthalten ſich gewöhnlich des Kartenſpieles, ebenſo wie des Trinkens. Dagegen gilt ihnen das Rauchen als ein Genuß, den man ihnen nicht übel nehmen kann, zumal es ja die Indianer waren, von welchen die ganze übrige Welt das Rauchen erlernte. —

Im Austauſch für den Tabak lehrten ihnen die weißen Trapper das Trinken. Während jedoch der Tabak für den Europäer ein Genuß — ein Bedürfniß iſt, wurde der Branntwein zum moraliſchen und phyſiſchen Ruin der indianiſchen Raſſe. Wahrhaftig, ein ſchlechter Tauſch! Die Leidenſchaft des Indianers für den Branntwein grenzt an Wahnſinn. Hat er genug Feuerwaſſer, dann trinkt er ſo lange bis er ſinnlos zu Boden fällt. Maß und Ziel ſind dem Indianer in jeder Beziehung unbekannt, und ſo trinkt er den Whisky nicht etwa zur Befriedigung ſeines Geſchmacks oder zur Erheiterung der Geſellſchaft. Seine Begriffe des Vergnügens und Zweckes des Trinkens conzentriren ſich in einer Sache: ſo ſchnell und ſo vollſtändig als möglich betrunken zu werden. Dieſes Ziel erreicht er durchſchnittlich viel eher und mit viel weniger Getränk, als der Weiße.

Um dieſe furchtbare Leidenſchaft zu befriedigen, wird der Indianer alle möglichen Opfer bringen. Wie im Spiele, ſo ſetzt er auch hier Alles — ſeine Habe, wie ſeine Familie daran, um das gewünſchte Feuerwaſſer zu erlangen. Wohl beſteht das ſtrengſte Verbot, den Indianern geiſtige Getränke zu verkaufen, allein in keinem Lande ſind die Geſetze mehr dazu da, umgangen zu werden, wie eben in den Vereinigten Staaten. So iſt es auch mit dem Branntwein-Verkauf. Es kommt täglich vor, daß Indianer mehrere Büffelfelle oder Pferde und Maulthiere um eben ſo viele Flaſchen ſchlechten, gewäſſerten Whisky hergeben, und da nun ein ſolches Geſchäft dem weißen Händler ungeheuren Nutzen bringt, ſo erhält eben der Indianer ſoviel zu trinken, als er mit ſeiner Habe oder mit der „Tugend“ ſeines Weibes bezahlen kann. Dieſe letztere ſetzt der Indianer gewöhnlich zuerſt aufs Spiel. Er iſt ja der unumſchränkte Gebieter ſeiner Frauen. Er hat ſie gekauft. Sie ſind ſein Eigenthum, er kann über Leben und Tod willkürlich verfügen.

So elend und verächtlich die Gewinnſucht der Weißen, wie die Leidenſchaft der Rothhaut auch ſein mag, in einer Beziehung zeichnet ſich dieſe Trunkſucht gegenüber jener der Weißen doch aus. Es giebt nur ſelten Schlägereien oder Streitigkeiten. Während der Weiße mitunter lärmt und tobt, die Trunkenheit bei ihm häufig die Urſache von Kämpfen und Morden iſt, bleibt der Indianer gewöhnlich ganz ſtille. Der Zweck ſeines Trinkens iſt ja der Rauſch, hat er nur genug Whisky, dann iſt er in kürzeſter Zeit ſeiner Sinne unmächtig. Sein holdes Weib, das den Branntwein des Gemahls vielleicht mit ihrem Körper bezahlen mußte, pflegt ihn dann im Verein mit einigen anderen Weibern noch in ſein Zelt zu ſchleppen, wo er ſeinen Rauſch in Frieden verſchläft.

Bei den in der Prairie herumziehenden, durch den Umgang mit jenem Abſchaum der Weißen noch nicht verdorbenen Indianern bilden gymnaſtiſche Uebungen das Haupt-Vergnügen. — Man wird vielleicht über den oben gebrauchten Ausdruck „des Verdorbenwerdens durch die Weißen“ ſtaunen. Aber es iſt in der That ſo. Wie

ſich an den Ufern eines Meeres ſchmutziger, leichter Schaum befindet, der mit Abfällen und Seepflanzen verunreinigt iſt, ſo iſt es auch mit dem Meere der Ziviliſation. Erſt die tieferen Waſſer ſind die klaren, aber an ihren Grenzen befindet ſich der Abſchaum der Menſchheit, loſe, für den Galgen oder die Galeeren reife Geſchöpfe, die den bis dahin zufriedenen Indianer zu einer an anſteckenden Krankheiten der Weißen, Trunk- und Spielſucht, Unmoral und Bettelarmuth leidenden Jammergeſtalt herabzerrten.

Die Beduinen der Prairie finden, wie geſagt, ihre Hauptvergnügungen in gymnaſtiſchen Uebungen. Alle Männer, Weiber und Kinder reiten und ſchwimmen vor-

Büffeljagd in der Wolfsmaske.

züglich, ohne daß man ſagen kann, ſie hätten es je gelernt. — Es ſind Gaben der Natur. Die Frauen reiten wie die Männer rittlings, ſie ſchwimmen mit einer Behendigkeit, welche die Europäer in Erſtaunen ſetzt. Die Knaben und jungen Burſchen üben ſich auch häufig im Ringen und im Wettlauf, allein ganz ohne Theorie, ohne Regel, ſo daß der ſchlechteſte Gladiator Englands es mit jeder Rothhaut aufnehmen könnte. Der Gebrauch der Fauſt, das Boxen, iſt dem Indianer unbekannt. Auch im Wettlauf wird er vom Weißen beſiegt, ſobald es auf die Schnelligkeit ankommt. Im Dauerlauf bleibt der Indianer unbedingt Meiſter. —

Digitized by Google

Das Hauptvergnügen des Indianers bleibt jedoch das Reiten, das Herumtummeln auf den Pferden, das Wettrennen. Wie alle Steppenvölker, die Koſacken, Araber und Tartaren, bringt der Indianer ſein halbes Leben auf dem Pferde zu, er iſt ſo zu ſagen ein Centaur. In allen jenen Kunſtſtückchen, in denen die Koſacken ſich auszeichnen, wie das Aufheben einer Münze vom Boden, während des vollſten Galopps, oder das vollſtändige Verbergen des Körpers auf eine Seite des Pferdes, während der ſchnellſten Gangart u. ſ. w. iſt der Steppen-Indianer Meiſter. Am merkwürdigſten und intereſſanteſten ſind jedoch ſeine Wettrennen, die von jenen der

Indianer in Sommer- und Winter-Kriegsrüſtung.

Europäer vollſtändig verſchieden ſind. Sie gehen alle darauf aus, nicht nur die Schnelligkeit des Pferdes, ſondern auch deſſen Gewandtheit, ſowie die Herrſchaft des Reiters über das Pferd zu zeigen.

Zunächſt nehmen die jüngeren Krieger, die ſogenannten „Bucks“ an dieſen Wettrennen theil. Sie ſtellen ſich in einer Reihe auf und galoppiren auf ein gegebenes Zeichen gegen einen vertikalen Pfoſten oder einen Baum zu. Der Erſte, welcher den Baum mit der Pferdenaſe berührt, hat gewonnen. Hält er demnach das Pferd nur um einen Gedanken zu früh an, ſo kommt ihm ein anderer zuvor, während im Gegenfalle dem Pferde durch den Anprall vielleicht das Genick gebrochen wird.

Bei einer anderen, auch häufig zur Ausführung kommenden Methode iſt es jedoch auf das Genick des Reiters abgeſehen. Hier beſteht das Ziel aus einem auf Gabeln ruhenden, etwa 6 Fuß hoch über dem Boden befindlichen horizontalen Balken. Hält der Reiter ſein Pferd zu früh an, ſo kann er mit ſeinem Körper den Balken nicht berühren, ein Anderer kommt ihm zuvor; hat er jedoch ſein Pferd zu ſpät angehalten, dann geht das letztere unter dem Balken hinweg, während der Reiter zu Boden geworfen und häufig genug ſchwer verletzt wird.

Noch viel mehr Gewandtheit erfordert eine dritte Art von Pferderennen. Etwa 250 Schritte vom „Starting point“ werden, in der Entfernung von 6 bis 10 Fuß von einander, parallele Lederriemen über den Boden geſpannt; die Aufgabe des Reiters beſteht nun darin, in vollſter Schnelligkeit nach dem Ziele zu galoppiren, über den erſten Sprungriemen zu ſetzen, in dem engen Raume zwiſchen dieſem und dem zweiten Riemen umzukehren, und im geſtreckten Galopp nach dem Ausgangspunkte zurückzureiten. Man kann ſich die Schwierigkeit dieſer Aufgabe leicht vorſtellen. Sobald das Pferd nicht mit allen Füßen über die erſte Linie kommt, oder nur mit einem Fuße die zweite Linie überſchreitet, iſt es geſchlagen, ſelbſt wenn es die ganze Bahn am ſchnellſten durcheilt hätte.

Schon aus dieſen, ziemlich häufig ſtattfindenden Uebungen wird man erſehen, daß der Indianer ein geborener Jockey iſt, alle Kniffe des profeſſionellen Wettrennens ebenſo gut verſteht, als irgend ein Veteran von Derby oder Longchamp. In den Rennen, welche in Friedenszeiten nicht ſelten die Offiziere der amerikaniſchen Prairie-Forts mit den Indianern veranſtalteten, blieben die letzteren mit ihren katzenartigen Ponies gegen das ſchlanke, ſchöne amerikaniſche Pferd faſt immer Sieger. —

Die Aufregung und der Lärm, welche dieſe Feſte in der Regel begleiten, iſt unbeſchreiblich. Alles nimmt daran Theil. Die Weiber kriechen auf die Spitze ihrer Zelte und verfolgen die Vorgänge auf der Rennbahn. Die Kinder führen die Pferde umher, die Krieger ſtehen im eifrigſten Geſpräch geſtikulirend und ſchließen Wetten ab, die jungen Jockeys ſchreiten in ihren beſten Kleidern, mit allerhand Schnallen und Federn geſchmückt, an den Weibern auf und nieder, um ihre Gliedmaßen bewundern zu laſſen. Die Eitelkeit iſt ein Hauptzug des indianiſchen Charakters, allein ſie äußert ſich auf andere Weiſe wie bei den Weißen. Der Lohn des Siegers beſteht deshalb nicht etwa in Geſchenken oder Preiſen, ſondern blos in der Befriedigung ſeiner Eitelkeit. Hat er mehrere Rennen gewonnen, ſo ſteigt ſein Anſehen und Einfluß im Stamme, und er kann auch gewiß ſein, die Gunſt aller jener Schönen zu erringen, auf welche er ein Auge geworfen. —

„Geſang erfreut des Menſchen Herz“ auch wenn er ein Indianer iſt, und wenn die halb gurgelnden, halb naſalen Laute, die er aus den Tiefen ſeiner Bruſt hervorſtößt, überhaupt als „Geſang“ bezeichnet werden können. Der Indianer weiß

nichts von Tenor, von Alt und Baß; er weiß nichts von Tempo, Piano und Forte, ebenſowenig von Trauer- oder Freudengeſängen; ob er nun den Tod ſeines größten Häuptlings beklagt, oder den heimkehrenden Sieger entgegen jubelt, ſein Geſang bleibt ſich gleich. —

Muſik und Tanz ſind miteinander eng verwoben. Alle Nationen, denen die göttliche Gabe des Geſanges eigen, ſind auch bei Terpſichore mit Erfolg in die Schule gegangen. Und ſo entſpricht denn auch dem Geheul der Indianer das Tanzen, das aus regelloſem Herumſpringen und abwechſelnden Aufheben und Niederſetzen der Füße beſteht. Die Indianer tanzen niemals in Ringen oder Paaren, ſondern immer einzeln, nach dem Takt ihres eigenen Geſanges. Männer, Weiber und Kinder hüpfen regellos untereinander, häufig iſt das ganze Lager auf den Beinen, als wären ſie alle von Taranteln geſtochen worden. Bei dem Heidenlärm, den ſie entwickeln und dem wahnſinnigen, ſtundenlangen Herumſpringen, könnte man glauben ſich in dem Lager von Tobſüchtigen zu befinden. Wie dieſe nahezu allnächtlich ſtattfindenden Tänze den Rothhäuten und ihren Damen Vergnügen geben können, wäre unbegreiflich, — wenn man es nicht mit der Sucht nach Aufregung erklären könnte.

An den zeremoniellen Tänzen, dem Skalp-, Medizin- oder Kriegstanz, nehmen die Krieger theil, nur bei dieſen barbariſchen Tänzen kommt es ausſchließlich vor, daß ſich die Tänzer in Reihen oder Kreiſe ſtellen, ſich auch zeitweilig die Hände reichen. Dieſe Tänze dauern oft Stunden- und Tagelang, ja ſie haben nicht ſelten den Tod eines oder des anderen Kriegers aus Erſchöpfung zur Folge.

Die Weiber beſitzen keine eigenen Spiele. Sie haben nicht die Zeit zu ſpielen. Ihr ganzes Leben iſt der Arbeit, der Wartung ihres Herrn und Gebieters geweiht, in den wenigen freien Stunden, die ſie beſitzen, nehmen ſie an den Spielen der Männer theil. Selbſt der Klatſch, dieſes Hauptvergnügen des ſchönen Geſchlechts kaukaſiſcher Raſſe, iſt ihnen gänzlich fremd, denn es fehlt ihnen der Stoff dazu. Der Indianer kann kein Unrecht, ſomit auch keinen Skandal begehen. Er mag verheirathet ſein, dabei die Weiber Anderer küſſen und lieben, es wird kein Wörtchen darüber fallen gelaſſen. Seine Weiber ſind nicht eiferſüchtig, ſie begnügen ſich mit der Arbeit und mit dem Bewußtſein, ihrem Manne, wenn auch nicht immer treu, ſo doch ehrlich zu dienen. Eine beneidenswerthe Eigenſchaft.

6. Ein Jahrmarkt bei den Cheyennes.

Die Nacht war hereingebrochen. Ungewiſſes, bleiches Halbdunkel lag über die Prairie gebreitet, durch welche wir gegen Süden nach dem Indianerterritorium zogen. Wenige Meilen vor uns, an den Ufern des Canadiſchen Stromes ſollte ſich das Lager eines großen Indianerſtammes, der Cheyennes, befinden. Dieſes Lager war unſer Ziel. Tag und Nacht hatten gewechſelt, ein zweiter Tag war vergangen und wir befanden uns noch immer auf den weiten Prairien, jenen wüſten Steppen, zwiſchen dem Arkanſas und dem Red River, der Heimath der amerikaniſchen Beduinen und — der Buffalos. — Keine menſchliche Seele war uns begegnet. Kein Baum, kein Haus, keine Hütte war zu ſehen, nur einige Buffalo- und Antilopenheerden enteilten hie und da in die Ferne.

Der Kompaß gab uns hier, wie auf der hohen See die Richtung an. Der Wanderer durch die Prairien des amerikaniſchen Weſtens gleicht hierin dem Seefahrer. Sonne und Sterne ſind ihm unentbehrlich, und wie auf dem Ozean, ſo zeichnet auch hier in der Steppe der Himmel ihm den Weg vor, den er auf der Erde vergeblich ſuchen würde. Es giebt hier keine Straßen. Die wenigen Wagenſpuren, die man hie und da entdeckt, verlieren ſich im Graſe, und die Fährten der Indianer ſind meiſt ſorgfältig verwiſcht.

So zogen wir auf's Gerathewohl jener Ufergegend des Canadiſchen Fluſſes zu, wo die Cheyennes, der wildeſte der nomadiſirenden Indianerſtämme, ſein Winterlager aufgeſchlagen haben ſollte, wo ſich auch die weißen Kaufleute zu Markt befanden, um ihre Waaren, wie Kaffee und Thee, Mehl und Zucker gegen Büffel- und Antilopenhäute einzutauſchen. Die Prairie-Indianer — die Cheyennes und Arrapahoes, Comanches und Kiowas, — führen nämlich ihr Nomadenleben nur die warmen Jahreszeiten hindurch. Im Spätherbſt hingegen, ſobald ihre großen Jagden vorüber ſind, ſie alſo genügend Felle und Fleiſchvorräthe für den Winter geſammelt haben, ſchlagen ſie an irgend einer günſtigen Stelle der Prairie ihr Winterlager auf, um dasſelbe bis zum nächſten Frühjahr zu bewohnen. In früheren Zeiten bildete das Büffelfleiſch oft ihre einzige Nahrung während des ganzen Winters. Der Verkehr mit den Weißen lernte ihnen jedoch bald den Genuß von Kaffee und Thee, und da ſie ſich durch einige Büffelhäute allein ſchon zur Genüge damit verſehen konnten, ſo wurden ihnen dieſe Getränke der ziviliſirten Welt bald zum Bedürfniß. Ebenſo unentbehrlich ſind ihnen die Kochkeſſel, Zinnbecher, Decken und allerlei Geräthſchaften geworden, und dieſe bilden auch die Hauptwaaren des ausgebreiteten Tauſchhandels zwiſchen den Indianern und den Weißen, aus welchem die letzteren gewöhnlich bedeutenden Nutzen ziehen. Noch vor wenigen Jahren bildeten Gewehre,

Waffen und Munition das hauptſächlichſte Handelsobjekt. Die Indianer bezahlen Feuerwaffen mit ebenſo hohen Preiſen wie das bei ihnen ſo beliebte „Feuerwaſſer", den Branntwein. Allein der Handel mit dieſen Artikeln wurde von der Regierung der Vereinigten Staaten auf das ſtrengſte verboten, da ja die Indianer den größten Theil des Jahres hindurch mit den amerikaniſchen Truppen im Kriege ſtanden, der Verkauf von Waffen an die Barbaren demgemäß in gleichem Verhältniſſe mit Blut und Leben vieler Soldaten bezahlt wurde. Als die Verkäufe im Geheimen noch

„Auf der Feindesſpur."

immer fortgeführt wurden, mußte jeder Händler ſich zuerſt eine Lizenz zur Ausübung des Handels mit den Indianern erwerben, und der ganze Verkehr mit den Wilden der Prairie wurde unter Controle geſtellt.

Sobald ein Stamm ſein Winterlager aufgeſchlagen, ſind auch ſchon die Agenten der Kaufleute, welche ſich einſtweilen in der nächſten weißen Anſiedlung verproviantiren, zur Stelle, und ſuchen die Häuptlinge und die einflußreichen Krieger des Stammes durch Geſchenke und Verſprechungen für ſich zu gewinnen. Gleichzeitig unterrichten ſie ſich über die Quantität der Häute und Felle, über welche der Stamm

verfügt, um daraus die Quantität der Tauschwaaren berechnen zu können, mit welchen ihre Händler in das Lager zu kommen hätten. Sobald die letzteren darüber im Klaren sind, brechen sie gewöhnlich gleichzeitig nach dem Indianerlager auf und bauen sich wenige Steinwürfe außerhalb desselben ihre Buden und Zelte. —

In jenem Lager, welches wir eben besuchen wollten, mußten die Kaufleute bereits eingetroffen sein, denn sie hatten einen Tag vor uns die Ansiedlung verlassen. Als wir so durch die Prairie dahinzogen, hatten wir keine Ahnung, wo sich das Lager befinden könnte. Es war Nacht und der gespensterhaft weiße Nebel, der über der ebenen, weiten Prairie ausgebreitet lag, verhüllte uns den Ausblick selbst auf die kürzesten Distanzen. Die nächtliche Stille wurde nur durch das Geheul der Coyotes (Prairiewölfe) unterbrochen, das ringsum, manchmal in unsrer unmittelbaren Nähe erscholl, ohne daß wir die Bestien zu sehen bekamen.

Endlich — es war gegen Mitternacht — erblickten wir vor uns einen leichten rothen Schein am Horizonte. Er rührte von Wachtfeuern her. Wir mußten am Ziele unserer Prairiefahrt angelangt sein. Aber noch ehe wir den Feuerschein des Lagers bemerkt hatten, mußte das Falkenauge eines Indianers uns erblickt haben, denn wir hatten kaum wenige Schritte zurückgelegt, als uns auch schon das dumpfe Getöse von Pferdehufen aus nächster Nähe aufschreckte. Wir blickten auf und sahen uns von einem halben Dutzend berittener, bis an die Zähne bewaffneter Indianer umringt. Wir wußten wohl, daß die im Lager anwesenden Kaufleute die rothhäutigen Burschen von unserem Besuche verständigt hatten, wir demnach vor einem Massacre mit obligatorischem Skalpiren ꝛc. sicher waren. Nichtsdestoweniger zog sich meine Kopfhaut bei dem Gedanken an die Rohheiten dieser Cannibalen bedenklich zusammen, als wir so in ihrer Mitte dem Lager zuzogen. Ich hatte von Kindheit auf die größte Sehnsucht darnach empfunden, das Leben und Treiben der wilden Indianerstämme aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Jetzt aber, mitten unter ihnen und ihrer Willkühr preisgegeben, kamen mir all' die furchtbaren Grausamkeiten und Torturen, mit schrecklicher Deutlichkeit ins Gedächtniß. Wir waren drei gegen sechs oder sieben Indianer — alle beritten, mit Gewehren und Bogen bewaffnet. Wir konnten nur die dunklen Umrisse der martialischen Gestalten unterscheiden, deren Kopfschmuck aus großen Adlerfedern im Winde flatterte. Ihre Gewehre lagen vor ihnen quer über dem Sattel. Stumm und regungslos saßen sie auf ihren kleinen behenden Ponies, die anscheinend aus eigenem Antrieb die Richtung gegen das Lager einschlugen, das sich jetzt schon mit größerer Deutlichkeit beim rothen flackernden Schein der Wachtfeuer erkennen ließ. Einige dreißig oder vierzig hohe, spitzige Zelte standen zerstreut an den Ufern des Flusses, in dessen Wasserspiegel die Feuer langen Widerschein warfen. Auf einer Seite sahen wir eine ausgedehnte Umzäunung, in welcher sich eine große Zahl — anscheinend einige Hundert — Ponies befanden. Im Lager

ſelbſt herrſchte noch reges Leben. Die tapferen Krieger ſaßen um die Feuer, im eifrigſten Kartenſpiele begriffen, während die Squaws (Frauen) und Papooſes (Kinder) ſich zwiſchen den Zelten zu ſchaffen machten. Alles aber ward bei unſerer Annäherung unterbrochen, die Krieger, den Häuptling an der Spitze, kamen uns entgegen, und Weiber und Kinder, größtentheils halbnackt, umdrängten uns, bewunderten unſere Anzüge und das Zaumzeug der Pferde. Die weißen Händler waren wachgeblieben, um uns zu bewillkommnen, und ſo zogen wir denn hoch zu Roß in das Lager der Cheyennes, um einige Tage daſelbſt zuzubringen. Four-Bears (Vier-Bären), der tapfere narbenbedeckte Häuptling, ſandte ſofort ſeine Weiber, um unſere Pferde abzuſatteln und zu füttern, gab aber auch Ordre zu deren Bewachung, Maßregeln die uns nicht wenig Verwunderung einflößten. Nachdem wir noch in dem großen Leinwandzelte eines der Kaufleute eine Taſſe Thee eingenommen, die auch ſo viele Indianer mit uns theilten, als unter dem Zeltdache Platz fanden, wurden wir zu einem leer ſtehenden Zelte geführt, wo wir übernachten ſollten. Ein paar alte Büffelfelle wurden übereinander geſchichtet, wir breiteten unſere Decken darüber und warfen uns ermüdet auf das nothdürftige Lager.

Allein die heißerſehnte Ruhe konnten wir nicht finden. Wohl war es allmählig im Lager ſtille geworden, die Wachtfeuer waren erloſchen, kein Geräuſch ſtörte, nur die kleinen Thierchen, jene ſteten und treuen Begleiter des nomadiſirenden Indianers, machten die furchtbarſten Attaquen auf unſere Glieder. Es war zum verzweifeln. Wir verließen die Büffelhäute, breiteten unſere Decken in der Mitte des Zeltes aus, und verſuchen es da. Aber die Spürnaſen hatten uns auch da bald aufgefunden; es blieb uns kein Ausweg, als den Inſekten das Zelt zu überlaſſen, und außerhalb deſſelben Ruhe zu ſuchen.

Zeitig morgens — es war kaum der erſte Morgenſtraht ſchräge über die Prairie gezogen — erwachte ich. Alles lag noch in tiefſter Ruhe. Die ganze weite Ebene war mit rothem, dunklen Lichte übergoſſen, und die außerhalb des Lagers aufgerichteten Todtengerüſte, mit den Leichen der verſtorbenen Krieger hoben ſich ſchwarz und ſcharf vom Horizonte ab. Immer mehr gewannen die Strahlen der Sonne im Kampfe mit dem dicken Nebel die Oberhand — die goldige Scheibe erſchien am Horizonte. Das Geheul eines Hundes begrüßte ſie, gefolgt von dem Bellen aller Köter, dem Wiehern der Roſſe im ganzen Lager. Auch in den Zelten mußte der Tag herangebrochen ſein. Leichte Rauchſäulen erſchienen an der Spitze der Zelte und ringelten ſich in die Lüfte, bald darauf erſchienen auch die jungen Weiber an den Eingängen der Zelte, nur mit einem ledernen bis an die Kniee reichenden Röckchen bekleidet und mit Kochkeſſeln verſehen, um aus dem nahen Fluſſe Waſſer zum Kochen zu holen.

In kürzeſter Zeit war auch ſchon das ganze Lager auf den Beinen, und man kann ſich kein lebhafteres Durcheinander, kein farbenreicheres Bild vorſtellen, als

jenes war, das ſich vor unſeren Augen entrollte. Der Jahrmarkt iſt den Indianern nicht weniger ein Volksfeſt als den ungariſchen Bauern, ſie legen all' ihren Schmuck und ihre Waffen an, nur um ſo mächtig und prächtig als möglich zu erſcheinen. Der Indianer ſieht, ſo unglaublich dies auch klingen mag, mit vornehmer Verachtung auf den Weißen herab. Er ſtellt ſich die Erde als eine große, auf Rieſenſchildkröten ruhende Ebene vor, von welcher die Weißen eine kleine Ecke einnehmen, während der ganze übrige Theil ihnen angehört. Sie ſind Herren darauf und dulden eben die Weißen nur, um ſich mit Decken und Kochgeſchirren verſehen zu laſſen.*)

Die Cheyennes gehören zu den mächtigſten und tapferſten der Indianerſtämme; ihre Krieger waren in die bunteſten, abenteuerlichſten Coſtüme gekleidet, mit großen Adler- und Reiherfedern in den Haaren und allerlei ſeltſamen Schmuck am Hals und den Armen. Nahezu jeder trug ein Gewehr neueſter Conſtruction, aber außerdem noch Bogen und Pfeil. Ueber ihre Rücken fielen feuerrothe Pferdedecken, wie die Panduren-Mäntel maleriſch den Körper bedeckend. In der komiſchſten Weiſe manifeſtirte ſich der Einfluß der Ziviliſation gerade in den Trachten. Der eine beſaß einen alten weißen Cylinderhut, der andere den zerriſſenen Uniformrock eines Soldaten, der dritte hellfarbige Kavallerie-Beinkleider, an welchen jedoch das Geſäß herausgeſchnitten war u. ſ. f. Die Frauen, unter denen ſich einige ſchöne, wohlgeformte Figuren befanden, waren größtentheils nur mit einer kurzen Schürze und einem Leibchen aus Büffelhaut bekleidet.

Wir begaben uns in das Zelt eines der Händler, um unſer Frühſtück einzunehmen. Die ganze Bude war bereits mit hungrigen Indianern gefüllt, die um das Feuer herumſaßen und die Friedenspfeife aus einem Munde in den andern wandern ließen. Der Indianer iſt gerade ſo wie der Zigeuner, der zudringlichſte Bettler, den man ſich denken kann, ſie waren nur gekommen, um an unſerem Frühſtückskaffee theilzunehmen. Ihre alten Zinnbecher hatten ſie mitgebracht. Ein großer Keſſel ſtand am Feuer. Unſer Freund, der Händler, wollte jedoch vor dem Frühſtück ſeine Verkaufsbude herrichten und breitete all' ſeine Schätze, die Glasperlen, billigen Bronze-Schmuck, Decken, Blechgeſchirre u. ſ. w. auf einem großen Tiſche aus, der mit einer Barriere umſchloſſen war. Die Indianer warteten eine Zeitlang geduldig auf unſer Frühſtück. Eine halbe Stunde verrann, ohne daß der Händler fertig geworden wäre. Nun wurde es den hungrigen Rothhäuten doch zu viel. Der Keſſel ſtand gerade vor ihnen am Feuer und der heiße Waſſerdampf ſtrömte daraus hervor. In einem unbewachten Augenblick ergriff einer der Kerle den Keſſel und begann den vermeintlichen Kaffee in die Zinnbecher zu gießen. Sie koſteten — allein es war reines, klares Waſſer. Der Händler lachte. Da ergriff einer ein Stück Holz, das gerade in

*) Bancroft, native races of the pacific coast.

ſeiner Nähe lag, und begann damit in dem Keſſel zu rühren, in der Meinung, der Kaffee hätte ſich am Boden abgeſetzt, abermals wurden die Zinnbecher gefüllt, und abermals konnte man auf den langen, grell bemalten Geſichtern Enttäuſchung leſen, denn es war und blieb Waſſer. — Das war ihnen denn doch zu viel. Sie nahmen ihre Pfeifen und Gewehre und machten ſich aus dem Staube. — Nun erſt konnten wir uns den echten Kaffee gut ſchmecken laſſen.

Mittlerweile hatten ſich die jungen Krieger mit ihren Weibern um die einzelnen Verkaufsſtände geſammelt und bewunderten die zum Kaufe ausgebotenen Herrlichkeiten. Die Agenten und Verkäufer der Händler mußten hierbei die größte Aufmerkſamkeit entwickeln, denn die Indianer ſind die gewandteſten Diebe, im Augenblick ſind einzelne Gegenſtände unter ihren Mänteln verſchwunden. Vor der Hand begnügten ſie ſich mit dem Betrachten der Artikel an den einzelnen Ständen und verglichen die Preiſe. Es iſt für einen Händler ganz unmöglich, eine Waare zu einem niedrigeren Preiſe loszuſchlagen, als ſein Concurrent, denn die Indianer beſuchen zuerſt ſämmtliche Händler, ſobald der erſte eine Preisreduction unternehmen ſollte, hinterbringen ſie es ſofort den anderen. Dagegen kann ſich der Verkäufer durch Geſchenke die Häuptlinge und einflußreichen Krieger des Stammes geneigt machen und dadurch die übrigen Käufer an ſich ziehen.

Sobald nun die Beſichtigung der Waaren vorüber war, kehrten die Indianer mit ihren Frauen und Kindern zu ihren Zelten zurück und kamen bald darauf mit ihren Büffelfellen wieder, welche ihnen die Weiber nachtrugen. Dann ſuchten ſie ſich die gewünſchten Artikel aus, und während der Händler mit einer Hand das Fell empfing, gab er mit der andern den Tauſchartikel ab. Niemals wurden zwei Felle auf einmal herausgegeben, ſondern ſtets einzeln nacheinander. Die Kaufsobjekte für den Indianer ſind die Wintervorräthe, wie Thee, Kaffee, Zucker u. ſ. w. Da nun dieſe Artikel nicht nach dem Gewichte, ſondern nach dem Kubikmaaße gemeſſen werden, ſo kaufen die Händler natürlich die leichteſte, ſchlechteſte Waare, die ſie nur bekommen können, denn der Indianer hat nicht die leiſeſte Idee von der Qualität des Zuckers oder Kaffees, wenn nur das Maaß ein volles iſt. Sind die Bedürfniſſe des Hauſes befriedigt und noch Büffelhäute übrig, dann befriedigt der Indianer zuerſt ſeine eigenen Bedürfniſſe. Er kauft ſich Decken, Meſſingſchmuck, Schellen und allerhand Tand, mit dem er ſeinen Anzug bedeckt. Dem Indianer ſind neue, ihm noch unbekannte Artikel am liebſten, oft giebt er eine ganze Büffelhaut für eine Schuhſchnalle oder einen Soldatenknopf, ſobald demſelben nur ein Adler oder eine Nummer aufgeprägt iſt. — Sind alle ſeine Wünſche erfüllt, dann kauft er Geſchenke für ſein Lieblingsweib oder für eine Schöne, die er zum Weibe haben möchte, oder auch für das Weib eines Anderen, deren Liebe er gewinnen will. Sollten dann noch Büffelfelle übrig bleiben, — dann geſtattet er gnädig ſeinen Weibern ſich irgend etwas dafür einzutauſchen.

Bei dieſem Markte, der in früher Abendſtunde bereits vorüber war, hatte man ſo recht Gelegenheit, das kindiſche, läppiſche Gemüth des Indianers wahrzunehmen, der in dieſer Beziehung den Südſee-Inſulanern oder den Negern gleicht. Einer von den jüngeren Kriegern ſah z. B. bei einem Händler eine Metallbüchſe mit Streichhölzchen, aus welcher ſich einer der Verkäufer Feuer für ſeine Pfeife entnahm*). Das Feuerzeug war nun der Gegenſtand all' ſeiner Wünſche. Raſch holte er eine ſchön bemalte Büffelhaut herbei und trug ſie dem Händler für das Feuerzeug an. Natürlich wurde der Handel mit Freuden abgeſchloſſen. Bald darauf ſah man die einfältige Rothhaut auf einem Steine ſitzend, ein Streichhölzchen nach dem andern anzünden, es ſo lange zwiſchen den Fingern haltend, bis er ſich verbrannte. Dann betrachtete er ſich die Finger, wie um ſich zu verſichern, daß es wirklich Feuer geweſen.

Der Zucker wird den Indianern in kleinen Stückchen verkauft. Ein Händler hatte nun einen halben Zuckerhut mitgebracht; als einer der Indianer das große, noch nie geſehene Stück Zucker erblickte, bot er ſofort drei Büffelhäute dafür an. Er erhielt den Zucker, biß aber davon ſo viele Stücke herunter, bis nur die Hälfte davon übrig blieb. Er mußte aber den Geſchmack daran verloren haben, denn er wollte nun dieſe Hälfte gegen eine Büffelhaut abermals umtauſchen. Natürlich wurde der Tauſch nicht angenommen, ſo begab er ſich denn in ſein Zelt, um dort wahrſcheinlich das begonnene Werk fortzuſetzen.

Dieſe Beiſpiele genügen, um den Charakter des Indianers in dieſer Hinſicht zu kennzeichnen. Am frühen Nachmittage war der Markt vorüber; die Händler hatten alle Buffalo-, Wildkatzen- und Pantherhäute, die aufzutreiben waren, bereits in ihrem Beſitz und packten ihre Wagen, um am anderen Morgen nach der Stadt aufzubrechen. — Abend und Nacht brachten wir noch bei den Cheyennes zu, allein dieſe Nacht war womöglich noch ſchlafloſer als die erſte. Obgleich der Verkauf von Whisky und anderen geiſtigen Getränken an die Indianer auf das ſtrengſte verboten iſt, waren die letzteren doch in den Beſitz von einigen Dutzend Flaſchen gekommen, und es war demnach ein luſtiger Abend vorauszuſehen. Beim Sonnenuntergang eilten ſie alle, Mann, Weib und Kind, dem nahen Fluſſe zu, um in dem ſchmutzigen, gelben Waſſer, das ſämmtlichen Prairieſtrömen eigen iſt, ein Bad zu nehmen. Die Indianer ſind vorzügliche Schwimmer; es war ergötzlich, ihrem Toben und ungebundenen Treiben im Waſſer und an den Ufern zuzuſehen. Von Abtrocknen des Körpers nach dem Bade war natürlich keine Rede, denn ſie waren nackt gekommen, ebenſo kehrten ſie wieder zu ihren Zelten zurück, um ſich an den Feuern zu trocknen

*) Dodge, the plains.

Kaum waren ſie aus dem Waſſer heraus, ſo kamen ihre Pferde, von berittenen Indianern angetrieben, zum Fluſſe getrabt. Tagsüber bleiben ſie auf der Weide, aber bevor ſie des Abends in ihre Einzäunungen oder ſogenannte „Coralls“ getrieben werden, müſſen ſie in den Fluß, um zu trinken. Eine Heerde kam nach der anderen, während die bereits geſchwemmten Thiere ſich zwiſchen ihnen hindurch, nach den Coralls drängten.

Im Lager ſelbſt war es mittlerweile luſtig geworden. Während die Weiber und jüngeren Krieger bei den Klängen eines den Hirtenpfeifen ähnlichen Inſtrumentes wilde Tänze aufführten, ſpielten andere mit bemalten Karten aus Büffelleder, das beliebte „Monte“ oder andere ſelbſt combinirte Spiele. Die Indianer ſind die leidenſchaftlichſten Spieler; in den kalten Jahreszeiten iſt dies Tag für Tag — vom Morgen bis ſpät in die Nacht hinein, ihre einzige Beſchäftigung. Andere wieder ſaßen, aus ihren komiſchen, ſelbſtgeſchnitzten ſteinernen Pfeifen rauchend, um ein Feuer und tranken ihren Branntwein, bis ſie ihrer Sinne nicht mehr mächtig, zu Boden fielen und von ihren Weibern in die Zelte geſchleppt wurden. Der gute Häuptling ſelbſt ſchien heute an dieſer eigenthümlichen Fallſucht zu leiden; aber ſeine vier Frauen luden ihn dann ſanft auf eine Büffelhaut und ſchleiften den edlen Ritter in ſeinen Herrſcherpalaſt.

Ungeziefer und der Lärm im Lager ließen uns auch dieſe Nacht nicht zu Schlafe kommen. Allein gegen Morgen überwandt doch die Müdigkeit unſere Sinne, und wir entſchliefen im Lager der Cheyennes, um am nächſten Morgen, ohne unſeren Skalp verloren zu haben, nach der Anſiedlung der „Bleichgeſichter“ zurückzukehren.

---

7. Eine Zambo-Stadt.

Von den Erfolgen der Ziviliſations-Verſuche der Indianer wurde bereits im 1. Kapitel ausführlich geſprochen, es ſoll hier nur noch einer eigenen Menſchenraſſe gedacht werden, die im Indianer-Territorium durch Vermiſchung des Negers mit der Indianerin entſtanden iſt, und welche hauptſächlich in der Umgebung von Caddo wohnt.

Caddo iſt ein Ort im Choctaw-Diſtrikt, zweiunddreißig Meilen im Norden des Red River, eine Zambo-Anſiedlung, einer der ſeltſamſten Plätze auf unſerer ethnologiſchen Muſterkarte. Eine Anzahl von Blockhütten auf umzäunten Feldern umgeben eine kleine Stadt, mit Schule und Gefängniß, mit Capelle und Freimaurerloge, mit Hauptſtraße und Marktplatz, mit Billardſaal und Schenkſtube. Eine Bahnlinie verbindet das Städtchen mit Fort Gibſon im Creekgebiet und mit Deniſon City in Texas. Caddo rühmt ſich einer Druckerpreſſe und eines Wochenblattes. Aber das Sehens-

wertheſte unter dem Sehenswerthen ſind die Bewohner ſelbſt, denn die Buden auf den Feldern, die Barracken in der Stadt ſind mit einer neuen Miſchblut-Raſſe bevölkert, den Nachkommen von Neger-Bucks und Indianer-Squaws. Der Chino ſtammt vom Indianer-Vater und der Negerin-Mutter, der Zambo iſt das Produkt des umgekehrten Verhältniſſes. Jener iſt ſchmutzig-roth, dieſer ſchmutzig-braun. Eine Brut, wie ſie aus derartigen Miſch-Heirathen hervorgeht, dürfte an zugleich komiſcher wie abſchreckender Häßlichkeit ihres Gleichen nirgends finden auf der weiten Gotteswelt; Mutter Natur hat wohl nie daran gedacht, mit ihrem Zauberſtab ſolche Blendlinge zu ſchaffen. Dabei ſind dieſe Ausgeburten einer Carrikaturen-Phantaſie äußerſt fruchtbar, in jeder Hütte wimmelt es förmlich von Meerkatzen. Nach wenigen Generationen dürfte es nur noch Zambo-Affen in Caddo geben.

Vor Ausbruch des großen amerikaniſchen Krieges waren alle Neger auf indianiſchem Boden Sclaven, ihr Loos hatte ſich zu einem furchtbar harten geſtaltet. Der Fall Richmonds befreite die Schwarzen in fünfzig Lagern der Rothhäute. Aber frei mitten im Lande von Wilden, ohne Zelte, ohne Büchſen, ohne Ponies. Nicht ein Acker gehörte ihnen, mit Murren wurden ſie von ihren ehemaligen Herren davongejagt. Vielen Flüchtlingen aus den Wigwams der Choctaws und Chickaſaws iſt Caddo eine Heimath geworden.

Das Land, wo die Ausgeſtoßenen ſich anſiedelten, iſt ein Gebiet, welches die Caddos verließen, ein wandernder Indianer-Stamm, der in früheren Tagen in dieſen Bächen fiſchte, in jenen Wäldern jagte. Als die Zahl der Stammesgenoſſen ſich minderte, zogen ſie in die Gegend von Waſhita und überließen ihre alten Jagdgründe den Prairiewölfen. Der Bezirk liegt im Lande der Choctaws, aber dieſe haben ihn nie beanſprucht, und ſo wurde Caddo als herrenloſes Land von den Negern in Beſitz genommen, die ſich, da ihnen ſchwarze Weiber fehlten, mit Squaws paarten.

Caddo iſt, wie man aus der Art ſeiner Entſtehung ſchließen darf, in ſeiner politiſchen Richtung radical, wenn nicht gar revolutionär. Die Neger und ihre Zambo-Sprößlinge ſind keine Indianer, daher nach deren Syſtem rechtlos. Deshalb wollen ſie die beſtehenden Ordnung der Dinge gänzlich umſtürzen, die getrennte Nationalität der Rothhäute aufheben, ihre Stämme und Familien zerſplittern und vertheilen, die Mauern niederreißen, welche die Fremden vom Indianergebiete ſcheiden, die Blutfehden, die Despotie der Häuptlinge, die Gemeinſamkeit des Grundbeſitzes der Wilden abſchaffen.

„Wir müſſen Alles umändern," explicirte uns ein radicaler Schwarzer, „den Verkauf der Squaws verbieten, das Territorium für Arbeit und Kapital erſchließen. Doch wir ſelbſt haben auch unſere Forderungen. Wie die Sachen liegen, beſitzen wir gar keine Rechte. Sie ſehen uns hier in Caddo, aber nur als Geduldete; unter keinem Rechtsſchutz irgend welcher Art. Jene Felder gehören uns nicht.

Man kann uns jeden Augenblick vertreiben, ohne einen Cent Vergütung für alle unſere Anlagen.“

„Aber die Häuptlinge der Choctaws ſagten uns, daß ſie Euch in Ruhe auf Euren Fluren laſſen wollten!“

„Das mag ſein. Aber wer kann ſie dazu zwingen! Mit bloßen Verſprechungen geben wir uns noch lange nicht zufrieden. Wir verlangen das Recht zu ſtimmen,

„Das Skalpiren der Feinde.“

das Recht Aemter zu bekleiden, das Recht Grundeigenthum zu haben, das Recht als Geſchworene zu tagen, das Recht unſere Kinder in die Schule zu ſchicken. Und dieſe Rechte ſollen uns durch Kongreßbeſchluß ſanktionirt werden, nicht durch die Verheißungen von Choctaw-Häuptlingen.“

Das ſind die politiſchen Anſichten in Caddo, in der Preſſe vertreten durch den „Oklahoma-Star“, das einzige und ſomit leitende Blatt des Städtchens.

8. Religion, Krankheit und Tod.

Weder Chriſt noch Muhammedaner noch Buddhiſt iſt ſeiner Religion mehr ergeben, ein größerer Verfechter der religiöſen Form, als der Indianer. Jede Phaſe ſeines Lebens iſt mit ſeiner Religion auf das innigſte verknüpft, und er unternimmt nichts, ohne zuvor die Stimmung ſeiner Götter, dem Delphiſchen Orakel gleich, befragt zu haben.

Wie die alten Perſer ihren Ormuzd und Ahriman beſaßen, ſo beſitzen auch die Indianerſtämme der Prairien zwei Götter, beide gleich groß an Weisheit und Macht.

Der eine iſt der „gute Gott", der Freund des Indianers, ihn in allen ſeinen Unternehmungen, ſeien ſie nun gut oder böſe, nach ſeinen Kräften unterſtützend und fördernd. Von ihm kommen alle angenehmen Dinge des Lebens: Nahrung, Kleidung, Vergnügen, die warmen Jahreszeiten, Erfolg im Kampfe, in der Jagd und — in der Liebe.

Der Andere iſt der „böſe Gott" — Gott des Böſen — ſtets der Feind des Indianers, ihm zu allen Zeiten und bei jeder Gelegenheit Böſes zufügend, ſobald er vom Guten Gott nicht im Schach gehalten wird. Vom Gott des Böſen kommen Krankheit, Unglück und Verderben. Er bringt die Kälte, treibt das Wild aus dem Jagdreiche des Indianers, macht ihm ſeine Weiber abwendig.

Zwiſchen dieſen beiden Göttern, deren Sitz einerſeits ſich in den glücklichen Jagdgründen, andererſeits im ewigen Winter befindet, beſteht ein ewiger Kampf mit abwechſelndem Glück, und der Gegenſtand dieſes Kampfes iſt der Indianer.

Der glückliche Prairiebewohner hat nicht das geringſte Gefühl von Recht oder Unrecht oder irgend welcher moraliſchen Verantwortlichkeit, ob nun für die Gegenwart oder Zukunft; er ſchreibt alles Gute, das ihm begegnet, der einen Macht, alles Schlechte der anderen Macht zu.

Der Gott des Guten fordert für ſeine unaufhörliche und wirkſame Beſchützung und Gnade, von dem Indianer — keinerlei Opfer — weder Anbetung noch Verehrung, ja ſelbſt nicht den leiſeſten Dank. Der gute Gott kann niemals und durch keine Schlechtigkeit des Indianers erzürnt werden, kann ſich niemals ungnädig abwenden. Man wird dies verſtehen, wenn man bedenkt, daß der Indianer, ſeinen Begriffen nach, kein Unrecht thun kann. Diebſtahl und Mord ſind ja ſeine Mittel, ſich den Lebensunterhalt zu verſchaffen. Fraß und Völlerei, Unkeuſchheit und alle jene Laſter, welche wir mit den Namen der „ſieben Todſünden" belegen, ſind ihm ebenſo natürlich wie jedem anderen Thier, ſie unterliegen keiner anderen Einſchränkung, als die durch thieriſchen Inſtinkt oder durch die Furcht hervorgerufen wird. Der Indianer kann wohl für Ungehorſam oder irgend ein gegen den Häupt-

ling im Stamme gerichtetes Verbrechen körperlich gezüchtigt werden. Er kann mitunter beordert werden, zur Sühne für den Mord eines Stammesgenoſſen oder die Wegnahme der Frau eines Anderen, eine gewiſſe Anzahl von Ponies oder Büffelhäuten zu bezahlen. Aber alle dieſe Unthaten und Verbrechen werden vollſtändig in dieſem Leben beſtraft, es herrſcht nicht der Glaube an das jüngſte Gericht, zu richten die Lebendigen und Todten. Wie immer ſein Charakter, was immer auch ſeine Verbrechen zu Lebzeiten geweſen ſein mögen, ſie bleiben auf Erden zurück, werden nur auf Erden geſühnt. Die Hölle, der ewige Winter, beſteht nicht zur Strafe für irdiſche Vergehen, ſelbſt der größte Sünder gelangt nach ſeinem Tode ſofort in ſeinen Himmel, ſeine glücklichen Jagdgründe — ausgenommen, er wird durch äußere, von dem moraliſchen Leben ganz unabhängige Umſtände daran verhindert.

Während ſo der Indianer an ein ewiges Leben nach dem Tode glaubt, erſtreckt ſich doch die Macht und Herrſchaft ſeiner beiden Götter nicht auf dieſes Jenſeit, ſondern iſt vollſtändig auf das Erdenleben beſchränkt.

Nur in zwei Fällen wird der Indianer, ſeinem religiöſen Glauben zu Folge, von den „glücklichen Jagdgründen“ ausgeſchloſſen, dieſe Fälle haben mit der Lebensweiſe des Indianers nichts gemein, ſondern beziehen ſich auf die Todesart. So wird der Rothhaut ihr Himmelreich durch das Hängen entzogen, jeder Indianer ſtirbt lieber unter den ſchrecklichſten Martern, als daß er ſich hängen läßt. Er iſt nämlich in dem Glauben, daß die Seele den Körper durch den Mund verläßt, der ſich im Momente der Auflöſung von ſelbſt öffnet. Da jedoch beim Hängen der Hals zugeſchnürt wird, der Seele alſo der Austritt aus dem Körper verſperrt iſt, ſo ſtirbt er lieber tauſendmal an dem Marterpfahl, wo es ihm wenigſtens freiſteht, ſeinen Mund im geeigneten Augenblicke recht weit aufzuſperren.

Der andere Fall, durch welchen der Eintritt in den indianiſchen Hades verhindert wird, iſt das Skalpiren. Kein ſkalpirter Sterblicher kann jemals des Himmelreiches theilhaftig werden. Davon ſtammt die grauſame Begierde, jeden Feind, ob lebendig oder todt, zu ſkalpiren, ſowie die Sorge ſich ſelbſt und die Angehörigen des Stammes vor dem Skalpiren zu bewahren. Dieſer Aberglaube iſt es, welcher das Skalpiren und damit einige ſcheinbar räthſelhafte Eigenſchaften in dem Charakter des Indianers erklärt.*) In den Schlachten unter ſich oder mit den amerikaniſchen

*) Ueber die Art und Weiſe des Skalpirens ſpricht ſich der bewährte „Plainsmann“ Colonel Dodge in folgender Weiſe aus:

„Der Indianer erfaßt mit der einen Hand das Scheitelhaar des zu ſkalpirenden Feindes, hebt damit die Kopfhaut ein wenig ab, und ſchneidet mit dem Skalpmeſſer eine kreisrunde Scheibe davon heraus, die mitunter beide Ohren umfaßt. Iſt der Skalp ſo von der übrigen Haut abgetrennt, ſo wird er mit einem Zuge vom Kopfe geriſſen.“

Truppen ſind die furchtbarſten Angriffe, die ſchlaueſten Ueberfälle der Indianer nur dem Wunſche zuzuſchreiben, den Leichnam eines gefallenen oder verwundeten Häuptlings oder tapferen Kriegers den Händen des Feindes zu entreißen und vor dem Skalpiren zu bewahren (das übrigens auch häufig von den amerikaniſchen Truppen an Indianern ausgeübt wurde).

Niemals wird man größere Todesverachtung wahrnehmen können, als bei den Verſuchen indianiſcher Krieger, die Körper ihrer Freunde vor dem Skalpiren zu bewahren, und ſo (nach ihrem Glauben) ihre Seelen vor dem Untergange zu retten. Homer würde unter den Indianern viele Heroen gefunden haben, die unſterblichen Ruf ebenſo ſehr verdient hätten, wie Achilles für ſeine Bemühungen den Leichnam ſeines Freundes zu retten.

Iſt jedoch der Skalp einmal vom Haupte des Freundes geriſſen, dann wird der Leichnam ſelbſt des theuerſten Freundes, des größten Häuptlings, gar nicht beachtet. Er iſt ein Aas, das der Beerdigung nicht mehr werth iſt.

Der Indianer glaubt nicht daran, daß er ſich ſeine Götter durch Wohlverhalten oder Opfer gewogen machen könne. Der eine iſt ihm gewogen, der andere will ihm alles Böſe anthun, er ſelbſt iſt nur ihr machtloſes Opfer. Deshalb ſucht er bei jedem Unternehmen zuvor herauszufinden, welcher der beiden Götter zu dieſer Zeit die Oberhand beſitzt, ob auch der Zeitpunkt zur Ausführung des Unternehmens geeignet ſei. Dies geſchieht in jedem Jahre einmal durch den ſogenannten „Arznei-Tanz", zu welchem ſich alle Horden eines Stammes verſammeln, der auch gemeinſchaftlich abgehalten wird. Der Indianer hat keine Prieſter oder Soſtas, ſondern blos einen Arznei-Häuptling in jedem Stamme, der Biſchof, Arzt und Krieger zugleich iſt, dem erſten Häuptling im Range nahezu gleich ſteht, etwa wie die Erzbiſchöfe auch in früheren Zeiten den Regenten europäiſcher Länder. Ihm obliegt das Arrangement des „Medizin-Tanzes", der gewöhnlich in jedem Frühjahr unternommen wird, um zu ſehen, ob das kommende Jahr für den Stamm günſtig oder ungünſtig ausfallen wird.

„Die Rothhäute ſind auf die behaarten Theile des Körpers der Weißen wie verſeſſen; ſie ſelbſt ſind im Geſicht und am ganzen Körper haarlos, können ſich demnach gegenſeitig nur am Scheitel ſkalpiren. Der vollbärtige Weiße wird jedoch gelegentlich überall da ſkalpirt, wo er Haare beſitzt. Selbſt die kleinen Hautſtückchen unter den Armen werden von den Barbaren losgetrennt. Der erwähnte Gewährsmann ſah einſt in einem Indianerlager einen Skalp, der aus der Haut eines Weißen, vom Nacken angefangen das Geſicht, und die Bruſt bis zur Theilung der Füße umfaßte. Er war ſorgfältig gegerbt und erfreute ſich als „gute Medizin" der beſonderen Sorgfalt der Indianer.

Das Skalpiren iſt nicht immer tödtlich, und im Weſten, an den Grenzen des Indianergebietes, findet man ſkalpirte Weiße gar nicht ſelten.

Der Aberglaube, welcher bei dieſem grauſamen Tanze zu Tage tritt, iſt ebenſo lächerlich, wie haarſträubend. Es würde zu weit führen, alle Zeremonien des Tanzes,

Indianiſche Begräbniß-Stätte.

welche von dem „Medizin-Häuptling“ geregelt werden, zu ſchildern, es ſei der Vorgang deshalb nur in kurzen Worten dargeſtellt. Eine Anzahl von jungen Krie-

gern wird berufen, den Tanz in einem eigens erbauten Zelte, der „Medicine Lodge", unter allerhand kabbalistischen Vorgängen auszuführen. Sie müssen eine gewisse Zeit (die zwischen einem Tage und drei Tagen schwankt) unausgesetzt innerhalb eines abgesteckten Kreises tanzen; fällt einer der Tänzer vor Müdigkeit nieder, so wird er von den umherstehenden Weibern wieder aufgehetzt. Das Geschrei, der Lärm, das Zurufen, die Aufregung des ganzen Stammes sind unbeschreiblich, denn es wird durch den Tanz am nächsten Tage entschieden sein, ob das Jahr (nach ihrem Glauben) Glück oder Verderben über sie bringen werde. Wohl ist die Ausdauer der jungen, sich zu Tode tanzenden Krieger unglaublich, denn sie tanzen oft einen ganzen Tag hindurch, ohne zu stürzen. Allein ihre Kräfte nehmen ab, und nur die Todesangst, verbunden mit dem Aufhetzen der Weiber erhält sie noch. Je näher der Ablauf der festgesetzten Frist bevorsteht, desto ungeheurer wird die Aufregung. Allein die erstere ist noch nicht abgelaufen und der Tanz ist vorüber. Zwei der Krieger fielen in Folge der Anstrengung todt nieder. Das ist der Zweck des Tanzes. Stirbt einer der Krieger innerhalb der festgesetzten Zeit, so bedeutet dies „schlechte Arznei", das nächste Jahr wird Unglück bringen. Dies verursacht Trauer und Wehklagen im Lager, das man in solch' wahnsinniger Uebertreibung auf keinem Schlachtfelde wiederfinden dürfte. Das „Arznei-Zelt" wird verbrannt, und der Stamm flieht in Horden getheilt, von dannen, um das ganze nächste Jahr thatenlos zu bleiben.

Läuft jedoch die Frist des Tanzens vorüber, ohne daß Jemand von den Tänzern stirbt, dann herrscht allgemeine Freude, denn dies bedeutet „gute Arznei". Das nächste Jahr wird Glück bringen, es werden dann alle Kriege, alle Kämpfe, alle Ueberfälle, alle Diebstähle gewagt.

Man kann sich denken, daß sich die Krieger nur ungerne bequemen, im Arzneitanz mitzutanzen, allein das Gebot des Arznei-Häuptlings ist ein Machtwort, dem zu widersprechen den Tod herbeiführen würde. Darum greift der vom Arznei-Häuptling bestimmte Krieger zu anderen Mitteln; er besticht denselben und lenkt das Verhängniß auf einen anderen, dessen Armuth ihm gleiche Mittel nicht erlauben. Und da nun diese Arznei-Chefs für derartige Gaben ebenso zugänglich sind, wie türkische Provinzbeamte, so kann man sich vorstellen, welch' einträgliche Stellung der Arznei-Chef eines Stammes besitzt.

Außer diesem großen Medicin-Tanz macht der Indianer für sich selbst und seine Familie nahezu allwöchentlich noch eigene „Medicine", indem er aus allerhand kleinen abergläubischen Anzeichen auf das Glück oder Unglück der kommenden Woche, oder der nächsten Jagd u. s. w. schließt. Der Indianer hat diesen Aberglauben mit vielen anderen, auf niederer Kulturstufe stehenden Völkern gemein. Ganz gewöhnliche alltägliche Vorkommnisse, wie das Bellen eines Hundes zu gewissen Zeiten, ein Insekt

am Wege, der Flug eines Vogels u. ſ. w. ſind myſtiſche Anzeichen, welche dem Indianer als Richtſchnur für ſein Tagewerk dienen. Auch der Glaube an die wächſernen Heiligen, an die heiligen Gebeine und die geweihten Roſenkränze der chriſtlichen Völker oder der Fetiſchdienſt der Afrikaner iſt ihm in gewiſſem Sinne eigen, denn jeder Indianer trägt am Halſe ein Lederſäckchen mit geweihter Erde oder allerlei Holz, Knochen und Federn, die ihm nach ſeiner Meinung zum Schutz gereichen.

Wie bereits erwähnt, ſchreibt der Indianer alles Unglück, alſo auch die Krankheiten, von denen er heimgeſucht wird, dem böſen Gott zu. Im Allgemeinen hat er jedoch, ſofern er den von der Ziviliſation noch wenig beeinflußten Stämmen angehört, von Krankheiten nur wenig zu leiden. Der ſtete Aufenthalt im Freien, die kräftige Fleiſchnahrung und die Leibesübungen härten ihn gegen Rheumatismus u. ſ. w. ziemlich ab. Außerdem ſind die Prairie-Indianer mit einfachen Naturheilmitteln wohl vertraut, ihre ganz erſtaunliche Zähigkeit bringt ſie über die gewöhnlichen Leiden und Verwundungen bald hinweg.

Sollten die „Hausmittel“ nicht ausreichen, dann kommt der Backofen an die Reihe. Es wird aus Steinen oder Erde ein kleiner, halbkugelförmiger Ofen gebaut, in deſſen Innern ein Feuer unterhalten wird, bis der ganze Ofen erhitzt iſt. Dann wird das Feuer erſtickt, und der Kranke muß nun, ſeiner Kleider gänzlich entblößt, in den Ofen kriechen, deſſen Öffnung mit einer Decke verſtopft wird. Hier bleibt er nun bis ihm der Schweiß in Strömen vom Körper rinnt. Dann wird er herausgezogen — denn gewöhnlich iſt er zu ſchwach, um ſich auch nur zu rühren — und in einen Waſſertümpel oder einen Fluß geworfen. Häufig iſt dies Mittel von Erfolg begleitet, allein ebenſo häufig gelangt der Kranke gleichzeitig mit ſeinem Douche-Bade auch in die „glücklichen Jagdgründe“*).

Den größten Tribut fordern bei den Indianern die Epidemien, das gelbe Fieber, die Cholera und die Blattern, der ſchrecklichſte der Schrecken der rothhäutigen Prairiebewohner. Sie fliehen vor ihnen Hunderte von Meilen weit, ſo lange ſie die wunden Füße nur tragen können. Bricht einer oder der andere ermattet zuſammen oder wird er von der furchtbaren Krankheit am Wege befallen, dann wird er mit ſeiner ganzen Habe liegen gelaſſen, und die übrigen fliehen im größten Entſetzen von dannen. Brechen die Epidemien in ihren Zeltlagern aus, ſo fliehen ſie mitunter, ohne auch nur das Geringſte von ihrer Habe mitzunehmen. Alles, ihre Zelte und Geräthſchaften bleiben zurück, während ſie mit ihren Pferden davon eilen, um ſich aufs neue ihren Hausbedarf zu erjagen.

Sei es nun Krankheit oder Krieg, welche den Tod eines Indianers herbeiführen, er tritt ſofort in die glücklichen Jagdgründe, in ſeinen Himmel ein, um dort in Ewigkeit

*) Dodge, plains of the West.

zu leben. Die Begriffe des Indianers über das Jenſeits ſind eben ſo unbeſtimmt wie unſere eigenen. Warum er an ein Jenſeits denkt und ſich die Einrichtungen deſſelben ſo ausmalt, weiß er ſelbſt nicht. Er betrachtet das Leben in den glücklichen Jagdgründen als eine Fortſetzung des irdiſchen Lebens. Der Tod vermittelt dieſen Uebergang, und geradeſo wie er geſtorben, ſo tritt er in das Jenſeits. Der Greis, der junge, kräftige Krieger, die Jungfrau, das Kind, alle gelangen in derſelben Geſtalt und in demſelben Alter und Verſtandesgrade in die Jagdgründe, um für die Ewigkeit Greis, Krieger, Jungfrau oder Kind zu bleiben. Im Jenſeits giebt es kein Wachsthum, keine Veränderung. Wer in dieſem Leben lahm, blind oder alt war, der iſt es auch im Jenſeits. Er gelangt dahin mit denſelben Leidenſchaften und Wünſchen, die ihn zu Lebzeiten kennzeichneten, deshalb iſt es auch der Wunſch jedes Indianers, in ſeiner vollſten Manneskraft, am Höhepunkte ſeines Lebens zu ſterben, um ſich ſo im Jenſeits für die Ewigkeit im gleichen Zuſtande zu befinden.

Stirbt er, ſo wird ſein Lieblingspferd erſchoſſen, ſo daß er in den glücklichen Jagdgründen ſein Pferd beſitzt. Ebenſo werden ihm alle Dinge mitgegeben, deren er am nothwendigſten bedarf. Bogen und Pfeil, Flinte und Piſtole, Decken und — Kochtopf. Alle dieſe zur Jagd und zum Kriege erforderlichen Geräthſchaften muß er mit ſich nehmen, denn er wird im Jenſeits ſeinen Feinden, ſowie wilden Thieren begegnen, gegen die er ſich zu vertheidigen hat. Er hofft, dort glücklich zu ſein. Er wird alle ſeine Feinde erſchlagen und ſkalpiren, viel Wild erjagen u. ſ. w.; allein er verſucht es nicht, zu erklären, was dann mit den Seelen der im Jenſeits erſchlagenen Feinde oder den Phantomen der wilden Thiere geſchehen wird? Dies überläßt er der Weisheit des guten Gottes, denn der böſe hat auf die glücklichen Jagdgründe keinen Einfluß.

Merkwürdigerweiſe glaubt der Indianer, daß er, ſobald er in dunkler Nacht getödtet werde, auch im Jenſeits für die Ewigkeit im Dunkeln leben müſſe — ein Glaube, welcher den amerikaniſchen Truppen im Kriege mit den Rothhäuten die unſchätzbarſten Dienſte leiſtet. Die Truppen ſind nämlich auf dieſe Weiſe vor nächtlichen Angriffen faſt vollkommen ſicher, und wenn man bedenkt, wie ſchrecklich dieſelben in den gänzlich unbekannten, den Indianern jedoch vollkommen vertrauten Ländern ſein müßten, ſo wird man erkennen, wie viel Blutvergießen vermieden, wie viele Menſchenleben durch dieſen Glauben gerettet werden.

Der Indianer iſt, wie die meiſten wilden Völkerſtämme, ein eifriger Anhänger der Blutrache, es iſt die Pflicht jedes einzelnen, den Tod eines Verwandten mit gleichen Mitteln an deſſen Mördern zu vergelten; auf dieſe Weiſe entſtanden die meiſten fürchterlichen Kämpfe unter den Indianerſtämmen, die nicht ſelten mit der gänzlichen Ausrottung eines Stammes endeten. So ſind beiſpielsweiſe die Sioux- und

Pawnee-Indianer noch gegenwärtig in einem Kampfe auf Leben und Tod begriffen, ja der letztgenannte, einſt ſo mächtige Stamm iſt auf einige hundert Menſchen zuſammengeſchmolzen.

Die Begräbnißſtätte des Indianers iſt entweder die Erde oder irgend ein Baum, auf deſſen Aeſten der Verſtorbene in horizontaler Lage aufgebahrt wird. In der Nähe des Baumes wird ſein Lieblingspferd erſchoſſen; der Leichnam ſelbſt wird gewöhnlich mit einem Hemde und einem alten Soldatenrocke oder ein paar Hoſen bekleidet, denn an ſolchen fehlt es in den glücklichen Jagdgründen. Neben dem Leichnam werden Bogen und Pfeile ſowie alle jene Geräthſchaften aufgehängt, welche er bedürfen könnte. Es iſt rührend, mit welcher Aufopferung und Uneigennützigkeit die Verwandten und Freunde des Verſtorbenen den letzteren mit ihrem eigenen Hab und Gut ausrüſten. Sie würden eher ihr Letztes hergeben und vor Hunger ſterben, ehe ſie dem Todten irgend etwas verſagten. Wohl ſehen ſie die für ſie ſo koſtbaren Artikel noch wochen- und monatelang neben dem Leichnam hängen, trotzdem würde es kein Indianer jemals wagen, dieſe Schätze der Todten zu berühren. Nicht die Waffe und der Artikel ſelbſt, ſondern blos deſſen Phantom iſt es, welches mit dem Verſtorbenen ins Jenſeit gelangt und dadurch erklären ſich auch die Indianer das Vorhandenſein der Artikel bis zu ihrem Zerfallen.

Die Begräbniß-Zeremonien richten ſich je nach dem Range des Verſtorbenen. War er ein Häuptling, dann wird der Leichnam ſorgfältig gewaſchen, bemalt und friſirt auf eine Bahre gelegt, und auf dem beſtgelegenen Baume in der Nachbarſchaft oder in einer trockenen Höhle an den Ufern eines Fluſſes unter großer Feierlichkeit beigeſetzt. Den Pferden im ganzen Stamme werden die Mähnen und Schwänze abgeſchnitten, die Frauen des Verſtorbenen ſchneiden ſich die Haare kurz und eine Zeit lang herrſcht allgemeine Trauer. Niemals aber wird das Grab eines Häuptlings oder Kriegers gepflegt und erhalten. Es bleibt dem Zahn der Zeit und dem Wetter überlaſſen, ſo daß in wenigen Jahren jede Spur davon verwiſcht iſt.

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Californien,

der

Nord- und Südweſten

der

Vereinigten Staaten

in

Schilderungen

von

Ernſt von Heſſe-Wartegg,

Ehrenmitglied der Königl. belgiſchen geographiſchen Geſellſchaft zu Brüſſel und des deutſchen Athenäums zu London; Korreſpondirendes Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu Newyork; der k. k. geogeaphiſchen Geſellſchaft zu Wien, der geogr. Geſellſchaften zu Madrid, Metz, Hamburg ꝛc., Bevollmächtigter des Muſeums für Völkerkunde zu Leipzig ꝛc. Kommandeur und Ritter hoher Orden.

Mit zahlreichen Abbildungen.

Zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage.

Leipzig,
Verlag von Guſtav Weigel.
1886.

Digitized by Google

All rights reserved.

Alle Rechte vorbehalten.

Entered according to Act of Congress, by Ernest v. Hesse-Wartegg,
in the year 1878 in the office of the Librarian of Congress. Washington D. C.

I. Californien.

1. Auf der Pacific-Bahn zum Salzsee.

Mit dem Monopol der ersten großen Pacific-Bahn ist es schon seit Langem zu Ende. Im Norden und Süden dieser ersten transcontinentalen Eisenbahn sind eine Anzahl anderer entstanden, welche Ost mit West, den atlantischen mit dem stillen Ozean verbinden, neue Länderstrecken der Besiedlung, neue Häfen und Handelsplätze dem Verkehr eröffneten. Der Nordwesten, selbst Canada, dann Kansas, Colorado, Texas und Arizona haben neue ostwestliche Conkurrenzbahnen erhalten, die einen Theil des großen Verkehrs zwischen Newyork und San Francisco von der ersten, Pacific-Bahn ablenken. Aber das System der Union- und Central-Pacific-Bahn bildet noch immer die wichtigste und am meisten befahrene, wenn auch nicht die interessanteste dieser transcontinentalen Verkehrslinien. Die erstgenannte besitzt auch eine zu demselben System gehörige südliche Parallellinie, die frühere Kansas-Pacific-Bahn, welche von Kansas City am Missouri ausgehend, durch die Staaten Kansas und Colorado nach Denver führt und in Cheyenne an den Hauptarm der Union-Pacific anschließt. Sie durchschneidet, gleich dem entsprechenden nördlichen Theil der Union-Pacific, die ganze Breite der westlichen Prairien auf einem so langsam ansteigenden Boden, daß die circa 1400 Meter betragende Steigung zwischen Kansas-City und Denver ohne irgend eine beträchtliche Terrainschwierigkeit ganz unmerklich überwunden wird. Erst bei Cheyenne beginnt, bei einer Meereshöhe von 6041 Fuß, der Anstieg ins Gebirge, der indeß nicht mehr sehr bedeutend ist, da man bereits bei 8242 Fuß die Paßhöhe (bei Station Sherman) erreicht. Der Theil des Felsengebirges, über welchen hier die Bahn gelegt ist, trägt den Namen Black-Mountains, „Schwarze Berge".

Bei Cheyenne ist das Land eine „rolling Prairie", ein wellenförmiges Land mit kurzem, trockenem Graswuchse, wie man ihm überall längs des Fußes der Felsengebirge begegnet. Die Bahn führt westwärts in fast gerader Linie auf das

Gebirge zu, überſteigt oder umgeht eine Bodenwelle um die andere und begegnet höheren, je höher ſie ſelber ſteigt. Plötzlich iſt es aber, als zögen ſie ſich alle aus der welligen Flachheit zu ſteileren Formen zuſammen, ſie ſind unverſehens zu Hügeln geworden, Felſengrate treten aus ihren Seiten, Klippen aus ihren Scheiteln und tief aufgeriſſene waſſerloſe Thäler ſcheiden ſie. Einige ſind hoch und wild genug, um ſich als würdige Vorberge den ſchneebedeckten Gipfeln der Longs-Peak-Gruppe vorzulagern, die zur linken Hand herüberragen. Vereinzelte, weitzerſtreute Föhren, von gedrücktem Wuchs ſtehen vor Felswänden, in Schluchten, Spalten und ſonſtigen geſchützten Stellen — eine bei aller Kümmerlichkeit und Aermlichkeit erfreuliche Abwechſelung nach der wüſtenhaften Einförmigkeit der Hochprairie. Auch ſie lehren, daß wir mitten im Gebirge ſind, obwol die Prairie kaum eine Stunde hinter uns liegt.

Der „Theekeſſel".

Die ſeltſamen Formen der Felsgruppen drängen ſich mit phantaſtiſchen Gleichniſſen an die Sinne. Als Felſen wohlbekannter Art aus der Nähe unbeachtet gelaſſen — erregen und feſſeln ſie aus der Ferne unter zahlloſen, täuſchenden Formen die Aufmerkſamkeit — auf den Bergen, als lange Linien rohen Gemäuers, als Burgen, Trümmer von Kirchen und Kapellen, in fernen Thälern als Pyramiden oder Grabmäler, oft zu ſäulenreichen Kirchhöfen gehäuft, an Abhängen als Hütten, dunkle Bergwerkseingänge, Terraſſen oder Baſtionen. Und außer dem Zuge, der langſam bergauf dampft, iſt alles ganz menſchenleer, in das einförmigſt graugrüne Gewand des dürren Graſes gehüllt, ſelten von den Föhren unterbrochen, deren dunkle, gedrückte Umriſſe ſelbſt wie verzaubert erſcheinen.

Stunde auf Stunde fügt in langen Zwiſchenräumen eine geringe Zahl weiterer Erſcheinungen in dieſes einförmige Bild. Eine Schafherde mit vielen ſchwarzen und weißen Lämmern; ein Waſſerthurm, der mit langem, eiſernem Arm dem Dampfkeſſel Nahrung ſpendet; verlaſſene Hütten, die bis ans Dach in der Erde ſtehen;

einige Blockhäuſer für Bahnbeamte; der Schäfer, ein Knabe, der mit langem Stab und Flinte zu Pferde ſitzt, und ſein zottiger Hund, der ihm voraus zur Heerde eilt; einige graue Erdeichhörnchen, die ein altes Bachbett herabhüpfen, bieten die einzige Abwechslung.

Weiter treten an lebloſen Dingen zahlreiche Schneezäune, Schneemauern und der erſte jener aus Balken und Brettern hergeſtellten Tunneln auf, welche ſpäter in der Sierra Nevada auf meilenweite Strecken die Bahn gegen Schneeverwehungen zu ſchützen haben. Es ſind dies einfache Einrichtungen, die aber ihren Zweck vollkommen erfüllen. Die Schneezäune ſind roh gezimmerte Wände, welche in geringer Entfernung von der Bahnlinie, oft in mehreren Reihen hintereinander herziehen und derart ſchief ſtehen, daß ſie den von der Seite heranwehenden Schneemaſſen eine dachartig abfallende Fläche bieten, die natürlich gegen Seitendruck weniger empfindlich iſt. Die Schneemauern ſind rohe Mauern aus Feldſteinen und kommen viel ſeltener vor als die Zäune. Die bedeckten Gänge endlich, die eigentlichen Snow-sheds, ſind wie geſagt gezimmerte Tunnels, die nur an den gefährdetſten Stellen der Bahn angebracht ſind, dieſe aber meilenweit einhüllen. Wo dieſelbe aus der Sierra Nevada in das Sacramentothal hinabſteigt, zieht ſie durch ein Gebirgsland, welches die herrlichſte Landſchaft darbietet, welche man überhaupt von einer amerikaniſchen Bahn aus ſehen kann. Aber gerade auf dieſer Strecke iſt durch dieſe Snow-sheds die Welt buchſtäblich mit Brettern vernagelt, nur wo vielleicht zufällig eine Latte weggebrochen iſt, gewinnt man ein ganz flüchtiges Augenblicksbild irgend eines grünen Sees, der im Tannendunkel tief unten im Thale liegt, ſowie der erſten Wälder, deren Anblick auf die Kahlheit der Hochebene hin doppelt erfreulich iſt, ſowie der Waſſerfälle und Sturzbäche, welche hier bereits dem Waſſerſyſtem des ſtillen Ozeans angehören. Mit welcher Begier ſtürzt man daher ins Freie, um Umblick zu halten, ſobald der Zug eine Minute hält!

Dieſer Bahnſchutz iſt hier nothwendiger als irgendwo zwiſchen Miſſouri und Stillem Meer, denn jene Seite der Sierra, die weſtliche, empfängt die feuchten Weſtwinde aus erſter Hand, und was im Hinterlande an Schnee und Regen zu wenig fällt, fällt hier oft zu viel. Auf der Strecke aber, welche wir jetzt befahren, dem im ſüdöſtlichen Theile des Territoriums Wyoming befindlichen Oſtabhange, iſt nicht die Maſſe des Schnees der Hauptgrund der zahlreichen Schutzmittel, mit welchen man die Bahn umgeben hat, denn es fällt davon ſelbſt bei der Station Sherman, alſo auf der Paßhöhe, ſelten mehr als ein paar Zoll, ſondern die äußerſt heftigen Winde, welche ihn von den Bergen herab ins Thal tragen und gerade in den zahlreichen Einſchnitten, welche die Eiſenbahn zu paſſiren hat, am häufigſten zuſammenwehen.

Auf der Paßhöhe, bei der nur aus wenigen Häuſern beſtehenden Station Sherman, iſt die kahle, wilde Einförmigkeit der Gebirgswüſte am ausgeſprochenſten und bleibt nun der herrſchende Zug im Bilde, bis wir an den großen Salzſee hinabge-

langen, in deſſen Nähe die Natur freigebiger, auch durch eine ſtellenweiſe ſchon intenſive Kultur ausgebeutet wird. Es gibt wohl Oaſen ſaftigen Graswuchſes und dichter Weiden- und Pappelgebüſche, ja die waſſerreiche, fruchtbare Hochebene von Laramie, die größte von ihnen, iſt nicht weniger als 100 Meilen lang und durchſchnittlich 40 Meilen breit, aber in der Ferne ſieht man immer die kahlen Höhen, und wo das Waſſer nicht hinkommt, hat mitten in der noch grünen Steppe die Wüſte in abſchreckender Dürre wieder überhand genommen. Oft muß der Boden ſchon mit Salzen geſchwängert ſein, da ſelbſt am Rande mancher Gewäſſer, die hier häufig von Süden her die Bahnlinie kreuzen, um ſich in den etwas weiter nördlich nach Oſten zum Miſſouri abfließenden North-Platte-fluß zu ergießen, der Pflanzenwuchs um nichts kräftiger iſt, als auf den ganz dürren erhöhteren Stellen. Freilich ſind auch dieſe Bäche ärmlich genug, beſonders in der Sommerszeit, wo ſie zu kaum mehr ſichtbaren Waſſerfäden werden. In ſehr entſchiedener Weiſe prägt ſich dies am Bitter-Creek aus, in deſſen Thale die Eiſenbahn eine Zeit lang hinführt, denn ſein Waſſer ſelbſt iſt ſo ſalzgeſchwängert, daß man es nicht genießen und ſelbſt zur Keſſelſpeiſung nur ſchwer benutzen kann. Hier war eine der gefährlichſten Strecken für die vielen Einwanderer, welche vor der Vollendung der Pacific-Bahn mit ihren Familien auf Wagen und Pferden, oft karavanenweiſe, durch die Wüſte nach den Ländern der Verheißung im fernen Weſten zogen.

Die Pacific-Bahn:
Der „Sentinel-Fels" im Echo Cañon.

Wenn beim Herabſteigen von der Paßhöhe die Schneegipfel von Longs-Peak in zarteſten und doch grandioſen Umriſſen am ſüdlichen Horizont ins Auge treten, gewähren ſie bei ſolch ödem Charakter der nähern Umgebung eine wahre Erquickung. Der Kontraſt der todten Farben mit dieſer, gleichſam ſanft glühenden des fernen Gebirges iſt außerordentlich, und man begreift, wie eine geheimnißvolle Ahnung von Reichthum und erfreulichem Leben auch ohne alle ſagenhaften Ueberlieferungen ſo

viele über dieſe traurige Oede weg nach dem Gebirge ziehen konnte. Es ließ ſich unendlich viel in dieſe blaue Ferne dichten, viel auch hineinwünſchen. Scheinen doch ſchon die Wolken, die über ihnen hängen, eine ganz andere Fruchtbarkeit anzudeuten, als ſich in den Salzkräutern und rauhen Borſtengräſern dieſer Hochebene kundgibt.

Einen Tag und eine Nacht ſauſte der Zug durch dieſe Wüſte, die, von den Oaſen abgeſehen, nur in leichten Schattirungen ihr Anſehen ändert, im weſentlichen Charakter aber ſammt Felſen und Föhren immer dieſelbe bleibt. Die Stationen, ſo zahlreich ſie auch ſein mögen, beſtehen zum größeren Theil aus wenig mehr als einer Ausweicheſtelle, einer Speiſepumpe und etwa einer Erdhütte. Bahnwächterhäuschen und dgl. findet man hier ebenſowenig wie auf den andern Bahnen Amerikas. Die Pumpen werden überall durch große, hoch über den Boden ragende Windmühlen getrieben, die eine Haupt-Charakteriſtik dieſer Gegenden bilden. Die Staffage bereichert ſich langſam. Antilopen werden zu zweien und dreien in der Ferne ſichtbar. Wir paſſiren kleine und große Stationen, an denen ſelten ein Menſch aus- oder einſteigt, und von denen die kleinen aus vereinzelten, die großen aus zuſammengehäuften Hütten beſtehen. Die letzteren ſind immer der Mittelpunkt des lokalen Handelsverkehrs, daher mit Waaren aller Art vollgepfropft, mit Ankündigungen und Reklamen bedeckt. Auch an Schenken iſt nirgends Mangel. Die bedeutendſte dieſer Stationen iſt die 3000 Einwohner zählende Stadt Laramie, eine verhältnißmäßig induſtriereiche, inmitten einer eiſen- und kupferreichen Gegend gelegene Anſiedlung, welche in Folge der bevorſtehenden Entwicklung des Minenweſens in Wyoming vielleicht großer Blüthe entgegengeht, vielleicht aber auch in einigen Jahren wieder verſchwunden ſein wird. Die Zukunft amerikaniſcher Prairieſtädte kann Niemand vorausſehen. Eine dieſer Hüttengruppen heißt Como — wegen eines elenden Tümpels in der Nähe, der nach dem oberitalieniſchen See genannt iſt und eine Unzahl großer, oft bis zu 14 Zoll langer Salamander beherbergt.

Die Pacific-Bahn: Der Thurm-Felſen im Echo-Canon

Da bei ſo langem Zuſammenſein der Paſſagiere ſich mehr Geſelligkeit entwickelt, als man ſonſt bei Eiſenbahnreiſen zu finden pflegt, ſo kann man freilich auf ein paar

Stunden die Wüste vergessen, durch die man fährt. Man fühlt sich fast wie auf einem Schiffe von der äußeren Welt abgeschnitten und auf den engen Kreis der Mitreisenden verwiesen, von denen die meisten drei oder vier Tage zusammenbleiben. Die ganze Reise von Omaha bis San Francisco dauert jetzt bloß noch ca. $3^1/_2$, von Chicago $4^1/_2$, von New-York ca. 6 Tage. Bis vor wenigen Jahren betrug die Reisedauer von der atlantischen bis zur pacifischen Küste 7 bis 8 Tage. Man ist überdies in den Salon- und Schlafwagen räumlich nicht so beschränkt, wie in den Eisenbahnwagen des europäischen Systems, sondern kann von Sitz zu Sitz, von Wagen zu Wagen gehen, kann ein Tischlein zum Speisen, Lesen oder Kartenspielen vor sich hinzaubern, kann sich waschen und beliebig viel kaltes Wasser trinken. Das befördert das Wohlbefinden und damit die Geselligkeit. Es ist hier zu Lande nicht schwer, Bekanntschaften zu machen, und da in den Schnellzügen der Pacific-Bahn doch durchschnittlich 60—80 Personen fahren, kann jeder, der auch nur halbwegs umgänglich ist, einen oder einige Menschen finden, deren Gesellschaft ihm zusagt. —

Die Mahlzeiten werden während der Eisenbahnfahrt zumeist in Restaurationen eingenommen, welche von der Bahngesellschaft auf der ganzen Strecke in bestimmten Entfernungen eingerichtet wurden und gewöhnlich unter der Leitung eines Pächters stehen, der für je 75 Cents bis einen Dollar ein ganz annehmbares Mahl liefert. Der Aufenthalt in diesen, Breakfast-, Dinner- und Supper-Station genannten Restaurationen, dauert gewöhnlich eine halbe Stunde. In neuerer Zeit sind überaus zweckmäßig eingerichtete Buffetwaggons, d. h. mit einer Buffetvorrichtung für Servirung kalter Speisen sowie Getränke ausgestattete Pullman-Schlafwaggons in den Ueberlanddienst auf dieser Strecke eingestellt worden, so daß ein kleinerer Imbiß während der Fahrt genommen werden kann.

Der gewöhnliche Eisenbahnzug dieser Pacific-Bahn, wie er täglich einmal von San Francisco ostwärts und von Omaha westwärts ausfährt, besteht aus einem Waggon erster Klasse, einem Waggon zweiter Klasse, einem Gepäck- und mehreren Schlafwaggons. Im Waggon zweiter Klasse befindet sich eine Raucher-Abtheilung. Ein Wagenwechsel findet vom Missouri bis zum Stillen Ozean nur einmal und zwar in Ogden (Territorium Utah) statt. Die Fahrpreise sind dem Wechsel unterworfen und betragen beiläufig $126^3/_4$ Dollars 1. Klasse, $100^1/_2$ Dollars 2. Klasse für die ganze Strecke von New-York nach San-Francisco, 95 Dollars 1. Klasse, 75 Dollars 2. Klasse von Omaha und $85^1/_2$ Dollars 1. Klasse von Denver. Die Kosten der Benützung eines Schlafwaggons für die ganze Strecke von Ozean zu Ozean belaufen sich außerdem auf ca. 22 Dollars.

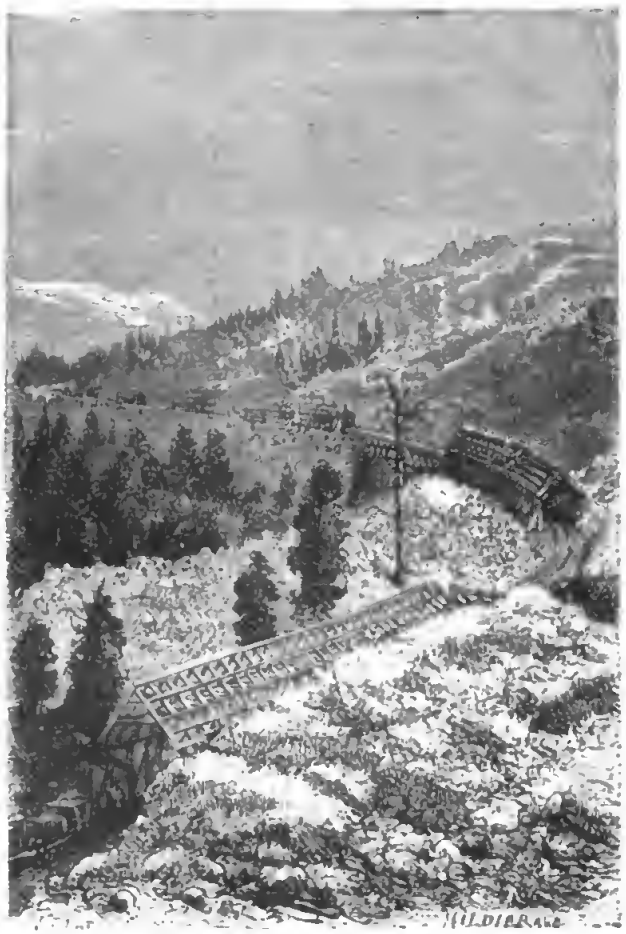
Es sei an dieser Stelle auch noch Einiges über den Charakter der von der Bahn aus sichtbaren Gegenden von Wyoming und Utah, dem Gebiete der Union-Pacific-Bahn angeführt. Die Felsengebirge stehen zwar, schon wegen der vorwalten-

den Dürre, an Schönheit der Landſchaft weit hinter den Alpen zurück, und höchſtens Schluchtenthäler oder Canons können mit großartigen Scenerien aus unſeren Hochgebirgen verglichen werden. Aber man kann doch nicht verkennen, daß derjenige Abſchnitt, welcher von dieſer Pacific-Bahn durchmeſſen wird, das Gebirge zufällig in ſeiner ärmſten und einförmigſten, ja faſt abſchreckenden Ausbildung vor Augen führt. Da die Mehrzahl der Reiſenden ohne Seitenabſtecher durchs Land fährt, wird dieſer einſeitige Eindruck leicht verallgemeinert, und oft hört man daher die ſchiefſten, ungünſtigſten Urtheile über den Charakter der Felſengebirge. Wir haben indeſſen bei unſeren früher geſchilderten Wanderungen durch Colorado bereits die Schönheit der „Rocky Mountains" kennen gelernt.

Mit den Gebirgslandſchaften, durch welche unſere Alpenbahnen führen, können jene dieſer erſten Felſengebirgsbahn freilich nicht verglichen werden. Wenn wir die Paßhöhe des Brenner mit der der Black- oder Humboldt-Mountains vergleichen, ſcheint uns jenes Alpenbild, das ja noch lange keins der großartigſten und ſchönſten iſt, das Werk einer unendlich reichen und künſtleriſch geſtaltenden Phantaſie, während dieſe hier, ſelbſt an den kühnſten Stellen, wie leere Umriſſe erſcheinen, wie Rahmen, die erſt noch der Ausfüllung mit Formen und Farben harren. Der gewaltige Waſſerreichthum, die zahlloſen Quellen und kleinen Waſſerfäden der Alpen treten gerade dort ſo wirkſam auf, während hier meiſtens nur ein etwas lichterer grüner Ton in der graulichen Pflanzendecke von verborgener, ſpärlicher Feuchtigkeit ſpricht. Dieſe Leere und Armuth bekommt durch die vorwiegend trägen Linien der Bergumriſſe und die dann und wann mit regelloſer Wildheit zuſammengeworfenen Felſenmeere ſelbſt etwas Rohes, Abſtoßendes, das allerdings nichts als eines reicheren Pflanzenkleides bedürfte, um vielleicht ſelbſt gefällig zu erſcheinen.

Anläufe zu alpinen Bildern ſind an manchen Orten doch vorhanden. Es ſind indeß nur Anläufe. Wir ſteigen von der Hochbene der Black-Mountains zum Becken des Großen Salzſees durch einige Schluchtenthäler hinab, die von ziemlich waſſerreichen und wilden Bächen durchrauſcht werden und auf der Thalſohle und an den Abhängen grüne Wieſen und reiches Buſchwerk tragen. Blaue, ſchneebedeckte Gipfel der fernen Uintah-Ketten, die vor uns auftauchen, ſchmale Felſenthäler mit ſaftigem Graswuchs am Ufer ihrer Bäche, die da und dort aus den Seiten der Felſenwälle hervorbrechen, Hügel und Berge, Föhren, die wieder häufiger ſich an die Felsſpalten ſchmiegen, künden den Eintritt in das Wahſatchgebirge an, die Schranke, welche das wüſte Hochland des Wyoming-Territoriums vom Becken des Großen Salzſees trennt. Die Bahn läuft durch den Echo- und Weber-Canon, zwei Thäler, deren wilde Felszerklüftung (2000 Fuß hoch bauen ſich die Sandſtein-Wälle, -Thürme und -Pfeiler ſenkrecht weite Strecken auf) nur in einzelnen Theilen der öſtlichen Felſengebirge von Colorado ihres Gleichen findet.

Hier waren einſt die gefährlichſten Stellen der Bahn in den erſten Monaten nach ihrer Vollendung, denn ein ähnlich ſchwieriges Terrain findet man nur am Weſtabhange der Sierra wieder, wo es nach Californien hinabgeht. Die Namen des Green River, der „Red Deſert" (der rothen Wüſte), der Teufelspforte bei Sweetwater u. ſ. w., werden in der Geſchichte dieſer Bahn immer in Erinnerung bleiben. Jetzt ſind die Brücken längſt ſo ſolid wie irgendwo auf einer weſtlichen Bahn, der Bahnkörper befeſtigt und vor abſtürzenden Trümmern geſchützt. Die ſogenannten Treſtle-Works, Viadukte, die anſcheinbar ganz leichten Balken gezimmert ſind, ſehen freilich noch immer gefährlich aus für den, der nicht viel von amerikaniſchen Bahnen kennt; aber ihre ſinnreiche Zuſammenfügung macht ſie zu ganz zuverläſſigen Trägern, und wer z. B. Gelegenheit gehabt hat, auf ſüdlichen Bahnen zu reiſen, wo man oft meilenweit die Sümpfe mit ſolchen Treſtle-Works überbrückt hat, vertraut ſich ihnen auch hier ohne Beängſtigung an, ſelbſt wenn thurmhoch unter ihnen die Tiefe gähnt.



Die Pacific-Bahn: Schnee-Tunnels in den Felſengebirgen.

Die Schneeberge der Uintah-Mountains, deren träge flache Umriſſe lange vor uns ſtanden, ſpärlich bewaldet, vorwiegend kahl, ſind nun zur Seite gerückt und wir fahren an ihren Abhängen hin. Die Felſenthäler machen Thalbecken mit herrlichen Grasmatten und ſtillen Wäſſern Platz, der Boden nährt wieder Blumen, die an die ſaftigen „Bottoms" der öſtlichen Prairien erinnern, trägt Wieſen und Felder hochhalmigen, goldenen Getreides, längs der Bäche Weiden- und Erlendickicht, das durch

Schlinggewächſe faſt undurchdringlich verflochten iſt. Als die Mormonen auf ihrem Zuge nach dem Salzſee aus der Wüſte des Hochlandes in dieſe Thäler herabſtiegen, verglichen ſie nicht mit Unrecht das Land, das vor ihnen lag, mit dem Gelobten Lande, das den Juden nach ihrem Wüſtenzuge beſcheert ward. —

So gleitet nun die ſchwere Wagenreihe wie von ihrem eigenen Gewichte getrieben gegen den großen Salzſee hinab, den leider die Dämmerung nur undeutlich erblicken läßt. Ehe wir ihn erreichen, wird in Ogden Halt gemacht und der Wagen

Utah-Indianer.

gewechſelt. Von hier geht die Zweigbahn nach der Mormonenhauptſtadt Salt Lake City ab, die man in zwei Stunden erreicht. Von Denver kann man Salt Lake City mittelſt einer parallelen Concurrenzlinie, der pittoresken ſchmalſpurigen Gebirgsbahn der Denver- und Rio-Grande-Geſellſchaft, auch direct erreichen, ohne Ogden zu berühren. Von der Union-Pacific gelangen wir bei Ogden nun zur Central-Pacific, es iſt jedem wohl, die eine Hälfte der Wüſte damit überſchritten zu haben. Ogden ſelbſt iſt bereits eine Mormonenſtadt, wenngleich auch zum geringeren Theile. Mit

ſeinen 6000 Einwohnern iſt es die zweitgrößte Stadt des Territoriums Utah, in deſſen nördlichſtem Theil wir uns nun befinden. Von der Station Granger, 157 Meilen öſtlich von Ogden führt nordwärts und dann nordweſtlich nach Oregon die ſogenannte Oregon-Short-Linie der Union-Pacificbahn.

Utah war bis zum Jahre 1847, als es die Mormonen zuerſt beſiedelten, ein Theil von Mexiko und wurde erſt 1848 gleichzeitig mit Californien an die Vereinigten Staaten abgetreten. Das Territorium umfaßt über 84,000 Quadratmeilen, die von ca. 150,000 Seelen bewohnt werden. Der größte Theil des Landes iſt eine unfruchtbare, von den Ketten der Uintah- und Wahſatch-Gebirge durchzogene und von etwa 12,000 Ute-Indianern bewohnte Alkali-Wüſte und nur der nordöſtlichſte Winkel Utah's iſt ebenſo reich an Edelmetallen wie an Agrikultur-Produkten. Die Hauptſtadt des Territoriums iſt Salt Lake City, das Mormonenheim am Großen Salzſee, das wir nun beſuchen wollen.

2. Salt Lake City und die Mormonen.*)

Am 24. Juli 1847 langte Brigham Young mit ſeinem, von weiten Märſchen über den Continent erſchöpften Häuflein von „Gläubigen" am Großen Salzſee an. Es war in der That ein Kanaan, ein Land, darin Milch und Honig fließt, und für die fanatiſchen „Heiligen der letzten Tage" war es eine Wiederholung der altteſtamentariſchen Verheißungen. Sie, ein neues Volk Iſrael, das in der Wüſte umhergeirrt, hatte hier endlich, am Jordanfluſſe, das gelobte Land gefunden. Vom pittoresken Weber-Cañon, den ſie eben verlaſſen, ſtrahlte ihnen hier ein zauberhaftes Bild entgegen. Der Große Salzſee ſchimmerte wie eine unabſehbare Silberfläche in den Strahlen der Morgenſonne; die gewaltigen Bergſpitzen der Wahſatch-Alpen, von Schnee und Wolken gekrönt, begrenzten in wunderbaren Wellenlinien den Horizont und das Thal; obwohl damals noch eine Wildniß, erſchien ihnen ſo lieblich, daß ſie beſchloſſen, hier ihre neue Heimath zu gründen. Vier Tage nach ihrer Ankunft war bereits der Grund und Boden des heutigen „Tabernakels" abgeſteckt und eine zwei Meilen im Quadrat meſſende Stadt ausgelegt. Das heutige „Salt Lake City" iſt demnach kaum vier Dezennien alt und gereicht, bei ſo kurzem Beſtande, ſeinen Gründern gewiß zur Ehre. Schöne weite, von Bewäſſerungskanälen durchzogene und von ſtattlichen Gebäuden eingefaßte Straßen, Gärten und Park-Anlagen in Fülle, ſchattige Baumalleen, mehrere elegante Hôtels, ein prächtiges Theater und vor Allem die maſſiven Gebäudecomplexe der Mormonen, das Alles gibt dem gedeihlichen

*) Von Paul Oeker in San Francisco.

Gemeinweſen ein blühendes Ausſehen, welches mehr an ein feſtgegründetes öſtliches Stadtbild, denn an die Wüſte, in die es hineingeſchaffen, gemahnt. Das bedeutendſte Gebäude der Mormonenſtadt iſt das häßliche ovale Tabernakel mit ſeinem ungeheuren Käſeglockendach. Das 250 Fuß lange und 150 Fuß breite Innere gewährt zehntauſend Perſonen Sitzraum, und die Akuſtik iſt derart gewahrt, daß man das leiſeſte Flüſtern von einem Ende bis zum anderen deutlich vernehmen kann. Das „Endowment Houſe", in welchem die geheimen Ceremonien der Mormonen, Taufen und vor Allem die polygamiſtiſchen Ehen vollzogen werden, iſt ein niedriges, unſcheinbares Adobe-Haus. Dem Tabernakel gegenüber erhebt ſich der gewaltige, aber unſchöne Mormonen-Tempel aus weißlichen Granitquadern kunſtlos und monoton zuſammengefügt, deſſen Bau über eine Million Dollars verſchlungen hat. Das berühmteſte Häuſergeviert war ſeiner Zeit „Brigham's Block", welches u. A. auch den Palaſt des verſtorbenen Mormonenpapſtes, das vielgiebliche, gelbgetünchte „Löwenhaus", ſowie den „Bienenkorb" (bee-hive), das Serail des Vielbeweibten, umfaßte. Dieſe Herrlichkeit iſt jetzt dahin, nur wenige der Wittwen Brigham's wohnen noch hier.

Noch öder und nüchterner erſcheint aber das Löwenhaus, vornehmlich Brigham Young's einſtige Office, in denen der Utah-Papſt ſeine Empfänge abzuhalten pflegte. Das perſönliche Intereſſe iſt verſchwunden, der Fremde hält es meiſt nicht einmal für der Mühe werth, einen Blick in dieſe nun hiſtoriſche Stätte zu werfen. Herr Taylor, der Präſident und Senior der zwölf Apoſtel, (und nur in dieſer Eigenſchaft Brigham Young's Nachfolger, während jene ganze Körperſchaft die eigentliche Machtbehörde und mit der Verwaltung aller weltlichen und geiſtlichen Angelegenheiten der Zionskirche betraut iſt) bewohnt mit ſeiner Familie den Ameliapalaſt, den Brigham Young einſt der ſchönen Favorite ſeines Alters gebaut hatte, die denſelben bald nach ſeinem Tode räumen mußte.

Die Tage der Mormonenherrſchaft ſind gezählt, und ſchon ſeit Jahren ziehen die Bundesbehörden das ſeltſame Volk wegen ſeiner polygamiſtiſchen Zuſtände zur Verantwortung. Viele der Geſetzesübertreter ſind zur Strafe gebracht worden, Andere haben ihren Hausſtand auf Eine Frau reduzirt, und die Zeit ſcheint nicht mehr ferne, wo es gelingen wird, mit dieſen Uebelſtänden gründlich aufzuräumen. Ein Sohn Brigham Young's hatte eine große Landſtrecke in Mexiko erworben, und ſchon hatte ſich eine kleine polygamiſtiſche Mormonencolonie dort gebildet, als unerwartet die mexikaniſche Regierung auf Betrieb der katholiſchen Prieſter ein Edict gegen die Vielehen der Mormonen erließ, ſo daß es mit dem erträumten neuen Kanaan und einem allgemeinen Auszug des auserwählten Volkes aus „Egypten" dort nichts war. Noch ſind in Utah, allerdings im Geheimen, die Pforten des „Endowment"-Hauſes in Salt Lake City geöffnet; noch finden hier die „Anſiegelungen" der irdiſchen und Seelen-Bräute an die von ihnen erkorenen Wahlverwandtſchaften ſtatt; noch wird

hierbei die Nachbeterei der Freimaurer-Bräuche in phantaſtiſcher, barocker Manier in Scene geſetzt; noch wandert der gewiſſenhafte Mormone zur geſetzten Zeit nach dem letzten Hauſe im Young'ſchen Block, um ſeine Zehntengebühren (tithes) zu entrichten; noch ſind die Druckerpreſſen der „Deſeret News-Co." in voller Thätigkeit um in Tauſenden und Abertauſenden von Exemplaren die Orakel-Sprüche der großen Gründer, das Credo der Sekte ꝛc., behufs Verbreitung über die ganze Welt, zu liefern; noch geht die ganze, komplizirte Maſchinerie des Wirkens im Lehren und Bekehren, Erbauen, Erziehen, Bekräftigen der Auserwählten für die Kirche, ihren

Salt Lake City, von Weſten aus geſehen. (Nach einer Photographie.)

ruhigen, ſteten, energiſchen Gang; ziehen die Biſchöfe (hier nur die Verwalter der weltlichen Angelegenheiten), Aelteſten und Miſſionäre über ihre Diſtrikte im Lande, wie in die weite Welt. Bewundernswerth iſt der blinde Gehorſam, da noch heute Hunderte armer, unwiſſender Mitglieder der Kirche in den Miſſionsdienſt gepreßt werden, oft ganz mittellos hinaus in die Welt ziehen, um neue Rekruten für die Armee der Auserkorenen zu werben. Aber dieſe wahren Akte der Selbſtverleugnung bleiben nicht unbelohnt. Wohl kommen hier und da Apoſtaſien vor, gewöhnen ſich die Gebildeteren an Monogamie, ſpielen ſich oft etwas freigeiſteriſch auf – aber für Maſſenabfall oder Umkehr der Mormonen iſt wenig Ausſicht vorhanden. Das nicht-

mormoniſche Element, das ſich lange nicht behaglich in Salt Lake City gefühlt, beginnt jetzt angeſichts des Einſchreitens der Bundesregierung aufzuathmen. Kürzlich iſt ſogar einer der Mormonenbiſchöfe, der Millionär Sharpe, von der Vielweiberdoctrin abgefallen, hat vor den Bundesbehörden ſein Pater peccavi geſagt und die zwei Frauen, die er zu viel beſeſſen, entlaſſen. Utah, das gegenwärtig noch Territorium iſt, könnte mit demſelben Rechte wie Colorado, Nevada, Oregon, ſchon ſeit Jahren ein Staat ſein, hätten nicht die geſchilderten ſonderbaren Zuſtände dies verhindert.

Utah war ſtets das Paradies der ärmeren Klaſſen geweſen, und gerade dieſe waren die beſten Mormonen. Ihr Gewiſſen iſt von den Prieſtern derartig zugeſtutzt,

Salt Lake City: Eine Geſchäfts Straße.

daß ſie mit derſelben ſklaviſchen Furcht und abergläubiſchen Verehrung an den Satzungen ihres Glaubens hängen, als wären ſie im Beichtſtuhl geſchulte Katholiken. Die jetzigen Leiter der Kirche ſind durchaus gewiegte, außerordentlich praktiſche Geſchäftsleute, und da es an freiwilligen Gaben ſeitens der Mitglieder der Sekte nicht fehlte, ſo ſtanden Jenen große Mittel zu Gebote, um in den Gerichten ihre Sache zu verfechten und ſich ſoviel als möglich ihrer Haut zu wehren.

Trotzdem werden ſie ſich ſchließlich für überwunden erklären und die Vielweiberei ganz abſtellen, oder auswandern müſſen, wollen ſie nicht ihr Eigenthum und ihre Freiheit auf's Spiel ſetzen.

Auf dem Lande herrſchen immer noch wahrhaft patriarchaliſche Familien-Zuſtände. Drei, vier Weiber und eine zahlreiche Kinderherde waren dem Mormonenbauer ein größerer Gottesſegen, als dem ſtädtiſchen Mormonen, obwohl auch deſſen verſchiedene beſſere Hälften ſelten Gelegenheit haben, die Hände müßig in den Schooß zu legen. Im Gegentheil, je vielköpfiger die Familie, je größer die Nahrungsſorgen des Vaters und Verſorgers, deſto eifriger mußten die Mütter für den Unterhalt des Hausſtandes ſogar außerhalb deſſelben mit ſchaffen helfen. Das ermöglichte es ſelbſt dem armen Einwohner von Salt Lake City ſich wohlgenährten Ausſehens und mit behäbigem Lächeln ſich ſeiner vielherrlichen Freuden rühmen zu können. „O, dreimal und viermal glücklich!“ wie der alte lateiniſche Dichter ausruft. „Seid fruchtbar und mehret Euch und füllet die Erde u. ſ. w.“, lautete der göttliche Befehl, an das erſte Menſchenpaar im Garten Eden erlaſſen. Joſeph Smith und Brigham Young hielten die wörtliche Erfüllung dieſes Gebotes auf dem eingeſchlagenen Wege für unumgänglich nothwendig zur Heiligkeit, die ſie für ſich und ihre Anhänger beanſpruchten.

Für die Mormonen-Frauen oder die „Schweſtern“ war ſtets das Mormonenthum allerdings bei weitem weniger angenehm, als für die „Heiligen der letzten Tage“, für die Mormonen ſelbſt. Es ſteht auf ihren Geſichtern geſchrieben. Nicht etwa, daß ſie alle unglücklich ausſähen. Allein ein apathiſcher Zug, der Stempel reſignirter Gleichgiltigkeit, der ihnen allen eine gewiſſe Aehnlichkeit unter einander verleiht, iſt ein tauſendmal beredterer Zeuge für das Daſein des „Kreuzes“, als alle Schauergeſchichten Eliza Young's und anderer weiblicher Racheheldinnen, von deren Wahrheitsliebe ſelbſt die Gegner der „Heiligen unſerer Tage“ keine hohe Meinung beſaßen. „Eiferſucht“, ſagte mir einmal ein weißhäuptiger Mormone, welcher vier Frauen, einundzwanzig Kinder und ſchon Kindes-Kindes-Kinder beſaß, „dieſes grünäugige Ungeheuer kennen unſere Frauen nicht, dazu ſind ſie viel zu vernünftig!“ Doch das iſt als Gemeinregel durchaus nicht zutreffend.

Im Allgemeinen iſt heutzutage noch immer in Utah ein idylliſches Stillleben zu finden. Abgeſehen von der Regſamkeit in den Minendiſtrikten, dem indiskreten ruheloſen Umherſpähen der Touriſten, trägt auch heute hier noch Alles den Anſchein einer Welt für ſich, einer Welt, noch jetzt verſchloſſen durch die chineſiſche Mauer eines ſtarrſinnigen Partikularismus.

Auch manche Deutſchen haben an dem Mormonenleben Geſchmack gefunden. So manchem Mormonen bin ich hier begegnet, der mit deutſcher Zunge ſprach, obwohl nur wenige unter ihnen mehr als eine Gattin beſaßen. Auch unter dem Gentile-Element, das ſtets geſinnungsvolle Oppoſition macht, befinden ſich Landsleute, die ſich durch Energie und Fähigkeiten in den Vordergrund zu ſtellen gewußt haben, öffentliche Aemter oder Stellungen als Lehrer, Bibliothekare u. ſ. w. bekleiden. Solche

Männer haben hier nicht auf verlorenem Posten gekämpft. Die intellektuellen Schätze die sie aufgehäuft, führen für die Anschauung gesitteter Gesellschaft erfolgreicher das Wort, als Hunderte von gerichtlichen Anklagen, gelehrten Streitschriften und Missionen. —

Ich muß gestehen: inmitten all' dieses augenscheinlich modern-zivilisirten Verkehrs wehte es mich oft wie Barbarismus des Alterthums an, besonders wenn meine Augen und Ohren von den Harems-Sitten ziemlich deutliche Wahrnehmungen empfingen. Diese doppelgliederigen Häuschen mit den zwei verschiedenen Hausthüren und dem oft verstohlenen Hinterpförtchen nach einer Seitengasse, diese Separat-Aus- und Eingänge der besseren (nicht Hälften, sondern) Drittel oder Viertel des Mormonen-Hausvaters, kommen einem fast wie die Coulissenscenerie eines Ebers'schen Cultur-Romans der Vorzeit vor. Weit erbaulicher aber war es, früher, als ihre „Verfolgungen" seitens „der Ungläubigen" noch nicht begonnen, die Leute selbst über ihren glücklichen Zustand Betrachtungen anstellen zu hören. Und glücklich schienen sie damals nach jeder Seite hin. Während ihre heidnischen Mitbürger über die schlechten Zeiten klagten, schien es den mormonischen Geschäftsleuten an Nichts zu fehlen. Die Kundschaft und Bedürfnisse der Glaubensgenossen, insbesondere der Landbevölkerung war ihnen gewiß, und die Ausbeutung der reichen Hülfsquellen dieses gesegneten Landes ist beständig auf's energischste betrieben worden. Die Fortsetzung der südlichen Utah-Eisenbahn, welche in einige der herrlichsten Cañon-Regionen der Union führt, wird ein noch gesegneteres, subtropisches Eden der Einwanderung und Cultur erschließen. Die Minen scheinen unerschöpflich und reizen durch die glänzenden Ergebnisse ihres Betriebes (— die Jahres-Statistik weist oft einen Betrag von 5 bis 8 Millionen Dollars Silber, $1^1/_2$ Millionen Dollars Blei ꝛc. —) zu immer großartigeren Unternehmungen auf diesem Gebiete.

Aber — wie durchaus unvergänglich alle jene Errungenschaften an sich sind, so vergänglich sind sie als Denkmal für Brigham Young und die Mormonenherrschaft! Alle fruchtreichen Gefilde ringsum, alle lieblichen Villen, duftigen Gärten, stolzen Bauten — nach Jahrzehnten wird ihre Herrlichkeit noch weiter prangen, doch das Andenken ihres Erweckers und Beförderers, Brigham Young's, wird dann nur noch ein sehr schwaches sein, und die Macht der Mormonenkirche hier dann vermuthlich der Geschichte angehören. Dieser Gedanke stieg in mir auf, als ich in dem neuen, sorgfältig eingehegten Young'schen Privat-Kirchhof stand, dessen Hügelrücken auch die Gebeine des Propheten bergen. Schon jetzt scheint man ihn fast vergessen zu haben. Wohl mag sich der Geschiedene jeden prunkvollen Gruftbau verbeten haben und bloß eine Marmortafel mit passender Inschrift ziert die mit eiserner Einfriedigung versehene Gruft, — allein schlösse eine solche Bestimmung auch treue Pilgerfahrten der Wittwen und Gläubigen, und reichliche Blumenspenden ihrerseits

aus? Ueberdauert die Anhänglichkeit der Mormonen-Gattinnen nicht das Grab? Zu verwundern wäre es allerdings nicht, wenn das Sechszehntel Zuneigung, worauf eine jede der Frauen Young's im Herzen ihres Herrn und Meisters ein Anrecht besaß, nur einen ähnlichen Bruchtheil Erwiederung gefunden!

Dort unten eine blühende Schöpfung, umringt von einer unbeschreiblichen Frühlingspracht; von den mit weit herabfallendem Schnee-Hermelin umkleideten königlichen Wahsatch-Alpen; in der Ferne der im Sonnenfeuer wie ein Diamanten-Meer glitzernde Salzsee; darüber ein lachender Himmel, ein ungetrübter Azur, — Alles erfüllt von einer, das Athmen zur Wonne erhebenden, gebirgsduftigen, blüthengeschwängerten Luft! Und hier oben eine so schwache Erinnerung an den Mann, welcher der Columbus dieser ganzen schönen Welt gewesen!

Die Söhne Brigham Young's üben keinen Einfluß auf die Verwaltung der weltlichen Angelegenheiten der Kirche aus. Präsident John Taylor ist nicht ein Autokrat nach dem Muster seines berühmten Vorgängers geworden, und hat die orthodoxe Stellung der Mormonenkirche dem Einschreiten der Behörden gemäß durchgeführt. Weder er noch die fanatischen Mitglieder seiner Sekte wagen es, den Gesetzen öffentlich zu trotzen, nur wissen sie diese schlau zu umgehen oder ihre Uebertretung derselben zu verheimlichen. So läßt man die „Extra"-Gattinnen einfach außerhalb des Hauses wohnen und ihren Mädchen-Namen weiterführen.

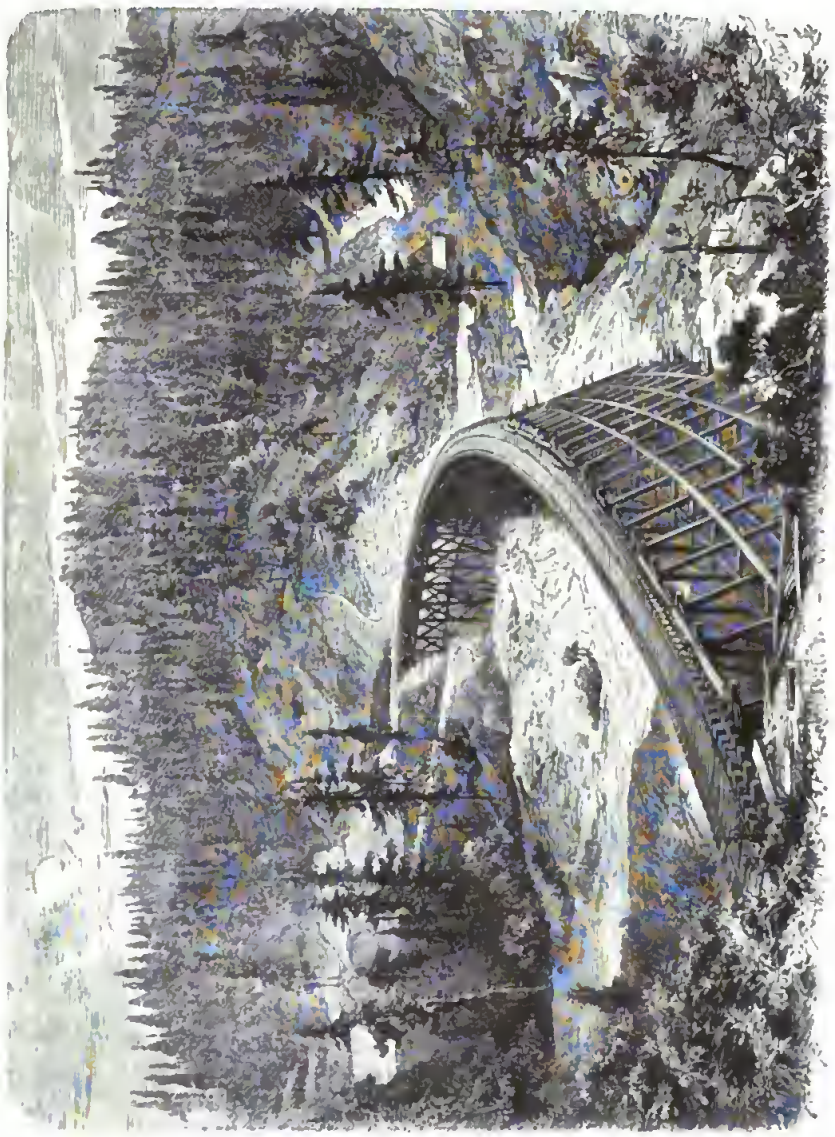
Diese mannigfachen Finten erklären die Schwierigkeiten, mit welchen die Behörden und die Utah-Commission der Bundes-Regierung zu kämpfen haben. Doch es ist nur eine Frage der nächsten Zeit, daß die Mormonen vollständig untergehen werden. Die Vielehe ist der Schwerpunkt des ganzen Systems und hat zunächst diese selbst der Oeffentlichkeit gegenüber aufgehört, so ist damit der Anfang vom Ende gemacht.

---

3. Durch Utah und Nevada.

In Ogden, der Hauptstation zwischen der Union- und Central-Pacific-Eisenbahn besteigen wir den bereitstehenden Zug der letzteren Bahn, um nun durch die große amerikanische Wüste jagend, die Schneegipfel der Sierra Nevada zu übersteigen und nach Californien zu gelangen. Durch das Thal des Weber-Flusses kommen wir bald an den Spiegel des Großen Salzsee's. Die Eisenbahn geht einige Meilen hart an seinem Rande hin, so daß man deutlich den Schatten der gegenüberliegenden Berge im Wasserspiegel sieht, die schwärzliche Farbe des Wassers und den grünlichen Schimmer an seiner Oberfläche erkennt. Das Thal reicht mit einer einförmigen, sumpfigen Grasebene an den See und zieht am diesseitigen Rande hin; drüben aber scheinen

die Gebirge, deren halbalpine Formen und Schneegipfel wieder an die Felſengebirge von Colorado erinnern, hart an den See zu treten. Das unbeſtimmte Licht des letzten blaſſen Abendroths liegt auf der weiten Waſſerfläche, und der Wind erregt ein Wellengekräuſel, das von ferne wie mattes Silber erſcheint.



Die Pacific-Bahn: Der Viaduct bei Secrettown.

Der Große Salzſee iſt in vielen Beziehungen der wunderbarſte der amerikaniſchen Seen, gewiſſermaßen das „todte Meer" von Nord-Amerika, welchen Namen es wenigſtens durch die gleichen chemiſchen Beſtandtheile des Waſſers verdient. — Wie das

des todten Meeres, ſo enthält das Waſſer des Großen Salzſees über 22½ Prozent feſter Beſtandtheile, iſt ebenſo ſalzig und untauglich zum Gebrauch, während es ebenſo wenig thieriſches Leben aufzuweiſen hat. Der See wurde vor wenig mehr als einem halben Jahrhundert zufällig entdeckt. Sein Waſſerſpiegel liegt 4200 Fuß über dem Spiegel des Meeres, und ſeine Größe beträgt 80 Meilen in der Länge und 30 bis 50 Meilen Breite. Die Waſſer des Salzſees werden als ſtärkende Bäder ſehr geprieſen, und viele Badeorte ſind in den letzten Jahren im Entſtehen begriffen. Die ſpezifiſche Schwere des Waſſer macht jedes Untertauchen unmöglich, der Badende bleibt ſtets ohne ſein Zuthun über dem Waſſer. Will man in ſenkrechter Lage darin verharren, ſo ſpürt man ſofort das Aufwärtsſtreben der Füße, während der Kopf zurück ſinkt. Das einzige bis jetzt entdeckte thieriſche Leben erſtreckt ſich auf ein kleines Inſekt (Atemia fertiliso), das im Sommer in ungeheuren Maſſen auf der Oberfläche des Sees erſcheint, mitunter in Wolken, in Ringen-, Kugeln-, Schlangenwindungen u. ſ. w. geformt, einhertreibt. Wehe demjenigen, der in eine derartige Wolke hineingeräth.

Die große Wüſte, welche ſich weſtlich des Salzſees auf mehrere Hundert Meilen ausdehnt, iſt in den erſten Theilen mit einer dicken Schicht von trockenem Lehm überzogen, auf der ſich hier und da kleine Salzkryſtalle angeſetzt haben. Weiter weſtwärts zeigt dieſe Salzſchicht die Dichtigkeit von Melaſſe, durch die man gleichſam wie durch Schlamm waten muß, noch weiter erſcheint dieſelbe faſt zu einer blendend weißen Kruſte eingetrocknet, die ſich bis an die weſtliche Grenze der Wüſte hinzieht. Unzweifelhaft bildete die Wüſte einſtens, bevor noch die vulkaniſche Hebung des Seebodens eintrat, einen Theil des Salzſees. —

Die erſte größere Station auf unſerer weſtlichen Fahrt iſt Corinne, die wichtigſte „Gentile-“ oder „Heidenſtadt“ im Mormonenlande, von Nichtmormonen bewohnt, und bald nach ihr kommt die Station Promontory, am Nordende des Großen Salzſees, 820 Meilen von San Francisco entfernt. Nichts bezeichnet dort die Stelle, wo am 10. Mai 1869 die letzte Schwelle der Weltbahn niedergelegt wurde, wo die Lokomotive „Jupiter“ von der Central- und „Nr. 119“ von der Union-Pacific-Eiſenbahn ſich zum erſten Male begrüßten, wo der weltberühmte goldene Nagel eingeſchlagen wurde.

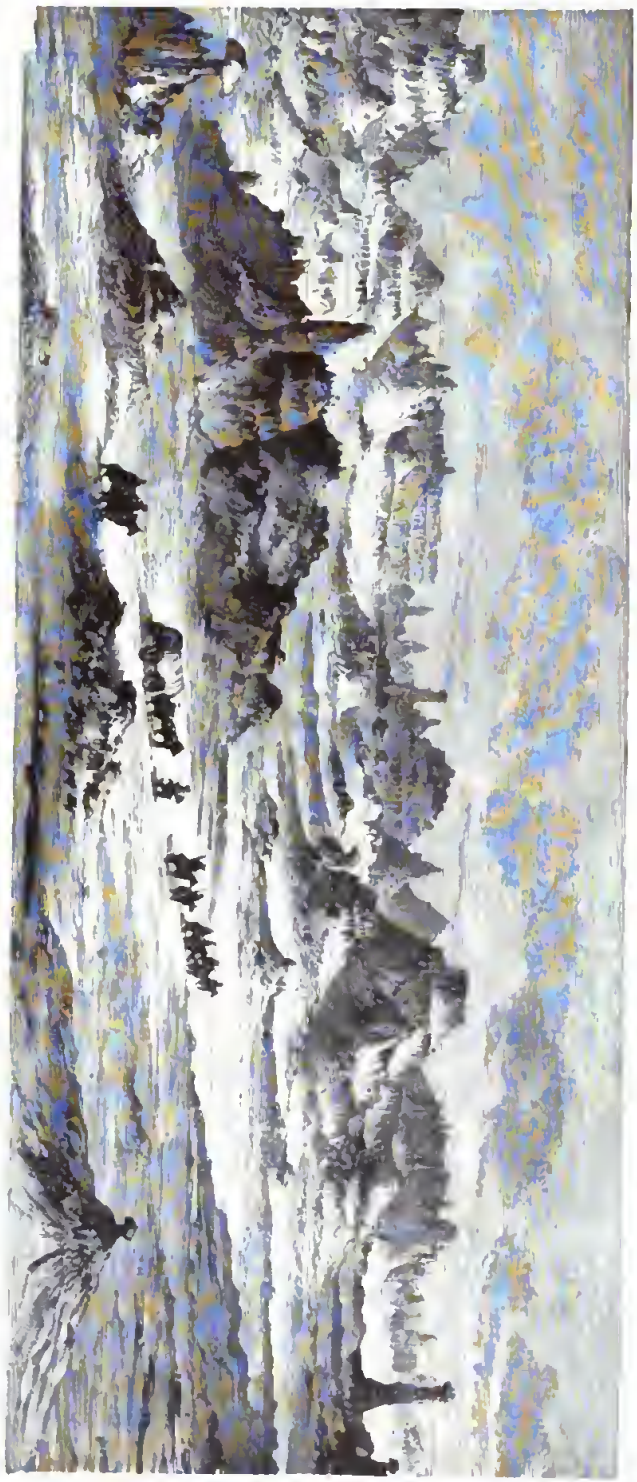
Es war ein welthiſtoriſcher Moment, der ganze amerikaniſche Continent war an dieſem Tage in fieberhafter Aufregung. Alle Großſtädte der Union harrten des Ereigniſſes. Der elektriſche Funke blitzte über Tauſende von Meilen nach Chicago, nach New York, nach Boſton, nach San-Francisco und in das Kapitol von Waſhington, und brachte um 2 Uhr Nachmittag die folgende Depeſche: „Hut ab, das Gebet beginnt!“ — Bald darauf flog von dem Wüſtenpunkte ein zweites Telegramm nach aller Welt. Es beſtand nur aus drei Punkten, welche die Hammerſchläge auf den

goldenen Nagel repräsentirten, welche auch mit drei Schlägen auf der Glocke des Kapitols wiederholt wurden. Der Continent war in Schienen gefesselt, die Pacific-Eisenbahn war vollendet!

Seitdem sind andere Ueberlandbahnen hergestellt und eröffnet worden, oft ohne Sang und Klang, und erst das letzte große Ereigniß der Art, die Einweihung der nördlichen Pacificbahn wurde wieder zu einem Weltereigniß, dessen große Feierlichkeiten die der ersten Schienenüberbrückung des Continents noch in Schatten stellten, und dadurch für Deutschland an besonderer Bedeutung gewannen, daß der Vollbringer dieses kühnen Unternehmens, Villard, der jetzt im Exil lebende Ex-Eisenbahnkönig, ein Deutscher war. —

Hinter Promontory fahren wir in die „große amerikanische Wüste" ein, die sich von Utah und Idaho durch den ganzen nördlichen Theil von Nevada hinzieht. Die Nacht geht vorüber, am nächsten Morgen erwachend finden wir uns in einer noch wüsteren Wüste, als jene welche wir gestern verlassen haben, in einem Thale voll Sand, Felsen, Steinen, mit spärlichem graulichen Buschwerk, aus dessen wolligen Zweigen und Blättchen die klare Morgensonne einen durchdringenden Wermuthgeruch destillirt — eine originelle, passende Zugabe zum Wüsten-Charakter. Die Grasmatten, die Wasserfläche, die weichen Wolken, der Regen von gestern stehen bei der Wiederkehr des Wüstenbildes wie eine Fata Morgana in der Erinnerung.

Hat sich der Zug zurückgewandt? Das Alles, was vor unseren Blicken auftaucht und vorüberhuscht, das Nahe und Ferne, selbst die grauen Kräuter am Boden sahen wir doch gestern erst! Wir sind wieder auf einer Hochebene, welche beiderseits von niedrigen, steinigen Hügeln und in der Ferne von Gebirgszügen eingefaßt wird. Vor und hinter uns schließen sie den Gesichtskreis ab, um bei der Annäherung hinter die Hügel zu treten, über welche auf beiden Seiten ihre flachen Gipfel hervorragen. Die Gipfel sind aber, und das mag ein Zeichen sein, daß wir dem ersehnten Meere näher sind, tiefer herab mit Schnee bedeckt als in den östlicher gelegenen Ketten des Felsengebirges. Bald unterbricht eine Klippe, eine Felswand, eine Felsgruppe die Oede, bald ein dunkler Wachholderbaum, dessen kurze Zweige sich dicht an den Stamm drängen. Mehr ist nicht zu sehen, wenn es nicht der weiße Salzring um den Rand irgend eines vertrockneten Tümpels ist. Und die Formen der fernern, höhern Gebirge, welche nun schon der Humboldt-Kette angehören, sind kaum verschieden von allem, was wir von den Felsengebirgen kennen. Es sind vorwiegend kahle Felsmassen, die nicht sehr steil, aber auch nicht mit vielen Stufen und Vorbergen aufsteigen, von trägen, breit pyramidalen Formen. Die klar erkennbaren, vielgewundenen und zerknickten Bänder ihrer Schichten, der Mangel der Pflanzendecke geben ihnen einen etwas öderen Charakter, als der, welcher ihnen auf Grund des Reliefs und der Umrisse zukäme. Doch immer rechtfertigt dieses Gebirge den Namen des Felsengebirges.



Terrainformationen im ſüdlichen Utah.

Wieder kommen Burgen, Wälle, Pfeiler, Couliſſenreihen unerwartet aus dem Sande der Hügel hervor. Sind keine Felſen vorhanden, ſo erſcheinen die Hügel wie grandioſe Sandhaufen.

An wenigen Stellen, wo ſich Feuchtigkeit genug ſammelt, ohne zur Bildung von Salz- und Sodatümpeln zu führen, ſind Oaſen grüner Wieſen in den Verlauf des endloſen Wüſtenbildes geſchaltet. Sofort zeigt hier der Boden ſeine Fruchtbarkeit und bringt das ganze Jahr hindurch Maſſen von Heu hervor, von denen wir viele Tauſend gepreßte Ballen an einigen Stationen aufgeſtapelt ſahen. Daſſelbe wird nach nahen und fernen Minendiſtricten verſandt, die hier in Nevada noch häufiger als in Utah und Colorado in den allerunwirthbarſten Gegenden gelegen ſind. Sie würden ohne künſtliche Nahrungszufuhr von Californien und den paar Oaſen her für Menſch und Thier völlig unbewohnbar ſein. Bei Argentea durchſchneidet die Eiſen-

bahn eine ſolche Oaſe, welche unerwarteterweiſe ſogar das Bild eines pflanzenreichen Marſchlandes hereinzaubert. Höchſt erfreulich ſind dort die weiten dunkelgrünen Felder der Binſen, die ihre braunen Köpfchen in gleicher Höhe wiegen, wie das Getreide ſeine Aehren, die Tümpel und trägen Bäche, vor deren Waſſerſpiegel die Schleier blüthenreicher Schwimmpolygonen und dichtgedrängter Schleimgewächſe gezogen ſind, die Weidenbüſche endlich mit den ſaftigen Sonnenblumen in ihrem Schutze. Aber kaum erfreuten wir uns des neuen Bildes, ſo hat ſich der Boden zu heben angefangen, iſt dürr und ſalzig geworden, trägt wieder Artemiſien und Fettſträucher — bitterſalziges, graues, holziges Gewächs.

Bei der Station Humboldt — dieſer Name kehrt hier im Gebirg und einzelnem Berg, in Fluß, See, Anſiedelung und berühmten Quellen wieder — ſind ſogar Mais- und Kleefelder, ſowie ein unerwarteter Blumengarten zu ſehen, aber man ſieht ſich nicht lange nach der Urſache des überraſchenden, hier ſo ſeltenen Phänomens um. Vor dem Stationshauſe ſprudelt eine große Quelle auf und iſt als Springbrunnen gefaßt, der in hohem Bogen das herrlichſte Bergwaſſer emporwirft. Selbſt Obſtbäume gedeihen in der Feuchtigkeit. Die Quelle iſt die größte Sehenswürdigkeit zwiſchen Utah und Summit, dem Gebirgsſcheitel der Sierra Nevada.

Ein herrlicher Sonnenuntergang ſetzt dieſem letzten Reiſetage in der Wüſte ein gutes Ende. Gleich der Morgenröthe und dem Heraufkommen des Mondes und der Sterne gewinnt er eine ganz andere Bedeutung in dieſer Einöde, wo ſein Weniges den Durſt des Auges zu ſättigen vermag, welches an reichere Bilder gewöhnt iſt. Es iſt ein doppelter Untergang, vielmehr eine doppelte Abendröthe, denn tief am Weſthorizont liegen Wolkenmaſſen, die juſt ſich zu heben beginnen, als die Sonne hinter ihnen unterging. Die erſte Abendröthe iſt faſt überall verblaßt, als ſich die Wolken löſen und im Abendhimmel, der alsbald wieder golden wird, wie Goldſchiffe mit Purpurſegeln dahinſchwimmen. Dieſe ganze Tagereiſe brachte uns nur wenig des Intereſſanten: eine traurige Salbei- und Alkali-Wüſte, welche der fünfhundert Meilen lange, waſſerarme Humboldt-Fluß träge durchſtrömt, um ſich dann in einer großen ſumpfigen Niederung, dem „Humboldt-Sink“ zu verlieren.

Die Städtchen Reno, Winnemucca, Palliſades und Elko, die Depots der einſt ſo reichen Silberminendiſtricte von Waſhoe, Owyhee, Eureka und White Pine, waren die einzigen Ortſchaften von Bedeutung, welche wir auf dieſer Strecke paſſirten. Dieſelben ſind aber nichts weniger als maleriſch gebaut und beſtehen zum größten Theil nur aus Reihen von nahe an der Bahn angelegten Holzhäuſern und Baracken, in denen ſich eine Bevölkerung von Minern, Schenkwirthen, Kaufleuten, Spielern und ſchlechten Geſellen aller Art herumtreibt, welche für ihre Exiſtenz auf den Verkehr mit den reichen Minendiſtricten angewieſen ſind, denen jene Ortſchaften ihre Entſtehung zu verdanken haben. Der Staat Nevada, welchen wir durchkreuzt, führt mit Recht den Namen der „Silberſtaat“. Für die Central-Pacificbahn ſind die zahl-

reichen, jetzt zum Theil ausgebeuteten Silberminen, welche in seinen öden Bergen zerstreut liegen, von vorwiegender Bedeutung gewesen, da der Hauptverkehr und die größten Waarentransporte über ihren Schienenweg von und nach jenen Dorados gehen mußten. Betrug doch der Ertrag der Silberminen an der jetzt auch so ziemlich erschöpften weltberühmten Comstock-Ader allein seit dem Jahre 1861 über 200 Millionen Dollars an edlen Metallen! Alle Maschinerien, alles Bauholz ꝛc. zum Bearbeiten der Gruben, die ganzen Bedürfnisse der Minenstädte und das edle Metall selbst, mußten über die Central-Pacificbahn transportirt werden.

Für den Fremden bilden während der Fahrt durch den Staat Nevada nebst den allerorten sich zeigenden bezopften Chinesen, die zu dem Stamme der Pintes gehörenden Indianer, ein interessantes Studium. Diese edlen Rothhäute sind eher Zigeunern als Cooperschen Heldengestalten ähnlich. Fast ohne Ausnahme sind sie in Lumpen gehüllt, dabei bunt bemalt und mit Hahnenfedern geputzt, die Weiber tragen ihre auf Bretter geschnallten Kinder (Papooses) wie ein Bündel Stroh auf dem Rücken, alle glotzen den Reisenden mit nichtssagenden Blicken an, oder betteln wie das ärgste Vagabunden-Volk. Mitunter steigt eine Gesellschaft dieser Kinder der Wildniß, welche auf allen Eisenbahnen hier zu Lande das Privilegium freier Fahrt genießen, in einen Waggon, um von dieser nach jener Station zu fahren, was manchmal zu einer interessanten Unterhaltung in possirlicher Zeichensprache, untermischt mit barbarischem Englisch und indianischen Gurgellauten Anlaß giebt.

Bei Einbruch der Nacht überschreiten wir die Grenze von Californien, und sind um Mitternacht nahe der Paßhöhe der märchenhaften Sierra Nevada, die bei der Station Summit die Höhe von 7017 Fuß erreicht. Eine wilde Gebirgsnatur ist an die Stelle der Wüste getreten. Schneefelder sind unter den Gipfeln der nächsten Berge ganz nahe zu sehen, wilde Bäche kreuzen die Bahn, Tannen- und Fichtenhaine stehen an steinigen Abhängen hinauf und in den Klüften, die zwischen Felswänden ins Gebirge dringen. Wir sehen in Thäler hinab, mit dunkeln Baumkronen, blauen Seen und hellgrünen Matten, auf denen Viehherden weiden. Der Zug saust meilenweit durch Schneetunnel, die den Ausblick beschränken, er überholt alle die wilden Bergbäche, den Yuba-, den Bear-, den American-River, die von hier zum Sacramento-Fluß hinabrauschen. Tiefer hinab kommen Wälder fremdartiger Eichen, langnadelige Föhren mit riesigen Zapfen, Cedern unbekannter Art, und eine hohe, weiße Lilie, unserer Gartenlilie sehr ähnlich, steht häufig in ihren Schatten. Dies ist nun californische Natur, die Wolken, die über uns ziehen, kommen vom Stillen Meere. Die letzte große Gebirgskette ist überschritten, nicht lange mehr, so sind wir in der Metropole des Stillen Ozeans, in San Francisco. Bevor wir jedoch das gesegnete Californien betreten, wollen wir noch den einst so berühmt gewesenen Minengegenden des Staates Nevada Beachtung schenken.

4. Virginia-City und das Silberland Washoe.

Die Station Reno der Pacific-Bahn, am östlichen Abhange der Sierra Nevada, nahe der Grenze zwischen den Staaten Californien und Nevada gelegen, bildet den Mittelpunkt eines der in jeder Beziehung interessantesten Länderstriche der Welt. Wohin man auch von hier aus seine Schritte lenkt, überall stößt man auf niegesehene Wunder der Natur oder Menschenhand. Der Pyramiden-See, der Schlamm-See, der romantische wunderliebliche See Tahoe, der bekannte Truckee River liegen rings um die Stadt innerhalb weniger Stunden Entfernung. Von hier aus mit einer Zweigbahn leicht zu erreichen ist das Minenland Washoe mit seiner Hauptstadt Virginia City.

Die Virginia-Truckee-Eisenbahn führt bei einer Länge von ca. 37 Meilen mitten durch das wildeste Minenland. Jede einzelne der zahlreichen Stationen entstand nur durch die Minen, die sich auf Berg und Thal, in Schluchten und auf Abhängen erschließen. Carson City, auf der Hälfte des Weges zwischen Reno und Virginia City gelegen, ist mit seinen viertausend Einwohnern die größte dieser Stationen. Von hier aus bis zu der letztgenannten Stadt führt die Bahn den Beinamen die „krumme", in Folge der zahllosen und unglaublichsten Serpentinen, Steigungen, Tunnel und sonstigen Terrainschwierigkeiten, die sich bei jedem Schritte der Bahn entgegenstellen. Die uns auf dieser Bahn umgebenden grangelben, nur mit spärlichem verdorrten Salbei-Gestrüpp und vergilbten Grasbüscheln bewachsenen Berge sehen aus, als ob Gottes Fluch auf ihnen läge. Erst wenige Meilen von Virginia City kommt einiges Leben in die Gegend. In der Ferne zeigen sich die Häuser von Silver City und später auch von Virginia City, auch die allen Silberminen charakteristischen hellen Schutthaufen an den Bergabhängen, wodurch sich die Oeffnungen von Schachten und Tunneln erkennbar machen, werden immer häufiger. Endlich erreichen wir den in einer tiefen, von einem Wildbach durchströmten Schlucht sich hinziehenden Minenort „Gold Hill", wo sich die einst weltberühmten Silberminen „Crown Point" und „Belcher" befinden.

Die Glanzperiode, der Reichthum Virginia City's gehören der Vergangenheit an. Mit der theilweisen Erschöpfung der einst so reichen Minen, der Verminderung seiner Bevölkerung, geht der kleine Staat Nevada, das Bethlehem unter den Gebieten des neuen Westens, das selbst zur Blüthe des „Comstock" nur eine künstliche Staatenexistenz geführt und als Dependenz Californiens von der San Franciscoer Minenbörse aus regiert wurde, schnell seinem Verfall entgegen. Und so ist das heutige Virginia City ein verödetes großes Minenlager, die Stadt der großartigsten Minenruinen der Welt. Doch da es in früheren Tagen, bei der Entwicklung der Pacificküste eine so

große Rolle gespielt, lohnt es sich einen Blick in die Vergangenheit und hinter die Coulissen des damaligen raffinirtesten Minenspeculationsspiels zu werfen. Folgendes ist die Schilderung eines Besuches dieser einstigen Silberstadt anfangs der siebziger Jahre, dem Gipfelpunkt ihres Gedeihens:

„Immer großartiger wird jetzt das Bild der Minen. Ansehnliche Holzbauten erheben sich an allen Seiten, Hunderte von Fuß hohe Treſtle-Brücken überspannen wie Spinnengewebe die von Wasser und Menschenhand zerrissenen und zerwühlten Schluchten. Auf der am Bergabhang oben entlang laufenden Eisenbahn schleppen die Lokomotiven lange Frachtzüge herbei, welche mit dem zum Betriebe der Gruben

Im Silberlande Washoe: Eine neue Mine.

nothwendigen Holz beladen sind; die mit gewaltiger Kraft arbeitenden Dampf-Elevatoren (hoisting works) heben das Erz aus den Minenschachten und prasselnd fällt es aus luftiger Höhe auf die Schwarzhalden hinab; die Pochwerke rollen und rumoren, der Dampf pfeift grimmig dazwischen; riesige mit sechzehn bis zwanzig Pferden und Maulthieren bespannte, mit Silbererz schwer beladene Frachtfuhren begegnen uns jeden Augenblick; in den offenen Hausthüren stehen rauchende und trinkende Minenarbeiter, während andere schaarenweise als Ablösung nach den Gruben eilen und eine wahre Fluth von Schmähungen und Flüchen auf die Chinesen schleudern, die hier und da auftauchen.

Endlich iſt das berühmte Virginia City erreicht. Zur Linken erhebt der gerade über der Stadt emporſteigende, gegen 8000 Fuß hohe Mount Davidſon ſein graues Haupt. In der C-Straße, dem Hauptgeſchäftstheile des wüſten Ortes, liegen Kaufläden, Kneipen, Reſtaurationen, Spiel-, Trink- und Billard-Salons und Häuſer von noch ſchlechterem Gewerbe, nach amerikaniſchem Bauſtyl alle mit vorgebauten Schutzdächern verſehen, in bunter Abwechslung neben einander.

Die meiſten Straßen ſind für den geſchäftlichen Verkehr viel zu eng. Die Gebäude wurden, nachdem einzelne Stadttheile wiederholt abbrannten, endlich aus

Im Silberlande Waſhoe: Ein Hôtel in neu entdeckten Minen-Regionen.

Ziegeln aufgeführt, und tragen mit ihren drei bis vier Stockwerken ein ſolides Anſehen, würden nicht zahlloſe Annoncen und Firmatafeln mit den ſchreiendſten Inſignien und Farben dieſes ſolide Ausſehen mit einem Schlage vernichten. Die Annoncen ſind eine charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit in dem raſtloſen Leben der Stadtbewohner. Straßen, Hügelabhänge, Häuſer, Felstrümmer, Wagen, alles iſt mit auffallenden Anzeigen überklebt, die allen nur erdenklichen Vergnügungen, Verkaufsartikeln und Arzneien gewidmet ſind.

Endlich hält die ſchwerbeladene Kutſche, die uns von der Bahn nach der Stadt gebracht, vor dem mit ſeinen eiſernen Fenſterläden wie ein großes Gefängniß aus-

ſehenden „International Hôtel"; Koffer und anderes Gepäck werden unſanft vom Wagen heruntergeworfen, Chineſen, Miner, Damen zweifelhaften Charakters, Kaufleute ꝛc. tummeln ſich durcheinander, und wir treten in das düſtere Gaſthaus, wo wir für 4½ Dollars Gold pro Tag ein auf beſcheidene Anſprüche berechnetes Unterkommen finden.

Virginia City, welches mit ſeiner Schweſterſtadt Gold Hill zuſammen jetzt zwiſchen 8000 und 10,000 Einwohner zählt, bietet ein reiches Feld für den Sittenbeobachter. Namentlich bei Nacht iſt im erſtgenannten Orte eine tolle Wirthſchaft. Man braucht nur der dort: ſage ſechshundert Köpfe zählenden Demi Monde zu erwähnen, um dem Fremden einen Begriff von der laxen Moral jener Silberlandbewohner zu geben. Auf den Trottoirs der C-Straße iſt bis ſpät nach Mitternacht ein ſolches Gedränge von auf- und abmarſchirenden vergnügungsſüchtigen Bummlern und Nichtsthuern, daß man ſich nur mit Mühe einen Weg durch die Menge bahnen kann. Die Beſucher der Spielhöllen und Trinkſalons ſtrömen in jenen Localen fortwährend in ſolcher Zahl aus und ein, daß die Eingangsthüren ſich nur ſelten ganz ſchließen und ſtundenlang in den Angeln ununterbrochen hin- und herdrehen.

Betrachten wir einmal etwas näher den größten dieſer Vergnügungstempel, den faſhionablen Magnoliaſalon! Ehe wir an dem von einer dichten Schaar Virginier belagerten Trinkſtand (Bar) vorbeipaſſiren können, müſſen wir verſchiedene Cocktails und Punſche zu uns nehmen; ein Fremder, der nicht allein trinken mag, fordert uns auf, in ſeiner Geſellſchaft ein Gläschen zu verſuchen, natürlich müſſen wir uns revanchiren, ſo daß ein paar Dollar im Handumdrehen Eigenthümer wechſeln. Es iſt nämlich hier, wie in jedem Minenlande verpönt, per se einen hinter die Binde zu gießen. Keinem anſtändigen Virginier wird es einfallen, ſich allein mit einem Trunk zu erfriſchen. Sieht er keinen Bekannten in der Nähe, ſo fordert er den erſten beſten Fremden auf, ihm Geſellſchaft zu leiſten, ſchlimmſtenfalls ſtehen an jeder „Bar" ſtets einige durſtige Stammgäſte da, die ſich ein Geſchäft daraus machen, einerlei wie oft, umſonſt mitzutrinken.

Der Spielſaal des „Magnolia" iſt gedrängt voll von Beſuchern. Faſt jeder der dort Anweſenden raucht eine feine Havannacigarre, die hier ¼ Dollar koſtet, und erquickt ſich etwa alle 20 Minuten an der „Bar" — gleichfalls zu ¼ Dollar das Gläschen. Im Allgemeinen bewegt ſich aber das Publikum innerhalb der Grenzen des Anſtandes, nur wenn gelegentlich eine Schlägerei oder Schießerei im Local entſteht, iſt es da drinnen nicht geheuer. Von verzweifelten Mienen wegen erlittener Spielverluſte iſt bei Keinem der Anweſenden eine Spur zu bemerken, die mit lächerlicher Eleganz aufgeputzten Stutzer und Spieler von Profeſſion harmoniren mit den hinterwäldleriſch gekleideten Minern ganz vortrefflich. Rings an den mit ſchauderhaften Bildern behängten Wänden ſtehen Spieltiſche, an denen die Beſucher ihr Glück im

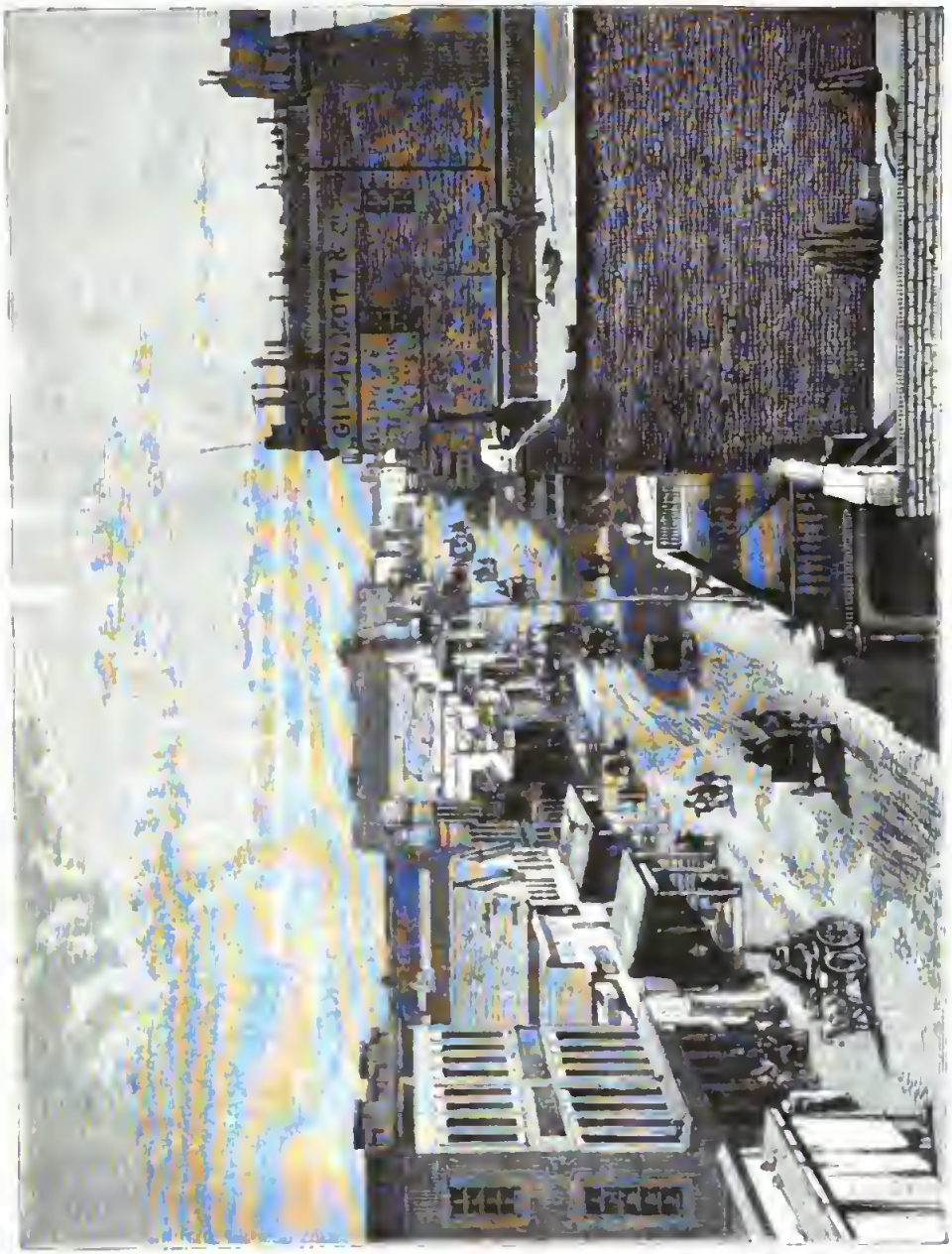
Karten- und Würfelſpiel, in Kieno, Diana, Roulette, Caſino, Chuck-a-Luck, Old Sledge, Poker und dem claſſiſchen Pharao verſuchen. Namentlich das letztgenannte Spiel übt auf die „Gäſte“ eine große Anziehungskraft aus, und der lange Tiſch, mit den feſtgeklebten, unſauberen Karten darauf, iſt ſtets dicht belagert. Und welche Bankhalter! Dieſe pockennarbigen Croupiers, welche mit fabelhafter Gewandtheit das „Geſchäft hantiren“, wären eine Acquiſition für den Fürſten von Monaco! Ein Priemchen Tabak im Munde, kauend und ſpuckend, in Hemdsärmeln, den Hut auf dem Kopfe, die Finger voll von Ringen, mit rieſigen Diamant-Bruſtnadeln, fingerdicken Goldketten und geſchmückt mit Manſchettenknöpfen, ſo groß wie deutſche Fünfmarkſtücke, einen oder gar zwei fußlange geladene Revolver an den Hüften, rufen ſie ihr Jargon mit monotoner Stimme aus, klappern fortwährend mit den Gold- und Silbermünzen, äußern gelegentlich einen Fluch und halten das Spiel im Gange. In einer Ecke des „Saloons“ ſitzt auf einem erhabenen Tritt vor einem hackbrettartigen Inſtrumente ein wild ausſehender Pianoſpieler und trommelt in Begleitung eines Violinkratzers haarige Melodien ab. Auf dem Clavier liegt für eventuelle Fälle ein geladener Revolver; ſollte es z. B., wie es nicht ſelten vorkommt, einem ehrenwerthen Miner, der des Weines zu viel genoſſen hat, einfallen, zum Spaß ſelber mal eins aufſpielen zu wollen, ſo würde der Künſtler ihm mit der Piſtole bald den Standpunkt klar machen. Oeffentliche Spielhöllen, wie den eben beſchriebenen „Magnolia-Salon“, giebt es in Virginia City mehr als ein Dutzend, und das wüſte Leben, welches ſich allnächtlich dort entfaltet, ſucht in der Welt ſeines Gleichen. Namentlich beim Beginn jedes Monats geht es in dieſen Kneipen und Spielhöllen wild her. Die Minenarbeiter erhalten dann ihren ganzen Monatslohn von 120 Dollars Gold (4 Dollars pro Tag) auf einmal ausbezahlt, und den in Waſhoe beſonders zahlreichen Irländern iſt es Ehrenſache, ihr Geld ſtets ſo ſchnell als nur irgend möglich zu verjubeln. —

Daß der Minenſchwindel in einem Platze wie Virginia City in höchſter Blüthe ſteht, iſt natürlich leicht erklärlich. Hier wird an Ort und Stelle in den Minen ſelbſt, der Grund zu den Börſenmanövern gelegt, wodurch den Speculanten an der Californiaſtraße in San Francisco oft die Haare zu Berge getrieben werden. Mancher Beſitzer von Shares (Minenactien), der die Rapporte von den Millionen lieſt, welche aus den Comſtock-Minen unabläſſig zu Tage gefördert werden, begreift nicht, warum der Preis ſeiner Werthpapiere plötzlich einen Marſch nach rückwärts macht, und zwar nicht ſelten mit einer ſeine Millionärträume beängſtigenden Geſchwindigkeit. Statt reiche Dividenden zu erhalten, muß er vielleicht rieſige „Aſſeſſments“ (Schatzungen zum Betrieb einer Mine) zahlen, oder er verliert ganz ſein eingezahltes Capital. Die Minenmakler (stock brokers) geſtatten nämlich den Speculanten mit dem fünf- oder gar zehnfachen Betrage einer eingezahlten Summe, welche als Reſervefond gegen etwaige Verluſte von jenen allemal zurückbehalten wird, zu ſpeculiren, eine

Verſuchung, um bei günſtigen Conjuncturen ſchnell reich zu werden, welcher nur Wenige zu widerſtehen vermögen. Hat nun ein ſolcher Speculant, in der Hoffnung, daß die Preiſe von Actien bei dem reichen Ertrage einer Mine ſteigen werden, für den fünf- oder zehnfachen Betrag einer eingezahlten Summe „Shares", die er an einem feſtgeſtellten Termin nehmen oder gut machen muß, gekauft, ſo fallen jene plötzlich auf eine erſchreckende Weiſe und er muß, ſtatt ſo und ſo viele 10,000 Dollar zugezahlt zu erhalten, die Differenz decken, oder ſeinen Bankerott erklären; verkauft er dagegen Minenpapiere, die er ſelbſt noch gar nicht beſitzt und in einer beſtimmten Zeit liefern muß, in der Hoffnung, der Cours werde zum Falltermine heruntergehen, ſo ſteigen die „Shares" plötzlich wie eine Rakete in die Höhe, und er iſt ein ruinirter Mann, ehe er recht weiß, weshalb.

Das Steigen und Fallen der Minenactien iſt ein Problem, welches ein Uneingeweihter ſelten und in der Regel erſt zu ſpät zu löſen vermag. Die Eingeweihten, „insiders" genannt, haben die „outsiders", d. h. die außerhalb der Minenſphäre befindlichen, meiſtens ganz in ihrer Gewalt und ſpielen mit dem großen, in Californien unglaublich ſpeculationsſüchtigen Publicum, wie die Katze mit der Maus. Mit Hülfe der Mineningenieure und anderer Sachverſtändigen ſind ſie faſt zu jeder Zeit im Stande, die Actienpreiſe hinaufzuſchrauben oder fallen zu laſſen. Durch ein Nichtauszahlen von Dividenden, einerlei ob Baarvorrat da iſt oder nicht, durch das Anſchaffen werthloſer, aber theurer Maſchinerien und das Errichten koſtſpieliger Bauten, durch neue chemiſche Verſuche beim Bearbeiten des Erzes, welche ſchlechte Reſultate liefern, oder ähnliche Manipulationen kann der Marktpreis von wirklich reichen Minen mit Leichtigkeit herabgedrückt werden. Wollen dagegen die Beſitzer einer werthloſen Mine ihre Actien ſchnell zu guten Preiſen los werden, ſo brauchen ſie nur einige gute Dividenden von geborgtem Kapital auszuzahlen, oder gefälſchte Certificate über die Productionsfähigkeit ihrer Mine zu veröffentlichen, und die Sache macht ſich von ſelber. Wenn dem Publikum nachher die Augen aufgehen, ſo haben die biederen „Eingeweihten" ihr Schäfchen längſt im Trocknen. Wohlhabende Minenſpeculanten ſehen immer darnach, mehr als die Hälfte von den Actien einer Geſellſchaft zu erwerben (to get a controling interest), wodurch ſie beim Abſtimmen, das allemal durch die Zahl der repräſentirten „Shares" geſchieht, den Betrieb und die geſchäftliche Führung einer Mine ganz und gar in ihre Gewalt bekommen. Wollen ſie nun minder begüterte Actienhalter zwingen, ihre Werthpapiere zu verkaufen, ſo geſchieht dies in der Regel dadurch, daß man die Mine jahrelang ganz ſtill liegen läßt, oder daß ſchnell nach einander hohe Abgaben, angeblich zum Bearbeiten der Mine erhoben werden, um durch dieſe ewigen Geldprellereien die ärmere Klaſſe der Actionäre mürbe zu machen. Dieſer nur ſelten erfolgloſe Prozeß wird mit dem techniſchen Namen „ausfrieren" (to freeze out) bezeichnet.

Ein beliebter Kniff, um den Preis von Minenpapieren ſchnell herabzudrücken, damit dieſelben billig aufgekauft werden können, beſteht in einem hohen „Aſſeſſement“,



Im Silberland Waſhoe: Virginia City.

ohne anzugeben, wofür das Geld nöthig ſei, ſpaßhafter Weiſe eine „irländiſche Dividende“ genannt. Die Aktionäre der Savage-Mine mußten z. B. am 7. April d. J.

160,000 Dollars für „Verbeſſerungen" zahlen, die von der nur ein Viertel ſo großen Imperial-Mine ſogar 100,000 Dollars. — Die Actien der zuerſt genannten Geſellſchaft, welche tags zuvor von 40 auf 60 geſtiegen waren, fielen infolge des „Aſſeſſments" plötzlich wieder auf 36. Gegen Ende des April ſtanden ſie wieder auf 98, Anfang Mai auf 69. Sollen die Aktien einer Mine wieder hinaufgehen, um ſie mit Nutzen losſchlagen zu können, ſo kommen verſchiedene Manipulationen zur Anwendung. Es wird z. B. angezeigt, daß ein ungeheuer reiches Erzlager entdeckt ſei, welches ſich in noch unerforſchte Tiefe erſtrecke. Beſuchern, denen man abſichtlich Zutritt in die Gruben verſchafft, wird das Erz gezeigt; das Gerücht von der neuen Entdeckung geht von Mund zu Mund und vergrößert ſich natürlich in aufſteigender Proportion. Da nun ſolche Actien oft um 50 und mehr Dollars an einem Tage ſteigen, ſo wird die Aufregung im Publikum bald eine koloſſale; Jeder will kaufen, um raſch ein Millionär zu werden, bis auf einmal das Kartenhaus zuſammenbricht. Es heißt nämlich plötzlich, man habe nur eine „Erztaſche" entdeckt, das reiche Erz ſei alle geworden! Abſichtlich hat man einen Stollen in das todte Nebengeſtein des Ganges geleitet, und die Mine, heißt es, ſei ſchlechter als je; man müſſe, um wieder gutes Erz zu finden, 100 Fuß tiefer nach rechts oder nach links hin, durch feſten Fels bohren, und das werde enorm viel Geld koſten. Den Actieninhabern fährt der Schreck in die Glieder, jeder will verkaufen, zu irgend einem Preiſe, und die Werthpapiere rutſchen auf der Coursliſte herab. Jetzt iſt die Zeit für die „Eingeweihten" gekommen, um die Aktien zu Spottpreiſen wieder zurück zu kaufen! Auf dieſe Weiſe haben ſie dreimal geſchoren: zuerſt kauften ſie zu niedrigen Preiſen, dann verkauften ſie zu hohem Cours und zuletzt kauften ſie zu niedrigen Preiſen — immer dieſelben Actien. Wird mitunter in einer Mine ein außerordentlich reiches Erzlager entdeckt, deſſen Vorhandenſein verheimlicht werden ſoll, ſo iſt es ſchon vorgekommen, daß die Arbeiter gezwungen wurden, wochenlang drunten zu bleiben. Man ſchloß ſie in der Mine ganz von der Welt ab, ſchlug Betten für ſie 1000 und mehr Fuß tief unter der Erde auf, regalirte ſie dort mit Champagner und feinen Gerichten und ließ ſie in Saus und Braus leben, bis das Geheimniß der Welt offenbar werden ſollte. Wie dem Leſer wohl klar geworden ſein wird, befinden ſich die Aktieninhaber einer Mine, welche nicht „im Ring" ſind, ganz und gar in den Händen der reichen Spekulanten, und es iſt keineswegs der abſolute Werth einer Silbermine, welche den Preis ihrer Actien beſtimmt.

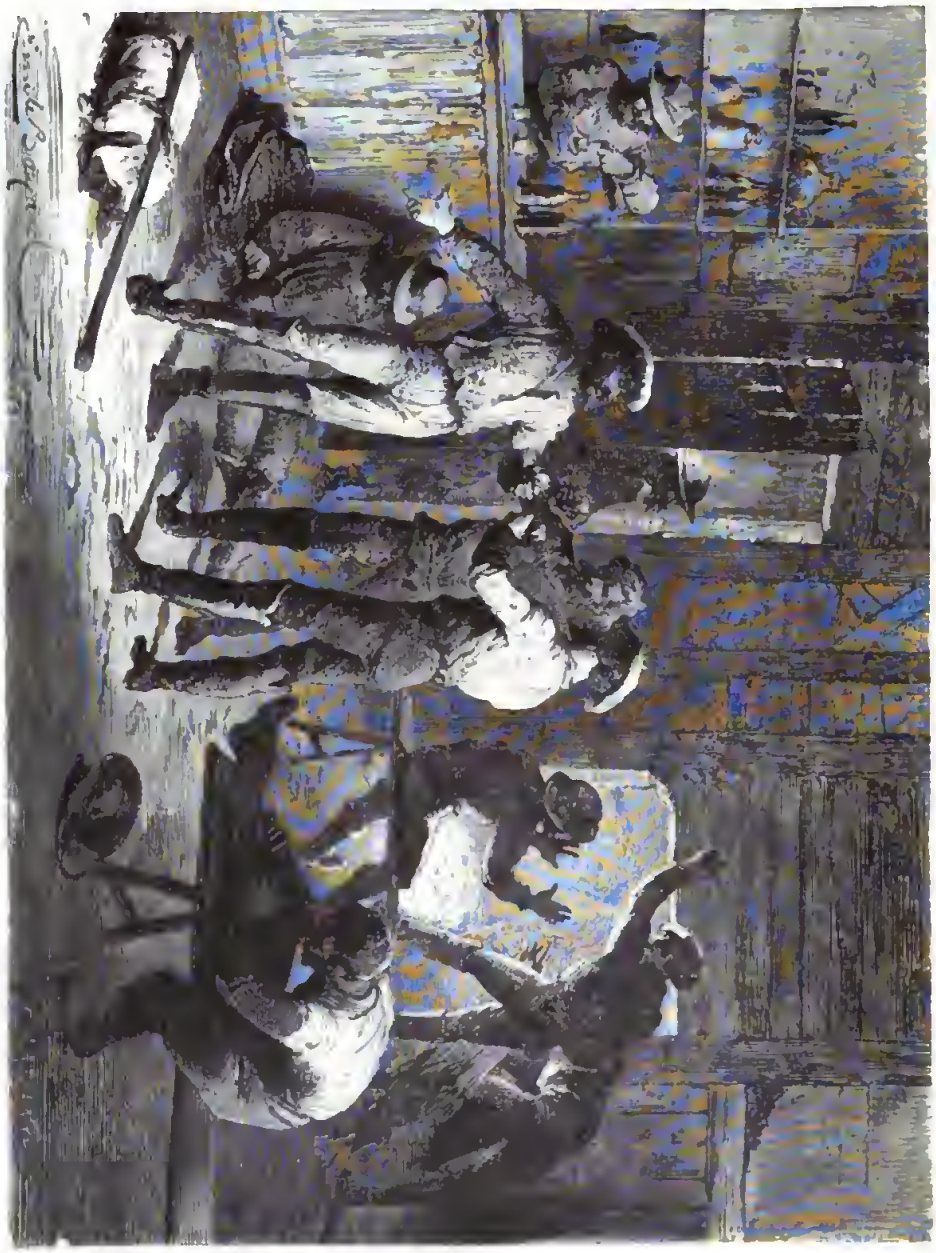
Die Minenſpeculationen haben ſich in den letzten Jahren jedoch meiſtens mit den anerkannt reichſten Gruben des Comſtock-Ganges beſchäftigt, deren Cours in beſtändigen, faſt unglaublichen Schwankungen begriffen iſt, und oft um 10 Mill. Dollars im Monat variirt. Die Actien der ſogenannten „Wilde-Katze-Minen", d. h. ſolcher Minen, die nie in Wirklichkeit exiſtirten, welche vor zwei Luſtren den californiſchen

Markt überſchwemmten, ſind alle verſchwunden. Die früheren „Füße“ (d. h. Bergwerksactien, von denen jede Mine ſo viele enthält, als ihr Minengebiet laufende Fuß im Erzgang) ſind längſt in „Shares“ getheilt worden. Bei den größeren Minengeſellſchaften geſchah dies zu wiederholten Malen, um die Actien leichter manipuliren zu können, indem z. B. ein „Share“ von der Crown-Point-Mine zu 80 bis 120 Dollars leichter gekauft und verkauft werden kann, als ein „Fuß“ derſelben Mine zu 15,000 bis 20,000 Dollars. In der Crown-Point-Mine gehen jetzt $166^2/_3$ „Shares“ auf einen „Fuß“, in der Belcher 104, in der Empire ſogar $666^2/_3$ ꝛc. Um einen klarern Begriff von den Schwankungen im Werthe der Actien in den Comſtock-Minen zu geben, mögen folgende Angaben dienen, welche ich der Einfachheit halber auf „Fuß“ reducirt habe. Am 1. Nov. 1871 ſtanden die Actien der Crown-Point-Mine auf 55 Dollar, im Mai 1872 auf 39,000 Dollar, am 1. Mai 1873 auf 20,000 Dollar. Die Actien der Belcher-Mine waren im October 1870 zu 10 Dollar notirt, im Mai 1872 zu 15,250 Dollar, am 1. Mai 1873 zu 8800 Dollar; die der Savage-Mine ſtanden im November 1870 auf 500 Dollar, im April 1872 auf 15,000, ſpäter auf 1400 Dollar. Gould- und Curry-Actien waren 1862 von 5000 bis 6000 Dollar pro Fuß werth, heute bringen ſie etwa 40 Dollar pro Fuß. Und ſolchen Courſchwankungen ſind die Actien der Comſtock-Minen mehr oder weniger alle ausgeſetzt.

Der Comſtock-Gang (Comſtock-Lode), welcher den Namen ſeines Entdeckers führt, und den ganzen unermeßlichen Reichthum des Waſhoe-Diſtrictes bildet, wurde vor zwanzig Jahren aufgefunden. Die Ader läuft am öſtlichen Abhang des Waſhoe-Diſtriktes, am Fuße des Mount Davidſon hin und umfaßt bei 300 bis 400 Fuß Breite eine Länge von fünf Meilen. Die Städte Virgina und Gold Hill liegen direct über den Minen, und die Schachtmündungen befinden ſich zwiſchen den Häuſern. Durch die Comſtock-Lode zieht ſich in wellenförmiger Linie eine Erzmaſſe, die ſich ſtellenweiſe bis an die Oberfläche erhebt, dann wieder 400 Fuß, 1000 Fuß bis zur höchſten erforſchten Tiefe unter der Erde gefunden wird und eine Breite von wenigen bis zu mehreren hundert Fuß hat. Dazwiſchen liegen breite Zonen von Quarz, mit Porphylit und Porphyr verſetzt, welche wenig oder gar kein edles Metall enthalten.

Der zu Zeiten ſo ganz verſchiedene Ertrag der großen auf der Comſtock-Ader liegenden Minen hat ſeine Urſache beſonders in dieſer allen Regeln ſpottenden Vertheilung der reichen Erzmaſſen. Dieſe zu finden iſt das ſtete Beſtreben bei allen derartigen Bergbauarbeiten, und oft ſind unermeßliche Summen erfolglos dabei verpulvert worden. Das reichſte Erzlager (Bonanza) im Comſtock-Gang iſt in einer Tiefe von 1100 Fuß angetroffen und erſtreckt ſich, die ganze Ledge ausfüllend, bis zu einer Tiefe von 1400 Fuß und weiter, und hinüber nach den angrenzenden

Minen. Solche „Bonanza's“, deren reiches Erz leicht zerbröckelt, ſind allemal mit einer viel Waſſer enthaltenden Lehmſchicht umgeben. Wird eine Lehmſchicht in der

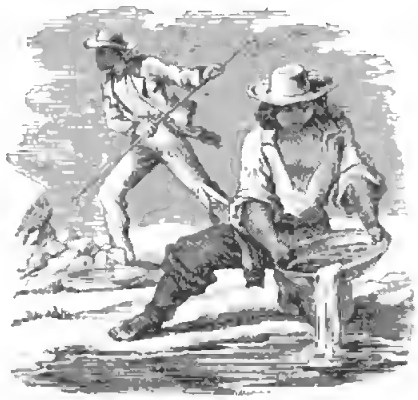


Im Silberlande Waſhoe: „Ein Saloon“.

Ledge gefunden, ſo weiß der erfahrene Miner, daß das reiche Erz nicht mehr weit entfernt ſein kann. Der Comſtock-Gang wird, ſoweit derſelbe verfolgt worden iſt,

von Minengeſellſchaften, deren es dort urſprünglich einige vierzig gab, als Eigenthum beanſprucht; doch ſind gegenwärtig nur funfzehn große Minen auf der Ledge im Betrieb. Eine jede dieſer Minengeſellſchaften beſitzt eine Anzahl von Längenfuß der Erzader als ihr Eigenthum. Die ergiebigſten Minen befinden ſich zur Zeit bei Gold Hill, am ſüdlichen Ende des Comſtock-Ganges. Die Hauptmine iſt in Virginia-City die „Conſolidated Virginia" (1160 Fuß), die reichſte aller bisherigen Silberminen der Welt, die ſchon ſeit mehreren Jahren eine monatliche Dividende von über einer Million Dollars abwirft und noch immer kein Zeichen der Erſchöpfung zeigt.

Der Reingewinn (Dividende), welcher den Actionären der verſchiedenen Minengeſellſchaften aus dieſen koloſſalen Summen zugefloſſen iſt, hat von jeher außerordentlich geſchwankt. Während viele Minen einen enormen Profit abwarfen, haben andere gar nichts erübrigt. Der Gewinn wird durch die nothwendigen, koſtſpieligen Maſchinen, den hohen Preis von Brenn- und Baumaterial, Transportkoſten und Arbeitslohn, namentlich aber durch die früher beſchriebenen Manipulationen der Speculanten, Schwindler und „in den Rummel Eingeweihten" arg beſchnitten. Die „Aſſeſſments", welche ſelbſt von anerkannt reichen Minen erhoben werden, belaufen ſich oft auf ungeheure Summen; die der Bullionmine z. B. in zehn Jahren auf 1,144,500 Dollars, und hat dieſe Mine während dieſer ganzen Zeit ihren Actionären nie einen Cent Dividende eingebracht. Enorme Dividenden dagegen haben in letzter Zeit neben der oben erwähnten „Conſolidated Virgina" die Belcher- und Crown-Point-Mine gewährt.



Placer-Miniren.

Der enorme Verbrauch von Bauholz zu Stützbalken ꝛc. in den Minen iſt ein Hauptkoſtenpunkt beim Bergbau auf dem Comſtock-Gang. Das Bauholz muß mit großen Unkoſten aus den 25 bis 30 Miles entfernten Tannenwäldern auf der Sierra Nevada herbeigeſchafft werden, da die Umgebung von Virginia City ganz und gar baumlos iſt, es koſtet an Ort und Stelle bei den Minen 22 Dollars pro 1000 Fuß. Jährlich werden an 16,000,000 Fuß Bauholz in den Gruben verbraucht, was einen Werth von 350,000 Dollars repräſentirt. Wo die Minengänge durch feſtes Geſtein führen, iſt der Verbrauch von Holz gering, aber an ſolchen Stellen, wo große Erzmaſſen gefördert werden müſſen, iſt derſelbe ein enormer und verſchlingt ſo zu ſagen ganze Wälder. In den Lehmſchichten verfaulen die Balken erſtaunlich ſchnell und

müſſen zwei bis drei Mal im Jahre ausgebeſſert oder durch neue erſetzt werden. Durch Waſſer wurde das Abbauen der Minen mehr in den oberen als in den unteren Theilen der Gruben beeinträchtigt, da daſſelbe nicht ſo ſehr als Grundwaſſer auftritt, ſondern meiſtens von der Oberfläche durchſickert. Die Temperatur in den Gruben beträgt in den unteren Gallerien 20 bis 30 Grad Reaumur, welche Hitze ſtellenweiſe bis über 34° ſteigt, und nimmt dort jede 53 Fuß um einen Wärmegrad zu. Demnach wären 3–4000 Fuß wohl die größte Tiefe, in welcher es Arbeiter auszuhalten vermöchten. Die größte auf dem Comſtock-Gang erreichte Tiefe haben bis jetzt die in Virginia City liegenden Minen aufzuweiſen, nämlich 1700 Fuß unter der Oberfläche. Die Ventilirung der Minen geſchieht vermittelſt Dampfkraft, womit die Luft in hölzernen Kaſten hinuntergetrieben und in der Tiefe durch Metallröhren vertheilt wird. Die durch einen Schacht gedrückte Luft findet aus einem anderen mit demſelben verbundenen wieder ihren Ausgang.

Was die Zukunft der Comſtock-Minen arg beeinträchtigt, iſt der daſelbſt in hoher Blüthe ſtehende Raubbau. Anſtatt reiche und ärmere Erze mit einander zu fördern, beſchränkt ſich nämlich die Ausbeute faſt allein auf die reichere Sorte. Eine Entſchuldigung für ein ſolches ſelbſtmörderiſches Verfahren giebt nur der mit dem Bergbau in Waſhoe verbundene enorm hohe Koſtenpunkt. Erze unter einem Ertrage von 20 Dollars pro Tonne können nicht nutzbringend gemacht werden, indem das Pochen und Verarbeiten derſelben allein 12 Dollars für die Tonne beträgt, wozu die Ausgaben für den Grubenbau kommen. Ungeheuere Maſſen ärmerer Erze (low grade ore) ſind in allen Theilen ſämmtlicher Minen unangetaſtet verblieben, oder wurden als todtes Geſtein benutzt, um die ausgeleerten „Bonanzas“ wieder zu füllen.

Die meiſten Erze aus den Comſtock-Minen läßt man jetzt in den großen Pochwerken am Carſonfluſſe, in einer Entfernung von etwa 15 engliſchen Meilen von Virginia City verarbeiten. Der Transport dorthin findet auf der „Virgima- und Truckee“-Eiſenbahn ſtatt. Dieſes geſchieht namentlich deshalb, weil das in den Stampfmühlen in Menge nöthige Waſſer am Carſonfluſſe, im Vergleich mit der ausgedorrten Umgegend von Virgina City im Ueberfluſſe zu haben iſt. Auch iſt das Brennholz dort in der Nähe der dicht bewaldeten Sierra weit billiger als in Virginia, wo es contractlich 13½ Dollars pro Klaſter koſtet. Freilich beſitzen die meiſten Minengeſellſchaften heute noch Pochwerke in der Nähe ihrer Gruben, aber dieſe Mühlen ſind in kleinerem Maßſtabe angelegt. Eines der bedeutenderen jener Pochwerke iſt die „Rhode-Island-Stampfmühle“ mit 25 Stempeln, worin täglich etwa fünfzig Tonnen Erz aus der Crown-Point-Mine verarbeitet werden.

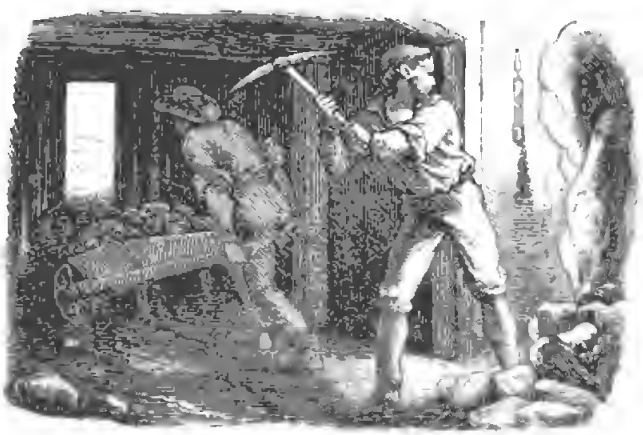
Das von mächtigen Eiſencylindern zu feinſtem Mehl zerſtampfte Erz kommt von den Stempeln zunächſt in 2000 Pfund ſchwere große flache Eiſenkeſſel, worin 3000

Pfund Erz mit einer Beimiſchung von 250 Pfund Queckſilber und anderen auflöſenden Mineralſtoffen mit einer Geſchwindigkeit von neunzig Drehungen in der Minute ein paar Stunden lang geſchlämmt werden. Alsdann wird das mit Silber und Gold verſetzte Amalgam abgelaſſen und das edle Metall in Retorten von dem Queckſilber geſchieden. Mehr als die Hälfte (etwa 60%) des aus den Comſtock-Minen gewonnenen edlen Metalls (Bullion) iſt Gold, welches in der Zweigmünze in Carſon City und in den Läuterwerken in San Francisco vom Silber getrennt wird. Gegenwärtig betreibt man den Proceß des Ausſcheidens der edlen Metalle aus den Erzen weit ſorgfältiger als früher. Es giebt Quarzmühlen, welche den Abfall (tailings) von den alten Pochwerken nochmals verarbeiten, womit noch große Summen gewonnen werden. Die in früheren Jahren als werthlos fortgeworfenen Quarzmaſſen, welche in rieſigen Schuttbergen (dumps) angehäuft ſind, ſowie das vom Carſonfluſſe fortgeſchwemmte, in förmlichen Sandbänken abgelagerte Quarzmehl enthalten Millionen an Gold und Silber, welche zu gewinnen einer ſpäteren Zeit beſtimmt iſt. Der gegenwärtig übliche Proceß des Gewinnens der edlen Metalle aus dieſen Erzen hat einen ſehr bedeutenden Verluſt veranlaßt, den man aber bis jetzt noch nicht zu verhindern gewußt hat. Der Verluſt an Gold beträgt $23^1/_{10}$, der an Silber 44 Procent. Das verloren gehende Gold beſteht meiſtens aus diminutiven Goldblättchen (flood gold); das verloren gehende Silber iſt in den „Sulphurets“ (Schwefel- und Arſenverbindungen) enthalten, welche man nicht erſchöpfend im Großen chemiſch zu bearbeiten verſteht.

Um die bergmänniſchen Arbeiten auf dem Comſtock-Gang in größeren Tiefen zu erleichtern und die Herausſchaffung des gewonnenen Erzes, ſowie den Betrieb ſämmtlicher Minen daſelbſt zu vereinfachen, wird gegenwärtig an einem nahe $2^1/_2$ Meilen langen Tunnel, dem Sutro Tunnel, gearbeitet, der von dem früher erwähnten Carſon-Thale in horizontaler Richtung eindringend, die Minen in einer Tiefe von 2000 Fuß treffen wird.

Aber wir wollen den Comſtock-Silberminen und den wüſten Zwillingsſtädten Virginia und Gold Hill Lebewohl ſagen. Mancher, der uns im Geiſte auf unſeren Wanderungen durch jene wilden Regionen über und unter der Erde gefolgt iſt, wird wohl zu der Einſicht gekommen ſein, daß auch dort nicht Alles Gold iſt, was glänzt. Lieſt es ſich freilich recht hübſch von den Millionen ꝛc., ſo hat doch nur ein verſchwindend kleiner Theil der Bürger jener Städte einen erheblichen Antheil an denſelben. Die große Menge der Bewohner jener buchſtäblich mit Silber gepflaſterten Ortſchaften muß, wie ja überall in der Welt, für die wenigen Auserwählten ein hartes Daſein führen. An neuen und überraſchenden Lebensbildern jedoch bietet Waſhoe dem Beobachter ein Feld, wie nur wenige Punkte auf dieſem Erdball, die Erinnerung daran wird bei ſeinen Beſuchern niemals erblaſſen“.

Ueber das Rieſenwerk des Sutro-Tunnels, das inzwiſchen längſt vollendet wurde, dürften folgende Notizen von Intereſſe ſein. Adolph Sutro, der Erbauer, ein Deutſcher, jetzt vielfacher Millionär und hochgeachteter Bewohner von San Francisco, das er mit großartigen Stiftungen in überaus edler Weiſe beſchenkt hat, erfaßte ſchon Anfang der ſechziger Jahre die kühne Idee zur Anlage dieſes gewaltigen Unternehmens. Er hatte jedoch mit den Capitalmächten Californiens und den eiferſüchtigen Minenmagnaten, obwohl der Tunnel gerade in ihrem Intereſſe, zur leichteren Förderung der Silberſchätze der Comſtock Lode angelegt werden ſollte, einen zehnjährigen hartnäckigen Kampf, hauptſächlich vor dem Congreſſe in Waſhington zu beſtehen, ehe es gelang, das 1869 begonnene und allen Anfeindungen zum Trotze rüſtig fortgeſetzte Werk zu einem glänzenden Erfolge zu geſtalten und die vom Congreſſe verliehenen Gerechtſame ſich und ſeiner Geſellſchaft zu ſichern. Ungeachtet der ungeheuren Bodentiefe von faſt 2000 Fuß, bis zu welcher der Schacht der Comſtock Lode damals (jetzt 3100 Fuß) in den Bauch der Erde eingedrungen, und ungeachtet der lokalen Schwierigkeiten und bedeutender Koſten der Anlage gelang es Adolph Sutro, den Tunnel Anfang des Jahres 1879 zu vollenden und ſeiner Beſtimmung zu übergeben. Die Einnahmen der Tunnelgeſellſchaft beſtanden in einer Tantième von 2 Dollars, die ihr für jede Tonne des geförderten werthvollen Erzes zu zahlen war. Es kam dann jedoch ein Vergleich mit den Minen-Compagnien zu Stande, demzufolge ſie 2 Dollars à Tonne zahlten, wenn der Silberwerth über 40 Dollars p. Tonne betrüge, dagegen nur 1 Dollar, falls 40 Dollars und darunter. Der Haupttunnel, der die Totallänge war 20,489 Fuß (beinahe 4 engliſche Meilen) mißt, tritt bei dem Orte Sutro, wo ſich die Erznühlen befinden, in einer Höhe von ungefähr 150 Fuß über dem Bette des Carſonfluſſes horizontal in den Berg, läuft in denſelben in einer nahezu weſtnordweſtlichen Richtung und ſtößt an ſeinem Ende auf die Mitte des Comſtock-Erzgangs in einer Bodentiefe von 1800 Fuß unter Virginia City, von wo ſich dann ein ſüdöſtlicher (8423,69 Fuß langer) und ein nördlicher (4403 Fuß langer) Seitentunnel in verſchiedene Comſtockminen



In der Silber-Mine.

hineinſtreckt. Schienengeleiſe durchziehen die drei Tunnelſtraßen in einer Geſammtlänge von 33,315 Fuß, auf denen mittelſt Gefährt, von Maulthieren gezogen, die geförderten Erzmaſſen bis zum Tunneleingange in die Stampfmühlen geſchafft werden. Dadurch wurde alſo von dem Tunnel ein neuer Ausgangspunkt für die leichte Bearbeitung der Minen, ſchnellen Transport der Bergleute und des Erzes, bei vollkommener Ventilation (unter Hilfe von Luftſchachten) geboten, und die Koſten des Bergbaues auf ein Minimum verringert. Der Hauptzweck war aber die Entwäſſerung der Minen, indem dieſer Tiefſtunnel mit einem Fall von 2 Zoll pr. 100 Fuß das Grubenwaſſer ableitet, deſſen Auspumpen nach Oben früher die Unſumme von 3 Millionen Dollars alljährlich verſchlungen hatte. Eine Leitung unterhalb des Bodens, die mittelſt Eindämmung in Gräben kalten Waſſers gebettet ſind, führt das ſich aus

Die Außenwelt der Minen.

den 24 Minen (oder weniger, je nachdem ſolche noch in Betrieb ſtehen) ergießende theils beinahe kochend heiße Grubenwaſſer bis zum Ausgang des Tunnels, wo das abfließende Waſſer gleichzeitig die Triebkraft für die Stampfmühlen liefert. Nicht weniger als 10 Millionen Gallonen Waſſer können in 24 Stunden durch die Leitung des Haupttunnels abgeführt werden. 1882 betrug der tägliche Abfluß oft über 7 Millionen Gallonen, und im Durchſchnitt 5½ Millionen Gallonen. Die Koſten für Anlage und Einrichtung des Sutro-Tunnels haben mindeſtens 5 Millionen Dollars betragen. Das Capital wurde zum größeren Theil durch engliſche Geldleute aufgebracht. Als Adolph Sutro in 1880 ſeinen Antheil an dem Unternehmen, das er bis dahin geleitet, ſehr vortheilhaft veräußerte, ſtanden die Actien des Sutro-Tunnels (Nominalwerth 10 Dollars pr. Actie) noch ziemlich gut. In den ſpäteren Jahren,

als die Comſtock-Minen ausgaben, fielen die Tunnel-Actien bedeutend. Die Vortheile, die der Tunnel in der verhältnißmäßig kurzen Zeit ſeiner Wirkſamkeit den Minengeſellſchaften gebracht, waren geradezu unſchätzbar — da ohne denſelben die Minen überhaupt nicht mehr hätten bearbeitet werden können, — wenn auch ſeine Einnahmen an Tantièmen in Folge des Nachlaſſens der Minenergebniſſe weniger bedeutend geweſen und den Erwartungen nicht entſprochen. Im Jahre 1884/85 hat der Tunnel jedoch die bedeutendſte Tantième, nämlich 125,617$^{51}/_{100}$ Dollars gezogen, da eine große Maſſe niedergradigen Erzes gefördert wurde. Nachdem die großen Bonanzafunde aufgehört, ſcheint die Bearbeitung des niedergradigen Erzes die regelmäßige Induſtrie geworden zu ſein. Herr Sutro ſelbſt glaubt jedoch, daß die werthvolleren Erzlager des Comſtock-Gebietes noch nicht erſchöpt ſind und dem Tunnel noch eine große Zukunft bevorſteht.

Aus den Minen wird jetzt noch genügend Erz gefördert, um die Pochwerke in Thätigkeit zu erhalten. Doch das öffentliche Intereſſe an den Minen-Unternehmungen iſt augenblicklich erloſchen, das verwegene Spiel an der Minenbörſe San Franciscos iſt für die Gegenwart nichts als Tradition einer vergangenen Zeit, und jene einſt ſo großen Minenwerthe ſind durch niedrige einſtellige Ziffern, oft ſogar bloße Bruchtheile eines Dollars repräſentirt. Was nur geblieben iſt, das ſind die Millionen der biederen „Eingeweihten", der „insiders", der Mackays, Fairs, Floods, O'Briens u. ſ. w., die von San Francisco oder anderswoher mit ihrem Gold heute noch die Geſchicke des armſeligen Salbeiſtaates Nevada lenken, und in deren Gnade und Gunſt ſich die verkommenen Exiſtenzen und ſtrebſüchtigen Handwerkspolitiker Carſon's und Virginia's ſonnen. —

5. In Californien.

Hoch oben in der ſchneebedeckten Sierra, zwiſchen den Städtchen Reno und Truckee ſind wir in Californien eingefahren, in das Land, das ſeit zwanzig Jahren zu einem der blühendſten, reichſten und ſchönſten Staaten Amerika's geworden iſt!

Kein Zeichen verräth uns, daß wir uns in Californien befinden. Dieſelben Berge, dieſelben Wälder, derſelbe Schnee wie in Nevada; aber wir haben dennoch die höchſte der Sierra's überſchritten und fahren nun langſam den weſtlichen Abhang derſelben hinab. Die Gegend iſt feenhaft ſchön. Der Schnee wird ſpärlicher und macht allmählig den Wäldern Platz. Ueber thurmhohe Treſtle-Brücken und durch rieſige Durchſtiche donnert der Zug. Hie und da ſauſt er durch meilenlange Schneetunnel, ſobald ſich in dieſen eine kleine Spalte oder Unterbrechung befindet, da er-

blickt das Auge herrliche Wälder, Triften, Schneegipfel, Schluchten und Seen. Doch den ſchönſten Anblick gewährt der im Schooße prächtig bewaldeter Berge tief unter dem Bahngeleiſe ſchlummernde Donnerſee.

Der Kryſtall-See iſt nicht minder reizvoll, als der genannte. Die Klarheit und Reinheit ſeiner Gewäſſer rechtfertigen ſeinen romantiſchen Namen. Er iſt in der Nähe des Yuba-Fluſſes gelegen, und man begiebt ſich von der Station Cisco aus an ſeine Ufer.

Wir überſchreiten wieder eine Reihe von eleganten, kühnen, luftiggebauten Brücken und erreichen in der Höhe von 5300 Fuß Emigrant Gap, Blue Cañon 4700 Fuß, Alta 3600 Fuß. 67 Meilen von Sacramento, wieder auf der Hauptſtrecke, fahren wir an der Station Dutch Flat vorbei, die 3400 Fuß über dem Meere gelegen und eines der bedeutendſten Minenlager der Sierra iſt. Einen intereſſanten Anblick gewährt das in dieſer wilden Umgebung im waldigen Thalkeſſel eingeniſtete Städtchen gleichen Namens, das nicht weit von der Station gelegen.

Die in ſeiner Nähe befindlichen von waldigen Höhen umkränzten rieſigen Schutthaufen, die von unten nach oben gewühlten, mit entwurzelten Stämmen überſtreuten gelben Sandberge ſehen aus, als ob ſie das Schlachtfeld von Titanen geweſen wären. Zahlreiche Dampfſägemühlen ſchnarren und lärmen ſeitwärts im Walde, fein geſchnittene Balken, Dielen und Bretter liegen in kleinen Bergen auf den Lichtungen.

Dutch Flat war einer der Hauptorte für das „Placer" und „hydrauliſche" Miniren, und mehrere Kanäle bringen das hierzu nöthige Waſſer aus den von Flüſſen durchſtrömten Cañons der Umgegend. Das „Placer" Miniren beſteht in dem Auswaſchen der goldhaltigen Erde in hölzernen Schüſſeln, in früheren Zeiten wurden auf dieſe einfache Weiſe mehrere hundert Millionen Dollars gewonnen. Als jedoch die Oberfläche der Golddiſtrikte erſchöpft war, begann das hydrauliſche Miniren, das in dem Abſpritzen der goldhaltigen Abhänge mittelſt großer Waſſerſtrahlen beſteht, die durch eiſerne Röhren geleitet werden und ihre Kraft durch die Preſſung der hoch liegenden Waſſermaſſen erlangen, aus welchen ſie geſpeiſt werden. Die californiſchen Mineure bezeichnen dieſe ebenſo einträgliche Methode mit dem Worte „Hydraulicking". Die abgeſpritzten Erdmaſſen werden von dem abfließenden Waſſer durch lange hölzerne Leitungen geſchwemmt, wo das ſchwere Gold liegen bleibt und dann eingeſammelt wird. Das ſchmutzig-gelbe trübe Ausſehen aller Ströme vom Weſtabhange der Sierra Nevada rührt von dieſem „Hydraulicking" her. Drei Meilen weiter, bei der Station Gold Run, 3200 Fuß über dem Meere, liegt ein altes berühmtes Minenfeld und das wüſte Durcheinander von Schutthaufen, aufgewühltem Boden, tiefen Schluchten, Gräben, Goldwaſch-Rinnen und ſchiefen Minenhütten zeigt ſich hier in nächſter Nähe. Es iſt, als ob ein böſer Geiſt dort ſeine Fußſtapfen in Gottes ſchöner Natur zurückgelaſſen hätte! — Eine Waſſerleitung, auf hohen Holzböcken

ruhend, läuft, etwa 75 Fuß über dem Boden, quer über die Bahn. Vor ein paar Jahren iſt das hydrauliſche Miniren gerichtlich verboten worden, da die im Thale wohnenden Ackerbauer und Obſtzüchter durch die in Folge der Anſammlung von Minenſchutt alljährlich eintretenden Ueberſchwemmungen zu ſchwere Verluſte erlitten hatten. Dieſes Verbot und (abgeſehen von örtlichen Uebertretungen des Geſetzes) das Aufhören des „Hydraulicking" bezeichnet den eigentlichen Uebergang des Goldſtaates zum Frucht- und Weinſtaat par excellence, während dem „Quarz"- (oder Schacht) Miniren noch ein großes Feld unbeſtritten bleibt. Immer noch produzirt Californien vorzugsweiſe aus letzterer Quelle, von 15 bis 20 Millionen Dollars an Edelmetallen im Jahre.

Die Pacific-Bahn: Der Bloomer-Durchſtich bei Auburn.

Immer tiefer donnert der Zug hinab, durch den majeſtätiſchen American Cañon mit ſeinen mehrere Tauſend Fuß hohen Wänden, durch den künſtlichen Cañon von Auburn, einem tiefen Eiſenbahndurchſchnitt, und endlich fahren wir zwiſchen den niedrigen Vorbergen der Sierra Nevada hindurch in das Thal des Sacramento-Fluſſes ein.

Der letzte Höhenzug iſt überſchritten. Die Hauptſtadt Californiens liegt vor uns, ſchon erſcheint die prachtvolle Kuppel des Staats-Kapitols vor unſeren Blicken.

Wie in den meiſten Staaten des Oſtens, ſo wurde auch in Californien nicht die eigentliche Hauptſtadt des Staates zum Regierungsſitze gewählt, ſondern das jetzt etwa 30,000 Einwohner zählende Sacramento. Viele Dampfer liegen auf dem gleich-

namigen Strome, am Ufer ziehen ſich die Bahngebäude der Central-Pacific-Eiſenbahn hin. Rechts laufen die Hauptſtraßen der Stadt, beſetzt mit Baumreihen, rechtwinkelig zum Fluß hinunter. Sie ſind nach den fortlaufenden Buchſtaben des Alphabets benannt, während die Querſtraßen Nummern tragen. Die Häuſer ſind etwa zur Hälfte

Im Goldlande: Goldwäſcher.

aus Holz gebaut und mit reizenden Blumengärtchen umgeben, deren Vegetation das ſüdliche Klima verräth. Das ſchönſte Gebäude der Stadt iſt unſtreitig das majeſtätiſche Kapitol, von deſſen 220 Fuß hoher Kuppel man die herrlichſte Ausſicht auf die beiden Hauptthäler von Californien, das Thal des Sacramento im Norden und

jenes des San Joaquin im Süden genießt. Die beiden Flüsse könnten Pendants genannt werden. Der erstere im Norden, der letztere im Süden des Staates entspringend, münden sie beide unmittelbar neben einander in die Bai von San Pablo, die eine Fortsetzung der Bai von San Francisco bildet. Beide durchfließen in entgegengesetzter Richtung jene ungeheure Thalsenkung, die sich westlich der Sierra Nevada zwischen dieser und der Coast Range (dem Küsten-Gebirge) in einer Breite von 40 bis 60 Meilen in einer Länge von ca. 450 Meilen ausdehnt und die fruchtbarsten Gebiete des Goldstaates enthält. In diesem Thale, besonders um Sacramento herum, befindet sich ein ansehnlicher Theil der 900,000 Einwohner des Staates. Etwa 75,000 dieser Einwohnerzahl sind Chinesen. Von Indianern sind in Californien nur noch ca. 20,000 übrig, sie gehen rasch ihrem gänzlichen Aussterben entgegen. Einzelne Stämme irren frei umher, wie jene von Murphy, Nevada, Borax-See u. s. w., andere leben auf Reservationen, von denen drei (im Round-Thal, Noopa-Thal und am Smith River) im Norden und die vierte (jene des Tule-Flusses) im Süden Californiens liegen.

Eisenbahnen durchziehen bereits den ganzen 158,360 englische Quadratmeilen großen Staat. Dampfschiffe befahren den oberen Sacramento bis zu dem 140 Meilen weit entfernten Marysville, sowie den San-Joaquin, den Feather-Fluß und andere. Die wichtigste Dampfschiff-Verbindung ist jedoch die zwischen Sacramento und dem 108 Meilen entfernten San Francisco durch die Reihe von Meerbusen, die tief in das Land bis unweit Sacramento einschneiden. Auf dieser Fahrt sehen wir uns bereits in einer anderen, uns neuen Welt. Ueberall kleine Städtchen, überall Leben, Ackerbau, Industrie, Reichthum. Früher fuhr man über Stockton (12,000 Einwohner), die Hauptstadt des San Joaquin-Thales, wie Sacramento jene des Sacramento-Thales ist. Doch seit einigen Jahren führt eine directe bloß 90 Meilen lange Bahn von Sacramento nach San Francisco für die bei Benicia der Riesenfährdampfer „Solano", der größte der Welt, den ganzen „Overland Expreß" auf einmal über den oberen Theil der Bai setzt, so daß derselbe ungehindert die Fahrt dem Ufer der prächtigen Bai entlang, auf dem großartigen neuen Steinmolo bis zu dem unmittelbar in das Wasser gebauten mächtigen glasüberdachten Bahnhof von Oakland, der Nachbarstadt San Franciscos, fortsetzt. Hier sind wir am Ende unserer Bahnreise überland, verlassen den Zug und besteigen nun den eleganten Doppeldeck-Fährdampfer „Piedmont", der uns in circa 18 Minuten an der Landungsbrücke des Bahnhofs in San Francisco absetzt.

Wir hatten bisher auf unserer Ueberland-Route nur Gelegenheit, den unglaublichen Früchte-Reichthum und die herrliche Vegetation Californiens wahrzunehmen. Die mineralischen Reichthümer des Staates, zu denen außer den Edelmetallen auch Quecksilber, Kohle, Eisen, Kupfer, selbst Borax und Schwefel zählen, sind in den nördlichen und südlichen Gegenden zu finden.

Um den Borax-See zu beſuchen, müſſen wir uns in dem ſchönen, in die Bai von San-Pablo mündenden Napa-Thale gegen Norden begeben. Wir überſchreiten die Bai diesmal bei Vallejo Junction, und erreichen das hübſche Städtchen Vallejo, dem gegenüber ſich die Hügelufer der reizenden Inſel „Mare Island", der wichtigen Marineſtation der Bundesregierung an der Pacificküſte, aus der Bai erheben. Die großartigen Magazinbauten der Regierung ſind weithin ſichtbar, ebenſo das hohe, lange Hospitalgebäude, während an der Uferfront oft eine Anzahl Kriegsſchiffe der Union vor Anker liegen. Berühmt ſind auch die ſchönen Blumengärten und Anlagen der Offiziersquartiere, und einen hervorragenden prächtigen Punkt mit entzückender Ausſicht nimmt der Leuchtthurm ein, wo in ſchmuckem Landhauſe, hoch am felſigen Strande gelegen, die Wittwe des Commandeurs Mc Dougal (Sohn des verſtorbenen Admirals Mc Dougal für die Pacificküſte), Inſpectors ſämmtlicher Leuchtthürme der Pacificküſte, wohnt, der bei ſeiner Pflichtausübung und verſuchter Landung in furchtbarer Brandung der felſigen Küſte von Mendocino, ſein Leben verlor. Die Eiſenbahn bringt uns dann via Napa bis Caliſtoga, wo ſich eine Anzahl intereſſanter, ſiedender Schwefelquellen befindet. Während der ſchönen Saiſon war früher dieſer Ort das Rendezvous der eleganten Welt von San Francisco, und da jetzt vom Eiſenbahnfürſten, Senator Stanford, ein prächtiges Rieſen-Hotel errichtet werden ſoll, verſpricht Caliſtoga wieder einer der beſuchteſten Badeorte Californiens zu werden. Des Morgens entſtrömen der Erde jene weißen mineraliſchen Dämpfe, die Zeugniß geben von der hier unterirdiſchen vulkaniſchen Thätigkeit, welche von Zeit zu Zeit der ganzen Küſte entlang heftige Erdbeben zur Folge hat. — In dem benachbarten Sonoma County, bei Healdsburg, befinden ſich auch die berühmten californiſchen Geyſer, die hier aus tauſend Oeffnungen dem Boden entſtrömen, und beſonders des Morgens das ganze Thal in Dampfwolken hüllen. Die Bewohner Californiens gaben den größten dieſer Geyſer bezeichnende Namen: Proſerpina-Quelle, Plutonbach, Teufelsmühle, Hexenkeſſel u. ſ. w. Einer der Geyſer, deſſen Waſſerſtrahl mit bedeutendem Ziſchen und Pfeifen aus der Erde emporſchießt, führt den Namen „Dampfſchiff".

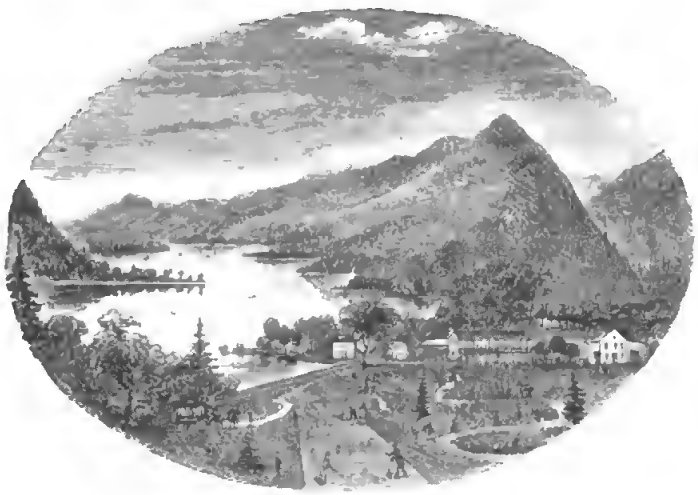
Eine Reiſe von 42 Meilen nordwärts von Caliſtoga führt uns zu dem ſogenannten Borax-See, einem erloſchenen, mit Waſſer gefüllten Krater, in deſſen Mitte die Borax-Kryſtalle gefunden werden. Die ganze Gegend hier wie um den nebenan befindlichen Clear Lake iſt reich an Mineral- und heißen Quellen aller Art und Temperatur, die im Vereine mit den herrlichen Scenerien und dem angenehmen Klima hier eine Anzahl beliebte und vielbeſuchte Badeplätze haben entſtehen laſſen. Ein reizender von Bergen umſchloſſener Sommerbadeort iſt Blue Lake Park, 12 Meilen vom Clear Lake, mit ſeinen 3 Meilen langen „blauen Seen", an deren Ufer ein deutſcher Edelmann auf prächtigem Beſitz neuerdings ſein Heim aufgeſchlagen hat, und wo ein bequemes Sommerhotel alljährlich viele Kurgäſte beherbergt.

Es ſeien nur noch einige Bemerkungen über den erſtaunlichen Reichthum Californiens an Früchten geſtattet, das hierin gewiß unerreicht daſteht: Orangen, Limonen,

Heiße Quellen im nördlichen Californien.

Citronen, Feigen, Oliven, Weintrauben, Aprikoſen, Nectarinen u. ſ. w. werden im Ueberfluß gezogen. Californiſches Obſt iſt ein wichtiger Stapelartikel im Weltmarkt geworden, berühmt wegen ſeiner verhältnißmäßig vorzüglichen Qualität und außer-

ordentlichen Größe. Californiens große, goldige, ſaftige Bartlettbirnen ſind gewiſſermaßen ſeine Pionire im Obſtmarkt geweſen; Weintrauben und Kirſchen, Orangen und Citronen, die köſtlichen Pfirſiche der Foothills (Vorberge) finden ſeit Langem gleiche hohe Anerkennung; die Oliven der ſüdlichen Counties, eingebürgert aus der ſpaniſchen und ſüdfranzöſiſchen Olivenzone und auch in der nördlichen Hälfte des Staates gezogen, verſprechen ein wichtiger Stapelartikel Californiens zu werden; die weißen Feigen der Riviera, Smyrna's und der Küſten des Adriatiſchen Meeres, deren Anbau in den ſüdlichen wie nördlichen Counties Californiens mit Erfolg verſucht iſt, ſind die neueſte Fruchtſenſation des Goldlandes. Obwohl das halbtropiſche Obſt der Citrusfamilie, Orangen, Citronen, Limonen, vornehmlich ſüdlich vom 35. Breitengrade gezogen werden, ſo gedeiht es auch vortrefflich in der Wärmezone der nördlichen Foothills. Californien beſaß 1882 circa 6 Millionen Obſtbäume, darunter 2,400,000 Apfel-, 800,000 Pfirſich-, 300,000 Birnen-, 260,000 Pflaumen- und Zwetſchen-, 130,000 Kirſch-, 100,000 engliſche Walnuß-, 250,000 Aprikoſen-, 50,000 Feigen-, 1,000,000 Orangen- und 140,000 Citronen-Bäume. Jetzt hat ſich obige Zahl von 6 Millionen Bäumen verdoppelt. Die Obſtbäume erreichen in Folge des ſchnee- und eisloſen ſüdlichen Klimas Fruchtreife weit früher als im Oſten, in 3—5 Jahren von der Pflanzung, worin der finanzielle Hauptvortheil liegt. Da die Orangen vom November bis April reifen, ſo hört die Obſtleſe in Californien das ganze Jahr nicht auf. Californien ſendet nach dem Oſten, bis auf den New-Yorker Markt, in jedem Sommer hunderttauſende Centner friſches Obſt, in Eiskühler-Waggons verladen, per Expreßzug (400,000 Centner in 1885). Gleich bedeutende Quantitäten werden eingemacht, (von 10—15 Millionen Blechbüchſen pr. Jahr), und das Uebrige wird theils in der Sonne, theils mittelſt Dampfdarren getrocknet. Wie in Spanien und der Lombardei iſt in dem regenarmen Südcalifornien ein regelrechtes Syſtem künſtlicher Bewäſſerung eingeführt worden, mittelſt deſſen die großartigſten Erntereſultate erzielt werden. Die Orangenpflanzung



Californien: „Blue Lake Park".

wird im Süden des Staates mit Hülfe dieſer künſtlichen Bewäſſerung in großem Maßſtabe betrieben. Es giebt dort Orangenplantagen von Hunderten von Acres. Durch Pfropfung auf der Baumſchule entnommene junge Bäume läßt ſich ſchon in 5—6 Jahren eine hübſche Ernte erwarten, und obwohl die Anlage und Pflege eines Orangenhains mit größeren Koſten verknüpft iſt, ſo ergiebt derſelbe in ſoviel Jahren bereits eine jährliche Einnahme von 3—500 Dollar pr. Acre. Der Oliven- und der Feigenbaum verſprechen noch reichlichere Ergebniſſe.

Die leitende Induſtrie iſt jedoch der Weinbau, da Californien von allen Staaten der nordamerikaniſchen Union für den Weinbau die günſtigſten Bedingungen bietet, ein Klima gleich dem der berühmten Weinregion der Mittelländiſchen Küſte, eine lange Wachsthum- und Reifperiode, eine hohe Sommertemperatur, ohne Regen von Mai bis October, Sonnenſchein ohne Ende, und eine faſt unerſchöpfliche Fülle warmen lockeren Bodens, theils vulkaniſchen Charakters. Die berühmteſten europäiſchen Rebſorten, die deutſchen Rießlings, Gutedel und andere Rheinweinſorten; die franzöſiſchen Medocs, Rouſſillons, Sauternes, Burgunder; die ſpaniſchen Sherryſorten; die portugieſiſchen Ports, ſie alle gedeihen vorzüglich und ihre allgemeinere Einführung verdrängt die ſeither gepflanzten geringeren Sorten, wie die ſpaniſche Miſſionstraube, die Malvoiſie, ja ſelbſt die beliebte Zinfandel, deren Weinproduct neben dem weißen Gutedel und Rießling, als guter Rothwein die californiſche Weininduſtrie früh zu Ehren gebracht, macht jetzt dem Motaro, dem Carignane, Platz. Das Napathal mit St. Helena, einem Heim deutſcher Winzer, das Sonomathal im Norden, Fresno, Los Angeles im Süden ſind bis jetzt die Hauptſitze californiſchen Weinbaues geweſen, in den letzten Jahren ſind jedoch mit gleich großem Erfolge Rebplantagen in allen Gegenden des Staates, vorzugsweiſe im Santa Clara-Thal und in den Foothills der Sierra Nevada und des Küſtengebirges angelegt worden. Gegen die Reblaus, die in den San Francisco nahen Counties, Napa und Sonoma aufgetreten, ſchützt man ſich durch Pflanzung widerſtandsfähiger Wildreben, auf welche die edelſten Sorten gepfropft werden. Bisher ſind erſt 15 Millionen Gallonen (1 Gallone etwas mehr als 4 Liter) Wein pr. Jahr erzielt worden; doch in den nächſten Jahren wird ſich dieſes Erträgniß verdoppeln. Deutſche und Ungarn haben den Weinbau in Californien eingeführt, der ungariſche Oberſt Agoſton Haraſzthy brachte viele werthvolle Sorten nach Californien, der Deutſche Charles Kohler kelterte bereits in 1854 den beſten californiſchen Wein. An ſchmackhaften, prächtigen Eßtrauben iſt gleichfalls kein Mangel: „Flammender Tokayer“, Roſe von Peru, Marokko, ſchwarze Hamburg, Muskat, Sweetwater und andere gute Sorten werden bis nach New-York in friſchem Zuſtande verſchickt und dort zu hohen Preiſen verkauft.

Aus dieſen Verhältniſſen kann man den ungeheuren Reichthum Californiens in jeder Beziehung entnehmen, und daraus auf die große Zukunft dieſes Landes ſchließen, das ſchon nach einer kaum 30 Jahren alten Kultur zu ſolchen Reſultaten gelangte.

6. San Francisco*).

Wohl über keine Stadt auf dem Erdboden ſind ſo viele falſche Berichte von ſenſationsſüchtigen Schriftſtellern in die Welt hinaus geſandt worden und finden die fabelhafteſten Beſchreibungen ſo leicht ein gläubiges Publikum, wie über San Francisco. Schon der Name des Goldlandes Californien webt einen Nimbus des Außerordentlichen, des romantiſch-halbbarbariſchen um Alles und Jedes, was auf dieſe Stadt Bezug nimmt. Daß ſich in San Francisco die Leute in rothe Hemden à la Garibaldi kleiden, daß Jedermann hier einen geladenen Revolver im Gürtel und ein fußlanges Dolchmeſſer in den Stiefelſchäften trägt, welche Waffen er bei der geringſten Veranlaſſung in Anwendung bringt, daß es in dieſer Stadt zahlloſe öffentliche Spielhöllen giebt, in denen ſich eine beſtialiſche Rohheit breit macht, daß auf den Straßen eigentlich Niemand ſeines Lebens ſicher und die Lynchjuſtiz hier eingebürgert iſt, daß das Gold in San Francisco ſozuſagen in den Goſſen liegt — alle dieſe und noch abenteuerlichere Vorſtellungen ſpuken noch heute in den Köpfen von Tauſenden in Europa.

Sogar in den älteren Staaten der Union herrſchen immer noch die ſonderbarſten Anſichten über dieſe Stadt, und es iſt durchaus nichts Seltenes, Artikel in den angeſehenſten Zeitungen des Oſtens zu finden, worin hieſige Zuſtände auf eine Weiſe geſchildert werden, die einem Münchhauſen zur Ehre gereichen würden. Die Welt kann ſich eben noch immer nicht an den Gedanken gewöhnen, daß das San Francisco von heute nicht mehr „die große Goldgräberſtadt" iſt, wie ſie in Romanen verherrlicht zu werden pflegte. Verſuchen wir jetzt, San Francisco mit kurzen Federſtrichen ſo zu ſchildern, wie daſſelbe heutzutage in Wirklichkeit ausſieht.

Die Stadt San Francisco ſteht, was materiellen Aufſchwung anbelangt, auf dieſem Continente nur hinter Chicago zurück. Vor dreißig Jahren lag an der Stelle, welche jetzt die Königin des Pacifiſchen Ozeans einnimmt, ein armſeliges ſpaniſch-mexikaniſches Dorf, Yerba Buena genannt. Da ging die Kunde von den Golderntdeckungen in Californien durch die Welt. Zu Zehntauſenden ſtrömten die Abenteurer aus allen Zonen hierher, das elende ſpaniſche Dorf wurde in San Francisco umgetauft, und aus den wilden ungeordneten Anfängen bildete ſich ſchnell ein blühendes civiliſirtes Gemeinweſen, eine Großſtadt, deren Seelenzahl heute bereits 300,000 überſteigt. Mit ungeheurem Koſtenaufwande und enormer Arbeit wurden die dem Hafen zunächſt liegenden Dünen und Sandberge abgetragen und in die Gewäſſer der

*) Von Theodor Kirchhoff.

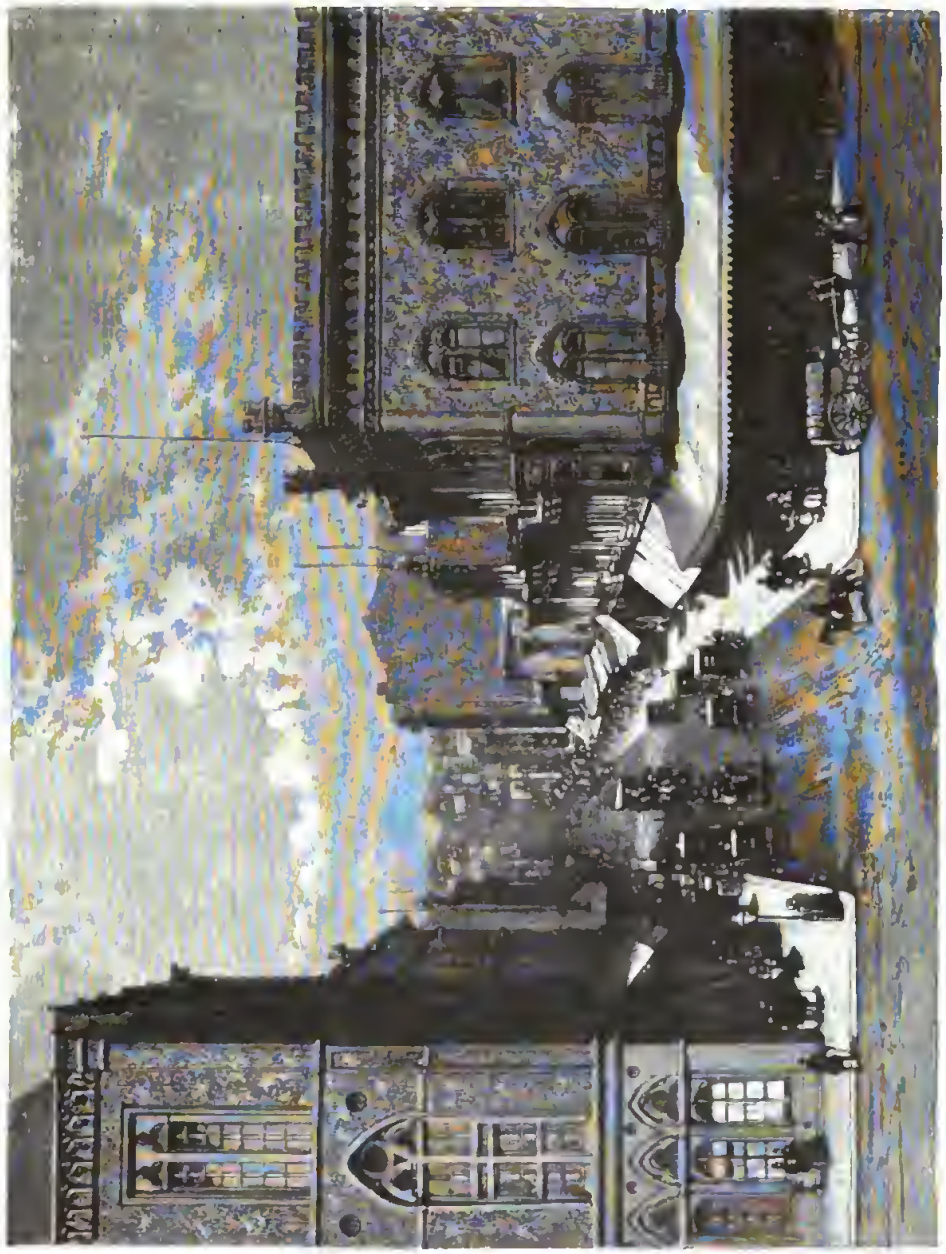
Bai geſchafft und neue Straßen auf dem ſo gewonnenen Boden angelegt. Als ſich die Stadt mit Rieſenſchritten vergrößerte, erweiterte man ganze Straßen, die für den Verkehr zu eng geworden waren, wie es z. B. mit der Kearnyſtraße, jetzt der ſchönſten Straße in der Stadt, geſchehen iſt. Alle Hauptſtraßen ſind in den letzten zehn Jahren durch prächtige Neubauten verſchönert worden, und heute reiht ſich die californiſche Handelsmetropole vollſtändig ebenbürtig an die Hauptſtädte des Oſtens, ja übertrifft ſogar manche derſelben an Eleganz und großſtädtiſchem Aeußern.

San Francisco hat jedoch ſeinen rapiden Aufſchwung ſeiner günſtigen geographiſchen Lage faſt mehr noch als den californiſchen Goldentdeckungen zu verdanken. An dem einzigen größeren und ſicheren Hafen an einer Tauſende von Meilen langen Küſte, auf dem direkten Verbindungswege zwiſchen Oſtaſien, Nord-Amerika und Europa gelegen, bietet es dem Handel Vortheile, die kaum zu überſchätzen ſind. Außerdem finden die zahlreichen und produktiven Thäler Californiens, welch' letzteres ſich in den letzten Decaden aus einem Minenlande mehr und mehr in ein reiches Agrikulturland umwandelt, hier ihren natürlichen Ausweg auf die Weltmärkte.

Der prächtige Hafen bildet ein großartiges, lebendiges Bild. San Francisco liegt bekanntlich auf einer Halbinſel zwiſchen dem Stillen Ozean und der ſich an zehn deutſche Meilen weit in ſüdlicher Richtung in's Feſtland hineinſchiebenden großen Bai, welche von der Stadt ihren Namen nimmt und ihre Verbindung mit dem Meere durch das weltbekannte „goldene Thor" (golden gate), welcher Name von dem Goldfeuer der herrlichen Sonnenuntergänge daſelbſt (nicht vom Namen des Goldſtaats) abgeleitet, findet. Wer auf der Pacificbahn das San Francisco gegenüberliegende Ufer der Bai, bei der maleriſch gelegenen Stadt Oakland erreicht hat und alsdann auf einer der großen Dampffähren die hier an ſechs engliſche Meilen breiten Gewäſſer durchſchifft, hat eine überaus prächtige Rundſchau. Zur Rechten des goldenen Thores liegt der langgeſtreckte dunkle Bergzug des 2597 Fuß hohen Tamalpais, im Hintergrunde der inmitten einer Menge von immergrünen Eichen liegenden Städte Oakland und Alameda bauen ſich die maleriſchen Höhenzüge von Contra Coſta empor, in weiter Ferne übergipfelt von der dunkelblauen Doppelkuppe des 3856 Fuß hohen Monte Diablo. In den breiten Gewäſſern der Bai liegt, als natürlicher Schutz der Hafeneinfahrt des goldenen Thores, die kleine Felſeninſel Alcatraz, bedeckt mit Feſtungswerken, deren rothe Mauern in der Sonne ſchimmern; auf halbem Wege zwiſchen Oakland und San Francisco die größere aber kahle Inſel Goat-Island.

San Francisco erſtreckt ſich amphitheatraliſch am gegenüberliegenden Ufer, an welches ihre Straßen fächerartig hinunter laufen. Eine ganze Flotte von hochmaſtigen Klippern ankert zerſtreut auf der Bai, welche von hin- und herkreuzenden Dampffähren und von Segelböten belebt iſt, an den Werften der Stadt liegen zahlreiche See-Dampfer, welche den Verkehr mit China, Japan, Auſtralien, den Inſeln

der Südſee, Panama, Mexiko, den californiſchen Küſtenſtädten, Oregon und Britiſh Columbia vermitteln. Würden die an die Ufer ſich lehnenden kahlen Höhenzüge



San Francisco: Die Montgomery-Straße.

mit grünem Baumwuchs geſchmückt ſein, ſo könnte kein Hafen in der Welt den von San Francisco an maleriſcher Schönheit übertreffen. Aber auch ohne eine ſolche

Zierde bildet derselbe ein überaus prächtiges Rundbild. Man vermißt bei den mit einem bläulichen Dufte bedeckten fern gelegenen Höhenzügen nicht die Waldungen, während ein wahrhaft italienischer Himmel das lebendige Hafen- und Städte-Panorama und die weiten Gewässer der herrlichen Bai überwölbt.

Betrachten wir jetzt das Innere der Stadt. An der Grenze des Occidents liegend, seine goldene Pforte den Völkern Ostasiens weit öffnend, bildet San Francisco, dessen Bevölkerung etwa zur Hälfte aus Fremdgeborenen, zur Hälfte aus Amerikanern besteht, mit seinem Völkergemisch einen höchst interessanten Beobachtungsort für den Ethnologen, wo die uralte stagnirende Civilisation des Reiches der Mitte mit dem frisch pulsirenden europäisch-amerikanischen Leben in enge Berührung tritt.

Für den Fremden ist die etwa 30,000 Köpfe zählende chinesische Bevölkerung von San Francisco jedenfalls das Interessanteste in diesem kosmopolitischen Hafenplatze. In allen Straßen sieht man die bezopften Söhne des Himmlischen Reiches in Menge auf- und abwandern, in jedem Stadttheil kann man chinesische Waschhäuser wahrnehmen, wo die in weiße, lose Gewänder gekleideten Asiaten vom frühen Morgen bis spät in die Nacht thätig sind, um die Wäsche der Weißen zu reinigen. Wer die hiesigen Fabriken besucht, findet dort die Asiaten zu Hunderten thätig und muß über ihren unermüdlichen Fleiß und das Geschick, womit sie alle Industriezweige bemeistern, staunen. Aber nur im engeren Chinesenviertel vermag man die Zopfträger in ihrer charakteristisch-nationalen Gesammtheit zu erblicken. Dasselbe setzt mit seinen wunderlichen, asiatischen Bestandtheilen, den mit chinesischen Schriftzeichen bemalten und mit großen bunten Laternen behängten Häusern, den Tempeln und Theatern, den Spiel- und Opiumhöhlen, den unbeschreiblich schmutzigen Kellerwohnungen, wo die bezopften Himmlischen wie eine gewisse Gattung Rüsselthiere zusammengepfercht hausen, den Läden voll mit tartarischem Krimskram, den unappetitlichen Schlächterbuden und der in den Gassen und Höfen sich drängenden ausländischen Bevölkerung jeden Fremden in Erstaunen.

In jenem unsauberen Stadttheil herrscht stets ein Gedränge, als befände man sich auf einem Jahrmarkt. Eine unbeschreibliche Atmosphäre herrscht in diesem Quartier. Wer die Chinesen als fleißige Arbeiter, als saubere Dienstboten kennen gelernt hat, möchte kaum seinen Augen trauen, wenn er sie hier in Massen zusammengeschaart wieder schaut. Wie eine Pestbeule vergiftet das Chinesenquartier diese blühende Goldstadt. Seine Bewohner bilden eine Kolonie für sich, wie kein Seitenstück dazu in irgend einem anderen Platze Amerika's gefunden werden kann. Die gemeinsten Laster und ein bienenartiger Fleiß, sonst die stärksten Gegensätze, finden sich bei diesem Volk auf eine Weise vereint, die den Begriffen von einer europäisch-amerikanischen Civilisation geradezu entgegen laufen.

Einen erfreulichen Gegenſatz zu dem unſauberen Chineſenviertel bilden die Hauptgeſchäftsſtraßen und diejenigen Stadttheile, wo die wohlhabendere Klaſſe der weißen Bevölkerung ihre Privatwohnungen hat. Die Straßen ſind nach amerikaniſchem Stil geradlinig angelegt. Die breite Marketſtraße durchſchneidet die Stadt in ſchräger Linie, wodurch zahlreiche Straßen entſtanden ſind, welche in einem ſpitzen Winkel in jene einmünden; von der entgegengeſetzten Seite laufen die Straßen wieder rechtwinklig in die Marketſtraße, welche einem großen Strome ähnlich ſieht, dem die Seitengaſſen das lebendige Menſchengewühl zuführen. Dieſe Straße wird immer mehr und mehr die Hauptgeſchäftsſtraße von San Francisco und macht der Kearny- und der Montgomeryſtraße Concurrenz. Die von der Hafenfronte in die Stadt führenden Straßen ſteigen eine, quer durch dieſelbe laufende anſehnliche Hügelreihe empor, von deren höheren Punkten man eine entzückend ſchöne Ausſicht über die Stadt und die weiten Gewäſſer der Bai bis nach Oakland hinüber genießt. Fuhrwerke aller Art und prächtige Pferde ſind in San Francisco ſehr zahlreich und geben dem Getriebe in den Straßen ein außerordentlich mannigfaltiges Bild. In der Kearnyſtraße iſt zu jeder Tageszeit bis ſpät in die Nacht ein Leben, wie in einer Weltſtadt erſten Ranges. Die breiten Asphalttrottoire dieſer Straße ſind der Lieblingsſpaziergang der ſchönen Welt. Intereſſant iſt es, inmitten des Sommers neben Damen, die in Sammet und Seide einherrauſchen, andere zu ſehen, welche mit Jacken aus koſtbarem Pelz bekleidet ſind, was in dem ſich hier faſt an jedem Tage unangenehm fühlbar machenden ſtarken Witterungswechſel ſeine Urſache hat.

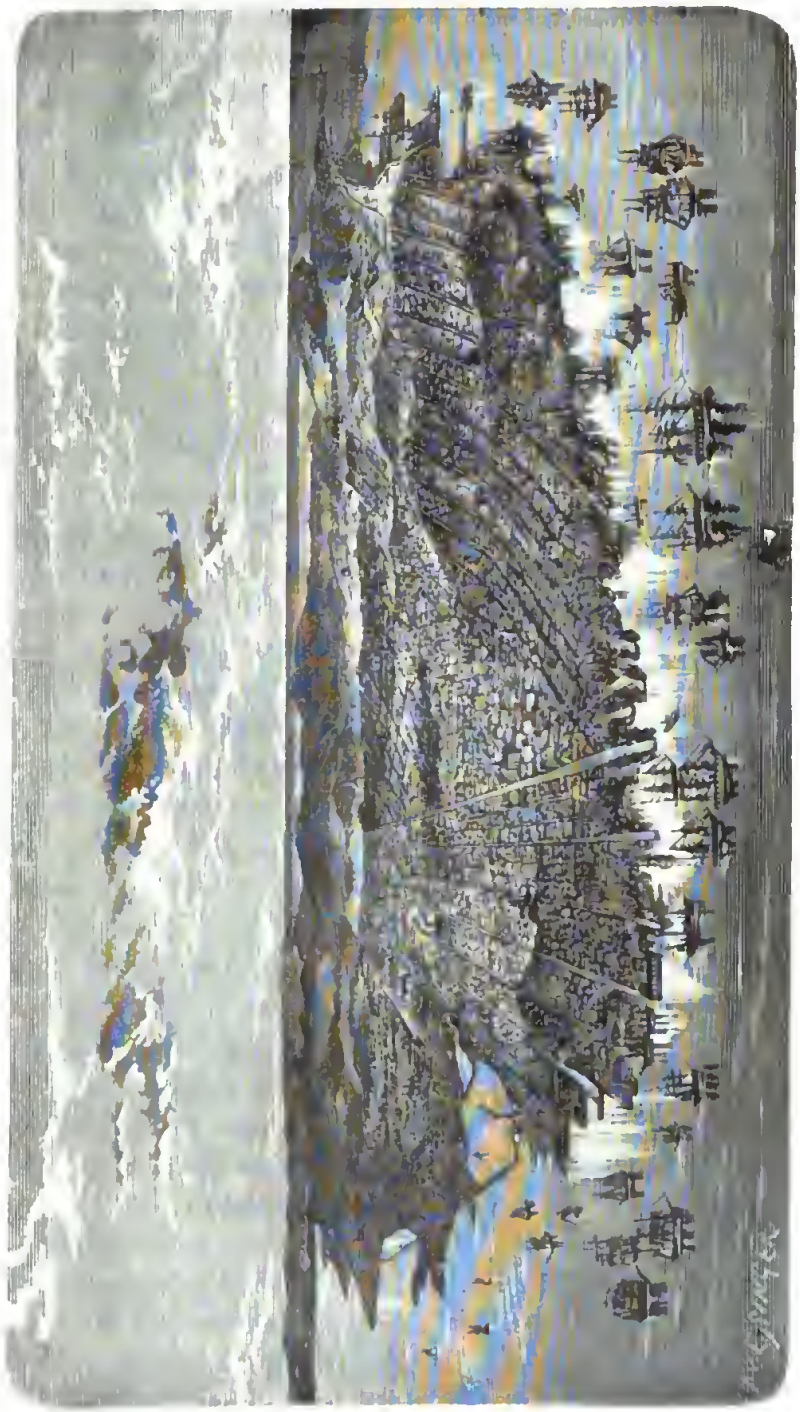
Durch die meiſten Straßen der Stadt führen mehrgeleiſige Schienenwege, deren elegante theils durch Pferde, theils mittelſt Drahtſeil gezogene Waggons bei der großen lokalen Ausdehnung des Platzes für den Perſonenverkehr unſchätzbar ſind. Nicht nur erklimmen mehrere Drahtſeilbahnen die bereits erwähnten, im Innern der Stadt liegenden bedeutenden Höhenzüge, mittelſt einer neuen Lokomotive, die zuerſt in San Francisco vor jeder anderen Stadt der Welt zur Verwendung gekommen und ſich auf dem hieſigen hügeligen Terrain als ſehr praktiſch bewährt hat, ſondern auch die ebene Marketſtreet und obere Querſtraßen beſitzen mehrere dieſer überaus praktiſchen Kabelbahnen. Die Triebkraft von den auf dieſen Bahnen laufenden Waggons liegt in einem unter der Erde hinlaufenden doppelten ununterbrochenen Stahlkabel, das von einer mächtigen Dampfmaſchine in Bewegung gehalten wird. Vor jedem Waggon befindet ſich ein offener Triebwagen, der auch von Paſſagieren benutzt wird, und in deſſen Mitte ein eiſernes Drehwerk aufgeſtellt iſt. Durch eine gerade über dem Drahtſeil an der Oberfläche der Bahn befindliche Rinne faßt der auf dem Triebwagen aufgeſtellte Mechanismus das im Boden fortlaufende Kabel, wodurch ſich ſelbſtverſtändlich der Wagen in derſelben Geſchwindigkeit wie das von ihm feſtgeklammerte Seil fortbewegt. Läßt das Triebwerk den Draht wieder los, ſo kommt

der Wagen durch Bremſen faſt augenblicklich zum Stillſtand. Ein Mann verſieht den Dienſt am Triebwerk mit der größten Leichtigkeit. Die den Berg hinauf- oder herabfahrenden Wagen werden an beiden Enden der Kabelbahn durch eine Weichenſtellung oder Drehbrücke auf das andere Geleiſe gebracht. Bei den Bahnlinien der Marketſtreet bilden Triebwagen und Waggon einen einzigen langgeſtreckten Wagen.

Dieſe Art Fahrzeuge laufen an dem in einer Länge von mehreren engliſchen Meilen ſtetig fortlaufenden Kabel ruhig entlang, ob auf ebener Fläche, oder bergauf und bergab, und nur das gedämpfte Rauſchen des im Boden ſich ſtetig fortbewegenden Stahlkabels deutet das Vorhandenſein der bewegenden Kraft an. Für Solche, die auf den mehrere hundert Fuß anſteigenden Hügeln der Clay- und Californiaſtraße wohnen, auf welch' letzteren die Paläſte der hieſigen Eiſenbahnfürſten erbaut ſind, haben ſich dieſe Drahtſeilbahnen als eine außerordentlich bequeme Einrichtung bewährt, da man jetzt von dort aus die unteren Geſchäftsſtraßen zu jeder Zeit binnen wenigen Minuten erreichen und ebenſo ſchnell wieder heim gelangen kann. Die Kabelbahn an der Clayſtraße beförderte im erſten Jahre nach ihrer Eröffnung nahezu 2 Millionen Paſſagiere.

Auch der kahle, ſteile und felſige „Telegraph Hill", der ſich 300 Fuß über der Uferfront der Bai erhebt, und der ſeinen Namen dem vormaligen Brauche verdankt, von ſeinem Gipfel mittelſt Holzarmen die Ankunft des Dampfers von Panama zu ſignaliſiren, hat unlängſt eine völlig geräuſchloſe Kabelbahn eigenartiger Conſtruction mit ſtets geradeſtſtehendem Waggon erhalten. In Verbindung damit iſt ein Vergnügungslokal mit Ausſchauſtation (deshalb Obſervatory getauft) auf jener anſehnlichen Höhe, die eine prächtige Rundſchau über Bai, Höhenzüge und Stadt bietet, angelegt worden. Von einem rieſigen Maſtbaum leuchtet hier allabendlich eine elektriſche Sonne weit über Stadt und Bai, und von einem zweiten Maſtbaum über dem Obſervatory fällt jeden Mittag, Punkt 12 Uhr, Sonnenzeit, eine Zeitkugel, um den Kapitänen der im Hafen ankernden Schiffe Gelegenheit zu geben, darnach ihre Chronometer zu reguliren.

Die Gebäude in den Geſchäftstheilen der Stadt ſind meiſtens aus Stein, die Privathäuſer dagegen aus Holz erbaut. Neben vielen Prachtbauten gewahrt man oft unanſehnliche Holzbaracken, die Ueberbleibſel des alten San Francisco, welche aber von Jahr zu Jahr mehr und mehr verſchwinden und ſoliden Bauten Platz machen müſſen. Die aus Holz errichteten Privatwohnungen der Reichen ſind von außen ſo bemalt und cementirt, daß ſie eleganten Steingebäuden täuſchend ähnlich ſehen. Der architektoniſche Anblick dieſer Privatquartiere, beſonders der älteren Stadttheile, iſt oft höchſt intereſſant. Die, die Eintönigkeit der Façade unterbrechenden Ausbaufenſter, reich verzierten Geſimſe, Säulenvorbaue, Eckthürmchen mit feiner Filigranarbeit kunſtreicher Holzſchnitzerei, hochumwallte Fundamente auf maleriſchen Terraſſen vertreten



San Francisco aus der Vogelschau.

Bauſtyle, die uns bald an Italien, bald an Pariſer Faubourgs erinnern. Dazu die chineſiſchen Behauſungen, buntbemalte Reſtaurants in Chinatown, elegante Renaiſſanceſchlöſſer auf ſtolzer Hügelkrone, unweit in kleineren Seitenſtraßen halbverfallene Holzbaracken, dann wieder echt amerikaniſche mächtige Geſchäftspaläſte aus Holz, Eiſen und Glas — All das bildet ein Stylgemiſch und Bauconglomerat, das dem kosmopolitiſchen Charakter der Stadt ſehr gut zu Geſicht ſteht. Das Innere der Wohnungen iſt oft mit verſchwenderiſcher Pracht eingerichtet. An der Van Ness Avenue, wo viele der in San Francisco lebenden reichen jüdiſchen Kaufleute wohnen, reiht ſich ein ſolch' prächtiges Heim an das andere. Die in früheren Jahren übliche Bauart von niedrigen Häuſern, welche in der Furcht vor Erdbeben ihren Grund hatte, iſt in letzterer Zeit, ſeit man in San Francisco die Erdbeben als einen überwundenen Standpunkt betrachtet, in das Gegentheil umgeſchlagen. Neue, vier und mehr Stockwerk hohe Gebäude, viele davon mit eiſernen Fronten, ſieht man jetzt in Menge in allen Stadttheilen.

Beſonders hervorzuheben ſind die prächtigen Bankgebäude an der Californiaſtraße und die an der Montgomeryſtraße liegende Nevada-Bank, welche letztere ein eingezahltes Kapital von fünfzehn Millionen Dollars Gold repräſentirt; das Safe Depoſit-Gebäude, deſſen Herſtellung eine Million Dollars gekoſtet hat und welches, inmitten eines rieſigen Stahlgewölbes, über viertauſend einbruchſichere Eiſenkaſten zum Aufbewahren von Gold, Koſtbarkeiten und Werthpapieren enthält; die im griechiſchen Stil erbaute neue Münze, wo die Schätze Californiens und Nevada's in Gold- und Silbermünzen umgewandelt werden; die neue Minenbörſe, das Hauptquartier der nach Tauſenden zählenden Spekulanten in Minenaktien u. ſ. w.

Unter den vielen prächtigen Privatwohnungen nimmt die von Leland Stanford, dem Präſidenten der Central-Pacific-Eiſenbahn und derzeitigen Bundesſenators in Waſhington, den erſten Rang ein. Dieſer aus Holz erbaute Palaſt ſteht auf dem California-Hügel, er hat dem genannten Eiſenbahnfürſten eine Million Dollars gekoſtet. An das Stanford'ſche Palais auf „Nob-Hill" reiht ſich das mit ſeinen Thürmen mittelalterlich gemahnende hölzerne Schloß des verſtorbenen Eiſenbahnmagnaten Hopkins, das neue elegante Braunſteinheim des Millionärs Flood u. v. a.

Die zahlreichen Hôtels in San Francisco, worunter das Occidental-, Lickhouſe-, Baldwin's-, Grand- und Palace-Hôtel die bedeutendſten ſind, ſtellen ſich den berühmten Hôtels in den öſtlichen Unionsſtaaten vollkommen ebenbürtig zur Seite. Baldwin's-Hôtel, deſſen Herſtellung anderthalb Millionen Dollars gekoſtet hat, enthält 500 Zimmer, auch eins der ſchön'en Theater San Franciscos innerhalb ſeiner Mauern. Das Palace-Hôtel hat dreieinhalb Millionen Dollars gekoſtet und iſt eins der größten Hôtels der Welt. Dieſer faſt ganz aus Stein und Eiſen konſtruirte Palaſt erhebt ſich mit ſieben Stockwerken zu einer Höhe von 113 Fuß und hat eine Façade von 350 Fuß Länge, bei einer Tiefe von 275 Fuß. Vier „Elevators" machen den in den

oberen Stockwerken logirenden Gäſten den Zutritt zu ihren Zimmern ſo bequem, als wohnten ſie zu ebener Erde. Vom Dache des Rieſengebäudes genießt man eine prachtvolle Ausſicht über die Stadt und Bai. Der innere mit einem Glasdach bedeckte Hofraum iſt von ſieben, über einander wie die Ränge in einem Theater rings herum laufenden Gallerien eingefaßt. Es befinden ſich außer den vielen, mit wahrhaft fürſtlichem Luxus ausgeſtatteten Parlors, 755 Zimmer im Palace-Hôtel, und iſt für die Unterkunft und Bewirthung von 1200 Gäſten Sorge getragen. Schön iſt der Bau, mit ſeinen in langen Linien ringsherum gleichſam angeklebten Vorbaufenſtern, freilich nicht zu nennen, aber er imponirt durch ſeine rieſigen Verhältniſſe und durch die ohne Rückſicht auf den Koſtenpunkt entfaltete Eleganz von ſeinen koloſſalen Räumlichkeiten. Das Hôtel dient vielen reichen Familien zum ſtändigen Aufenthalt, welche für eine Reihe prächtiger Zimmer und allen nur denkbaren Luxus und Comfort lieber tauſend Dollars Miethe pro Monat zahlen, als ſich in eigenen Wohnungen mit unzuverläſſigen iriſchen und chineſiſchen Dienſtboten abzuplagen. Als Kurioſität ſei noch erwähnt, daß ſich in dieſem Rieſenhôtel ſtets an 200 Pianos befinden, welche von hieſigen Pianohändlern den Gäſten leihweiſe überlaſſen werden.

Unter den im Bau befindlichen Gebäuden nimmt das großartige mit hohen Thürmen geſchmückte neue Stadthaus (New City Hall) den erſten Platz ein. Mit dieſem Gebäude, deſſen Herſtellung mindeſtens ſechs Millionen Dollars koſten wird, hat ſich die Stadt im Uebermuthe ihres Reichthums einen Elephanten angeſchafft, der für die hieſigen Steuerzahler noch auf viele Jahre eine nichts weniger als angenehme Acquiſition iſt. —

Die Einwohner San Francisco's haben bis auf den heutigen Tag dieſelbe leidenſchaftliche, leicht erregbare Natur in ihrem ganzen Denken, Thun und Handeln beibehalten, wie ſie ſich bei den Bewohnern von neuen Ländern kennzeichnet. Im geſchäftlichen Leben herrſcht hier zu Zeiten ein raſtloſer Eifer, der nicht vor den gefährlichſten Wagniſſen zurückbebt. Glücklicherweiſe iſt mit dem Niedergange der berühmten Comſtockminen das gefährliche Spiel der Minenactienſpeculation, der früher 99 Prozent der Bevölkerung gefröhnt hat, faſt ſo gut wie verſchwunden, und iſt der Börſen- wie Geſchäftsverkehr in geregelte Bahnen gelenkt worden.

Ein ſchöner Charakterzug der Bewohner von San Francisco iſt ihre Gaſtfreundſchaft, welche nicht minder wie ihre Freigebigkeit ſprichwörtlich geworden iſt. Es ſcheint etwas in der hieſigen Luft zu liegen, was ſelbſt den verſtockteſten Murrkopf veranlaßt, geſellig zu werden und dem Leben die heitere Seite abzugewinnen. Die europäiſchen Bewohner San Francisco's zeigen eine ebenſo große Anhänglichkeit an ihre neue Heimath wie die Eingeborenen, nur in ſeltenen Fällen entſchließt ſich Jemand dazu, wieder von hier fortzuwandern. Das freilich im Sommer windige Klima behagt immer mehr, je länger man hier anſäſſig bleibt. Es giebt weder Froſt noch

große Hitze, und die Regenzeit, der californiſche Winter, iſt im allgemeinen die angenehmſte Jahreszeit.

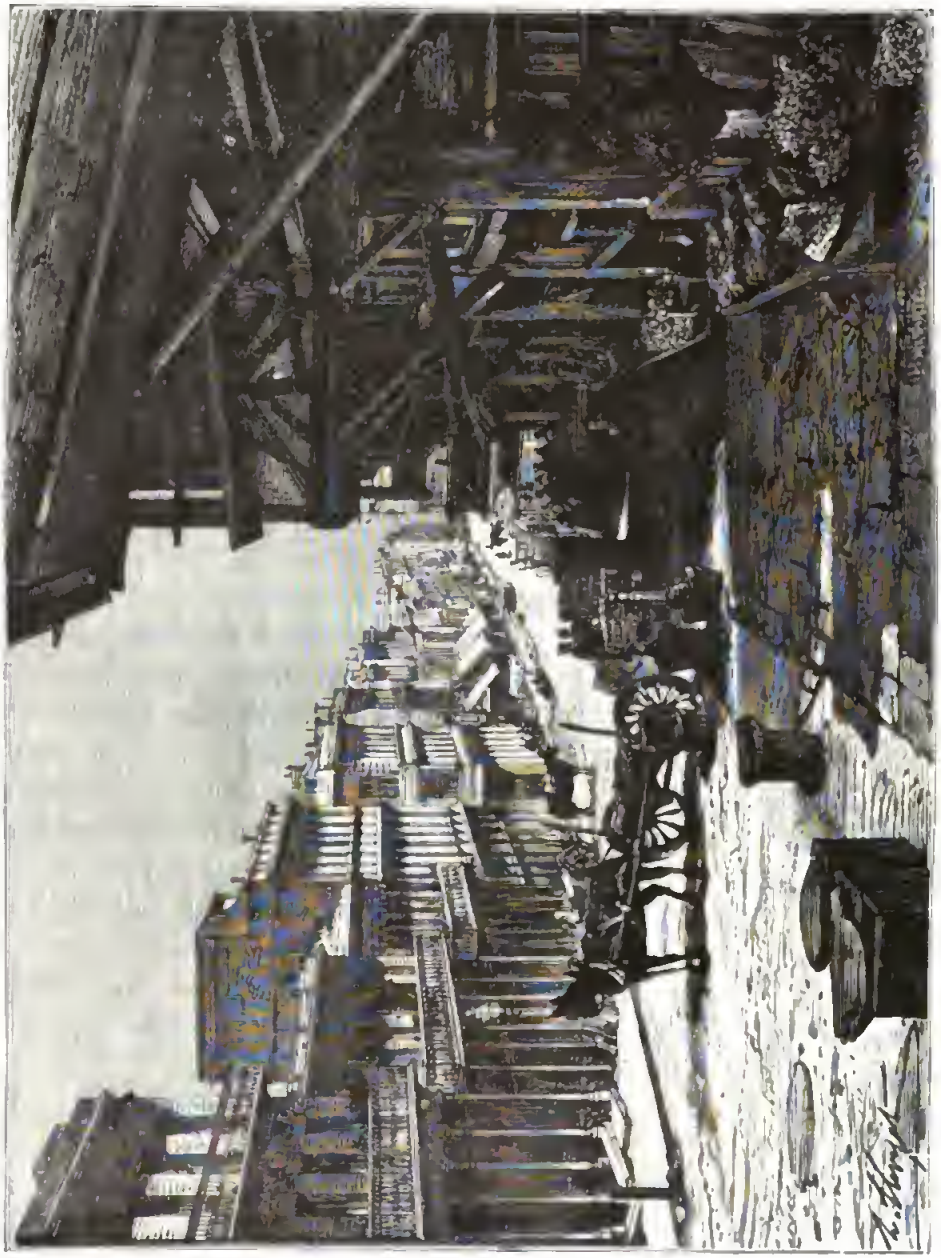
Das geſellſchaftliche Leben kann in einer kosmopolitiſchen See- und Handelsſtadt, wie San Francisco, natürlich nur ein außerordentlich mannigfaltiges ſein. Selbſtverſtändlich fehlt es hier nicht an Theatern und Concertſälen und jedes derſelben erzielt als Regel allabendlich volle Häuſer. Die Mehrzahl der hieſigen Bevölkerung betrachtet den Sonntag als einen Tag der Erholung und Freude, ja ſelbſt in den engliſchen Theatern und Opernhäuſern wird jetzt auch am Sonntag Abend geſpielt, was ſonſt in Amerika nirgends geſchieht.

Jede der verſchiedenen Nationalitäten hat hier ihre Clublokale, ihre Feſte und Picknicks für ſich, und alle leben friedlich neben einander. Selbſt während der aufregenden Tage, zur Zeit des letzten deutſch-franzöſiſchen Krieges, blieb es hier bei unſchuldigen Nörgeleien zwiſchen den erhitzten antagoniſtiſchen Parteien. Die etwa 30,000 Köpfe zählenden Deutſchen ſind im Goldland den geſelligen Freuden der alten Heimath treu geblieben. Es giebt hier deutſche Geſang- und Turnvereine, Zeitungen und eine ganze Anzahl von prächtig eingerichteten Clublokalen. Im Frühling und Sommer ziehen die deutſchen Geſellſchaften und Militärcompagnien allſonntäglich mit klingendem Spiel und wehenden Bannern durch die Hauptſtraßen nach den großen Dampffähren und fahren über die Bai nach den reizenden Landſtädten Oakland, Alameda, das zum Theil an den Wurſtelprater gemahnt, Saucelito u. ſ. w. um dort im Freien Picknicks abzuhalten und ſich ſonſt nach vaterländiſcher Sitte zu erheitern. Geſellſchaften anderer Nationalitäten ſtehen darin nicht zurück, und Tauſende, welche nicht über's Waſſer gehen wollen, beſuchen die idylliſchen Parks an der ſüdlichen Pacificbahn und andere Vergnügungsorte in der Stadt, worunter Woodward's Garten der beliebteſte Tummelplatz für die Deutſchen iſt.

Der intereſſanteſte Vergnügungsplatz in der Nähe von San Francisco iſt das Cliff House, welches nahe beim goldenen Thor und dicht am Ocean liegt. Eine Eiſenbahn mit ſeitlich offenen Waggons und eine gute Straße führen aus der Stadt nach dem vor wenigen Jahren angelegten Golden Gate Park, aus deſſen ſandigem Boden bereits üppige Vegetation emporſchießt. Auf vortrefflichen Kieswegen kutſchirt man durch den Park nach dem Cliffhouſe, deſſen Hauptreiz in einer dort auf den Felſen im Meere angeſiedelten Seelöwencolonie beſteht. Frühmorgens und am Sonntag iſt die Kliffhausſtraße belebt von leichten Fuhrwerken und Reitern. In mondhellen Nächten dort hinaus zu kutſchiren, iſt die verwirklichte Poeſie!

Von der breiten Veranda des Kliffhauſes aus kann man das Familienleben der fremdartigen Meeresbewohner trefflich beobachten, die ſich, kaum hundert Schritt entfernt, auf einer Anzahl von nackten und zerklüfteten Felſeninſeln niedergelaſſen haben. Es wimmelt dort förmlich von Seehunden und Seelöwen, deren weinerlich klingendes

Brüllen und Gekläff oft das Rauſchen der nahen Brandung übertönt. Die größeren von den Thieren, welche an zweitauſend Pfund wiegen, ſind zugleich die Patriarchen



San Francisco: Die Sacramentoſtraße.

in der Kolonie. Sie halten die kleineren in guter Zucht und leben mit den oft ungenirt unter ihnen einherſpazierenden langbeinigen Meeresvögeln in beſter Freundſchaft. Die Thiere ſchleppen ihre rieſigen Leiber entweder höchſt unbeholfen auf den

Felſen hin und her, oder halten ein Schläfchen in der Sonne, oder ſie ſitzen gemüthlich da und kratzen das Haupt mit den großen Schwimmfloſſen. Setzt ſich ein großer Seelöwe mit hoch erhobenem Haupte hin, und reckt die mächtigen Schultern, ſo iſt ſeine Aehnlichkeit mit dem Könige der Wüſte einigermaßen treffend. Außerordentlich unterhaltend iſt es, ihrem Treiben zuzuſehen. Hier und da ſpielen die Alten mit den Jungen, die kaum zwei Fuß lang ſind; andere verſuchen es, mit ihren plumpen tatzenähnlichen Floſſen aus dem Waſſer auf die Felſen zu klimmen, was ihnen nur mühevoll gelingt; wieder andere ſtürzen ſich von oben herab in die hochaufſpritzenden Wogen oder ſchwimmen im Waſſer umher.

Nie wird man müde, das Kliffhaus zu beſuchen, welches in ſeiner Art kein Seitenſtück in der Welt hat. Die Seelöwen-Colonie dicht vor den Thoren von San Francisco iſt der Stolz jedes Bewohners dieſer Stadt. Ungeſtört erfreuen ſich die Thiere auf den ſogenannten Seehundsfelſen (seal rocks) ihrer Freiheit. Niemand darf ſie dort beläſtigen oder gar tödten, denn der Staat Californien ſchützt ſie durch ſtrenge Geſetze gegen jegliche Unbill.

Die Ausſicht von der Veranda des Kliffhauſes iſt herrlich. Zum Horizonte erſtreckt ſich der ſchwellende große Ocean, mit zahlreichen weißen Segeln darauf, hochmaſtigen Klippern, kleineren Schiffen und mitunter einem mächtigen Dampfer. Rechts, nahe dem Kliffhauſe, liegt das geöffnete Bergportal des „goldenen Thores", der weſtlichen Eingangspforte von Amerika; an ſeiner Südſeite Point Lobos und drüben im Norden Point Bonita mit dem weißen Leuchtthurm. Zur Linken zieht ſich der von der ſchneeigen Brandung umrauſchte Meeresſtrand hin. Nach einem Sturme iſt der Aufenthalt im Kliffhauſe namentlich über die Maßen anziehend, denn dann ſchlagen die Wogen des großen Oceans haushoch über den nahen Felſenklippen zuſammen, unter dem Donner einer gewaltigen Brandung. · Aber die ſchönſte Zeit zu einem Beſuche iſt eine windſtille, mondhelle Nacht. Wem es gelingt, alsdann in dem von Gäſten leider ſtets überfüllten Hauſe ein einſames Plätzchen auf der Veranda am ſilberſchillernden Meere zu finden, der wird ſich bei dem fremdartigen Gebrüll der Seelöwen und dem ewigen Rauſchen der nahen Brandung eines ſeltſamen, romantiſchen Gefühls nicht erwehren können, welche dort ſelbſt das proſaiſchſte Gemüth erfaßt.*)

*) Ueber die Bedeutung San Francisco's als kosmopolitiſche Großſtadt und Welthandelsplatz dürften nachſtehende Ziffern Ausweis liefern. Dem Cenſus von 1880 gemäß waren 44,763 Stimmgeber eingetragen, wovon 10,467 Irländer, 6,704 Deutſche, 1,751 Engländer, und nur 2,527 eingeborene Californier waren. Im Vorjahre bezifferte ſich die Waareneinfuhr auf 73 Millionen Dollars, die Ausfuhr, einſchließlich der Edelmetalle, auf 79 Millionen Dollars. Von den drei Stapelproducten Weizen, Wein und Wolle wurden in 1884 ausgeführt 33 Millionen Centner Weizen, 15 Millionen Gallonen Wein, 37 Millionen Pfund Wolle. Ferner 23½ Millionen

Hiermit wollen wir Abſchied nehmen von dem jüngſten Kinde unter den Großſtädten auf der weſtlichen Hemiſphäre, dem äußerſten Vorpoſten amerikaniſcher Cultur an dieſer Seite des Continents. Es iſt noch ein junger Rieſe, voll von Uebermuth, der friſch und fröhlich in die Welt hinausblickt, deſſen Manieren freilich mitunter noch etwas rauh ſind, der aber ein offenes, warmes Herz hat und jedem ein gaſtfreundſchaftliches Willkommen bietet. Ein geſegnetes Klima, eine großartige Umgebung ſind ſein Erbtheil. Seine Zukunft, als Gebieter des Stillen Meeres und eines der geſegnetſten Länder der Erde, winkt ihm im roſigſten Lichte, ja er möchte das, was ein gütiges Geſchick ihm bereits gegeben hat, gewiß nicht mit den Errungenſchaften irgend eines Rivalen in der weiten Welt vertauſchen.

3. Die Chineſen in Californien.*)

Neben der aus geborenen Amerikanern und faſt allen Nationen Europas zuſammengeſetzten, außerordentlich zunehmenden weißen Bevölkerung der weſtlichen Küſtenländer Nordamerikas, welche im Allgemeinen auf's beſte mit einander harmonirt und ſich ſchnell zu einer ſpeciell californiſchen aſſimilirt, bilden die Chineſen, wie allgemein bekannt, noch immer einen nicht unbeträchtlichen Bruchtheil der Geſammtbevölkerung, der eine Kaſte für ſich ausmacht.

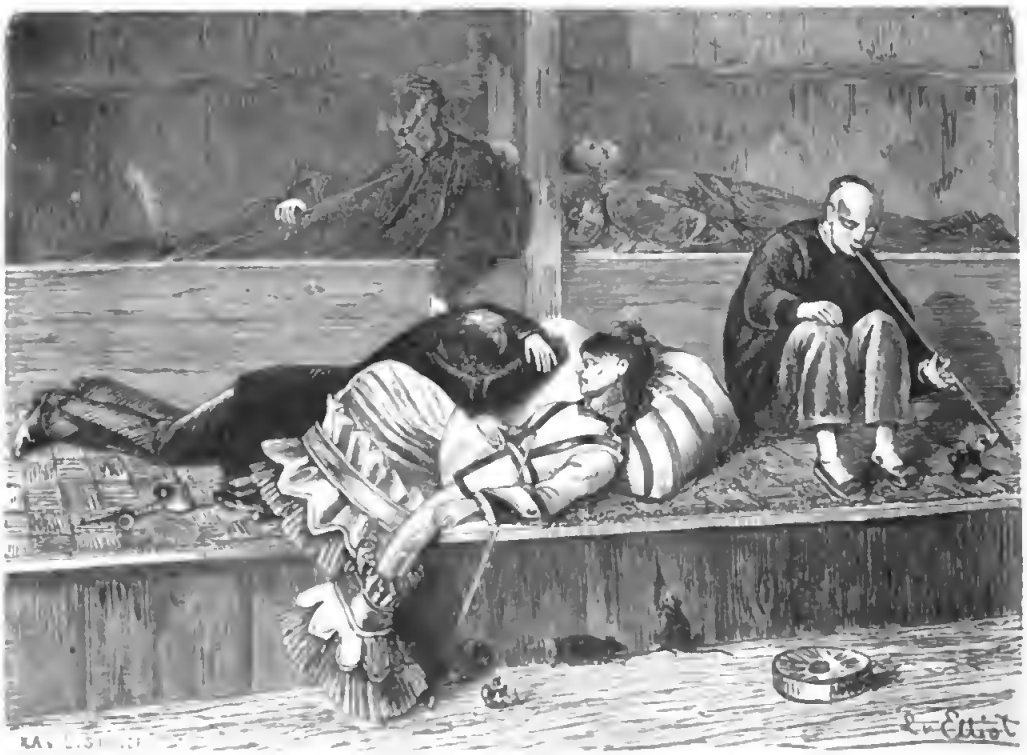
Die chineſiſche Einwanderung nach Californien, welche zuerſt durch die Entdeckung des Goldes in's Leben gerufen wurde, ſtand ganz unter der Controlle von ſechs großen chineſiſchen Handelsgeſellſchaften, welche die Namen Sam Yup-, Yung Wo-, Bong Chow-, Wing Yung-, Hop Wo- und Yan Wo-Compagnie führten. Die Art und Weiſe, wie die genannten ſechs Corporationen die Einwanderung ihrer

Buſchel Gerſte; 39,000 Arbeiter ſtellen Fabrikate im Geſammtwerthe von 86 MillionenDollars her. Aus fremden Häfen trafen ein 727 Segelſchiffe = 825,000 Tonnen Gehalt, darunter die größten Klipperſchiffe der Welt, und 227 Dampfer mit 318,000 Tonnen. Nach fremden Häfen gingen 761 Segelſchiffe = 905,000 Tonnen Gehalt und 225 Dampfer = 330,000 Tonnen Gehalt. Der Umſatz in Grundeigenthum in 1884 betrug 13 Millionen Dollars, 1127 neue Gebäude im Geſammtwerthe von 6 Millionen Dollars wurden in 1884 aufgeführt. Die Steuerpflichtigkeit des Grundeigenthums San Franciscos beträgt 228 Millionen Dollars (1/3 des wirklichen Werthes). Zolleinnahmen 9 Millionen Dollars. Die 11 Handelsbanken der Stadt repräſentiren ein Actiencapital von 36 Millionen Dollars, mit 30 Millionen Dollars baar eingezahlt. Die 8 Sparbanken haben 50 Millionen Dollars Depoſiten. Die Münze in San Francisco hat 24,278,996 Dollars Gold- und Silbermünzen geprägt, ſeit 1854 im Ganzen 764,758,746 Dollars. Totalertrag der Minen der Pacific-Küſte 2,503,016,797 Dollars.

*) Von Theodor Kirchhoff in San Francisco.

Landsleute — früher aus Macao, ſpäter aus Hongkong — vermittelten, war meiſt in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt, welches zu lüften mittelſt offizieller Unterſuchungen nur theilweiſe gelungen iſt.

Die Chineſen in Californien kamen faſt alle aus der Provinz Canton und gehörten zu den niedrigſten Volksklaſſen der Bewohner des himmliſchen Reiches. Die Annahme, daß die ſechs Compagnien den Auswandernden das Reiſegeld vorſchöſſen, um dieſe dadurch in eine abhängige Stellung zu ſich zu bringen, iſt von den Compagnien ſtets entſchieden in Abrede geſtellt, allein amtlich mehrfach nachgewieſen worden.



San Francisco: Eine Opium-Hölle.

Die nach Californien kommenden chineſiſchen Frauen wurden dagegen ganz offen als Sclaven betrachtet. Man kaufte und verkaufte ſie gleich nach ihrer Ankunft, für 400 bis 600 Dollars auf eine Reihe von Jahren, zu den ſchamloſeſten Handelszwecken, und die Chineſen finden dies ſo natürlich, als ob ſich das von ſelbſt verſtünde. War ihre Zeit abgelaufen, ſo waren ſie doch immer noch der Gefahr ausgeſetzt, aus irgend einem nichtigen Grunde auf's neue verkauft zu werden. Die Frauen laſſen dieſen ſchändlichen Handel mit ihrer Perſon mit einem ſtoiſchen Gleichmuth über ſich ergehen und beanſpruchen nur in ganz ſeltenen Ausnahmefällen

den Schutz der amerikaniſchen Gerichte. Ein Familienleben exiſtirt unter den Chineſen San Francisco's faſt gar nicht. Höchſtens hundert verheirathete Chineſen befinden ſich daſelbſt; alle anderen Frauen ſind Proſtituirte, unter denen die furchtbarſten Krankheiten in einer Menge und Intenſität herrſchen, die grauenerregend ſind. Man muß dieſe Geſchöpfe geſehen haben, um einen Begriff von der grenzenlos ſittlichen und körperlichen Verkommenheit zu bekommen, deren ein menſchliches Weſen fähig iſt! Werden ſie alt, krank oder hülflos, ſo werden ſie von ihren Herren einfach auf die Straße geworfen, damit die Polizeibehörde ſie ins Spital

San Francisco: Verpackung von Chineſenleichen.

bringe; oder man ſchafft ſie in ein abgelegenes Zimmer, ſtellt eine Schale voll Reis neben ihr Schmerzenslager und verläßt ſie dann, um ſie dort ſterben zu laſſen.

Ein Spaziergang durch das Chineſenviertel in San Francisco iſt genügend, um Jeden, der für chineſiſche Einwanderung geſchwärmt hat, zum energiſchſten Widerſacher derſelben zu machen. Unſere Freunde im Oſten, welche gelegentlich einmal ein paar Dutzend Chineſen zu ſehen bekommen, die dort in Fabriken angeſtellt ſind, begreifen nicht, was wir Californier an den charmanten Arbeitern auszuſetzen haben, die ſo fleißig und ſo ſauber ſind! Könnten ſie dieſelben Aſiaten an Plätzen ſehen,

wo sie wie hier in Menge wohnen, so würde ihnen unsere Abneigung gegen die Herren Zopfträger wohl ohne weiteren Commentar begreiflich werden! — Der Schmutz in den Wohnungen, den düsteren Kellerlöchern mit ihrer verpesteten Luft, wo oft ein halbes Hundert und mehr Chinesen in einem Raume zusammen leben, der den bescheidensten Ansprüchen einer einzigen weißen Familie nicht genügen würde (die Lagerstätten sind weiter nichts als übereinander an den Wänden festgenagelte Bretter, ja es befinden sich unter den Straßen und Trottoirs Löcher von 6 Quadratfuß Bodenraum, in welchen sechs Asiaten ein recht gemüthliches Unterkommen finden). Auf dem kleinen Raum des aus wenigen Straßengevierten bestehenden Chinesenghettos, über und unter der Erde sind 30,000 Chinesen eingepfercht. Die mit betäubendem Dunst angefüllten Zimmer mit rußigen Wänden und schmierigen Fußböden, wo die ganz verthierten Opiumraucher auf den Pritschen daliegen und im Genusse der narkotischen Pfeife das Elend der Gegenwart zu vergessen trachten, (nicht weniger als 25 öffentliche Opiumhöllen sind amtlich festgestellt) die 102 scheußlichen Locale, mit zwei bis vier und mehr Prostituirten in jeder schmutzigen Kammer, die kaum groß genug ist, um sich darin umdrehen zu können; die 115 Spielspelunken, in denen die Geldgier allnächtlich ihre wüsten Orgien feiert, kurz, das ganze Ensemble der unsauberen Gassen und Wohnungen ist genug, um jeden civilisirten Weißen die Nerven erschüttern zu können. Das Hazardspiel namentlich ist ein chinesisches Nationallaster. Über den Thüren der Spielhäuser paradiren die Worte „Friede und Glückseligkeit" — „Reichthum und Zufriedenheit" in tartarischer Schrift, und in den Räumlichkeiten wird Tag und Nacht Hazard gespielt. Allnächtlich versammeln sich die Chinesen aus allen Theilen der Stadt in jenen Spielspelunken, in denen alsdann ein ganz unbeschreiblicher Bedlamsskandal herrscht. —

Das Getriebe in den Gassen und Gängen ist echt asiatisch. Wer aus der eleganten Kearnystraße in die Jackson- und andere Straßen des Chinesenviertels geräth, möchte wähnen, er sei plötzlich aus San Francisco nach Canton versetzt. Ein ganz unbeschreiblicher Geruch liegt dort stets in der Luft — eine Art Kelleratmosphäre, mit dem Dunste von verwesenden Fischen und verfaultem Obst geschwängert! — Das Chinesenquartier ist eine fortwährende Drohung von Epidemien für diese Stadt, und wir haben das Glück, bis jetzt davon verschont geblieben zu sein, nur den beständigen atmosphärischen Strömungen zu verdanken, welche hier die Luft das ganze Jahr hindurch reinigen. — Schwärme von bezopften Asiaten wandern die Gehwege (wo vor fast allen Thüren Lebensbedürfnisse für die Himmlischen ausgeboten werden) auf und ab und schnattern ihr Kauderwelsch; fast alle sind sie in vaterländischer Tracht, mit Holzpantoffeln, Zopf und blusenartigem Gewand — nur der Filzhut und hier und da eine Hose oder ein Paar Stiefeln sind von solchen Chinesen, die längere Zeit hier gelebt haben, als bequeme Neuerung adoptirt worden. — Die Frauen

tragen große Porzellanringe an Knöcheln und Handgelenken, sie nehmen sich in den oft fein gestickten Gewändern, den Pumphosen, dem zusammengekleisterten Schmetterlings-Haarputz ꝛc. höchst seltsam aus.

Die Häuser sind bunt von rothen und goldenen chinesischen Schriftzeichen und Schildern; in den Läden sitzen die Bezopften an jedem Fenster, schieben mit ernster Miene die Knöpfe auf den Rechenbrettern hin und her, lesen oder malen ihre Correspondenzen; aus den Theatern, wo dasselbe Stück mit Fortsetzung Wochen lang spielt, schallt der betäubende Lärm von Gongs und Tamtams; vor den Joschhäusern (Tempeln) brennen bunte Wachskerzen, und drinnen sitzen die dickleibigen Götzen, in ihrem Staat von Pfauenfedern und vergoldetem Krimskram, unter Drachen- und Ungeheuerköpfen, und schauen gar grimmig mit den schiefen Augen aus den rothen, mit riesigen Schnurrbärten gezierten Gesichtern den „Barbaren" (nämlich Weißen) an, der etwa die Frechheit hat, im Heiligthume herumzubummeln und dort (was öfters vorkommt) ungenirt seine Cigarre weiter zu rauchen. Und dann diese Schlachthäuser mit ihren in toto gebratenen, mit braunem Firniß überzogenen Schweinen, den Haufen von daumenlangen Fischen und unappetitlichen, regenwurmähnlichen Würsten, dem oft halb verfaulten Gemüse und Obst, den schmierigen hellgelben Kuchen, die Torten vorstellen sollen, und allerlei unbeschreiblichen Gerichten, die den Gedanken an Rattenschwänze und Hundefricassées wach rufen! — Die Kellerlöcher, in denen ein chinesischer Barbierkünstler die Köpfe seiner Kunden bis zum Scheitel glatt rasirt und ihnen elegant die Ohren ausspritzt; die Waschhäuser mit ihren fleißigen weißgekleideten Hemdenbüglern; die unterirdischen Gewölbe, wo Schaaren von Cigarren- und Pantoffelmachern thätig sind, und andere, wo an Hunderten von Nähmaschinen das Anfertigen von Kleidern fabrikmäßig betrieben wird: — das wogt und arbeitet und schnattert durcheinander und drängt sich in den schmutzigen Straßen und Gängen; die Johns mit stets grinsendem Lächeln, die Frauenzimmer mit den bemalten Gesichtern jeden ihnen begegnenden Weißen mit den Mandelaugen verschmitzt anblinzelnd. —

Indessen, man gehe in manche Privatwohnungen der wohlhabenderen Weißen, und man wird dort noch mehrfach Chinesen als Hausarbeiter angestellt finden (obwohl gute weiße Dienstboten, wenn deren nur genug zu bekommen wären, jetzt im Allgemeinen vorgezogen werden). Die chinesischen Hausdiener sind sauber gekleidet. Fleißig, ohne Widerrede und ohne viel Worte zu verlieren, kommen sie ihren Pflichten pünktlich nach. Was ihnen einmal gezeigt worden, verrichten sie mit ängstlicher Genauigkeit. In der Küche dienen sie als Köche, bei Tisch warten sie auf, sie putzen und reinigen Haus und Hof, sie sind mit einem Worte ganz vorzügliche Dienstboten. Geht man durch die verschiedenen Stadttheile, so wird man fast in jedem Häuserquartier ein chinesisches Waschhaus finden. Man mag dort vorbeigehen wenn man

will, vom frühen Morgen bis ſpät in die Nacht hinein ſieht man die Chineſen fleißig beim Bügeln beſchäftigt. In dieſen Localen ſieht es ſauber und nett aus, es iſt unbegreiflich, daß dies dieſelben Menſchen ſind, die im Chineſenviertel, wo ſie maſſenweiſe zuſammenhocken, in Schmutz und Unrath faſt verkommen. In vielen Fabriken, namentlich in den Wollenwaaren-, Cigarren-, Schuh- und Stiefel-, Kleider-Fabriken, ꝛc. überall, wo leichte Arbeit im Großen gethan wird, ſind ſie noch zu Hunderten thätig und als fleißige, zuverläſſige und namentlich billige Arbeiter geſchätzt. In den Agrikulturdiſtrikten iſt es theilweiſe noch ebenſo. Zur Erntezeit ſieht man immer noch Chineſen auf Feldern in verſchiedenen Gegenden thätig, und manche Landwirthe erklären, ebenſo wie die Fabrikbeſitzer, daß ſie ohne die Chineſenarbeit gar nicht fertig werden könnten, da es ihnen nicht möglich ſei, Arbeiter das ganze Jahr zu beſchäftigen, und wenn ſie ſolche maſſenweiſe zur Erntezeit plötzlich brauchen, ſo könnten ſie die nöthigen weißen Arbeitskräfte auf ſo kurze Zeit nicht bekommen, und müßten den familienloſen, bedürfnißloſen Zopfträger aus San Francisco kommen laſſen. Doch durch Anſiedlung ganzer weißer Arbeitercolonien wird dieſer Uebelſtand allmählig gehoben und dann der verhaßte Himmliſche für die Landarbeit ganz entbehrt werden können.

Niemand traue übrigens der Ehrlichkeit der Chineſen zu viel zu! — Es iſt eine traurige Erfahrung, daß der ſcheinbar ehrlichſte Chineſe, nachdem derſelbe jahrelang treu in einer Familie gedient hat, plötzlich mit den ſilbernen Löffeln, mit Geſchmeide u. ſ. w. verſchwindet. Die Fabrikbeſitzer machten wo möglich noch unangenehmere Erfahrungen. Mancher von dieſen, der für Chineſenarbeit ſchwärmte, hat es ſpäter bitter bereut, die Aſiaten beſchäftigt zu haben. Sobald dieſe nämlich ein Handwerk erlernt, verließen ſie meiſt ihre Arbeitgeber und fingen dasſelbe Geſchäft erſt im Kleinen, dann im Großen (in Genoſſenſchaften) an, hauſirten ihre Waaren von Thür zu Thür, verkauften billiger als es den Weißen möglich war, und ruinirten die Preiſe. Die Fabrikation von Cigarren, die Waſchanſtalten, das Herſtellen von Schuhen und Pantoffeln und von billigen Kleidungsſtücken, das Anfertigen von Kiſten, von Blechwaaren, Drechslerarbeit, Verfertigen von Tauen, Fußmatten, Frauen- und Kinderkleidern, Unterzeug u. ſ. w. war eine Zeitlang faſt ganz in ihren Händen, bis die Arbeiteragitation und die Kearneyfraction Ende der ſiebziger Jahre darin allmählig einen Umſchwung hervorbrachte, und es den weißen Arbeitern gelang, einen großen Theil des verlorenen Terrains zurückzuerobern. Die Chineſen ſcheinen ſich ſtets vor harter Arbeit geſcheut zu haben, welche hier zu Lande meiſtens die Irländer verrichten. Beim Häuſerbau, in Quarzminen ꝛc. fanden die Chineſen nie Beſchäftigung. Vor Pferden haben ſie eine kindiſche Furcht, ſo daß die Kutſcher und Fuhrleute vor der Concurrenz der Aſiaten ſtets ſicher waren. Ihr im Allgemeinen ſchwächlicher Körperbau verhindert ſie, es bei harter Arbeit den kräftigen Irländern gleich zu thun.

Ihren ganzen Erwerb ſenden ſie nach China. Alles, was ſie zum Lebensbedarf nöthig haben, beziehen ſie von dort. Ihre Kleidungsſtücke, Reis ꝛc., alles importiren ſie ſelbſt und kaufen von den Weißen faſt gar nichts. Die geringen Abgaben, welche man ihnen abzwingen muß, belaufen ſich nicht einmal auf ſo viel, um die Polizei, die ſie unter Controle halten ſoll, damit beſolden zu können. Nach Angabe des Steuereinnehmers der Stadt San Francisco haben ſämmtliche hier wohnenden Chineſen kaum 600,000 Dollars Eigenthum zu verſteuern, worunter nur 100,000 Dollars Grundbeſitz, während das geſammte Steuercapital unſerer Stadt, wie angeführt, 228 Millionen beträgt. Für das allgemeine Wohl, für öffentliche und wohlthätige Anſtalten, für Verbeſſerungen und Verſchönerungen in Stadt und Land, für alle höheren Zweige der Wiſſenſchaft, Kunſt und Induſtrie haben die Chineſen factiſch gar nichts gethan.

Volkstypen: Chineſiſche Wäſcher.

Der Chineſe leugnet mit einer Gelaſſenheit und lügt mit einer Geläufigkeit, die Einen vor Staunen und Verwunderung nicht zu Zorn und Entrüſtung gelangen läßt. Er lebt ſplendid von ſage fünfzehn Cents pro Tag und führt ein behagliches Daſein von denſelben Mitteln, bei denen ein Weißer umkommen müßte. Der Leſer wird mit Erſtaunen fragen: Wie iſt es möglich geweſen, daß die Californier dieſe Chineſenwirthſchaft ſo lange in ihrem Lande geduldet haben? — Leider muß den weißen Bewohnern des geſegneten Goldſtaats ſelbſt der größte Theil der Schuld für die Ueberhandnahme der Chineſeneinwanderung zugeſchrieben werden, denn es liegt klar auf der Hand, daß dieſe nie ſolche Verhältniſſe hätte annehmen können, wäre ſie nicht zu Anfang von hier aus ermuthigt worden. Man fand in den Aſiaten bequeme und billige Arbeiter, Hausdiener u. ſ. w., die man ohne Gewiſſensſcrupel anſtellte, man kümmerte ſich damals wenig um den Schaden, den das Gemeinwohl durch die alle Moralität verpeſtende Nähe des Chineſenviertels in dieſer Stadt erleiden mußte; das Capital, welches ſtets die billigſte Arbeit ſucht, war nur auf eigenen Vortheil bedacht; die Sanitätsbehörden der Stadt drückten ſeiner Zeit bereitwillig ein Auge zu, wenn es ſich um die mit jedem Jahre ſchwieriger werdende Reinigung des Augiasſtalles im Chineſenviertel handelte; der hochlöblichen Polizei

waren die Dollars der reichen sechs Compagnien von jeher ein Heilpflaster auf ihr Gewissen und auf ihre Pflicht, wenn die Municipalgesetze gegen chinesische Spielhöllenlocale, überfüllte Logirhäuser, geheime Gerichte, Frauenverkauf und anderen himmelschreienden Unfug ausgeführt werden sollten. Wurde es zu arg damit, so schleppte man allenfalls eine Zeit lang täglich ein paar Dutzend Himmlische bei den Zöpfen, zur Belustigung des Publicums, in's Gefängniß und schlug einen gewaltigen Lärm in den Zeitungen über die „Chinesenpest"; aber bald war wieder Alles beim Alten. Die größten Schreihälse gegen die Kuli-Einfuhr beschäftigten selbst die Asiaten; das Publikum kaufte die Waaren dort, wo sie am billigsten feil geboten wurden, Niemand frug darnach, ob sie von Weißen oder von Chinesen fabricirt seien. Die Chinesen machten sich selbstverständlich nichts aus den Fußtritten und dem Bewerfen mit Schmutz und Steinen, womit damals unsere „Hoodlums" (Straßengesindel) sie in diesem gelobten Lande empfingen, so lange ihnen nur der Eintritt in dasselbe frei stand; sie wußten daß hier Geld zu verdienen sei, und daß die Weißen sie trotz aller Schmähungen dennoch beschäftigen würden. Die Versuchung der chinesischen Arbeiter, welche daheim zehn Cents pro Tag verdienen, in Californien aber einen Tagelohn von fünfzig Cents bis zu anderthalb Dollars erhalten können, war zu verlockend, als daß die Furcht vor unseren „Hoodlums" sie von hier fortgehalten hätte.

Als die Chineseneinwanderung schließlich in bedenklicher Weise zunahm, versuchten es die Stadt- und Staatsbehörden, die Mongolenimmigration durch Antichinesengesetze zurückzuhalten und unseren unbeliebten asiatischen Gästen den Aufenthalt hier möglichst unbequem zu machen. Unter den damaligen Erlassen erregte das sogenannte Kubikfußgesetz, wonach jedem schlafenden Chinesen 500 Kubikfuß Raum gegeben werden mußte, bei den Weißen die meiste Zufriedenheit und bei den Chinesen die größte Bestürzung. Wäre das Edict damals in seiner ganzen Strenge durchgeführt worden, so würde damit das Zusammenhocken der Asiaten in ihren Kellerlöchern schon vor Jahren verhindert, dem ekelhaften Chinesenquartier eine seiner widerwärtigsten Institutionen genommen worden sein. Die Polizei schien zuerst wie besessen in der Ausübung ihrer Amtspflicht; man riß die Mongolen Nachts aus ihren Höhlen, band sie mit ihren Zöpfen zusammen und schleppte sie schaarenweise in die Gefängnisse. Die damaligen Municipalgesetze gegen die chinesischen Spielhöllen ꝛc., eine Taxe auf Waschhäuser ꝛc., wurden gleichfalls mit äußerster Strenge gehandhabt. (Die Specialia jener ersten Antichinesenbewegung habe ich im „Globus" 1873, Band XXIV, Nr. 15, 16 und 17 ausführlich behandelt.)

Die sechs Compagnien, welchen damals der Schrecken in die Glieder ging, beschränkten zeitweilig die Einwanderung ihrer Landsleute; aber bald war es wieder beim Alten. Die hochlöbliche Polizei wurde täglich lässiger. Was nützte es, den Asiaten einzusperren? Ein Quartier im Gefängniß war diesem ein Luxus, er

freute ſich darauf, einmal ein paar Tage auf Staatsunkoſten faullenzen zu können! Alle Uebelthäter einzuſperren, ging nicht, denn es fehlte dazu an Platz in den Gefängniſſen. Genug, man ſah die Unmöglichkeit ein, das Chineſenquartier auf ſolche Weiſe zu civiliſiren — vielleicht gaben auch die im Geheimen an der richtigen Quelle geſpendeten Dollars der Compagnien ſchließlich die annehmbarſten Ueberzeugungsgründe.

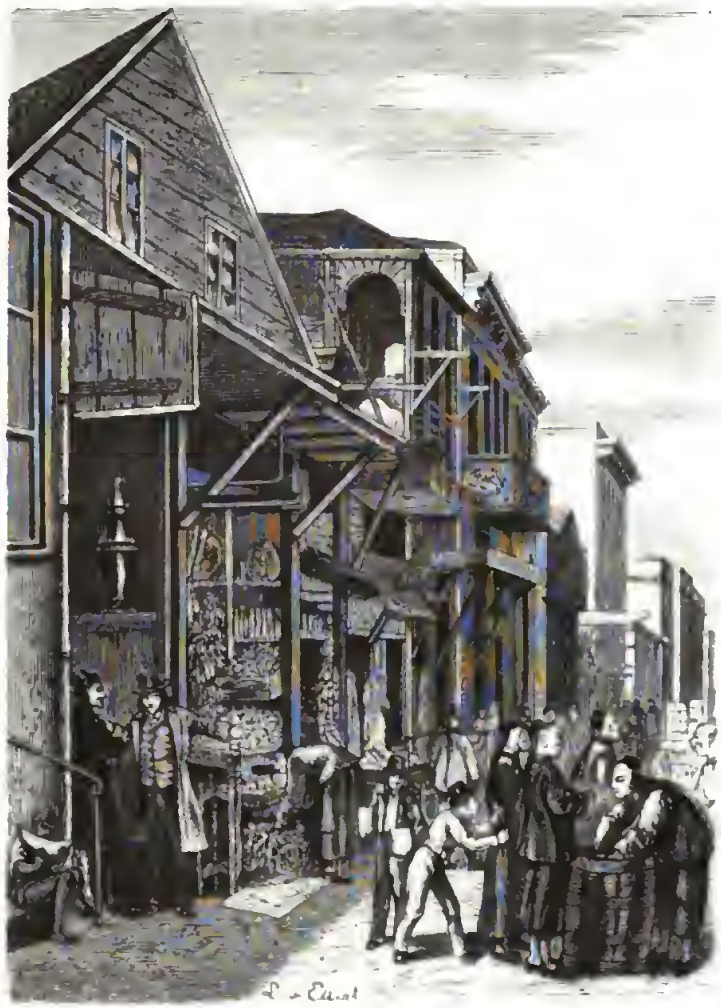
Nach einer Zwiſchenpauſe von etwa drittehalb Jahren, während welcher Zeit ſich der Strom der chineſiſchen Einwanderung hierher ſtetig vermehrte, ermannte ſich die californiſche Staatsregierung von neuem und erließ ein Geſetz gegen die Importation von chineſiſchen Dirnen, ſowie andere ſpeciell gegen die Chineſen gerichtete Anordnungen, um dieſen das Hierherkommen gründlich zu verleiden. Die ſechs Compagnien appellirten gegen die Geſetze, als gegen den Burlingamevertrag verſtoßend, und das hochweiſe Obergericht der Vereinigten Staaten zu Waſhington annullirte im März 1876 alle gegen die chineſiſche Einwanderung und ſpeciell die gegen liederliche Frauenzimmer gerichteten Geſetze des Staates Californien als unconſtitutionell. Gleichzeitig mit dieſer unſere Menſchenrechte gleichſam verhöhnenden Entſcheidung des Oberbundesgerichts, welche uns der aſiatiſchen Ueberſchwemmung abermals hülflos überlieferte, meldete der Telegraph, daß alle chineſiſchen Dampfer während der Sommermonate zur vollen Capacität für den Transport von Kulis nach San Francisco im voraus gechartert ſeien, daß Extra-Dampfer und Segelſchiffe für den Transport von chineſiſchen Einwanderern gemiethet wären, daß bereits 500 von dieſen Hongkong verlaſſen hätten. Dieſe Nachricht warf gleichſam den Funken in's Pulverfaß, jeder Vernünftige in San Francisco ſah ein, daß ſofort Mittel ergriffen werden müßten, um die uns bedrohende aſiatiſche Maſſeneinwanderung zurückzuweiſen, und die allgemeine Antichineſenbewegung nahm damit ihren Anfang.

Im Jahre 1879 wandte ſich dann die Bevölkerung Californiens durch ihre Vertreter das erſte Mal direct an den Congreß, um die Chineſeneinwanderung zu beſchränken, gegen welche ſich die Staats- und Municipalgeſetze als ganz erfolglos herausgeſtellt hatten. Der zuerſt formulirte Geſetzesvorſchlag beſtimmte, daß kein Schiff mehr als 15 chineſiſche Paſſagiere befördern und in irgend einem amerikaniſchen Hafen an's Land ſetzen dürfe. Dieſe ſogenannte „15 Paſſagiere-Bill" wurde nach grimmigen Debatten von beiden Häuſern angenommen, aber vom Präſidenten Hayes mit dem Veto belegt, weil, wie dieſer ſagte, der in Kraft ſtehende „Burlingame-Vertrag", durch welchen den Chineſen das Recht der Einwanderung nach Amerika und die Freizügigkeit in dieſem Lande zuerkannt war, erſt gekündigt werden müſſe, ehe die Vereinigten Staaten einſeitig in dieſer Sache vorſchreiten dürften. Die Regierung in Waſhington faßte infolgedeſſen den Beſchluß, mit China Verhandlungen anzuknüpfen, um den Burlingame-Vertrag abzuändern und die Chineſeneinwanderung zu beſchränken.

Im Jahre 1880 gelang es den drei amerikanischen Bevollmächtigten Angell von Michigan, Swift von Californien und Trescott von Südcarolina einen neuen Vertrag mit der chinesischen Regierung abzuschließen, der den Vereinigten Staaten das Recht gab, die Chineseneinwanderung zu beschränken oder zu suspendiren, ohne dieselbe aber absolut verbieten zu dürfen. Die Beschränkung oder Suspension sollte sich nur auf chinesische Arbeiter erstrecken, andere Classen sollten nicht davon betroffen sein. Auf diesen Vertrag fußend, brachte der californische Bundessenator John H. Miller eine neue Antikulibill vor den Congreß, der trotz aller Anstrengung der östlichen Chinesenfreunde endlich doch von beiden Häusern mit großer Majorität angenommen wurde. Dieses Gesetz verfügte, daß allen chinesischen Arbeitern (laborers) die Einwanderung nach den Vereinigten Staaten verboten sei; dagegen sollte Einwanderung für Studenten, Kaufleute und Händler, Vergnügungs- und Gesellschaftsreisende, chinesische Beamte und deren Diener gestattet sein. Alle chinesischen Arbeiter, die zu Besuch nach China reisen wollten, müßten sich vor ihrer Abreise in irgend einem Zollhause der Vereinigten Staaten registriren lassen, die bevorzugten Classen dagegen hatten eine consularische Beglaubigung und einen Erlaubnißschein ihrer Regierung vorzuweisen, um einwandern zu können. Das Gesetz sollte für einen Zeitraum von 20 Jahren Gültigkeit haben. Der Präsident Arthur belegte diese „Bill" jedoch mit seinem Veto, indem er behauptete, daß die 20 jährige Klausel ein Vertrauensbruch sein würde und nicht als eine Suspendirung der Chineseneinwanderung angesehen werden könne. Die oben erwähnte Antikulibill wurde darauf von 20 Jahren auf 10 Jahre abgeändert und erhielt in dieser Form gesetzliche Gültigkeit (8. Mai 1882).

Die strikte Durchführung jenes Gesetzes hat sich aber leider als eine Unmöglichkeit herausgestellt. Das Paßsystem namentlich ist ganz unzulänglich, weil die Zopfträger für ein kaukasisches Auge alle einander so ähnlich sehen, wie ein Ei dem andern. Sollte ein Schwur die Identität feststellen, so ändert dies nichts an der Sache, denn nicht nur der Kuli selbst schwur das Blaue vom Himmel herunter, sondern Dutzende von hier lebenden Mongolen waren zu jeder Zeit bereit, einen Eid zu leisten, daß der Betreffende der richtige Mann sei. Die Neuankömmlinge standen auf den Pässen, die sie aus China mitbrachten, meistens als Kaufleute und Studenten verzeichnet, wenn man ihnen auch den Kuli auf hundert Schritte ansehen konnte. Wurden die Kulis von den Zollhausbeamten zurückgewiesen, so appellirten jene an den Schutz der Bundesgerichte, die sie unter einem Habeas-Corpus-Verfahren landen ließen und ihnen in neun Fällen unter zehn das Hierbleiben gestatteten. Die Certificate bildeten in China einen Handelsartikel, ein Mandarin in Canton trieb den Certificatsschwindel sogar geraume Zeit en gros ꝛc. ꝛc.; genug, es würde ein Buch füllen, um alle die genialen Schliche und Kniffe und falschen Eide der bei diesem Umgehen des Restrictionsgesetzes betheiligten Mongolen aufzuzählen.

Im Jahre 1884 nahm der Congreß ein Amendementsgeſetz zu der Reſtrictionsacte an, worin beſtimmt wurde, daß es keinem Chineſen geſtattet ſein ſolle, den Boden der Vereinigten Staaten ohne Paß zu betreten oder zu verlaſſen, daß jeder von China abreiſende Mongole ſeinen Paß dort durch einen amerikaniſchen Conſul beſtätigen laſſen müſſe, und daß dieſes Geſetz nicht nur auf Chineſen, die in China



San Francisco: Im Chineſen-Viertel.

wohnten, ſondern auch auf ſolche aus allen anderen Ländern Anwendung finden ſolle. Der zuletzt genannte Paſſus bezog ſich auf das unter engliſcher Oberhoheit ſtehende Hongkong, dem Einſchiffungsorte aller nach Amerika reiſenden Chineſen, in welchem Platze, wie erwieſen worden war, die meiſten Schwindeleien mit den Certificaten ſtattfanden.

Aber auch dieſe Amendementsacte wurde bald auf alle mögliche Weiſe umgangen und von den Gerichten ſo beſchnitten und ausgelegt, daß ſie das Uebel der ungeſetzlichen Einwanderung durchaus nicht beſeitigte. Vor Allem wurde es den ſogenannten durchreiſenden Chineſen geſtattet, das Gebiet der Vereinigten Staaten temporär zu betreten. Während ihres Aufenthaltes in San Francisco war es den z. B. nach Victoria in Britiſch-Columbia reiſenden Chineſen ein Leichtes, ſich mit den hieſigen Verhältniſſen bekannt zu machen und bei ihrer Rückkehr von dort ihre Eide ſo einzurichten, daß ſie bei einem Habeas-Corpus-Verfahren den Richtern ein X für ein U vormachen konnten; oder ſie kauften ſich im hieſigen Chineſenviertel einen Retourpaß; wie er jedem zu Beſuch nach China reiſenden Zopfträger von dem Zollamt ausgeſtellt wird. Außerdem beſcheinigte ein in Victoria wohnender amerikaniſcher Conſul, der ſich leicht überzeugen ließ, manchem ſchlauen Mongolen, daß dieſer bereits vor der Annahme der Amendementsacte in Californien gelebt hätte, was dem Zopfträger dann den freien Eintritt in San Francisco ſicherte, — und ſo iſt es gekommen, daß ſich die Aſiaten mit Hülfe der Gerichte, durch ungezählte falſche Eide und durch ihre Freunde nach wie vor maſſenweiſe in das gelobte Land Amerika hineinſchmuggeln.

Jetzt ſollen nun nach Anordnung der San Franciscoer Stadtverwaltung abermals lokale Maßregeln zur Anwendung gebracht werden, um die Axt an die Wurzel des Uebels, das unbeſchränkte Gewährenlaſſen dieſes Barbarismus inmitten eines ſonſt völlig civiliſirten Gemeinweſens, zu legen. Endlich wird es ſomit doch noch durch geſetzliche Mittel gelingen, das Chinatown der Goldſtadt zu beſeitigen, dieſes Stück Aſien hier verſchwinden zu laſſen, um ſo mehr, da faſt die ganze Bevölkerung der Pacific-Küſte wie Ein Mann die unwillkommenen Gäſte los zu werden wünſcht, und die Agitation für Verſchärfung des Verbotgeſetzes in jeder Congreßſitzung lebhaft betrieben wird.

* * *

Wenn irgend etwas in dem chineſiſchen Stadttheil San Franciscos einen Beſuch verdient, ſo iſt es eines der beiden Theater, welche die Bewohner des Himmliſchen Reiches in der Jackſonſtraße beſitzen. Das populärſte und ältere der beiden Gebäude iſt das „Chinese Royal“. Ein langer, ſchmaler Thorweg, zu beiden Seiten mit ſchlitzäugigen Obſt- und Kuchenhändlern beſetzt, führt uns zu dem Eingang, an welchem uns das Entrée abverlangt wird. Die Höhe desſelben richtet ſich praktiſcherweiſe nach der Stunde des Kommens. Zu Beginn der Vorſtellung wird den weißen „Barbaren“ etwa ein halber Dollar abverlangt, während den „Himmliſchen“ die beſten „Fauteuils“ und „Parquetſitze“ für einen viertel Dollar zur Verfügung ſtehen. Nach zehn Uhr, alſo in der Stunde wo die Ehemänner in Europa ihre Frauen abzuholen

pflegen, wird ihnen in dem chineſiſchen Theater rückſichtsvollerweiſe das Warten im Regen und Schnee dadurch erſpart, daß man ihnen nur die Hälfte des Eintrittspreiſes abverlangt, eine Einrichtung, welche in Europa entſchieden Nachahmung verdient. Uebrigens wird der ſchönſte und intereſſanteſte Theil des Dramas ſelten vor elf Uhr Nachts erreicht, und da das Stück häufig bis zwei oder drei Uhr Morgens dauert, ſo kann man ſich hier viel billiger und viel länger langweilen, als in den europäiſchen Theatern.

Treten wir alſo ein. Im erſten Augenblick glauben wir uns in einem gewöhnlichen Theater zu befinden. Wir ſehen dieſelbe Einrichtung des Parquets, des im Halbkreis herumlaufenden erhöhten „Dress Circle" ꝛc. Oberhalb des letzteren befindet ſich eine Galerie, an deren einem Ende wir zwei Logen ſehen, während das andere Ende für die Damen reſervirt iſt, denn dem ſchönen Geſchlechte iſt das Zuſammenſein mit den Männern ſelbſt im Theater unterſagt. — Der ganze Zuſchauerraum iſt ohne Decoration, aus rohem Holze gezimmert, das durch das langjährige Herumwetzen mit den Sitztheilen der „Himmliſchen" eine matte Politur erlangt hat.

Und die Bühne? — Obgleich ich noch vor dem Beginn der Vorſtellung im Theater erſchienen war, ſo konnte ich ſie vom Zuſchauerraum doch in allen Einzelheiten wahrnehmen, denn das chineſiſche Schauſpielhaus beſitzt keinen Vorhang. Im Allgemeinen erinnert die Bühnen-Einrichtung an jene, wie ſie zu Zeiten Eliſabeths in England gebräuchlich war, d. h. ſie iſt gar nicht eingerichtet. Von Decorationen, Seitencouliſſen, Möbeln u. dgl. iſt keine Spur vorhanden. Es iſt eine einfache Plattform, in deſſen Hintergrund das Orcheſter ſitzt und fleißig darauf losfiedelt. Der Lärm, den dieſe Muſikanten während der Pauſen mit ihren Cymbeln, Tamtams, Fiedeln, Pfeifen u. ſ. w. hervorbringen, iſt wahrhaft ohrenzerreißend; wenn mir etwas dabei unbegreiflich war, ſo iſt es, wie die Muſikanten dieſe verrückte Dudelſack-Pfeiferei ſelber anhören können, ohne das Gehör zu verlieren. Den komiſchſten Eindruck machte einer der langbezopften Geiger, dem es offenbar ungeheure Mühe machte, ſeine ſchwere Pfeife im Mund zu erhalten und gleichzeitig ſeinen Theil von der Violine herabzuſägen. — Endlich beginnt die Vorſtellung. Die Schauſpieler kommen im Trabe aus einer Thüre, die ſich zur Linken des Orcheſters befindet und mit einem Kleiderfetzen verhängt iſt. Zur Rechten des Orcheſters iſt eine ähnliche als Ausgang dienende Thüre. Die Möbel und Einrichtungsſtücke, welche während des Spieles gebraucht wurden, ſtanden zu beiden Seiten der Bühne, und die Diener, denen ihre Aufſtellung oblag, ſpazierten gemächlich dazwiſchen auf und ab, um zuweilen hinter einer ſpaniſchen Wand zu verſchwinden, welche die Toilette der Schauſpieler den Blicken des Publikums entzieht. Natürlich konnte ich von der Handlung nur dann etwas verſtehen, wenn irgend einer der Schauſpieler erſchlagen oder erſtochen wurde. Dann blieb er gewöhnlich eine Minute unbeweglich liegen, ſtand dann auf und rannte

durch die Ausgangspforte davon, etwa wie Bottom im „Mid summer nights dream“ es vor dem Herzoge thut. Die ganze Vorstellung hatte überhaupt mit diesem Shakespeare'schen Lustspiele große Aehnlichkeit — selbst der Löwe fehlte nicht, ja man hätte in der That auf die Vermuthung kommen können, das Shakespeare'sche Meisterstück in chinesischer Sprache vor sich zu sehen.

Die Tracht der Schauspieler erinnerte an die billige Ausstattung mancher Vorstadt- oder Dilettanten-Theater Europas, sie zeichnete sich vor diesen nur durch die höhere Glut der Farben aus, die selbst einem sumatranischen Paradiesvogel Augenschmerzen verursacht hätten. — Wie in der erwähnten Zeitepoche in England, so fehlen auch hier die weiblichen Schauspieler, und die Frauenrollen werden von Männern gegeben, die sich mit bewundernswerther Geschicklichkeit in Frauengewänder kleiden und im Falsetto die weiblichen Stimmen nachahmen. Ich hätte geschworen, Chinesinnen vor mir zu haben, denn erst als die Chinesen selbst mir das Gegentheil versicherten, glaubte ich an die Verkleidung.

Die meisten zur Aufführung gelangenden Stücke sind historischen, man könnte sagen, vorsündfluthlichen Charakters: Komplote gegen die bestehende Regierung, Thronumstürze, Kriege; nur höchst selten sind es Liebesgeschichten und Kämpfe zwischen Rivalen, die jedoch sich ebenso auf mehrere Abende vertheilen, wie die Nibelungen-Trilogie oder die historischen Dramen Shakespeare's.

Der erste Theil der Vorstellung, welcher ich beiwohnte, war eine chinesische — Oper. Man erschrecke nicht! Eine Oper aus Rezitativen bestehend, die unter der Begleitung von Tamtams, Guitarren, Hongs und verschiedenen Streich- oder vielmehr Säge-Instrumenten abgesungen wurden. Die ganze Musikleistung war für nichtchinesische Ohren zum Davonlaufen, soferne diese nicht an den Köpfen von Wagnerianern saßen. Es war jedoch Methode darin. Der Kapellmeister hatte sein in Hemdärmeln dasitzendes, tabakrauchendes Orchester vollkommen in seiner Hand, das letztere, wie die Sänger folgen genau dem Takte, den er mit zwei Elfenbeinstäben auf einem kleinen Ambos so hörbar schlug, wie im Lortzing'schen „Waffenschmied“. Der Gesang war natürlicherweise ebenso höllisch wie die Instrumentalmusik, er erreichte seinen Höhepunkt in einem Triller, den die Hauptperson des Stückes, ein mit Federn und Seidengewändern geschmückter Mandarin zum Besten gab. Das Fürchterlichste war damit überstanden, die Krisis war für uns europäische Zuseher vorüber und wir bleiben. Die Vorstellung dauert ununterbrochen fort; alle zwei oder drei Minuten läuft einer der Schauspieler von der Bühne und kommt nach kurzem Fortbleiben bei der anderen Thüre wieder herein. In einigen Momenten waren mehr als zwanzig Darsteller gleichzeitig auf der engen Bühne beisammen, ihre bis an den Boden reichenden Haarzöpfe baumelten umher, wie Brunnenschwengel im Winde. Leider fiel hie und da einer der Darsteller aus seiner Rolle; so z. B. der König, der mit-

ſammt ſeiner Krone häufig nach hinten eilte, um ein Täßchen Thee zu trinken, das er ſich aus einer Art Samovar höchſt eigenhändig einſchenkte.

Das chineſiſche Publikum, etwa aus 700 bis 800 Perſonen beſtehend, verhält ſich während dieſer theatraliſchen Vorſtellungen gewöhnlich ſchweigend und anſcheinend indifferent, nur ſelten giebt es Zeichen des Mißvergnügens oder der Freude. Der chineſiſche langbezopfte Theaterdirektor ſaß neben uns im Zuſchauerraum, eine ſelbſtgedrehte Havanna-Cigarre ſchmauchend; die Logenſchließer ſtanden theilnahmslos umher, kauten Zuckerrohr oder zermalmten Pea nuts (Erdnüſſe). — Nur wenn die (in

Frauen-Proceſſion vor einer Branntweinkneipe, zur Bekehrung von Trunkenbolden.

jedem Stück auftretenden) Clowns und Akrobaten erſchienen und ihre komiſchen Kunſtſtücke zum Beſten gaben, gab ſich das Auditorium ungezähmter Heiterkeit hin, die bei ernſteren Gelegenheiten wieder durch das laute Schluchzen der chineſiſchen Frauen auf der Galerie aufgewogen wurde.

Je weiter die Vorſtellung vorwärts ſchreitet, deſto theilnahmsloſer wird das Publikum; Viele ſchlafen, die Mehrzahl raucht und gegen zwei Uhr Morgens iſt der ganze Saal in eine Atmoſphäre gehüllt, die ſelbſt den Stärkſten betäuben muß. Dann iſt das Ende der Vorſtellung erreicht, das Publikum entfernt ſich ſchweigend, ohne den geringſten Lärm. In den chineſiſchen Straßen draußen herrſcht noch Leben,

aber es ist geräuschlos. Die Fenster sind alle erleuchtet, auf den zahllosen Balkonen und in den Thorbögen sieht man einzelne Gestalten. Alles hat den Anschein der Solidität, des leidenschaftslosesten Lebens. Aber das ist nur in den Straßen so, die kalten Mauern verhüllen die Laster, denen zu dieser Stunde der Nacht in den labyrinthartigen Kellerlöchern, in den Prostitutionshäusern, den Opium-Höllen gefröhnt wird. Ein weißer Polizist öffnet uns auch zu diesen die Pforten. Wir wollen eine der letzteren besuchen.

Die Chinesen haben das Laster des Opiumgenusses aus ihrer Heimath mit herüber nach Amerika gebracht, sie fröhnen hier wie dort dieser verzehrenden, schrecklichen Leidenschaft. Ebenso zahllos wie die Spielhöllen sind in dem Chinesen-Quartier San Franciscos auch die Opiumhäuser, und leider muß es gesagt werden, daß es nicht die Mongolen allein sind, welche sich dem Opiumrauchen hingeben. Unter den Amerikanern ist das Laster beinahe ebenso verbreitet, ja es ist erwiesen, daß unter je hundert Amerikanern sich mindestens zwei Opiumraucher befinden.

Es ist eigenthümlich, daß fremde Racen oder selbst Nationen bei ihrer Vermischung sich stets zuerst ihre schlechten Eigenschaften gegenseitig ablernen.

Der Opiumgenuß ist den Chinesen in San Francisco von den Stadtbehörden ebenso erlaubt, wie den Weißen das Tabakrauchen, allein den Nichtchinesen ist er auf das Strengste verboten. Noch vor einem Jahre hatte das Laster unter den Weißen derartig überhand genommen und so große Verheerungen angerichtet, daß sich die Stadtbehörde im Interesse des öffentlichen Wohles zu dem genannten Verbote genöthigt sah. Den Wirthen der Opiumhäuser wird gegenwärtig eine Strafe von 100 bis 500 Dollars auferlegt, falls sie den Besuch eines Weißen gestatten, diesen letzteren wird der Aufenthalt in den Opiumhäusern als Verbrechen angerechnet. Seit der Einführung dieses Gesetzes machen die Opiumhäuser bedeutend schlechtere Geschäfte, denn sie sind gegenwärtig auf die schlechtzahlenden Chinesen angewiesen, die allerdings auch häufigere Besucher sind. Ihnen dient der Opiumgenuß als Arznei für jedwede Krankheit, die sie heimsuchen sollte; das Uebel wird in der That in den meisten Fällen momentan gelindert, um jedoch später einer vollständigen Erschlaffung und Abtödtung der Nerven Platz zu machen.

Wie bei den Restaurants, so giebt es auch von Opiumhöllen verschiedene Klassen, für die verschiedenen Grade der chinesischen „Gesellschaft" von San Frisco (dies ist die in Californien gebräuchlichste Bezeichnung der Stadt). Glücklicherweise kann man sich das Opium nicht in die Pfeife stopfen oder Cigaretten daraus drehen, sonst wäre das Laster vielleicht ebenso verbreitet, wie das Tabakrauchen. Der Genuß des Opiums ist mit einer gewissen Umständlichkeit verbunden, welche der Verbreitung der Leidenschaft einen wirksamen Damm entgegensetzt. Betrachten wir die Einrichtung einer „Opium Den" für die vornehmste Klasse. In dem niedrigen engen Raum befindet

ſich ein etwa 2½ Fuß hoher, 8 Fuß langer und 5 Fuß breiter Tiſch, mit feinen Matten und Teppichen bedeckt. In der Mitte des Tiſches ſtehen auf einem Geſtelle die Opiumpfeifen, Opiumbehälter und eine kurios geformte Lampe mit kleiner Flamme. Die Pfeifen beſtehen aus einem dicken, circa 2 Fuß langen Ebenholz- oder Mahagonyrohr mit weiter Bohrung. Wie bei allen chineſiſchen Pfeifen, ſo iſt auch hier der Kopf nicht am Ende des Rohres, ſondern ſitzt beiläufig ſechs Zoll oberhalb auf einem meſſingenen Verbindungsgliede. Die Pfeifenköpfe kommen alle aus China und ſind aus einer Art feuerfeſtem Thon in ſonderbarer Geſtalt angefertigt. Der obere Theil iſt nämlich bis auf eine kleine Oeffnung in der Mitte vollſtändig geſchloſſen, und uns war es ein Räthſel, auf welche Weiſe die Pfeife gebraucht wird. Der Wirth des Opiumhauſes ließ ſich deshalb herbei, eine Pfeife zum Rauchen herzurichten. Er nahm hiezu mittelſt eines ſpitzigen, netznadelähnlichen Eiſenſtäbchens aus einer Hornbüchſe etwas Opium, legte ſich neben der Lampe auf den Tiſch und begann das Opium über der Flamme durch Hin- und Herdrehen des Stäbchens zu erweichen. Hierauf nahm er die Maſſe von der Stabſpitze herab, formte ſie zu einem kleinen, der Patrone eines Revolvers nicht unähnlichen Cylinder und ſteckte dieſen in die Pfeife. Hierauf durchſtach er den Cylinder durch die vorerwähnte kleine Oeffnung in dem Pfeifendeckel, um ihm Zug zu geben. Damit war die Pfeife zum Rauchen hergerichtet. Die ganze Operation hatte etwa drei Minuten in Anſpruch genommen. Unſer Wirth ſchien während ſeiner Beſchäftigung unſere Gegenwart gänzlich vergeſſen zu haben, denn er legte ſich nun auf den Teppichen, die über den Tiſch gebreitet waren, zurecht, lehnte ſeinen Kopf auf ein hölzernes Kiſſen und begann zu rauchen, indem er die Pfeife gegen die Lampe hielt und lange, tiefe Züge daraus that. Nach jedem Zuge zog er die Pfeife vorſichtig von den Lippen, um den Strom des Opiumrauches im Pfeifenrohre nicht zu unterbrechen. Sollte dies dennoch geſchehen, ſo wird die Pfeife mit dem vorerwähnten ſpitzigen Eiſenſtäbchen wieder geöffnet.

Es gehört jedoch nicht wenig Geduld zum Opiumgenuſſe, denn die Pfeife, zu deren Stopfen man drei Minuten Zeit braucht, iſt nach zehn bis zwölf Zügen wieder ausgeraucht und man muß ſie auf's Neue füllen. Da nun der Opiumraucher gewöhnlich erſt mit ſechs bis zwölf Pfeifen befriedigt iſt, ſo kann man ſich leicht einen Begriff von dieſer Geduldprobe machen.

Die Chineſen huldigen, wie bemerkt, dem Laſter des Opiumgenuſſes in ſchreckenerregender Weiſe. Gegenwärtig rauchen die Chineſen das Opium als ſorgen- und ſchmerzſtillendes Mittel. Nach dem Opiumgenuſſe tritt bald eine Erſchlaffung aller körperlichen Funktionen, eine wunderbar erquickende und behagliche Ruhe des Geiſtes ein. Unempfindlich für Schmerz und Kummer, aller Sorgen und Angſt ledig, überläßt ſich der Geiſt einem träumeriſchen Wohlbehagen, und kennt für den Augenblick kein anderes

Gefühl, als das eines unſagbaren Glückes, das allmälig einem ſanften Schlummer Platz macht. Dieſer Zuſtand des Träumens währt gewöhnlich acht bis zehn Stunden. Dann erfolgt die unangenehme Reaktion, die ſich in Uebelkeiten, Kopfſchmerzen, Zittern der Glieder u. ſ. w. zu erkennen giebt und ſich erſt allmälig wieder legt.

Der Opiumgenuß hat in Amerika wie in England in der letzten Zeit ſehr überhand genommen, aber es wird hier nicht geraucht, ſondern gegeſſen — nur die Chineſen und einige kaliforniſche Weiße ſind Opiumraucher. Es dürften bei dieſer Gelegenheit wohl einige Bemerkungen über den Genuß des Opiums von Seite der Weißen geſtattet ſein. In Amerika wird dem Laſter von allen Ständen der eingeborenen (nicht der eingewanderten) Bevölkerung gefröhnt. Man findet die Opiumeſſer in den höchſten Geſellſchaftskreiſen, wie in den niedrigſten, und ſonderbarerweiſe iſt das Laſter gerade in den höchſten Kreiſen am verbreitetſten. Die Anforderungen, die in Amerika, dem Lande des raſtloſen Vorwärtsdrängens, an die körperliche und geiſtige Leiſtungsfähigkeit des Einzelnen geſtellt werden, bilden eine nie verſiegende Quelle der Verſuchung, ſich dem Genuſſe des ſo verlockenden und doch unbedingt zerſtörenden Reizmittels zu überlaſſen. Ganz beſonders ſind es Schriftſteller, Journaliſten, Aerzte, Staatsmänner und Advokaten, die in der Armee der Opiumeſſer vertreten ſind. Das Opium belebt ihre erſchöpfte Kraft, es giebt ihnen, wenigſtens auf Augenblicke, die frühere Energie und Spannkraft zurück, es läßt ſie ihre körperlichen und geiſtigen Leiden vergeſſen, es verſetzt ſie in einen Zuſtand der Ruhe und Behaglichkeit, die ſo gänzlich außerhalb ihres gewöhnlichen Lebens liegt. Allen Leidenden und Heimgeſuchten bietet das Opium für kurze Augenblicke ſcheinbares Glück, die Verſuchung dieſes Glückes theilhaftig zu werden iſt gewöhnlich zu groß, um ihr zu widerſtehen.

Wer ſich einmal dem Opiumgenuſſe überlaſſen, dem iſt es unendlich ſchwer, ſich davon wieder loszureißen. Ob Chineſe oder Weißer, ſie befinden ſich in der Gewalt eines Dämons, der ſein Opfer mit eiſernen Banden feſthält, aus deſſen Klauen das Entrinnen ſchwer möglich iſt. Unaufhörlich muß die Gabe verſtärkt werden, nicht um angenehme Empfindungen zu erregen, ſondern nur, um die Qualen wieder los zu werden, welche die Entbehrung des zum Bedürfniß gewordenen Reizmittels bereitet. Elend im Beſitze ſeines Betäubungsmittels und noch elender ohne dasſelbe, wird der Opiumeſſer zum Urbild menſchlicher Verkommenheit und Verzweiflung, ſehnſuchtsvoll harrt er des Todes, der allein ihn von ſeinen Leiden zu befreien vermag. —

Trotzdem giebt es gerade in Amerika manche Fälle, wo ſich Opiumeſſer, allerdings mit unglaublicher Willenskraft, von dem verderbenbringenden Uebel losgeriſſen haben, aber im Vergleich zu der großen Zahl der dem Opiumgenuſſe Ergebenen verſchwinden ſie. Bei den Chineſen kommt es äußerſt ſelten vor, daß ſie, einmal dem Opiumrauchen ergeben, demſelben wieder entſagen.

Der Geſammtwerth des durch das Zollamt in die Vereinigten Staaten eingeführten rohen Opiums beträgt in einem Jahre über eine Million Dollars, jener des Rauchopiums der Chineſen 1 Million Dollars, alſo 2 Millionen jährlich zur Befriedigung einer Leidenſchaft, die den körperlichen und geiſtigen Ruin der ihr Ergebenen zur Folge hat! —

8. Das Santa-Clara-Thal.

Die Stadt San Francisco iſt in einem weiten Halbkreiſe, deſſen offene weſtliche Seite das Stille Meer bildet, von einem Kranze überaus fruchtbarer Thäler umgeben, welche beim Goldenen Thor ihren natürlichen Ausgangspunkt finden. Nach Norden, an die Ufer der San-Pablo-Bai grenzend, liegen die Thäler von Sonoma und Napa, berühmt geworden durch ihren Weinbau; am öſtlichen Ufer der großen San Francisco-Bai lagern ſich um den Fuß des Mount Diablo die anmuthigen Thalgründe von Contra Coſta, geſchmückt mit endloſen Obſtgärten, wohlcultivirten Farmen und reizenden Hainen, und jenſeits jener Hochwarte des Goldlandes erſtrecken ſich die Hunderte von Meilen langen, breiten Thalebenen von Sacramento und San Joaquin, deren unerſchöpflicher Alluvialboden den Flotten von Klipperſchiffen, welche alljährlich den Hafen von San Francisco verlaſſen, ihre nach Hunderttauſenden von Tonnen zählenden Ladungen von Weizen liefert, womit das geſegnete Californien zur Kornkammer von Albion geworden iſt. Im Süden liegt das an Cerealien nicht minder reiche Santa-Clara-Thal, deſſen Verzweigungen — die fruchtbaren Thäler des Salinas und Pajaro — ſich bis nach der Bai von Monterey erſtrecken und das man paſſend als den Garten der californiſchen Handelsmetropole bezeichnen kann.

Der Reiſende, welcher San Francisco verläßt, um eines jener Thäler zu beſuchen, wird bereits nach einer Fahrt von wenigen Meilen in ein ſo verändertes Klima gelangen, als ſei er von den Geſtaden der Atlantis plötzlich nach Syrien verſetzt worden. Die Inlandthäler Californiens, durch anſehnliche Höhenzüge von den Küſtenſtrichen getrennt, in denen feuchte Nebel und kalte Seewinde das ganze Jahr über vorherrſchend ſind, erfreuen ſich nach der Regenszeit des Winters einer milden Durchſchnittstemperatur, dagegen ſind ſie im Sommer intenſiv heiß und trocken. Während nach dem Eintritt der trockenen Jahreszeit häufig dichte Seenebel über die auf einer ſandigen Halbinſel erbaute große Handelsſtadt am Goldenen Thore wolkenähnlich hinfliegen und unangenehme kalte Winde den Staub und feine Sandtheile in Menge durch die Straßen wirbeln, breitet ſich über das Inland ein reiner Azurhimmel aus, es herrſcht dort eine milde, wahrhaft italieniſche Luft. Die in der Ferne liegenden Gebirgszüge ſind in ein duftiges Blau gehüllt; in der parkähnlich mit Eichen ge-

ſchmückten Landſchaft liegen grüne, ſchwellende Hügel und meilenbreite, wogende Weizenfelder, und die faſt tropiſche Farbenpracht der Flora — die mit duftenden weißen Blüthen förmlich bedeckten Mandelbäume, die Pfirſichbäume ihn ihrem lieblichen roſigen Gewand, Heliotropen und Geranien, 6 bis 10 Fuß hoch, die mit bunten Blumen förmlich beladenen und kleinen Bäumen zu vergleichenden Fuchſien, die Pracht der Roſen und von Hunderten anderer Blumenarten, die in Deutſchland nur in Treibhäuſern gedeihen — entzückt das Auge. Wer nach der Regenzeit die romantiſchen Vorberge (foot hills) der Sierra Nevada oder die kaum minder herrlichen, prächtig bewaldeten Küſtengebirge durchſtreift hat, wo die rauſchenden Bäche durch blühende Thalgründe herabbrauſen, und die laue, und doch die Nerven ſtählende Luft eingeathmet hat, wird gewiß Californien als eines der ſchönſten Länder auf dieſem Erdball preiſen. Beſucht er jedoch dieſelben Gegenden nach wenigen Monaten wieder, ſo wird er in der alsdann in ein monotones Braun gekleideten Landſchaft, wo ihn eine glühende Sonne verſengt, ſein früheres Paradies ſchwerlich wieder erkennen.

Californien iſt ein Land der Contraſte und derſelbe Wechſel des Klimas, der in faſt jeder Jahreszeit zwiſchen San Francisco und dem Innern herrſcht, findet hier wiederum ſein ſpecielles Gegenſtück. Daß ſich unter ſo bewandten klimatiſchen Abnormitäten die Reiſenden, welche Californien zu verſchiedenen Jahreszeiten beſucht haben, in ihrem Urtheil über dieſes Land ſchnurſtracks widerſprechen, iſt nicht zu verwundern. Selbſt auf die Stadt San-Francisco findet dies ſeine Anwendung; denn bleiben dort, was häufig vorkommt, die Seewinde und Nebel einige Tage aus, ſo iſt das Wetter daſelbſt ebenſo ſchön wie in den geſchützten Innenlandthälern.

Wir wollen das Santa-Clara-Thal, jenen herrlichen im Süden von Californien gelegenen Fleck californiſcher Erde im Frühjahre beſuchen, um die Fruchtbarkeit in jenen Länderſtrichen beſſer beurtheilen zu können.

Hinter uns liegen die Häuſer von San-Francisco, weit zerſtreut über die ſchwellenden Hügel, und ein Blick nach rückwärts zeigt uns den langgeſtreckten dunkeln Bergrücken des Tamalpais, deſſen waldige Höhe mit einer Erhebung von 2600 Fuß von Norden her direct auf das Goldene Thor herabſchaut. In den von den Winden geſchützten Thalgründen haben ſich nahe an der Eiſenbahn italieniſche und chineſiſche Gemüſegärtner zahlreich angeſiedelt. Zwiſchen den grünen Beeten blinken die Irrigationsgräben, denen das Waſſer aus arteſiſchen Brunnen durch kleine Windmühlen zugeführt wird, um den Pflanzen die für ihr Gedeihen hier ſo unentbehrliche Feuchtigkeit auch in der trockenen Jahreszeit zukommen zu laſſen. Spargel, Blumenkohl, Radies, Erbſen, Bohnen, Tomaten u. ſ. w. bringen die fleißigen Gartenbeſitzer auch im Winter täglich auf die Märkte von San Francisco und ziehen hier im Freien zu jener Jahreszeit Gemüſearten, die in Deutſchland noch im Mai des Schutzes von glasbedeckten Wärmebeeten bedürfen. Zwiſchen den

vielfach ſatteläh̃nlich eingeſchnittenen Höhenzügen blinkt zur rechten Hand ein Stück vom Ocean zu uns herüber, verſchwindet aber bald wieder vor unſerm Blick; zur Linken begleiten uns die ſeeähnlichen Gewäſſer der großen San Francisco-Bai, die von den weißen Segeln leichter Fiſcherbote und Küſtenfahrer belebt iſt. Jenſeits derſelben, die grünen Hügel von Contra Coſta überragend, ſtreckt der 3900 Fuß hohe Mount Diablo ſeine in ein duftiges Blau gehüllte Doppelkuppe hoch empor in den ſonnenklaren Aether. Aber bald ſind wir aus der Sphäre der californiſchen Hauptſtadt heraus und mitten im offenen Lande. Wir fliegen an reizenden Städtchen mit prachtvollen Sommerſitzen und ſchattigen Parks vorüber, erblicken durch lange Alleen von Eichen hin und wieder die ſchimmernden Fluthen der Bai und erfreuen uns an den von bläulichem Duft umlagerten Höhen der Coaſt Range (der Küſtengebirge) in ihrem dunklen Mantel von Rothholztannen. Gegen Abend paſſiren wir das Städtchen Santa Clara, und bald darauf begrüßt uns der von den Strahlen der ſinkenden Sonne beleuchtete Kuppelthurm des Stadthauſes von San José, der californiſchen Gartenſtadt.

Die Stadt San José iſt von allen Binnenſtädten Californiens die freundlichſte, und jeder Fremde, der dieſelbe beſucht hat, iſt entzückt von ihrem freundlichen Ausſehen. An den breiten Straßen, die mit Asphaltgehwegen verſehen ſind, ſtehen ſchmucke Häuſer, worunter Bankgebäude in großſtädtiſchem Stile. Die Privatwohnungen ſind von grünen Bäumen umſchattet und die Stadt liegt wie in einem großen Garten. Die an den mit Blumen förmlich überladenen hohen Fuchſien auf und ab ſummenden Kolibris ſind dem Fremden eine beſonders liebliche Erſcheinung. Der Ort hat einen vorwiegend ſüdlichen Charakter, dem aber der rührige Geſchäftsſinn der Amerikaner den Stempel neueren Fortſchritts, wie er vorzugsweiſe nördlichen Ländern eigen iſt, aufgedrückt hat. Die arbeitsunluſtigen Spanier und Mexikaner, welche bis zum Jahre 1846 in San José das vorherrſchende Volkselement bildeten, haben den raſtlos thätigen Angloamerikanern und den Deutſchen vollſtändig das Feld räumen müſſen. Die wenigen ſtehen gebliebenen Adobehäuſer nehmen ſich neben den eleganten Neubauten wie Denkmäler einer tauſendjährigen Vergangenheit aus. Aehnliche Culturbilder, und in noch viel grellerem Contraſte als hier, gewahrt der Reiſende in allen ſüdcaliforniſchen Städten. Die träge ſpaniſch-mexikaniſche Race muß vor der ſich in friſcher Jugendkraft tummelnden neucaliforniſchen verſchwinden. Im Laufe weniger Jahrzehnte wird von den bereits in Staub fallenden Mauern der alten Adobe-Wohnungen keine Spur mehr zu ſehen ſein und nur die uralten, ſolider gebauten Miſſionskirchen werden längere Zeit als Denkſteine einer dann ganz verſchollenen Race übrig bleiben. In einem ſo rapid wie Californien ſich entwickelten Lande iſt ein Stehenbleiben des Alten, des ſich Ueberlebthabenden gerade ſo undenkbar als die Möglichkeit, den Zeiger der Weltgeſchichte nach rückwärts zu ſchieben.

Spanier, Mexikaner und Indianer, ihre Gebräuche und Sitten, ihre Sprache und Wohnungen u. ſ. w. ſind in dieſem Lande dem Untergange geweiht. Angloamerikaner und Deutſche, welche das reiche Erbe jener verlotterten Nationalitäten angetreten haben, wirken jetzt in einem kurzen Jahre mehr für die Kultur von Californien, als jene während Jahrhunderten fertig brachten.

Die Stadt San José, welche gegenwärtig an 14,000 Einwohner zählt — worunter etwa 1500 Deutſche — bildet den Sommeraufenthaltsort für viele reiche San Franciscaner, die das herrlich milde Klima hierher lockt. Die mit allem neueren Comfort eingerichteten Hotels ſind im Sommer ſtets von Fremden überfüllt, in den breiten chauſſirten Straßen fahren Pferdebahnwagen und elegante Equipagen auf und ab, der Platz hat alsdann faſt das Ausſehen eines faſhionablen Curortes.

Ein halbes Dutzend ſtattlicher Schulhäuſer, zwei ſchöne Markthallen, das Courthaus und andere öffentliche Gebäude gehören der Stadt. Der Ort hat Gas- und Waſſerwerke, Dampffeuerſpritzen, ausgezeichnete Schulen — worunter die „Normal-School“ (Lehrerſeminar), die „University of the Pacific“, die „Academy of Notre Dame“, deren Anlage eine halbe Million, die Staatsnormalſchule, deren Gebäude 200,000 Dollars gekoſtet haben, und ſieben Freiſchulen; ferner ein Dutzend Kirchen, drei Banken mit prachtvollen Bauten, tägliche und Wochenzeitungen, eine Wollenwaarenfabrik, fünf Wagenfabriken, drei Mehlmühlen, drei Brauereien, eine bedeutende Handſchuhfabrik und verſchiedene andere Manufacturen. In unmittelbarer Nähe der Stadt ſind 20,000 Acker mit Obſtbäumen beflanzt, über 500 arteſiſche Brunnen liefern das zum Berieſeln nothwendige Waſſer zu jeder Jahreszeit im Ueberfluß.

Das Städtchen Santa Clara, die ältere Schweſterſtadt von San José, iſt mit dieſem durch die ſogenannte „Alameda“ verbunden, eine prachtvolle Allee von rieſigen knorrigen Weiden und Pappeln, welche vor nun circa hundert Jahren von den alten Padres angepflanzt wurden. Früher verbanden ſich die Kronen der mächtigen Bäume oben zu einem Laubengange. Um jedoch die alternden Bäume vor zu frühem Abſterben zu ſchützen, iſt man genöthigt geweſen, die Zweige theilweiſe abzuſchneiden und die Kronen hier und da zu kappen, wodurch jene Allee einen Theil ihrer ehemaligen Pracht eingebüßt hat. Aber immer noch iſt dieſelbe eine „grüne Avenue“, die in Amerika einzig in ihrer Art daſteht. Durch die ganze Länge der „Alameda“ läuft eine häufig befahrene Pferdeeiſenbahn und etwas abſeits reihen ſich Villen, ſchmucke Farmen, Luſt- und Blumengärten an einander, von San José bis nach Santa Clara. Der Stolz von dem etwa 2000 Einwohner zählenden Städtchen iſt das „Santa Clara College“, eine von Jeſuiten geleitete Schule und eine der beſten an der paciſiſchen Küſte. Die Schüler werden dort ſowohl in claſſiſchen Studien als in den techniſchen Fächern unterrichtet.

Eine der Haupterwerbs-Quellen der Stadt wie der Bewohner des ganzen Thales iſt die Verſendung des californiſchen Obſtes nach den öſtlichen Theilen der Union. Beſonders ſind es Trauben, Erdbeeren, Pfirſichen und Birnen, die hier in den unglaublichſten Maſſen und in ungewöhnlicher Größe und Pracht gedeihen.

Der im Santa-Clara-Thale für Ackerbauzwecke geeignetſte Boden iſt lehmiges ſowohl wie das „Adobeland" (ſchwarzer ſchwerer Thonboden), welches bei reichlicher Bewäſſerung unerſchöpflich zu ſein ſcheint. Dem Mangel an natürlichen Waſſerläufen hat man durch zahlreiche arteſiſche Brunnen abzuhelfen gewußt. Mit dem Pflügen beginnt man hier, wie überall in Californien, in der Regel nach dem erſten Regenfall im October, da der Boden ſonſt zu hart iſt, um von der Pflugſchar leicht durchbrochen zu werden. Auf noch nie geackertem Boden iſt das Pflügen faſt ſo leicht als auf ſolchem, der bereits unter Cultur gebracht wurde, da es hier keine ſchwere Grasdecke giebt, wie auf den weſtlichen Prairien. Weizen wird vom November bis April geſäet; die Ernte beginnt im Juni. In trockenen Jahren pflegt man Weizen, Gerſte und Hafer in den Halmen als Heu zu ſchneiden, weil dieſes alsdann einen größern Marktpreis bringt, als ſich durch eine vorausſichtlich geringe Körnerernte erzielen ließe. Maſchinen ſind in Californien beim Ackerbau in ausgedehnteſtem Gebrauch. Da im Sommer zur Erntezeit keine Gefahr vor Regengüſſen iſt, ſo pflegt man den auf den Feldern durch Dreſchmaſchinen ausgedroſchenen Weizen dort oft wochenlang in Säcken liegen zu laſſen, ehe er in Speicher gebracht, oder nach San Francisco verſchifft wird. Die auf den Stoppelfeldern in Menge daliegenden weißen Säcke geben einer californiſchen Landſchaft zu jener Jahreszeit einen ganz eigenthümlichen Anſtrich. Das Klima des Santa-Clara-Thales iſt ein ſolches, wie es ſich der verwöhnteſte Südländer nicht angenehmer wünſchen könnte. Froſt iſt im Winter (hier die Regenzeit) eine Seltenheit. Wegen ſeiner Nähe an San Francisco und der ausgezeichneten Communicationswege — zu Waſſer durch die Bai, zu Lande durch die es in ſeiner ganzen Länge durchſchneidende Eiſenbahn — hat das Santa-Clara-Thal eine im Vergleich mit anderen Landſtrichen Californiens hohe Cultur. Während Farmen von 1000 Acres in anderen Theilen dieſes Staates klein genannt werden, gehört eine Farm von 200 Acres im Santa-Clara-Thale ſchon zu den größeren. Eine ſorgfältigere Bodencultur iſt hier die natürliche Folge der mehr gleichmäßigen Vertheilung des Landes unter kleinere Anſiedler geweſen, und der Werth des Bodens iſt verhältnißmäßig hoch. Farmen in einer Entfernung von fünf engliſchen Meilen von San José haben z. B. einen Werth von 150 bis 300 Dollars pro Acre. Das Landſchaftsgemälde mit den breiten Feldern und ſchwellenden grünen Hügeln und den parkähnlich darauf zerſtreuten Eichen und Hainen, mit dem Duft einer ſüdlichen Zone darüberliegend, in der Ferne die bewaldeten Höhen der Küſtengebirge, iſt entzückend ſchön. Eine etwas eingehendere Beſprechung verdienen

noch die etwa dreizehn engliſche Meilen in ſüdlicher Richtung von San Joſé im Gebirge liegenden Queckſilberminen von Neu-Almaden.

Die Hauptausbeute derſelben datirt vom Jahre 1850, als ein einfacher Grobſchmied einen neuen Reductionsproceß erfand, und man gußſtählerne Retorten einführte. Die Queckſilberdämpfe werden bei dieſem Proceß in einer Kammer, die durch eine durchlöcherte Mauer mit den Heizungsöfen in Verbindung ſteht, condenſirt. Eine ſolche Kammer iſt jedesmal in ſechszehn Räume getheilt, welche durch Wände getrennt ſind, die abwechſelnd nicht ganz bis an die Decke und nicht ganz bis an den Boden reichen. Die Queckſilberdämpfe, welche aus dem Schmelzofen durch die durchlöcherte Scheidewand in die Condenſirkammer dringen, ſteigen in der erſten Abtheilung in die Höhe und treten, durch einen Luftzug fortgetrieben, durch die obere Verbindungsöffnung in den zweiten Raum; hier fallen ſie wieder zum Boden herab, dringen von unten in die zweite Abtheilung, ſteigen aufs Neue empor und gelangen durch die nächſte obere Oeffnung in den dritten Raum und ſetzen ſo ihren langſamen Zickzacklauf bis zur letzten Kammer fort. Auf dem Wege kühlen ſich die Dämpfe ab und das Queckſilber ſetzt ſich wie Thau an den Wänden feſt oder tröpfelt in Kügelchen auf den Boden. Durch kleine Röhren wird es in einem langen Trog aufgefangen, der ſeinerſeits in einem Keſſel mündet, welcher das flüſſige Metall aufnimmt. Die Dämpfe läßt man ſchließlich hinter der letzten Condenſirkammer über einen mit Waſſer gefüllten Behälter ſtreichen und kühlt ſie durch einen zerſtäubten Waſſerſtrahl völlig ab. Hierdurch verdickt ſich der letzte Reſt von Queckſilber, ehe die ganz von ihm entblößten Dämpfe durch die Schornſteine ins Freie entweichen können. Gelegentlich werden die Wände in den Kammern vollſtändig reingebürſtet und Ruß und Zinnober ſorgfältig davon entfernt. Das ſo gewonnene Queckſilber wird in eiſerne Flaſchen von je 67½ Pfund verpackt und gewinnt man im Durchſchnitt 153 Pfund gereinigten Mercurs aus einer Tonne (= 2000 Pfund) Zinnobererz. Es ſind in Neu-Almaden vierzehn ſolcher Reductionsöfen im Gange. Das Erz wird aus einem über 1000 Fuß langen Tunnel, der eine Breite und Höhe von 10 Fuß hat und in den ein Gewirr von kleinen Schachten und Stollen mündet, gewonnen. Die Grubenarbeiter (tenáteros) transportiren das Erz in ledernen Säcken, die mit einem Riemen um die Stirn befeſtigt ſind, ähnlich wie die Indianerfrauen Holzſcheite und Mehlſäcke zu tragen pflegen, aus den Stollen und Schachten nach dem Haupttunnel, von wo es auf Eiſenbahnkarren zu Tage geſchafft wird.

Die Ausbeute der Queckſilbergruben iſt indeſſen in ſtetem Abnehmen begriffen, und beträgt gegenwärtig nur noch ca. 20,000 Flaſchen pro Jahr, aber immer noch liefert Neu-Almaden die Hälfte von dem in Californien und faſt den vierten Theil von dem auf der ganzen Erde gewonnenen Queckſilber. Die Minenarbeiter von Neu-Almaden beſtehen aus einem Conglomerat von vielen Nationalitäten, unter denen

Mexikaner und Cornishleute vorwiegend sind, eine uncultivirte und zanksüchtige Bevölkerung, die in einer aus rohen Holzhäusern erbauten Stadt oben auf dem Berge zusammenwohnt und ihr sauer erworbenes Geld am Zahltage so schnell als möglich mit Spielern, Bummlern und schlechten Weibern zu verjubeln pflegt.

9. Das Yosemite-Thal und die Riesenbäume von Mariposa.*)

Yosemite (sprich Josemmeti) ist ein Zauberwort, nicht nur in Californien, sondern überall in Amerika, ein Name, der bei jedem Reiselustigen auf dem weiten Continente als das Mekka seiner Wünsche gilt. Was die Schweiz für das große Touristenheer in Europa geworden ist, das bedeutet Yosemite für die Wanderfrohen Amerikas. Ja sogar bis über die Meere ist schon der Ruhm jenes Wunderthales gedrungen, und aus den entlegensten Ländern — namentlich aus England — pilgern jährlich bereits viele Hunderte dorthin, ohne die enormen Kosten einer Reise um den halben Erdball nebst einer mit großen Anstrengungen verknüpften zehntägigen Gebirgstour zu scheuen. In deutschen Landen ist jener fremdklingende Name dagegen wohl noch ziemlich unbekannt geblieben, und es wird, mit Ausnahme von Geographen und Reisenden, nur ein verhältnißmäßig geringer Kreis von Gebildeten davon gehört haben. In San Francisco und den übrigen Städten Californiens ist Yosemite, dessen Bilder uns dort zu Hunderten in Schaufenstern, in Privatwohnungen und sogar auf Theatervorhängen entgegentreten, längst etwas alltägliches, wenn auch der ziemlich zeitraubende und kostspielige Ausflug nach dem Wunderthale selbst noch nicht so häufig unternommen wird.

Der Besuch des Yosemite-Thales wird gewöhnlich in Madera, einem 185 Meilen von San Francisco entfernten, an der südlichen Pacific-Bahn in Californien gelegenen Städtchen begonnen, von dem das Thal noch weitere circa 90—100 Meilen entfernt ist. Die Monate Mai und Juni sind die günstigsten zu diesem Ausfluge, weil zu dieser Zeit die vielen Katarakte im Thale am wasserreichsten und großartigsten sind. (Früher führte die Hauptroute über Merced etwas nördlicher.) Diese interessante Route führt über Mariposa, das mit Calaveras den Ruf theilt, die größten Mammuthbäume der Sierra Nevada, und damit der Welt zu besitzen.

Die erste Tagereise legen wir in einer bequemen Stagekutsche zurück und fahren zunächst über die scheinbar endlosen Fluren der großen San-Joaquin-Ebene,

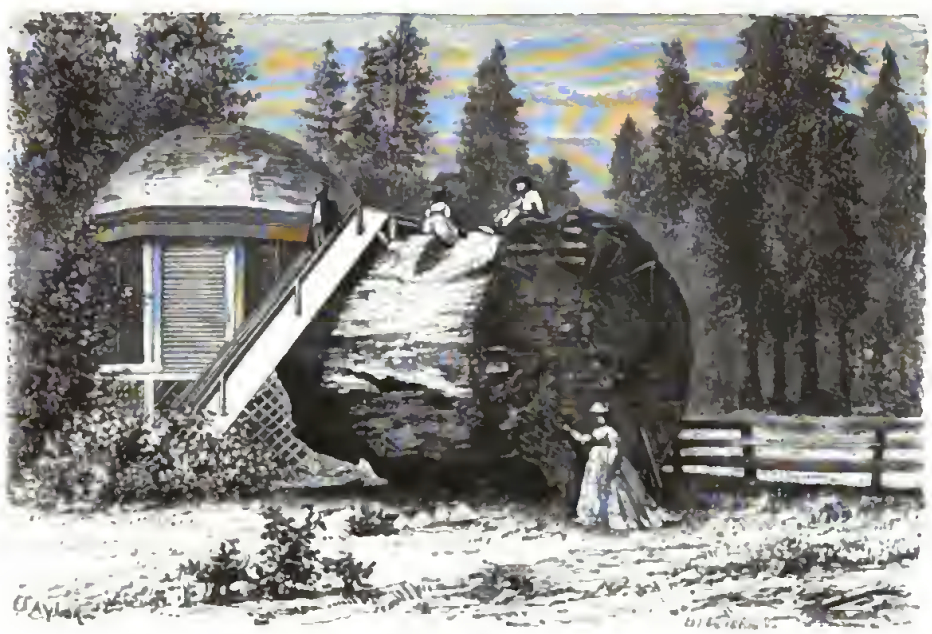
*) Von Theodor Kirchhoff.

dann durch die bewaldeten Vorberge der Sierra, paſſiren die alten jetzt ganz verwahrloſten Goldminenlager von Hornitos und Mariposa, wo Fremont in den fünfziger Jahren ſein „Eldorado“ hatte, und erreichen beim Dunkelwerden Clark's Ranch, die Karawanſerei der Yoſemite-Reiſenden, 67 engl. Meilen von Merced und ca. 4000 Fuß über dem Spiegel des Stillen Oceans. Der folgende Tag iſt dazu beſtimmt, die nur 6 Meilen von Clark's Ranch entfernten Mammuthsbäume zu beſuchen, und wir ſitzen nach erfriſchender Nachtruhe im Sattel, um auf dem ſchmalen Pfade in's Gebirge zu traben.

Wie herrlich das Stück ſaftig grünen Wieſenlandes dort unten im waldumbauten Thalgrund, wie ſchlank und ſtolz die bis zu 175 Fuß aufragenden Fichten, Cedern, Pechtannen und Kieferbäume, deren hohe Wipfel im Morgenwinde über uns rauſchen! Die Fernſichten auf die dicht bewaldeten Gebirgskuppen ſind überaus maleriſch, und dabei begünſtigt uns ein wunderbares Wetter, wie es ſchöner nicht gedacht werden kann. Die Vögel ſingen im Waldesgrün, hier und da glänzen die wie aus hellrothem Wachs geſchnittenen ſchlanken „Schneeblumen“ (snow plant; Sarcodes sanguinea) auf dem mit rieſigen, oft einen Fuß langen Tannenzapfen beſäeten Grunde, aus dem ſie ja als rothe Flammen hervorzuwachſen ſcheinen; ſelbſt die mit hellgrünem Moos bekleideten abgeſtorbenen Zweige der himmelanſtrebenden Kiefern ſcheinen es darauf abgeſehen zu haben, das heitere Bild des Waldgebirges nicht durch ſtarre Nacktheit zu ſtören.

6541 Fuß über dem Meeresſpiegel erreichen wir den ſogenannten Mariposa-Hain der Mammuthbäume (Mariposa Grove of Big Trees), die dort aber keine abgeſonderte Baumgruppe bilden, ſondern, etwa 600 an Zahl, im Urwald zerſtreut ſind. Die Rieſenbäume kommen nur in einer Höhe von 4800 bis 8000 Fuß über dem Meere, im Gebirgszuge der Sierra Nevada vor. Sie gehören zur Species der Rothtannen und der für ſie angenommene botaniſche Name iſt Sequoia gigantea. Der ihnen zuerſt von den Engländern beigelegte Name Wellingtonia wurde von den Amerikanern mit Stolz zurückgewieſen und der eines Cherokee-Indianers erhielt den Vorzug vor dem des Siegers von Waterloo. Außer im Mariposa-Hain findet man die Sequoias noch an anderen Punkten auf der Sierra Nevada, und iſt der etwa 100 engl. Meilen nördlich von der Mariposagruppe liegende bereits genannte Calaverashain der bekannteſte Rivale des erſteren. Aber im Calaveras-Grove macht ſich die neuere Cultur mit Hôtels, Tanzboden und Kegelbahn auf einem Rieſenſtamm, Theater, Comptoirs u. ſ. w. breit, wogegen im Mariposa-Hain alles Natur iſt. Der Mariposa-Hain, ſowie das Yoſemitethal wurden dem Staate Californien von den Vereinigten Staaten als „Nationalparks“ geſchenkt mit der Bedingung, daß nie etwas an den dortigen Naturwundern geſchädigt werden darf. Eine von der californiſchen Legislatur eingeſetzte Commiſſion bewacht die ſtrenge Ausführung dieſes vortrefflichen Geſetzes.

Der erſte von den Rieſenbäumen, den wir zu Geſicht bekommen, iſt ein gefallener Koloß. Vermittelſt einer Leiter erſteigen wir ſeinen gewaltigen Stamm und wandern wie auf einer Straße oben auf ſeinem Rücken hin, der breit genug iſt, daß ein Fuhrwerk ihn entlang fahren könnte. Dieſer Koloß, der den paſſenden Namen „Mammuth of the forest“ (der Waldrieſe) führt, hat über der Wurzel eine Dicke von 34 Fuß, mit einem Umfange von 102 Fuß. Vom Stamm iſt nur noch ein Stück da, 150 Fuß lang, und die Rinde, 1½ Fuß dick, iſt faſt ganz von ihm verſchwunden. Das fehlende Ende vom Stamm iſt durch Feuer zerſtört worden, aber die Höhlung, welche der fallende Rieſe einſt im Boden gemacht hat, läßt ſich heute noch erkennen.



In Californien: Block eines Rieſenbaumes.

Als er in ſeiner Vollkraft aufrecht im Urwalde daſtand, muß er ca. 40 Fuß dick geweſen ſein, mit einem Umfang von über 120 Fuß. Seine urſprüngliche Höhe wird auf 400 Fuß geſchätzt; das wäre nur 56 Fuß niedriger als das Straßburger Münſter! Das Alter dieſes Urwaldsrieſen wird auf 3400 Jahre angenommen, was ungefähr bis in das Zeitalter von Seſoſtris zurückreicht. Dieſe Zahlen ſcheinen ſo unglaublich zu ſein, daß man beim Ausſprechen derſelben unwillkürlich zaudert. Aber ein Irrthum iſt nicht wahrſcheinlich, da die Jahresringe im Stamm deſſen Alter ziemlich deutlich beſtimmen. Ein anderer von Agaſſiz gemeſſener Rieſenbaum hat nach ſeinem Ausſpruche das Alter von 1810 Jahren. Das ehrwürdige Alter der größeren

Sequoias reicht unſtreitig bis weit über Chriſti Geburt hinauf und bis über den Zeitpunkt, wo der Name Germania in der Geſchichte vorkommt. Ihre Jugend fällt in die Zeit, als Moſes gelebt haben ſoll und Salomo den Tempel in Jeruſalem erbaute. —

Zum Erſtaunen iſt es, wie leicht man ſich in der ſcheinbaren Höhe jener Baumkoloſſe, namentlich wohl infolge ihres ungeheuren Umfangs, täuſcht. Wir hätten ſicherlich keinen derſelben nach ſeinem Ausſehen auf höher als 200 Fuß geſchätzt; aber die größten unter ihnen ſind oft gemeſſen worden, und ihre Höhe iſt ſo genau feſtgeſtellt wie die irgend eines anſehnlichen Bauwerks von der Welt. Die Dicke der Rieſenbäume iſt weit mehr in die Augen fallend als ihre Höhe. Die kleinere Sorte hat einen Umfang des Stammes von 28 bis 50 Fuß; die dickeren variiren von 60 bis 100 Fuß und darüber. Ihre faſerige Rinde iſt 12 bis 18 Zoll ſtark. Von der Größe dieſer Bäume erhält man durch bildliche Darſtellungen keinen rechten Begriff, da ſie alsdann wie alle anderen Bäume ausſehen; man ſtelle ſich bekannte Bauten neben ihnen vor, und man wird ihre Größe beſſer würdigen. In Mariposa giebt es Dutzende von Rieſenbäumen, welche eben ſo hoch und höher ſind als Kirchthürme, die ſich 250 Fuß erheben. Ein nicht übles Unternehmen iſt es, ſich am Fuße eines jener Waldkoloſſe auf den Rücken am Boden hinzulegen und langſam am Stamm emporzublicken, der ſich dann wunderbar in die Länge ausdehnen wird. Das Ausſehen der Sequoias, deren Stämme in fortſchreitender Höhe viel weniger als es bei anderen Bäumen der Fall iſt an Dicke verlieren, läßt ſich paſſend mit mächtigen hellbraunen Säulen vergleichen, die zerſtreut im grünen Urwald daſtehen, denn das iſt die Farbe ihrer Rinde. „Es iſt, als ob ſie Sonnenſchein in das Urwaldsdunkel brächten," hat ein Amerikaner poetiſch geſagt. Ihre Zweige ſind aber nicht ſo maleriſch wie die von anderen Nadelhölzern und haben etwas Maſſiges, Gedrungenes. Oft haben die Aeſte, von denen die niedrigſten in einer Höhe von 80 bis 100 Fuß aus dem Säulenſtamm herauswachſen, die Mächtigkeit von ganz anſehnlichen gewöhnlichen Bäumen. Die Wipfel ſind nicht ſelten, vielleicht ſchon vor Hunderten von Jahren, von den über den Urwald hinbrauſenden Stürmen abgebrochen, und viele Sequoias ſind durch furchtbare Waldbrände verſengt worden, was ihre Schönheit ſehr beeinträchtigt.

Langſam reitet unſere Cavalcade mehrere Meilen weit durch den ſtolzen Urwald und ſtaunt die bald näher bei einander, bald zerſtreut darin ſtehenden hellbraunen Säulen der Rieſenſequoias an. Mitunter führt der Weg uns quer durch einen halbausgebrannten Mammuthbaum, durch den wir, aufrecht im Sattel ſitzend wie durch einen hohen Thorweg hindurchreiten. Die größeren Sequoias tragen Namen, die, meiſtens in Goldbuchſtaben, auf Marmortafeln am Stamm paradiren. Ohne Zweifel hat die Benennung dieſer Bäume ihre Berechtigung, weil man ſonſt

nicht von ihnen im Einzelnen oder vergleichsweise zu reden vermöchte. Aber die Namen ſind meiſtens ſehr unglücklich gewählt. Reiche Emporkömmlinge unter den Amerikanern und eitle Yankee-Frauen, die ſich gern verewigen möchten, bilden die Hauptmaſſe von Namen auf jenen Marmortafeln. Unter den Namen an den Mammuthbäumen bemerkte ich die der Eiſenbahnmagnaten Scott und Stanford, den „Emperor Norton" (dieſer, der bekannte in San Francisco reſidirende Kaiſer der Vereinigten Staaten und Protector von Mexico, liegt ſinnreicher Weiſe auf der Erde), Fräulein Emma, Fräulein Mary, Brigham Young und ſeine Frauen u. ſ. w.

Jene Urwaldsrieſen, welche zur Zeit der Pharaonen dem Boden entſproßten, mit ſolchen Namen zu taufen, iſt entſchieden lächerlich und die Benennungen nach Staaten wie Ohio, Illinois u. ſ. w., und ſelbſt die „Drei Grazien", viel paſſender. Die letztgenannten drei, etwa 527 Fuß hohen prächtig ſchönen Bäume ſtehen in maleriſcher Gruppe nicht weit von einander.

Wir wollen nun dieſem Vorhofe des Yoſemite-Thales mit ſeinen tauſendjährigen Baumkoloſſen Lebewohl ſagen und auf einer ſicheren, ſchönen Bergſtraße, die an der Seite der dicht bewaldeten Gebirge durch maleriſche Gegenden zieht, uns nach dem Thale ſelbſt begeben. Die Felſen und Bergrücken werden wilder, höher und romantiſcher, je mehr wir uns dem Ziele unſerer Reiſe nähern. Unverſehens gelangen wir auf ein hohes, felſiges Vorgebirge, den ſogenannten „Inſpiration Point", und von dort aus erſchließt ſich unſerem ſtaunenden Auge zum erſten Male das waldumgürtete Yoſemite-Thal in ſeiner ganzen wilden Herrlichkeit. —

Dieſer erſte Blick in das etwa 7 Meilen lange und ½ bis 1 Meile breite Wunderthal der Sierra Nevada iſt unvergleichlich ſchön. Allerdings fehlen dem Bilde die Schneegipfel und Gletſcher der Alpen, kein Vierwaldſtätter See ſpiegelt neben maleriſchen Bergen anmuthige Städte und grüne Gelände in blauer Fluth uns entgegen; keine Rheinlandſchaft mit Schlöſſern, Burgen und tauſendjährigen Culturſtätten entzückt hier das Auge. Vor uns haben wir nur wilde, großartige Natur. In wunderbar ſcharfen Contouren treten unter dem klaren wolkenloſen Blau des californiſchen Himmels die nackten ungeheuren Felswände von Yoſemite wie eine lange Viſta in mächtiger Doppelreihe uns entgegen: auf der Nordſeite zuerſt der graue El Capitan, eine breite, faſt viereckige, ſenkrechte Granitmauer, die mit einem Flächenraum von beinahe einer Quadratmeile, direkt aus dem grünen Thalgrunde aufſteigt. Neben dem El Capitan ſchlängelt ſich das 1000 Fuß hohe Silberband des Virgin's tears-Falls (Jungfrauenthränen-Falls) poetiſch zwiſchen den Felſen herunter; jenſeits desſelben blicken hinter einander die orginellen Felshörner der three Brothers (drei Brüder) hervor, und im Hintergrunde ſteht der hellgraue, kuppelförmige, himmelanſtrebende Norddom. Dem El Capitan gegenüber wallt der Bridal-Veil-Fall (Brautſchleier-Fall) zwiſchen grünen Tannen zauberiſch in den tiefen Thal-

grund hinab, die Granitzacken und ſchroff aufſteigenden Klippen der Kathedral-Felſen und -Thürme und des einer rieſigen Warte ähnlichen Sentinel-Rock bilden auf der Südſeite die hervorragendſten Punkte einer ſcharf crenellirten Felslinie, welche ihren Abſchluß in der dem Norddom gegenüberliegenden koloſſalen Halbkuppe des Süddoms findet. Alle jene Felsgipfel erheben ſich von beinahe 3000 bis zu 5000 Fuß über das Yoſemite-Thal, das ſeinerſeits 4060 Fuß über dem Meeresſpiegel liegt. Zwiſchen dieſen großartigen Granitbauten ſchlängelt ſich der Merced wie ein Silberband durch ein grünes, herrlich bewaldetes Thal. Der Duft des Hochgebirges über den fernen Domen umhüllt dieſelben mit magiſchem, durchſichtigem Schleier, während ſich die näheren Granitmauern und Felshörner in ſcharfen Umriſſen aus dem grünen Thalgrund emporbauen, — ein wunderbar großartiges Bild wilder Naturſchönheit. Von dem himmelhohen Katarakte des Yoſemite-Falls und den prachtvollen Vernal- und Nevada-Fällen erblickt das Auge nichts auf dem Inſpiration Point; aber trotzdem bleibt dieſer erſte Blick in das Wunderthal der Sierra jedem Beſucher deſſelben unvergeßlich, kein anderer vermag die Erinnerung daran zu verwiſchen. —

Die Zeit drängt und wir eilen weiter. Auf einem bequemen Fahrweg geht es nun nach dem Thalgrund hinab. Der Weg führt nach dem noch 4 Meilen entfernten Hôtel, unter der nackten Felsmauer des El Capitan hin, die ſich in wahrhaft koloſſaler Form 3100 Fuß lothrecht über uns emporbaut. In der Mitte der hellgrauen Granitwand befindet ſich in ziemlich deutlichen Umriſſen das natürliche Bild eines rieſigen Mannes mit ſchwarzem, fliegendem Haar und ernſt thalaufwärts blickendem Antlitz. An dieſes Bildniß, das jeder Vorüberpaſſirende, auch ohne viel Phantaſie leicht erkennt, knüpft ſich eine intereſſante indianiſche Sage. Der indianiſche Name des El Capitan iſt Tutokanula, der zugleich als der Herrſcher des Thales gilt. Lange ehe die Bleichgeſichter ins Land gedrungen waren — ſo erzählt die Sage — lebten hier die Rothhäute, für deren Unterhalt Tutokanula väterlich ſorgte, in friedlicher Abgeſchiedenheit. Aber ihr Glück nahm ein Ende, als die liebliche Göttin Tiſſaak dem Tutokanula auf dem Gipfel des damals noch nicht geſpaltenen Süddoms erſchienen war und jenen zu ſich winkte. Der nur noch an Liebesfreuden denkende Tutokanula verbrachte fortan all ſeine Zeit in der Nähe der reizenden Tiſſaak, er kümmerte ſich nicht mehr um die Menſchen und ließ die Ernten aus Mangel an Regen verderben, ſo daß eine Hungersnoth im Thale unausbleiblich ſchien. Das weiche Herz der Göttin ward jedoch von dem Elend der verhungernden Indianer gerührt, die ſich, um Rettung flehend, an ſie gewandt hatten. Sie riß ſich aus den Armen des Tutokanula und rief den Großen Geiſt um Hülfe an für ihr Volk. Er zerſplitterte den Süddom und ließ die Fluthen des Hochgebirgs durchs Thal rauſchen, Regen ſtrömte vom Himmel, die Ernten waren gerettet und alle Angſt vor der Hungersnoth hatte ein Ende. Tiſſaak aber, die ſich dem Großen

Geiſte als Opfer dargebracht hatte, war auf immer verſchwunden. Als Tutokanula ſeinen Verluſt entdeckte, verließ auch er das Thal, wo er ohne ſeine Geliebte nicht

In Californien: Das Yoſemite-Thal.

länger leben wollte. Ehe er fortging, meißelte er noch ihr Antlitz in die Felswand des zerborſtenen Süddoms (wo daſſelbe in ſchwachen Umriſſen zu ſehen iſt) und ſein

eigenes mächtiges Bildniß in die Granitmauer des El Capitan, von wo aus es immer noch ernſt und traurig thalaufwärts, nach der ehemaligen Wohnung ſeiner verſchwundenen Göttin hinüberblickt. —

Im Yoſemite-Thale werden die Sagen der Urbewohner und die Namen, welche ſie allen hervorragenden Felſen und Kataraften gegeben haben, fortleben, wenn der letzte von den Rothhäuten längſt verſchwunden ſein wird. Yoſemite bedeutet auf indianiſch „der große graue Bär". Der dem El Capitan ſchräg gegenüberliegende Bridal-Veil-Fall wird von den Indianern Pohonó, d. h. der Geiſt der böſen Winde, genannt. Keine Rothhaut wagt ſich gern dorthin, und Niemand von ihnen würde um alle Schätze der Welt eine Nacht am Katarakte verbringen. Die durch die herabſtürzenden Fluthen in ſeiner Nähe ſtets heftig erregte Luft ſcheint den Indianern voll böſer Geiſter zu ſein.

Die Entdeckung des Yoſemite-Thales im Jahre 1851 hatte ſchrecklicher Weiſe die faſt gänzliche Vernichtung der dort wohnenden Indianer zur unmittelbaren Folge. Eine Abtheilung Milizen und Grenzler verfolgte eine Schaar vor ihnen flüchtender Rothhäute, die ſich des Pferdediebſtahls und Mordthaten an einigen Minern ſchuldig gemacht hatten, bis in ihre damals noch unbekannte Bergfeſte und tödtete den ganzen Stamm bis auf einen kleinen Ueberreſt. Die letzte Schlucht, in welcher die Indianer Schutz ſuchten und wo die meiſten von ihnen niedergemetzelt wurden, führt noch heute den Namen „Indian Canyon". Durch ihre ungezügelte Raubgier und Mordluſt hatten die Rothhäute ſelbſt das Verhängniß gegen ſich heraufbeſchworen, — einen Feind, der kein Erbarmen kannte. Fürwahr ein wehmüthiger Gedanke, daß ſich die Entdeckung des herrlichſten Felsthales in der Neuen Welt mit dem tragiſchen Untergange ſeiner alten Bewohner verknüpfen mußte! Heute ſieht man nur noch wenige Indianer im Thale, kaum ein paar Dutzend, die vom Fiſchfang leben und in ihrer zerlumpten Kleidung einen traurigen Eindruck hinterlaſſen. Noch wenige Jahre und dieſer kleine Reſt des einſt zahlreichen Yoſemite-Stammes wird verſchwunden ſein; keiner wird alsdann noch die Geiſter am Pohonó fürchten und Tutokanula's Rieſenbild wird vergebens von der Felsmauer des El Capitan nach den alten Bewohnern des Thales ausſchauen.

Der Bridal-Veil-Fall (Brautſchleierfall), den wir bei unſerem Eintritt ins Yoſemite-Thal ganz in der Nähe ſehen, wird oft als der Staubbach der Sierra Nevada bezeichnet. Aber er iſt weit waſſerreicher und viel impoſanter als ſein Bruder in den Alpen. Die Höhe der beiden Waſſerfälle iſt faſt dieſelbe; der Staubbach iſt 925, der gegen 70 Fuß breite Brautſchleierfall 940 Fuß hoch. Während der Staubbach ſeine weiche milchige Fluth unaufhörlich über den Abhang in die Tiefe drängt, nur als ein diamantener Sprühregen die grünen Matten des Lauterbrunnerthals erreicht, raſt der Pohonó mit donnerndem Brauſen auf mächtige Granitblöcke in den waldum-

gürteten Thalgrund herunter. Wie leuchtende Raketen ſchießen die Fluthen hier und da aus dem vom Winde zertheilten Katarakte herab, der, aus der Ferne geſehen, einem rieſigen ſilberdurchwirkten wehenden Schleier ähnlich iſt — daher ſein Name. Wenn die Sonne am hohen Nachmittage einen farbigen Bogen auf die ſprühenden Fluthen des herrlichen Waſſerfalls malt, über den ſich die 3750 Fuß hoch anſteigenden Granitgipfel der ſogenannten „Drei Grazien" (Three Graces) ſtolz erheben und auf die der koloſſale El Capitan ernſt hinüberſchaut, ſo iſt das ein Geſammtbild von wunderbarer, wilder Schönheit, gegen welches das des Staubbachs faſt unbedeutend erſcheint.

Wie wir am grünen Ufer des etwa 70 Fuß breiten klaren Merced zwiſchen zerſtreut wachſenden Eichen und prächtigen Coniferen langſam weiterreiten, begrüßen uns zunächſt an der Rechten die 2660 Fuß hoch aufſtrebenden koloſſalen Mauern der Kathedrale, neben deren ſteilen Klippenwänden zwei iſolirte, ſich ca. 500 Fuß über das Felsgeſims erhebende Granitpfeiler (die Kathedral-Spires, d. i. Kirchthürme) ſeltſam in die Lüfte ragen. Dann treten uns an der Nordſeite die 4300 Fuß hohen ſchrägen Gipfel der Three Brothers entgegen (von den Indianern die Pompompaſus, d. h. die ſprungfertigen Fröſche, genannt), die ausſehen, als ob ſie jeden Augenblick in das Thal herabſtürzen könnten, zu rechter Hand der furchtbar ſteile Sentinelfels, von den Indianern Loya, d. h. Schildwache, genannt. 3270 Fuß baut er ſeinen obeliskähnlichen Granitgipfel, der oben nur 300 Fuß breit iſt, über das grüne Thal empor, das zu ſeinen Füßen mit prächtigen 150 bis 175 Fuß hohen Fichten geſchmückt iſt. Hinter dem Loya liegt die hellgraue Kuppe des 4500 Fuß hohen Sentineldoms.

Aber mehr noch als vom gewaltigen Sentinelfels wird das Auge von dem in drei Cascaden herabſtürzenden Yoſemite-Fall (2634 Fuß) gefeſſelt, dem höchſten bekannten Waſſerfall auf der Erde. Unter den Fällen der Schweiz kommen nur die bei Reichenbach ihm an Höhe ziemlich nahe; aber es ſind dies ſieben aufeinanderfolgende unterbrochene Cascaden, keine von ihnen kann ſich im entfernteſten an Waſſerfülle und Größe mit dem oberen Yoſemite-Fall meſſen. Dieſer iſt 1600 Fuß hoch, oben einige 30 Fuß breit, und erweitert ſich nach unten bis auf 300 Fuß. Der durch einen Felſenvorſprung von ihm getrennte mittlere Fall iſt 600 Fuß hoch und ſtürmt über eine ſteile, rauhe Granitfläche herab, der untere, gleich auf ihn folgende, macht ſeinen Rieſenſprung von 434 Fuß direct in den Abgrund. Der obere Yoſemite-Fall ſchwebt wie der Brautſchleier-Fall im Winde hin und her. Sein laut hörbares Brauſen und der Anblick der gleichſam vom Himmel herabſtürzenden mit unzähligen blitzenden Tropfen und Waſſergarben ſich drängenden Fluth gab den ſchroffen Contouren der umliegenden Granitgipfel ein lieblicheres Ausſehen, denen ohne den rieſigen Katarakt gleichſam das pulſirende Leben fehlen würde.

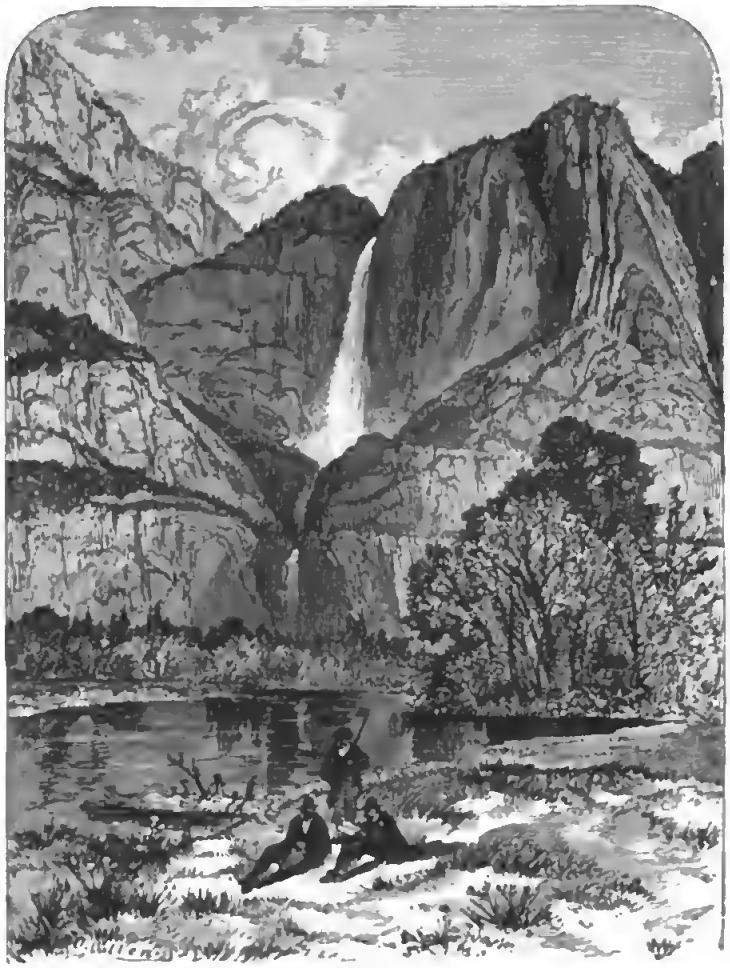
Im Thale drunten — in den vom Merced-Fluß durchzogenen Hainen — entſtanden in den letzten Jahren mehrere vorzügliche und wohlfeile Hôtels, in deren beſtem wir unſer Abſteigquartier nehmen. Die mit jedem Jahr zunehmende Zahl der Beſucher ließ ſogar in dieſem, inmitten der wilden Sierra verborgenen Thale öſtlichen Comfort entſtehen, der ſich in vortrefflicher Koſt, einer ſchönen Badeanſtalt, guten Schlafzimmern und eleganten Parlors äußert. Touriſten-Cavalkaden von Herren und Damen

Im Yoſemite-Thal: Der Brautſchleier-Fall.

jagen häufig auf den nunmehr vielbetretenen Wegen vorüber. Spaziergänger kommen und gehen, und man könnte ſich in der That ebenſo gut in einen Kurort der Schweiz verſetzt fühlen, wie hierher, eine Stelle die 7000 Meilen von der letzteren entfernt liegt.

Wir benutzen die letzten Stunden des Tages zu einem Beſuche des nur eine halbe Wegſtunde vom Gaſthauſe entfernten unteren Yoſemite-Falles. Durch einen

idylliſch grünen Thalgrund mit herrlicher Ausſicht auf den großen Katarakt, den Nord- und Süddom, die Granitzacken des gewaltigen Loya und der Kathedral-Felſen und -Thürme führt der Weg über eine Brücke des Merced und durch ein Stück Wald von Weiden, canadiſchen Pappeln, Fichten, Eichen und rothſtämmigen Manzanitabüſchen an ein reizendes, lauſchiges Plätzchen, mit bunten Wieſenblumen



Im Yoſemite-Thal: Die großen Yoſemite-Fälle.

geziert, wo der große Yoſemite-Fall aus der Ferne das Orcheſter in grandioſem Stil aufführt. Das dort ſich keſſelartig erweiternde Felsthal macht mit ſeinen nackten zackigen Gipfeln den Eindruck, als befänden wir uns auf einer grünen Oaſe inmitten eines ungeheuren ausgebrannten Kraters.

Der von einem Sprühregen umgebene, auf mächtige Granitquadern aus einer Höhe von 434 Fuß herabſtürmende untere Yoſemite-Fall giebt ein prachtvolles Bild

des entfeſſelten Elements, das wir zu betrachten nicht müde werden. Von einem Punkte aus geſehen, ſcheint der untere Fall mit dem oberen eine ungeheure Linie von 3000 Fuß hoch herabtobenden Waſſern zu ſein, und hier überraſchen uns die in Menge wie blitzende Raketen durch den Waſſerſchwall gleichſam vom Himmel herabſauſenden getrennten Fluthengüſſe, wie wir dieſelben bereits am Bridal Veil bewunderten. Dieſes eigenthümliche Schauſpiel hat ſeine Urſache in der Cohäſion des aus ſo bedeutender Höhe herabfallenden Waſſers. Beim Herunterſtürzen ſetzen jene Raketenſtröme, die einander förmlich zu jagen ſcheinen, ihre Flucht in die Tiefe als getrennte Caskaden fort, ehe ſie ſich in weißen Schaum auflöſen und ganz in einander verſchmelzen. Das Getöſe des Katarakts iſt nicht dem Donnern eines Gewitters, ſondern eher dem Niederpraſſeln von Schloßen auf Dächern ähnlich; mitunter nimmt das Geräuſch bedeutend an Heftigkeit ab, bis es, auf's Neue anſchwellend, wie das dumpfe Brauſen eines durch den Urwald raſenden Orkans erſchallt. —

Am folgenden Morgen unternehmen wir vor Allem einen Ausflug nach dem wildromantiſchen Tenaya-Cañon, um dort am ſogenannten Mirror-Lake (dem Spiegelſee) die Sonne aufgehen zu ſehen. Am Eingange des Cañon hält der aus hellgrauem Granit beſtehende 3725 Fuß hohe Norddom (indianiſch Tokoya) majeſtätiſch Wacht, an deſſen unterer Felswand ſich mächtige, concentriſch geformte Bogen, die Royal-Arches, wie die 2000 Fuß hohe gewaltige Waſhington-Säule emporbauen. Der dunkelgrüne Mirror Lake (von den Indianern Awiya genannt), welcher jedoch mehr den Namen eines Teiches als den eines Sees verdient, liegt am Grunde des ſenkrecht gegen das Thal abfallenden Süd-Halbdoms (4990 Fuß) und iſt von Sträuchern und hohen Bäumen maleriſch umgeben, die ſich mit den naheliegenden, ſteilen Granitgipfeln in ſeiner ſtillen Fluth klar wiederſpiegeln. Am frühen Morgen iſt der Reflex ſeltſam ſcharf. Von hier aus gelangen wir nach kurzem Ritt zu dem Vernal- und Nevada-Fall. Dieſe zwei prächtigen Waſſerfälle bildet der Merced am oberen Thalende, das ſich vom Tenoya Canyon in ſüdöſtlicher Richtung abzweigt. Der Yoſemite- und der Brautſchleier-Fall werden von Bergſtrömen geſpeiſt, die von Norden und von Süden her das Hauptthal im rechten Winkel treffen. Der Weg nach dem Vernal-Fall führt durch einen dicht bewaldeten Thalgrund, unter der mächtigen Felsmauer des Glacier Point und am Ufer des ſich über gewaltige Granitquadern brauſend herabtummelnden Merced hinauf. Nach rechts hin ſchließt die Schlucht mit einem ſteilen Felſen ab, über den ſich ein 600 Fuß hoher Waſſerfall, der „South Fork Katarakt", hinabſtürzt. Wir folgen jedoch dem brauſenden Merced aufwärts nach der Felswarte des Mount Broderick hinüber. Die Fichten, welche ſich hier und da an den himmelhohen Felswänden eingeniſtet, haben dort augenſcheinlich eine zweifelhafte Exiſtenz, und es iſt wunderbar, wie ſie es möglich machten,

an den ſchroffen Abhängen Fuß zu faſſen. Von unten ſehen die höher ſtehenden Bäume wie ganz kleine Tannenreiſer aus, die an den Felshängen feſtkleben.

Am „Recordhouſe", ſo benannt nach einem glatten Felſen, der die Rückwand eines Zimmers bildet, wo Touriſten, die ſich gern verewigen möchten, ihre Namen hinzukritzeln pflegen, gehen wir eine kurze Strecke zu Fuß in die Schlucht des Merced, um den berühmten Vernal-Fall in Augenſchein zu nehmen. Dieſer wunderbar ſchöne Waſſerfall, von den Indianern „Piwaak", d. h. der Katarakt der blitzenden Kryſtalle, genannt, ſtürzt ſich, 400 Fuß hoch und 60 Fuß breit, über eine die Thalſchlucht quer durchſchneidende ſenkrechte Felswand in eine prächtig bewaldete Kluft donnernd hinab. Auf ſeiner grünlichen Fluth ſpielt im Sonnenlichte ein kreisrunder, bunter Regenbogen, deſſen immer wechſelnde, bald hellere bald verſchwimmende Farben wie in einem Kaleidoſkop bald erlöſchen bald ſich neu beleben. Die den waldigen Thalkeſſel einſchließenden und ihn hoch überragenden Felswände bilden einen Rahmen zu dem wilden Katarakte, wie er romantiſcher kaum gedacht werden kann. Nur eine kurze Strecke reiten wir auf ſchmalem Saumpfade höher ins Gebirge hinauf, als uns plötzlich der etwa eine halbe engliſche Meile oberhalb des Vernal-Falls 700 Fuß über eine ſchräge Felswand herabſtürzende mächtige Nevada-Fall in großartigem Panorama entgegentritt. — Ein ſteiler, ſich volle 2000 Fuß über das Thalniveau erhebender Granitkegel, die „Freiheitsmütze" (Cap of Liberty — ein von Amerikanern ſehr bewunderter Name) genannt, ſteht links nahe an dem prächtigen Waſſerfall, und der dem Matterhorn an Geſtalt ähnelnde rieſige Halb-Süddom ragt mit ſeinen nackten, hellgrauen Felswänden nicht weit von der „Freiheitsmütze" himmelan: ein grandioſes Bild, deſſen Vordergrund ein prächtig bewaldeter Thalkeſſel bildet.

Von dem Nevada-Fall raſt der Merced zwiſchen glatten an dreißig Ellen breiten Granitplatten in furchtbarer Eile (250 Fuß Fall auf die Strecke von einer halben engliſchen Meile) thalab, als ſehnte er ſich danach, beim Vernal-Fall ſeinen zweiten Rieſenſprung zu machen. Wir überſchreiten den wilden Bergſtrom auf einer aus rohen Fichtenſtämmen erbauten primitiven Brücke, ehe wir Snow's Gaſthaus, das auf einem Felsplateau am Fuße des Cap of Liberty-Felsgipfels erbaut iſt, erreichen, um dort unſer Nachtquartier zu nehmen und noch einmal den majeſtätiſchen Anblick des Waſſerſturzes beim abendlichen Mondlicht zu genießen. Wir bedürfen der Ruhe, denn der folgende Morgen iſt dem Beſteigen der acht Meilen von Snow's Gaſthaus entfernten Cloud's Reſt (Wolkenruhe) gewidmet.

Cloud's Reſt, 6450 Fuß über der Thalſohle und 10,510 Fuß über dem Meeresſpiegel gelegen, iſt der höchſte Berggipfel in der Umgebung des Yoſemite-Thales. Wir befinden uns hier in einer ſchrecklich öden Gebirgswüſte, in deren Mitte ſich das aus mächtigen halbverwitterten Granitquadern aufgebaute Felsgerüſte der Wolkenruhe wie eine natürliche Feſtung erhebt. Die faſt wie von Menſchenhand auf-

gehäuften Felsplatten geben dem Grat, der sich wie ein Vorgebirge weit hinausthürmt, eine seltsame nie gesehene Gestaltung. Vor Jahrtausenden, als hier noch der ewige Schnee sein Reich hatte, muß die Aussicht von diesem isolirten Felskamme eine ähnliche wie die vom Gornergrat gewesen sein. Aber jetzt fehlt ihm die winterliche Pracht, welche das Panorama von jener Hochwarte der Alpen so ergreifend macht. Das Bett des von kolossalen Felshängen eingeschlossenen riesigen Gletschers, der sich in längst vergangener Zeit am Fuße der Cloud's Rest hinzog, ist jetzt von dem lebendigen Eisstrome verlassen; die gespaltene Kuppe des gewaltigen Süddoms trägt heute nicht wie das Matterhorn einen blitzenden Eismantel: nackt und aller Vegetation bar, strebt sein bis vor Kurzem noch nie von Menschen betretener grauer Granitgipfel himmelan. Die Merced Range der Sierra Nevada, vom Mount Clark und den Minarets bis zum Mono Paß und Mount Hoffman, läßt den Beschauer kalt, mit ihren grauen, nur hier und da mit spärlichen Schneefeldern und dünnen Fichtenwäldern bedeckten Abhängen und kahlen Gipfeln, ja selbst der von ihr herüberblinkende Spiegel des Tenaya-Sees vermag nicht die Einförmigkeit dieses dabei doch großartigen Panoramas zu mildern. Die anderen in der Riesenrundschau hervortretenden Berge sind heute keine leuchtenden Schneegipfel mehr, wie die Monte-Rosa-Kette, sondern nackte Granitkuppen, wie z. B. der kuppelförmig gestaltete 5600 Fuß aufsteigende Mount Starr King, und das grüne Yosemite-Thal liegt in zu weiter Ferne, um dem todten Bergpanorama Anmuth zu verleihen.

Die bisher geschilderten Naturschönheiten sind die besuchtesten und anziehendsten Punkte des Yosemite-Thales; allein demjenigen, dem genügend Zeit zur Verfügung steht, bietet die Umgebung des Thales bis weit hinaus in die Berge und Schluchten der sagenhaften, romantischen Sierra Nevada ein reiches Feld von seltenen Genüssen. Wir selber müssen das Thal verlassen.

Auf steilem Saumpfade reiten wir in langer Reihe langsam an der Südseite des Thales bergan, blicken von dem 1800 Fuß hohen Felsvorgebirge des Union Point hinunter auf die uns lieb gewordenen, unter parkähnlichen Baumgruppen liegenden Gebäude, und erreichen endlich nach zweistündigem Ritt den Gipfel der sich 3700 Fuß jäh über den Thalgrund erhebenden Felswand des Glacier Point, auf dessen breitem Plateau ein herrliches Fichtenwäldchen steht. Die Aussicht von diesem erhabenen Standpunkt ist nächst der vom Inspiration Point unstreitig die großartigste über das Yosemite-Thal. Von einer überhängenden Felsplatte sehen wir direct unter uns in das Thal hinab, ohne die zu unseren Füßen aufstrebende gewaltige Felswand erblicken zu können. Wie auf einer Landkarte liegt das grüne Thal mit seinen ganz zierlich scheinenden Bäumen, Wiesen, Anlagen und Häusern tief unter uns, durchschlängelt von dem hellen Bande des Merced und umschlossen von den gewaltigen hellgrauen Felswänden und himmelanstrebenden Domen. Wie ein kleiner Spiegel blinkt der

Mirror Lake zu uns herauf aus dem Waldesgrün. Gerade uns gegenüber ſchwebt der große Yoſemite-Fall wie ein im Winde flatternder Silberſchleier an der mächtigen Felswand hin und her, und von rechts herüber grüßen uns die ſcheinbar dicht über einander liegenden, weiß ſchäumenden Kataraкte des Vernal- und des Nevada-Falls aus einem anmuthigen Thalgrund, auf den die in duftiges Gewand gehüllte hohe Warte von Cloud's Reſt aus weiter Ferne herabblickt. Es iſt dies ein Panorama, wie es kaum ein zweites ihm ähnliches in der weiten Welt gibt: jener idylliſche Thalgrund, umrahmt von den ſtolzen Granit-Mauern und -Domen, geſchmückt mit den herrlichſten Waſſerfällen!

Da die Legislatur des Staates kürzlich eine bedeutende Geldbewilligung zur Herſtellung eines prächtigen großen Hôtels im Yoſemitethal und ſchöner Anlagen gemacht, ſo wird die Beliebtheit der „Californiſchen Schweiz" als Zielpunkt der Sommertouriſten noch zunehmen, um ſo mehr, als auch eine Bahn bis in's Thal gebaut werden ſoll.

10. Im nördlichen Californien.*)

Während die von San Francisco nördlich liegenden Küſtencounties Lake, Mendocino, Humboldt — die beiden letzteren mit ſchroffen Gebirgen und koſtbaren Rothholzwaldungen, — ſowie das minenreiche Trinity noch keine Eiſenbahnverbindung beſitzen, führen in das Innere von Nordcalifornien, durch das circa 200 Meilen lange Sacramentothal in nördlicher Richtung, zu beiden Seiten des Sacramentofluſſes, ſogar zwei Eiſenbahnen, die ſich in Tehama, etwa 100 Meilen nördlich von der Stadt Sacramento, an die der Vollendung nahe Oregonbahn anſchließen. Vor uns dehnt ſich bei einer Bahnreiſe nordwärts von Sacramento das weite gleichnamige Thal mit ſeinen 5 Millionen Acres fruchtbaren Landes aus, öſtlich begrenzt von der Sierra Nevada, weſtlich von dem Küſtengebirge. Beide Ketten ſind von den, ungefähr die Mitte des Thals durchſchneidenden Bahnſtrecken aus ſichtbar, in weiter Ferne die Schneekuppen der Sierra Nevada, und in unmittelbarer Nähe die lachenden Thalgründe, beſtreut mit breitſchattigen immergrünen Lebenseichen, zahlreichen Anſiedelungen und Dörfern, in dem ſchön profilirten Gebirgsrahmen ein überaus feſſelndes Landſchaftsbild. Nur fehlt es noch an hinreichender Bevölkerung, und wo jetzt noch vorwiegend die berühmten Rieſenweizenfarmen nach dem Raubbauſyſtem betrieben werden und unabſehbare Viehweiden ſich noch

*) Von Theodor Kirchhoff und Paul Oeker in San Francisco.

ausdehnen, da werden im Laufe der Zeit vielleicht Hunderttausende fleißiger Farmer, Obstzüchter, Weinbauer, bei der großen Fruchtbarkeit des Landes und rastlosen Triebkraft des winterlosen Klimas glückliche Heimstätten und gedeihliches Fortkommen finden. Von gleicher Wichtigkeit für die stetig zunehmende Einwanderung und Ansiedlung, wie für das Sacramentothal selbst, sind die dasselbe östlich besäumenden „Foothills", oder Vorberge, die westliche Basis und die Gehänge der Sierra Nevada. Diese besitzen bis zu einer Höhe von 1500 bis 2000 Fuß über dem Meeresspiegel fast die gleiche Temperaturhöhe wie die Thallagen, ja im Winter noch wärmere Temperatur als jene, und überdies hinlänglichen Wasserreichthum. Der Boden ist hier wie in einem großen Theil des Sacramentothals von ziegelrother Farbe, reich an Eisentheilen und überaus productiv. Millionen Goldes sind in der Aera der Golderdeckung Californiens bis auf die neueste Zeit aus diesem Boden gewaschen worden. Ueberall ist hier historischer Boden. Lag doch zwischen Sacramento und Marysville, unweit der ersten Stadt, das alte Fort des geborenen Badensers General Sutter, des Mitentdeckers der Goldminen; und unfern Marysville, 50 Meilen nordwärts, sieht man heute noch Sutter's Farm und die von ihm gepflanzten mächtigen Feigenbäume. Im Thale wie in den Foothills wächst das prächtigste Obst, und die Hügellehnen ergeben die schönsten und ertragsreichsten Weinberge des Staates.

Doch nicht allein mit Tröstungen auf die Zukunft braucht sich der vorüberziehende Tourist hier zu begnügen. Das beinahe 9000 Einwohner zählende Marysville, an dem Feather- und Yubaflusse gelegen und gegen das durch früheres hydraulisches Miniren verursachte Austreten der Wasser durch hohe Dämme festungsartig umwallt, die älteste Stadt des Thals, erinnert mit vielen schönen Orangen- und Palmenbäumen an Los Angeles. Die alte Goldstadt Oroville östlich in den Foothills ist gleicherweise von halbtropischen Obsthainen ganz überwuchert. Und das reizende Chico etwas weiter nördlich birgt sogar eine echt fürstliche Herrschaft, General Bidwell's herrlichen Rancho Arroyo Chico, das großartigste, schönste Gut Californiens und der Stolz des Staates, der sich mit den reichsten Gütern Europa's zu messen vermag. Und von Jahr zu Jahr verschönert und vergrößert sich dieses, über 23,000 Acres umfassende Rittergut, wovon der größere Theil sich in höchster Kultur befindet. Dieser Riesenrancho erstreckt sich von den Foothills östlich bis zum Sacramentoflusse westlich. Gegen 1300 Acres sind mit Obstbäumen und Weinbergen bepflanzt, die ein ungeheures Einkommen gewähren. Hier findet man fast alle Früchte und Nüsse der tropischen oder halbtropischen Länder: Orangen, Citronen, Oliven, Persimons, Pfirsiche, Pflaumen, Birnen, Aepfel, Aprikosen, Zwetschen, Mandeln, Englische Wallnüsse, Pecannüsse, Italienische Kastanien ꝛc. Kleinobst, wie Erdbeeren, Brombeeren, Himbeeren u. s. w., wird ebenfalls in Hülle und Fülle gezogen.

Aus den Bidwell'ſchen Obſtplantagen gelangten im Vorjahre folgende Fruchterträge auf den Markt: 98,000 Pfund Kirſchen, 100,000 Pfund Aepfel, 36,000 Pfund Aprikoſen, 150,000 Pfund Pflaumen, 50,000 Pfund Pfirſiche, 14,000 Pfund Zwetſchen, 55,000 Pfund Birnen, 45,000 Pfund Weintrauben, 60,000 Pfund Roſinen, 30,000 Pfund Brombeeren, 58,000 Pfund Mandeln ꝛc. ꝛc.

In den weiter nördlich gelegenen Counties muß der Reiſende allerdings noch auf die Annehmlichkeiten einer Fahrt mit der Eiſenbahn Verzicht leiſten. Statt des eiſernen Roſſes, welches ſonſt faſt überall in Californien längſt ein alter Bekannter geworden, iſt der Reiſende dorthin auf die primitive Reiſekutſche, die „Stage-Coach" angewieſen, falls er es nicht vorzieht, ſich mit einem Reitpferde zu verſehen oder ſeine Wanderung zu Fuß anzutreten, welche letztere Art der Fortbewegung hier zu Lande jedoch ein Privilegium der biederen Goldgräber zu ſein ſcheint und faſt nie von Touriſten angewandt wird.

Zwei Straßen führen von dem nördlichen Endpunkt der California- und Oregon-Eiſenbahn (derzeit Delta) nach der alten Minenſtadt Yreka (Weirika), im äußerſten Norden des Staates gelegen; die directe nördliche Linie läuft das obere Sacramento-Thal hinauf und am Fuße des Mount Shaſta vorüber, die weſtlichere durch das Trinity-Thal, über Jones und die Scott's Gebirge. Es wäre ſchwer zu ſagen, welcher von dieſen Linien der Vorzug an Schönheit gebührt, denn beide ſind reich an wunderbar pittoresken Landſchaftsbildern.

Der Reiſende, welcher die zuerſt genannte Route wählt, hat vom Sacramentofluß aus einen überaus prachtvollen Anblick der Sierra Nevada, wo der über 11,000 Fuß hohe „Laſſen's Butte" ſich mit blendend weißer Kuppe mächtig in den blauen Aether erhebt und mit ſeinen gleichfalls ſchneebedeckten niedrigeren Gebirgsausläufern ein wahrhaft ſchweizeriſches Bild giebt. Der breite Sacramentoſtrom, deſſen von waldigen Ufern eingeſchloſſene meilenlange Anſicht von jenem prächtigen Bilde des californiſchen Hochgebirges in weiter Ferne querüber abgeſchloſſen wird, tritt bei Redding dann in die große Thalebene, welche ſeinen Namen führt.

Die erſte Tagereiſe bis zur Mündung des Pitt River, des größten Nebenfluſſes des Sacramento, führt durch die nördlichen Ausläufer jener Thalebene. Jenſeits des Pitt-Fluſſes beginnt eine Gebirgsſtraße, die an wilder Schönheit ihresgleichen ſucht. Bergauf und bergab jagt die Reiſekutſche, zuerſt am Ufer des Mc. Cloud-Fluſſes entlang, eines Bergſtroms, der in raſender Eile innerhalb gewaltiger nackter Sandſteinmaſſen im felſigen Bette hinbrauſt. In ſeinen klaren Gewäſſern iſt in den letzten Jahren die künſtliche Fiſchzucht in großem Maßſtabe mit Erfolg eingeführt worden. In den Fiſchbrutanſtalten werden meiſtens Indianer beſchäftigt, welche jenem Geſchäfte mit großer Umſicht und Zuverläſſigkeit obliegen. Am jenſeitigen Ufer des Mc Cloud-Fluſſes liegen mehrere Indianerdörfer in romantiſcher Umgebung,

und leichte Canots ſchaukeln ſich, an Weiden befeſtigt, in der klaren Fluth. Es iſt erſtaunlich, mit welcher Geſchicklichkeit die Indianer in dieſem reißenden Gewäſſer ihre gebrechlichen Boote handhaben, man ſollte glauben, daß ein Canote keine Minute in den toſenden Waſſerwirbeln vor dem Umſchlagen geſchützt werden könnte.

Auf gewundener Bergſtraße, bald nahe am Ufer, bald auf der Höhe entlang, geht die Fahrt weiter, am linken Ufer des Sacramento hinauf, der ſeine wilden Fluthen brauſend und ſchäumend daherjagt. Oft führt die Straße dicht an ſteilen Abhängen hin, an deren Rande das muthige Sechsgeſpann ſorglos fort galoppirt. Für Reiſende mit ſchwachen Nerven wäre dieſe Stagefahrt allerdings nicht ſehr empfehlenswerth, denn ein Blick in die felſige Tiefe, in welche ein Fehltritt der Roſſe das Gefährt rettungslos hinabreißen würde, zeigt uns die Größe der drohenden Gefahr. Nebenbei ſind kleine Schießaffairen zwiſchen den bis an die Zähne bewaffneten Schatzagenten der großen Transport-Geſellſchaft „Wells, Fargo & Compagnie" und den Straßenräubern in dieſer Gegend durchaus keine Seltenheit. Obgleich die Reiſenden nur in ſeltenen Fällen von den Banditen ausgeplündert werden, welche es meiſtens nur auf die von den Minenplätzen nach den Eiſenbahndepots in den „Stages" beförderten Goldtransporte abgeſehen haben, ſo iſt doch ein derartiges Rencontre nicht gerade angenehm.

Bei der Weiterfahrt entzücken den Reiſenden die prächtig bewaldeten pittoresken Bergzüge, welche gleich jenſeits des Fluſſes aufſteigen, während der „Mount Shaſta" mitunter ſein Silberhaupt über die grünen Baumwipfel in den blauen Aether emporhebt. Zahlreiche Lachswehre liegen im Fluſſe, an deſſen Ufer ſich hin und wieder eine alte Goldwäſcherei zeigt. Die Fernſichten in das dichtbewaldete Felsthal des Sacramento ſind oft von geradezu entzückender Schönheit, wenn die Straße eine höher gelegene Felſenbank erklimmen muß, während der wilde Bergſtrom in der Tiefe zwiſchen mächtigen Steinblöcken toſt und ſchäumt.

Eine herrliche Gebirgsſcenerie überraſcht den Reiſenden etwa fünfzig engliſche Meilen von Yreka, wo ſich die vielgezackte Felsmaſſe des Caſtle-Rock am jenſeitigen Ufer des Sacramento impoſant emporbaut. Die vielfach zerklüfteten ſchwarzen Felszacken zeigen uns ein Bild ſchauerlicher Zerſtörung, als hätte ein gewaltiger Blitzſtrahl das Gebirge dort zerriſſen. Das Auge wird nicht müde, jene rieſige zerſplitterte Felſenburg zu betrachten und die koloſſalen Mauern anzuſtaunen, welche von ihr aus in den wild daherbrauſenden Sacramento abfallen. Die majeſtätiſchen Fichten, welche die Höhenzüge auf beiden Seiten des Fluſſes krönen, geben dem Bilde einen Rahmen, wie er herrlicher nicht gedacht werden könnte.

Einige Meilen weiter gelangt die Straße in einen dichtbewaldeten, hochromantiſchen Thalkeſſel, in welchem mehrere eiſenhaltige Sodaquellen liegen. Ein daſelbſt errichtetes anſehnliches Gaſthaus findet im Sommer viele Beſucher, welche Mineral-

waſſer trinken und in dieſer herrlichen Gebirgs- und Waldgegend umherſchwärmen. Mitten durch den Thalkeſſel fließt der Sacramento, hier ein ſchäumender, direct vom Mount Shaſta herkommender Bergſtrom, der im jugendlichen Uebermuthe mit ſeinen kryſtallhellen Fluthen thalab eilt.

Durch eine romantiſche Waldgegend weiter raſſelnd, erreicht die Stagekutſche acht engl. Meilen von dort das „Hôtel Mount Shaſta", ein von Touriſten viel beſuchtes Gaſthaus, das nur ſechs engliſche Meilen vom Fuße jenes prächtigen Schneebergs entfernt liegt. Der alte Bergrieſe, gewöhnlich Shaſta Butte genannt, welcher uns ſchon öfters auf unſerer Fahrt mit ſeinem ſchneeigen Haupte begrüßt hat, präſentirt ſich hier plötzlich in aller Majeſtät. Ein Gebirge für ſich, koloſſal in den Aether empor ſtrebend, den breiten Gipfel von rieſigen Schneefeldern umkränzt und den Fuß von dunklen Urwaldungen umſchlungen, die ſich bis zur Schneegrenze emporziehen, ſteht der gewaltige Bergkoloß vor uns da, — der Stolz Californiens. 14,440 Fuß über den Meeresſpiegel erhebt ſich ſein breiter Gipfel. Die relative Höhe des Mount Shaſta, d. h. die über unſerem Standpunkte, beträgt mehr als elftauſend Fuß, iſt alſo faſt dieſelbe wie die des Mont Blanc über Chamouny. Die iſolirte Lage des Shaſta Butte läßt dieſen aber weit impoſanter als den Mont Blanc erſcheinen. Zur linken Hand iſt unter ſeinem Gipfel eine Gebirgsmaſſe wie eine gewaltige Baſtion gleichſam aus dem Berge herausgewachſen, — der ſogenannte Krater. Eine breite Schneemulde verbindet den Krater dieſes erloſchenen Vulkans mit dem höchſten Gipfel, von dem ſich eine lange gezackte Linie von ſchwarzen Felſen wie ein Rieſenpfad am Bergabhange herabſenkt.

Den Anblick des nahen Shaſta Butte muß der Reiſende, welcher die Straße über Fort Jones und das Scott-Gebirge einſchlägt, entbehren, denn er kann den gewaltigen Schneerieſen von dort aus nur gelegentlich und in größerer Ferne gewahren. Aber kaum minder ſchön ſind daſelbſt die herrlichen Wald- und Gebirgslandſchaften am Trinity-Fluß, einem wilden Bergſtrome, der durch maleriſche Thalgründe ſeinen Weg nimmt. Ich möchte die dortige Scenerie mit der ſächſiſchen Schweiz vergleichen, während die Umgebungen des Mount Shaſta mehr den gewaltigen Charakter einer Alpenlandſchaft tragen.

Die Stadt Yreka, der Ausgangspunkt beider Stagelinien, iſt immer noch der Hauptminenplatz im nördlichen Californien, obgleich gegenwärtig nur noch ein Schattenbild ſeiner ehemaligen Größe. Der Goldertrag der dortigen Placerminen, welcher zur Zeit des Glanzes etwa acht Millionen Dollars pro Jahr betrug, hat ſich auf kaum eine halbe Million Dollars im Jahr reducirt; die Stadt ſelbſt, welche nur zwölf Mal ſeit ihrem Beſtehen faſt total niederbrannte, gewährt jetzt einen traurigen Anblick. Nach den großen Feuersbrünſten von 1852 und 1854, bei denen ſogar die eben angekommenen und kaum von den Packthieren abgeladenen Waaren-

güter mitten in der Straße verbrannten, entstand Yreka jedesmal schnell wieder aus der Asche; im letzten Decennium wurden dort aber nach einer Feuersbrunst jedesmal nur die nothwendigsten Gebäude wieder aufgebaut. Der früher hier concentrirte Handel hat sich nach vielen neueren kleinen Minenplätzen vertheilt, die Miethe ist auf ein Zehntheil ihres früheren Betrags gefallen, Grundbesitz findet kaum noch Käufer zu wahren Spottpreisen. Unter den etwa anderthalbtausend Bewohnern sind die langzöpfigen Chinesen besonders stark vertreten, ein sicheres Zeichen, daß der Platz auf dem Aussterbeetat steht. Wenn die Weißen eine californische Minenstadt zu verlassen beginnen und John Chinaman dort einzieht, so sind die Aussichten auf eine Erneuerung der „guten Zeiten" dort sicherlich unter Pari angelangt.

Die eigentliche Goldgrube von Yreka, das berühmte Yreka Flat, ein ausgedehnter Minengrund in unmittelbarer Nähe der Stadt, wo in früheren Jahren Goldstaub im Werthe von durchschnittlich hundert Dollars aus einer Wagenladung Erde gewonnen wurde, sieht wie eine unterst zu oberst gekehrte Sand- und Steinwüste aus, sie ist mehr als zwanzig Mal überarbeitet worden. Diese Goldlager wurden von Fuhrleuten, welche ihr Vieh auf dem ehemaligen Wiesengrunde grasen ließen, zufällig entdeckt. Ein besonders hungriger Ochse soll einmal dort ein ganzes Grasbündel ausgerissen haben, dessen Wurzeln voll von Goldkörnern hingen, die lieblich in der Sonne funkelten. Jetzt durchwühlt hier und da ein vereinzelter Chinese diese verarmte Goldwüste und begnügt sich mit dem Ertrage von einem oder von anderthalb Dollar pro Tag.

Von dem Bilde der Zerstörung auf dem Yreka Flat und den verwahrlosten Geschäftsstraßen der alten Goldstadt sind es nur wenige Schritte nach den Nebenstraßen, wo die freundlichen Privatwohnungen stehen, welche meistens den verheerenden Feuersbrünsten entgangen sind. Vor jedem dieser ländlich-hübschen Häuser liegen reizende, mit weißen Stacketen umgebene Blumengärten, voll von blühenden Rosensträuchen, prachtvollen Georginen und hundert anderen Blumen; Weinreben mit saftigen Trauben beladen, ranken an den Birnbäumen empor; auf den von Epheu und anderen Schlingpflanzen umkränzten Verandas hängen niedliche Käfige, in denen Kanarienvögel ihr lustiges Liedlein singen; die reinlichen Wege sind von prächtigen Laubbäumen beschattet: — das Ganze ein Culturbild, wie es der Besucher am wenigsten an einem solchen Orte erwartet. Die verschiedenartigsten Bilder drängen sich in dieser Minenstadt durch einander. Hier ein vom Feuer verheerter Stadttheil mit geschwärzten Ruinen, neuen Bretterschuppen, die sich an die stehen gebliebenen Steinmauern der ausgebrannten Häuser angesiedelt haben, verbogene eiserne Thüren und Fensterläden, Schutt und Trümmer in chaotischem Durcheinander; dort die idyllischen Privatwohnungen und dicht dahinter die wüsten „Goldplacers"; verfallene Gebäude und elende chinesische Waschhäuser neben eleganten „Stores"; in den Straßen Kauf-

leute und Fremde in modiſchen Stadtkleidern und ſonnverbrannte Miner, kräftige Geſtalten, in Blouſen und rothen Hemden und breitkrämpigen Hüten, große Frachtwagen, welche Waarengüter mitten in der Straße abladen. —

Eine ſtaubige Stagekutſche, „Jones Flat and Yreka“ ſteht in flammenden Lettern darauf gemalt, jagt die Straße entlang und hält vor dem „American Hôtel“. Hier iſt ein Schauſpiel, wie es eben nur eine echte Minenſtadt vor Augen führt! Der Wagen iſt innen und oben mit Goldgräbern überfüllt, Weiße und Chineſen durcheinander, und die auf dem hohen Kutſchendache zwiſchen den Poſtſäcken und Gepäck Sitzenden laſſen die Beine ſeitwärts herunterbaumeln; der Staub liegt fingerdick auf den Kleidern und Geſichtern der Neuangekommenen. Bald iſt die Stage von einer dichten Menge der Stadtbewohner umlagert. „Hallo, Charley! Struck it rich?“ — „Wat's the news in the diggings, Jimmy?“ — „How goes it, Bob?“ — etc., ſo ungefähr lautet der gewöhnliche Gruß. Die wilde Geſellſchaft ſpringt vom Wagen, Poſtſäcke werden herabgeſchleudert, beſtaubte Koffer unſanft auf die Erde geſetzt, und aus der Stage kommen alte Mantelſäcke, Bündel von Wolldecken, Flinten, Piſtolen u. ſ. w. zum Vorſchein, als wäre ein Trödlerladen und ein Arſenal zugleich darin verladen, — während einzelne Glückliche, von Freunden umgeben, mit ihren ſchweren Goldtaſchen an dem Arm langſam die Straße entlang ſchlendern. Hier tritt einer von jenen wild ausſehenden, vom Glücke geſegneten Minern in ein elegantes Schenklocal, — tractirt ſofort alle Anweſenden und ruft, da die Geſellſchaft ihm nicht zahlreich genug iſt, noch ein Dutzend Fremde von der Straße herein; das Gläschen, die Cigarre je einen Viertel-Dollar, dabei Champagner für Jeden, der ihn trinken mag! — Wie gewonnen, ſo zerronnen! —

Während ſo die Zeit zerſtörend über die alternde Goldſtadt hinweggeſchritten iſt, welche nur noch gelegentlich ihre glänzende Vergangenheit, wie in dem ſoeben gezeichneten Bilde, wieder vor den Blicken des Beſchauers aufthut, iſt die Natur dort, wo der Menſch nicht in ihr Heiligthum eingedrungen iſt, dieſelbe geblieben; in derſelben Majeſtät ſchaut der Silberdom des Shaſta in die herrliche Landſchaft hinaus, wie die erſten Goldjäger ihn bewunderten, als ſie ſich, einer wilden Hochfluth ähnlich, über das Land ergoſſen, daſſelbe zu Geröll und Schutt zerwühlend.

Von einem öſtlich in der Nähe von Yreka liegenden Berge hat man eine großartige Rundſchau auf den Shaſta Butte und ſeine Umgebungen, ein Panorama, welches von ergreifender Schönheit iſt, und, namentlich beim Sonnenuntergange, einen unauslöſchlichen Eindruck auf den Beſchauer zurückläßt. Eine weite Landſchaft, Shaſta Valley, überſäet mit grünen Hügeln, dehnt ſich im Vordergrunde aus, jenſeits derſelben zieht ſich eine lange Kette von maleriſchen Bergzügen hin, unter denen der Schneerieſe Shaſta Butte ſich gewaltig, wie ein Herrſcher, himmelan emporthürmt. Fünfundvierzig engliſche Meilen liegt der Koloß von jenem Ausſichts-

punkt, obgleich die Entfernung kaum halb so weit erscheint. Um seinen Fuß haben mächtige Urwälder einen dunkelgrünen Mantel geschlungen. Der dieser Richtung direct zugewendete breite Kratergipfel wird von der Hauptkuppe des Silberdomes hoch überragt, — ein wunderbar großartiges Bild! — Zu beiden Seiten des Mount Shasta liegen niedrigere, nur hier und da mit Schneefeldern gekrönte Bergzüge, die sich nach rechts und nach links in weitem Halbbogen erstrecken; eigenthümlich geformte Gipfel darunter der einer Pyramide ähnliche „Kleine Shasta" und der hochaufstrebende, dicht bewaldete „Zuckerhutberg".

Unter den Strahlen der sinkenden Sonne kleidet sich das Prachtpanorama in Violett und Purpur. Der Gipfel des Shasta Butte ist noch von röthlichem Schimmer übergossen, wenn sich die niedrigeren Berge und weiten Thalgründe bereits in die Schatten der Nacht gehüllt haben. Wahrlich! Californien hat ein Recht dazu, stolz zu sein auf seinen silbernen Shasta, der wie ein König in blitzendem Geschmeide an der Nordmark des Goldstaates thront. Seine unterirdischen Feuer sind längst erloschen und keine Lavaströme rollen mehr von dem gewaltigen Krater verheerend ins Flachland herunter. Aus nie versiegenden Schneequellen sendet er jetzt nur brausende Fluthen herab, die der derzeitigen Ackerbauperiode Californiens zu unschätzbarem Segen gereichen, und durch eines der reichsten Thäler auf diesem Continente meerwärts nach Süden, nach dem fernen „Goldenen Thore" von San Francisco strömen.

11. Monterey.*)

Nicht groß ist die Zahl der Seebäder an der Küste des Stillen Ozeans, die sich alle auf den californischen Ufersaum beschränken. Aber es giebt wenige an der Atlantischen Küste, die sich mit den wundervollen Meeres-Baien und -Buchten des Goldstaates zu messen vermögen, deren größter Vorzug ohne Frage darin besteht, daß zwischen ihrer Winter- und Sommer-Temperatur nur wenige Grade Differenz sind, und manche — wie beispielsweise Monterey, — sich vom Januar bis December fast ununterbrochenen Besuches erfreuen. Ist doch der Winter, abgesehen von etwas kühleren Nächten und gelegentlichen Regen-Tagen, nach denen die Natur in neuer Glorie prangt, ebenso schön, wie der Frühling oder Sommer. Kein Eis, kein Schnee deckt Land und Binnengewässer, keine wilden Orkane umtosen diese halbmondförmigen Buchten, die Natur stirbt nicht in den ewigen Blumen-Gärten und Rosen-Parks, und stolz wehen im Januar, wie im Juli die immergrünen Wipfel klassisch schöner Pinien

*) Von Paul Oeker.

und die ſchattigen Kronen breiter Lebenseichen unweit des ſonnenbeſchienenen Strandes des blauen Oceans!

Unter den wenigen Seebädern Californiens: Monterey und Pacific-Grove an der Bai von Monterey; Santa Cruz, Aptos und Camp Capitola an der Bai von Santa Cruz; Pescadero in San Mateo County; Santa Monirca, Los Angeles County, — iſt Monterey, 125 Meilen ſüdlich von San Francisco, das ſchönſtgelegene, das faſhionabelſte und komfortabelſte: das „Newport" der Pacific-Küſte, wie es gleichfalls das amerikaniſche „Mentone" für die Winter-Saiſon iſt. Das Floridaer Küſten-Klima mit ſeinem 45 bis 50 Zoll Regenfall von November bis April muß vor dieſem nur 12 bis 14 Zoll alljährlich erhaltenden ſonnigen, trockenen Klima der Bai von Monterey die Segel ſtreichen, und ſelbſt Mentone bleibt mit ſeinen Witterungs-Ziffern hinter Monterey zurück.

Monterey iſt ſeit langer Zeit wegen ſeiner gleichmäßigen Temperatur und kräftigenden Luft rühmlichſt bekannt, wurde es doch ſchon vor 115 Jahren von den ſpaniſchen Franziskaner-Miſſionären beſiedelt. Die Regentage im Winter kommen nur ſpärlich; kaum iſt die Wolkenſpende gefallen, ſo lacht die Sonne wieder warm und ſtrahlend aus heiterem Himmel, und es giebt nur wenige Tage im December, Januar, Februar, die der ſchwächſte Patient nicht im Freien zuzubringen vermag. In dieſer Thatſache allein, in der Einathmung ſo warmer, reiner, ſtärkender Luft im Freien, bei mehr oder minder Sonnenſchein das ganze Jahr über, der Erlöſung aus der durch Heizung verſchlechterten, abgeſperrten Stubenluft liegt ſchon das bedeutſamſte Moment der Heilung.

Außerdem iſt Monterey einer der ſchönſten Orte Californiens, — mit ſeiner wunderbaren Bai, der Fernſicht auf den unermeßlichen Ocean, reizenden See- und Fluß-Partien und Canyons, maleriſchen Gebirgszügen, ſchroffen Riffen und Vorgebirgen, lachenden Thälern und fruchtbaren Ebenen, mächtigen Eichen- und Cypreſſen-Hainen, alten ſpaniſchen Ruinen und hiſtoriſchen Reminiscenzen, und — last, but indeed not least, — dem palaſtartigen Kur-, Winter- und Sommer-Hôtel del Monte. Stolz ragen die Thürme deſſelben empor aus einem herrlichen, recht ſüdlich gemahnenden Natur- und Kunſt-Park, deſſen Roſen-Parketts, Blumen-Arabesken, lauſchige Bosquets und labyrintiſche Irrgänge in Cypreſſen-Pflanzungen, Spielplätze für die große und kleine Jugend (vom Lawn-Tennis bis zu Kegelbahnen), Rennbahn, ſchattige Gänge, Klubhaus, Bogen-Schießſtand, Terraſſen, Durchſichten, Lagune mit Fahrzeugen, und viele andere Annehmlichkeiten im Winter, wie im Sommer eine Fülle von Genüſſen bieten, wie unter gleichen klimatiſchen Bedingungen wohl kein anderer Ort in Amerika. Kein Wunder daher, daß faſt allwöchentlich im Mittwinter Extra-Fahrten von Boſton an der unwirthlichen atlantiſchen Küſte direkt bis Del Monte (dies gleichzeitige Bahn-Station) an der winterloſen pacifiſchen Küſte unternommen werden, und Hunderte von Winter-Flüchtlingen aus allen Gegenden des Oſtens, Nordens und Mittel-Weſtens daran Theil nehmen.

Del Monte ist einfach eine fürstliche Schöpfung, — das Hôtel, die Anlagen, die Bade-Einrichtungen am Strande, die Wasserleitung vom Gebirge, die Fahrwege auf zwanzig Meilen in der Runde, — all das zusammen hat bis jetzt ein paar Millionen Dollars verschlungen. Und zwar sind es die Eisenbahn-Fürsten der Pacific-Küste, die Millionäre der Süd-Pacificbahn, die im Interesse des Bahnverkehrs diese wunderbaren Anlagen ins Leben gerufen haben, und die Leitung des großartigen Ganzen von einer ihrer Zweig-Gesellschaften, der „Pacific Improvement Company", besorgen lassen. Immer weitere Strecken des Hôtel-Parks werden von deutschen Landschafts-Gärtnern zu den kunstvollsten Partieen gestaltet, oder neue Rosengärten hervorgezaubert, oder kostbare bunte Blumen-Teppiche und Arabesken gewoben. So sind diese Anlagen, der Stolz und Ruhm Del Monte's, ein Blumen-Paradies, ein Triumph der Landschafts-Gärtnerei, wie er in solcher Vollkommenheit nur in einem halbtropischen Klima möglich ist. Während an sonnigen Tagen die Farben-Harmonieen der ganzen Umgebung das Auge und die Seele entzücken, sind die Mondscheinnächte unter den hohen, an Italien und Griechenland gemahnenden Pinienkronen, durch deren geheimnißvolles Dunkel die Sternenpracht dieses südlichen Himmels bezaubernd herabstrahlt, und in dieser berauschenden, reinen Luft, in der man des Daseins ganze Wonne zu athmen vermag, von einer träumerischen Poesie, die uns der nüchternen amerikanischen Alltags-Wirklichkeit weltenweit entrückt!

Nie werde ich den überwältigenden Eindruck vergessen, den ich wieder kürzlich bei einem Besuche Del Montes beim Eintritt in das Hôtel erhielt. Eine Lichterfülle strahlte uns aus der mächtigen Vorhalle entgegen, und ein Schönheitskranz junger Californierinnen in reichsten Abend-Toiletten, die Freunde und Verwandte aus San Francisco erwarteten, umringten die Ankömmlinge. Blumenduft, Kerzenglanz, herrliche Frauen, elegante Räume, — gewiß ein bestechendes Ensemble, eine wohlthuende Abwechselung von der staubigen Schnellfahrt in noch so bequemem Waggon!

Das Innere dieses Muster-Hôtels läßt uns gleich seinen Charakter als Familien-Quartier im angenehmen Kontrast zu den großen Karawanserein Saratoga's im Osten erkennen. Wie die amerikanische „Bar" sich in einem eigenen Gebäude im Garten befindet, so haben auch die Damen, ebenso wie die Herren, von sämmtlichen gemeinschaftlichen Hôtelräumen Besitz. Selbst in der Office sitzen und promeniren sie; im Lesezimmer, im Billardzimmer nehmen sie an den Spielen Theil, während im schönen, großen, geschmackvollen Parlor und Musikzimmer am Samstag Abend „Soiree Musicale" ist, mit mehr oder minder freiwilligen Beiträgen, woran sich dann oft in einem besonderen, prachtvollen Ballsaal ein gemüthliches Tanzkränzchen schließt.

Das Hauptereigniß jedes Morgens ist natürlich das Seebad, und die Beach, der Strand, bildet das allgemeine Pilgerziel für Jung und Alt, männlich und weiblich. Doch der größere Theil unserer Najaden und Tritonen tummelt sich nicht draußen

im offenen Reiche Vater Neptuns, ſondern zieht den am Strande errichteten, überdachten, bequemen Bade-Pavillon mit ſeinen vier großen Schwimm-Baſſins vor, von denen zwei oder drei vermittelſt eines überaus praktiſchen Röhren-Syſtems und Dampf-Apparats gerade genug erwärmt ſind, um eine angenehm laue Temperatur des friſch eingepumpten Seewaſſers auf gleichmäßiger Wärme-Höhe zu erhalten. Auch Einzel-Badezellen ſind vorhanden. Die Einrichtung des Pavillons iſt elegant und geſchmackvoll. Tropiſche Gewächſe umlauben die Wände, und für jede nur denkbare Bade-Bequemlichkeit ſind Vorkehrungen getroffen. Das zuſchauende Publikum iſt nicht minder zahlreich vertreten, als das badende. Die Schönen im Hôtel, die wir geſtern Abend in feinſter Toilette bewunderten, plätſchern heute zu Dutzenden, in weniger kleidſamen Büßer-Gewändern, welche dennoch manche Reize entſchleiern oder ahnen laſſen, in den grünen Fluthen, ihren Anbetern Gelegenheit bietend, ſie in verſchiedenen Koſtümen kennen zu lernen, was die ſchöngeſtaltete Californierin ja ungeſtraft thun kann.

Das Programm für den Nachmittag iſt vor Allem „die Ausfahrt“ über eine etwa 18 Meilen lange Strecke auf prächtiger Chauſſee, eigens für dieſen Zweck hergeſtellt, und ein Terrain, das immer noch zur ungeheuren Domäne der Herrſchaft Del Monte gehört. Der Weg führt uns zuvörderſt durch die ſich jetzt auch allmählich moderniſirende alte ſpaniſche Stadt Monterey mit ihren hiſtoriſchen Adobe-Bauten, an den Strand, dann wieder durch dichte Waldungen nach dem „Pacific Grove Retreat“. Dies iſt eine ganz eigenartige Anlage, eine Zeltſtadt im Walde, urſprünglich ein frommes Methodiſten-Camp oder Feldlager, wo ſich aber auch „Heiden“ den Sommer über aufhalten dürfen, wenn ſie ſich nur hübſch ſittſam betragen und beſonders öffentlich ſich geiſtiger Getränke enthalten. Denn ſtrenge Temperenz-Prinzipien ſind in dieſer Sommerſtadt mit circa 2000 Einwohnern und regelmäßigen Straßen-Anlagen, eingeführt, obwohl gewiß Niemand darnach ſchnüffelt, was in verſchloſſenen Koffern in das Innere der niedlichen Leinwandhäuschen geſchmuggelt und dort zum Durſtlöſchen vertilgt werden mag. Sonſt geht es hier ſehr ehrbar und tugendſam her, Tanz und Lärm ſind verpönt, nur fromme Weiſen ertönen des Abends durch die Waldſtille, keine weltlich frivolen Charaktere dürfen ihren Launen freien Lauf laſſen, und Nacht-Patrouillen durchſtreifen die Avenuen und halten Wacht, daß keine profanen Eindringlinge den Schlaf der gerechten Methodiſten-Jungfrauen zu ſtören wagen. Trotz all' dieſen Beſchränkungen dürfte ſich für einen ſtillen Landaufenthalt zu mäßigen Preiſen hier gute Gelegenheit bieten, denn der weite Seeſtrand liegt vor, und der große Wald hinter dem „Grove“, das Klima iſt kühl und angenehm, und prächtige Ausflüge laſſen ſich von hier in die intereſſante Umgegend unternehmen.

Bald gelangen wir im Lauf unſerer Ausfahrt wieder an die Seeküſte, ſehen im Ocean die Pelikan-Felſen aus ſchäumender Brandung aufragen, machen bei

Point Pinos, einer ſchroffen Felsſpitze, eine Biegung, die Bai von Monterey verlaſſend, und fahren jetzt nahe dem Strande des offenen Oceans grad ſüdwärts. „Moß-Beach", ſo genannt wegen der farbenbunten feinen ſpitzenartigen Seemooſe, die man nebſt buntſchillernden großen Avallona-Muſcheln hier findet, iſt der nächſte Punkt von Intereſſe. Noch eine kleine Bucht, wieder ein Stück Waldfahrt und wir befinden uns am berühmten „Cypreß-Point", einem wild romantiſchen Fleck und ſchroffem Fels, jäh in's Meer abfallend, von toſender Brandung umſpült, und gekrönt von den Monterey-Cypreſſen in gebogener, phantaſtiſcher, durch die Oceanwinde geſtalteter Form, mit dachartig breitem Wipfel, gleich rieſigen Regenſchirmen, die der Sturm gefaßt und nach oben umgeſtülpt. An dieſe Cypreſſen-Vorpoſten ſchließt ſich landeinwärts ein großer Hain, deſſen an geſchützten Stellen ſtehende, meiſt moosverſchleierte Bäume dagegen von edelgeformter Regelmäßigkeit und Geradheit ſchöner aufwärts ſtreben, als jene. Dieſe Cypressus makrokarpa — „mit großen Früchten" — iſt von der orientaliſchen Cypreſſe Italiens weſentlich verſchieden. Sie erreicht oft einen Umfang von über 18 Fuß — 5 bis 6 Fuß vom Boden gemeſſen, — und kommt in Amerika nur im kaliforniſchen Küſtengebirge ſüdlich von San Francisco und in Unter-Kalifornien vor.

Südlich von Cypreß Point bieten ſich einem Maler bei hellem Wetter und blauem Himmel manche intereſſante Vorwürfe für Marine-Studien. Abermals eine Biegung auf dieſem halbinſelartigen Landvorſprung, und die liebliche kleine blaue Carmel-Bai liegt vor uns, während die felſigen Spitzen von Point Lobos und das kühn geſchwungene Profil der Sierra Santa Lucia am fernen Horizonte auftauchen. Drüben in den Hügeln aber liegt die Carmel-Miſſion, die 115 Jahre alte Kirche und Stiftung der Entdecker und frühen Erforſcher dieſes Landes, der Franziskaner-Padres, die erſt vor Kurzem ihre Renaiſſance gefeiert hat.

Dies führt uns in die hiſtoriſche Vergangenheit von Monterey zurück. Das moderne Monterey mit ſeinem Hôtel Del Monte bildet zu längſt vergangenen Tagen einen ebenſo ſtarken Kontraſt, wie das heutige Newport mit ſeinem Kaſino. Newport ſtand bereits vor 200 Jahren in Blüthe und war das erſte Seebad dieſes Kontinents. Monterey war die erſte Hauptſtadt Californiens und das erſte Seebad in früher Zeit auf dieſer Seite des Kontinents. Das Haus, in dem Waſhington und Rochambeau 1780 ſich begegneten, ſteht noch wohlerhalten in Newport; ein Kreuz, 1769 errichtet von Gouverneur Portala, befindet ſich heute noch in Monterey nahe der Stelle, wo ein Jahr ſpäter die ſpaniſchen Miſſionäre, die muthigen „Pilgerväter" der Pacific-Küſte, landeten. Das Gotteshaus, in welchem Berkeley 1725 in Newport predigte, ſteht noch unverändert; die Adobe-Kirche Monterey's, in der nur 50 Jahre ſpäter, Padre Junipero Serra die Hochmeſſe celebrirte, iſt heute noch in Brauch nachdem ſie vor einem Jahre zur Feier des hundertjährigen Todestages Serras, deſſen Gebeine dort beigeſetzt, wieder aus einer Ruine zu feſtem Gefüge ausgebeſſert worden.

Doch die früheſte Geſchichte Monterey's greift noch weiter zurück. Nachdem der kühne ſpaniſche Seefahrer Juan Rodriguez Cabrillo ſchon in 1542 dieſe Küſte umſegelt, erſchien im December des Jahres 1602 zum zweiten Mal ein ſpaniſches Schiff in dieſen Gewäſſern. Der Befehlshaber deſſelben, Don Sebaſtian Vizcayno, landete in der Bai von Monterey, mit zwei Prieſtern und ſeinen Soldaten, pflanzte die Fahne ſeines Landes ſowie ein großes Kreuz am Strande auf und ließ im Schatten einer mächtigen Lebenseiche vor einem improviſirten Altar Meſſe leſen. Dieſe Stelle taufte er Monterey (auf Deutſch „Königsberg" oder „Königshain") zu Ehren von Gaspar de Zuniga, Grafen von Monte Rey, dem damaligen Vicekönig von Mexiko und Veranſtalter dieſer Expedition. 167 Jahre vergingen nach Vizcayno's Beſuch, ehe wieder der Fuß eines Weißen den Boden Montereys betreten ſollte, und zwar gelangte zuerſt hierher, im Jahre 1769, Gouverneur Portala auf einer Forſcher-Expedition, und zum zweiten Male im darauf folgenden Jahre, wieder zu Land, diesmal im Intereſſe der Gründung einer Miſſions-Station. Acht Tage ſpäter traf zu Schiff Padre Junipero Serra, der neue Präſident ſämmtlicher Californiſchen Miſſionen in Monterey ein.

Am 3. Juni 1770 gründete Vater Serra die San Carlos- oder Carmelo-Miſſion, von den 21 Miſſionen Californiens die zweite, dem Datum der Errichtung nach, während San Diego die erſte geweſen. Es war ein edler Bau von großartigen Dimenſionen, mit zwei impoſanten Kuppelthürmen, von dem heut nur ein kleinerer Theil wieder hergeſtellt iſt, mitten in einer lieblichen Landſchaft und üppig fruchtbaren Gefilden, die bewäſſert vom Karmelfluß, in kurzer Zeit die herrlichſten Früchte trugen. Die zeitliche Wohlfahrt der Miſſion erreichte im Jahre 1825 ihren Gipfelpunkt. Damals bezifferte ſich das Eigenthum der rührigen Padres auf 90,000 Rinder, 50,000 Schafe, 2000 Pferde, 2000 Kälber, 370 Joch Ochſen, Waaren im Werthe von $ 50,000 und über $ 40,000 in Silber. — 1835 ließ der Kongreß der unabhängigen mexikaniſchen Republik dieſes Eigenthum, wie alle andern Kirchengüter in Californien, konfisciren, und die Miſſionen, die früheſten Kultur-Stätten des Goldlandes, waren dem Verfall preisgegeben. Im verwitterten alten Friedhofe der Miſſion ruhen die Gebeine von fünfzehn Gouverneuren der Provinz und des Staates. Monterey war die Hauptſtadt von Alta California während der mexikaniſchen Aera, und blieb es in den erſten Jahren der amerikaniſchen Okkupirung bis 1849, wo Californien die Würde eines Mitgliedes der Union erhielt, und die Hauptſtadt verlegt wurde. Das letzte politiſche Ereigniß von Bedeutung, das in Monterey ſtattfand, war die Abhaltung des Konvents, der die Verfaſſung des Staates Californien entwarf, — worauf die alte Adobe-Kapitale in das ſüße Nichtsthun verſank, aus dem ſie erſt wieder der Pfiff der Lokomotive und der Bau des modernen Kur-Hôtels Del Monte weckte. —

12. Bilder aus Süd-Californien.

Vielleicht giebt es irgendwo auf der weiten Erde ein Land, das an Schönheit und mannigfacher Abwechſelung jener Strecke von Süd-Californien gleichkommt, welche ſich zwiſchen San Francisco und der „Stadt der Engel" ausdehnt, und allmählig vom Stillen Ocean zu den ſchneegekrönten Ketten der Sierra Nevada emporſteigt. Aber hier auf dem Kontinent von Nordamerika iſt dieſes Land einzig. — In wenigen Minuten hat unſer großes prachtvolles „Ferry Boot", der „Oakland" auf der Fahrt dahin die Bai von San Francisco gekreuzt, und während wir am jenſeitigen Ufer landen, zeigt ſich uns noch ein letzter Ausblick auf dieſe Metropole des Stillen Oceans und die ſchmale Meeresſtraße, welche zum „Goldenen Thor", der Einfahrtspforte in den Ocean führt. Hier in Oakland beſteigen wir den Zug der Südpacificbahn, um durch das Gartengebiet von San Mateo, Santa Clara und San José, die berühmten Queckſilbergruben von Neu-Almaden zur Seite laſſend, nach dem weiten Thal des San Joaquin-Fluſſes zu fahren. Der erſte Theil der Reiſe nach Süd-Californien iſt allerdings nichts weniger als entzückend, denn das weite, an zweihundertfünfzig engliſche Meilen weite Thal iſt flach wie ein Tiſch und dabei trotz der berühmten Fruchtbarkeit des Bodens auch ſo vollſtändig baumlos, als läge es nicht auf der Weſtſeite der Sierra Nevada, im goldenen Lande, ſondern als bildete es einen Theil der großen amerikaniſchen Wüſte, öſtlich der genannten Felſengebirgs-Kette. Der wunderbare pacifiſche Baumwuchs, der ja in den berühmten Wäldern von Mariposa und Calaveras die höchſten und mächtigſten Bäume der Welt aufzuweiſen hat, verlangt hier die höheren Regionen des Berglands. In der Tiefebene, welche wir eben durchfahren, eine Art kaliforniſcher Puszta, vermag er ſich nicht zu entfalten. Auch von der ſprichwörtlichen Fruchtbarkeit des San Joaquinthales bekommt der Reiſende während des größeren Theils des Jahres nur wenig zu ſehen. Gegen Oſten zeichnen ſich in weiter Ferne die ſcharfen ſchneebedeckten Gebirgszacken der Sierras ab, und im Weſten erheben ſich die dunklen Maſſen des Monte Diablo, ſowie der „Coaſt Range", die uns auf dem ganzen Wege bis nahe Los Angeles begleiten. Wir paſſiren die Stationen Merced und Madera, von welchen aus man gewöhnlich die Reiſe nach den Wundern des Yoſemite-Thales und der majeſtätiſchen Sierra Nevada unternimmt, und gelangen nach mehrſtündiger Eiſenbahnfahrt in die Ebene des Tulare-Sees, der indeſſen der öden Landſchaft auch keinen höheren Reiz verleiht. In der langen trockenen Jahreszeit iſt der über ſiebenhundert engliſche Quadratmeilen große See kaum mehr als ein ungeheurer Sumpf, deſſen ihm entſtrömende Feuchtigkeit allerdings hinreicht, um wenigſtens bei der Station Tulare ein paar Gruppen großer ſtattlicher Eucalyptus-Bäume zu erhalten. Nur wenige Meilen weiter ſüdlich tritt die ſcheinbare Oede wieder unge-

ſchmälert in ihre Rechte, obgleich die Süd-Pacificbahn, auf welcher wir hineilen, hier das äußerſt fruchtbare Gebiet des Kernfluſſes und Kern-Sees ſtreift, welches, in wahrhaft großartiger Weiſe durch Kanäle, arteſiſche Brunnen und Windmühlpumpen bewäſſert nächſt der Mormonen-Oaſe am Salzſee vielleicht den größten aller bekannten Triumphe künſtlicher Bewäſſerung darſtellt.

Die bisher in blauer Ferne dämmernden Bergmaſſen der Sierra Nevada ſind uns auf ihrer weſtlichen Schwenkung gegen den Stillen Ocean immer näher gerückt, und bald nachdem wir die Region des Kernfluſſes verlaſſen haben, müſſen wir die Bergkette überſteigen, um in das jenſeits derſelben liegende eigentliche Südcalifornien zu gelangen. Wir ſtehen vor dem St. Gotthard Californiens, denn jenſeits der Berge liegt das Land der Palmen und Orangen, das vielgeprieſene Italien Amerikas. Die Sierra Nevada und die längs der Stillen Oceanküſte hinziehende Coaſt Range treten hier dicht aneinander und bilden den felſigen Cañon des Tchachapi-Paſſes, den eigentlichen Abſchluß des San Joaquin-Thales. Die Bahn ſteigt faſt unmerklich aus der Tiefebene empor, führt durch den Cañon, ſpäter an Abgründen entlang, über Schluchten hinweg und durch eine Anzahl von Tunneln, unter welchen ſich auch die bekannte Tchachapi-Schlinge, ein vollſtändiger Spiralentunnel nach Art des Gotthard-Tunnels, befindet.

Von der Höhe des Tchachapi-Paſſes haben wir den erſten Ausblick auf das ſubtropiſche Californien. Los Angeles County liegt vor uns, aber auch hier werden wir noch immer enttäuſcht, wollten wir die ſubtropiſche Vegetation zu ſehen verlangen, welche ſich in Los Angeles ſelbſt in ſolcher Ueppigkeit zeigt. Nur das milde Klima der Subtropen meldet ſich ſofort in ſeiner ganzen, allen Sinnen des Reiſenden ſchmeichelnden Milde, und die verſchiedenen mexikaniſchen Kaktusarten, ſowie die ſtachlichen Yuca-Palmen treten immer zahlreicher auf. Die Atmoſphäre iſt von wunderbarer Klarheit; die fernen Schneeberge zeichnen ſich ſcharf vom Horizont ab und gegen Süden und Weſten ſchweift das Auge über braune, öde, ſonnverbrannte Flächen von unmeßbarer Ausdehnung — die berüchtigte Mojavewüſte. Drei lange Stunden durcheilt unſer Zug dieſes troſtloſeſte Stück des „goldenen Landes“ und die einzige Abwechslung, die ſich hier zuweilen zeigt, ſind die Fata morgana, die Wälder, Seen und Gärten, welche die Luftſpiegelung über die heiße trockene Sandfläche hinzaubert. Am äußerſten Weſtrande der Mojavewüſte ſteigt der Zug mühſam über die Berge der Sierra San Gabriel und durcheilt dann donnernd die wilde Schlucht des Soledad-Paſſes abwärts nach Newhall, um einige Meilen weiter durch den 7000 Fuß langen San Fernando-Tunnel fahrend, auch die letzte der Los Angeles von der Wüſte abſchließenden Gebirgsbarrièren zu überwältigen. Jenſeits des Tunnels liegt das vielgerühmte californiſche Paradies mit ſeinen Palmen-, Orangen- und Citronenhainen, ſeinen Obſt- und Blumengärten und den blühenden, freundlichen

Städtchen Annaheim, San Gabriel, San Bernardino u. ſ. w. Der wichtigſte Ort dieſes Küſtenſtriches iſt jedoch das Pueblo de los Angeles, die Stadt der Engel, unter welchem Namen die ſpaniſchen Jeſuitenpadres im Jahre 1771 die hier errichtete Miſſion nicht dem Schutze eines einzigen Heiligen, ſondern ganz gegen ſpaniſchen Brauch, gleich dem Schutz ſämmtlicher geflügelten Heerſchaaren empfahlen. Und dieſe Letzteren haben ſich des in ſie geſetzten Vertrauens in der That würdig erwieſen. Hunderte und Hunderte von kleinen und großen Orangenhainen, daneben Oliven-, Granaten-, Wallnuß- und Feigenpflanzungen, hin und wieder unterbrochen von dem rothbeerigen Pfefferbaum, der ſchlanken Fächerpalme oder gut tragenden Dattelpalmen, erheben ſich überall, wo die nothwendige Bewäſſerung ſtattfindet, gleich ſaftgrünen Oaſen aus der im Sommer kahl und braun gebrannten Ebene.

Und dennoch kann man nicht ſagen, Los Angeles zeige ſich dem von dieſer Seite ankommenden Fremden in günſtiger Weiſe. Man bekommt darin bei der Ankunft überhaupt nur wenig zu ſehen, denn der Bahnhof und die ſich ihm anſchließende, hölzerne Vorſtadt liegt ziemlich iſolirt draußen auf der Ebene, wohin die Schönheit und Pracht des amerikaniſchen Nizza noch nicht gedrungen ſind. — Anders iſt es, wenn man von der Seeſeite kommt, von dem etwa 24 engliſche Meilen entfernten Wilmington, dem Hafen von Los Angeles. Lange ehe man die letztgenannte Stadt erreicht, befindet man ſich inmitten ihrer, von hohen Weidenhecken abgegrenzten Gärten und gewahrt mit dem freudigſten Erſtaunen die dunklen Orangen-Alleen, die mit mattleuchtenden Früchten behangenen Granatgruppen, die Feigen- und Olivenbäume, die vereinzelten Palmen und die hohen, trotzig wuchernden Kaktusgruppen und vor allen Dingen die unabſehbaren Weingärten, von denen man ſich von allen Seiten umgeben findet.

Das heutige Los Angeles zählt gegen 20,000 Einwohner. Ungeachtet der Eiſenbahnen, der zahlreichen Neubauten und modernſten Anlagen, hat die Stadt doch etwas von ihrem ſpaniſchen Charakter bewahrt. Allerdings nur in ihrem älteſten Theil. Breite und unregelmäßige Straßen, lange, niedrige Adobehäuſer mit flachen Dächern und hölzernen Vorbauten, geben demſelben jenes Anſehen, welches uns in den Ortſchaften des ſüdlichen Arizona und Texas, in eine ganz neue Welt verſetzt.

Dunkelbraune Kinder ſpielen in den ſandigen Wegen; ſpaniſche Schilder — darunter eines, welches den Leichenbeſorger unter dem wunderbar bezeichnenden Namen „Empresario“ empfiehlt — markiren die Hütten der verſchiedenen Handwerker; lebende Mumien von alten Senoras kauern neben ihrem ſchmutzigen Kram von Früchten, ſpaniſchem Pfeffer und mächtigen Zwiebeln. Ueber dem Allem die hellſte Sonne und die grellſte Beleuchtung, in welcher ſelbſt die ſchwarze Gewandung einer vorüberſchreitenden Nonne oder eines Padre zu dumpfem Grau wird. Wer Doré's Bilder zum „Don Quixote“ kennt, würde ſich durchaus nicht wundern, wenn, um-

geben von dieſer Scenerie, plötzlich der hagere Ritter, ſeinen Unſterblichkeitsgefährten Sancho Panſa hinter ſich, heran getrottet käme. Aber dies iſt nur die alte Stadt. Sie verliert ſich nach allen Seiten hin in unendliche Gärten, und es wäre ein hübſcher Tagesſpaziergang, ſie in ihrer ganzen Ausdehnung zu umwandeln. Nach dem Bahnhof zu aber iſt, wie ſchon geſagt, eine ganz neue, echt amerikaniſche Holz- und Ziegelſtadt entſtanden, und auch in der eigentlichen Stadt hat der „Americano“ bereits auf Schritt und Tritt die einſtige Alleinherrſchaft des Adobe-Baues durch ſtattliche Fluchten eiſerner und ſteinerner Bankgebäude, Handelshäuſer, Hôtels und moderner Cottage-Bauten gebrochen. Und an dieſem neuen Los Angeles, welches in dem alten auf- und darüber hinwegwächſt, treten nicht nur engliſche, ſondern auch zahlreiche deutſche Namen an die Stelle der ſpaniſchen, vollzieht ſich namentlich in Betreff des ausgewanderten Germanen der Beweis, daß er auch hier, im Süden, ebenſo gut gedeiht, wie im Norden, und daß der Weingarten und der Orangenhain Süd-Californiens ihm ebenſo willig ihre Ernten bieten, wie das Kornfeld von Illinois und der Weizenacker von Dakota.

Der Weinſtock hat im mittleren und ſüdlichen Californien ein ſolches Gebiet üppigſten Gedeihens gefunden, daß man kaum begreifen kann, warum er hier nicht ſchon einheimiſch war, ehe die Eroberung und die Civiliſation der alten Welt von der californiſchen Küſte Beſitz ergriffen. Erſt mit den Mönchen kam der Wein nach Californien, und zwar war es zunächſt die Malagarebe, welche ſie in ihren Miſſionsgärten pflanzten, weshalb auch die ſogenannte „Miſſionstraube“ in der That außerordentliche Aehnlichkeit mit der Malagatraube hat. Aber erſt nach der modernen Eroberung Californiens durch die angloſächſiſche Civiliſation kam der Weinſtock zur richtigen Geltung, und fand rationellen Anbau ſowie fachmänniſche Ausbeute. Ueber die Hälfte der achtzig Millionen Weinſtöcke Californiens ſind von jener Miſſionsrebe. Die von der Phylloxera und ähnlichen ungebetenen Gäſten bisher verſchont gebliebenen californiſchen Stöcke wachſen auf völlig ebenen Ackerflächen unaufgebunden, und erfordern reichliche Beſchneidung. Läßt man ſie ſich frei entwickeln, ſo bilden ſie in wenigen Jahren baumartige Stämme und jene rieſigen Laubendächer, welche die Zierde jedes ſpaniſchen Gehöftes ſind. Die mittelgroßen, loſe ſitzenden Beeren ſind braunroth, mit flüſſigem, wahrhaft honigſüßem Inhalt und das Getränk, das ſie liefern, iſt ſtark und feurig. Bis auf den allen amerikaniſchen Weinen anhaftenden Erdgeſchmack erinnert der californiſche Wein lebhaft an die ſtammverwandten europäiſchen, nur daß ſie noch viel reiner und unverfälſchter ſind, als die letzteren, denn bei ſolchen Rebenmaſſen würde ſelbſt das billigſte der Verfälſchungsmittel theurer zu ſtehen kommen, als der reine Wein.

Die Stadt Los Angeles liegt reizend in einem Thale, umrahmt von hübſchen Hügeln, denen entlang bereits die neuen Straßen des ſtets wachſenden Gemein-

weſens emporſteigen und deren Gipfel von prächtigen Villen und Gärten gekrönt ſind. Uebrigens iſt die ganze Stadt, mit Ausnahme einiger Geſchäftsſtraßen, ein einziger Garten, ganz wie Jackſonville in Florida oder wie das ſchöne italieniſche Bordighera. Während in der ſommerlichen Dürre die Umgebung von Los Angeles in einförmiges Braun gekleidet iſt, erblickt man ſelbſt in der heißeſten Zeit im Innern der Stadt friſche Raſen, köſtliche Blumen, immergrüne tropiſche Vegetation. Wo Schlingpflanzen einmal feſt Wurzel gefaßt, dort wuchern ſie auch ins Endloſe fort, die Häuſer oft über zwei Stockwerke mit dichten Epheu-, Geranium-, Heliotrop- und den buntfarbigen Fuchſiengewinden bekleidend. Auf den Vorplätzen oder am Straßenſaume erheben ſich hohe Oleanderbäume, Palmen, ſchattige Feigen- und ſchlanke auſtraliſche Gummibäume. Mitten im Winter blühen im freien Raſen Kamelien und Jasmin, ſtehen mächtige Araukarien und Bananen in voller Pracht, erblickt man bunte große Schmetterlinge und graciöſe Kolibris! Im Sommer bildet das nur 18 engliſche Meilen entfernte Seebad Santa Monica, an dem gleichnamigen prachtvollen Meerbuſen gelegen, den beliebteſten Ausflug der Angelenos und ihrer Damen. Es findet dann regelmäßig ein Auszug im Großen nach den kühlen Seegeſtaden ſtatt und in den von Sykomoren und Lebenseichen beſchatteten, gegen die See zu ſich öffnenden Schluchten ſieht man oft ganze Zeltſtädte, in welchen die genußſüchtigen Californier angenehme Tage und Wochen verleben.

Aber Los Angeles und der ſchmale Küſtenſtreifen im äußerſten Südweſten des „goldenen Landes“ bilden bei all dieſer Herrlichkeit doch nur eine Oaſe am Rande jener ungeheuren Wüſte, welche faſt ganz Südcalifornien einnimmt. Setzen wir nämlich unſere Reiſe von Los Angeles mit der Süd-Pacific-Bahn weiter fort, ſo fahren wir ſchon 68 Meilen von der Stadt der Orangen und der Engel, nach Ueberſchreitung des San Gorgonia-Paſſes in die Sahara des unteren Coloradoflusſes ein, jenes ausgedehnten Sandbecken, deſſen tiefſte Einſenkung 300 Fuß unter dem Spiegel des nahen Stillen Oceans gelegen iſt. Es bildet ſelbſt einen Theil des großen Binnen-Salzſees, welcher einſtens Nevada und Utah bedeckte und deſſen Reſte die Salzſeen des nördlichen Utah ſind.

Die aus einigen Bretterverſchlägen gebildete Station, bei welcher die Bahn den tiefſten Punkt dieſer Depreſſion erreicht, hat den Namen „Dos Palmas“ erhalten, der Ort der „zwei Palmen“. Das einzige, was hier eine Ideenverbindung mit Palmen herzuſtellen vermöchte, wäre die Herbeiziehung des Leſſing'ſchen Wortes, „daß Niemand ungeſtraft unter Palmen wandelt“. Denn einen übleren Ort „zum Wandeln“ als dieſen Erdfleck und ſeine Umgebung wird man ſich thatſächlich kaum wählen können. Zwar ſind mit der Vollendung der mitten durch dieſe troſtloſe Wüſte führenden Bahn die furchtbaren Schrecken des einſtigen Ueberlandverkehrs theilweiſe verſchwunden, aber man braucht nur einen der ſamumartigen Wüſtenſtürme

abzuwarten, um in den von unterſt zu oberſt gekehrten Sandbergen noch jetzt die gebleichten Gebeine von Menſchen und Thieren zu gewahren, welche hier ihren Weg verloren und in der waſſerloſen Oede um's Leben kamen Auch der Bahn können dieſe Wüſten ziemlich gefährlich werden, wie wir ſelbſt an uns erproben konnten. Zwiſchen Mojave und Sumner wüthete der Sandſturm mit ſolcher Stärke, daß die Waggons unſeres Zuges ins Schwanken geriethen und beinahe von den Geleiſen gehoben worden wären. Die loſen Sandmaſſen wurden gleich Wellen vom Winde umhergepeitſcht, ihre Kämme wurden zerzauſt, und ganze Sandwolken gegen unſere Waggons geblaſen, ſo daß der Anblick der Gegend bei dem fahlen Mondlichte, und die ganze Situation einer Fahrt auf ſtürmiſchem, vom Winde gepeitſchten Meere glich.

Unſere Furcht, von den Sandmaſſen eingeweht zu werden, ſollte bald in Erfüllung gehen. Wir fuhren in der Dunkelheit in eine auf den Geleiſen aufgethürmte „Sand-Drift" ein, und an ein Durchbrechen dieſer loſen, aber doch ſo feſten Barrière war nicht zu denken. Der Zug blieb ſtehen und binnen einer Stunde waren wir bis an die Fenſter der Waggons in Sand vergraben. Die Luft war furchtbar drückend und heiß, dabei derart mit Sandkörnchen und trockenem Staub geſchwängert, daß wir feuchte Tücher, Schwämme und dgl. vor den Mund halten mußten, um überhaupt athmen zu können. Nach achtſtündigem Warten inmitten der Wüſte kam ein Hilfszug mit chineſiſchen Bahnarbeitern, welche den Sand mit großer Mühe fortſchaufelten und die Bahn freimachten, ſo daß wir unſere Fahrt fortſetzen konnten.

Die ganze Strecke vom San Gorgonio-Paß bis zum Coloradofluß beträgt etwas über 160 engliſche Meilen. Wie man ſie heute mit der Bahn in acht Stunden überfliegt, bietet ſie ſowohl in dem abſoluten Wüſten-Charakter ihrer tiefſten Einſenkung bei Dos Palmos, wie auch in ihren höheren Strecken genug des Intereſſanten, um uns von dem, des feinen ſalzigen Staubes halber wohlweislich verſchloſſen gehaltenen Waggonfenſter nicht fortkommen zu laſſen. Aber trotz der herrlichen Beleuchtung der Gegend durch die glühende Abendſonne; trotz des Waſſerſpuks der beſtändig irgendwo auftretenden Fata Morgana, trotz der ſeltſamen Kaktus-Vegetation und anderer maleriſcher Eigenthümlichkeiten kann man es doch nur als eine Ironie anſehen, daß dieſe ausgedehnten Wüſtenſtrecken dem ſchönen, geſegneten Goldſtaate Californien einverleibt werden konnten. Californien hat geradeſo wie die vier anderen, an den Rio Colorado grenzenden Länder, wie Utah, Nevada, Arizona und Mexiko einen Theil der großen Coloradowüſte, und zwar den troſtloſeſten, als ſeinen Antheil erhalten.

Im äußerſten Südoſtwinkel des Staates überſchreitet die Bahn den Rio Colorado nahe ſeiner Mündung in den Golf von Californien und damit verläßt ſie auch das „goldene Land", um nach Durchkreuzung der Wüſten von Arizona ſich an das Bahnnetz der großen Prairien anzuſchließen.

II. Der Nordweſten.

1. Dakota.

Der Name „Dakota“ heißt in der Sprache der Sioux-Indianer „Halsabſchneider“, ein Name, welcher den Sioux von anderen Stämmen nicht nur ihrer Grauſamkeit wegen beigelegt wurde, ſondern auch weil ſie ſich auf ihren Streifzügen durch die Prairien als Erkennungszeichen untereinander mit der Hand quer über den Hals zu fahren pflegten. Die Sioux-Indianer ſind großentheils aus dem Territorium verſchwunden, aber der Name „Dakota“, „Halsabſchneider“, iſt dem Lande geblieben. Vielleicht nicht ganz mit Unrecht, denn Dakota gehört im Verein mit Montana und Arizona zu den „wildeſten“ Gebieten der Vereinigten Staaten, zu jenen Territorien, in welchen der Indianer, der „Cowboy“ und der „Trapper“ ihre Rechte noch nicht ganz eingebüßt haben, und wo das Fauſtrecht in manchen Gebieten noch immer gehandhabt wird. Dakota wird durch den von Nordweſt nach Südoſt fließenden Miſſouri-Strom der Diagonale nach in zwei Hälften getheilt, deren weſtliche Hälfte die ſogenannten „Bad Lands“ — „ſchlechte Länder“ enthält. Dies iſt abermals ein vielbezeichnender Name, denn es iſt hier, ſowie in dem an Canada grenzenden Nordweſten des Territoriums, daß ſich noch das aus früheren Jahrzehnten berüchtigte tolle Grenzerleben theilweiſe abſpielt, daß Revolver und Bowie-Meſſer noch ihr Uebergewicht über das geſchriebene Geſetz behaupten. Der Südweſten des Territoriums wird von den vielgenannten „Black Hills“, einer der ergiebigſten, aber auch wildeſten Minendiſtrikte eingenommen, und nur der an Minneſota grenzende öſtliche Theil von Dakota hat bisher eine halbwegs entſprechende Kultur aufzuweiſen. —

Bis vor wenigen Jahren war das von Sioux-Indianern durchſchwärmte Territorium nur mittelſt Dampfer auf dem Miſſouri bequem erreichbar, und längs dieſes Stromes befanden ſich auch die wichtigſten Militärforts und Indianer-Agenturen. Der große ſchlammige breite Strom iſt indeſſen noch weiter über Dakota hinaus und tief nach Montana hinein ſchiffbar, wo bei Fort Benton die „Headwaters of Navigation“, der Endpunkt der Schifffahrt erreicht wird. Erſt mit dem Bau der Nord-Pacific-Bahn wurde das Territorium theilweiſe der Agrikultur und der Beſiedlung eröffnet, ſo weit eben das rauhe Klima, und die furchtbaren Winterſtürme eine Beſiedlung hier wünſchenswerth erſcheinen laſſen.

Dakota hat ſich aus rauhen Anfängen entwickelt und jede einzelne Anſiedlung, jede Farm beinahe hat ihre bewegte, häufig blutige Geſchichte zu erzählen, deren älteſte kaum über fünfzehn Jahre hinausreicht. Nennen wir beiſpielsweiſe Fargo,

die größte und bedeutendste Stadt des nahe 400,000 Quadratkilometer umfassenden Territoriums. (Man denke also: ein das Königreich Preußen an Umfang weit übertreffendes Land, mit einer Hauptstadt von 8000 Einwohnern, vier oder fünf weiteren Städten von über dreitausend Einwohnern, und etwa vierzig Dörfern!) Fargo verdankt ebenso wie die Mehrzahl der Städte Dakotas und Montana's seine Entstehung der Nord-Pacific-Bahn. Im Jahre 1870 hieß es, die Eisenbahn würde den Red River des Nordens an der Einmündung des Elmflusses, etwa 25 Meilen nördlich der jetzigen Stadt Fargo übersetzen. Da an solchen Kreuzungspunkten gewöhnlich bedeutende Städte entstehen, zogen hunderte von Abenteurern mit ihrer Habe nach jenem Punkte, um ihr „Claim" zu machen, d. h. ihren Wohnsitz dort aufzuschlagen, und auf Grundlage dieser ersten Besiedlung das Land als Eigenthum zu beanspruchen. Sollte die Stadt wirklich hier gegründet werden, so müßte der Werth des Bodens sofort um das Tausendfache steigen und die Abenteurer wären reiche Leute. —

Aber Fargo sollte nicht dort gegründet werden. Die „Puget Sound Land-Kompagnie" und die mit ihr verbündete Nord-Pacific-Eisenbahngesellschaft wußten natürlich genauer, wo die neue Brücke und damit auch die neue Stadt angelegt werden sollte, und trachteten, den Squatters in der Besetzung des betreffenden Baugrundes zuvorzukommen. Indessen die tollkühnen Abenteurer, denen es um raschen Erwerb zu thun war, ließen sich nicht einschüchtern. Sie bewachten alle Schachzüge der Land- und Eisenbahn-Compagnie bei Tag und Nacht, hielten sich und ihre Habe stets reisefertig und kaum rührten sich die Leute der Eisenbahn-Compagnie um den Platz zu wechseln, so waren ihnen auch schon die Squatters voraus. Ja um diese letzteren zu täuschen wurden sogar an verschiedenen Stellen des Flusses mehrere Scheinbrücken erbaut und wieder abgerissen. Dieses ungewisse aufregende Spiel dauerte nahezu ein Jahr und noch immer wußte man nicht, wo die Bahn den Fluß kreuzen würde Im Sommer 1871 dachte man schon den Platz gefunden zu haben: es wurden Häuser, Hôtels, Trinkstuben errichtet — aber kaum waren die Squatters hierhergelockt worden, als auch schon der große Streich erfolgte: die Angestellten der Eisenbahn zogen eines Morgens — es war am 4. Juli — über Hals und Kopf nach der Stelle wo das heutige Fargo liegt. Alles andere Jäger, Squatter, Abenteurer, Wirthe stürzten ihnen nach oder eilten voraus, um durch erstes Ankommen nur ein Stück Baugrund in der neuen Stadt zu gewinnen. Fargo war über Nacht entstanden und die nahe, eben erbaute Ansiedlung war vollständig verlassen, und aufgegeben. Man taufte die modernen Ruinen derselben „Bogusville" („Humbugstadt"). Aber damit hatte die Gründungsgeschichte von Fargo noch nicht ihr Ende erreicht. Der weitaus größte Theil der Baugründe war in den Besitz der Eisenbahn-Compagnie übergegangen, die Stadt stand fix und fertig da, die permanente Eisenbahnbrücke ging ihrer Vollendung entgegen als man entdeckte, daß der Grund und Boden

auf welchem Fargo ſtand, einer Reſervation der Wahpeton-Indianer gehörte, auf welcher nach Vereinigten Staatengeſetz jede Beſiedlung aufs Strengſte verboten war. Die Regierung ertheilte den Befehl die Stadt abbrechen zu laſſen und die Weißen ſofort aus der ganzen Gegend zu vertreiben, ja eines Abends trafen die amerikaniſchen Regierungstruppen aus dem nahen Fort Abercrombie in Fargo ein und verhafteten die geſammte Einwohnerſchaft, um ſie am nächſten Morgen nach dem jenſeitigen Ufer des Red River, nach Minneſota, abzuſchieben. Im letzten Moment, während der Nacht, traf indeſſen ein telegraphiſcher Einhaltsbefehl von Waſhington ein und Fargo ſollte alſo beſtehen bleiben. Damit war auch das Signal zum Aufblühen der Stadt gegeben. Während der erſten vier Jahre verdoppelte ſich die Einwohnerzahl in jedem Jahre, und heute hat ſie acht- bis zehntauſend Seelen erreicht, — ein Glied in jener nordſüdlich laufenden Kette von Städten, die im Norden mit Winnipeg beginnt, und gegen Süden Yankton, Omaha, Kanſas City, Shreveport und andere enthält — ſie alle hatten eine ähnliche Entſtehungsgeſchichte und ähneln einander in ihrem Ausſehen, ihrer Bevölkerung und in den Einnahmequellen. Nur der öſtlichſte Theil Dakotas iſt vorläufig theilweiſe beſiedelt und bebaut, ja es wurden gerade hier Verſuche mit jenen viele tauſende Morgen Landes umfaſſenden Rieſenfarmen unternommen, welche ſich nachher ſo ſchlecht bewährt haben. Der größere Theil Dakotas iſt noch unbeſiedelt, theils weil ſich der Boden nicht zur Bearbeitung eignet, theils weil das Land noch in Händen der Indianer iſt, theils des äußerſt ſtrengen Klimas wegen. — Die weſtlichſte Stadt des Territoriums — zweihundert engliſche Meilen von Fargo, am Kreuzungspunkte der Nord-Pacific-Bahn und des Miſſouriſtromes gelegen iſt Bismarck. Station Bismarck! —

Wie wunderlich das hier klingt, mitten in den Prairien des Territoriums Dakota, am Miſſouri, der hier noch nicht die Hälfte ſeines dreitauſend Meilen-Laufes nach dem Miſſiſſippi zurückgelegt hat! Es heißt, daß der fürſtliche Gevatter der nach ihm getauften Stadt am Miſſouri zu keiner Zeit, ſelbſt damals nicht, als ſie nur noch ein Eiſenbahn-Camp war, beſondere Notiz von ihr habe nehmen wollen. Wie viel Hoffnung hat ſie jetzt darauf, da ſie ſich allen Ernſtes aus den rohen Flegeljahren eines Bahn-Endpunktes und Grenzer-Gemeinweſens zu einem gefeſtigteren und geordneteren Handelsplatz des „goldenen Nordweſten“ zu entwickeln begonnen hat?! Allerdings liegt ſie in dieſem Augenblick nur erſt am alleräußerſten Weſtrande dieſes Gebietes, und wenn auch einige der größten Farmen ganz Dakota's, — Weizen-Bonanzen nennt man hier dergleichen, — die Steele- und die Troy-Farm mit ihren Quadratmeilen großen Getreide-Flächen vom Fargoer Weizen-Centrum bis auf dreißig und vierzig Meilen an Bismarck heran vorgeſchoben ſind, ſo iſt doch hier ſchon längſt wieder die Prairie das vorherrſchende landſchaftliche Element. In der Höhe von neunhundert Fuß über dem Lake Superior, oder ſechzehnhundert

Fuß über dem Meeresſpiegel, rollen ſie nach Weſten in immer höheren Prairie-Wogen dahin, bis dieſelben längs des hier ſeinen großen Bogen von Norden nach Süden beſchreibenden Miſſouri, im ſogenannten „Cotäus“ der Dakota-Bewohner, — dem „Plateau du Coteau du Missouri“ der Geographiebücher, — zu ganz ſtattlichem Hügellande emporſchlagen, und dem Fluß ein mehrere Hunderte von Meilen langes Ufergeleit geben.

Aber wo bleibt dieſe hochlandartige Unterbrechung der Prairie durch den „Cotäus“ neben jener, welche ihr hundertundachtzig Meilen weiter, kurz ehe die Nord-Pacific-Bahn in das Territorium Montana übertritt, in Geſtalt der ebenſo viel genannten, wie wenig gekannten, „Bad Lands“ bevorſteht? Tauſend, zweitauſend und mehr Fuß hoch erheben ſich dieſe in allen nur denkbaren Formen aufſtarrender Bildungen in ſo befremdender Maſſe und Gedrängtheit, daß man ein Traumgebilde aus einer längſt entſchwundenen geologiſchen Epoche vor ſich zu haben meint, da die Erde noch nicht der Schauplatz menſchlicher Thätigkeit, ſondern nur der Arbeit und des Grimms der entfeſſelten Kräfte der Titanen war. Das Land iſt hier mit unüberſehbaren Maſſen der abnormſten Erdbildungen bedeckt, welche hier, wie mit künſtleriſchem Vorbedacht und im groteskeſten Wohlgefallen an ungeheuerlich-primitiver Plaſtik, auf die Breite von tagelangen Wanderungen in planloſem Wirrſal untereinander gewürfelt erſcheinen. Tagelange Wanderungen, — ja, wer ſich überhaupt unterfangen wollte, dieſe Wirrſale von Rieſen-Kegeln, Pyramiden, Zacken, Wällen, Haufen, Thürmen, Klumpen und Baſtionen zu durchwandern, in deren Zwiſchenräumen und Einſenkungen ein reicher Graswuchs wuchert, aus dem in bizarrſtem Kontraſt die Knorren und Stümpfe verſteinerter Bäume aufragen? Nur ein endloſer Ariadne-Faden, noch beſſer aber ein angeborner Pfadfinder-Inſtinkt, könnten dazu in Stand ſetzen. Und mit dieſer Thatſache hätten wir auch das Geheimniß des Namens berührt, den man dieſer geheimnißvollen Gegend beigelegt hat. „Mauvaises Terres pour traverser“, ſo lautete dieſe franzöſiſche Bezeichnung, in wörtlicher Uebertragung des noch älteren indianiſchen Namens. „Bad Lands to cross“ — „eine ſchlechte Gegend, um durchzukommen,“ — hätte das Engliſche zu lauten. Aber man begnügte ſich mit dem einfachen „Bad Lands“, und dabei wird es auch alle Zeiten ſein Bewenden haben.

Das Material der Bad Lands iſt ein reiner thonartiger Lehm, der hier vor unvordenklichen Zeiten durch die ungeheure Waſcharbeit unendlicher Fluthen zu dieſem Labyrinth abenteuerlicher Formen ausgeſchlemmt und ausgewaſchen worden iſt. Aber das Waſſer hat hier nur das erſte, kleinere Wunder verrichtet. Das zweite, größere, wurde den Flammen vorbehalten. Und dieſe Flammen ſind noch heute an ihrer Arbeit und werden nach Dem, was man an hundert Stellen dieſes unvergleichlichen Natur-Capriccios mit eigenen Augen ſehen kann, noch ſo manches Zeitalter, am

Werk ein. Sie entſtammen ungeheuren Kohlen- und Schwefel-Lagern, welche ſich unter dieſen Aufthürmungen von Lehm und Thon hinziehen und, vor Aeonen in Brand gerathen, ſeitdem hier jene gigantiſche Töpferei unterhalten, welche nicht nur ein Elementar-Wunder für ſich iſt, ſondern den Bad Lands auch ihren ſchönſten und eigenartigſten Zauber, die ganze Farben-Mannigfaltigkeit und Pracht eines regelrechten Terracotta-Gebirges geliehen haben. In Bändern, Streifen, Zacken, Einfaſſungen und ganzen Kappen-Krönungen der höchſten Gipfel treten dieſe Farben, welche ſich vom grellſten Ziegelroth bis zum zarteſten Thongelb und ſchimmerndſten Porzellanweiß abſchattiren, ſowohl an einzelnen Wänden und Abſtürzen, wie an ganzen Hügeln und Kuppen hervor. An unzähligen Stellen iſt das gebrannte Erdreich in Maſſen losgebröckelt, und man wandert über ganze Strecken eines aufgeſchütteten Stoffes, von dem man ſchwören würde, daß es Ziegel-Schotter ſei, wüßte man nicht, daß an der Grenze von Dakota und Montana von einer mit Ziegelöfen arbeitenden Civiliſation vorläufig noch keine Rede ſein kann. An anderen Punkten wieder ſcheinen — natürliche Vettern des berühmten Monte Teſtaccio in Rom, — ganze Berge aus rothen, braunen und gelben Scherben aufgeſchüttet zu ſein. An noch andern ragen ſcharfe Kuppen empor, deren Baſis noch die unberührte Farbe des urſprünglichen gelben Lehms trägt, während die Spitze, der Rieſennaſe eines Trunkenen gleich, in vielſagendes Zinnober getaucht ſcheint. Am ſchönſten, und vollends wie aus einem Märchenlande in dieſe ſeltſame Formen- und Farben-Welt hereinragend, erſcheinen die ſich terraſſenartig über dem Horizont aufbauenden Wände, welche, dieſem Labyrinth nach allen Seiten hin den Anſchein der Unendlichkeit gebend, ſo lange immer wieder auf's Neue übereinander aufſteigen, bis auch das hellſte Roth und Gelb ihrer Zeichnungen im blauen Duft der Ferne erliſcht.

Von der Eiſenbahn aus kann man von dieſer wunderlichen Region der Bad Lands freilich nur einen höchſt unvollſtändigen Begriff bekommen. Die Eiſenbahn kennt keine „Terres mauvaises à traverser", keine Irrgarten, in deren endlos verſchlungenen Thal- und Schluchten-Windungen die Himmelsgegenden zum Räthſel werden und die Findigkeit des menſchlichen Ortsſinns zu einer Art blinder Lotterie wird. Schnurgerade ſchneidet ſie durch dieſes Rieſen-Wirrſal unter einander gewürfelter und geſchachtelter Seltſamkeiten, und wenn ſie nach mehrſtündiger Fahrt über ſeine Weſtgrenze tritt, hat ſie auch, die Weſtgrenze Dakota's überſchreitend, das Territorium Montana erreicht, wo ſich die Phyſiognomie in maleriſcher, klimatiſcher und ſonſtiger Beziehung mit einem Schlage ändert. Noch vor wenigen Jahren von hier aus auf Hunderte von Meilen hinaus, bis an die Oſtabhänge der Felſengebirge heran, eine Domäne der Rothhaut, iſt dieſe weitaus größere Hälfte Montana's erſt eben durch die letzten Sioux-Kriege und den Bau der Nord-Pacific-Bahn der weißen Beſiedelung eröffnet worden. Der von Norden nach Süden ſtreichende Gürtel der

Bad Lands aber bildet hier eine klimatiſche Scheide zwiſchen den Prairie- und Acker-gebieten Nord-Dakota's und den milderen, ein Ueberwintern der größten Viehheerden im Freien geſtattenden, Gras- und Futter-Regionen Montana's, welches für uns, in dieſen Breiten die große amerikaniſche Ueberlandreiſe machenden Weſtfahrern nicht zu den geringſten Ueberraſchungen der ganzen Fahrt gehörte.

Das letzte Ziel unſeres ganzen Ausflugs, während deſſen Dauer wir durch ein ununterbrochenes Panorama von beſtändig wechſelnden Veduten der frappirendſten Art — bald erdrückenden Ausblicken aus der Tiefe in die Höhe, bald ſchwindelnden Vogelſchauen, — dahin jagten, bildete der Burning Mountain (der „brennende Berg") von Little Miſſouri. Hier durften wir ihm direkt in's Geſicht ſehen: dem gigantiſchen Feuerheerde, welcher das Chaos dieſer Lehm- und Thon-Pyramiden, Kegel, Mauern, Wälle, Dome und Zacken zu weißer, gelber, rother, brauner und ſchwarzer Terra-cotta brennt, und deſſen äonenalte Arbeit es der Nord-Pacific-Bahn ermöglicht hat, ihren Bahndamm, viele Meilen weit durch ein Land, wo noch kein einziges Ziegel-Gebäude exiſtirt, aus veritablem Ziegel-Schotter aufzuſchütten! Aus enger graſiger Schlucht zwiſchen ſtreifigen Lehm- und Ziegel-Wänden, wie wir ſie ſchon zu Dutzenden paſſirt hatten, emporreitend, kamen wir auf ein kleines, gleichfalls mit krauſem Büffel-gras bewachſenes Plateau, jenſeits deſſen ſich ein dunkler Hügel mit nach uns zu-gekehrt jäh abfallender Wand von brandrother Farbe erhob. Ein leichter vibrirender Qualm, welcher in der blendenden Helle der Mittagsſonne vor dieſer Wand empor-ſtieg, gab derſelben, als wir näher kamen, faſt das Anſehen eines rothbraunen Bühnen-Vorhangs, vor welchem der an heißen Theater-Abenden den Gasflammen der Rampe entſteigende Dunſt auf und nieder zitterte. Aber ſchon konnte hier von keinem Theater oder ſonſt einem menſchlichen Schauſpiel mehr die Rede ſein, — ſchon waren wir der dunkelrothen Wand gegenüber angekommen, — und ſchon öffnete ſich unter unſern Füßen die Erde in zahlreichen Spalten, auf deren Grund wir die ewigen Gluthen ſelbſt ſehen konnten. Und das nicht etwa in ferner Tiefe, ſondern nahe, — ſo nahe, daß wir ſie mit einem Stock erreichen, ja, daß wir, Prometheuſe allerneueſten Datums, uns das Feuer für unſere Cigarren mit der Hilfe trockener Grasbüſchel vom Herde der Ewigen ſelbſt holen konnten!

Wir ſtanden an dem etwa fünfzehn Fuß tiefen Rande einer breiten, mulden-artigen Vertiefung, welche uns hier noch von der zuerſt geſehenen Wand trennte. Die zitternden Dünſte ſtiegen unmittelbar vor uns auf. Unmittelbar unter uns aber in dem kraterartigen Rande der großen Vertiefung, öffnete ſich, wie ein gähnender Hochofen, eines jener „Feuer-Löcher" (fire-holes), von denen die Kenner der Bad Lands behaupten, daß ſich ihre Zahl auf Hunderte beziffert, und durch welche die hier brennenden unterirdiſchen Fürſtenthümer von Kohle und Schwefel die ihnen zu ihrer gigantiſchen Töpfer-Arbeit nöthige Luft beziehen.

Digitized by Google

Selbſtverſtändlich iſt die Hitze, welche den ſchmalen Erdriſſen über dem Feuer-Herde entſteigt, und die wir uns in ſo blasphemiſtiſcher Weiſe zum Anzünden unſerer Cigarren dienſtbar machten, lange nicht ſo intenſiv, wie die nach der kraterartigen Austiefung vor der offenen Hochofen-Oeffnung entſtrömende Gluth. Um dieſe zu genießen, — wobei Einem dann in nächſter Nähe das Rauchen freilich vergeht, — muß man in die große Mulde ſelbſt hinuntersteigen. Sie iſt mit größeren und kleineren Anhäufungen, feinem Ziegelmehl ähnlichen, rothen Staubes angefüllt, der gelegentlich zu Schollen zuſammengebacken iſt, über die ſich hier und da ein gelber Schwefel-Bezug gelegt hat. Und Schwefel, und Alles was dieſem infernaliſchen Mineral ſonſt nahe liegt, athmet hier auch die übrige Atmoſphäre. Selbſt die leuchtende Mittagsſonne und der tiefblaue Himmel, vermochten nicht das ſchweflige Etwas, das über dem Ganzen lag, zu bannen. Und erſt als der Rückweg angetreten war, wich die eigenthümliche, ein wenig den Athem raubende Spannung, welche uns doch Alle mehr oder minder beherrſchte, ſo lange wir den heißen Boden des Burning Mountain unmittelbar unter unſeren Füßen hatten.

* * *

Während der Oſten des Territoriums der Agrikultur, der Norden der Viehzucht gewidmet ſind, iſt der äußerſte Südweſtwinkel des großen Gebietes der Minen-Induſtrie gewidmet, und der raſche Aufſchwung, welcher dieſer, von den berüchtigten Black Hills eingenommene Theil des Territoriums durch die reichen Goldfunde genommen, veranlaßte die dortigen Einwohner während der letzten Jahre auf die Lostrennung der Black Hills von Dakota und Conſtituirung eines ſelbſtſtändigen Territoriums unter dem Namen „Lincoln" hinzuarbeiten. Es iſt noch ungewiß, ob dieſe Staatengründungsprojecte Ausſicht auf Erfolg haben, aber nichtsdeſtoweniger warten dort bereits Hunderte angehender Gouverneure, Senatoren, Sekretäre ꝛc. Die Truppe dieſer „Ehrenwerthen" hat ſich zum großen Theil aus enttäuſchten Aemterjägern von Colorado rekrutirt, die der Centennial-Staat nach ſeinem Entpuppungsvorgange, bei dem „dieſe Mohren ihre Schuldigkeit gethan", hat ruhig gehen laſſen. Ewige Juden, wandern ſie immer wieder nach neuen Feldern künftiger politiſcher Wirkſamkeit, nachdem die anderweitige Ausſaat ihnen nicht aufgegangen oder zu ſchnell abgeerntet iſt. Sehen wir uns die Statiſtik etwas genauer an. Darnach ſind während der letzten Jahre ungeachtet unaufhörlicher Indianer-Einfälle und der Beſchwerlichkeiten, mit denen die Anſiedler in einer, der Civiliſation ſo entlegenen Lokalität zu kämpfen hatten, über 40 Städte (was man hier Städte nennt) mit einer permanenten Bevölkerung von 18—25 000 Köpfen und einem hin- und herziehenden, allerdings nur im Sommer für anweſend geltenden Element von 10—15 000 mehr, entſtanden. Ein regelmäßiger

Poſt- und Expreßdienſt iſt im Gange. Die Städte oder Flecken, Niederlaſſungen haben theilweiſe eine County-Organiſation (d. h. was für eine!) und beſitzen ſogar Kirchen, Schulen, Tagesblätter, Telegraphen-, Poſt- und Expreßbureaus. Die Ernte des edlen Metalls, um deſſentwillen dieſer Embryoſtaat hervorgezaubert, wird für die letzten zwölf Jahre auf über 4 Millionen Dollars geſchätzt. Noch ſollen die zahlreichen Bergbäche goldhaltigen Sand in Menge führen, aber der Goldquarzgewinn, durch die Errichtung von ca. 40 dampf- oder waſſergetriebenen Mühlen mit ca. 600 Stampfen befördert, überwiegt bereits die Reſultate der Goldwäſche. Nach den bisherigen Ergebniſſen, und bei verhältnißmäßiger Vermehrung der Arbeitskräfte und Stampfwerke, ſoll für das nächſte Jahr ein Ertrag von ca. 6 Millionen Dollars allein aus den Quarzminen zu erwarten ſein.

Indeſſen ruhten auch die Eiſenbahn-Geſellſchaften nicht. Mit verlockenden Farben werden die Ausſichten des Goldwaſchens und Goldgrabens, die lokalen Vortheile für Farmer, Viehzüchter, die Fülle des Waſſers und Nutzholzes, die Geſundheit des Klimas und die Schönheit der Gegend, in den freigebig vertheilten Broſchüren, in den hübſchen, mit Goldreliefs überſäeten orographiſchen, wie in den mit blühenden Städteweſen, Eiſenbahnen, Strömen ꝛc. durchzeichneten geographiſchen Karten dargeſtellt. — Abgeſehen von der letzterwähnten roſigen Ausmalung ſind die meiſten erſteren Zahlen, ſo weit ſie ſich eben überhaupt kontrolliren laſſen, kaum zu hoch gegriffen. All' dieſe Goldländer ſind fabelhaft in ihrer Entwicklung, ihrem Fortſchritte. Das Gold hat ſie geboren, vom Golde leben ſie, im Golde wachſen ſie. Würde dieſer nervus rerum plötzlich verſiegen, ſo wären auch ihre Städte-Gründungen bald verlaſſene Ruinen, falls nicht inzwiſchen andere Schatzquellen des Bodens geöffnet wären, ja ſind d'eſe nicht ſchon Ruinen, wenn dieſe Zeilen in den Druck gelangen. Schon vor einigen Jahren war unter den „Städten" der Hills ein Wettſtreit um die Hegemonie, um die Ehre, die Hauptſtadt des neuen Territoriums zu werden, entbrannt. Noch behauptet das im nördlichen Theile des Gebirgszugs an dem Zuſammenfluß der Deadwood- und Whitewoodbäche erbaute Deadwood den erſten Platz. So lange ſich bei beiden Bächen, den bisherigen Hauptquellen für Placer-Mining (Goldwäſche) in den Black Hills, noch keine Erſchöpfung wahrnehmen läßt, oder ſo lange keine reichhaltigeren Goldfelder entdeckt worden, — ſo lange hätte Deadwood City keinen Nebenbuhler zu fürchten. Aber bekanntlich waſchen ſich ſolche Bäche über kurz oder lang aus, es verſiegt dieſe Quelle leichten Erwerbes des koſtbaren Metalls und es tritt an ſeine Stelle das mühſeligere, komplizirtere „Lodemining", das Durchwühlen der quarzhaltigen Eingeweide der Felſenberge. Und ſo entſtehen dem nur auf die Goldwäſche beider Bäche angewieſenen Deadwood in anderen auf ſolidere Grundlagen gebauten Städten gefährliche Rivalen, die aber vielleicht in den nächſten zehn Jahren alle zuſammen wieder vom Erdboden verſchwunden ſein werden. Bei Minenſtädten

oder vielmehr „Minenlagern“ iſt jede Schilderung, jede Statiſtik ſchwer zu verfaſſen, denn im Handumdrehen iſt ein Nichts in eine große Stadt verwandelt, eine große Stadt aber in ein Nichts zuſammengefallen. So erging es beiſpielsweiſe dem in den ſiebziger Jahren ſo viel verſprechenden Cuſter-City, einer Stadt mit mehreren Tauſend Einwohnern, Kirchen, Banken, großen Hôtels — heute iſt keine Spur mehr von der Stadt vorhanden. — Sie wurde weder durch ein Erdbeben noch durch Feuer zerſtört, noch durch Waſſer verheert, ſie wurde einfach von den Einwohnern verlaſſen, und zerfiel in ſich ſelbſt.

2. Durch Montana und Idaho.

Der Name Montana iſt für das nahezu anderthalb hunderttauſend engl. Quadratmeilen große Territorium kaum gut gewählt. Zwar fahren wir, von Dakota kommend, ſchon von Glendive an auf der Nord-Pacific-Eiſenbahn im Thal des Yellowſtone-Fluſſes aufwärts, deſſen ſteile Hügel und Felswände in ihrer kapriziöſen und abgeriſſenen Geſtaltung mehr oder minder zwingend an die barocken Lehm- und Terracotta-Bildungen der Bad lands erinnern. Aber von einem wirklichen Berglande, wie man es faſt tauſend Meilen weſtlich vom Miſſiſſippi doch erwarten ſollte, darf man hier ebenſo wenig ſprechen, wie bei dem ausgeſprochenen Prairie-Charakter des ganzen weiten Landſtrichs von einem Waldlande. Das Territorium als Großes und Ganzes iſt und bleibt hier auf Hunderte von Meilen Das, was man „offenes“ Land nennt. Man muß ſchon bis nahe an ſeine Weſtgrenze, in die dort ſich ausbreitenden Höhenzüge der Felſengebirge vordringen, um einen dem Namen „Montana“ entſprechenden Charakter des Landes zu finden.

Die abſolute Waldloſigkeit herrſcht, wie überall im großen Weſten, auch hier. Die ſchmalen Streifen Pappel-Gehölz, welche ſich längs des Laufes des Yellow-Stone, wie der übrigen Flüſſe des Territoriums hinziehen, und das gelegentliche und vereinzelte Föhrenwachsthum der Uferhügel ſind dem Auge wohl ein Troſt, aber ſie nehmen den Prairien- und Grasland-Charakter des Ganzen an ſeiner gebieteriſchen Entſchiedenheit nicht das Mindeſte. Baum- und ſtrauchlos, ſeinen einzigen wirklichen Vegetations-Reichthum — in jenem wunderbaren Graswuchs beſitzend, welcher Montana einſt zur Büffelweide des Nordweſtens machte und es jetzt als Viehzuchtsland dicht neben Texas zu ſtellen begonnen, ſteigt ſein rieſiges Gebiet*) allmählig nach

*) Montana iſt, Alaska nicht mitgerechnet, der Größe nach das vierte Gebiet der Union. Es rangiren: Texas mit 274,356, Californien mit 157,801, Dakota mit 150,932 und Montana, faſt ſo groß wie ganz Neu England, New-York und Pennſylvanien zuſammen, — mit 143,776 Quadratmeilen.

Weſten zum plateauartigen Hochlande empor, aus welchem ſich endlich unter majeſtätiſcher Vorlagerung der Snowy und der Crazy Mountains, die von Nordweſten nach Südoſten ſtreifende, die Grenze von Idaho und Montana bildende Hauptkette, die Waſſerſcheide der Rocky Mountains emporthürmt. Dort aber, wo beim Zuſammenſtoß der drei Territorien Montana, Idaho und Wyoming dieſe Hauptkette der Felſengebirge ſich plötzlich theilt, breitet ſich, noch mit ſeinen niedrigſten Waſſerſpiegeln und tiefſten Thalſohlen in mehr als Rigi-Höhe liegend, jenes Quellland des Yellow-Stone aus, das ſich in ſeiner drohenden Fremdartigkeit den Namen des Wunderlandes, in ſeiner traumhaften Lieblichkeit aber den eines Parks, eines natürlichen Armida-Gartens, für die größte Nation der neuen Welt erzwang.

Merkwürdig genug iſt, daß dieſer weſtliche, keine fünfhundert Meilen mehr vom Stillen Ocean entfernte Streifen des Territoriums, das echte Montana der „Old Rockies“, ungleich eher von der weißen Beſiedelung erreicht worden iſt, als die großen Prairien des öſtlichen Theils. Das ſcheinbare Räthſel löſt ſich einfach genug. Die californiſchen Goldentdeckungen und der in ihrem Gefolge eine ganze Welt von Abenteuerſucht und Unternehmungsluſt nach der Pacific-Küſte führende Argonauten-Drang riſſen ſehr bald auch die unmittelbar hinter dieſer neuen Dorado-Küſte liegenden Gebiete in den Bereich dieſer Golderoberung. Auf dieſe Weiſe wurde von Idaho und Nevada aus auch das weſtliche Montana ſchon in den fünfziger Jahren von Proſpektoren und Goldſuchern durchforſcht, denen bald die Adepten eines regelrechten Minen-Baues und anfangs der ſechziger Jahre eine Gründung von dauernden Niederlaſſungen folgte, welcher die im Augenblick vier-, fünf- und ſechstauſend Einwohner zählenden Städte Virginia City, Bozeman, Helena und Butte City entſprangen. Und dieſe einſtigen Minen-Camps und zum Theil noch jetzigen Minen-Städte ſind die Orte, welche der weſtliche Montana-Mann meint, wenn er von den „alten Plätzen“ ſeines Territoriums ſpricht, und damit zugleich andeutet, daß es in demſelben für ihn außer dieſen Felſengebirgs-Neſtern überhaupt gar keine Städte gebe. Nun, dieſer wackere Montana-„Mountaineer“, für den es außerhalb der Mountains, wie er die Felſengebirge nennt, — noch heute kein Territorium Montana geben will, fängt da doch nachgerade an, ſich in einem verzweifelten Irrthum zu befinden, denn man hat ſich in den Prairien des öſtlichen Theils in den letzten fünf und zehn Jahren ebenfalls aus jenem Zuſtand der Unſchuld herausgearbeitet, in welchem es hier nur eine gigantiſche Büffel-Prairie und entſprechende Indianer-Wildniß gab. Die bis nach Fort Benton hinaufreichende Schifffahrt auf dem Miſſouri datirt ſogar noch weiter zurück, und ſeit den letzten Sioux-Kriegen iſt auch das enorme Weide-Gebiet, auf dem einſt der gehörnte Ureinwohner dieſes Landes in Maſſen gedieh, der erfolgreichen Viehzucht durch den weißen „Ranchman“ eröffnet worden. Wir ſelbſt haben nicht nur Viehtransporte von zwanzig bis dreißig Wagen an uns vorüberfahren ſehen,

welche mit feiſten Rindern für die öſtlichen Schlachthöfe vollgepfropft waren, wir fuhren auch in Miles City an einer, eben von einem Trupp in voller Gala ſich präſentirender Cow-boys zur Verſchiffung herein getriebenen Heerde Viehs vorüber, welche mindeſtens drei- bis viertauſend Stück Rinder umfaſſen mußte.

Wie weit die Bedeutung reichen mag, welche Montana, neben derjenigen eines Viehzucht-Landes erſten Ranges, als Ackerbau-Gebiet zu gewinnen beſtimmt iſt, das läßt ſich einſtweilen noch kaum voraus- und abſehen. Kein Zweifel, daß die eigenthümlichen klimatiſchen Verhältniſſe, welche hier, — ganz ungleich den im benachbarten Dakota herrſchenden meteorologiſchen Bedingungen, — dem Rindvieh-Beſtand des Ranchmans ein ununterbrochenes Ueberwintern im Freien geſtatten, auch dem Ackerbau weſentlich zu ſtatten kommen müſſen. Andererſeits liegt Montana bereits jenſeits jener Längengrade, mit denen der trockene Weſten beginnt, welcher der beſtehenden Annahme nach einen wirklich erfolgreichen Ackerbau nur mit Hülfe künſtlicher Bewäſſerung möglich erſcheinen läßt. Die Mormonen mit der großartigen Schöpfung ihrer Utaher Agri- und Hortikultur-Oaſe ſind für dieſe allgemein herrſchende Annahme maßgebend geworden. Das Kanaan, welches ſie an ihrem Jordan ins Leben gerufen haben, wird, neben ihrem Bienenfleiß, und dem günſtigen Klima des öſtlichen Salzſee-Ufers, in allererſter Reihe dem großartigen Irrigations-Syſtem zugeſchrieben werden müſſen, das der auch in allen praktiſchen Dingen geniale Autokrat Brigham Young daſelbſt eingeführt hat. Es iſt als ganz beſtimmt anzunehmen, daß die Prairien Montanas, bei entſprechender Bewäſſerung für jede Art von Getreidebau alle nur nöthigen Gedeihens-Bedingungen bieten werden. Aber wer wird eine ſolche Irrigation auf dieſen endloſen Grasländereien herſtellen? Die beiden großen Landeigenthümer des Territoriums, die Bundesregierung und die Nord-Pacificbahn, wären wohl die nächſten dazu. Aber da die Regierung bis jetzt noch viel zu viele Millionen für Verbeſſerungen von Flüſſen, Häfen und ſonſtigen Gewäſſern zu verausgaben hat, um ſchon an die Verbeſſerung ihrer Ländereien denken zu können, ſo wird man wohl ſeine Hoffnungen für Montana auf die Eiſenbahn allein zu ſetzen haben.

In den breiten Thälern des Miſſouri, des Yellow Stone und ſeiner zahlreichen Nebenflüſſe iſt die Irrigations-Frage eine höchſt einfache. Abgeſehen davon, daß es in ihnen auf Tauſende und Hunderttauſende von Ackern überhaupt kaum irgend welcher künſtlichen Bewäſſerung bedarf, ſo iſt dieſelbe, wenn nöthig, mit geringen Mitteln und ſelbſt im kleinſten Maßſtabe durchzuführen. Mit welchen Reſultaten, das lehren die im Yellow Stone-Thale ſchon heute, nachdem eben die erſte Beſiedelung deſſelben begonnen hat, hier und da längs der Bahn auftauchenden Anbaue von Getreide, Kartoffeln und Gemüſen. Wie primitiv dieſe Beſiedelung und ihre erſten ackerbaulichen Leiſtungen auch noch erſcheinen mögen, über Das, was Boden

und Klima hier dem Lande zu gewähren vermögen, geben ſie bereits genügenden Aufſchluß.

Es iſt nicht ohne Intereſſe, die verſchiedenen Kulturſtufen in dieſen erſt ſeit einigen Jahren den Indianern abgerungenen Ländern zu beobachten, die ſich ſchon in der Anlage der Städte, wie in der Bauart der menſchlichen Wohnungen geltend machen.

Mit dem „dug out“, dem in die Thalwand gegrabenen Troglodyten-Heim, welches bisweilen noch höhlenartig offen, meiſtens aber doch ſchon durch eine in rohem Baumſtamm-Rahmen hängende Thüre gegen die Außenwelt verwahrt iſt, als unterſter Stufe beginnend, ſteigen dieſe Bauwerke auf der Fortſchrittsleiter des „Shack“ genannten rohen Block-Kaſtens mit einem über dürren Baumzweigen feſtgeſtampftem Schmutz-Dach, der regelrechten, bisweilen ſchon den Luxus kleiner Glasfenſter kennenden „Log cabin“, und endlich der Miſchlings-„Shanty“ aus Logs und Brettern zum ausgeſprochenen „Frame house“ empor, welches hier und da, wie eine Prophezeiung wirklicher Wohnmöglichkeiten in die Zukunft leuchtet. Dazwiſchen blüht das für den großen Weſten ſo charakteriſtiſche Zelt. Selbſt die Eiſenbahn-Etabliſſements und Großſtädte Oſt-Montanas, wie Glendive mit achthundert, und Miles City mit zweitauſend Bewohnern zeigen durch ein reichliches Vorhandenſein dieſer ex-ovo-Architektur, wie ſehr auch ſie in ihrer anſpruchsvolleren Bretter-, Pfoſten-, Schindeldach- und Oelanſtrich-Pracht ſolch embryoniſchen Zuſtänden noch nicht entwachſen ſind. Ein Ziegelhaus vermochte ich im Jahre 1882 noch im ganzen öſtlichen Montana nicht zu entdecken, zweifle aber nicht, daß bei der dort eben wüthenden Städtegründungs-Epidemie ſeitdem mindeſtens ein halbes Dutzend backſteinerne Zukunfts-Chicagos aus der Erde geſprungen ſind.

Und doch bewegt ſich dieſe nagelneue, hier nur erſt zwiſchen den erſten Schößlingen einer von ihr ins Leben gerufenen Civiliſation dahinführende Bahn gerade in dieſem eben erſchloſſenen Thale des mittleren und unteren Yellow Stone auf einem Boden, welcher bereits ſeine hiſtoriſche Weihe empfangen hat. Nicht nur, daß dieſes Thal noch jüngſt erſt Zeuge ſo manchen blutigen Kampfes mit den Sioux-Indianern war, es ſah auch ſchon vor mehr als drei Vierteln eines Jahrhunderts die große Pfadfinder-Expedition von Lewis und Clark, welche die Quellen des Miſſouri und des Columbia fanden, und bald danach auch die nicht minder heldenhaften Handels-Conquiſtadoren, welche Johannn Jakob Aſtor über Land nach dem Pacific entſandte. Beide Expeditionen zogen, wie heute der erſte große eiſerne Civiliſationsweg dieſer Gebiete, das Yellow Stone-Thal empor. Die beiden Wiſſenſchafts- und Explorations-Pioniere haben hier eigenhändig und wie zu hoffen ſteht für alle Zeiten ihren Namen in Stein eingezeichnet. „Pompey's Rock“, der Felſen des Pompejus, heißt ein nahe von Forſyth ſich in weithin ſichtbarer Maſſenhaftigkeit

und Steilheit unmittelbar aus der Flußniederung erhebender Felsen, in deſſen Wand die beiden Erforſcher in nicht ſehr künſtleriſcher, aber darum doch an Deutlichkeit nichts zu wünſchen laſſender Weiſe ihre Namen und die für ſie und die Kenntniß Amerika's ſo wichtige Jahreszahl 1804 eingemeißelt haben.

* * *

Pacificbahn-Städte! Ein Jeder, der ſeinerzeit die Geſchichte des Baues der erſten amerikaniſchen Transkontinentalbahnen verfolgt hat, wird ſich des jetzt faſt legendenhaften Intereſſes erinnern, welches damals jenen abſonderlichen Städte-Gründungen anhaftete, die den Namen von Eiſenbahn-Städten par excellence führten. Heute vorgeſchobenen Heer- und Kriegslagern gleich aus der Erde ſpringend, hatten ſie morgen eine Bevölkerung von Tauſenden mit dem Treiben und der Zügelloſigkeit von Zehntauſenden, um ſchon übermorgen ihre Schuldigkeit als zeitweilige Bahn-Endpunkte gethan zu haben und nach kurzem Todeskampf bis auf ein dürftiges Ueberbleibſel von ſtabiler Prairie-Station für immer vom Boden zu verſchwinden. Solche Städtegründungs-Launen des modernen Welt-Eroberers, Dampf, waren Julesburgh und Sydney an der Union Pacific-Bahn, und auch die Nord-Pacific-Bahn hat viele ähnliche Städte-Pilze aufzuweiſen gehabt, ja hat ſie heute noch. Vor Jahren, als der Bau dieſes größten unter den amerikaniſchen Ueberlandwegen durch die verhängnisvolle Kriſis von 1873 in ein ebenſo plötzliches, wie vollkommenes Stocken gerieth, war Bismarck am Miſſouri ein derartiges Mittelding von Emporium und Pandämonium vorandringender Dampfciviliſation. Neuerdings iſt es Miles City am mittleren Yellow-Stone, und noch ſpäter Billings, hundertundfünzig Meilen weiter oberhalb, ſchon im Geſichtskreis der aus dem bläulichen Duft des Weſtens herübergrüßenden Felſengebirge geweſen.

Um eine derartige „Eiſenbahn-Stadt" auf den erſten Blick würdigen und verſtehen zu lernen, iſt es wünſchenswerth, daß man daſelbſt in der Nacht ankomme. Während die Baulichkeiten des eigentlichen Hauptquartiers mit den Wohnungen des Ingenieurs und ſonſtigen Beamten-Stabes der Bahn gewiſſermaßen ſeitab, in diskretem Dunkel liegen, ſtrahlt der übrige „Platz" in einer Beleuchtung, welche an die eines Samstags-Abends auf der New-Yorker-Bowery erinnert. Dazu klingt aus jeder dritten weitgeöffneten Thüre Muſik, welche die nämlichen Reminiscenzen weckt. Und ſchließlich laſſen überall, im Wiederſchein greller Reflektor-Lampen oder noch grellerer elektriſcher Lichter, die in den Vortrab einer neuen Kultur verſchlagenen ſchwielhändigen Träger und Arbeiter dieſer Kultur, der Sucht, ihren Erwerb wieder an den Mann, reſp. an die Frau zu bringen, die vollſten Zügel ſchießen. Trink-, Spiel- und Tanz-Häuſer reihen ſich an Tanz-, Spiel- und Trink-Häuſer. Und in

allen halten die Geier und Ratten des Ueberland-Bahnbaues ähnliche Ernten, wie ihre Vettern und Couſinen der Goldlager und ſonſtigen Barracken-Hauptſtädte fernweſtlicher Edelmetall-Gebiete. Sehr manierlich und geſetzlich geht es in dieſen Tempeln des auf die Prairien und in die Felſengebirgs-Regionen hinausgeſchobenen großſtädtiſchen Nachttreibens freilich nicht zu. Es iſt ſogar nichts Ungewöhnliches, daß der Revolver dabei gelegentlich in Aktion tritt. Gewöhnlich iſt es erſt die ſieghafte Frühſonne, welche die grellen Lichter dieſer Vergnügungs-Tempel auszulöſchen und ihre primitiven Bretter- und Zeltgefüge auch ihrer letzten Tempel-Glorie zu entkleiden pflegt. Maß und Ziel ſind dieſen Grenz-Lebemännern ebenſo unbekannte Begriffe, wie eine ſtädtiſche Polizeiſtunde oder ein Sonntagsgeſetz. Bis der blendende Morgen auf den Grund der leeren Taumelbecher und der ebenſo leeren Geldbeutel ſcheint, wird getanzt, gezecht und geſpielt. Dann wird, ſo gut es eben angeht, von neuem an die Arbeit gegangen, bis eine neue Fülle der Geldbeutel auch wieder die Möglichkeit einer erneuten Füllung der Taumelbecher anbietet.

Wie bunt und maleriſch in ihrer Art und wie hoch charakteriſtiſch iſt dieſe ganze Menſchheit der Prairien und Berge des großen Weſtens zugleich! Von dem berittenen Cow Boy Montana's war ſchon früher die Rede. Aber wie originell er, und gleich ihm ſein Berufsgenoſſe von Wyoming, Colorado und Texas, auch in ſeinem prahleriſchen Aufzug auch immer ſei, — ein ſehr würdiger und empfehlenswerther Repräſentant der ſo eigenartigen und zugleich in ſich ſo bunten Menſchenwelt, von der hier die Rede iſt, iſt er gerade nicht. Er iſt vielmehr neben dem, unter dem faſt komiſch beſchönigenden Namen eines „Road agent“ verſtandenen Poſtkutſchen- und Straßen-Räubers, der einzig wirklich anrüchige und desperate unter den eigenthümlichen, mehr oder minder „rough“ gearteten Charakteren und Geſtalten der Hochebenen und der Berge. Der Miner, der Prospector, der Ranchman, der Stagekutſcher, der Jäger und der Trapper — mit ihnen allen iſt leicht auf guten Fuß zu kommen und, wenn nicht der gerade hier beſonders mächtige Genius des Whisky allerlei Mißverſtändniſſe anrichtet, auch darauf zu bleiben. Selbſt der meiſt äußerſt vierſchrötige und neben ſeinen Miſchgefäßen auch mit dem Revolver äußerſt fixe Ganymed der primitiven Trink-Bar, ja ſelbſt der profeſſionelle Spieler, der hier eine ſo große Rolle ſpielt, ſind davon nicht ausgenommen. Sie Alle leben nicht umſonſt mit einer unbegrenzten Natur im ſteten Kontakt, um nicht neben den wilderen Eigenſchaften von Kampfhähnen, auch die wohlwollenderen offenherziger und offenhändiger Naturmenſchen zu beſitzen und unbewußt beſtändig weiter in ſich auszubilden. Es iſt nicht ohne Bezeichnung, daß ſie mit derſelben Unfehlbarkeit, mit der ſie ihren Revolver tragen, auch Uhren beſitzen, deren ſchwere Ketten mit gediegenen Gehängen ſie weit ſichtbar zur Schau ſtellen. Im Uebrigen ſind ſie keine Dandies in ihrer Kleidung, und in ihrer Sprache ſind ſie noch weniger

wähleriſch, es ſei denn, daß man in der unglaublichen Auswahl von Flüchen, über die ſie verfügen, etwas Derartiges erblicken möchte. Aber ſie werden mit einem ſolchen Gewohnheits-Fluch auf den Lippen auch auf die Brautwerbung gehen, oder einem Nebenmenſchen mit Gefahr des eigenen Halſes das Leben retten. Selbſt das Kompliment, das ſie dem Fremden wegen irgend Etwas, das ihnen an ihm auffällt, machen, empfängt ſeine wohl angebrachte Fluchwürze, und wenn ſie ihm das Letzte aus ihrer Whisky-Flaſche darbieten, ſo werden ſie gewiß zu dem Durſt, der ihnen die Kehle zuſchnürt, auch noch einen ganzen Berg von Verwünſchungen auf ſich ſelbſt und den von ihnen Gelabten häufen, um nur ja kein Mißverſtändniß darüber aufkommen zu laſſen, daß ſie ihn umgebracht haben würden, wenn er ſich geweigert hätte, dieſen letzten Trunk von ihnen anzunehmen und ſie weiter durſten zu laſſen. Natürlich ſind ſie leidenſchaftlich und ungeſtüm, und der Revolver thut unter dieſen „Menſchen da draußen" an der Trink-Bar und am Spieltiſch gar manches vorſchnelle und oft nie wieder gut zu machende Werk.

Und doch iſt das Leben und Reiſen in den wilden Grenzgebieten der Ziviliſation ſo ſchlimm nicht. Natur und Menſchen wollen hier mit ihrem eigenen Maßſtabe, nicht mit dem winzigen Zirkelchen gemeſſen werden, welches man etwa aus den am Erdboden klebenden, vollgepfropften Städte-Heerlagern des Oſtens mitbringt.

Wie Raum und Zeit keinen Werth für dieſe längſt allen öſtlichen Traditionen und Erinnerungen entwachſenen Zugewanderten des neuen großen Weſtens haben, ſo hat auch das Geld keine Bedeutung für ſie, oder doch wenigſtens nur in einem ganz andern Sinn als im Oſten und in den großen Städten, wo der allmächtige Dollar mit ebenſo abſoluter, wie kleinlicher Tyrannei regiert. Von der Goldſucherei und Goldfinderei ausgehend, begann die Ziviliſation und das Leben ziviliſierter Menſchen in dieſen Bergen mit einer Preis-Skala für alle menſchlichen Bedürfniſſe, welche ein wahres Wunder von Mißverhältniß zwiſchen Leiſtung und Bezahlung war, und es bis zu einem gewiſſen Grade noch heute iſt. Alles, was Luxus, ja nur ſimple Bequemlichkeit des Lebens nach unſern öſtlichen Anſichten heißt, iſt ein vollkommner Fremdling, der nur erſt in den größeren Orten und dort, wo die Ueberlandbahnen mit ihren Zweiglinien bereits hingedrungen ſind, Fuß zu faſſen und Heimathsrechte zu gewinnen begonnen hat. Fern von dieſen bevorzugten Plätzen und Gegenden iſt es nach wie vor das Geſpenſt des Transports und der enormen Koſten für denſelben, welches eine Art Wucherzoll auf Alles legt, was „von da draußen" herbeigebracht werden muß. Es geht das ſoweit, daß ſchließlich Alles, was man zu bezahlen hat, buchſtäblich „Fracht" iſt.

Wenn die bis hierher dringenden Tagesblätter von New-York und Chicago, oder das bis in die entlegenſten Bergwinkel verbreitete New-Yorker Skandalblatt, die „Police Gazette" hier ſtatt mit fünf mit fünfundzwanzig Cents pro Nummer

bezahlt wird, ſo mag dies noch angehen. Empfindlicher iſt es ſchon, daß für die Flaſche Bier, die in Milwaukee fünfundzwanzig Cents koſtet, in den „Mountains“, je nach Laune und Vorrath des Wirthes anderthalb bis zwei Dollars gefordert werden. Aber in welchem maßvollen Lichte erſcheinen dieſe Preiſe, wenn Einem gleich danach für die elendeſte Cigarre fünfundzwanzig und fünfzig Cents unter demſelben kategoriſchen Imperativ: „The darned freight is in this yer darned Mountains so high!“ abgenommen werden?! Oder wenn gar, wie dies einem Mitglied unſerer Reiſegeſellſchaft thatſächlich paſſierte, für eine einzige Nähnadel zehn Cents verlangt werden, und auch dieſer, eine Handelstransaktion von etwa 10000 Prozent repräſentirende, Preis von dem braven „Store-Halter“ ebenfalls dahin erklärt wird: „Dont ye see, tenderfoot, t' is not the blarsted needle, — t' is the confounded freight ye are paying for!“?

In ſeiner ganzen Läſtigkeit und Bedrohlichkeit tritt dieſes Fracht- und Theuerungs-Geſpenſt an den Reiſenden freilich erſt dann heran, wenn er die Eiſenbahn verläßt, um ſeine für dieſen Fall gar nicht feſt und geſund genug zu wünſchenden Glieder der Weiterbeförderung auf einer Gebirgs-Stage anzuvertrauen, oder gar mit eigener Ausrüſtung — zu Wagen oder mit Pferd und Packthieren — nach irgend einer weltentlegenen Gegend fortzuſetzen.

Sehr viele ſolcher Gegenden giebt es freilich ſelbſt auf den ödeſten Plains oder in den rauheſten Theilen der Gebirge nicht mehr. Und wo es deren ja noch giebt, kann man überzeugt ſein, daß der über den ganzen großen Weſten einherbrauſende Fortſchritts-Geiſt auch ſie ſehr bald ihrer Weltentlegenheit entriſſen haben wird. Unglaublicher Weiſe hat auch das Wunderland der Yellow Stone-Quellen bis vor kurzem zu den Gegenden gehört, welche jeder irgendwie geregelten und feſt etablirten Verbindung mit der übrigen heutigen Welt ermangelten. Heute allerdings fährt von der Station Livingſtone aus eine Zweiglinie der Nord-Pacificbahn bis an die Grenze des Nationalparks. —

Die in Geſtalt eines ununterbrochenen Hochgebirgszuges die Grenze von Idaho und Montana bildenden Bitter Root Mountains lagern ſich auf eine Länge von etwa zweihundert Meilen den Felſengebirgen vor, aus denen ſelbſt ſie im Südweſten Montana's ihren Urſprung nehmen. Sie ſind eines der geſchloſſenſten Kammgebirge innerhalb des ganzen Rocky Mountain Syſtems. Ihre höchſten Punkte, wie der weithin nach Oſten ſowohl wie nach Weſten ſichtbare Lolo Peak, ſind von ſtetem Schnee bedeckt, deſſen ſchmelzende Maſſen ſelbſt im trockenſten Sommer den umliegenden Thälern zur befruchtenden Bewäſſerung werden. Nicht ſo wohlwollend hat ſich dieſe mauerartige Hochkette dem Unternehmen der Nord-Pacificbahn erwieſen. Da es auf ſeiner ganzen Länge abſolut keinen praktikablen Paß bot, ſahen ſich die Ingenieure der Bahn genöthigt, die auf ihrer erſten paciſiſchen Strecke längs des Columbia

hinführende und faſt mit dem 46. Breitengrade zuſammenfallende Linie, vom Zuſammenfluß des Columbia und des Snake River an, in weitgeſchwungenem nördlichen Bogen bis über den 48. Breitengrad hinaus, und hier um die in die Coeur D'Allene Berge verlaufenden Bitter Root Mountains herum wieder nach ihrer urſprünglichen Breite zurückzuführen, in welcher ſie dann die Felſengebirge Montana's zwiſchen Helena und Bozeman überſchreitet.

Nahe der Grenze zwiſchen Montana und Idaho wechſelt die Gegend ihre landſchaftliche Phyſiognomie. In die Ausläufer des Coeur d'Allene-Gebirges hineingebettet, liegen hier außer den beiden großen Hochlandsſeen Coeur d'Allene und Pend d'Oreille ein ganzes Netz kleinerer Wald- und Bergſeen, welche durch Zu- und Abflüſſe mit einander verbunden, ſich über die hier nicht mehr gar zu ferne Nordgrenze der Union nach Britiſh Amerika erſtrecken, und alle wieder mit dem gleichfalls von dorther kommenden Columbia-Strom zuſammenhängen.

Es war an einem Spätſeptembertage, als wir längs des Ufers des vielzackigen, ein grünſchimmerndes Binnenmeer für ſich bildenden Lake Pend d'Oreille, dem Kalispelm-See der gleichnamigen Indianer, bald auf abgeſprengtem Fels-Bahnbett, bald über endloſe, noch vom friſchen Harz duftende „Treſtleworks" einherfuhren, und ſchon ragten die Gebirgszüge über die das gewundene Seeufer einfaſſenden Walddickichte in ſo feſten Eis- und Schneepanzern empor, als ſei dies Gletſcherkleid ihr Alltagsgewand. Damit aber dem Alpenbilde gar nichts fehle, legte die untergehende Sonne auch noch jenes zauberhafte Gluth- und Farben-Spiel, welches man ſo gern als eine Sonderſchönheit der ewigen Gletſcherſtirnen der Schweiz preiſt, über die friſchbeſchneiten Kämme und Zacken der Coeur d'Allene-Berge, als ſei hier die eigentliche Heimath des wundervollen Phänomens.

Bis zum Eindringen der Eiſenbahn in dieſe Regionen war der große Pend d'Oreille Wald mit ſeinen endloſen Dickichten von ſtolzeſten Douglaß-Tannen, Cypreſſen, Pinien, Cedern und Tamarack-Bäumen ein durchaus jungfräuliches Gebiet. Die alte „Mullan Road", welche von Nordweſt-Montana quer durch Nord-Idaho nach Waſhington hinüberführte und dieſes Gebiet berührte, war der alljährlichen großen Frühlings- und Sommerfluthen in den Bergſtrömen und Bergſeen halber ſelten vor Mitte Juli paſſirbar, und verſchneite in ihren höheren Strecken ſchon vier Monate danach aufs Neue. Was ſich aber von Trappern, Fallenſtellern, Jägern und ſonſtigen weltverlorenen Pionier- und Hinterwalds-Exiſtenzen ſchon früher von Canada und den Poſten der Hudſonbay-Compagnie aus bis hierher vorgeſchoben hatte, war zu vereinzelt, als daß es auf den Namen einer weißen Beſiedlung hätte Anſpruch erheben können. Um ſo unbeſchränkter herrſchte dafür der Indianer: die Flatheads, Nezpercés, Cootenays (Courtnez?), Piegans u. ſ. w., deren größter Theil ſich heute auf der ihnen von der Regierung eingeräumten, anderthalb Millionen Acres um-

faſſenden Flathead-Reſervation zwiſchen den Bitter Root Mountains und den Felſengebirgen niedergelaſſen hat, und hier auf dem herrlichſten Ackerboden des ganzen weſtlichen Montana erfreuliche Farm- und Viehzucht-Reſultate erzielt. Aber ſelbſt dieſe vom großen weißen Vater in Waſhington gewährleiſteten Indianer-Heimſtätten ſind vor dem heranſchnaubenden Dampfroß nicht gefeiter geweſen, als die Waldjungfräulichkeit des Lake Pend d'Oreille. Mitten durch ihre Reſervation hindurch haben ſie das der Nord-Pacificbahn zuſtehende Wegerecht abtreten müſſen. Allerdings nicht umſonſt, — nachdem ſie im erſten Athem eine Million Dollars dafür gefordert, erklärten ſie ſich im zweiten mit fünfzehntauſend zufrieden. Sollten ſie freilich fortfahren mit ihren weißen Vettern ſo ausgezeichnete Geſchäfte zu machen, dann wird ſehr bald die ganze herrliche Flathead-Reſervation den Weg alles Indianiſchen gegangen ſein.

Wenige Meilen weiterhin und die Eiſenbahn ſelbſt ſteigt aus ihrem ſandigen Niederungsſtreifen auf das ſchon heute als Ackerland berühmte Plateau des Spokane empor, welches in Cheney und Spokane Falls zwei heranblühende Hauptſtädte beſitzt, deren letztere zugleich in den Fällen des dem Columbia zuſtrömenden Spokane-Fluſſes eine Waſſerkraft beſitzt, welche in jeder Beziehung den Vergleich mit dem berühmten Miſſiſſippi-Fall von Minneapolis aushält. Im großen Ganzen iſt kaum anzunehmen, daß ſich Montana und Idaho jemals einer beſonders dichten Beſiedlung erfreuen, oder daß die beiden Territorien auch nur annähernd ſo ſchnell der Kultur erſchloſſen werden, wie ſeinerzeit Kanſas und Jowa. — In Montana und Idaho (ſprich Eidahoh) ſchlagen die Wogen der von Oſt und Weſt vordringenden Cultur zuſammen, denn während wir bisher in den Prairieſtaaten nur von aus dem Oſten kommenden Anſiedlern ſprechen konnten, gelangen wir in Idaho bereits in den Bereich der Cultur des ſtillen Oceans. In Oregon und Waſhington trafen wir auf zahlreiche Familien, welche im Begriffe waren nach Oſten zu wandern, um ſich im Thale des Columbia oder am Weſtabhange der Felſengebirge anzuſiedeln. Aber das einen großen Theil von Idaho und Montana umfaſſende Gebiet der Felſengebirge ſelbſt wird für lange Jahre hinaus aller geregelten Cultur bar bleiben müſſen, und mit ſeinen in Colorado, Neu-Mexico und Arizona gelegenen Fortſetzungen die natürliche Scheide der atlantiſchen und pacifiſchen Cultur bilden. Dieſer von Nord nach Süd laufende, von zweihundert bis gegen tauſend Meilen breite Hochlandsgürtel wird Dank ſeiner Wildheit und Rauheit ſtets ein Gebiet der Jäger, Trapper, Holzfäller und Goldſucher bleiben. Deshalb entwickelt ſich auch das Territorium Idaho, in welchem die Waſſerſcheide der beiden Ozeane gelegen, nur äußerſt langſam. Die Ströme, welche es durchziehen, haben keine breiten fruchtbaren Thäler, ſondern nur tiefe Cañons, und das Hochland iſt für den Ackerbau zu waſſerarm. Nur der ſchmale nördlichſte Theil von Idaho, der ſich wie ein Keil zwiſchen Montana und Waſhington einſchiebt, und von der Nord-Pacific-Bahn durchſchnitten wird, enthält ausgedehnte, ergiebigem Ackerbaues fähige Strecken.

3. Der Columbia und sein Stromgebiet. *)

„Wen die Götter lieben, den lassen sie nicht zu alt werden", sagt das Sprichwort. Ziemlich von der gleichen Länge, sterben Rhein und Columbia, der Rhein Amerikas, wie verschieden auch ihr Sterben an sich sei, — jenen ereilt es im Sande, dieser geht als kleines Meer im Ocean unter, — in verhältnißmäßiger Jugend. Geboren in der hohen eisigen Alpenlandschaft der Felsengebirge stürzt der Columbia in schäumenden Cascaden und brausenden Katarakten von den rauhen Höhen hinab in die herrlichen engen Flußthäler der großen Hochebene des Innern. Bald ein wenig zögernd, inmitten blumenreicher Wiesen, oder breiter, dürrer Salbeiwüsten, bald mit rasender Schnelligkeit und lautem Tosen durch die Engpässe der Gebirgsketten, welche seinen Weg zu verlegen suchen, jagend, eilt er dahin, der Berge wilder Sohn. Voll Jugendfrische und froher Wanderlust eilt er die terrassenartigen Abhänge des Plateau's hinab, kokettirt mit den Bäumen auf den malerischen Felsen, weckt das tausendstimmige Echo der tiefen dunkeln Gebirgsschluchten durch sein Brausen und Donnern, reißt alle kleinern und größern Bäche und Ströme in seinem Ungestüm mit sich fort, um endlich in der Fülle seiner Kraft jählings unterzugehen in den Fluthen des stillen Oceans. Das Alter mit seinem träge dahin schleichenden Leben durch flache prosaische Ebenen, fieberhauchende Sümpfe, labyrinthische Deltas und öde Sanddünen lernt dieser Rhein nie kennen.

In seinem Oberlaufe vorzugsweise nach Süden gewendet, durchströmt er nach der Aufnahme seines schönsten Nebenflusses, des Clarks Fork, im weiten nordsüdlichen Bogen das Territorium Washington von der canadischen Grenze bis zu jener Oregons.

Hier trifft er mit dem von Osten herankommenden Snake River zusammen, um mit ihm zur Strom-Majestät des pacifischen Gebiets vereinigt und als solche auf nahezu dreihundert Meilen die Scheidelinie zwischen Washington Territorium und Oregon bildend, westwärts dem Ocean zuzuströmen.

Wie der Columbia der Hauptstrom, und sein Thal der wichtigste und fruchtbarste Theil von Washington ist, ebenso innig ist der Snake oder Shoshonefluß mit dem Territorium Idaho verflochten, dessen Stromgebiet das letztere bildet. Dem Yellowstone-Park entspringend, wälzt sich der ansehnliche Strom zuweilen von dunklen Basaltwänden eingefaßt, durch das endlose Wüstenland Süd-Idahos eine Anzahl Schnellen und Fälle bildend, von denen der große Shoshone-Fall in einer Breite von 1500 Fuß und einer Höhe von 200 Fuß wohl einer der bedeutendsten Fälle

*) Newyorker Belletristisches Journal.

der Erde ist, und was Massenhaftigkeit anbelangt, vielleicht nur dem Niagara nachsteht.

Nahe der Einmündung des Snake River in den Columbia lenkt auch die Nord-Pacific-Bahn in das Thal des letzteren ein, um den Strom auf seinem ganzen Unterlaufe bis Portland, der Hauptstadt von Oregon, auf dem südlichen Ufer zu begleiten.

Ungefähr zweihundert und fünfzig Meilen oberhalb der Mündung, bereits zum breiten, mächtigen Strome angeschwollen, verläßt der Columbia die flachen, sandigen, salbeibedeckten Ebenen des Umatilla und stürzt sich in unvergleichlichem Engpaß durch das Cascaden-Gebirge. Von Meile zu Meile erheben sich höher, schroffer und wilder die düstern Basaltufer und die kahlen baumlosen Berge. Reißend eilen die grünen Gewässer durch die zahlreichen Strom-Schnellen an der Mündung des John Day-Flusses und brechen sich schäumend an den schwarzen Felsen, welche vereinzelt im Strombette stehen. Eine Meile unterhalb Celilo stürzt der Strom mit donnerähnlichem Brausen über eine zwanzig Fuß hohe Felskante. Bei hohem Wasserstande verschwinden diese Fälle und nur eine ununterbrochene Stromschnelle bleibt, über welche zuweilen verwegene Schiffer die leicht gebauten Dampfböte lenken. Mit voller Dampfkraft, getragen von den eilenden Wogen, schießt dann der schlanke Schiffsbau mit rasender Geschwindigkeit durch das kochende, sprudelnde Element, — und wehe dem kühnen Schiffer mit seinem Fahrzeuge wenn etwas eintritt, welches die Lenkbarkeit des Bootes hindert!

Das Flußbett erweitert sich jetzt zu einem See ähnlichen Becken. Am linken Ufer stehen drohend die tausend Fuß hohen düstern, senkrechten Felsenwände des Cap Horn, an deren Fuß ein scharfer Wind breite Flächen leichten weißen Sandes zu haushohen Bänken anhäuft. Dann verengt sich plötzlich das Becken. Der gewaltige Strom ist gezwungen, durch eine steinwurfbreite tiefe Schlucht sich hindurchzuzwängen. Schwindel erfaßt den Beobachter des gewaltigen Schauspiels, wenn er die brodelnden, gischtaufwerfenden, wirbelnden Fluthen ohne Rast und Halt dahinschießen sieht. Hier war vor Jahren ein Lieblingsrendezvous der Indianer. Hier zogen sie her zur Fischzeit von fernen Gegenden, um den Lachs zu spießen, während er sich mühsam gegen die Strömung aufwärts drängte. Hier lagerten sie zu Hunderten und Tausenden. Die Männer trieben Fischfang, hielten Wettrennen oder spielten, während die Frauen in rauchigen, übelriechenden Wigwams Mahlzeiten bereiteten, den Lachs reinigten, oder auf Schnüren gezogen in der Sonne zum Trocknen aufhängten. Etwas unterhalb der Enge, oder „the dalles," erweitert sich der Fluß und mehrere kleine, kahle, scharfe Felsen-Eilande ragen hervor. Hier sind die Begräbnißstellen des rothen Mannes. In niedrigen, aus Schilf, Gestrüpp und Brettern gebauten Hütten, liegen die in Decken, Häuten und Matten, wie Mumien eingewickelten, aufeinander geschichteten Todten. Speisen, Waffen, Geräthe und auch

Spielzeug ſind den Dahingeſchiedenen auf der weiten Reiſe nach den ewigen Jagdgründen mitgegeben. Unweit davon, an den ſteilen Felswänden, finden ſich die Spuren einer entſchwundenen Halbkultur. Zahlreiche Hieroglyphen in weißer, gelber, rother und blauer Farbe, Sonne, Mond, Sterne, Waffen, Geräthe, Menſchen, Thiere u. ſ. w. darſtellend, geben Zeugniß von den Verſuchen dahingegangener Generationen, ihre Ideen bildlich darzuſtellen. Nahebei, im Sande halb verſteckt, liegen einige Steinplatten, in denen Menſchengeſichte mit großen Ohren und Hörnern eingegraben ſind. Der matte Flüſterton einer halbverklungenen Sage ſagt uns, daß ein Sonnenſohn den Columbia heraufkam, hier ſeinen Wohnſitz aufſchlug, einen Tempel baute, durch Eroberung einen großen Staat gründete und während ſeiner Regierung jene Felſen mit den Symbolen zeichnete. Waren es Aſiaten oder Azteken, welche vom Sturm verſchlagen, den Columbia erreichten und hier temporär das Licht ihrer höheren Kultur aufflackern ließen, das bald wieder in der Nacht des Barbarenthums erſticken ſollte? Die Denkmäler ſowie die Sage vom Sonnengott, deuten auf die unglücklichen Ureinwohner des Montezumareiches.*)

Einige Meilen weiter, und der Fluß fließt wieder in gefaßter Ruhe dahin. Links, im Grün von Obſt- und Schattenbäumen verſteckt, liegt das freundliche Städtchen, The Dalles, rechts die kahlen Vorberge der Cascaden und vor uns die bewaldeten, ſich über einander thürmenden Berge der Cascaden-Kette. Durch dieſes Gebirge, faſt rechtwinklig mit der Achſe deſſelben, hat der Columbia ſich ſeinen Weg gebahnt. Zu beiden Seiten dieſes Paſſes ſtehen die elf- bis zwölftauſend Fuß hohen, mit ewigen Schneefeldern und Gletſchern bedeckten Berge, Hood und Adams, wie ernſte Schildwachen.

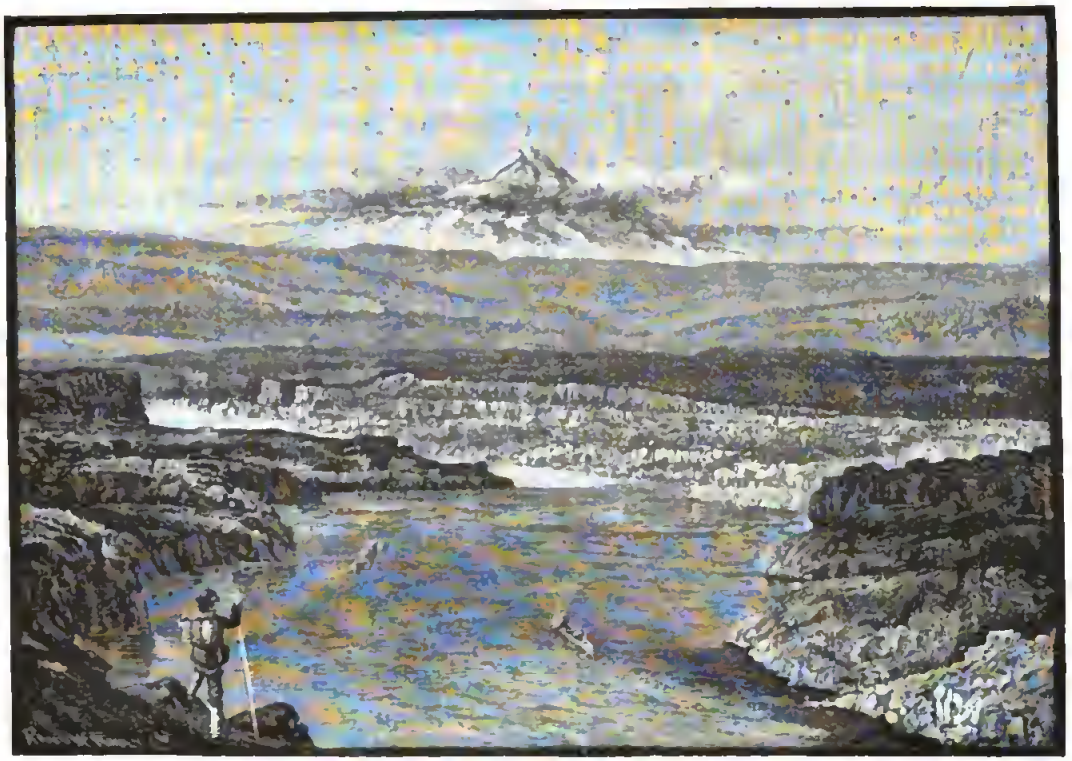
Auf elegant ausgerüſtetem Dampfboote gleiten wir von hier den Columbia hinab. Schon umgeben uns die mit dichter werdendem Wald bedeckten zweitauſend Fuß hohen Ufer-Berge. Eichen, Tannen, Fichten und Ahorn bekleiden die ſteilen Abhänge, während die kleinen Inſeln und die niedrigen Ufer mit dem friſchen Grün der Balſampappel geſchmückt ſind. Faſt überall treten die ſteilen Gebirgsmaſſen unmittelbar an den eine Meile breiten Fluß. Hier und dort ſind kleine Niederungen von einigen hundert bis tauſend Acres, mit grünen Wieſen, goldenen Aehrenfeldern und weißen Farmhäuſern, welche anmuthig aus Obſtgärten und Weinbergen hervorlugen. Ungefähr fünfundzwanzig Meilen unterhalb The Dalles erweitert ſich das Thal. Das ſanft anſteigende Plateau des Hood-River eröffnet ſich unſern Blicken nach links, und darüber hinaus, über Eichenhaine, Fichtenwälder, Getreidefelder, Obſtgärten und liebliche Wohnſitze ragt in ſtrahlender Majeſtät die Eispyramide des Mount Hood. Rechts bricht plötzlich aus dunkler, tiefer Schlucht der White Salmon

---

*) Henry F. Sucksdorf.

Fluß, deſſen kalte, ſchäumende Fluthen von den Gletſchern des Mount Adams dem Columbia zueilen. Ein Einſchnitt im Gebirge zeigt uns auf einen Augenblick den weißen, gewölbten Scheitel dieſes Bergkoloſſes.

Von hier abwärts nimmt die Großartigkeit der Scenerie zu. Bis zu einer Höhe von fünftauſend Fuß ſteigen die dicht bewaldeten Berge empor. Ueberhängende Felſen; hohe ſenkrechte Wände, tiefe Schluchten; ſchräge, mit Geröll bedeckte Abhänge; ſcharfe Vorſprünge und Zacken; tiefe Rinnen und eine Anzahl Waſſerfälle, welche



Oregon: Der Columbiafluß und Mount Hood.

über ſchwarze Felſenkanten plätſchern oder herunterrieſeln, — dies Alles und noch mehr zieht in allen möglichen Formen, Geſtalten und Farben an dem bewundernden Auge vorüber. Wo nur ein Spalt, eine Ritze, ein Vorſprung dem ſich anſammelnden Erdreich einen Halt bot, hat ein Strauch, ein Baum Poſto gefaßt und treibt ſeine Wurzeln wie eiſerne Keile in die zerklüfteten Baſalt-Felſen. Die Ueppigkeit der Pflanzenwelt iſt hier überhaupt erſtaunlich. Wir haben die Grenze paſſirt, welche klimatiſch die trockene, holzarme Ebene des mittleren Columbia von den Küſtengebieten trennt. Wir ſind in dem Bereich des lauen Paſſatwindes, der aus Südweſt

ſeine Feuchtigkeit uns zuführt, um dieſelbe in der kühlen Luft des Hochgebirges als beſtändige Niederſchläge in Geſtalt von befruchtenden Nebeln, Regen und Schnee fallen zu laſſen. Ueberall, — auf den ſturmgepeitſchten Wipfeln, wo alle Aeſte nach Oſten gebogen ſind; auf den ſchroffen Gehängen, in den finſteren Schluchten, ſelbſt da, wo im ewigen Schatten des Gebirges ein Erdrutſch, ſeit Jahrhunderten nicht aufgethaute Schneebänke mit Kies und Geröll bedeckt ſind, — ſproſſen und grünen rieſige Nadelwälder und dichtes Unterholz.

Bei den oberen Cascaden angelangt, nehmen wir die ſechs Meilen lange Eiſenbahn nach den unteren Cascaden, um die reißenden Stromſchnellen zu umgehen. Ein Schiffskanal wird hier gebaut, doch dürfte es anſcheinend noch lange dauern, bis eine ununterbrochene Schifffahrt auf dem Columbia hergeſtellt iſt. Bis dahin wird eine Eiſenbahn-Geſellſchaft von den Reiſenden, Kaufleuten und Producenten exorbitante Zölle für die Paſſirung des Engpaſſes fordern, gerade ſo, wie im Mittelalter der grimmige Raubritter es machte. Andere Zeiten, andere Methoden, — nur das Princip, nach welchem der Stärkere den Schwächeren maßregelt, bleibt nach wie vor.

Wieder ſchwimmen wir den klaren, grünen Strom hinab. Rechts, hart am Ufer, erhebt ſich der, an der Baſis drei bis vier Acres meſſende, neunhundert Fuß hohe „Caſtle Rock" mit ſeinen ſenkrecht abfallenden Wänden. Oben auf dem platten Scheitel grünt ein Wäldchen von Douglas-Tannen. Links, am ſteilen Oregon-Ufer, erblickt man die viertauſend Fuß dicke, dunkle Baſalt-Schicht. In regelmäßigen, mächtigen, horizontalen Schichten übereinander gethürmt, liegen ſie da, die ſucceſſiv erſtarrten Fluthwellen eines Feuermeers, die beredten Zeugen der Titanenkämpfe grauer Vorzeit. Wie ſenkrecht übereinander geſtapeltes Scheitholz ſtehen die ſechskantigen Baſalt-Säulen oder bilden, von Bergbächen durchbrochen, Erſcheinungen, wie den Rieſen-Fußweg Irlands oder die Fingals-Höhle Schottlands. Aus finſterer Schlucht ſtürzt plötzlich der Multonomo-Bach über eine 800 Fuß hohe Felswand, um unten angelangt, dem nahen Columbia zuzueilen. Das ſtark durchbrochene Gebirge iſt voll von Schluchten, reißenden Bächen und zahlloſen Waſſerfällen von allen Höhen und Größen. Jetzt erhebt ſich rechts die ſenkrechte, hohe, drohende Baſaltwand „Cap Horn". Kleine Bächlein, von grünen Farrenkräutern umrauſcht, rieſeln munter herunter und verſchwinden plätſchernd im Columbia. Die unaufhörliche Brandung hat vorſpringende Felſen zu ſchlanken Pfeilern und zierlichen Zuckerhüten gedrechſelt. Etwas unterhalb, auf der andern Seite, ergießt ſich der Latourelle-Bach über einen überhängenden, vierhundert Fuß hohen Felſen in ein rundes Becken, in welchem ſich zahlreiche Bachforellen ergötzen. Wenn man unter dem Felſen hinter dem Waſſerfall ſteht, genießt man ein herrliches Schauſpiel. Wie aus den Wolken gegoſſen, ſchießt der Bach herab, löſt ſich auf in Nebel, Staub und Regenbogen, und verſchwindet ſchließlich mit ſcharfem Geziſch in dem brodelnden Keſſel.

Keine Feder, ja kaum der Pinsel des Malers vermag der überwältigenden, großartigen Pracht des Columbia-Cañons gerecht zu werden. Es ist nicht das Liebliche, das Freundliche, welches hier entzückt, — es fehlen hier dem pacifischen Rhein die Schöpfungen der Kultur, die malerischen Dörfer und Städte, die herrlichen Burgen und Ruinen, die prächtigen Villen, die reizenden Weinberge und Anlagen seines europäischen Namensvetters. Das Idyllische weicht hier bescheiden zurück, und nur die titanenhaften Formen treten mit imponirender Gewalt in den Vordergrund. Es ist echt amerikanisch, das Land der Riesen-Wasserfälle und der Riesen-Schluchten.

Endlich haben wir die flacheren Ufer des Willamette-Thales erreicht. Die Vorberge der Cascaden werden niedriger und verschwinden allmählich im bläulichen Duft, während die blendend weißen Eiskegel der Kette vor unseren Augen scheinbar höher und höher in den blauen Aether hineinragen. Träumerisch, fast noch betäubt von der Macht der gewaltigen Eindrücke, gleiten wir auf der breiten, spiegelglatten Fläche dahin, — vorbei an dem freundlichen Städtchen Vancouver; vorbei an der Mündung des Willamette; vorbei an Columbia City, St. Helen und Kalama; vorbei an den schroffen Tertiärbildungen des Küstengebirges, welches der Columbia auch durchbrechen mußte; vorbei an Dampfböten, Fischerkähnen, Dampfern und bewimpelten Schiffen nach Astoria nahe der Mündung. Hier müssen wir bleiben, — aber der Columbia eilt rastlos in ungeschwächter Kraft weiter, um jählings, ohne die Gebrechen des Alters empfunden zu haben, mit kühnem Sprunge, selbst schon ein kleines Meer, in den Schooß des größten Oceans zu versinken.

* * *

Das vom Columbia und seinen Nebenflüssen bewässerte Gebiet des „Neuen Pacifischen Nordwestens“ umfaßt, vom Stillen Ocean bis zum Hauptzuge der Felsengebirge reichend, die Gebiete von Oregon, Washington-Territorium, Nord-Idaho und West-Montana. Seine Grenze nach Norden bildet die Scheidelinie der Vereinigten Staaten und Britisch-Amerika's, nach Süden die Grenze Californiens und weiterhin die unregelmäßigen Züge der Blue-Mountains, welche sich von der Caskaden-Kette nach den Felsengebirgen hinüberwerfen und hier, als der Nordrand des einstigen amerikanischen Binnenmeeres, den fruchtbaren Pacifischen Nordwesten von den öden Hochsteppen des großen Continentalbeckens des Salzsees trennen. Alles in Allem sind das etwa 225,000 Quadratmeilen, — mehr als die Bodenfläche des ganzen Deutschen Reiches. Die Bevölkerung dieses Gebiets betrug nach der Zählung von 1880 gegen 260,000 Seelen, wird aber unter der gerade seitdem in stetigem Steigen begriffenen Einwanderungsfluth nach dem neuen Nordwesten zum Mindesten auf 300,000 angewachsen sein. Da sie sich im Jahre 1870 noch auf keine 125,000

belief, — von denen 90,000 allein auf Oregon entfielen, — ſo bietet dieſes neueſte Land der Union das Bild einer kürzlichen Bevölkerungszunahme, welche ſelbſt innerhalb des Dampf-Aufſchwungs, in welchem wir ſeit Kurzem den ganzen großen Weſten begriffen ſehen, unſer Erſtaunen erregen muß.

Oregon wurde von Napoleon I. an die Regierung der Vereinigten Staaten, damals unter Jefferſon's Präſidentſchaft, gleichzeitig mit Louiſiana verkauft. Schon damals proteſtirte England dagegen, daß dieſes nördlich von Louiſiana beginnende, noch von keines weißen Mannes Fuß gekreuzte Gebiet ſich ſo weit nach Nordweſten erſtrecken ſolle, daß daraus eine Colliſion mit ſeinen, bis zum Stillen Ocean reichenden, canadiſchen Land-Anſprüchen erwachſen möchte. Und noch gar manches Jahrzehnt hat es genommen, bis dieſe Grenzfrage ſchließlich im Jahre 1846*) unter Präſident Polk dahin geregelt wurde, daß der 49. Grad nördlicher Breite auch weſtlich von den Felſengebirgen die Scheidelinie zwiſchen Britiſch Amerika und der Union zu bilden habe. Aber nicht nur England im Norden, ſondern auch Spanien hatte, auf die erſten Entdeckungen ſeiner alten Seefahrer geſtützt, nach Weſten hin das Recht der Vereinigten Staaten beſtritten, ihren, unter dem Namen von „Oregon" einbegriffenen, franzöſiſchen Landkauf als bis zum Stillen Ocean reichend zu verſtehen. Erſt lange nachdem die Amerikaner bereits durch die Erforſchungsreiſen von Lewis und Clark und die Gründung Aſtoria's und anderer Handelspoſten am Columbia von dem Stromgebiet des letzteren faktiſch Beſitz ergriffen hatten, erſt im Jahre 1819, war von der Madrider Regierung das nordweſtliche Territorium bis zur Grenze Californiens in aller Form an die Vereinigten Staaten abgetreten worden. Und in dieſer Ausdehnung den ganzen Felſengebirgs- und paciſiſchen Nordweſten der heutigen Union umfaſſend, wurde es in einer Größe von 308,000 Quadratmeilen im Jahre 1849 als „Territorium Oregon" organiſirt. Die weiße Geſammtbevölkerung dieſes koloſſalen Landbereichs betrug damals etwas über 13,000 Seelen, die ſich faſt ausſchließlich auf das Willamette-Thal beſchränkten. Alles Uebrige, — ſowohl die endloſen Wälder des Weſtens und Nordens, wie die nicht minder endloſen Hochprairieen des Oſtens des ungeheuren Territoriums, — gehörte den Indianern, und die Wildbeute dieſer Jagdgründe ſowie die unerſchöpflichen Fiſchereien des Columbia und des Puget-Sound lieferten Hunderttauſenden genügenden Unterhalt.

Wo ſind dieſe Hunderttauſende heute hin? Die Antwort iſt hier dieſelbe, wie überall, wo der weiße Eroberer noch auf amerikaniſcher Erde in Berührung mit dem Ureinwohner derſelben gekommen iſt. Gegangen ſind ſie und vergangen, dem

*) Zum letzten Austrage wurde die Frage erſt 1872 durch die Entſcheidung des zum Schiedsrichter zwiſchen den beiden Mächten beſtellten Kaiſers von Deutſchland gebracht, der die noch immer ſtreitige Puget-Sound-Grenzlinie quer durch die San Juan da Fuca-Straße zog.

geheimnißvollen Naturgeſetze gemäß, welches hier zu walten ſcheint, und das die bloße Nähe, den bloßen Athem des Kaukaſiers zum Verderben des rothhäutigen Menſchenkindes macht! Es mag viel ſein, wenn ſich heute noch 25,000 Indianer im Oregon und Waſhington Territorium befinden. Noch vor nicht langer Zeit machten ſie den weißen Anſiedlern, namentlich öſtlich von den Cascaden-Gebirgen in den Modoc- und Nezpercès-Kriegen, genug zu ſchaffen, und faſt nirgends iſt im Munde älterer Bewohner das grauſame Wort: „Nur der todte Indianer taugt etwas!“ noch heute ſo lebendig, wie hier. Jetzt leben ſie auf „Reſervationen“, oder man trifft ſie auch gelegentlich in zigeunernden Trupps, welche an Schmutz und Verkommenheit mit den europäiſchen Pußten-Nomaden erfolgreichſt wetteifern. Aber auch an lohnenden Civiliſations-Verſuchen hat es nicht gefehlt. In den fruchtbaren Prairieen des Big Bend des Columbia, wo unter andern auch der vielgenannte Chief Moſes ſeßhaft iſt, giebt es mehr als eine erfolgreiche indianiſche Acker-Kolonie. Bei Tacoma am Puget-Sound befindet ſich eine blühende Indianer-Miſſion mit Schulen und allerlei induſtriellem Betriebe. Und endlich liefert die Indianer-Schule von Forreſt Grove bei Portland den unwiderlegbaren Beweis, daß das rechtzeitig aus ſeiner wilden Umgebung entfernte Indianer-Kind durchaus geſittungs- und bildungsfähig iſt, und dies auch bleibt, — bis es wieder in der Umgebung ſeiner Stammesgenoſſen des leicht und gern gewonnenen Kultur-Firniſſes verluſtig geht.

* * *

Die Hauptſtadt des pacifiſchen Nordweſtens und gleichzeitig auch die größte und wichtigſte Handelsſtadt ſämmtlicher weſtlich der Felſengebirge liegenden Territorien von 40° nördl. Breite bis hinauf nach Alaska iſt Portland. Vom Standpunkt des Landſchaftlichen aus iſt die Lage der Stadt von ganz ungewöhnlichem Reiz. An einem breiten gewundenen Fluß inmitten eines nicht zu weiten Wieſenthales gelegen, deſſen Ränder zu herrlich bewaldeten Hügellehnen anſteigen, ſitzt ſie ſo ſehr im Grünen drin, daß man ſie unwillkürlich die „Gartenſtadt des Pacific“ nennen möchte. Dazu als weiterer Rahmen: die Ausläufer der Küſtengebirge und die Uferberge des Columbia im Weſten, im Oſten aber das Cascadengebirge mit den in ewigem Schneepanzer in den Himmel hineinſchneidenden Landwächtern des Mount Hood im Südoſten, und des ſchimmernden Zwillingspaares Mount St. Helens und Adams im Nordoſten, — in der That, man kann in den Vereinigten Staaten lange ſuchen, bis man eine zweite Stadt findet, deren Lage das Liebliche und Romantiſche ſo glücklich verbindet, wie die junge Oregoner Hauptſtadt.

Portland liegt etwa hundert engliſche Meilen vom Ocean, und zehn Meilen vom Columbia-Strom entfernt, alſo ſozuſagen mitten im Binnenlande, iſt dabei aber doch eine See- und Hafenſtadt erſten Ranges. Portland liegt an dem das weſtliche

Oregon in nördlicher Richtung durchfließenden Willamette, zehn Meilen von der Mündung dieſes tiefen und breiten Fluſſes in den Columbia, ſo daß die großen Seeſchiffe ungehindert die Werften und Docks von Portland erreichen können. Wie überraſcht den vom Inlande Kommenden der Anblick des großartigen See- und Hafenlebens inmitten von Wald und Hügelland!

Die zur erſten oregoniſchen Einwanderung gehörenden Pioniere, welche an der Stelle, wo das heutige Portland ſteht, ihre Blockhütten errichteten, dachten wohl ſelbſt in ihren kühnſten Träumen nicht daran, daß ſie hier den Grund zu einer Stadt legten, die ſchon ſo bald eine Rolle im Weltverkehr ſpielen würde. Und als dann die Niederlaſſung im Jahre 1851 als Stadt inkorporirt wurde und bald zu wachſen begann, ausländiſche Schiffe an ihren Landungsbrücken ſah, Feuersbrünſte, Handelskriſen und andere echt großſtädtiſche Dinge erlebte, da war es plötzlich zu ſpät, ihre Lage zu ändern, und es blieb nichts Anderes übrig, als aus dem urſprünglich Verſehenen wenigſtens nachträglich das möglichſt Beſte zu machen.

Und das iſt ſeitdem auch, ſoweit es thunlich war, geſchehen. Die Stadt erſtreckt ſich nicht nur in verhältnißmäßig geringer Breite, dafür aber in ſo ausgeſprochenerer Längen-Entwickelung dem Flußufer entlang, ſondern ihr Wachsthum vollzieht ſich auch auf's Entſchiedenſte nach Norden, alſo in der Richtung nach dem Columbia hin. Und da ſie auf dieſe Weiſe bei einer heutigen Einwohnerzahl von 30,000 Seelen bereits eine Länge von nahezu drei Meilen erreicht hat, ſo liegt gar kein Grund vor, daß ſie ſich, bei dem ihr ja eigentlich jetzt erſt bevorſtehenden wirklichen Aufſchwung, in nicht gar zu ferner Zeit bis in die unmittelbare Nähe des Columbia vorangeſchoben und damit das weiſe Beiſpiel des Propheten nachgeahmt haben wird, der bekanntlich ſeinerſeits zum Berge ging, da dieſer nun einmal nicht zu ihm kommen konnte. Bezeichnend für die Zukunftsentwickelung Portland's in dieſer Richtung iſt die Thatſache, daß der eigentliche Hafen von jeher ſein äußerſtes Nordende bildet, und daß die „Northern Pacific" und „Oregon Railroad and Navigation Company" eine kleine Stadt von Werft-, Dock-, Brücken- und Bahnhof-Bauten gerade hier anlegten. Der Waſſerſtand des Willametteſluſſes iſt ſehr veränderlich, und man war deshalb in Portland bemüßigt, die Docks auf hohen Pilotenunterbauten anzulegen, welche bei niedrigem Waſſerſtand dem Hafen ein unſchönes Ausſehen geben. Dafür iſt die innere Stadt deſto impoſanter, im Charakter der Straßen und Häuſer an die beiden Portland nächſtgelegenen Großſtädte San Francisco und Minneapolis erinnernd. Die Stadt liegt auf dem ebenen Thalboden zwiſchen dem Fluß und den Bergen der Umgebung; die Straßen ſind regelmäßig und hinreichend breit. Im Geſchäftsviertel ſind die Straßen mit Granitblöcken gepflaſtert, die Häuſer ſind dort aus Backſtein oder Quadern erbaut, vier bis fünf Stockwerke hoch, und ganz von großſtädtiſchem Anſehen. Wie in San Francisco, ſo

waren auch in Portland eine Anzahl Feuersbrünste die nächste Veranlassung, an Stelle der Holzgebäude so solide Steinfronten aufzuführen, wie sie heute die dem Flusse zunächst liegenden Langstraßen zeigen. Auf ihnen befindet man sich thatsächlich auf Heerwegen des mannigfachsten Großgeschäfts, von dem ein weites, in ständlichem Aufblühen begriffenes Hinterland mit seinen Civilisationsbedürfnissen abhängt. Aber wie viel Gutes hier auch schon der gefräßige Feuerdämon gestiftet, er scheint damit seine Aufgabe noch keineswegs für vollbracht zu halten. Es ist eine in Portland selbst am Wenigsten geleugnete Thatsache, daß es keine Stadt in der Union giebt, in welcher Brände so sehr zur Tages-, beziehungsweise Nacht-Ordnung gehören, wie hier. Ein Blick auf die hier jedes übliche Maß übersteigenden Prämienansätze der Versicherungs-Gesellschaften bietet die beste Illustration dieses feurigen Nothstandes.

Wie San Francisco hat auch die jüngere pacifische Hauptstadt ihre Chinesen und das von diesen gelben Ratten des großen Westens unzertrennliche Chinesen-Viertel. Und hier wie dort hat es sich mitten im Herzen der Stadt eingenistet, nur mit dem für Portland günstigen Unterschied, daß das für letzteres bei der geringen Breite seiner langgestreckten Anlage nicht so schlimme Folgen hat, wie in dem nach allen Seiten hin gleichmäßig arrondirten Stadtweichbilde am Goldenen Thor. Aber darum ist es an sich nicht weniger überraschend, auch hier das Himmlische Reich mit allen seinen Paraphernalien plötzlich, wie einen soliden Keil mitten durch das rege und großstädtische Bild amerikanischen Stadtverkehrs und Stadttreibens, wie es gerade die beiden Hauptgeschäftsstraßen Portlands bieten, hindurchschneiden zu sehen und diesen Keil selbst durchkreuzen zu müssen, um jenseits desselben wieder aus China nach Amerika zu gelangen. Da fehlt vom chinesischen Fleisch-, Frucht- und Cigarren-Laden bis zum Josh-Tempel, von der Opium- und Spiel-Hölle bis zum Theater, das sich fast zu allen Tages- und Nachtzeiten durch seine weithin gellende und dröhnende Musik dem Publikum anzeigt, nichts, dessen John Chinaman bedarf, um sich auf amerikanischem Boden ganz „bei sich" zu fühlen. Vor allen Dingen ist es die letztgenannte dieser mongolischen Institutionen, deren künstlerische Genüsse der auswandernde Sohn des Reiches der Mitte bekanntlich mit derselben Gewissenhaftigkeit überall mit hinnimmt, wie seine schmutzigen Schlafstätten und seine Opiumfreuden, auf welche die Portlander Chinesen besonders stolz sind.

---

4. Längs der Westküste des Continents.

Die Entfernung vom Goldenen Thor nach der Columbia-Mündung beträgt über See fünfhundert und fünfzig Meilen. Sie wird von den Dampfern der mit der Nord-Pacificbahn administrativ verbundenen „Oregon Railway and Navigation

Company“ in zwei Tagen zurückgelegt. Die Fahrt bis Portland, welche in einer Länge von weiteren hundertundzehn Meilen erſt den Columbia, ſodann eine kleine Strecke den dem letzteren von Süden her zuſtrömenden Willamette hinauf auf denſelben Dampfern zurückgelegt wird, nimmt einen anderen halben Tag in Anſpruch. Obſchon die ununterbrochene Eiſenbahnverbindung zwiſchen San Francisco und Portland bereits hergeſtellt iſt, ſo wird ein großer Theil des Verkehrs zwiſchen dieſen beiden

Anſichten aus Alaska.

wichtigſten pacifiſchen Handelsplätzen noch immer durch die Dampfer-Flotille der genannten Compagnie beſorgt. Dieſelben gehen neuerdings regelmäßig alle vier Tage von den beiden Hafenplätzen ab. Außerdem unterhält die Compagnie eine regelmäßige Dampfer-Verbindung zwiſchen San Francisco und dem Puget Sound und in den Sommermonaten auch eine ſolche mit Sitka, der Hauptſtadt Alaskas, welches, wie hier gleich bemerkt ſei, durchaus nicht der in ewigem Schnee und Eis

Gebirgs-Scenerie in Britiſch Columbien.

vergrabene arktiſche Platz iſt, als welchen unſre Phantaſie ſich es häufig vorzuſtellen liebt. Die Landverbindung zwiſchen dem Columbia und dem Sacramento bildet in ihrer Vollendung eine der intereſſanteſten Bauten des an anziehenden Bahnlinien ohnehin ſchon jetzt ſo reichen paciſiſchen Weſtens. In zwei der geſegnetſten Flußthälern, dem des Willamette, und, ſüdlich von der Waſſerſcheide des Shaſta Bergrieſen, in jenem des Sacramento hinführend, mit dem ſteten Ausblick auf die Kaskaden-Kette und die ſie ſüdwärts fortſetzende Sierra Nevada, wird dieſe Bahn nicht nur die große Verkehrs-Pulsader eines der herrlichſten Kulturländer des nordamerikaniſchen Kontinents, ſondern auch einen wahren Heerweg des Genuſſes für den Vergnügungsreiſenden bilden.

Aber auch die Ocean-Reiſe bietet dem Letzteren gar Manches, was nicht jede Meerfahrt zu bieten vermag. Ihre verhältnißmäßige Kürze und die in jeder Beziehung vortrefflichen und zuverläſſigen Dampfer, auf denen ſie zurückgelegt wird, machen es allein ſchon zu einer im Leben jedes Touriſten intereſſanten Periode, auch einmal den Stillen Ocean befahren zu haben, der freilich nicht immer dieſen Namen verdient. Aus dem von allerhand Befeſtigungen, Leuchtthürmen und ſonſtigen Hafenbauten flankirten Goldenen Thor herausdampfend, ſieht man zur Linken die aus den Fluthen ragenden Klippen, auf denen die berühmten Mündel und Pfleglinge der San Franciscaner, die Seelöwen des Cliff Houſe, ihr wunderliches Weſen treiben. Gerade aus, in weiter Ferne, dämmern die Felſen-Inſeln der Farallones, oft nur gleich hellblauen Flecken über der dunkelblauen Meerfläche. Zur Rechten gegen Norden aber ſteigen jene braunen, in ihrer ſtellenweiſen Jähheit wie zur Anlage eines amerikaniſchen Gibraltar auffordernden Felſen des nördlichen Thorpfeilers des Goldenen Thores auf, um welche der Dampfer in vorſichtigem Bogen herum gleitet, um das Fahrwaſſer des offenen Oceans zu gewinnen. Eine halbe Stunde noch, und auf des letzteren bewegten Fluthen beginnt er die nordwärts gerichtete eigentliche Meerfahrt. Wie ein ununterbrochener ſtarrer Gebirgswall bleibt ihm die Küſtenkette zur Rechten. Keine Einbuchtung, keine Lücke, — obgleich es deren an einigen Stellen giebt, — vermag das Auge von Bord des Dampfers aus in dieſer geſchloſſenen Bergmauer zu entdecken. Keine Ortſchaften, keine auch noch ſo dürftigen Kultur-Anlagen erſcheinen am Strande. Hie und da ein Leuchtthurm, hie und da ein Fiſcher-Anweſen, — das iſt Alles, wodurch die Hunderte von Meilen dieſer maleriſchen Küſte gelegentlich auch eine leichte Zuthat von menſchlicher Staffage bekommen, welche darauf hindeuten könnte, daß jenſeits dieſes Gebirgswalles die geſegneten Gefilde Nord-Californiens und Weſt-Oregons liegen. Es iſt, als ob eine eiferſüchtige Schöpfung dieſelben gegen den Ocean habe ſorglich abſchließen wollen. Erſt dort, wo ſich der Columbia ſeinen Weg durch dieſe ununterbrochene Ufermauer erzwungen, öffnet ſich zum erſten Mal der feſt geſchloſſene Küſtengebirgs-Zug, um zwiſchen weit

aufgeworfenen Berg- und Felſen-Thorflügeln diesſeits der ſchäumenden Barre dem König der paciſiſchen Ströme auch eine wahrhaft königliche Mündungs-Breite freizulaſſen.

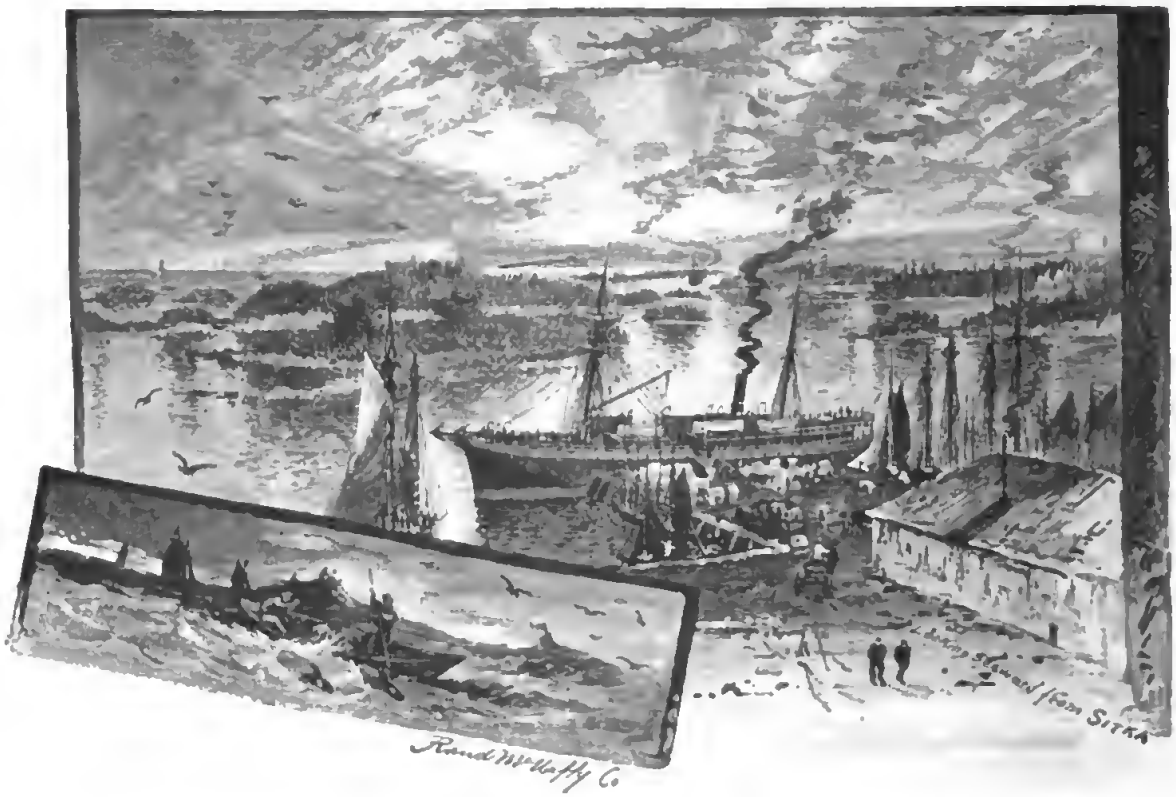
Ein großartigeres und zugleich anmuthigeres Fluß-Panorama, als das der Einfahrt in den Columbia, iſt nicht leicht zu erdenken. Berge, bis zur vollen Gebirgshöhe anſteigend, auf allen Seiten. Die beiden äußerſten Vorgebirge, Cap Hancock im Norden und Tillamock Head im Süden, etwa zehn Meilen von einander entfernt. Zwiſchen ihnen, durch lange Kämme weißen Schaumes angezeigt, die Linie der gerade bei dieſem Fluß ſo ſehr gefürchteten Barre. Hinter ihnen und den übrigen unmittelbaren Uferbergen und Uferfelſen höheres Gebirge mit mächtigen Rücken und Kämmen, über welche hinweg von Süden her der täuſchend einem gigantiſchen mexikaniſchen Sattel ähnliche Saddle Mountain aus einer Höhe von 7000 Fuß herübergrüßt. Alle dieſe Berge, Bergrücken und Bergabhänge aber, mit einem Wort, dieſes ganze Berg- und Gebirgsland, durch welches der meerſundbreite Strom ſich hier ſeinen Weg erzwungen hat, iſt mit endloſen dichten Waldungen bedeckt, welche ſich nach der Seeſeite zu bis in die Brandung, an den Ufern des Fluſſes bis in die Waſſer deſſelben hinunterſchieben. Das Ganze ein Wald- und Bergſtrom von ſolcher Herrlichkeit und Majeſtät, wie ihn die gemäßigte Zone unſeres Erdballs kaum zum zweiten Male aufweiſt!

Wir haben dem Willamette und der an ſeinen Ufern hingelagerten Hauptſtadt von Oregon, Portland, bereits unſeren Beſuch abgeſtattet und wollen nun per Eiſenbahn und Dampfer einen Ausflug nach dem herrlichen Puget Sound unternehmen.

Von dieſer im Ganzen etwa zweihundertundfünfzig Meilen betragenden Fahrt wird das erſte Drittel, von Portland bis Kalama am Columbia, per Dampfer; das zweite, von Kalama bis nach dem an der Spitze des ſüdlichſten Fjordes des Puget Sound liegenden Takoma, auf der älteſten paciſiſchen Strecke der Nord-Pacificbahn; der Reſt endlich, von Takoma nach Victoria auf Vancouver wieder per Dampfer zurückgelegt. Jede dieſer drei Arten der Reiſe hat ihre beſonderen Reize und Schönheiten, die in der Erhabenheit der Waſſer-, Wald-, Hügel- und Hochgebirgs-Scenerien des Puget Sounds ihren krönenden Abſchluß finden.

Die erſte von ihnen, die Fahrt auf dem Columbia in der Wald- und Hügel-Herrlichkeit ſeines unteren Laufes benutzen wir dieſes Mal nur dazu, um im Vorüberdampfen einen Blick auf die weltberühmte Lachsinduſtrie dieſes Fluſſes zu werfen, der man allerdings nach den keineswegs ſehr eleganten, oft nur eben auf nothdürftigem Pfahlwerk zwiſchen den Fluß und das unmittelbar von ihm aufſteigende Ufer eingeklemmten Etabliſſements, den ſogenannten „Canneries", zu urtheilen, dieſe Weltberühmtheit kaum anſehen würde. Aber Zahlen beweiſen nun einmal mehr in dieſen materiellen Tagen, als maleriſche Arrangements und imponirende Aeußerlichkeiten,

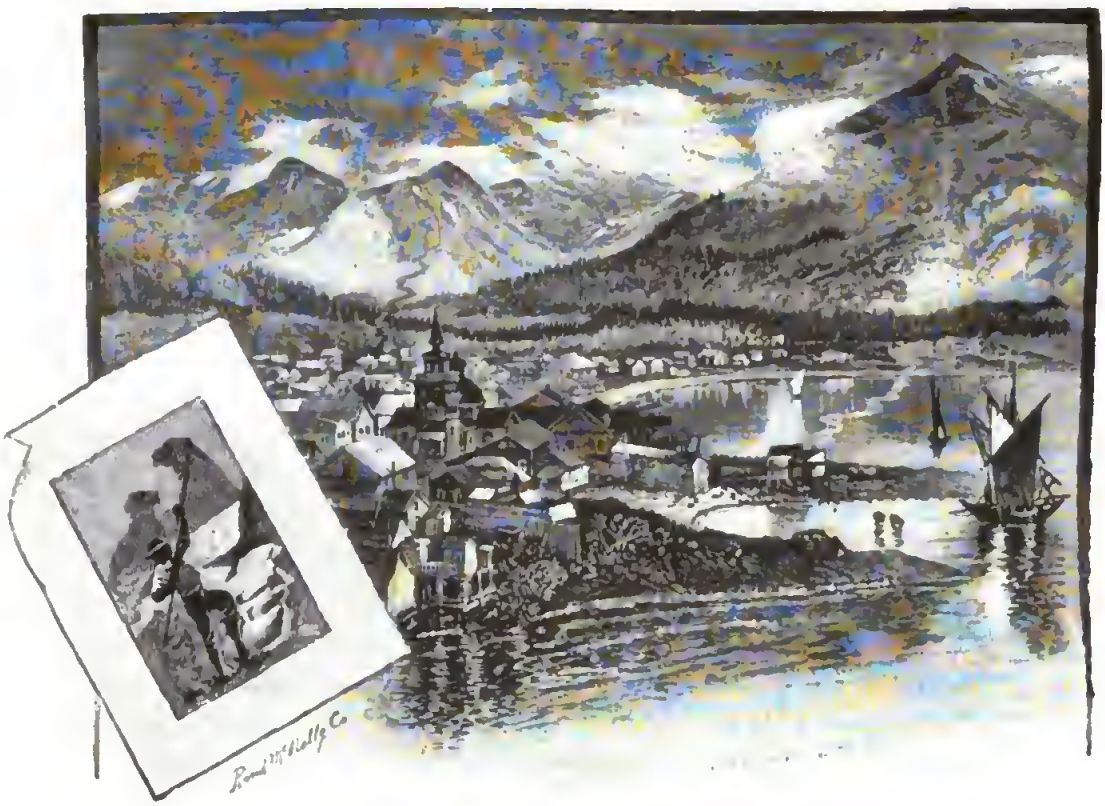
und ſo wird man auch aus den nachſtehenden ſtatiſtiſchen Angaben neueſten Datums über die große Lachs-Induſtrie des Columbia einen ungleich beſſeren Begriff von derſelben gewinnen, als aus dem erfolgreichſten Verſuch, die Lachs-Packereien mit ihrer chineſiſchen Arbeiter-Staffage zu beſchreiben. Die von der Mündung des Columbia, wo die Lachsinduſtrie in Aſtoria ihren naturgemäßen Mittelpunkt hat, bis zu den Kascaden und den Dalles, vom 1. April bis zum 31. Juli jedes Jahres mit dem Fang des werthvollen Fiſches beſchäftigten Boote wurden 1883 auf dreizehn-



Der Hafen von Sitka, Alaska.

hundert, das in der Ausrüſtung an Netzen und ſonſtigen Geräthen angelegte Capital auf eine und drei Viertel Millionen Dollars beziffert. Die Zahl der „Canneries" ſelbſt, in denen die gefangenen Fiſche zertheilt, präparirt und dann in den bekannten Blechbüchſen geſotten, verlöthet und endlich dutzendweiſe in Kiſten verpackt zum Verſand fertig geſtellt werden, betrug einundſechzig. Das von ihnen aber verfrachtete geſammte Campagne-Ergebniß belief ſich auf 530,651 Kiſten im Geſammtwerth von 2,800,000 Dollar. Wenn man bedenkt, daß dieſe Induſtrie erſt etwa ſeit ſieben bis

acht Jahren beſteht, — ſo wird man ſich angeſichts ſolcher Zahlen eines gerechten Staunens nicht enthalten können. Freilich geht mit dem Staunen auch hier die nun einmal in Amerika auf keinem Gebiet der gewerbsmäßigen Naturausbeutung zu unterdrückende Sorge ob der damit verknüpften Verwüſtung Hand in Hand. Und in der That hatte ſich Ende der ſiebziger Jahre eine ſo bedenkliche Verminderung der alljährlich zur Erledigung ihrer Laichverpflichtungen vom Ocean in den Columbia einwandernden Lachs-Heerſchaaren bemerklich gemacht, daß ſelbſt die Behörden



Seattle, die Hauptſtadt des Waſhington-Territoriums.

von Oregon von dieſer Sorge ergriffen wurden. Es wurde eine auf vier Monate beſchränkte Fangzeit feſt geſetzt; gewiſſe Fangmethoden, durch welche die zwei- und dreifache Anzahl der zu verwendenden Fiſche zwecklos getödtet ward, wurden verboten, und noch andere Maßregeln zum Schutz und zur Förderung der Lachs-Induſtrie ergriffen.

Bei Kalama auf dem rechten Columbia-Ufer betreten wir den Boden des Territoriums Waſhington. Hier, wenn irgendwo im Bereich der Vereinigten Staaten,

wird man im Lauf der nächſten zehn Jahre ſehen und ſtudiren können, was die Worte „amerikaniſches Wachsthum“ und „amerikaniſche Entwickelung“ zu bedeuten haben. Bis zu einem gewiſſen Grade kann man es freilich ſchon jetzt. Als es 1853 mit Idaho zuſammen als ein großes eigenes Territorium von Oregon abgetrennt wurde, hatte es auf etwa 120 000 Quadratmeilen 3965 zählbare weiße Einwohner. In ſeiner heutigen Größe von 64 994 Quadratmeilen hatte es deren nach dem Cenſus von 1880: 75 120, iſt es mithin unter Zurechnung der ſeitdem erfolgten neuen Zuwanderung längſt zur „Verſtaatlichung“ von Congreſſes Gnaden reif geworden.

Die Eiſenbahnfahrt von Kalama nach Takoma führt den Reiſenden direkt nordwärts, ſo daß er beſtändig das Kascaden-Gebirge mit ſeinen waldigen Langkämmen, aus denen von Zeit zu Zeit die, die unvergleichliche Sonderſchönheit dieſes herrlichen Gebirges bildenden, mit ewigem Schnee gepanzerten alten Rieſenvulkane aufragen, zu ſeiner Rechten hat. Kann er beim Beſteigen der Bahn in Kalama, halb rückwärts gewendet, noch den Mount Hood wie einen blendenden Eiskegel an dem blauen Horizont, und mehr zu ſeiner unmittelbaren Seite das ſchneeige Zwillings-Paar des Mount Adams und Mount St. Helens über die ſie umgebende Wald- und Gebirgswelt aufragen ſehen, ſo tritt ſchon nach wenigen Meilen der herrlichſte von allen, der ſcheinbar aus der Tiefebene ſelbſt, wie ein blendender Eiszacken, zu ſeiner vollen Montblanc-Höhe aufſchießende Mount Reynier in ſeinen Geſichtskreis, um nicht wieder daraus zu verſchwinden. Wie der unerſchütterliche Wächter dieſes ganzen Wald- und Seegebiets erhebt er ſein ſtolzes Haupt über den Puget-Sound. Man meint, dieſen letzteren auf flüchtigem Dampfer befahrend, der Berggigant ſtände unmittelbar an dem letzten Ausläufer desjenigen ſeiner Fjorde, in den man gerade hineinblickt. Und doch beträgt ſeine geringſte Entfernung von irgend einem Uferpunkt volle ſechzig Meilen! Dieſe Fjorde ſelbſt aber in ihren hundertzackigen, von den couliſſenartig in die grüne Meeresfluth hinein ragenden Tannenwaldungen eingefaßten Ausläufern zu ſchildern, das muß füglich dem Maler überlaſſen werden, vorausgeſetzt, daß er über einen Proteus-Pinſel verfügt, der die proteiſch-wechſelnde Bilderfülle, durch welche uns der in Takoma wieder beſtiegene Dampfer auf der Schlußfahrt bis Victoria hindurchführt, feſtzubannen vermag.

Nicht lange, und zum Mont Reynier in ſeiner unberührbaren Majeſtät geſellt ſich weiter nordwärts der ihm gleiche Mount Baker. Im Weſten aber, an der Küſte des Oceans, ſteigen die Küſtengebirge plötzlich zu der achttauſend Fuß hohen Olympic-Kette auf, welche, von der Mitte des September an mit Schnee bedeckt, kaum noch des allabendlichen Alpenglühens bedürfte, um alle Zauber der europäiſchen Schweiz hier im äußerſten amerikaniſchen Weſten wieder lebendig zu machen. Und dazu an den Ufern des Sound und ſeiner Ausläufer ſelbſt zahlloſe Sägemühlen,

aufblühende Städte, Eiſenbahnlinien und Dampferdépôts, — fürwahr, wer hier, inmitten der herrlichſten Natur, nicht auch zugleich den vollſten Werde-Puls amerikaniſcher Civiliſations-Eroberung fühlt, und unter den Schlägen deſſelben dieſe große Natur nur noch größer findet, als ſie es ohnehin iſt: dem wurde einfach der Sinn für Beides, für Natur- und Menſchen-Schöpfung zugleich, verſagt!

Seinen höchſten und unvergleichlichſten Reichthum beſitzt dieſer neue Pacifiſche Nordweſten entſchieden in ſeinen Holzſchätzen. In Oregon dehnen ſich öſtlich und weſtlich des Kaskaden-Gebirges, vornehmlich aber in dem eigentlichen pacifiſchen Gebiet des Staates, Waldungen hin, welche noch nie der Fuß des Pioniers, Holzfällers, Jägers oder Fallenſtellers gekreuzt. Ueberall iſt hier, wie auch an den Nordabhängen der Blue-Mountains, der Ueberfluß an brauchbarem Nutzholz, vor allen Dingen an der herrlichen Waldkönigin des pacifiſchen Nordweſtens, der Douglaß-Tanne, ſo groß, daß noch auf Jahrzehnte hinaus von hier aus drei und vier Mal ſo große, aber holzarme Gebiete mit dieſem unerläßlichen Geſchenk der Pflanzenwelt verſorgt werden könnten. Und doch beginnt das eigentliche Waldparadies erſt nördlich vom Columbia im Waſhington-Territorium, wo es ſich von den Küſtengebirgen über die Kascadenkette hinweg bis zu den hier die Felſengebirge flankirenden Bitter root Mountains erſtreckt, um Berg, Thal und Ebene in eine Urwaldfülle und Urwaldpracht zu hüllen, welche ſich am Ocean und den zackigen Fjorden des Puget-Sound bis unmittelbar in die brandende Weltmeerfluth ſelbſt hinabſchiebt. Man ſchätzt das Bauholz, welche die bis zu 200 und 250 Fuß kerzengerader Höhe aufgeſchoſſenen Rieſen dieſer Tannen-Wildniſſe liefern, auf 25 000 Fuß per Acre, und die letzte große Ländermeſſung, welche zwiſchen dem Columbia und Puget-Sound ſtattgefunden, beziffert den ganzen hier angehäuften Schatz lebendigen Holzes auf 160 000 Millionen Fuß, — eine Zahl, deren Bedeutung man ſich erſt durch einen Fachmann klar machen laſſen muß, um einen Begriff von Dem zu bekommen, was ſie vorſtellt. Das bis jetzt, d. h. in den letzten fünfunddreißig Jahren aus dieſer Holzſchatzkammer mit der Axt entnommene und in den Sägemühlen des Puget-Sound und des Columbia-Fluſſes verarbeitete Holz wird auf 2500 Millionen Fuß geſchätzt, — allerdings nur eine verſchwindende Kleinigkeit gegen jenen 160 000 Millionen Reichthum. Aber wie die amerikaniſche Civiliſation in ihrem Schaffen und Hervorbringen in wahrhaft geſpenſtiſcher Haſt voranjagt, ſo ſtürmt ſie auch als Vernichterin mit loſeſten Zügeln einher. Und wie uneinnehmbar auch noch in dieſem Augenblick die Waldbollwerke erſcheinen mögen, mit welchen die Natur hier den ganzen Nordweſten bewehrt hat, ſo iſt es, als ſollte man angeſichts der ſchon den ganzen Puget-Sound umſchnaubenden Sägemühlen, und angeſichts der unabläſſigen Waldbrände, die hier zum Himmel lodern, bereits jetzt die Frage aufwerfen: Wie lange wird nach der Vernichtung der Forſten Wisconſin's und Minneſota's wohl der große „Kulturkampf"

mit dieſer reichſten aber auch letzten Holz-Schatzkammer der Vereinigten Staaten dauern?

Aber wie dem auch ſei, für denjenigen, welcher den Puget-Sound und Waſhington mit offenem Auge bereiſt hat, kann kein Zweifel mehr bezüglich der Zukunft dieſes Landes beſtehen. Waſhington wird in nicht zu ferner Zeit zu einem großen, volkreichen Staate geworden ſein, welcher vielleicht an der Küſte des Stillen Ozeans dieſelbe Rolle ſpielen wird, wie etwa Pennſylvanien an jener des Atlantiſchen Ozeans. Die jungen Städte Tacoma, Seattle u. ſ. w. werden zu Rieſen heranwachſen, und ſelbſt das bisher als öde und unfruchtbar gehaltene Territorium Alaska, weiter nördlich, iſt berufen, in einigen Dezennien keine geringe Rolle zu ſpielen. Von Sitka, der Hauptſtadt und gleichzeitig dem Haupthafen des Territoriums aus, wurden in neueſter Zeit mehrere Forſchungsreiſen unternommen, welche beſonders die ſüdliche Hälfte Alaska's zum Ziele hatten, und denen wir eine genauere Kenntniß des neueſten Territoriums der Vereinigten Staaten verdanken. Die Nachrichten großen Wald- und Wildreichthums, ſowie die Entdeckung ungewöhnlich reichhaltiger Goldlager werden gewiß eine größere Auswanderung dorthin zur Folge haben, und den Grundſtein zur Beſiedelung dieſes Landes bilden, deſſen weiße Bevölkerung augenblicklich nur aus beiläufig vierhundert Seelen beſteht. —

III. Der Südweſten.

1. Neu-Mexiko.

Wie die alte Republik ſüdlich des Rio Grande, ſo war auch ihre ehemalige Provinz, das gegenwärtige Territorium der Vereinigten Staaten von Neu-Mexiko bis auf die jüngſte Zeit ein Reich vergangner Herrlichkeit. Es iſt ja das Land, über das einſt Montezuma den Herrſcher-Stab geſchwungen, das Land romantiſcher Ruinen und Tempel, in dem noch heute Spuren einſtiger Größe und Kultur zu finden ſind. Den Göttern geweihte Paläſte und Brunnen, Gefäße und Urnen ſprechen von der vergangenen Herrſchaft der Azteken, — alte Klöſter, verlaſſene und zerfallene Kirchen und Feſtungen zeugen von der vergangenen Herrſchaft alt-ſpaniſchen Mönchthums und ſpaniſcher Soldateska.

Neu-Mexiko iſt ſicher eines der intereſſanteſten Länder der Vereinigten Staaten, denn es hat eine Geſchichte, groß, bewegt und unglücklich, wie das Land der Incas. Es iſt merkwürdig, daß all' die großen Territorien, über die einſt Spanien geherrſcht,

heute verfallen, verödet und von Bürgerkriegen zerriſſen ſind, wie das Mutterland ſelbſt. Glücklich jene Länder, die aus den ſtiefmütterlichen Händen der Hidalgo's in die der thätig-ſchaffenden anglo-ſächſiſchen Raçe übergegangen ſind! Glücklich Neu-Mexiko, daß es von Amerikanern erobert wurde und gegenwärtig von Amerikanern der Kultur und Ziviliſation wiedergegeben wird! Ich war auf meinen erſten Streifzügen im Jahre 1876 noch Zeuge des geiſtigen Kampfes zwiſchen Amerikanern und Mexikanern, hatte jedoch gelegentlich meiner ſpäteren Reiſen ſechs und acht Jahre nachher die Genugthuung wahrzunehmen, daß der „White Conqueſt" bereits vollzogen war, und Neu-Mexiko mit ſeiner anglo-amerikaniſchen Bevölkerung wahrer Blüthe entgegenſieht! —

Man darf ſich den Charakter der ſpaniſchen Bevölkerung von Neu-Mexiko, ihre Lebensweiſe und ihre Gebräuche nicht wie jene Californiens vorſtellen. Wohl war Californien ehemals auch ein Land der ſpaniſchen Sprache, aber ſeine Bevölkerung iſt jetzt vermiſcht mit den amerikaniſchen Einwanderern, ſie iſt ſchon ſeit Dezennien in ſtetem Verkehr mit ihnen, ſie hat ihre guten und ſchlechten Eigenſchaften mit angenommen. Neu-Mexiko jedoch wird in ſeinen entlegeneren Theilen noch von den Abkömmlingen jener Spanier bewohnt, die einſt unter Ferdinand Cortez in das Land gekommen. Abgeſchloſſen von jedem äußeren Einfluſſe, haben ſie großentheils die Sitten und Gebräuche des alten Spaniens, wie es vor drei Jahrhunderten war, bewahrt. Und während ſich die neu-ſpaniſche Bevölkerung Californiens mit der ziviliſirten amerikaniſchen Raçe vermiſchte, ging in Neu-Mexiko die Vermiſchung ſeiner altſpaniſchen Bevölkerung mit den dort anſäſſigen, angeſtammten Indianern, mit den Pueblos, den Navajos, Apaches, Comanches und Mancos, vor ſich. Aber ſie hob die Indianer nicht auf ihre höhere Kulturſtufe, ſondern wurde ſelbſt auf den niederen Standpunkt der Indianer herabgezogen, ſo daß dadurch eine eigene Menſchenklaſſe entſtand, die in ihrem entfernten, bis vor wenigen Jahren wenig beſuchten und wenig gekannten Lande von der anglo-amerikaniſchen Kultur bisher unberührt blieb*).

Erſt in der neueſten Zeit, als der Reichthum des Landes an Gold und hauptſächlich an Silber etwas bekannter wurde, lenkte ſich der Strom anglo-ſächſiſcher Einwanderer nach den Bergen Neu-Mexikos weſtlich des Rio Pecos und des Rio Grande, und dieſe Mineure wurden auch zu Pioniren der amerikaniſchen Kultur, die dieſes ungeheure, abgelegene Land allmählich zu erleuchten beginnt.

An dem Theil Neu-Mexikos, den wir vor zehn Jahren auf dem Wege von Trinidad in Süd-Colorado nach der Hauptſtadt Santa Fé zu durchziehen hatten,

*) Das Territorium Neu-Mexiko umfaßt einen Flächenraum von über 120,000 engl. Quadratmeilen mit einer Einwohnerzahl von 111,000, von der etwa 28,000 Indianer, der Reſt größtentheils Mexikaner und nur etwa 8000 Anglo-Amerikaner ſind. Die Zahl der Deutſchen beträgt etwa 1500.

war daran allerdings nur wenig zu bemerken. Damals war die große Eiſenbahn, welche Neu-Mexiko heute von Nord nach Süd, dem Rio Grande entlang, durchzieht, noch nicht begonnen. Das Land ſah im Gegentheil gerade ſo aus, als wäre es ſeit der Erſchaffung der Welt von der ſchaffenden, aber auch gleichzeitig zerſtörenden Hand des Menſchen verſchont geblieben. Die wenig belebte Route windet ſich durch eine fruchtbare, aber vollſtändig unbebaute Ebene, viel ſchöner und waſſerreicher, als die Steppen von Texas und Colorado. Alle Stunden kreuzt der Weg irgend einen Nebenfluß des fernen Red River, von denen der Cimarron und Ocate die bedeutendſten ſind. Im Weſten, kaum zwanzig Meilen von dem Trail entfernt, erheben ſich die Frontketten der Felſengebirge. Eine Kette hinter der andern ſteigt hier empor, die erſte mit Gras, die zweite mit Wald, die dritte mit Wolken, die vierte mit Schnee bedeckt. Im Norden begrenzen ſie zwei ungeheure, in die Region des ewigen Schnees ragende Felſenkegel: Las dos Hermañas, die „beiden Schweſtern", von den Indianern die „Zwillingsſitze", von den Amerikanern „Spanish Peaks" genannt. Sie gehören zu den ſchönſten und höchſten Bergen des ſüdweſtlichen Amerika und ſind in ihrer Form ſo ſchlank und ſymmetriſch, daß man ſie in Egypten für ein Paar gewaltige Pyramiden anſehen könnte.

Die zweit-höchſte Erhebung dieſer gewaltigen Ketten iſt der Turkey oder Sultan Mountain, mit ſeinen drei hohen, graziöſen Spitzen. Wie dieſe prächtigen Gipfel zu dem türkiſchen Namen kamen, iſt für den erſten Moment unerklärlich. Wenn man jedoch über die Zuſtände der hiſpaniſch-indianiſchen Bevölkerung und die Stellung des Weibes in dieſem Theile des Landes ein wenig nachdenkt, dann nimmt es einen Wunder, daß man dem ganzen Gebiete nicht den Namen Sultanland oder „Neu-Türkei" beigelegt hat.

Die erſten Menſchen in dieſem ſchönen, aber verödeten Theile von Spaniſch-Amerika fanden wir erſt in dem 90 Meilen von Trinidad entfernten am Rio Moro gelegenen Fort Union, und hier waren es zumeiſt Amerikaner aus den „States", Soldaten, Kaufleute und deutſche Juden. Die wenigen Mexikaner waren größtentheils Pferdeknechte und Fuhrleute, ſonnverbrannte, verwitterte Geſtalten mit indianiſchem Ausſehen und zur Hälfte indianiſchem Blut in ihren Adern.

Fort Union war bis zur Eröffnung der Eiſenbahn abermals einer jener Prairiehäfen, die man in den weiten Steppen, zwiſchen Miſſiſſippi und Felſengebirge jetzt noch überall da findet, wo noch keine Eiſenbahn hingedrungen. Es iſt gleichzeitig einer der größten Militärpoſten der weſtlichen Steppen und das Proviant-Dépôt von fünfzig anderen, im Umkreiſe von fünfhundert und mehr Meilen liegenden kleineren Forts und Militärpoſten, die alle von hier aus mit Truppen, Pferden, Munition und Lebensmitteln verſehen werden, und deshalb bietet es einen den Begriffen eines europäiſchen Reiſenden ganz verſchiedenen Anblick dar. Von jenen mit Wällen und

Gräben, Baſtionen und Flächen umgebenen, mit Kanonen geſpickten Forts des hoch-civiliſirten Europa iſt hier keine Spur vorhanden. Alle die ſogenannten „Forts" in den Prairien ſind weiter nichts als Proviant-Magazine oder wenn der Ausdruck erlaubt iſt „Militär-Hôtels", wo die etwa auf Expeditionen gegen die Indianer begriffenen Truppen Unterkunft und Lebensmittel finden können. Die Gebäude liegen offen, frei von jeder Umwallung, in der Ebene und kommt es wirklich zu einem Kriege in dieſen Länderſtrichen, dann bilden die Bajonette der Soldaten Mauern und Wall.

Wie bemerkt, iſt Fort Union eines der größten Feldmagazine und war zur Zeit unſeres Beſuches außer einigen Compagnien Truppen noch von mehreren tauſend Menſchen bewohnt, die ihr Lager in Zelten und Bretterhütten außerhalb des Forts aufgeſchlagen hatten. Stündlich ſah man große Wagenkolonnen aus Texas, Neu-Mexiko und Arizona kommen und gehen. Der Platz war voll des regſten Lebens, die Schmiedewerkſtätten, Sattlereien u. ſ. w. in voller Thätigkeit. Von dem großartigen, hier im fernen Weſten thatſächlich überraſchenden Verkehr kann man ſich leicht eine Vorſtellung machen, wenn man erfährt, daß die Sattlerei allein über tauſend Werkleute beſchäftigte.

Dieſem Verkehre wurde freilich ſchon einige Jahre nachher durch die von Colorado nach Santa Fé zu erbauende Eiſenbahn der Lebensnerv unterbunden. Das Volk von Neu-Mexiko befindet ſich noch im Zeitalter der Poſtkutſche, mit dieſer wurde es verdrängt um den Angloſachſen mit ihren Eiſenbahnen Platz zu machen.

Von Fort Union führt der alte Santa Fé Trail am Fuße der Berge entlang nach dem zwanzig Meilen entfernten Las Vegas, einer ziemlich lebhaften, von etwa achttauſend Halbblut-Mexikanern und Amerikanern bewohnten Stadt am Fuße der Gebirge. Hier iſt die deutlich markirte Grenze der amerikaniſchen Prairie, die ſich, wenn wir nordwärts blicken, in ſanften, grünen Wellenlinien wie ein Ocean ausdehnt, ſo weit das Auge reichen kann. Wie Inſeln ragen aus ihr einzelne erloſchene Vulkankegel und Meſas empor, aber ſelbſt dieſe verſchwinden in der Ferne. — Las Vegas hat ſich, ſeitdem es unter amerikaniſche Herrſchaft gekommen, bedeutend gehoben, ja es hat ſeit der Vollendung der Eiſenbahn ſogar einen großen Theil des Handels von Santa Fé, der Hauptſtadt, an ſich gezogen.

Was man heute unter Las Vegas verſteht, die etwa 8000 Einwohner zählende wichtigſte Stadt des nördlichen Neu-Mexiko, iſt ebenſo ein Produkt der neumexikaniſchen Eiſenbahn-Invaſion, wie der einige Meilen weiter weſtlich am Fuße der Gebirge liegende Badeort gleichen Namens. Es war am 30. November 1878, an welchem die Atchiſon-Topeka-Santa-Fé-Bahn von Süd-Colorado her über den Raton-Paß die erſten Eiſengeleiſe legte, welche den Boden des Territoriums je berührt hatten. Ein halbes Jahr darauf, im Sommer 1879, wurde das als Station des alten

„Santa Fé Ueberlandweges" seit Jahrzehnten bestehende Adobe-Nest Las Vegas Endpunkt und einstweiliges Hauptquartier des gewaltigen südlichen Pacificbahn-Baues, und damit war daselbst auch das große, zehntausend und mehrköpfige Eisenbahn-Heerlager mit allen seinen wüsten Paraphernalien, aber gleichzeitig auch mit allen Vorbedingungen des künftigen gefestigten und geordneten Gemeinwesens eine über Nacht vollendete Thatsache. Es bedurfte nur eines Jahres und des in seinem Verlauf erfolgten weiteren Voranschiebens des Eisenbahn-Pandämoniums, und die neue amerikanische Handelsstadt und wichtige Bahnstation Las Vegas stand so schmuck, stattlich und modern da, daß das alte verstaubte Lehm-Gewinkel, welches bis dahin diesen Namen getragen, ganz in Staub und Vergessenheit versunken wäre, wenn nicht die unternehmenden Neustädter es gnädig durch eine Pferdebahn mit sich verbunden hätten. Ob sich diese Pferdebahn rentirt, ist freilich eine andere Frage.

Die „Aguas Calientes" von Las Vegas, welche in dem nahen Cañon des Gallinasflusses entspringen, waren seit Menschengedenken den Indianern und den Spaniern des Territoriums ebenso bekannt, wie ihre segensreiche Heilkraft. Auch sind sie in Neu-Mexiko keineswegs die einzigen ihrer Art, wie denn überhaupt der ganze Große Westen, auch abgesehen von der gigantischen Hexenküche des Yellowstone-Wunderlandes, mit Thermen und Wasservulkanen der verschiedensten Art übersät ist. Aber die des Gallinas-Flusses leiten ihre Berühmtheit bereits ebenso aus der Zeit der Alleinherrschaft des rothen Mannes her, wie jene Wunderquellen in Arkansas, nach denen die Indianer, Ponce de Leon von Florida und De Soto von der Mississippi-Mündung aus als nach der ersehnten Quelle der ewigen Jugend wiesen. Auch von den heißen Wassern des Gallinas berichtet Coronado's Historiograph, der gewissenhafte Castaneda, Aehnliches, nnd es unterliegt keinem Zweifel, daß die Eingeborenen Neu-Mexiko's bereits zur Zeit des Cortez ihre Rheumatismen in den Wassern des heutigen Felsengebirgs-Wiesbadens von Las Vegas zu heilen verstanden.

Da die fünfundzwanzig heißen Quellen an der Stelle, an der sie an's Tageslicht treten, zu heiß waren, um eine andere Verwendung, als zum Kochen von Eiern, oder zum Abbrühen von geschlachteten Schweinen zu finden, leiteten die eines Bades Bedürftigen die siedende Fluth in einer einfachen Erdrinne in ein ebenso einfaches Erdloch, welches ihnen dann als Wanne diente. Seitdem jedoch das Dampfroß in das alte Montezuma-Gebiet eingedrungen, hat sich der primitive Zustand, welcher hier herrschte, wie mit einem Zauberschlage geändert. Selbst die Metamorphose, welche die Stadt Las Vegas in dieser Zeit aus einer im Staub vergrabenen mexikanischen Ueberlandweg-Station in eine bunte, lebendige, lärmende Handelsstadt mit Gas- und Wasser-Werken, großen Eisenbahn-Etablissements, Hôtels, Kirchen, Schulen, Pferdebahnen, täglichen Zeitungen und Taschendieben erfahren hat, läßt sich mit

der Verwandlung, die mit den nahen Thermen vor sich gegangen ist, nicht vergleichen. Ueber den Schmutzlachen und Wasserkratern des Wildbades am Eingang zum Gallinas-Cañon ist ein regelrechter Badeplatz, ein Kurort erwachsen, welcher, wenn einstweilen auch noch nicht an Umfang, so doch an Fertigkeit, Eleganz und Vollkommenheit aller Einrichtungen durchaus ebenbürtig neben den größten Kurplätzen und Sommer-Asylen des Ostens steht. Es ist unmittelbare „Schöpfung", evolutionslose Schöpfung, wie sie die Bibel lehrt, was dem den Platz Besuchenden in den heutigen „Las Vegas Hot Springs" entgegentritt. Schon die Verbindung mit der sieben Meilen entfernten Stadt durch eine Zweigbahn mit fast stündlich gehenden Zügen und das zierliche Bahnhofs-Etablissement an den Quellen selbst lassen den Gedanken gar nicht aufkommen, daß es die Südost-Abhänge der Felsengebirge von Neu-Mexiko sind, welche sich hier in einer Höhe von nahezu 6500 Fuß über dem Meeresspiegel in der Thalschlucht des Gallinas vor uns öffnen. „Wiesbaden im fernsten amerikanischen Westen!" oder „Saratoga in den Felsengebirgen!" müssen wir unwillkürlich immer und immer wieder ausrufen, je weiter wir nach Passirung der schmucken Holzbrücke, die hier über den Gallinas gespannt ist, auf saubern Kieswegen, zwischen Gruppen von Blumen und Sträuchern, von welchen sich die Mesas Neu-Mexikos bisher nichts träumen ließen, und zwischen üppigen Grasflächen voranschreiten, zu denen der Rasen sechshundert Meilen weit her per Bahn von Kansas gebracht worden ist. Vor allen Dingen sind die Quellen, welche früher natürliche Pfützen und Tümpel bildeten, vollständig regulirt, mit Ummauerungen umgeben und den Einflüssen der äußeren Elemente durch Eindeckungen mit Steinplatten oder pavillonartige Ueberdachungen entzogen. Nicht genug damit, werden ihre jetzt doppelt klaren und reinen Wasser durch ein völlig kunstgerechtes System von Röhren nach einem Badehause geleitet, welches an Umfang sowohl, wie innerer Einrichtung den Vergleich selbst mit den anspruchsvollsten und ältesten Anstalten dieser Art in Europa aushält. Aber trotz seiner Stattlichkeit ist dieses Badehaus ebenso wenig wie das in seiner Art nicht minder stattliche, in seiner unmittelbaren Nähe sich erhebende ursprüngliche Badehôtel, das alte „Hot Spring House", — alt, weil es eben jetzt seinen vierten Geburtstag begangen hat, — die Hauptmerkwürdigkeit dieses Rocky Mountain Spaa's. Diese besteht vielmehr aus dem neuen Hôtel mit den dazu gehörigen Cottage-Bauten auf dem linken Flußufer, welches selbst in Amerika, der Heimath der Riesen-Hôtels, einen vollgiltigen Anspruch auf den Namen eines Hôtel-Mammuth's hat. Im April 1882 eröffnet und in der Zeit von zehn Monaten erbaut, ist es mit Ausnahme des Palace und Baldwin Hôtel in San Francisco das größte und zugleich eines der besteingerichteten Hôtels westlich vom Mississippi. So sehr sieht es in Allem und Jedem den Kolossen von Karawanserein der östlichen Badeplätze und Küsten-Sommerasyle gleich, daß man es nicht für eine hier errichtete,

ſondern durch irgend einen Zauber fix und fertig vom Oſten hierher verſetzte Hôtel-Anlage halten möchte. Und bis zu einem gewiſſen Grade iſt es das auch thatſächlich, denn jedes Stück an dieſem Koloß amerikaniſcher Holz-Architektur, von den mächtigen Tragbalken, Dachſparren und Veranden-Pfoſten bis zu den Thüren, Jalouſieläden, Teppichen, Billards, Polſtermöbeln, Spiegeln, Vorhängen, Gasvorrichtungen u. ſ. w., u. ſ. w. hat den Weg vom Miſſiſſippi und noch weiter bis hierher auf der neuen Eiſenbahn zurückgelegt, die damit ihrem Unternehmungsgeiſt ein doppeltes Denkmal geſetzt. Als das Ganze im Lauf von zehn Monaten fertig daſtand, und ſchon während der Erbauung ſelbſt, geſtaltete es ſich für die naiven Eingeborenen von Las Vegas und des geſammten nördlichen Neu Mexico geradezu zu einer Offenbarung, und es bedurfte nur noch des guten Einfalls der Erbauer des Hôtels, ihm den Namen „The Montezuma" beizulegen, um die allgemeine Verwunderung, namentlich die der Indianer, zu einer wahrhaft abergläubiſchen zu ſteigern.

Ach ja, der gute Montezuma, — man kann ſicher ſein, daß er der Erſte wäre, der ſich beeilen würde, nach ſeinem alten Reich zurückzukehren, wenn er wüßte, wie königlich er in dieſem nach ihm benannten Hôtel wohnen und gleichzeitig den Rheumatismus, welchen ihm vor dreihundertundfünfzig Jahren die Spanier in die kaiſerlichen Glieder gejagt haben, aus denſelben herauswaſchen könnte! — Ich ſelbſt kam gelegentlich meines zweiten Beſuches von Las Vegas aus der Ueberraſchung kaum heraus — obſchon der Zeitraum zwiſchen meinen beiden Beſuchen nur ſechs Jahre betrug. Das erſte Mal war auf dem Quellenſumpf kaum ein Plätzchen vorhanden um mein Zelt dort aufzuſchlagen, und diesmal ſollte ich in einem Hôtelpalaſt Unterkommen finden, in welchen mich alles, von der elektriſchen Beleuchtung bis zu der vorzüglichen franzöſiſchen Küche an Newyork erinnerte. Es waren kaum einige Monate ſeit der Eröffnung des Hôtels verfloſſen, und ich war der erſte Europäer, der ſeinen Namen in die Fremdenliſte des neugeſchaffenen Badeortes eintrug. Faſt hatte ich erwartet, überhaupt der erſte Badegaſt zu ſein, und das Hôtel noch leer zu finden. Aber zu meiner Ueberraſchung wohnten damals bereits über hundert Kurgäſte in dem Rieſenhôtel und zwar keineswegs Mexikaner, ſondern Kranke oder Touriſten, oder Vergnügungsſuchende aus allen Theilen der Vereinigten Staaten, aus Florida und Californien, aus Canada und Neu England! Wie hatten ſie erfahren, daß es in dem fernen, abgelegenen bis vor einigen Jahren faſt unzugänglichen Lande einen Badeort und in dieſem ein Hôtel wie das Hôtel Montezuma gab! Was war hier mehr zu bewundern — die Schnelligkeit, mit welcher die Eiſenbahn den Badeort geſchaffen, oder die Geſchicklichkeit, mit welcher die Anzeigen, Lobpreiſungen und Berichte davon auf Tauſende von Meilen Entfernung in die Welt geſchleudert wurden? Jedenfalls iſt der Aufenthalt in Las Vegas ganz abgeſehen von der erprobten Heilkraft der Quellen, höchſt angenehm und ich denke mit Vergnügen an die dort ver-

lebten Tage und die zahlreichen Ausflüge in die Umgebung zurück, die mich auf flinken Indianerponies bald gegen Oſt in die Prairien, bald gegen Weſt in die Berge und Wälder der Sierra Blanca führten. Heute, drei Jahre ſpäter, iſt das große Hôtel bis auf den Grund und Boden zerſtört, niedergebrannt, um vielleicht ſchon wieder in erneutem Glanz fertig dazuſtehen, ſobald dieſe Zeilen in den Druck gelangen! Das iſt der Pulsſchlag des modernen Amerika ſelbſt hier unter den Ruinen zerbröckelnder ſpaniſcher Halbkultur! —

Bald nachdem man Las Vegas verlaſſen, führt die immer höher anſteigende Straße und neben ihr auch die Eiſenbahn durch mit dichten Fichten- und Cedern-Waldungen bedeckte Thäler, in denen hier und da eine Mühle oder ein mexicaniſches Dorf liegt. Fünfzehn Meilen von Las Vegas entfernt, gelangt man bei San José an die Ufer des größten Nebenfluſſes des Rio-Grande, den Rio-Pecos, in deſſen Thal man weiter ſtromaufwärts die halb verſchwundenen Ruinen des älteſten Pueblo ſieht. Das Pecos Pueblo war von Montezuma auf ſeinem Kriegerzuge nach Mexico gegründet worden, und liegt jetzt in Ruinen, ebenſo wie die daneben befindliche katholiſche Kirche, die im vorigen Jahrhunderte von ſpaniſchen Franziskanermönchen erbaut worden war. Seltſam! Ein heidniſcher Tempel, von Sonnenanbetern gebaut, und eine katholiſche Kirche, dem wahren einzigen Gotte geweiht, von zwei Menſchenraſſen herſtammend, ſind in ſo kurzem Zeitraume auf einander gefolgt. Und wie dieſe Tempelruinen, ſo gehen auch beide Völker dem Verfalle entgegen, ſie machen einem Volke Platz, das vielleicht auch hier an dieſer Stelle, auf den Trümmern dieſer Tempel, ſein Gotteshaus errichten wird.

Unmittelbar hinter den alten Pecos Ruinen gelangt man an die Waſſerſcheide zwiſchen dem Rio Pecos und dem Rio Grande. Der Weg führt nun durch den tief eingeſchnittenen, dicht bewaldeten Apache Cañon, und nach einer kurzen Zeit breitet ſich das herrliche Thal des Rio Grande am Fuße des Bergrückens aus. Zur Linken die ſanften Umriſſe der goldigen Berge, in denen berühmte Placer-Minen liegen, zur Rechten der hohe El Pilone und die Ketten der Raton Mountains — in der Mitte die Hauptſtadt des ſüdweſtlichen Amerika: Santa Fé.

Beim erſten Anblick dieſer (nicht an den Ufern des Rio Grande, ſondern zwanzig Meilen von ihm entfernt) an den Ufern des Santa Fé-Baches gelegenen Hauptſtadt von Spaniſch Nordamerika iſt man ein wenig enttäuſcht. Santa Fé iſt weder romantiſch gelegen, noch bieten ſeine Gebäude auch nur den geringſten Reiz. Von der Ferne geſehen, nimmt es ſich aus, wie einige hundert Raſenziegel, auf einer einförmigen Fläche zum Trocknen ausgebreitet. Der erwähnte Bach fließt in einem weiten kieſigen Bette durch die Stadt, das durch ſeine Größe wohl den häufigen Beſuch von großen Waſſermaſſen verräth, aber das Flüßchen zur Sommerszeit dadurch nur um ſo kleiner erſcheinen läßt. Der Bauſtyl von Santa Fé iſt rein mexikaniſch und

nur wenige Gebäude tragen den modernen amerikaniſchen Charakter an ſich. Nahezu alle Häuſer ſind ebenerdig und mitunter ſo ausgedehnt, daß ſie einen Morgen Land bedecken. Um den größten Theil der Häuſer laufen breite Verandas und dieſe ſind ihr einziger Schmuck, denn ſelbſt der weiße Kalkanſtrich iſt nur bei wenigen Gebäuden vorhanden. Das Baumaterial iſt bei allen Adobe, getrocknete Erdziegel, deren nacktes verwittertes Grau manchen Straßen eine ſchreckliche Einförmigkeit verleiht. Zudem ſind in den Wänden kaum ein bis zwei kleine Oeffnungen zu ſehen, die als Fenſter gelten. Von Bäumen oder Gärtchen zum Schmuck der Häuſer iſt wenig vorhanden, und das einzige Relief der kahlen Häuſerfronten bilden die hervorſtehenden Dachrinnen, die zur Regenzeit das Waſſer drei Fuß weit in die Straße ſchütten. Das Thor führt zu einem von vier Häuſerfronten eingeſchloſſenen Hofe, (patio oder placita), um welchen herum eine Gallerie führt, gegen welche ſich die Fenſter und Thüren der einzelnen Zimmer öffnen. Kellerräume gibt es in keinem mexikaniſchen Hauſe, denn die Dicke der Wände hält die Sommerhitze vortrefflich von den inneren Räumlichkeiten ab, ſo daß dieſe ſtets eine angenehme Kühle beſitzen.

Wie man ſieht, iſt der neu-mexikaniſche Bauſtyl mit dem noch gegenwärtig angewendeten mauriſchen Styl ſehr verwandt. Und dies iſt leicht erklärlich. Die Spanier erlernten ihn von den Mauren, und die Bewohner Andaluſiens brachten ihn nach der neuen Welt.

Der einzige ſchöne Theil von Santa Fé iſt die Plaza, ein viereckiger großer Platz in der Mitte der Stadt, deſſen vier Seiten von den Hauptgebäuden der Stadt, darunter der „Gouverneurs-Palaſt", ein verwittertes Adobe-Gebäude, beſetzt ſind. Neue ſchönere Häuſer mit den größten Kaufläden und Waarenlagern der Stadt ſchließen den Platz von den anderen Seiten ein, und hier iſt auch eine Fonda (Hôtel), dann der unvermeidliche Saloon, ſowie Kaffeehaus und Billardzimmer, in denen ſich los Americanos meiſtens zuſammenfinden. Der weite Platz iſt von ſchönen Baumalleen beſchattet, die große Roſenbeete mit einem Muſikſtand in der Mitte umfaſſen. — Das einzige moderne, halbwegs monumentale Gebäude auf der Plaza von Santa Fé iſt die neugebaute katholiſche Kathedrale, welche ganz ſonderbar von ihrer Umgebung und vor Allem von den anderen alt-ehrwürdigen ruinenhaften Kirchen der Stadt abſticht.

Zwei Straßen von ziemlicher Breite münden auf der Oſt- und Weſtſeite auf den Platz; am äußerſten Ende der öſtlichen Straße liegen die Ruinen eines alten Militär-Forts, Fort Marcy. Beide Straßen ſind mit Baumalleen bepflanzt und von den hauptſächlichſten Regierungs-Gebäuden, wie Hoſpital, Offizierswohnungen, Kaſernen und Artillerieſtallungen eingefaßt. Am oberen Ende ſteht das neue „State Houſe", der Regierungspalaſt; das einzige ſteinerne Gebäude der Stadt, dahinter befindet ſich der Friedhof. Weiter gegen Weſten erhebt ſich die einzige nicht katholiſche Kirche der Stadt, eine Baptiſten-Kirche, und um dieſe herum ſieht man einige amerikaniſche Häuſer,

mit einem modernen amerikaniſchen theuren „Palace"-Hôtel. Aber ungeachtet des modernen Argonautenzugs der Yankees nach ſpaniſchen Landen iſt der Charakter von Santa Fé doch noch gut mexikaniſch — denn die Stadt liegt nicht an der großen Hauptverkehrs-Route, an der Eiſenbahn, ſondern einige Meilen nördlich derſelben in den Bergen, und iſt durch dieſe Thatſache allein ſchon zum Stillſtand verurtheilt. Albuquerque und Las Vegas haben den Geſchäftsverkehr bereits an ſich gezogen, und Santa Fé flößt dem telegraphirenden, telephonirenden, elektriſchen Yankee kaum mehr ein anderes Intereſſe ein, als das, die älteſte Stadt des Continents von Nordamerika zu ſein, und in ſeinem Weichbilde Bauwerke zu beſitzen, welche von den Spaniern

Trinidad: Im mexikaniſchen Viertel.

ſchon vor 350 Jahren erbaut wurden. Santa Fé war die einzige Stadt, welche ich in meinen eigenen Pfaden wandelnd, 1882 faſt ebenſo wiederfand, wie ich es acht Jahre vorher verlaſſen. Dieſelbe fremdartige Atmoſphäre, dieſelbe reine, weder von Gaſen noch Kohlenſtaub geſchwängerte Luft, dieſelbe alt-mexikaniſche Friedfertigkeit und Stille. Wie damals ſo war auch diesmal mein erſter Gang nach der kahlen ſteinigen Anhöhe, auf welcher die Ruinen des alten Fort Marcy liegen, um die entzückende Ausſicht auf die ſchneebedeckten Berge der Sierra Blanca zu genießen. Wie damals ſo beſuchte ich auch diesmal wieder den armſeligen alten Governor's Palace, in welchem Gouverneur Sheldon in liebenswürdigſter Weiſe die Honneurs des Hauſes machte, und mir die Archive und hiſtoriſchen Sammlungen des Territoriums zur

Verfügung ſtellte. Wie damals ſo waltete auch diesmal noch der ehrwürdige Erzbiſchof Lamy ſeines Amtes, verehrt von allen, welche mit ihm in Berührung kamen. Santa Fé iſt eine der wenigen Städte des Continents, in welcher man nicht von der fieberhaften Thätigkeit der Amerikaner mit erfaßt wird, wo man, mit einem Worte, ruhen kann!

Die Grenze der Stadt zu beſtimmen, fällt ziemlich ſchwer, denn über die Plaza hinaus wechſeln die Häuſer mit Getreidefeldern ab, die immer größer werden je weiter man ſich von der Plaza entfernt, bis ſie ſich endlich mit den Feldern und Vegas der Ebene verſchmelzen, an deren Ende die Wüſte liegt. — Ein erfriſchender Anblick inmitten der grauen Erdmaſſen von Santa Fé ſind die vielen Acequias oder Bewäſſerungsgräben mit friſchem, fließendem Waſſer, auf die man bei den Wanderungen durch die Stadt häufig und zumeiſt unerwartet ſtößt. —

Santa Fé hat übrigens auch ein Markthaus, in welchem die Rancheros und Pueblos ihre Waaren feil bieten. Die Pueblo-Indianer, ein fleißiges, ruhiges, ackerbautreibendes Volk, verſorgen die Bewohner der Stadt mit Früchten von ihren Feldern, mit Forellen aus den zahlreichen Bergſtrömen, mit Wild von den Bergen — und, mit ihren unvergleichlichen Töpferwaaren, Krügen, Tellern und Kochgeſchirren, von denen viele derart ſchön bemalt ſind, daß man beinahe annehmen könnte, ſie ſtammten von den alten Egyptern und Etruskern.

Das ſoziale Leben der Mexikaner in Santa Fé wird natürlich von Jahr zu Jahr immer mehr von den Amerikanern beeinflußt, die hier alle Regierungspoſten und hervorragenden Stellungen einnehmen. Odd Fellows und Freimaurer haben ihre Miſſionen bereits bis hierher ausgedehnt und beſitzen Verſammlungshäuſer; die beſſeren Stände verkehren häufig untereinander, und Santa Fé hat bereits das, was man in den Städten des Oſtens „Société“ nennt. Allein ſo wohlthätig der Einfluß des gebildeten Amerikaners auf den Mexikaner auch ſein mag, ſo ſehr werden die guten Sitten der Stadtbewohner auch durch jene gräulichen Auswürfe der Menſchheit, die Weſtern-Frontier-Men und Rangers verdorben, die, aus den Vereinigten Staaten herüberkommend, hier wie in den anderen Städten Neu-Mexikos Trunkenheit, Diebſtahl, Raub und Mord treiben, wie einſt in Kanſas und noch jetzt in Texas.

Es giebt auf Gottes weiter Erde keinen roheren, gemeineren Geſellen, als den amerikaniſchen „Loafer“, und es erſcheint in der That unbegreiflich, wie das Land inmitten ſo hoher Civiliſation und geſchäftlicher Thätigkeit derartige thieriſch-rohe, beſtialiſche Burſchen hervorbringen kann. Sie, und nicht die Indianer, ſind das wahre Unglück Neumexikos, indem ſie nicht allein im offenen Kriege mit Geſetz, Militärgewalt und Bevölkerung leben, ſondern auch die letztere in ihrem Kern verderben, wenn ſie einmal in die Städte geſchlichen kommen. Sie waren es, die den ſchönen decenten Fandango zu dem unäſthetiſch-gemeinen Baile herabzerrten, wie er allnächt-

lich in den zahlreichen Schänken getanzt wird. Sie führen Trunkenheit, Unmoral und rohe Sitten unter die friedliche Bevölkerung, und wenn die Mexikaner zu beschränkt sind, um den Fortschritten der weißen Civilisation zu folgen, und zu schwach um dem verderblichen Einfluß der weißen Rohheit und Bestialität zu widerstehen, so sind sie dem allmählichen Herabsinken und endlichem Untergange geweiht.

Schon jetzt sind ihre nationale Tracht und ihre nationalen Gebräuche größtentheils in dem Strome der westwärts dringenden Angelsachsen untergegangen, und nach zwanzig Jahren der Eisenbahn-Herrschaft wird von den gegenwärtigen Bewohnern des Landes ebenso viel übrig bleiben, wie von den Indianern östlich des Mississippi, d. i. die Nomenclatur. Nur die Namen der Flüsse und Dörfer werden uns sagen, daß einst spanisches Volk hier geherrscht, und dieser Namen giebt es gar viele. Die spanischen Mönche, diese Partisanen des Kreuzes, haben auf jeden Berg, auf jede Quelle, jedes Thal den Namen irgend eines Heiligen gestempelt, und damit deren ganze Reihe erschöpft. Glücklicherweise sind diese Namen schöner, als jene rohen anglo-sächsischen Benennungen von Texas und Colorado, wie „Hooked man's Prairie", „Buckskin Joe", Fair play", Strip-and at-him-Mine", „Bobtail" etc.

2. Neumexikanische Zustände.

Die nach Santa Fé bedeutendste Stadt in den ganzen, mehrere hunderttausend Quadratmeilen umfassenden spanischen Territorien ist Albuquerque. Sie liegt nahe an dem hier noch ziemlich unbedeutenden Rio Grande, auf einer niedrigen sandigen „Vega" (Rasenfläche) und ist wenig mehr als ein Dorf von Adobe-Häusern. Die alte Stadt ist so vollständig reizlos und uninteressant wie alle mexikanischen Städtchen des Nordens, vorausgesetzt, daß man schon zuvor in einer anderen mexikanischen Stadt gewesen, und somit der erste Reiz des fremdartigen Lebens geschwunden ist. Einige hübsche Adobe-Gebäude und die alte katholische Kirche auf der Plaza bilden den vornehmen Theil des etwa dreitausend Einwohner zählenden mexikanischen Viertels der Stadt, die vor drei Jahrhunderten von den Spaniern gegründet worden ist. Aber neben der altmexikanischen Stadt ist seit der Eröffnung der Atchison-Topeka- und Santa Fé-Eisenbahn eine neue ganz moderne amerikanische Stadt entstanden, die in ihrem Aussehen, ihrem Verkehr und ihrer rohen Bevölkerung ganz jenen zahllosen Eisenbahnstädten des fernen Westens gleicht, die wir schon in Nebraska, Dakota und Arkansas kennen gelernt haben. Der Umstand, daß Albuquerque zum Endpunkt der großen ganz Arizona durchkreuzenden und mit San Francisco direkt verbundenen Atlantic- und Pacific-Bahn gemacht wurde, hat der Stadt einen kräftigen Aufschwung gegeben, es aber auch zum Mittelpunkt eines rohen Prairie- und Grenzerlebens

gemacht, in welchem der Desperado, der Abenteurer und der die Gesetze fliehende Hallunke aus dem Osten eine große Rolle spielen. — Während meiner letzten Anwesenheit in Albuquerque war ich noch Zeuge eines großartigen Raubmord-Prozesses in dem alten, mexikanischen Gerichtsgebäude — und der Anblick der Portrait-Gallerie, der mir dort zu Theil wurde, wird mir kaum so leicht aus dem Gedächtniß schwinden. — Aber in diesen rohen Anfängen liegt hier wie überall im Westen der Keim einer künftigen Großstadt, mit welcher das alte Stadtviertel von Albuquerque gar seltsam kontrastirt. Man denke sich ein paar hundert ungebrannte mit Strohhalmen verknetete Ziegel, regellos und mit schwachen Versuchen, sie in Reihen zu ordnen, auf unebenem, gras- und baumlosem Boden zerstreut, so hat man Albuquerque aus der Vogelperspective gesehen. Natürlich ist dies nur ein Miniaturbildchen, das man sich auf das entsprechende Maß vergrößern muß: jedes einzelne Haus 2 Meter hoch und 3 bis 3½ Meter lang. Nur die in eigenthümlichem Style gebaute Kirche bringt etwas Leben in diese Häuserwüste. Dazu verwittern die ungebrannten Ziegel der Gebäude so rasch, daß die letzteren sämmtlich nach kaum zehnjährigem Bestande ruinenhaft aussehen. Beim Hausbau werden in der Regel nur 30 Centim. tiefe Grundmauern gelegt, die Ziegel dann lose aufeinandergeschichtet und die Zwischenräume mit nassem Lehm verschmiert. Ueber diese Mauern werden meist unbehauene Baumstämme gelegt, welche die Grundlage für das Dach bilden; über die Baumstämme kommt eine Lage Stroh, darüber wieder eine Lehmschicht von einigen Centimetern Dicke. In eine Ecke wird ein Loch für den Kamin gebohrt und dieser aus kleinen Adobe-Ziegeln auf das Dach aufgesetzt. Dann werden noch die Außenwände etwas mit Lehm — jedoch ohne Kelle, nur mit der Hand — verschmiert und das Haus des Mexikaners ist fertig. Von einer Abtheilung des inneren Raumes für Küche oder Schlafzimmer ist natürlich keine Rede. Der Fußboden wird mit einer Lehmschicht überzogen und festgestampft, allenfalls noch eine hölzerne Thüre in das Haus gesetzt und das Fensterloch mit einer Glasscheibe versehen.

Soweit reicht der Luxus des Mexikaners. Ja, wo ist denn die Küche? werden die Hausfrauen fragen. Sie existirt nicht; nicht, daß die mexikanischen Feinschmecker etwa ein saftiges Huhn verschmähten und sich mit der mageren Indianerkost begnügten. Der Mexikaner will nur den Küchengeruch nicht in seinem Wohnraume haben, der ihm ja Schlafzimmer, Salon, Empfangszimmer und oft auch — Stall zugleich ist. Deshalb befindet sich vor der Hausthür gewöhnlich ein aus drei Stützen bestehendes Gerüst, in dessen Mitte ein Kochkessel herabhängt. Das Brot wird in eigenen Backöfen gebacken, die in halbkugelförmiger Gestalt aus Lehm hergestellt werden und etwa 1 Meter hoch sind. (Siehe Abbildung auf Seite 161.) Auch die Hühner, die Mormonen des Thierreiches, besitzen ihre eigenen Häuser, die ganz auf dieselbe Art erbaut sind wie die Wohnstätten ihrer Eigenthümer.

Von Indianern findet man in den Städten Neu-Mexikos nur die friedlichen Pueblos. Sie ſind fleißigere Ackerbauer als vielleicht die Mexikaner ſelbſt, wenn auch ihre Werkzeuge in das Steinzeitalter zurückdatiren. Sie ſtehlen und rauben niemals wie ihre Racengenoſſen, die Comanchen und Apachen, ſondern leben ausſchließlich von dem kargen Ertrage des mageren Ackerbodens.

Die Indianerinnen finden ſich bei den Mexikanern am Rio Grande häufig noch als Sclavinnen vor, trotzdem der Sclavenhandel in den Vereinigten Staaten ſchon ſeit einem Jahrzehnt aufgehoben iſt. Aber hierher in dieſes Land, das vom Sitze der Staatsregierung mehr als 3000 Meilen entfernt iſt, kann der Arm des Geſetzes noch nicht reichen. Dieſe indianiſchen Sclavinnen rühren größtentheils aus den Kriegen unter den einzelnen Indianerſtämmen, den Ute's und Pueblo's einerſeits und den Comanchen, Apachen und Navajos anderſeits her, in denen ſie von dem feindlichen Stamme gefangen genommen und dann an die Mexikaner verkauft wurden.

Neu-Mexiko: Feldbau.

Neu-Mexiko iſt vielleicht das Land der ausgebreitetſten Schafzucht. Wie groß dieſe letztere ſein muß, geht ſchon daraus hervor, daß noch im Jahre 1863 allein von den Indianern nicht weniger als 25 000 Stück geraubt wurden. Im gleichen Jahre nahmen dagegen die Vereinigten Staatentruppen den Indianern etwa 24 000 Schafe ab. Das Gleichgewicht der Racen wurde alſo, wie man ſieht, wieder hergeſtellt. Augenblicklich dürfte die Zahl der Schafe in dem Territorium acht Millionen erreicht haben. Der Ertrag an ungewaſchener Wolle beläuft ſich jährlich auf 30 bis 40 Mill. Pfund. Es giebt in Neu-Mexiko Schafzüchter, wie Kapitän King, Colonel Maxwell, Lieut.-Col. St. Vrain und andere, welche Herden von je 50 000 Schafen beſitzen.

Wie die Schafe, ſo weidet auch das Rindvieh natürlicherweiſe Sommer und Winter im Freien und könnte beinahe als halbwild bezeichnet werden. Jedes Thier

hat ſeinen Stempel, und ſollte man während eines ſtrengen Winters gezwungen ſein, das Vieh einzutreiben, ſo kann man den Beſitzer leicht an dem Brande erkennen, der in eigene Bücher eingetragen iſt und von denen jeder Viehzüchter und Hirt eines beſitzt. Sollten alſo beim Eintreiben der Herde ſich fremde Thiere darunter befinden, ſo werden dieſe ihrem Eigenthümer übermittelt, ſelbſt wenn derſelbe auch viele Meilen weit entfernt wohnt. Dieſe ſtrenge Rechtlichkeit beruht nicht etwa ausſchließlich auf Gegenſeitigkeit — ſondern wahrſcheinlich darauf, daß der Vieh- und Pferdediebſtahl in dieſen Gegenden durch das Hängen beſtraft wird. Die Lynchjuſtiz hat hier noch größere Autorität als das Geſetz, ſie wird ebenſo prompt wie ſtreng und grauſam gehandhabt.

Daß es in den ſpaniſchen Territorien nur wenige Schlachthäuſer giebt, kann man ſich wohl denken. Der Handel mit dem Fleiſcher wird gewöhnlich auf folgende Weiſe abgeſchloſſen. Der letztere geht zu dem Eigenthümer einer Viehherde und kauft von ihm eine Anzahl Ochſen, die natürlich irgendwo (fünfzig Meilen weit in der Runde) weiden. Iſt der Handel abgeſchloſſen, ſo wirft der Fleiſcher die Büchſe über die Schulter, beſteigt ein Pferd und reitet ſo lange in den Meſas umher, bis er Thiere mit dem Brande des Verkäufers angetroffen hat. Hierauf ſteigt er vom Pferde, ſchießt die fetteſten von ihnen nieder und weidet ſie gleich auf der Steppe aus. Die Gedärme bleiben das Futter der Adler und Geier, das Vieh aber wird zerlegt, auf Maulthiere verladen und ſo nach der Stadt gebracht.

Daß ſich die Geier und ſonſtigen zahlreichen Raubvögel nicht immer mit den Gedärmen begnügen, davon könnte man viel erzählen. Sie werden häufig ſo gefräßig, daß ſie auf das Rindvieh herabſtürzen und dieſem die Fleiſchſtücke aus dem Rücken hacken. Wirft ſich das arme Thier nieder, ſo wiederholen die Beſtien ihre Anfälle auf den Bauch.

Auch von Prairiewölfen, den ſogenannten Coyotes, haben die Herden viel zu leiden. Treffen ſie eine Kuh vereinzelt an, ſo iſt ihr bald der Garaus gemacht. Fühlen ſie ſich jedoch für den Angriff zu ſchwach, ſo folgen ſie dem Thiere ſo lange heulend und keifend, bis ſich eine größere Zahl von ihnen zuſammengefunden hat. Auf Schafe machen ſie ſtets gemeinſchaftlich Jagd. Heimtückiſch ſchneiden ſie einige Thiere von der Hauptherde ab, umzingeln ſie und ſchließen den Kreis immer enger zuſammen, bis die Schafe nicht mehr entweichen können. Dann halten ſie ihr Feſtmahl auf freiem Felde.

Uralt wie die Wohnungen, Sitten und Gebräuche der Neumexikaner, iſt auch ihre Agricultur, denn ſie datirt in der That nicht dreihundert, ſondern dreitauſend Jahre zurück, in jene Zeiten und Länder, von denen wir ſo vieles in der Bibel leſen. Die Ackerbau-Werkzeuge, welche in Neumexiko noch vielfach in Verwendung ſtehen, die Pflüge, Karren und Hauen ſtammen aus jener Zeit, ihre Einrichtung iſt ſo bibliſch

einfach, daß man ſich in die Zeiten des alten Paläſtina zurückverſetzt glaubt. Iſt es glaublich, daß, während Amerika mit ſeinen vorzüglichen Ackerbau-Geräthſchaften die ganze Welt überſchwemmt, und ſeine glänzenden Pflüge den Boden Braſiliens und Auſtraliens durchfurchen, in ſeinen eigenen fernen Territorien das Gras häufig noch mit der Sichel gemäht oder mit einer Haue abgeſchlagen wird? Noch jetzt müſſen die Quartiermeiſter in den Militärforts von Neumexiko bei der Contrahirung von Heulieferungen das letztere unter den Rubriken „Gemähtes Heu" und „Heu, mit der Haue geriſſen" anführen. Ebenſo wird auch noch das Getreide mit der Sichel geſchnitten und mit dicken Stöcken gedroſchen. Je älter und primitiver die Werkzeuge ſind, deſto beſſer werden ſie von dem Neumexikaner gehandhabt, deſto lieber hat er ſie. Die meiſten derſelben ſtammen in Form und Material noch von den Azteken her.

Das originellſte Werkzeug iſt jedenfalls der Pflug, ein großer Baumſtamm, an dem beinahe Holz genug iſt, um einen Dachſtuhl davon zu bauen. Ein ſchwerer, 3 bis 4 Meter langer Balken, an deſſen einem Ende ein gabelförmiges Stück Holz mit Lederriemchen und hölzernen Nägeln befeſtigt iſt — dies iſt das Culturwerkzeug! Einzelne Kaufleute verſuchten es, eiſerne Pflüge einzuführen, allein ſie konnten die Eingeborenen nicht zu deren Ankauf bewegen.

Eiſerne Nägel oder Radreifen ſind in den ſüdlichen Theilen Neumexiko's ganz unbekannte Dinge. Wir ſahen noch Karren, deren Räder aus hölzernen, ſechs- oder ſiebeneckigen und noch dazu ovalen Scheiben beſtanden, durch deren annähernde Mitte ein Loch geſchlagen war, und dieſes enthielt die hölzerne Achſe. Vom Schmieren der Achſe iſt natürlich niemals die Rede, und die Räder kreiſchen ſo entſetzlich und nervenerſchütternd, daß man dem Wagen meilenweit ausweichen möchte. Das ganze Fuhrwerk enthält außer einigen Holzſtiften nicht einen einzigen Nagel, und wo etwas zu befeſtigen iſt, geſchieht es mit Riemchen aus ungegerbten Häuten.

Für größere Transporte ſind die Fuhrleute immer gezwungen, ein halbes Dutzend hölzerne Achſen mitzuführen, da ja die Achſen der ſchwerbeladenen Wagen bei Einſenkungen und Löchern in dem wege- und ſtraßenloſen Terrain in der Regel brechen. So müſſen die Wagen etwa zur Zeit der Sündfluth ausgeſehen haben. Als Geſpann dienen gewöhnlich ein oder mehrere Paare Ochſen, deren Joch aus einem ſtarken Holzblock beſteht, der den Thieren auf die Schulter gelegt und an die Hörner feſtgebunden wird.

Für kleinere Transporte iſt Meiſter Langohr, im Spaniſchen „Burro", dem Mexikaner Alles: ſein Pferd, Wagen, Ochs und ſeine Kaleſche. Der Burro bringt aus den Bergen ungeheure Ladungen von Holz und Laub herab, die oft eben ſo ſchwer ſind wie er ſelber ſammt ſeinen Ohren. Kaum größer als ein Neufundländer Hund, trägt er Mehlſäcke, Whiskyfäſſer, Möbel und endlich die Mexikaner ſelbſt

nebſt Weib und Kind auf ſeinem geduldigen Rücken. Die Burro's transportiren auch ſtets das Getreide und Heu von den Feldern, ſo daß ſie manchmal ausſehen wie eine Karawane wandelnder Heuſchober.

Ebenſo wie die Ackergeräthe, datiren auch die Geſetze und die Art der künſtlichen Bewäſſerung bis in die graue Vorzeit zurück. Von den 700 Quadratmeilen Landes, welche in dem 100,000 Quadratmeilen großen Territorium culturfähig ſind, ſtehen nur etwa 300 unter Cultur, und ſelbſt von dieſem kleinen Flächenraume kann ein bedeutender Theil nur durch künſtliche Bewäſſerung urbar gemacht werden. Diejenigen Felder, deren Bewäſſerung von Regen und Schnee abhängt, werden hier „Temporales" genannt.

Die Irrigation iſt in Neumexiko eine Lebensbedingung der Bevölkerung, dicke große Folianten enthalten die darauf bezüglichen Geſetze, die theilweiſe ſchon unter den Egyptern in Wirkſamkeit ſtanden. So darf beiſpielsweiſe an einem zur künſtlichen Bewäſſerung der Felder verwendeten Fluß niemals eine Mühle gebaut werden. Alles im Freien befindliche Vieh muß von Schäfern gehütet und irgend welche Beſchädigung der „Acequias" (Waſſergräben) von dem Eigenthümer der Heerde vergütet werden. Will Jemand Land bebauen, ſo kann er die zur Bewäſſerung desſelben nöthigen Acequias auch durch fremden Grundbeſitz führen u. ſ. w., alles Geſetze, welche die Natur hier den Bewohnern dieſes Landes aufzwingt und die hier auf das Genaueſte beachtet werden.

Wie dieſe Geſetze von Egypten nach Nordamerika kamen? — Das iſt einfach erklärt. Von den Egyptern erhielten ſie die Mauren, die ſie bei ihrer Eroberung Spaniens in jenes Land verpflanzten. Als dann die Entdeckung Amerika's einen Strom von Auswanderern nach der neuen Welt, zunächſt nach Mexiko lockte, da brachten dieſe auch die alten Agriculturgeſetze und Werkzeuge mit, die ſich nun in Folge der Abgeſchloſſenheit des Landes von jedem Fortſchritt, von jeder Civiliſation bis auf den heutigen Tag erhielten.

Es iſt etwas ganz Wunderliches um das derzeitige Neumexiko. Mit Recht darf man angeſichts ſeiner neueſten Dampf-Invaſion und ihrer pilzartig neben und über uralten Adobe-Kraals und Adobe-Miſſionen aufgeſchoſſenen Eiſenbahnſtädte, Hôtels, Badeplätze, Schmelzwerke und Maſchinenwerkſtätten ſagen: daß es das älteſte und neueſte Territorium der Vereinigten Staaten zugleich iſt. Faſt ein volles Jahrhundert früher als die „Mayflower" ihre fromme Menſchenfracht am Plymouth-Felſen ausgeladen, war Cabeza de Vaca bereits vom Süden her in das hochgelegene Binnenland vorgedrungen. Mit dem Schwert in der Rechten und dem Kreuz in der Linken hatte er davon für die katholiſche Majeſtät von Caſtilien Beſitz ergriffen und war dann, reich beladen mit Wundergeſchichten von den erſten Büffeln, — cibola, — die er hier geſehen, und den weitgedehnten, in Flußthälern ſowohl, wie auf ab-

geplatteten Bergrücken und ſelbſt in Felſenwänden liegenden Indianer-Gemeinweſen, die er theils ſelbſt beſucht, theils aus Berichten der Eingeborenen kennen gelernt hatte, nach der Stadt Mexiko heimgekehrt. In raſcher Reihenfolge fanden dann verſchiedene Expeditionen nach dem merkwürdigen, nicht nur an einer eigenthümlichen Kultur ſondern auch an Edelmetallen reichen Hochlande ſtatt. Darunter auch für heute noch als intereſſanteſte diejenige des Francesco Vasquez de Coronado, von welcher der daran betheiligte Hiſtoriker Caſtaneda eine ſo getreue Schilderung des neuen Landes heimbrachte, daß man daſſelbe daraus noch heutigen Tages Zug für Zug erkennt. In vollſter Anſchaulichkeit treten ſie uns aus dieſen jetzt dreihundertundvierzig Jahre alten Beſchreibung entgegen: die baumloſen Tafelländer, — mesas —, die treppenartig übereinander aufſteigenden Plateau-Fluchten, der langſam zwiſchen fruchtbaren Uferſtreifen ſüdwärts fließende Rio Grande und die noch heute, wie aus den Urzeiten der amerikaniſchen Eingeborenenwelt in die Tage des Dampfes, der eiſernen Brücken und des zur Menſchenlippe gewordenen Blitzes hineinträumenden, ſchwalbenneſterartig aus Erde und an die Erde ſelbſt feſtgeklebten Adobe-Phalanſteren der ſanften und anmuthigen Pueblo-Indianer. Wir erkennen ſie alle ganz genau aus den Federzeichnungen des wackeren Caſtaneda. Etwas Anderes iſt es freilich mit der Frage: ob auch er ſelbſt, wenn er jetzt plötzlich wiederkehren könnte, ſich darin ebenſo zurecht finden würde, wie ſein ihm um drei bis vier Jahrhunderte nachgeborener Leſer. Wohl kaum, — ſelbſt dann wohl kaum, wenn auch der Yankee nicht in der Weiſe Hand auf dieſes Land von Neumexiko gelegt hätte, wie er es in den letzten zehn Jahren, vornehmlich aber ſeit dem Novembertage des Jahres 1878 gethan hat, an dem die erſte Lokomotive der Atchiſon-Topeka-Santa-Fé-Bahn über den Scheitel des Raton-Paſſes, von Colorado her, in dieſes Spanien der Vereinigten Staaten hereinſchnaubte.

3. Arizona.

Den äußerſten Südweſten des nordamerikaniſchen Continents bildet ein ungeheures, nicht weniger als 113,000 Quadratmeilen umfaſſendes Territorium, von dem man weder in Europa noch in den Vereinigten Staaten beſonders viel kennt. Ganz von unerforſchten Wüſtenländern umgeben, vom Meere abgeſchloſſen und ohne irgend welche ſchiffbare Flüſſe, war es bis jetzt nur das Ziel einiger Forſcher und unternehmender Mineure, die von dem fabelhaften Gold- und Silber-Reichthum dieſes Territoriums gehört hatten. Arizona beſitzt nur eine verſchwindend kleine Bevölkerung

und ſelbſt dieſe iſt zum größten Theile nomadenhaft wild. Von den 40,000 Seelen ſind nicht weniger als 32,000 Indianer, und der Reſt zu mehr als zwei Drittheilen Mexikaner, Flüchtlinge aus den ſüdlich des Rio Grande gelegenen Provinzen Sonora und Süd-Californien; Wegelagerer und Räuber, die mit ihren indianiſchen Landsleuten, den Apachen und Navajos, gemeinſchaftliche Sache machen. Abgelegen, von wüſten Felsketten durchzogen, von Schluchten zerriſſen, bietet dieſes unbekannteſte aller Länder Nord-Amerikas die auffallendſten Gegenſätze dar. Ueberall die ausgedehnteſten Weidegründe und kein Vieh, ſie abzuweiden; Millionen Acker des fruchtbarſten Landes, und keine einzige Farm, denn der Regenfall iſt zu ſpärlich. Die reichſten Gold- und Silberminen mit beinahe zu Tage liegendem Edelmetall, und kein Menſch, ſie zu bebauen. Die Wüſten ſind hier verhältnißmäßig volkreich, die Städte menſchenleer und verlaſſen; die zu ihnen führenden Naturſtraßen ſind vorzüglich, aber dabei lebensgefährlich; jedes Thal hat ſeinen Fluß, und doch kann der Wanderer dabei verdurſten. Zahlloſe Militär-Forts beſchützen die Straßen und Anſiedlungen, trotzdem ſchweben Perſonen und Eigenthum in fortwährender Gefahr. An Stellen, wo man es nimmer erwarten würde, findet man Vegetation und Bewohner; die fruchtbarſten Länderſtriche jedoch ſind verlaſſen. Eis und Schnee an Orten, die ringsum von tropiſch warmem Klima umgeben ſind. Im Sommer herrſcht bei Tag die furchtbarſte Hitze, bei Nacht ſinkt die Temperatur unter den Gefrierpunkt. Ueberall treten dem Reiſenden Ueberraſchungen der ſeltſamſten Art entgegen. Inmitten der troſtloſeſten Wüſte Kirchen und Klöſter mit impoſanter Architektur; Militär-Forts ohne einen einzigen Soldaten; Minen ohne Goldgräber; Städte ohne einen einzigen Bewohner. An anderen Stellen begegnet man Kaufleuten ohne Waaren; Soldaten ohne Waffen; Hirten ohne Heerden; Geiſtlichen ohne Kirchen — alles umherwandernd, ohne Heimat, ohne ſtändiges Beſitzthum.

Arizona beſitzt unter allen Ländern Nord-Amerikas die ſagenreichſte, bewegteſte, wildeſte Geſchichte. Zahlreiche altſpaniſche Dokumente bewahrten ſie uns bis auf den heutigen Tag. Die Kämpfe mit den Indianern, mit den Azteken und Spaniern, die großartigen Gold- und Silberfunde, die Entdeckungen märchenhafter, prächtiger Städte und Ströme, welch' letztere tief unter der Erde flöſſen u. ſ. w., gingen in ganz Amerika, Nord wie Süd, von Mund zu Mund. Bekräftigt wurden dieſe Sagen durch die thatſächlich großen Silber- und Goldmaſſen, die von Zeit zu Zeit nach Mexiko gelangten. Man fand Blöcke gediegenen Silbers 2 bis 4000 Pfund ſchwer! Und dennoch blieb Arizona verlaſſen! Dennoch blieb ihm der gelddurſtige, gewinnſüchtige Amerikaner ferne, und das ganze Land beſaß niemals mehr als dreitauſend Bewohner anglo-amerikaniſchen Urſprungs. Wie ging das zu?

Das Territorium Arizona wurde im Jahre 1853 um 10 Millionen Dollars von Mexiko gekauft; es bildete damals den nördlichen Theil des mexikaniſchen Staates

Sonora. Es war zu jener Zeit noch vollſtändig unbekannt und unerforſcht, als eine Einöde ohne jeden Werth verſchrieen. Erſt die von den Vereinigten Staaten der Reihe nach ausgeſandten Expeditionen brachten Kunde von den Naturſchönheiten, den Ruinenſtädten, dem Bodenreichthum und den Indianerſtämmen dieſes Landes, und da ſtellte es ſich erſt heraus, daß man mit dem Ankauf Arizonas kein ſchlechtes Geſchäft gemacht. Der einzige Uebelſtand iſt die Unzugänglichkeit des Landes. Man hatte es verabſäumt, einen Hafen an dem Meerbuſen von Californien zu erwerben, und da der größte Strom des Landes, der Colorado des Weſtens, zur Sommerszeit nur für die kleinſten Dampfer fahrbar iſt, ſo blieben bis auf die neueſte Zeit die Salzwüſten des ſüdlichen Californien, oder die Einöden von Neu-Mexiko die einzigen Wege nach jenem reichen Lande. Es war natürlich mit den größten Schwierigkeiten verknüpft, durch dieſe Gegenden vorzudringen und die zum Minenbetrieb erforderlichen Dampfkeſſel und Maſchinen von mehr als tauſend Meilen Entfernung herbeizuſchaffen, und ſo blieben auch die Minen bis jetzt ohne rationellen Betrieb. Dazu kamen die Indianer, die den Emigranten-Zügen auflauerten, von hundert gewiß neunzig beraubten und die Männer tödteten, ſofern ſie nicht ſtarke militäriſche Bedeckung hatten. Die grauſamſten und feigſten Indianerſtämme durchziehen noch heute ungeſtraft die Länderſtrecken Arizonas, haarſträubend ſind die Thaten der Navajos und Apachen, deren einzige Beſchäftigung das Rauben und Morden zu ſein ſcheint. — Was den Indianern entging, fiel den Schurken in die Hände, die von Texas, Nevada und Californien vertrieben, in Arizona ſichere Zuflucht vor dem Geſetze fanden, das natürlicherweiſe bei ſo geringer Militärmacht, ſo mangelhaften Verkehrswegen und ſo großer Entfernung von dem civiliſirten Amerika nicht gehandhabt werden konnte. Tucſon, die im ſüdlichen Arizona mitten in einer Einöde gelegene Hauptſtadt des Territoriums, wurde zu einem Sodom, wo Verſchwendung, Laſter, Verbrechen und Sinnesluſt herrſchten, wie nirgends. Diebe, Räuber, Mörder und Falſchſpieler bildeten die Mehrzahl der Bevölkerung dieſer Lehmhüttenſtadt, und es gab bis vor wenigen Jahren wohl kein Land der Erde, in welchem Geſetzloſigkeit und Verbrechen in einem höheren Grade zu finden geweſen wären, wie eben in dieſer ehemaligen Provinz Mexikos. Zehn Jahre lang blieb Arizona vollſtändig dieſer Bevölkerung überlaſſen, ohne daß es irgend welche Regierung, Behörde, Militärmacht oder ſonſt dergleichen beſeſſen hätte! Es war mit einem Worte öffentliches Land, denn erſt im Jahre 1863 wurde eine Territorial-Regierung von den Vereinigten Staaten eingeſetzt.

Seit jener Zeit kam allmählich Ruhe und Ordnung in einzelne Theile des Landes, beſonders längs der Flußläufe des Colorado und des Gila, und die Ausbeutung der ungeheuren Gold- und Silberſchätze des Landes iſt im Wachſen begriffen. Allein ſo lange dem Räuberunweſen der Mexikaner und Indianer kein Ende bereitet wird, ſo lange wird auch Civiliſation und Kultur dem Lande fern bleiben, ſelbſt in den

kleinen, aus Lehm- und Bretterhütten beſtehenden Minenſtädten Prescott, Tucſon und Tubac iſt davon keine Spur vorhanden. Es ſind ehemalige mexikaniſche Dörfer mit altſpaniſchen Adobe-Kirchen und halbverfallenen Hütten, in denen die Mineure,

Arizona: Der Rieſen-Lehnſtuhl.

einzelne Kaufleute und Schenkwirthe ihre Wohnſitze aufgeſchlagen. In dieſen Städten iſt zum Mindeſten die Sicherheit des Lebens größer, als auf dem offenen Lande, und dies iſt bereits ein Fortſchritt gegenüber den Verhältniſſen früherer Jahre. Am meiſten Kultur findet man noch bei den Mönchen der katholiſchen Miſſionen, welche

Arizona: Aztekische Ruinen.

hie und da, mitten in der Wüſte, zu finden ſind, und deren größte und bedeutendſte die Miſſion San Xavier del Bac iſt. Einige Meilen ſüdlich von Tucſon gelegen, erregt dieſe Miſſion mit ihrer prächtigen Kirche das Staunen jedes Beſuchers. Sie wurde 1668 von den Jeſuiten im reichen ſpaniſchen Style erbaut und gehört entſchieden zu den ſchönſten und maleriſchſten Bauten jenſeits der Felſengebirge. Die Miſſion von San Xavier iſt von einem Dorfe der Papagoes-Indianer umgeben, einem fleißigen, zum katholiſchen Glauben bekehrten Stamm, der ſich ausſchließlich vom Ackerbau nährt, und etwa 7000 Köpfe zählt. Auch die übrigen Dörfer der Papagoes befinden ſich zumeiſt in der Nähe jener katholiſchen Miſſions-Gebäude, wie ſie von den ſpaniſchen Geiſtlichen vor Jahrhunderten im ganzen Süden — von Californien bis Texas und Neu-Mexiko erbaut wurden.

Ebenſo friedlich wie die Papagoe-Indianer ſind die Pimos, ein am meiſten civiliſirter Stamm Amerikas, mit reichem Landbeſitz und vielem Vieh. Ihre Dörfer ſind an den Ufern des Gila-Stromes gelegen, der auch ihre etwa 100 Quadratmeilen Landes betragende Reſervation durchfließt. — Die Pimos bewährten ſich bis jetzt ebenſo gut als Ackerbauer wie als Krieger und Freunde der Weißen. Sie leben in kleinen halbrunden Hütten, ihre Kleidung beſteht nur aus wenig mehr, als einem kurzen über die Hüften fallenden Röckchen. Ihre Lebensweiſe iſt noch ſehr urwüchſig, zeigt jedoch ſchon einen gewiſſen Anſchluß an die anglo-ſächſiſche Ziviliſation. Ihre Zahl beträgt etwa 5000, die in ſieben Dörfern vertheilt leben und über 600 Farmen beſitzen.

Welch' fruchtbarer Boden in dieſem ſüdweſtlichen Theile Arizonas zu finden iſt, geht aus der erwieſenen Thatſache hervor, daß die Aecker der Pimo-Indianer nun ſchon ſeit drei Jahrhunderten bebaut werden und ohne jedwede Düngung oder künſtliche Mittel jährlich zwei reiche Ernten geſtatten. Der Weizen wird im Dezember hier geſäet und im Juni bereits eingeheimſt; auf demſelben Boden werden dann Mais, Kürbiſſe, Melonen u. ſ. w. gepflanzt, die des nun eintretenden Sommerregens bedürfen. Auch Tabak und Baumwolle gedeihen hier üppig, und es unterliegt keinem Zweifel, daß dieſes Land einſtens zu den ſchönſten Amerikas zählen wird, ſobald nur die weiße Auswanderung hierher ihren Weg gefunden haben wird.

Die am häufigſten benützte Route nach den Minen Arizonas führt von Los Angeles in Süd-Californien aus, durch eine weite Salzwüſte nach dem Militär-Fort Yuma, das an der ſüdweſtlichſten Spitze des Territoriums, an den Ufern des Colorado-Stromes liegt, der etwa 50 Meilen unterhalb in den Golf von Californien mündet. Ein kleiner Dampfer verkehrt zwiſchen Fort Yuma und dem Golf. Das Fort und die angrenzende Stadt gleichen Namens iſt die bedeutendſte Anſiedelung der Weißen für Tauſende von Quadratmeilen Landes. Auf einem hohen, nahezu ſenkrecht aus dem Fluß emporſteigenden Felſen gelegen, beherrſcht es die Umgegend auf

viele Meilen in der Runde, es gewährt mit ſeinen Offiziers-Häuſern, Kaſernen und Vorraths-Magazinen in dieſer Wüſte einen freundlichen, wohlthuenden Anblick. Dies iſt aber auch alles Günſtige, was ſich über dieſen verlaſſenen Außenpoſten Amerikas ſagen läßt. Fort Yuma gilt in ganz Amerika als der heißeſte, unerträglichſte Aufenthaltsort, den man mit Cayenne und Neu-Caledonien vergleicht. Die Geſchichten, welche man von der Sommerhitze in Fort Yuma erzählt, ſind die haarſträubendſten, die je erzählt wurden, und wenn davon auch Vieles erfunden ſein mag, ſo iſt es doch Thatſache, daß ſelbſt die Yuma-Indianer, von welchen das Fort den Namen erhielt, den Sommer über oft halbe Tage im Waſſer zubringen, und ſich fortwährend friſchen Schlamm auf die Köpfe legen, um ſich vor den Sonnenſtrahlen zu ſchützen.*) Deſto angenehmer iſt hier der Aufenthalt im Winter, und zu dieſer Zeit werden auch gewöhnlich die Reiſen von der californiſchen Küſte nach dem Innern des Wunderlandes angetreten, deſſen größtes Wunder der Flußlauf des oben genannten Colorado iſt.

Bei Yuma überſchreitet die Süd-Pacific-Bahn auf einer 500 Fuß langen hölzernen Brücke den Coloradoſtrom und erreicht nach einer traurigen Wüſtenfahrt von etwa 300 Meilen Benſon. In Benſon, welches als Bahnſtapelplatz für den nahen Tombſtone-Minen-Diſtrikt ſchon eine beträchtliche Bedeutung hatte, ehe es zur Würde eines Bahnknotenpunkts erhoben wurde, hat der Reiſende Gelegenheit, die Mexikaner, die

*) 110° F. (= 35° R.) im Schatten ſind während des Sommers, der ſich hier das Vergnügen macht, volle acht Monate zu dauern, die Regel; 120 ſind ſchon ein wenig ſeltener, aber von Ende Juni bis Anfang September immerhin noch ziemlich häufig; und ſelbſt die Weißglüh-Temperatur von 130° F. (43° R.) kommt in manchen Sommern etwa ein dutzendmal vor. Selbſtredend iſt der Zuſatz: „im Schatten" bei allen dieſen Grad-Angaben nöthig, obwohl ſich Derjenige, der das ſüdliche Arizona nur flüchtig bereiſt hat, beim beſten Willen nicht vorſtellen kann, wo die betreffenden Hitzepatrioten in dieſen nackten Wüſten den zu einer ſolchen Thermometer-Meſſung nöthigen Schatten eigentlich hergenommen haben. Das Unglaublichſte aber bei dieſen unwillkürlich an den Roſt des Heiligen Laurentius erinnernden Temperatur-Verhältniſſen iſt die Thatſache, daß ſich nicht nur der Lokalſtolz, ſondern ſogar der Lokalhumor derſelben bemächtigt hat. Und doch iſt es ſo, wie verſchiedene in Yuma dem Reiſenden mit ſchickſalshafter Unfehlbarkeit ſervirte, an ſich allein ſchon ſchweißtreibende Anekdoten beweiſen. Die bekannteſte derſelben, aber ihrer wahrhaft hölliſch guten Erfindung halber immer wieder des Erzählens werth, iſt die von dem Ver. St. Soldaten, der ſich das Glück einer dreimonatlichen Sommer-Garniſon in Fort Yuma derartig zu Herzen nahm, daß er beim Beginn des Herbſtes ſtarb. Aber auch im Grabe ſollte er keine Ruhe finden, vielmehr verſetzte er ſeine ehemaligen Kameraden wochenlang durch ein regelmäßiges mitternächtiges Erſcheinen als Geiſt in Schrecken, bis endlich einer derſelben den Muth fand, das Geſpenſt um den Grund dieſes raſtloſen Wiederkehrens zu befragen, und zur Antwort die bittenden Worte erhielt: „Gebt mir eine Wolldecke, ich kann es in der Hölle vor Kälte nicht aushalten!"

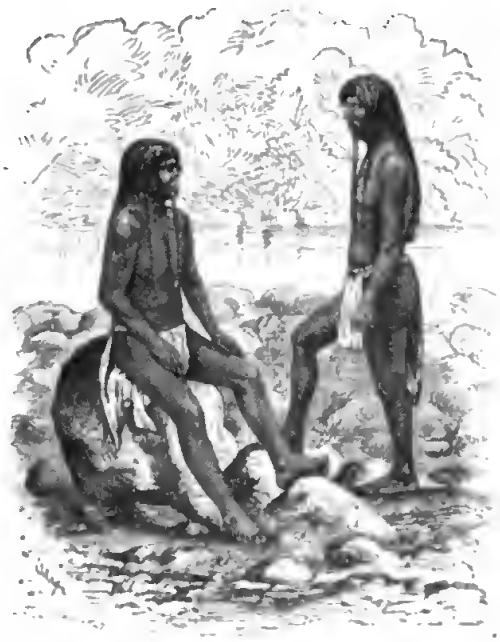
er in Yuma und Tucſon in ihren Jacals und Adobe-Gebegen vorzugsweiſe nur in ihrem Schmutze und ihrer Schläfrigkeit geſehen, auch von einer etwas lebendigeren, wenngleich keineswegs viel ſauberen Seite kennen zu lernen. In ganzen Schaaren, theils angekommen, theils auf dem Sprung weiter zu reiſen, theils neugierig lungernd, füllen dieſe neuerdings ſo ungeſtüm in den Bereich des Weltverkehrs geriſſenen Señores und Señoras den Platz um das Stationsgebäude und die ſtaubigen Straßen zwiſchen den Holzgebäuden, Holzbuden und Zeltgefügen des Ortes an, die mit ihren Waarenlagern von tauſend und einem Gegenſtande, mehr noch aber mit ihren Trink-

Arizona: Ein Pimo-Dorf.

ſtuben und Spielhöllen einen ganz ausgiebigen Vorgeſchmack zu dem, vor fünf Jahren unter allen Auſpicien eines jüngeren Virgina City, Helena oder Leadville ins Leben gerufenen, Tombſtone ſelbſt geben. Die glücklichen Entdecker dieſes etwa 30 Meilen ſüdlich von Benſon, nach der mexikaniſchen Grenze zu gelegenen Silber-Diſtrikts waren zwei Brüder Schieffelin, von denen der Aelteſte „Ed", obgleich er heute ein reicher Mann iſt, doch noch zu den unverfälſchten Charakter-Figuren dieſes Schatzſucher- und Abenteurer-Rendezvous gehört. In dieſem letzteren ſelbſt aber hatte man bis vor Kurzem vielleicht die letzte Gelegenheit, das echte wilde Minenleben des großen Weſtens, in deſſen Strudel Schätze und Leben gleich billig zu ſein

pflegten, in jener ganzen Unverfälſchtheit zu ſtudiren, in welcher ihm die Eiſenbahnen für immer den Garaus zu machen beſtimmt ſind.

Es war im Winter 1878, als die beiden Schieffelins ſich durch gewiſſe Berichte über die im San Pedro-Thal gelegene, vor Zeiten mit Erfolg bearbeitete Bronco-Grube veranlaßt ſahen, von Tucſon aus eine Proſpektoren-Tour dahin zu unternehmen. Da nur kurz vorher in den weiter nordweſtlich gelegenen Santa Rita Minen des Santa Cruz-Thales verſchiedene Gruben-Ingenieure und Bergleute von den Apaches ermordet worden waren, erklärte die in Tucſon erſcheinende Zeitung den unternehmenden Brüdern ſchwarz auf weiß, daß Alles, was ſie im San Pedro-Thale finden würden, ein 'tombstone' ſein würde. Sie gingen jedoch auf dieſe Vorherſagung nicht ein, zogen es vielmehr vor, ſtatt des ihnen aviſirten Grabſteines die „Tough Nut“ und „Contention“-Mine zu finden, deren Entdeckung ſofort eine ganze Völkerwanderung von Minen-Nomaden nach dem San Pedro-Thal zog und die glücklichen Finder, in dankbarer Anerkennung der ihnen gemachten und ſo wenig in Erfüllung gegangenen Prophezeiung, veranlaßte, wenigſtens das daſelbſt über Nacht aus der Erde geſprungene Minen-Lager „Tombſtone“ zu taufen. Der Name fand ſo allgemeinen Anklang, daß er nicht nur ſofort auf die geſammte Bergkette, in der ſich die neuen Silberlager erſchloſſen hatten, und den ganzen Diſtrikt überhaupt übertragen wurde, ſondern daß ſich die Leute von Tombſtone auch durch ſechzehn gleich in den erſten drei Monaten verübte Mordthaten veranlaßt ſahen, denſelben noch eigens zu rechtfertigen. Weitere kleine Taufſcherze vom Tombſtone Caliber verſtanden ſich dann bei dem bekannten Revolver-Humor junger Minen-Bevölkerungen von ſelbſt. So erſcheint noch heute eine der beiden in Tombſtone erſcheinenden täglichen Zeitungen unter dem ermuthigenden Titel "The Epitaph", und in den ſandigen Bretter- und Zelt-Straßen des Ortes bilden unter der in ſolchen Gemeinweſen ſonſt üblichen Salon-Nomenklatur der "Dew Drop", "Morning Glory", "Emerald", "Oriental" ꝛc. Namen wie "The



Arizona: Navajo-Indianer.

Coffin", "The Tombstone Gem" und "The Poison Box" eine echt „ortsgeniale" Abwechslung.

Achtundvierzig Meilen jenseits des lebhaften und trotz seinem im Augenblick noch durchaus wüstenmäßig-staubigen und primitiven Aussehen doch bereits von dem unverkennbaren Parfüm eines südwestlichen Zukunfts-Platzes umwehten Benson steigt die Süd-Pacificbahn in dem 4394 Fuß hohen Dragoon-Paß zu der höchsten Höhe an, die sie in Arizona überhaupt erreicht. Noch weitere vierzig Meilen und sie überschreitet bei San Simeon die Ostgrenze Arizonas. Wir befinden uns in Neumexiko, jenem Territorium, welches sich mit Florida um den Ruhm streitet, von allen Unionsgebieten zuerst der Sitz einer dauernden weißen Civilisation gewesen zu sein. Von der Südhälfte des Territoriums Arizona dürfte in Bezug auf Ackerbau und Viehzucht, und demgemäß auch auf Besiedlung des Landes, nicht viel zu erwarten sein.

Durch die Atlantic Pacific-Linie, die in Albuquerque, Neumexiko, beginnt und sich bei Mojave an das Eisenbahnnetz von Süd-Californien anschließt, wird jener nördliche Theil Arizonas erschlossen werden, von dessen höher gelegenen Nutzländereien, — in Gestalt großer Weideflächen und mit Hülfe von künstlicher Bewässerung zu gewinnender Ackerstriche — Arizonaer Patrioten, im Gegensatz zu den Sand- und Cactusgebieten der Südhälfte des Territoriums, soviel zu rühmen wissen. Wie es sich nach Vollendung der neuen Bahn mit diesen Weiden- und Ackergebieten verhalten wird, muß einstweilen abgewartet werden. Jedenfalls werden Diejenigen, die auf anderen, sowohl nördlichen, wie südlichen Bahnlinien, das große Kontinalbecken durchkreuzt haben, keine gar zu sanguinischen Hoffnungen, gerade auf diesen Gürtel des 35. Breitengrades setzen. Eines aber steht schon jetzt fest: dem Freunde und Bewunderer wilder und abnormer Naturschönheiten ist durch diese Bahn endlich auch jene ungeheuerliche Schluchten-Scenerie zugänglich gemacht worden, von denen die Vereinigten Staaten mit demselben Recht, wie von den Fällen des Niagara, den Wasser-Vulkanen des Yellowstone und dem Yosemite nebst den Riesenbäumen der Sierra Nevada, behaupten dürfen, daß sie darin ein Welt-Unicum besitzen.

4. Das Cañon-Land des Colorado.

Vor langer, langer Zeit, — es mag wohl Jahrtausende lang her sein, — lebte ein großer und weiser Indianer-Häuptling, der über die Stämme jenes sagenreichen, räthselhaften Landes herrschte, das heute das Territorium Arizona bildet. Er hatte sein Weib verloren, und dieser Kummer verbitterte sein Leben. Sein Gram rührte den Indianer-Gott Ta-owoats. Er kam zu dem Häuptling und sagte ihm, sein Weib

wäre in einem beſſeren Lande, und er wollte ihn dahin führen, falls er verſpräche, nach ſeiner Rückkunft nicht mehr zu trauern. Der große Häuptling verſprach es, und da brach denn Ta-owoats einen Weg durch die Gebirge zwiſchen ihm und jenem glücklichen Lande.

Durch dieſen tief eingeſchnittenen Bergweg führte nun Ta-owoats den Häuptling zu ſeinem Weibe und nahm ihm bei ſeiner Rückkehr das Verſprechen ab, Niemandem von den Freuden des glücklichen Paradieſes, das er geſehen, zu erzählen. Dann nahm er die Waſſer der Umgebung, die Regenbäche von den Ebenen und die Schneewaſſer aus den Gebirgen, und rollte ſie durch den Engpaß, einen wilden, toſenden Strom bildend, der alle verſchlingen würde, die es unternähmen, ihn zu betreten. —

Das glückliche Land, von dem der Gott geſprochen hatte, war Californien, und der tiefe Stromweg, den er durch die Gebirge gebrochen, war der Colorado des Weſtens, der größte Strom der pacifiſchen Küſte Amerikas. Die armen Indianer, die jenes traurige Land bewohnen, umſpannen den ſeltſam merkwürdigen Strom mit ihren Sagen, ſie wagten es niemals, die furchtbaren Erdſchlünde zu betreten, durch welche er fließt. Die Weißen gelangten bis zur Eröffnung der Atlantic-Pacific-Eiſenbahn nur alle Jahrhunderte einmal an den oberen Wüſtenſtrom, aber ihre Erfahrungen waren hinreichend, um alle weiteren Verſuche ſeiner Erforſchung für immer zu vereiteln. Haarſträubende Geſchichten durchliefen die Lager des Trappers und die Hütte des Mineurs. Alle Boote, die bis jetzt den Strom zu befahren gewagt, wären mit furchtbarer Gewalt über Waſſerfälle und durch Schlünde geführt und endlich in Strudel geriſſen worden, aus denen ſie niemals wieder hervorgekommen ſeien. Von all jenen Vielen, die es bisher verſucht hatten, den Strom auch nur zu überſchreiten, war Keiner je wieder geſehen worden. Vergeblich hatten ſie es verſucht, die tauſend Fuß hohen Felsmauern zu erklimmen, ſie waren elend verhungert. Vor etwa hundert Jahren hatte ein ſpaniſcher Prieſter das nördliche Arizona beſucht, und in ſeinen Reiſebeſchreibungen theilte er mit, die Ufer des Colorado wären ſo hoch, „daß ein Felſen, der im Fluſſe lag, ihm von den Klippen aus nicht größer als eine Manneshand erſchienen ſei, während er in Wirklichkeit ſo groß war, wie die Kathedrale von Sevilla“.

All' dies war nur geeignet die Neugierde der Forſcher anzufachen. In den Jahren 1869 bis 1874 wurde deshalb von den Vereinigten Staaten eine Expedition unter Major Powell ausgeſandt, um den bis dahin unbekannten myſtiſchen Lauf des Colorado zu erforſchen, und ihr gelang es, nach den furchtbarſten Anſtrengungen und den unglaublichſten Gefahren, den Strom von ſeinem Urſprung bis zu der californiſchen Grenze zu durchforſchen. Ihrer Aufopferung verdankt Amerika die Kenntniß jenes großen Wüſtengebietes, das ſich von dem Uintah-Gebirge am großen

Salzſee durch Colorado, Utah, Nevada und Arizona, bis zu dem Meerbuſen von Californien erſtreckt und die ſeltſamſten Gebirgs- und Boden-Formationen aufweiſt.

Arizona: Fort Yuma am Colorado-Strom.

Dieſe weiten, mehr als hunderttauſend Quadratmeilen umfaſſenden Länderſtrecken entbehren vollſtändig des Gras- und Baumwuchſes. Es ſind röthlichgelbe, verwitterte Steppen mit einigen Salzſeen und Gebirgs-Ketten, nicht, wie die Steppen des

Platte und Arkanſas mit fruchtbarem Erdreich bedeckt, ſondern für ewig dazu verdammt, Wüſte zu bleiben. Niemals wird der Pflug des Ackerbauers ſie durchfurchen, niemals die Eiſenbahn ſie durchziehen. Kein Gold in den Bergen und Flüſſen lockt

Das Cañon-Land am Colorado: Der Mu-Koon-tu-weap Cañon.

den Einwanderer, kein edles Wild den Jäger in dieſe Region. Sie wird ewig das Gebiet jener unſäglich armen, herabgekommenen Indianerſtämme bleiben, welche als die einzigen Nachkommen der großen Azteken und Tolteken die Schluchten und Thäler von Nord-Arizona heute bewohnen. —

Der große Strom, welcher dieſes Wüſten-Gebiet durchfließt, iſt eines der merkwürdigſten Naturwunder. Er entſteht durch die Vereinigung des aus den Wind River Mountains in Wyoming kommenden Green River mit dem Grand River im ſüdöſtlichen Utah und ergießt ſich in den Meerbuſen von Californien.

Ungeachtet ſeiner bedeutenden Länge iſt er doch größtentheils unſchiffbar und wird zweifellos für die Ewigkeit ſo bleiben. Vor Allem ſchrumpft er in der heißen Jahreszeit bis auf Bachesſtärke zuſammen. Aber ſelbſt wenn genügend Waſſer vorhanden wäre, ſo würden doch die tauſend ungangbaren Barrièren, Caskaden, Stromengen und Schluchten jedem Schiffe ſicheres Verderben bereiten.

Die oberen zwei Drittheile des Colorado-Beckens erheben ſich bis zu neuntauſend Fuß über den Meeresſpiegel. Dieſes Becken iſt gegen Nord, Oſt und Weſt von ſchneebedeckten Gebirgen eingeſchloſſen, die eine Höhe von 11 000—14 000 Fuß erreichen. Den ganzen Winter hindurch fällt auf dieſem ganzen weiten Raume Schnee, alle Thäler und Schluchten füllend, alle Flußläufe und Abhänge halb begrabend, alle Bergſpitzen in einem weißen Mantel hüllend, der von Wind und Kälte aus den Wellen des Meeres zu Wolken gewoben und hierher getragen wird. Fängt im Frühjahre die Sonne an, ihre heißen Strahlen hernieder zu ſenken, dann ſchmelzen dieſe Schneemaſſen und ſenden Millionen von Caskaden die Berg-Abhänge hinab.

Je größer dieſe Waſſermaſſen nun ſind, ein je größeres Gefälle ſie haben, deſto weniger können ihnen die Felſen Widerſtand entgegenſetzen. Sie ſind dem naſſen, anſtürmenden Elemente gegenüber wehrlos und mögen ſie auch noch ſo trotzig ihre Stirne entgegenſtellen, mit der Zeit wird eine Breſche in ſie gewaſchen ſein. Und ſo hat denn auch der Colorado ſich auf einer Strecke von tauſend Meilen ſolche Cañons durch die Felſen gegraben, Cañons, die in ihrer furchtbaren Tiefe und Schrecklichkeit den Indianern Urſache für Götterſagen und Mythen gegeben haben, — Weiße zu Ehrfurcht und Bewunderung nöthigen.

Und wie der Colorado ſelbſt, ſo beſitzt auch jeder ſeiner waſſerreichen Nebenflüſſe, der Virgin, Kanab, Paria, Escalante, Dirty Devil an der Weſtſeite, und der Green, Yamba, San Juan und Colorado Chiquito an der Oſtſeite ſeine tiefen, engen, vielfach gewundenen und gekrümmten Cañons. Jeder Nebenfluß dieſer Flüſſe ſtürmt ebenfalls durch einen derartigen, viele hundert Fuß tiefen und wenige Fuß breiten Cañon. Jedes Bächlein fließt durch einen ſelbſtgegrabenen Cañon; jedes Regenwäſſerchen, geboren und wiedergeboren durch den Regen, nur während des Regens beſtehend, ſchneidet ſich ſeinen Cañon! Danach kann man ſich leicht den Charakter jener Sandſteinwüſte vorſtellen, welche das obere Becken des Colorado bildet. Es iſt ein wahres Labyrinth der Natur, ſtellenweiſe unzugänglich für jeden Sterblichen. Es iſt wie eine ungeheure verſteinerte Stadt, deren Straßen ſämmtlich von Waſſermaſſen durchfluthet werden, und wo an den Stellen der Häuſer zehnmal ſo hohe

Felsblöcke ſtehen, welche jeden Abſtieg in die Straßen hinab unmöglich machen. Alle die ſzeniſchen Eigenſchaften dieſes Theiles von Utah und Arizona ſind in rieſenhaftem Maßſtab, unheimlich und großartig zugleich. Die Ströme fließen in unzugänglichen Tiefen — unzugänglich im wahrſten Sinne des Wortes, die Felswände unterwaſchend, in deren Gefangenſchaft ſie ſich ſelber begeben. In dieſen engen Rinnen toben und jagen und tanzen die gefangenen Waſſermaſſen über Kataraкte und Fälle den tieferen Länderſtrichen Californiens zu, und über ihnen, auf der Höhe der einſchließenden Felsmauern ſind trockene Ebenen, Mesas, ohne Baum und Strauch, den nackten feſten Felſen bloslegend. An einigen Stellen, wo die Felſen aus Mergel beſtehen, ſind ſchon Flächen verwittert und zerſetzt, man watet dann in dem loſen feuerrothen oder gelben Material, wie in einem Bett von Aſche. An anderen Stellen, wo die Felſen aus weichem Sandſtein beſtehen, iſt die Oberfläche ſo zerſetzt, daß ſie mit Treibſand von der verſchiedenſten, meiſt hochrothen oder orangegelben Färbung bedeckt iſt.

Das iſt das Land der Cañons, — unbewachſen, ſelbſt aller Wüſtenpflanzen bar, unbewohnt von Thieren, gemieden von Menſchen, — eine Wüſte und ein Labyrinth zugleich, — ein Stück der Unterwelt auf den Erdboden erhoben. Mit Ausnahme der ewig in Eis und Schnee gehüllten Polarländer und der Wüſten von Thibet, giebt es kein Land der Erde, das troſtloſer, einförmiger und öde wäre, als jenes Cañon-Gebiet des Colorado, keine Sahara iſt mehr Wüſte, als das Land an der Südſpitze des Staates Nevada.

Der einzige Weg durch dies Gebiet führt durch die Cañons, dieſen Weg haben wohl bis jetzt gar Viele verſucht und betreten, aber nur die Wenigſten gelangten wieder ans Tageslicht. Gewöhnlich gingen ſie ſchon in den erſten Meilen ihrer Reiſe elend zu Grunde. Es iſt als hauſten böſe Geiſter in den Schluchten und Katakomben des Colorado, die dem Sterblichen den Zutritt in ihr Gebiet, in dieſe Unterwelt, nicht geſtatten. Die kühnen Jäger ſtürzten entweder über die ſenkrechten Wände in die Schlünde hinab und zerſchellten am Grunde, oder ſie ertranken in dem rothen, lehmigen Waſſer, oder wurden von den Wirbeln hinab in die Tiefe geriſſen, um vielleicht erſt nach Wochen wieder als Leichname ans Tageslicht zu kommen. Die Boote und Flöße, auf denen ſie herabzufahren wagten, wurden an den Felſen zerſchellt. Und ſelbſt jenen, welchen es gelang, ſich der Wuth der Elemente zu entziehen, — ihnen entzogen die böſen Kobolde jener Regionen alle Nahrung, ja ſelbſt das Waſſer. Sie mußten ſich kümmerlich von Kräutern nähren, im Angeſicht des tauſende Fuß unter ihnen befindlichen Waſſers vom Durſte leiden; — als ſie aus dieſen Regionen heraus und wieder zu Menſchen kamen, da war der Verſtand ihnen geraubt! Darum iſt es als ein Wunder anzuſehen, daß es der Expedition unter Major Powell gelang, mit dem nackten Leben und unter Verluſt von all' ihrer Habe endlich den Lauf des Colorado zu erforſchen. Ihre Mitthei-

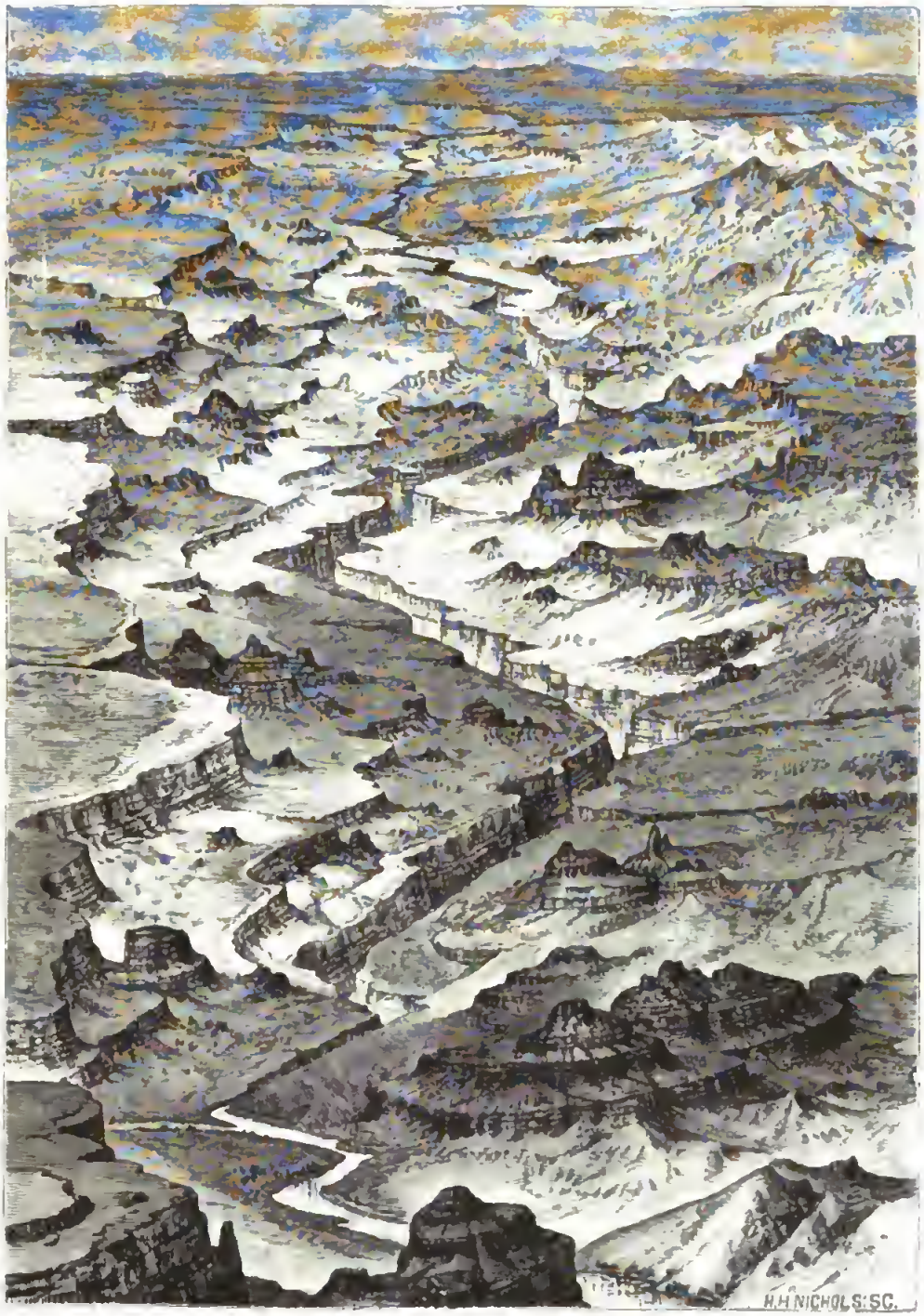
Das Cañon-Land des Colorado: Ersteigung des Great-Cañon.

lungen, vereint mit jenen des Lieutenant Ives, bilden die einzige Literatur über das Wüſtenland.

Im Oberlaufe des Colorado ſind die Cañons zahlreicher, aber von geringerer Tiefe, wenn man Felsmauern fünf Mal ſo hoch als der Thurm des Wiener Stefans-Doms überhaupt als niedrig bezeichnen kann. Nur in dem ſchönen Cañon von Lodore erheben ſie ſich zu etwa 3000 Fuß Höhe. Der einundzwanzig Meilen lange Cañon wurde nach Southeys Gedicht: „Wie kommen die Waſſer herab bei Lodore“ ſo benannt.

An einigen Stellen, weiter ſtromabwärts, wie am Fuße des Gray Cañon, erheben ſich ungeheure Felsthürme ſenkrecht aus dem Waſſer, als wären ſie von Menſchenhand erbaut und glatt gemeißelt. Es ſind Felſen, von den Zeitaltern und den Stürmen bearbeitet, bis nur eine dünne Felsnadel, eine himmelragende Felſenruine übrig blieb, wie die vom Fleiſch entblößten Rippen eines Vorweltthieres.

An den Klippen, und ſelbſt an ihrem oberen Rande, weit in das Land hinein, ſieht man kurios geformte Obeliske und „Buttes“, als wäre es ein ungeheurer Friedhof von Titanen, über deren Gräbern ſich koloſſale Grab-Monumente erhöben. In den Wänden des Cañons findet man Grüfte und offene Gräber, als wären ſie eigens für Jene gegraben, die es



Das Cañon-Land des Colorado aus der Vogelſchau.

wagen, in die geweihte Ruheſtätte der Geiſter einzudringen. Sie rufen ihnen ein Memento mori zu.

Von dieſen Obelisken und Pyramiden erhielt der Cañon den Namen Monument-Cañon. Von der Mündung des Paria-Fluſſes an erhält der Cañon einen anderen Charakter. Der Strom iſt in Kalkſtein-Formationen eingetreten, die Waſſer haben ſich glatt durch die marmornen Felſen hindurch geſchnitten, ohne die geringſten Seiten-Cañons oder Schlünde und Felstrümmer aufzuweiſen. Es iſt eine glatte Paſſage zwiſchen glänzend polirten, oft wundervoll gefärbten marmornen Wänden, deren Höhe von keiner Kathedrale der Welt übertroffen wird. Weiß, Grau, Saffran, Roſenroth und Purpur vermengen ſich und durchziehen in Adern die koloſſalen, eine halbe Meile hohe Mauern. Fünfundſechszig Meilen vom Paria-Fluß bis zum Colorado-Chiquito rahmen ſie das enge Strombett ein und bilden gleichſam den Thorweg zu einem der großartigſten Weltwunder, dem nun folgenden Grand Cañon des Colorado.

Eine Meile tief unter der Oberfläche der Erde wogt der Fluß zwiſchen den ſenkrechten Mauern hindurch, dem zweihundert Meilen entfernten, offenen Wüſtenlande zu, ſeine Wellen ſchrumpfen, von oben geſehen, zwerghaft zuſammen, obgleich ſie gegen die Mauern und Klippen wüthend branden, die ſich zu der Welt über ihnen erheben. Sie ſind winzige Tröpflein; der Menſch in dieſer Tiefe iſt wie eine Ameiſe unter den Felſentrümmern verloren. Man bedenke nur: eine Meile Höhe! Horizontal gemeſſen, ſchon eine bedeutende Diſtanz, iſt ſie nur ſchwer zu erfaſſen, wenn man ſie in vertikaler Richtung nimmt.

Tauſend Fuß — alſo etwa zwei Pyramiden hoch — beſtehen dieſe vertikalen Wände aus Granit, deren Rippen wie von Titanenhand zu ihrer Verſtärkung gemeißelt ſind, auf dieſem Piedeſtal aus Urgeſtein ruhen Klippen und abermals Klippen ſenkrecht übereinander bis zum Gipfel, und dieſer Gipfel iſt die Oberfläche der Wüſte. Unten, an den Ufern, iſt Alles ſchwarz, finſter und enge, oben roth und hell, grau und orange, mit Seiten-Cañons und Klaffungen, ein unendliches Felſenwirrſal. Je weiter man vordringt, in deſto tiefere Schluchten gelangt man, bis die Klippen ſich 7000 Fuß über den Fluß erheben.

Von Zeit zu Zeit erfüllen Wolken den Cañon. Manchmal ſchweben ſie in großen Maſſen herab und verhüllen Alles mit grauem, dichtem Nebel, dem nur die Nacht an Dunkelheit gleichkommt. Zu Zeiten hängen dieſe Wolken an den Klippen oben und überwölben den gigantiſchen Korridor mit einem dichten, grauen Sturmdache. Wolken ſind das Dach, ſchwarzer Granit ſind ſeine Wände, weißer, milchiger Schaum ſein Boden, denn die Waſſer und Wellen ſind hier ewig zu Schaum gepeitſcht. Plötzlich fährt dann die wüthende Windsbraut durch einen Seiten-Cañon herab, zerreißt das Wolkendach und läßt den klaren, blauen, ſternenbeſäeten Himmel herniederſchauen bis auf den weißen Giſcht am Fuße. Es erſcheint uns als ruhte ſein Gewölk

auf dem Rande des Cañons, ſo hoch erſcheinen die Felſen, ſo tief brauſt der Fluß. Von Zeit zu Zeit fliehen die Wolken weiter, reißen ſich von den Felsnadeln und Vorſprüngen und Ritzen los, in welche ſie ſich verwickelt. Dann verſchwindet der graue Mantel, die Spitzen und Kanten und Kämme erſcheinen wieder in ſcharfem Relief, ein Bild natürlicher Gothik. Kommt endlich ein Gewitterſturm herab von der weiten Wüſte droben, ſo fluthet und donnert der Regen in Bächen und Waſſerfällen von gigantiſcher Größe die Felſenwände hinab in die ſchäumenden Fluthen, daß ſie hoch aufſpritzend, an den kalten Granitwänden des Cañons emporlechzen.

Und ſo geht es fort für zweihundert Meilen! Manchmal hört der Granit auf, und Marmor oder Sandſtein treten an ſeine Stelle. Aber ob nun Granit, Marmor oder Sandſtein, durch alles haben ſich die wüthenden Waſſer Bahn gebrochen, alle Felſen, ſelbſt die härteſten, ſind ihnen unterlegen. Hier liegt das Buch der Geologie offen aufgeſchlagen. Hier ſieht man die Lava-, Baſalt- und Aſchenſchichten der Vulkane, Sandſtein und Konglomerat des ſedimentären Geſteins, wie den Granit der Ur-Epoche. —

Nirgends kann man größere Abgründe ſehen, als in dieſem Cañon. Was iſt das Afrathal, was Via Mala und Tamina-Schlucht gegen ihn? Man rühmt die Höhe und Maſſe des Pilatus oder Rigi. Nun denn, man durchſchneide den ganzen Gebirgsſtock von ſeiner höchſten Spitze bis zu ſeinem Fuße und dieſer furchtbare viele tauſend Fuß tiefe Schlund wird kaum ſo tief ſein, wie jenes Bett, das ſich die Waſſer des Colorado durch die Felſengebirge geriſſen.

Aber noch mehr als die Tiefe des Grand Cañons, noch mehr als ſeine ungeheuere Länge, noch mehr als die Felſenmaſſen, die ſich an ſeinen Wänden aufthürmend, dem Himmel entgegenragen, muß man die Gewalt des Waſſers bewundern, das im Laufe der Jahrtauſende dieſe Wunder bewirkte. Wohl haſſen die Elemente das Gebild der Menſchenhand, ja ihre Feindſchaft iſt furchtbar und verderbenbringend, aber ungleich mehr haſſen ſie ſich ſelbſt, ungleich gewaltiger iſt ihr ewiger Kampf unter einander, in den ſie ſeit der Schöpfung verwickelt ſind, und deſſen großartigſte Wirkung man in dem Grand Cañon des Colorado ſehen kann.

5. Die Moqui-Indianer von Arizona.

Und dieſes wunderbare Cañon-Land, halb tropiſch im Klima, wie Paläſtina, und mehr Sandwüſte, als Horeb und Sinai, iſt zugleich das Babylonien Amerikas. Wer würde glauben, daß dieſe Wüſten einſt mit Städten bedeckt, von einem Volke belebt waren, das an Civiliſation und Kultur ihre gegenwärtigen Bewohner weit übertraf? Zahlreiche Ruinen von Städten, von Mauern und Wachtthürmen erheben ſich noch

heute im nordweſtlichen Arizona und in den angrenzenden Theilen von Neumexiko, Utah und Colorado, — den Touriſten ein Wunder, den Archäologen ein Räthſel. Sie ſind halb in dem Wüſtenſand vergraben, wie die Sphinxe Egyptens, oder die neuentdeckten Ruinen in der Wüſte Gobi, zuweilen auch an den Felswänden der unzugänglichſten Cañons des Colorado und ſeiner Nebenflüſſe: Rio San Juan, Rio de los Maucos, M'c Elmo und Rio de Cheley, wie Schwalbenneſter angeklebt. Ruinen, deren Alter vor die Entdeckung Amerika's zurückreicht, deren Architektur

Das Cañon-Land des Colorado: Die Elfenſchlucht.

noch heute unſer Staunen hervorruft. Warum die einſtigen Bewohner dieſer Bauten ſolch unzugängliche Plätze für ihre Heimat erwählten, iſt uns noch heute ein Räthſel. Sie waren ohne Zweifel Ackerbauer. Aber es giebt in dieſen Felswüſten kein Land, das ſie hätten bebauen können. Im Weſten von Ocaiby, einer der Städte in der Provinz Tucayan in Arizona, ſieht man Ruinen von mühſam längs der Cañon-Klippen hingebauten Terraſſen, auf welchen ihre Gärten angelegt waren. Es iſt möglich, daß die alten Bewohner dieſer Gegenden ſich ihre Ackerländer auf dieſe

Das Cañon-Land des Colorado: Der Grand Cañon.

Weiſe bildeten. Aber warum ſollten ſie ſich gerade ſolche Stellen ausgewählt haben? Das Land war ſicher nicht ſo bevölkert, daß es die Nutzbarmachung dieſer Wüſten nothwendig gemacht hätte! An anderen Stellen ſieht man auf Sandhügeln und hohen Felſen, mitten in der Wüſte, meilenweit vom nächſten Fluße entfernt, ganze Städte-Ruinen. Was hat das Volk veranlaßt, ſich hier ein ſolches Wüſten-Grab zu bereiten?

Unter den armſeligen Abkömmlingen dieſes Volkes herrſchen darüber verſchiedene Sagen. Sie behaupten, ſchon in jener Zeit dieſes Land bewohnt zu haben, „da die Erde noch eine kleine Inſel war". Damals umfaßte ihr Gebiet den Lauf des San-Juan und Rio Dolores, weſtlich bis Utah, und ſüdlich durch Arizona und Neumexiko bis Tehuantepec. Sie lebten friedlich und wohlhabend, die Thäler kultivirend, ihre Heerden an den fruchtbaren Flußufern ernährend. Sie beteten die Sonne an. Sie kannten keine Metalle und fertigten ihre Werkzeuge und Geräthe aus Holz und Stein. Etwa vor tauſend Jahren wurden ſie von nordiſchen Barbaren (Vorfahren der gegenwärtigen Utes) beſucht, die gaſtfreundlich empfangen wurden. Aber bald begannen dieſe Beſuche zu häufig zu werden, und, als ihnen die Gaſtfreundſchaft verweigert wurde, da mordeten ſie die Einwohner und verwüſteten ihre Ländereien.

Deshalb verließen ſie das Land, das ſie bis dahin bewohnt, und bauten ſich Häuſer in den unzugänglichſten Verſtecken in den Schluchten und Cañons, wohin ſie ſich bei jeder neuen Invaſion zurückzogen. Allein einmal brachten die Feinde ihre Familien mit und ſiedelten ſich in ihren Thälern an, und ſo war das unglückliche Volk genöthigt, über die Meſas und Wüſten weiter nach Weſten zu ziehen. Aber hier ſtellte ſich ihrer Flucht der ungeheuere Flußlauf des Colorado entgegen, jedem weiteren Vordringen einen Damm ſetzend. So waren ſie denn gezwungen, in den Wüſten-Plateaus des nördlichen Arizona umherzuwandern. Am Fuße des Criſtone, einer ſcharfen Felsnadel am San Juan-Fluſſe, fanden ſie ſich wieder zuſammen, möglicherweiſe in den Höhlenbewohnern dieſer Gegenden Freunde gewinnend. Hier bauten ſie ſich ſteinerne Feſtungen, Wachtthürme und Waſſer-Baſſins und waren ſo abermals bereit, ihre Feinde zu empfangen.

Dieſer Feind ließ auch nicht allzu lange auf ſich warten. Er kam und belagerte die Feſtungen, in blutigen Kämpfen wogte der Sieg von einer Seite zur andern. Die Schlachten waren ſo mörderiſch, daß das Blut die Felſen herab in die Cañons der Flüſſe rann. Endlich wurde der Feind unter großen eigenen Verluſten geſchlagen, der Reſt der Belagerten zog ſich auf die vereinſamten Kuppen des nördlichen Arizona zurück, wo ihre wenigen Nachkommen, die Moqui-Indianer, noch gegenwärtig leben.

Außer dieſen überaus merkwürdigen Ruinen eines verſchwundenen Volkes ſind auch noch in den Thälern des Miſſiſſippi und ſeiner zahlreichen Nebenflüſſe Spuren einer gewiſſen Civiliſation zu finden, die einem gleichfalls verſchwundenen, ausge-

ſtorbenen Volke, den „Mound builders“, angehören. Die bemerkenswertheſten Denkmäler alter Civiliſation wurden jedoch bekanntlich in Central-Amerika und in den ſüdlichen Provinzen Mexiko's gefunden. Hier wurden Ruinen von Städten entdeckt, die noch ganze Zeitalter vor der Herrſchaft der Azteken verlaſſen und dem Verfall anheimgegeben worden ſein mußten. Viele davon waren ſelbſt den Azteken unbekannt und wurden erſt zur Zeit der Eroberung Mexiko's durch Cortez entdeckt. Sie verriethen ſämmtlich einen hohen Grad von Civiliſation; die vielen Palaſt-Bauten mit ihren Skulpturen und ihrer inneren Einrichtung erwecken noch heute Bewunderung.

Die alte Civiliſation des mittleren Amerika wird in drei Perioden eingetheilt: die der Colhuas, der Tolteken und nach ihnen die der Azteken. Die Mound builders des Miſſiſſipi-Thales werden als identiſch mit den Tolteken angenommen.

Die Colhuas fanden das Land von einem Volke bewohnt, das unter dem Namen Chichimecs als das älteſte Volk Amerikas bekannt iſt. Wie dieſe von den Colhuas, ſo wurden die Letzteren von den Tolteken unterworfen, welchen der höchſte Civiliſations-Grad zugeſchrieben wird. Ihre Nachfolger, die Azteken, blieben in dieſer Hinſicht hinter den Tolteken zurück. Unglücklicher Weiſe wurden die toltekiſchen Urkunden und Chroniken von den Azteken zerſtört, und was ihrer Wuth entging, das verfiel dem Fanatismus der unwiſſenden ſpaniſchen Prieſter.

Viele Ruinen von Arizona und Utah, ſowie die noch beſtehenden und bewohnten ſieben Moqui-Städte *), ähneln bedeutend den Wohnhäuſern der berühmten Pueblo-Indianer in Neumexiko. Sie ſind entweder aus Adobe (ungebrannten Ziegeln), oder aus Stein ausgeführt, mehrere Stockwerke hoch, von denen jedes von dem unter ihm befindlichen um etwas zurückgezogen iſt, ſo daß ſie das Ausſehen von Pyramiden haben. Jedes Stockwerk iſt in einzelne Kammern und Wohnungen eingetheilt, die zuſammen für mehrere Tauſend Bewohner genügend Raum bieten. Von Außen ſind ſie nur durch an die Mauern angelehnte Leitern zugänglich, da ſie keine Thüren beſitzen. Auf dieſelbe Weiſe ſind auch die einzelnen Stockwerke unter einander verbunden. Jedes Pueblo iſt in einem rechtwinkligen Viereck gebaut, in deſſen innerem Hofe die Quellen ſind, welche die Waſſer-Reſervoirs ſpeiſen. Die Häuſer ſind drei Gemächer tief und öffnen ſich nach dem inneren Hofe, während ſie nach Außen hin nur feſte Mauern, ohne Oeffnungen, darbieten. Da ſie überdies in der Regel auf hohen Fels-Baſtionen angelegt ſind, ſo iſt die ganze Anlage vollkommen unzugänglich und gegen jeden Angriff geſichert. Auf den einzelnen Fels-Terraſſen ſind gewöhnlich Gärten angelegt, in denen Pfirſich-Bäume, Mais und andere Früchte gepflanzt ſind.

*) Die Namen der ſieben ſämmtlich auf hohen, ſchwer zugänglichen Meſas (Felſen-Plateaus) liegenden Moqui-Dörfer ſind: Oribi, Cimokpivi, Tewa, Citcumivi, Mecamivi, Cipolivi und das beſonders maleriſche Volpi oder Walapi.

Digitized by Google

Steinwände umfaſſen dieſe Anlagen, die von den über ihnen befindlichen Reſervoirs mit Waſſer verſorgt werden.

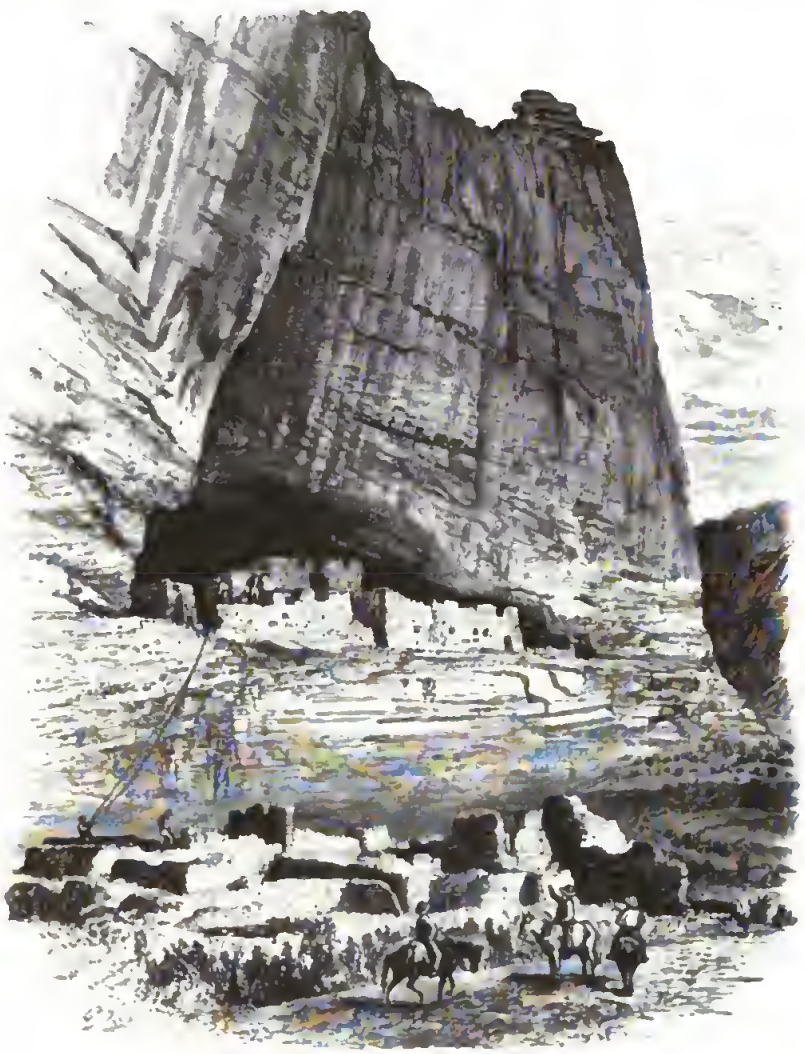
Viele von dieſen merkwürdigen Städten an den Klippen des Colorado ſind verlaſſen und verfallen, — einſame Ruinen eines vor Zeitaltern großen Volkes. Nur noch ſieben von ihnen ſind von je drei- bis fünfhundert Moqui's bewohnt. Dieſe Menſchen ſind von ziemlich heller Hautfarbe, ſehr reinlich und nett. Die Männer verrichten alle Arbeiten außerhalb des Hauſes, während den Weibern die häuslichen Arbeiten, wie Spinnen, Weben, Nähen u. ſ. w. obliegen. Jede Stadt hat ihren eigenen Häuptling und iſt von den anderen vollſtändig unabhängig. Aber die Bewohner ſind mit einander wohl vertraut, ſprechen dieſelbe Sprache, haben dieſelben Gebräuche und dieſelbe Religion. Sie ſind friedlich und gaſtfreundlich, obſchon nicht ganz frei von einigen barbariſchen Gebräuchen.

Am merkwürdigſten iſt ihr religiöſer Glaube. Jeden Morgen ſteigen ſie auf die Dächer ihrer Häuſer, und, ſich gegen Oſten wendend, huldigen ſie der aufgehenden Sonne. Zur ſelben Zeit verſammeln ſich viele Männer, mit Schellenriemen umgürtet, am Fuße ihrer Felſenwohnungen, und laufen etwa eine Meile weit und ſo ſchnell ſie können, gegen Oſten, der Sonne entgegen, während der Lärm und das Klingen ihrer Schellen die Luft erfüllt. Dann kehren ſie zurück, das Volk ſteigt von den Dächern herab und die Ceremonie iſt vorüber. Die Urſache dieſes kurioſen Gebrauches iſt eine Tradition, der zufolge an einem zukünftigen Tage Montezuma von der Sonne zu ihnen herabkommen und ihre alte Glorie wieder herſtellen wird. Deshalb ſenden ſie täglich Morgens eine Escorte aus, ihn zu empfangen, ſollte er aus der Sonne herabgekommen ſein. Armes Volk, ſelig in ſeinem Glauben! Jahrhunderte lang ſchon warten ſie auf ihren Erlöſer und tagtäglich ſind ſie zu ſeinem Empfang bereit, ſie werden des Wartens eben ſo wenig müde, wie ihres unglücklichen aber rührenden Glaubens!

Nicht weniger ſeltſam iſt ihr Glaube, daß die Zeit ihrer Erlöſung von dem Zuſtande ihrer Wohnſtätten abhängt. Je früher dieſelben im Laufe der Zeit der gänzlichen, ruinenhaften Zerſtörung durch die Natur anheimfallen, deſto eher wird die Zeit ihrer Erlöſung kommen. So wollte es ein Gebot ihrer Religion, Alles, was ſie beſitzen, ihre Wohnungen, Waffen und Einrichtung dem Verfalle anheimzugeben, an nichts zu rühren, nichts zu verbeſſern. Sie wieſen die Unterſtützung der Vereinigten Staaten-Regierung zurück, nichts kann das traurige Schickſal von ihnen abwenden, das ſie ſelbſt über ſich verhängten: das gänzliche Ausſterben.

Woher kamen ſie? Sie wiſſen es eben ſo wenig wie unſere Gelehrten, die ſich vergeblich bemühen, aus ihren Ruinen und Ueberreſten ihre Vergangenheit zu leſen. Von den nachbarlichen Indianerſtämmen, den Navajos, Apaches und Comanches ſind ſie in Ausſehen, Sprache, Gebräuchen, Religion und Sitten ſo verſchieden, daß ſie

gewiß einer anderen Race angehören. Unter ihnen zirkulirt eine eigenthümliche Legende hierüber. In längſt vergangenen Zeiten erſchien in den benachbarten Bergen ein Weib von göttlicher Schönheit. Alle Männer kamen aus Nah und Fern, um ihr zu huldigen. Sie brachten ihr Geſchenke, als Tribut ihrer Schönheit gezollt,



Arizona: Ruinen-Städte.

und bewarben ſich leidenſchaftlich um ihre Gunſt. Allein, obgleich ſie alle Geſchenke annahm, blieb doch ihre Tugend unverletzt, ihr Herz unempfindlich. Da kam große Trockenheit über das Land, die das Volk mit Hungersnoth bedrohte. In ſeiner Verzweiflung kam es da zu dem ſchönen Weibe, und ſiehe, es gab ihnen Korn, Brod und Schafe von ſeinen Vorräthen, und dieſe Vorräthe wollten gar nicht kleiner werden.

Ihre Güte war unbegrenzt. Eines Tages, als ſie im Freien ſchlief, kam Regen hernieder auf ſie, und ein Tropfen veranlaßte ihre Empfängniß. Ein Sohn war ihre Frucht, und der Sohn war der Gründer jenes Volkes, daß dieſe ſteinerne Feſtungen baute. In Volpi, einer der ſieben Moquiſtädte, lebt noch ein altes Weib, in deſſen Adern das Blut jenes wunderbaren Geſchöpfes rinnen ſoll. Wie die Mutter ihres Stammes, ſo war auch ſie von wunderbarer Schönheit und ſie iſt noch jetzt der Gegenſtand eifriger Verehrung.

So romantiſch dieſe Sage auch klingen mag, ſie fand bei den Geſchichtsforſchern begreiflicher Weiſe nur wenig Anklang. Die Moquis ſcheinen, ebenſo wie die Pueblos von Neumexiko, daſſelbe Volk zu ſein, das die Mexikaner zur Zeit der Eroberung durch Cortez waren. Obgleich von ihren mehr begünſtigten Brüdern im Thale von Mexiko durch Gebirgszüge und Wüſten von über 2000 Meilen Länge geſchieden, ſind ſie unzweifelhaft von ähnlicher Abſtammung, Religion und Sprache. Allein mehr darüber zu ſagen, iſt unmöglich. Gelehrte Abhandlungen wurden bereits über dieſen Gegenſtand geſchrieben. Einige behaupten, die Pueblos wären von aztekiſcher, andere von toltekiſcher Abſtammung.

Die Pueblos beſitzen eine Tradition, der zu Folge ſie zuerſt am Shipop, der nordweſtlichen Quelle des Rio Grande erſchienen ſeien. Damals wanderten ſie umher wie die Nomaden und ſuchten Unterkunft in den Cañons und Höhlen. Sie verweilten eine Zeit lang in Acota, dem Geburtsort Montezuma's, der nachträglich ihr Führer und Häuptling wurde. Er lehrte ihnen Häuſer und unterirdiſche Tempel bauen und heilige Feuer anzünden, die von Prieſtern unterhalten werden mußten. Taos war das von ihm zuerſt gegründete Pueblo. Von dort zog er nach Süden, immer neue Pueblos gründend, von denen Pecos das bedeutendſte war. Hier nahm Montezuma einen ſchlanken Baum und pflanzte ihn mit den Wurzeln nach oben in den Boden. Dann weisſagte er, daß nach ſeinem Tode eine fremde Raſſe über ſein Volk herrſchen, daß kein Regen mehr fallen würde. Er befahl ihnen, das heilige Feuer zu bewahren, bis der Baum fiele. Dann würde ein weißes Volk von Oſten her das Land beſuchen, um ihre Unterdrücker zu bezwingen, und er ſelbſt würde dann kommen, ſein Königreich wieder zu errichten, dann würde die Erde wieder durch Regen befruchtet werden und die Berge würden Schätze tragen.

Von Pecos aus zog Montezuma weiter nach Süden, bis zur Hauptſtadt von Mexiko, wo er bis zur Ankunft der Spanier lebte. Seine Weiſſagung hat ſich erfüllt, denn der Baum fiel, als die amerikaniſche Armee die Hauptſtadt Neumexiko's, Santa Fé, betrat. Das Feuer, von Montezuma ſelbſt angezündet, war bis dahin in Pecos Pueblo ſorgſam unterhalten worden. Als aber die Indianer dieſes Pueblos allmählig ausſtarben, da gaben ſie die Hoffnung auf ihre Befreiung auf und ſuchten ſich andere Heimſtätten. Nur ein Prieſter blieb zurück. Mit ſeinem Leben erloſch auch das heilige Feuer.

Die Weiſſagung Montezumas mag auch die Urſache von dem freundlichen Empfange der Amerikaner bei ihrem Einzuge in Neumexiko 1846 geweſen ſein.

So leben denn die Moquis auf den hohen, kaſtellartigen, von dem myſtiſchen Colorado unterminirten Felſen, ein ſterbendes Volk in zerfallenden Städten. Und jemehr ſie ihrem gänzlichen Ausſterben, ihrem Verſchwinden entgegeneilen, deſto näher glauben ſie die Auferſtehung ihres Erlöſers und damit die Wiederherſtellung ihrer einſtigen Kraft und Größe.

6. Die Zuni-Indianer.

Die weiten Landſtrecken von den Küſten-Gebirgen des ſüdlichen Californien bis zu dem hohen Tafellande öſtlich der Felſengebirge bilden eine einzige große Einöde, in welcher fruchtbare Strecken und menſchliche Anſiedlungen nur in Oaſen auftauchen. Die beiden großen Stromſyſteme, der Colorado und der Rio Grande del Norte, durchfluthen zwar dieſe Gegend, einer auf jeder Seite, tragen indeſſen, einzelne Striche ausgenommen, wenig zur Befruchtung des Bodens bei. In den höher gelegenen Theilen des Landes iſt das Klima ein gemäßigtes, im Winter jedoch öfters außerordentlich kalt, aber in den Wüſten und auf den Ebenen, wo die Sonne von oben ſengt und der Sand von unten glüht, wird die Hitze faſt unerträglich. Der ſpärliche Pflanzenwuchs, welcher den größeren Theil dieſer Region bedeckt, verſorgt den Menſchen nur vorübergehend mit Nahrung, daher muß er wandern von Ort zu Ort oder Hungers ſterben. Hier ladet die Natur mehr als anderswo zum Umherſtreifen ein, und wie in der arabiſchen Wüſte, ſo ſtreichen amerikaniſche Beduinen über ungeheure Landſtrecken, ſuchend, was ſie verſchlingen können. Hier zahlt ſo mancher unglückliche Bergmann, ſo mancher unbeſchützte Reiſende ſeine Verwegenheit mit dem Leben, hier trotzen, mehr als ſonſt in den gemäßigten Zonen Amerikas, die Eingebornen dem langſamen Vorſchreiten einer ſchüchternen Civiliſation. Jene Beduinen der neuen Welt, die „Cowboys“ und „Desperados“, fegen erbarmungslos hinweg über kleine Anſiedlungen und vereinzelte Niederlaſſungen, ſie rauben, morden und zerſtören und, in ihre feſten Schlupfwinkel flüchtend, ſpotten ſie der Ohnmacht ihrer Verfolger. Inmitten all dieſer Wildniß finden wir die auffallende Erſcheinung jenes halbciviliſirten, ſeßhaften Volkes von Neumexiko und Arizona, wie ein wogenumbrauſter, friedlicher Archipel im weiten Ocean.

Neben den in Arizona anſäſſigen Moqui-Indianern ſind die an der Weſtgrenze von Neumexiko wohnhaften Zuni-Indianer die intereſſanteſten. Ihre Pueblos, oder feſtungsartige Dörfer, vier an der Zahl, liegen etwa ſechzig engliſche Meilen ſüdlich der Atlantic-Pacific-Bahn und ebenſoweit öſtlich von der Grenze Arizonas. Das

bedeutendſte der vier Pueblos iſt Zuni ſelbſt, das gelegentlich der ſpaniſchen Invaſion 1540 erobert und zerſtört, aber ſpäter wieder aufgebaut wurde. — Die erſten beſtimmten Nachrichten über die Zunis erhielt die Welt erſt durch die Expedition der Lieutenants Whipple und Ives, welche im Auftrag der Bundesregierung im Jahre 1853 die Erforſchung des 35ten Breitengrades, auf dem ſich jetzt die Transkontinental-Linie der Atlantic-Pacificbahn hinzieht, ausführten. Seit dem iſt es in den letzten Jahren namentlich der unternehmende, aber etwas abenteuerliche Frank H. Cuſhing vom Waſhingtoner Smithſonian Inſtitut geweſen, der längere Zeit unter den Zunis gelebt, ihre Sprache erlernt, ihre Religion und Sitten erforſcht und 1882 die Zuni-Häuptlinge nach Boſton geführt hat, wo dieſelben die feierliche Begrüßung des Meeres vornahmen und das für ihre Zeremonie erforderliche Meerwaſſer holten.*)

Im Grunde genommen bewohnen die Zuni-Indianer nur ein einziges auch nach ihnen benanntes Pueblo, denn die drei anderen Zuni-Dörfer werden nur zur Sommerszeit bewohnt, und würden vielleicht ſchon längſt gänzlich aufgegeben worden ſein, würden ſie nicht in fruchtbaren gut bewäſſerten Thälern liegen, welche ſich für den Ackerbau viel beſſer eignen, als die Umgebung des Zuni-Pueblo. Die Namen dieſer drei „Sommer-Reſidenzen" ſind Las Nutrias, Pescado und Ojo Caliente. Iſt die Zeit der Feldarbeit vorüber, ſo ziehen ſich die Bewohner dieſer drei Pueblos nach Zuni für den Winter zurück und laſſen nur einige Leute zur Bewachung der Dörfer zurück. Die einzelnen Wohnungen oder Häuſer werden nicht zugeſperrt, denn Schloß und Riegel ſind bei dieſem urwüchſigen Volke noch unbekannt. Die Eingänge beſtehen hier, wie bei den ſchon geſchilderten Moqui-Häuſern, aus einer Oeffnung im Dache, zu der man mittelſt Leitern gelangt. Dieſe Oeffnungen werden nun mittelſt einer Lage Stroh und Lehm zugemauert, und erſt wieder im nächſten Frühjahr aufgebrochen.

Zuni erinnert mit ſeinen weißgetünchten fenſterloſen Häuſern, ſeinen ſchmutzigen, holperigen Straßen und Plätzen lebhaft an manche Dörfer im Orient, und nur die zahlreichen an den Häuſern lehnenden Leitern, welche die Stelle der Treppen vertreten, verleihen ihnen einen ſeltſamen, eigenartigen Charakter. Rings um das eigentliche Pueblo befinden ſich die mit Steinmauern, Paliſſaden oder Adobemauern umgebenen Corralls für das Vieh, hauptſächlich Schafe, ſowie die kleinen Gemüſegärten, ebenfalls mit Mauern umgeben, um ſie gegen die Schafe zu ſchützen. Jedes einzelne dieſer Gärtchen iſt kaum größer, als der Flächenraum des Hauſes, zu welchem es gehört. Der gänzliche Mangel an Bäumen und Strauchwerk giebt den Zuni-Dörfern ein eigenthümlich trockenes und ödes Ausſehen. Die Umgebung iſt felſig und waſſerlos, ja neunzehntel der ganzen zu der Zuni-Reſervation gehörigen Länderſtrecken ſind öde Kaktus- und Steinwüſten. Glücklicherweiſe ſind die Zunis ein zu-

*) N. Y. Belletriſtiſches Journal. Richard Oberländer.

friedenes und genügſames Volk, die von dem Ertrag einiger Morgen Landes und einiger Schafe oder Ziegen mit Familie recht gut leben, und keine größeren Anſprüche machen.

Der Ackerbau, die Viehzucht und Jagd ſind hier, im Gegenſatz zu den Indianerſtämmen der Prairien, ausſchließlich die Beſchäftigung der Männer, während die Frauen die Verwaltung des Hausweſens und die Pflege der kleinen Gemüſegärten

Arizona: Ein Moqui-Pueblo.

obliegt. Dieſe letzteren müſſen den Sommer über künſtlich bewäſſert werden, und die Knaben wie Mädchen jeder Familie ſind gehalten, jeden Morgen einen Krug Waſſer von der Quelle zu holen und auf die Beete zu gießen. Der Ackerbau der Zuni erinnert in ihrem Weſen wie in der Form und Handhabung der Werkzeuge ganz an jene der alten Aegypter. Mais und ſpaniſcher Pfeffer ſind die hauptſächlichſten Feldprodukte, da ſie auch die Haupt-Nahrungsmittel der Zunis ausmachen.

Eigenthümlich iſt die Art und Weiſe der Mehlzubereitung. Der Mais wird zunächſt von den Hülſen abgelöſt und auf heißen Steinen ein wenig geröſtet. — Hierauf werden mehrere Handvoll auf einen großen ſchräg gegen den Boden geſtellten, muldenartig vertieften Stein geworfen, und mittelſt einer Steinkeule zerrieben. In der Regel obliegt dieſe Arbeit den Zuni-Mädchen, und es gewährt einen ganz intereſſanten Anblick, dieſe ſeltſamen, mitunter ganz hübſchen Geſtalten in ihren maleriſchen Koſtümen in einer Reihe neben einander zu ſehen, wie ſie auf den Knien ruhend, die Steinkeulen auf den Steinen auf- und niedergleiten laſſen, ganz ſo, wie in ſüdlichen Ländern an Flüſſen und Bächen die Wäſche beim Waſchen gerieben wird. Gewöhnlich arbeiten fünf oder ſechs Mädchen in einer Reihe. Der in der erſten Mulde grob zermalmte Mais wird in der zweiten etwas feiner zerrieben, gelangt dann zwiſchen die glätteren Steine der dritten und vierten Mulde, und das ſo erzeugte Mehl ſteht an Feinheit jenem in modernen Dampfmühlen hergeſtellten nicht viel nach.

Eigenthümlich, wie alles, das dieſes Volk treibt, iſt auch die Zubereitung der Nahrungsmittel. Die beliebteſte Speiſe iſt gekochtes Schaffleiſch mit rothem Pfeffer (Chile colorado) und Knoblauch vermengt, zuweilen auch gebratene Heuſchrecken und Brot. Die Heuſchrecken werden in großen Mengen in Töpfen gefangen und mit kaltem Waſſer übergoſſen. Am nächſten Morgen wirft man ſie in eine Schüſſel, in der ſie über dem Feuer unter beſtändigem Umrühren langſam geröſtet werden. — Auch die Maiskörner werden auf ähnliche Weiſe geröſtet, und bilden mit etwas Salz vermengt, eine ganz ſchmackhafte und beliebte Speiſe. — Das Brot wird auf zweierlei Weiſe gebacken. Für das He-per-lo-ki wird der Teig dadurch vorbereitet, daß die ſorgſame Hausfrau und wo möglich, auch die Mädchen der Familie die Maiskörner zerkauen, und dann mit etwas Mehl vermiſchen. Die einzelnen Laibe werden in halbrunden, kuppelförmigen Öfen gebacken, die aus Lehm in der unmittelbaren Nähe des Hauſes, zuweilen auch auf dem Dache gebaut werden, und zu den charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten der Zuni-Dörfer gehören. — Schmackhafter und für den Europäer entſchieden appetitlicher iſt das He-we Brot, eine Art Oblaten, die jahrelang aufbewahrt werden können. Der Teig, aus einer dünnen Miſchung von Maismehl und Waſſer beſtehend, wird über einen heißen Stein gegoſſen und bäckt in wenigen Sekunden. Ueber dieſe oblatenartige Brotſcheibe wird eine zweite und dritte Schicht Teig gegoſſen, ſo daß binnen einigen Minuten vielleicht ein Dutzend und mehr Oblaten aufeinanderliegen. Dieſe werden nun zuſammengebunden und ſo aufbewahrt oder ſogleich verzehrt. Vor der Zubereitung dieſes He-we ſortiren die Weiber die zur Verwendung gelangenden Maiskörner je nach ihrer Färbung, und gießen dieſe verſchieden gefärbten Teigſorten nach einander auf, ſo daß manche Oblaten grau, andere braun, blau oder weißlich ſind. Fiſche werden von den Zunis nicht gegeſſen, da ſie das Waſſer, ſowie alles, was dem Waſſer ent-

nommen wird, heilig halten. In Anbetracht der trockenen Wüſtenſtrecken, die ſie bewohnen, iſt es begreiflich, daß das Waſſer den Hauptgegenſtand ihrer Verehrung, ja ſo zu ſagen, ihre Religion bildet. Iſt es ja doch das nützlichſte und unentbehrlichſte ihres ganzen Daſeins. Sie betrachten den Ozean als die Quelle des Regens, und glauben, daß die Geiſter ihrer verſtorbenen Vorfahren die Wolken vom Ozean herüberbringen. Ein Tropfen Meerwaſſer iſt deshalb bei ihren Gebeten um Regen unentbehrlich. Vor Jahrhunderten hatten ſie einen Zug nach dem Stillen Ozean unternommen, und eine Anzahl heiliger Gefäße dort mit Meerwaſſer gefüllt. Dieſer ſorgfältig aufbewahrte Vorrath war nun vor einigen Jahren vollſtändig erſchöpft, weshalb ſie den Eingangs erwähnten Zug nach Boſton unternommen hatten.

Die Frauen ſind in der Anfertigung von Gefäßen, Thonkrügen und Hausgeräthſchaften ſehr geſchickt, und Formen wie Ornamente der Zuni-Gefäße werden allgemein bewundert. Sie ſind auch geſchickte Weber, und es iſt ganz intereſſant, ſie bei der Herſtellung von Decken und Kleidungsſtoffen zu beobachten, für welche ihnen ungemein primitive Webſtühle zur Verfügung ſtehen. Die Stoffe ſind ganz vorzüglich gearbeitet. Bewundernswerth iſt vor Allem die Anordnung der Muſter, die ſie, ohne irgendwelche Vorlage ganz nach dem Augenmaße, mit derſelben Geſchicklichkeit einweben, wie die Orientalen und Indier in ihre Teppiche und Shwales. Jede Familie fertigt ſich ihren Bedarf an Hausgeräthſchaften und Stoffen ſelbſt an. Aus dieſen letzteren ſchneiden ſie ſich ihre Kleidungsſtücke zurecht, oder ſie verwenden ſie zu Wand-Bekleidungen.

Die Häuſer der Zunis werden von den Frauen äußerſt reinlich gehalten, obſchon dies auf Koſten der Reinlichkeit der Straßen geſchieht. Aller Kehricht und Abfall wird vor den Häuſern aufgeſpeichert, eine willkommene Labe für Eſel und Hunde. Die Zunis ſind im Ganzen viel zu arbeitſam und haben ihre Hände mit allerhand Verrichtungen viel zu voll, als daß ſie irgend welchen Laſtern im Übermaß huldigen würden. Die Frauen werden als tugendhaft geſchildert; die Vielweiberei der nomadiſirenden Indianerſtämme iſt bei den Zunis verpönt; ſie ſind ſehr religiös und halten mit großer Strenge an ihren alten Gebräuchen und geheimen religiöſen Zeremonien feſt. Im Charakter ſind die Zunis ehrlich und gutmüthig, das gerade Gegentheil der mit ihnen im gleichen Gebiete hauſenden Apaches und Utes. Sie lieben das Familienleben und vergöttern ihre Kinder. Die Todten begraben ſie angekleidet und ohne Sarg auf eigenthümliche Weiſe: Auf dem Boden einer runden, etwa ſechs Fuß tiefen Grube graben ſie zwei Aushöhlungen nach entgegengeſetzten Richtungen, und ſtecken den Kopf des Leichnams in die eine, die Füße in die andere Aushöhlung, ſo daß von oben nur der mittlere Teil des Körpers ſichtbar bleibt. Unter lautem Heulen und Schreien wird nun abwechſelnd Erde zugeſchüttet und Waſſer aufgegoſſen, bis die Grube völlig aufgefüllt iſt. — —

7. Die Rio Grande-Pueblos und andere Indianerſtämme des Südweſtens.

Die indianiſche Bevölkerung Neu-Mexikos wird vom vorjährigen Bericht des Indianer-Bureaus auf 28,500 angegeben, ſo daß es nächſt Dakota die größte Zahl von Eingeborenen in ſeinen Grenzen hat, welche heute noch von irgend einem Unionsgebiet, mit Ausnahme des Indianer-Territoriums, aufgewieſen wird. Aber wie ganz und gar verſchieden ſind dieſe Indianer Neumexikos von den Sioux-Stämmen Dakotas! Mit Ausnahme der Mescaleros und Jicarilla-Apachen, die ſich 900 und 700 Köpfe ſtark auf zwei weit von einander gelegenen Reſervationen befinden, ſind die Indianer Neumexikos die weitaus intereſſanteſten, weil civiliſirteſten und menſchlichſten der ganzen Union. Selbſt die heute noch 16,000 Köpfe zählenden, neuerdings ſogar eine gewiſſe Zunahme aufweiſenden Navajos, welche auf einer großen im Nordweſtwinkel Neumexikos gelegenen zum Theil nach Arizona hinüberreichenden Reſervation leben, treiben Ackerbau und Viehzucht, und üben mit den primitivſten aller Hilfsmittel gewiſſe Hand- und Kunſtfertigkeiten. Unter dieſen ſteht die Herſtellung der mit Recht berühmten „Navajo-Blankets“ der Dichtigkeit und Weichheit ihres Gewebes und der merkwürdigen Schönheit ihrer aus Pflanzenſtoffen gewonnenen Farben halber obenan. Vollends ohne jeden eigentlichen Zuſammenhang mit den nomadiſchen, lediglich jagd- und kriegstüchtigen, rothhäutigen Horden des Nordens, ſtehen die ſchon mehrfach erwähnten Pueblo-Indianer des Rio Grande-Thals und die ihnen verwandten ſchon geſchilderten Zunis und Moquis da. Der nördlichſte Ausläufer der einſtigen Azteken-Bevölkerung Mexikos und Mittelamerikas, herrſchten ſie ſeinerzeit auf dieſem vorgeſchobenen Poſten bis zum oberen Colorado und den Quellen des Rio Grande hinauf ausſchließlich. Einzelne ihrer Pueblos, feſtungsartig auf abgeglätteten Bergrücken zuſammengeſchachtelt, oder gar in die Felſenwände von Fluß- und Thal-Schluchten heineingeneſtelt, legen noch heute ein unwiderlegliches Zeugniß dafür ab, in wie ſtetem Kampf ſie ſich der vom Norden her auf ſie eindringenden wilden Stämme zu erwehren hatten. In dieſen feſtungsartigen Gemeinweſen, deren platte Dächer eine ebenſo unterbrochene Cirkulation geſtatten, wie die winkligen Straßen und Wege zwiſchen den einzelnen Reihen dieſer mit der Erde zuſammengewachſenen Adobe-Gefüge, breiteten ſie ſich über das ganze Land aus. Wenn daher Coronados wackerer Caſtaneda in ſeinen Beſchreibungen des neuen Cibola- (Büffel-) Landes von großen, nach vielen Tauſenden zählenden Städten dieſer Indianer ſpricht, ſo wird man ihm das wohl aufs Wort glauben können, in wie doppelt ſcheußlichem Licht dann auch die ſpätere, im Großen betriebene Unterjochung, Ausbeutung und Ausrottung der Eingeborenen durch ſeine eigenen

Landsleute erſcheinen muß. Heutigen Tages zählen die Pueblo-Indianer Alles in Allem zwiſchen 9 und 10,000, und ſelbſt dieſe Zahl iſt, wie ſehr ihnen im Lauf der Zeiten auch die Auffriſchung durch ſpaniſches Blut zu Hilfe gekommen ſein mag, und wie völlig ſicher und ungeſtört ſie ſeit Jahrzehnten leben, in beſtändiger Abnahme begriffen.

Die im Thale des Rio Grande oder in unmittelbarer Nähe desſelben gelegenen Pueblos ſind achtzehn an der Zahl und in den Reſervationen, welche dieſe Pueblos umgeben, haben die Indianer etwa dreißigtauſend Acker Landes unter Kultur. Die hauptſächlichſten Indianerſtämme, welche die Rio Grande-Pueblos bewohnen, ſind die Coltos, Teguas, die Queres und die Jemes.

Die größten Pueblos ſind Taos, San Domingo, Sandia, Isleta und Laguna. Da ſie alle in der Nähe des das Territorium von Norden nach Süden in ſeiner Mitte durchſchneidenden Rio Grande liegen, ſo hat auch die, dieſer alten Haupt-Heerſtraße, — dem alten Santa Fé Ueberlandweg — folgende Hauptlinie der Atchiſon-Topeka-Santa Fé-Bahn dieſe uralten Indianer-Gemeinweſen mit einem Schlage in den unmittelbaren Bereich des Weltverkehrs gezogen. Eines von ihnen, Cochiti, wird ſogar von der Bahn in zwei Hälften zerſchnitten, und ein anderes, Isleta, das von Touriſten am leichteſten zu beſuchende Pueblo, iſt gar eine Eiſenbahn-Station ſelbſt. —

Man erreicht das Pueblo Isleta am bequemſten von Albuquerque aus, wo ſich die Atlantic-Pacific-Bahn, deren erſte Station Isleta iſt, ihren Anfang hat. Albuquerque ſelbſt iſt die erſte größere Stadt Neumexikos, nach welcher man von Arizona aus auf der in Deming*) ſich an die Südpacific-Bahn anſchließenden Atchiſon-Topeka-Santa Fé-Bahn gelangt. Isleta, Laguna und Acona waren die einzigen Pueblos, welche ich Gelegenheit hatte, in Geſellſchaft des Generals Sedgwick zu beſuchen, allein die Pueblos ähneln einander ſo ſehr, daß die Schilderung des einen ebenſo gut auf jedes andere Pueblo im Thale des Rio Grande paſſen würde. Isleta iſt das Urbild eines Indianerdorfes im Thale, während Laguna und Acona ähnliche Felſenburgen ſind, wie die der Zunis oder Moquis, aus der Ferne den Ruinen jener feudalen Ritterburgen nicht unähnlich, die man in Südfrankreich und Spanien häufig genug zu ſehen bekommt. — Auch die Bewohner von Laguna und Acona ähneln in ihrem ganzen Weſen, ihrem Ausſehen, Sitten und Gebräuchen den Zuni-Indi-

*) Deming in Südweſt-Neumexiko iſt der weſtliche Endpunkt der von Kanſas City bis hier 1150 Meilen meſſenden Atchiſon-Topeka-Santa Fé-Bahn. Dieſelbe benutzt, um ihre Transcontinentallinie nach Guaymas am Golf von Mexiko herzuſtellen, von Deming weſtwärts bis Benſon, Arizona, in einer Länge von 170 Meilen die Geleiſe der Süd Pacificbahn.

anern, nur daß ſie an Stelle des alten heidniſchen den katholiſchen Glauben angenommen haben.

Wir beſuchten das Laguna Pueblo unter der Führerſchaft des Häuptlings desſelben, der ſeltſamerweiſe kein Indianer, ſondern ein guter Yankee aus den Neu-Englandſtaaten war, und durch ſeine Ehe mit der Tochter des letzten Häuptlings ein Pueblo-Squaw-Man wurde. Er erreichte es, zum Mitglied der geheimen Prieſter-Sekte und ſchließlich von dem Stamme zum Häuptling erwählt zu werden. Wir waren in Laguna ſeine Gäſte und ſeine Frau, eine Vollblut-Indianerin, gab uns vortreffliche Proben ihrer Kochkunſt. Dank dem Einfluß des weißen Häuptlings beſitzt Laguna heute neben dem kleinen katholiſchen Kirchlein auf der Plaza, oder beſſer auf dem Burghofe, auch ein Schulhaus, in welchem eine amerikaniſche Miß den Aztekenſöhnen leſen und ſchreiben lehrt, ja ſogar ein Baptiſten-Miſſionär verſucht es jetzt, die ehemaligen Sonnen-Anbeter und gegenwärtigen Katholiken ihrem Glauben abwendig zu machen. Aber bei ihrem katholiſchen wie baptiſtiſchen Gottesdienſt kommt heute doch noch immer der Bocksfuß heidniſchen Glaubens nicht ſelten zum Vorſchein. Dies gilt vornehmlich von ihren heidniſchen Feſtlichkeiten und von den Begräbniß-Zeremonien.

Das Haus des Laguna-Häuptlings, in welchem wir Unterkunft fanden, befand ſich nicht im Laguna Pueblo ſelbſt, ſonder näher dem Fuße der Anhöhe, an den ſteilen Ufern einer Ravine, in deren Wänden zahlreiche Füchſe ihre Schlupfwinkel hatten. Die Anhöhe und die ganze Umgebung des Laguna-Pueblo iſt vollſtändig kahl, ja der felſige mit Steintrümmern bedeckte Boden zeigt nicht die geringſte Vegetation. Einige Steinwürfe vom Pueblo entfernt, fanden wir die leeren Coralls der Schafe, kreisrund und von niedrigen, aus loſen Felstrümmern erbauten Mauern umgeben. Nahebei befanden ſich in den Felſen natürliche, von den Indianern künſtlich erweiterte Mulden zur Anſammlung des Regenwaſſers, und zwiſchen dieſen führte ein tief in den harten Fels eingetretener Fußpfad aufwärts zu dem Pueblo. Dieſer Hauptzugang ähnelte in ſeinem Ausſehen den Fußpfaden, die man häufig auf offenem Lande *neben* der Straße zu finden pflegt — kaum einen Fuß breit war ſeine Sohle, nahezu einen Fuß tiefer als die Oberfläche des glatten Felſens, ein Beweis, wie viele Jahrhunderte er wohl von den Bewohnern des Pueblo benutzt worden ſein mußte. Wir begegneten auf unſerem Wege einigen Pueblo-Frauen, welche mit ſchön geformten Waſſerkrügen auf dem Kopf nach der Ravine am Fuße des Berges gingen — kleine gedrungene Geſtalten mit nicht unſchönen Geſichtern, großen dunklen langbewimperten Augen und herrlichen Zähnen. Ihr ſtraffes, rabenſchwarzes Haar fiel in dichten Strähnen auf die Schultern herab, und war ſchief geſcheitelt, was beſonders den jüngeren Mädchen einen eigenen Reiz verlieh. Als eigentliche Kopfbedeckung haben ſie hier wie anderwärts das, als „Mantilla" höchſt geſchickt gehand-

habte, ſchwarze Wollentuch der ſpaniſchen Señora adoptirt. Ebenſo ſind Taillen-Bekleidung und der kurze, bis zum Knie reichende Rock europäiſcher Artung. Die Bein- und Fuß-Bedeckung, aus einer eigenen Combination von gegerbten Schafhäuten beſtehend, zeigt dagegen das Muſter der indianiſchen Mocaſſins.

Das vergeſſene Volk auf dem kahlen Felsplateau des Laguna Pueblo lebt ähnlich wie die Moquis und Zunis, nur womöglich in noch größerer Armuth, denn der Boden der Umgebung iſt auf weite Strecken nicht ertragsfähig und kaum als Viehweide zu benutzen. Im Gegenſatz zu den Felſenpueblos ſtehen in dieſer Hinſicht jene des Rio Grande-Thales, die mit ihren äußerſt reinlichen Häuſern und Plazas, ihren wohlgepflegten Gärtchen und Coralls, ihren freundlichen Kirchleins und Miſſionshäuſern einen wohlthuenden Eindruck machen. Dies kann vor Allem von dem Pueblo Isleta geſagt werden, wo wir mitten unter den Indianern als die Gäſte des franzöſiſchen Miſſionärs wohnten und von dieſem in das ſonderbare Leben und Treiben dieſes eigenthümlichen Volkes eingeweiht wurden. Obſchon ich vielfach mit verſchiedenen Menſchenraſſen außerhalb Europas in Berührung gekommen, kann ich mich doch nicht entſinnen, ein friedlicheres, günſtigeres Bild unter ihnen wahrgenommen zu haben, als jenes, welches das Pueblo von Isleta darbot. Die Thüren ſtehen überall offen. Selbſt der Fremde darf unangemeldet in die Häuſer treten und ſich die freundlichen, mit Heiligenbildern geſchmückten Wohnungen anſehen, deren Wände blendend weiß getüncht, und meiſt ringsum mit niedrigen Divans umgeben ſind. Mais-, Aepfel- und Zwiebackvorräthe liegen in einer Ecke. Im Herbſte hängen von dem flachen Dachrande der äußeren Häuſerwände dicke Stränge mit weithin leuchtenden rothen Pfefferhülſen — Chili Colorado — oft in ganzen Feſtons herunter. An jedem Hauſe ſteht eine Leiter, mit deren Hilfe das Dach bequem erſtiegen werden kann. Oben angelangt, kann man leicht nach dem nächſten Dach überſetzen und ſo ganze Häuſerreihen abſpazieren. Und in der That bilden dieſe Dachpromenaden auch ein Hauptvergnügen, ja eine Hauptbeſchäftigung dieſes indianiſchen Lotophagen-Völkchens. Ueberall tauchen auf den Häuſern fremdartige Geſtalten auf, die über das weite baumloſe Hochland ſpähen und, ſich ſcharf von dem wunderbar klaren Himmel abzeichnend, in ihrer Ruhe ein Stück eigenthümlicher Plaſtik in das beinahe orientaliſche Bild bringen.

So viel ich Gelegenheit hatte wahrzunehmen, ſind dieſe Pueblo-Indianer noch nicht genügend durch den Verkehr mit den Amerikanern verdorben, um die Bettelvolks- und Raubvolks-Züge ihrer zigeunerhaften Vettern entwickelt zu haben. Zu jedem Eiſenbahnzug, welcher an der Station Isleta anhält, eilen Frauen und Kinder mit Schüſſeln und Körben voll Aepfel und Trauben, die ſie in dem feuchten Sande des Rio Grande-Ufers ziehen, oder mit kleinen Gefäßen voll des nußartigen Samen des Piñon-Strauches und bieten ſie zum Verkauf aus. Auch in

dem Pueblo Cochiti, das von der Eisenbahn mitten durchschnitten wird, sind die Indianer von der gleichen Bescheidenheit. Und doch haben sie außer Aepfeln und Piñones hier noch einen viel kostbareren Stapelartikel, nämlich die in den nahen Sandia-Bergen gefundenen Türkisen, von denen allerdings die Mehrzahl durch Risse und stark grüne Farbe viel an Werth verliert.

Im Gegensatz zu den Prairie-Indianern bedürfen die Pueblos-Indianer im Rio Grande-Thale ebenso wenig wie zur Zeit der mexikanischen Herrschaft, irgend welche Unterstützung von Seiten der Regierung. Sie ernähren sich selbst und beschaffen sich ihre sonstigen Erfordernisse an Kleidung, Geräthen u. s. w. aus den Ueberschüssen ihres Ackerbaus. Ueberdies sind sie von außerordentlicher Handfertigkeit.

Sie besitzen Geschick in der Anfertigung von einfachen Geweben, Lederarbeiten, Flechtwerken und ganz besonders in der Töpferei. Die großen, vasenartigen Gefäße, in welchen sie ihr Wasser holen und aufbewahren, sind in Form und Farbe von einer Gefälligkeit, die sich oft zu eigenartiger Schönheit steigert. Sie werden von den Frauen auf den Köpfen getragen, und die derartig zwischen den Häusern und dem nahen Flußufer hin und her wandelnden Gestalten bringen ein weiteres Stück anmuthender Plastik in das ohnehin so still-anmuthige, vom hellsten Licht des Südens übergossene, durch die vielfach rothen Geschirre der Thiere und Kleidungsstücke der Bewohner auch in coloristischer Beziehung fremdartig wirkende Gesammtbild eines solchen Indianer-Pueblos.

Es wäre in jedem Sinne zu beklagen, wenn diese friedlichen, anmuthigen und nützlichen Azteken-Abkömmlinge demselben unvermeidlichen Geschick des Unterganges entgegen gehen sollten, welchem die wilden Indianerstämme auf dem Boden der Vereinigten Staaten nun einmal geweiht sind. Und doch liegt auch für sie diese Gefahr nur zu nahe, seit sie durch die Eisenbahn mit der speciell amerikanischen Civilisation in so unmittelbare Berührung gesetzt sind. Man bedenke nur, was ihre Land-Titel jetzt werth sind, und welche Verlockung für den schlauen Grundeigenthum-Speculanten von Yankeeblut dieselben bieten, diese simpeln Rothhäute aus ihrem Jahrhunderte alten Besitz herauszulügen und zu betrügen. Und dann die anderweitigen Segnungen dieser Yankee-Kultur! Wie sollen diese noch an die Wiederkehr des alten Montezuma und des von ihm zu bringenden tausendjährigen Reiches glaubenden Indianer sich mit dem Millennium des Dampfes, des Telegraphen und des elektrischen Lichts abfinden? Zwar das Christenthum haben sie bis jetzt ganz gut vertragen. Aber es war das katholische Christenthum, welches sich seit Abschüttelung der Bergwerks-Sclaverei und Ackerfrohndienste, die es zuerst mit seinem Evangelium verband, damit begnügt hat, ihnen die Namen spanischer Heiligen zu geben, sie am Sonntag in der Kirche des Dorfes zu versammeln und jenen ihrer Kinder, die gerade Lust dazu haben, soviel vom Lesen und Schreiben beizubringen,

wie man in einem Indianer-Pueblo brauchen kann. Aber mit der Yankee-Lokomotive ſind auch die Yankee-Philanthropen und die frommen Männer Neu-Englands nach den Indianer-Dörfern des Rio Grande gekommen, und dieſe nehmen es bekanntlich mit der Bekehrung, und was für ſie darum und daran hängt, ungleich geſchäftsmäßiger, als die ſpaniſchen Padres, welche ſelbſt unter den ihre Sprache redenden Rothhäuten von Kind auf heimiſch, ſehr genau wiſſen, wie viel unter dem ewig blauen Firmament Neumexiko's dieſelben ſchon auf Erden auch noch vom andern Himmel bedürfen, ohne daß ſie gar zu ſchwer daran zu tragen haben. Bereits heute befindet ſich, wie ſchon oben geſagt wurde, in einem der größten Pueblos neben der alten katholiſchen Adobe-Miſſion eine funkelnagelneue, mit leuchtender weißer Oelfarbe geſtrichene und demgemäß in ihrem Betrieb auch durch ein Paar neuengliſche „Schoolmiſſes" verſchärfte presbyterianiſche oder baptiſtiſche Miſſion und Schule. In Albuquerque aber hält dieſelbe Sekte ein regelrechtes Penſions-Inſtitut für indianiſche Knaben, welches überdies noch die ganz beſondere Eigenthümlichkeit hat, daß es von der Bundesregierung in der Weiſe unterſtützt wird, daß dieſelbe 125 Dollars pro Jahr zur Deckung der Ausgaben für Unterhalt, Kleidung und Erziehung jedes Penſionärs beiſteuert. Die Zöglinge dieſes Inſtituts hat man ſich aus den verſchiedenen Pueblos zuſammengefangen.

* * *

Während ſich im Nordweſten von Neu-Mexiko und theilweiſe nach Arizona hinüberreichend, die große Reſervation der Navajo-Indianer befindet, liegt im Südoſten Arizonas die noch ausgedehntere Reſervation der Apache-Indianer, des wildeſten und grauſamſten aller Indianerſtämme des Continents von Nordamerika. Die Ver. Staaten ſind ſeit Jahrzehnten im fortwährenden Krieg mit ihnen begriffen; in jedem Jahre werden von den Ver. Staaten-Truppen Feldzüge gegen die Apachen unternommen, Schlachten geliefert, Verfolgungen angeſtellt u. ſ. w., ohne daß es bisher gelungen wäre, dem Krieg ein Ende zu machen und den beiden großen Territorien den erſehnten Frieden zu geben. Die Hauptſchwierigkeit in der Bekämpfung der ungemein ſchlauen, liſtigen und behenden Indianer liegt in der Beſchaffenheit der großen Länderſtrecken zwiſchen dem Rio Grande und dem Rio Gila. Es ſind weite Einöden und Wüſten, von kahlen zerriſſenen vulkaniſchen Höhen durchzogen, welche den Indianern vorzügliche Schlupfwinkel gewähren. Sie ſind mit allen Päſſen und Schleichwegen wohl vertraut, haben flinke ausdauernde Ponies, deren ſie ſich mit eben ſo großer Gewandtheit bedienen, wie etwa die Beduinen. Die Einöden am Gilafluſſe gewähren mit ihrem Agaven- und Kaktuswachsthum den Indianern wie den Pferden nothdürftige, aber immerhin genügende Nahrung, während die Truppen der Ver. Staaten-Armee genöthigt ſind, Lebensmittel für ſich und die Pferde

mit ſich zu führen, wodurch ſie in ihren Bewegungen ſehr gehemmt werden. Obſchon kaum einige Hunderte an der Zahl, werden die Apachen doch von äußerſt ſchlauen und geriebenen Häuptlingen, wie der grauſame Vittoria und der tollkühne Geronimo angeführt, die mit den amerikaniſchen Truppen einfach wie die Katze mit der Maus ſpielen. Jahrelang wußten ſie ſich den ihnen von allen Seiten auf den Leib rückenden Truppen zu entziehen. Seit Jahren ſtehlen, rauben und morden ſie, ja es vergeht kein Monat, daß nicht irgend eine ihrer Unthaten das ganze Territorium mit Entſetzen erfüllt, und die Bewohner zur Beſtrafung der Hallunken veranlaßt. In vielen Anſiedelungen des Südweſtens wartet die Bevölkerung nicht erſt auf das Eintreffen des Militärs, um Vergeltung zu üben. Die Männer werfen die Flinten um die Schulter, beſteigen ihre Pferde und eilen den Indianern bis ins Gebirge nach. Ueberholen ſie dieſelben, dann beißen die Indianer gewöhnlich ins Gras. Aber im Gebirge ſelbſt iſt ihnen nichts anzuhaben. Als ich 1881 mittelſt der Eiſenbahn nach der Grenze Altmexikos fuhr, ſtand unſer Zug in beſtändiger Gefahr, von einer Bande Navajos überfallen zu werden, welche von Norden, dem Rio Grande entlang, nach der San Carlos-Reſervation der Apachen zog, um dieſelben zu verſtärken. Das ganze Land war in Aufregung. Ein Theil der Indianer hatte ſich über die Grenze nach den Bergen bei El Paſo del Norte in Mexiko geflüchtet, und ein Theil der Bürger jener Stadt befand ſich zur Zeit meiner Anweſenheit daſelbſt gerade in den Bergen auf dem Kriegspfade gegen die Apachen.

Der erfolgreichſte Streifzug gegen dieſe Hallunken war jedoch ein Jahr vorher unternommen worden, bei welchem Vittoria ſeine Schandthaten mit dem Tode büßte. In den Jahren 1879 und 1880 hatte ſeine Bande vierhundert weiße Anſiedler ermordet und ſkalpirt, eine enorme Zahl, wenn man die ungemein ſpärliche Bevölkerung Arizonas und Neu-Mexikos in Rechnung zieht. Das war den Amerikanern doch zu toll. Sie vereinigten ſich mit den mexikaniſchen Truppen und mexikaniſchen Bürgern aus El Paſo und Hermoſillo, und lieferten den Apachen in den Caſtillos-Bergen eine Schlacht, bei welcher Vittoria nebſt 80 Kriegern und 20 indianiſchen Amazonen getödtet und gegen hundert Gefangene gemacht wurden. Den gefallenen Indianern wurden die Skalpe abgezogen und dieſelben beim Einzug der ſiegreichen Freiſchaaren in Chihuahua vorangetragen, ein entſetzlicher Anblick! — Aber wie geſagt, die Apachen ſcheinen unbeſiegbar zu ſein, denn ſchon in den beiden folgenden Jahren wurden wieder an fünfzig Weiße von ihnen getödtet und 1883 eine weitere Anzahl Morde begangen, ſodaß ſich in den beiden Territorien Neumexiko und Arizona eine geheime Geſellſchaft gebildet hat, mit der Aufgabe, jede außerhalb der Indianer-Reſervationen umherſtreifende Rothhaut ſofort niederzuſchießen.

Andererſeits muß jedoch auch wieder anerkannt werden, daß die Hauptſchuld an der blutdürſtigen Grauſamkeit der Apachen und an der Mehrzahl ihrer Unthaten

auf die Weißen zurückzuführen iſt. Die fortſchreitende Beſiedlung des Landes durch weiße Einwanderer verdrängte die Apachen von ihrem eigenen Grund und Boden, man nahm ihnen ihr Weideland, ihr Vieh, ihre Pferde. Sie ſtehen, obſchon das Geſetz ſie beſchützt, in der Wirklichkeit rechtlos da; die Unterſtützungen an Lebensmitteln, Kleidungsſtücken und ſonſtigem Lebensbedarf, welche die Regierung in Waſhington ihnen als Entgelt für ihre Ländereien zuſendet, werden ihnen nicht ausgefolgt; die Grenzen ihrer Reſervationen werden nicht reſpektirt; jede von Cowboys oder mexikaniſchen Desperados verübten Raubmorde werden ihnen zugeſchrieben. Ja, General Crook, der Commandant der amerikaniſchen Truppen im Südoſten, ſagt ſelbſt in ſeinem Bericht an die Regierung Ende 1885: „Habgier und Geiz auf Seite der Weißen ſind bei neun Zehnteln der Indianerunruhen der Hauptanlaß geweſen.“ Er verlangt die Unterordnung der Indianer unter die Militärgewalt und hofft dadurch den Widerſtand der Apachen zu brechen. Aber wie die Politik der Regierung in Zukunft auch ausfallen mag, mit der gänzlichen Unterdrückung des Indianerkriegs im Südweſten wird es noch eine gute Weile haben.

Druck von Greßner & Schramm, Leipzig.

Nord-Amerika.

Der Süden,

die

Neu-England-Staaten

und

Kanada

in

Schilderungen

von

Ernst von Hesse-Wartegg,

Ehrenmitglied der Königl. belgischen geographischen Gesellschaft zu Brüssel und des deutschen Athenäums zu London; Korrespondirendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Newyork; der k. k. geographischen Gesellschaft zu Wien, der geogr. Gesellschaften zu Rom, Lissabon, San-Francisko, Madrid, Metz, Homburg ꝛc., Bevollmächtigter des Museums für Völkerkunde zu Leipzig ꝛc. Kommandeur und Ritter höher Orden.

Mit zahlreichen Abbildungen.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Leipzig,
Verlag von Gustav Weigel.
1887.

All rights reserved.

Alle Rechte vorbehalten.

Entered according to Act of Congress, by Ernest v. Hesse-Wartegg,
in the year 1878 in the office of the Librarian of Congress. Washington D. C.

1. Die Golf-Staaten.

1. Texas.

Unter den fünf, die nördlichen Küsten des Golfs von Mexiko einnehmenden Staaten, Florida, Alabama, Mississippi, Louisiana und Texas, ist der letztgenannte der größte und bedeutendste in jeder Hinsicht, gleichzeitig auch einer der größten und bedeutendsten Staaten der ganzen Union. Sein Flächenraum, 265,000 Quadratmeilen (engl.) umfassend, übertrifft den nächstgrößten Staat der Union nahezu um das Doppelte, und seine etwa 2 Millionen zählende Bevölkerung wird nur von jener der Staaten New-York, Pennsylvanien, Ohio, Illinois und Missouri übertroffen. Seine heutige Größe und Bedeutung erscheint dabei um so auffälliger, als er noch vor kaum viel mehr als einem Menschenalter größtentheils das Gebiet wilder Indianerstämme war. — Zu Anfang dieses Jahrhunderts gehörte Texas gleich den mexikanischen Staaten Cohahuila und Chihuahua zu den am wenigsten bekannten Ländern der Erde. Humboldt hatte wohl einen Theil der flachen sumpfigen Küsten von Texas bereist, war aber über das Niederland nicht hinausgekommen. Die Gesammtbevölkerung des Staates betrug am Anfang des Jahrhunderts, die Indianer ausgenommen, etwa 7000 Seelen, von denen etwa 2000 in der größten damaligen Stadt, in San Antonio, wohnten.

Um das Jahr 1812 herum machten amerikanische Abenteurer mehrfache Versuche, in das damals nur von der See aus zugängliche Land einzudringen und es zu erobern, darunter ein ehemaliger amerikanischer Artillerie-Offizier Namens August M. Mayer, und ein Oberst Kemper. Sie kamen bis San Antonio, wurden aber dort geschlagen und zurückgetrieben. Durch diese Flibustier kamen die ersten Nachrichten über den unermeßlichen Reichthum von Texas nach Amerika, und diese machten den Wunsch nach dem Besitz dieses Landes unter den Amerikanern rege. Von da an datiren die Kolonisationsversuche im Osten von Texas unter Kontrakten mit der spanischen Regierung in Mexiko. Als sich Mexiko von den Spaniern befreit hatte,

ſchlug es eine liberale Einwanderungspolitik ein, unter welcher der Stammvater der amerikaniſchen Einwanderung in Texas, Moſes Auſtin, eine bedeutende Landſchenkung erhielt und die erſten dauernden Niederlaſſungen der Amerikaner in dem reichen Flußthale des Brazos gründete. Hier entſtand das erſte amerikaniſche Städtchen, Brazoria. Vom Brazos, dem natürlichen Grenzfluß zwiſchen Oſt- und Weſttexas, ſtreckte der Amerikaner ſeine Arme nach allen Richtungen hin aus, bis er mit den Mexikanern in Streitigkeiten gerieth und den Kampf für die Unabhängigkeit des Landes aufnahm.

Die Geburt der unabhängigen Republik Texas fand am 2. März 1836 in dem Dörfchen Waſhington am Brazos ſtatt. Am 17. Mai 1835 organiſirte ſich der erſte Verein, der die Unabhängigkeit des Staates anſtrebte, unter dem Namen Sicherheitskomitee zu Mina, dem jetzigen Baſtrop. Ueberall, wo amerikaniſche Anſiedler wohnten, wurden darauf Sicherheitskomitees gegründet, obgleich die Mexikaner den Amerikanern nichts gethan hatten und nur die Sklaverei nicht wollten, da unter den Geſetzen von Mexiko alle Sklaverei verboten war. Am 1. März 1836 wurde eine konſtituirende Verſammlung nach Waſhington berufen, die von 52 Abgeordneten beſucht war. Es war ein bitterkalter, texaniſcher Eis- und Schneetag, an dem die Konvention zuſammentraf. Die erlauchte Verſammlung ſaß in einem unvollendeten Blockhauſe, das weder Thüren, noch Fenſter hatte, wohl aber die Oeffnungen für dieſelben. An Stelle des Glaſes hatte man die Oeffnungen mit weißem Baumwollenzeug verhängt, um den Nordwind wenigſtens etwas abzuſchwächen, ohne des Lichtes gänzlich entbehren zu müſſen. Am erſten Tage wurde die Organiſation vorgenommen und dann ein Komitee ernannt, das eine förmliche Unabhängigkeitserklärung entwerfen und ſo ſchnell als möglich Bericht erſtatten ſollte.

Alles war im geheimen ſchon vorbereitet worden, denn trotz der bitteren Kälte war die wohlgeſetzte Unabhängigkeitserklärung ſchon am nächſten Tage fertig. Das Dokument wurde vom Hauſe empfangen, im Geſammtkomitee angenommen, vom Hauſe ohne Amendements paſſirt, und in weniger als einer Stunde, von der erſten und einzigen Leſung der Unabhängigkeitserklärung an, war Texas als unabhängige Republik proklamirt worden.

Bis dahin hatte Texas eine klägliche Exiſtenz geführt. Beſtändige Einfälle der Mexikaner, die den Friedensvertrag mit Santa Anna nicht reſpektirten, und Ueberfälle der Indianer machten das Eigenthum werthlos und das Leben unſicher. Dazu hatte der Unabhängigkeitskrieg ein Element in das Land gebracht, das zwar mit Büchſe und Revolver umzugehen wußte, ſonſt aber nicht blos von keinem Werthe für die junge Republik, ſondern der Entwicklung derſelben ſogar hinderlich war.

In den erſten Jahren der Republik war Texas nicht viel beſſer als ein Räuberſtaat. Revolver und Bowiemeſſer führten die Herrſchaft. Nach und nach ließen ſich

beſſere Elemente in dem geſegneten Lande nieder, und das Desperadothum zog ſich nach der Grenze zurück. Da gab es dann oft Kämpfe zwiſchen den Regulatoren und den geſetzloſen Elementen. Die Regenten waren auch nicht immer Tugendhelden, aber ſie hatten Eigenthum erworben, hatten eine Frau genommen, eine Familie gegründet und wollten nun in Frieden leben. Sie hatten mit der Vergangenheit gebrochen. So kommt es, daß man noch heute in einigen Grenzgegenden reiche und angeſehene Leute findet, von denen man ſich ganz offen erzählt, wie viele Menſchen ſie in ihrer Jugend umgebracht haben. Hatte doch die Hauptſtadt des Landes, Auſtin, erſt vor wenigen Jahren einen Mann, der als ein gefährlicher Desperado bekannt war und ſich ſelbſt rühmte, zwanzig Menſchen das Lebenslicht ausgeblaſen zu haben, zum ſtädtiſchen Marſchall gewählt. Er beſaß eine elegante Reſidenz, war wohlhabend, bewegte ſich in der beſten Geſellſchaft. Es giebt andere Beamte in Texas, die mehr als ein Menſchenleben auf dem Gewiſſen haben und jetzt doch zu den ehrenwerthen Bürgern zählen.

Der große Uebelſtand, an dem Texas von Anfang ſeiner Exiſtenz zu leiden hatte, beſtand in der Unzulänglichkeit ſeiner Geſetze, in ſeiner loſen Gerichtsverfaſſung und in der beſchränkten Macht ſeiner Exekutivbeamten. Es iſt nachgewieſen, daß in den Jahren 1850—1870 mehr als zweitauſend Morde innerhalb der Grenzen von Texas verübt worden ſind, und doch wurden in dieſer ganzen Zeit nur zwei Mörder gehängt, nämlich ein paar Mexikaner, welche keine Mittel hatten, Advokaten zu bezahlen. Von 1870—1878 wurden zwei Mörder gehängt; erſt ſeit 1879 hat der Galgen angefangen, eine heilſame Thätigkeit auszuüben. Trotzdem der Gouverneur ungefähr ein Dutzend zum Tode verurtheilte Mörder begnadigt, hat doch immer noch ein anderes Dutzend baumeln müſſen. Mehr als ein Dutzend Menſchen, die den Strick zehnfach verdient hatten, wurden freigeſprochen, weil ſie die Geldmittel beſaßen, um ſich vom Advokaten vertheidigen zu laſſen. Nach dem Bericht des General-Staatsanwaltes haben ſich ungefähr 700 Mörder der ſtrafenden Gerechtigkeit zu entziehen gewußt und ſind noch heute frei.

Es waren eben nicht die beſten Elemente, welche Texas von der mexikaniſchen Herrſchaft befreiten. Man thut wohl daran, den vortexaniſchen Lebenslauf der Helden des Freiheitskrieges nicht zu genau zu unterſuchen. Selbſt über die Vergangenheit Sam Houſton's, über ſeinen Verkehr mit den Cherokees hängt ein gewiſſes Duſter.

Die Viehzucht hat viel Schuld an der Verthierung eines Theiles der texaniſchen Jugend. Der ſogenannte „Cowboy" liegt Monate lang im Freien und lebt faſt ausſchließlich von Rindfleiſch, Wild und Maisbrod. Er befindet ſich auf beſtändiger Wanderſchaft, auf der Viehſuche, und trifft da faſt allabendlich mit ſeinesgleichen zuſammen. Abends am Feuer werden dann die Heldenthaten aus der Vergangenheit

jedes Einzelnen erzählt und dieſe beſtehen gewöhnlich aus der Bravour, mit der man einen Mitmenſchen niedergeſchoſſen oder niedergeſtochen hat. „Did you ever kill a man?“, fragte ein ſolcher Cowboy einmal den verſtorbenen A. Siemering, einen der beſten Kenner des Landes und tüchtigſten Geſchichtsſchreiber von Texas, und als er verneinte, entgegnete er: „Then you are no man“. Ein Mord gehört unter dieſer Menſchenſorte zum guten Ton. Sie führen monatelang ein einſames Leben. Während dieſer Zeit verdienen ſie ſich eine hübſche Summe, die bei der erſten Gelegenheit verjubelt wird. Sie gehen in die Stadt und trinken ſich voll Whiskey, den ſie nach der langen Entbehrung nicht vertragen können. Schwerbetrunken ſuchen ſie Händel, der Revolver hängt immer an der Seite, es knallt und ein Menſchenleben fällt zum Opfer. Der Mörder ſchwingt ſich auf's Pferd und ſucht das Weite.

Die Jurisdiktion des texaniſchen Sheriffs erſtreckt ſich nicht über das County hinaus, für welches er gewählt iſt. Hat er bei Verfolgung eines Verbrechers die Countygrenze erreicht, ſo kehrt er wieder um und überläßt es den Beamten der übrigen Countys, auf den Verbrecher zu fahnden. Die ganze Geſchichte wird mit der äußerſten Gemüthlichkeit genommen. Wird wirklich einmal ein flüchtiger Verbrecher eingefangen, ſo hat der Zufall dabei die größte Rolle geſpielt. Es giebt auch ehrenwerthe Ausnahmen unter den Beamten, Sheriffs, die den Verbrecher bis in andere Staaten hinein verfolgen, aber dieſe ſind ſelten.

Das texaniſche Gerichtsverfahren iſt nach dem engliſchen des Mittelalters gebildet worden. Zuerſt muß von den Großgeſchworenen eine Anklage gegen den Verbrecher erhoben werden. Der Countyanwalt, welcher die Anklageſchrift ausfertigt, iſt gewöhnlich ein junger, unerfahrener Advokat, der keine Praxis finden konnte. Alte, gewiegte Advokaten geben ſich zu dieſem Amte nicht her, da es ihnen nicht genug einbringt. Daſſelbe gilt vom Richterſtand. Der Diſtriktrichter erhält jährlich 2500 Dollar, ein Gehalt, für das wirklich gute Advokaten nicht arbeiten. Richter und Staatsanwälte gehören daher meiſtens der untergeordneten oder mittelmäßigen Klaſſe der Rechtsgelehrten an.

Die Anklageſchrift iſt bisher ganz in der alten Form abgefaßt worden, wie ſie vor Jahrhunderten in England Sitte war. „Instigated by the devil“*) und andere Redensarten durften nicht fehlen. Jede Anklage mußte mit den Worten „against the law and the dignity of the State“**) ſchließen. Jeder noch ſo kleine und für die Anklage noch ſo nichtsſagende Formfehler genügte, um die ganze Anklage für ungültig zu erklären und den Angeklagten in Freiheit zu ſetzen. Vor einigen Jahren ereignete ſich in San Antonio folgender Fall: Drei Mörder wurden auf dieſelbe

*) Vom Teufel verleitet.

**) Gegen das Geſetz und die Würde des Staates.

Anklage hin zum Tode verurtheilt. Sie appellirten und das Appellationsgericht bestätigte das Urtheil. Da entdeckte der Advokat der Angeklagten, daß in der Anklageschrift statt des oben erwähnten Wortes „State“ das Wort „Statute“ stand. Offenbar war hier nachträglich eine Fälschung begangen worden, denn unzweifelhaft hätten die Advokaten und Richter einen solchen groben Schreibfehler während des Processes, bei dem die Anklage verschiedene Male verlesen worden, entdeckt. Trotzdem gestattete das Appellationsgericht eine neue Appellation, die Anklageschrift wurde für ungültig erklärt und die Gefangenen mußten in Freiheit gesetzt werden.

Die letzte Legislatur hat nun hierin eine wichtige Reform eintreten lassen. Sie hat verordnet, daß von jetzt ab Anklageschriften nur den Namen des Verbrechers und die Art seines Verbrechens anzugeben haben. Alles Uebrige wird dem Zeugniß überlassen.

Ebenso sind durch die Ansiedlung des Landes durch gediegene Elemente, durch das Verdrängen der Indianer, Desperados und Cowboys nach dem Westen und Südwesten geregelte Zustände entstanden, welche derlei Fälle immer seltener werden lassen. Auch das Verbot des Waffentragens hat hierzu beigetragen, und ich gestehe offen, daß ich selbst während meines letzten Besuches in Sherman eine Geldstrafe von 25 Dollars erlegen mußte, weil ich, meinen früheren schlimmen Erfahrungen in Texas zufolge, meinen Revolver mitgebracht hatte und an meinem Gürtel trug. Texas ist in jeder Hinsicht ein ganz anderes geworden, als es früher war, und wie in anderen Staaten, so waren auch hier die Eisenbahnen die Hauptträger der Cultur nach diesem entlegensten Staate des amerikanischen Südens. Sie durchbrachen die wilden Prairieländer und Waldungen; auf ihrem Wege entstanden Städte und Dörfer. Sie brachten geregelte Institutionen mit sich und verdrängten so die numerisch schwächeren, gesetzlosen Banden. In Texas ging in jeder Hinsicht dieselbe Umwandlung vor sich, wie in Nebraska und Kansas. Man braucht nur die in einem früheren Bande geschilderten Verhältnisse der Prairieländer auf ihr südlichstes Grenzland anzuwenden, um ein getreues Bild des texanischen „Einst und Jetzt“ zu bekommen. Die Culturgeschichte der Prairien ist überall die gleiche, am Rio Grande gerade so wie am Missouri und am Platte-Fluß. Das Gesindel und die gesetzlosen Zustände waren überall dieselben, — wie dort, so ist auch hier die soziale Umwälzung durch den starken Einwanderungsstrom herbeigeführt worden, welcher sich auf den Eisenbahnen weit in's Land hinein ergoß.

Heute ist Texas bereits durch fünf Eisenbahnen mit dem großen Westen und dem Mississippibecken verbunden. Innerhalb dreier Jahre wurden St. Louis und Kansas City dem größten Staate der Union durch die „Missouri-Kansas- und Texas-Eisenbahn“ um mindestens vier Tagereisen näher gebracht, und damit gleichzeitig der Menschheit ein Ländergebiet erschlossen, das bis dahin ebenso unbekannt und unbewohnt war, wie etwa Rupertusland an der Hudson-Bai.

Jetzt — kaum sechzehn Jahre nach der Fertigstellung dieser ersten Eisenbahn — wird dieses Land südlich des Red-River und des Indianer-Territoriums, wie gesagt, von zwei Millionen Weißen bewohnt. Dutzende von Städten und Dörfer liegen an den Eisenbahnen und Flußläufen. Die zweite Eisenbahn, die „Texas-Pacific Railroad" durchschneidet die erstgenannte, mit der Bestimmung, den Golf von Mexiko mit dem stillen Ocean zu verbinden. Am Kreuzungspunkte dieser Bahnen, der vor zehn Jahren in einer ungeheuren Wüste lag, steht heute die Stadt Dallas mit 30000 Einwohnern, inmitten eines üppigen Farmlandes. Bis zum Jahre 1873 beschränkte sich der von Weißen besiedelte Theil von Texas auf den Südosten — der Rest war Wüste, von Indianerhorden, mexikanischen Räubern und weißem Grenzvolk der elendesten Klasse, Verbrechern, Deserteuren, Mördern bewohnt, deren jeder seine Schandthaten kaum an den Fingern abzählen konnte. — Texas war vor zehn Jahren nur von der See aus zugänglich. Galveston war der große Einwanderungs- und Handelshafen, kein Mensch dachte daran, sich über den Bereich der größeren Städte im südöstlichen Texas hinauszuwagen. Es gab damals kaum ein Land, das einen übleren Leumund besaß als Texas. Die Urtheile über die einstige Republik und den nachherigen Bundesstaat Texas waren in seltener Einstimmigkeit abgefaßt, und Jeder, der Texas besuchte, war herzlich froh, wieder mit heiler Haut aus dem Lande herauszukommen. — Heute hat sich das Alles zu Gunsten des Staates geändert, und es ist die Pflicht jedes Reisenden, den schlechten Ruf von Texas der Wahrheit gemäß zu verbessern. Europäer, die heute nach jenem Lande kommen, sind überrascht von den geordneten und gesitteten Verhältnissen, die dort herrschen. Der Revolver und das „Bowie-Knife" haben ihre Rolle in Texas ausgespielt; die Indianer sind ausgerottet oder nach den unwirthlichen Gegenden am Rio Grande und im Westen des Staates zurückgedrängt, die weißen Banditen und sogenannten „Border Ruffians" (Grenz-Räuber) sind aus dem Staate schon längst über den Rio Grande hinüber auf mexikanisches Gebiet getrieben worden.

So bietet denn Texas in seinem östlichen und nördlichen Theile dasselbe Bild wie Kansas dar: das eines im Werden begriffenen, großartigen und einer großen Zukunft entgegensehenden Ackerbau-Staates. Nur ist es unendlich größer, unendlich reicher und mannigfaltiger in seiner Produktion, ja es ist ohne Zweifel dazu ausersehen, zum Schwerpunkt des südwestlichen Theiles des Continents zu werden. An Größe Frankreich oder Deutschland weit übertreffend, hat es die gleichen natürlichen Hülfsquellen, ähnliche mineralische Lager und Wasserstraßen, dazu im Süden und Westen ebenso ausgedehnte Hinterländer, für welche es einstens selbst als Kulturträger auftreten wird. Seine Bevölkerung ist in rascher Zunahme begriffen, und während die Indianer und mexikanischen Eingeborenen der angelsächsischen und germanischen Hochfluth immer mehr weichen, bringt diese letztere tüchtige, arbeitsame, thatkräftige

Elemente mit ſich, die ganz dazu angethan ſind, Gründer eines großen, mächtigen Staatsweſens zu werden. Die Beweiſe hiervon ſind ſchon jetzt vorhanden. Große Seehäfen, blühende Handelsſtädte, ausgedehnte deutſche Anſiedlungen bedecken den öſtlichen Theil des Staates, überall dort wo die Eiſenbahnen hingedrungen ſind, während an der Grenze dieſes civiliſirten Theiles von Texas die Viehzüchter mit ihren nach hunderttauſend Köpfen zählenden Viehheerden leben. Zu dem Ackerertrag der Prairie-Staaten kommt hier noch die Baumwolle, die ganz vorzügliche Ernten liefert und jährlich über eine Million Ballen, alſo ein Achtel der Geſammt-Produktion Amerikas, zur Ausfuhr bringt. Wenn man bedenkt, daß von den zwanzig Millionen Acker Baumwollenland heute nur erſt ein kleiner Theil unter Kultur ſteht, ſo wird man ſchon aus dieſem Produkte allein auf den künftigen Reichthum des Landes ſchließen können.

Die beſte Baumwolle kommt auch hier, gerade ſo wie in Georgien, von den Küſten und den Inſeln, welche ſich dem Lande vom Sabine-Fluß bis zum Rio Grande der ganzen Länge nach vorlagern. Trinity, Galveſton, Matagorda, Corpus Chriſti, Port Iſabel, bieten in ihren Buchten die vortrefflichſten Häfen dar, durch die vielen Inſeln und Nehrungen vor der hochgehenden See geſchützt. Das ganze dahinter liegende Alluvialland iſt auf viele Meilen einwärts Steppe — ebenſo unabſehbar wie das Meer ſelbſt. Nur die Wälder an den Ufern des Colorado- und Sabine-Fluſſes bringen einige Abwechſelung in dieſe einförmige Flachlandſchaft. Jenſeits des Steppenlandes kommt die Zone der Prairien, deren Wellenland ſich bis an den Red-River und das Indianer-Territorium erſtreckt, im Nordweſten durch die Sierra Madre begrenzt.

Die flache Küſtengegend erhebt ſich nur wenige Fuß über die Oberfläche des Meeres, ſteigt aber mit der Entfernung vom Meere und erreicht ungefähr 100 Meilen vom Golf ſchon eine Höhe von 150 Fuß. Sie iſt am breiteſten zwiſchen dem Brazos und der Guadalupe; die erſten Hügel ſteigen hier 125 bis 150 Meilen vom Golf entfernt empor. Nach Oſten zu bis zur Sabine iſt der flache Gürtel nur 40 bis 50 Meilen breit; von der Guadalupe bis zum Rio Grande hin nimmt er ſtetig an Breite ab und mißt an einzelnen Stellen nur 25 Meilen.

Dieſe ganze Gegend, mit Ausnahme einer kurzen Strecke, iſt angeſchwemmtes Land, von der Sabine bis über die Matagorda Bay hinaus ſind die Ufer des Golfs flach und die See tritt zuweilen meilenweit in das Land hinein. Die Inſel Galveſton iſt zu verſchiedenen Malen großen Ueberfluthungen ausgeſetzt geweſen. Das Waſſer des Golfs hat fünf bis ſechs Fuß hoch in den Straßen geſtanden, und das Feſtland, Galveſton gegenüber, iſt auf eine Strecke von 10 Meilen von der Galveſton Bay aus überſchwemmt geweſen. Auf einer Reiſe in die reiche Zuckerrohrgegend am Caney nahe der Matagorda Bay fand A. Siemering im Jahre 1863

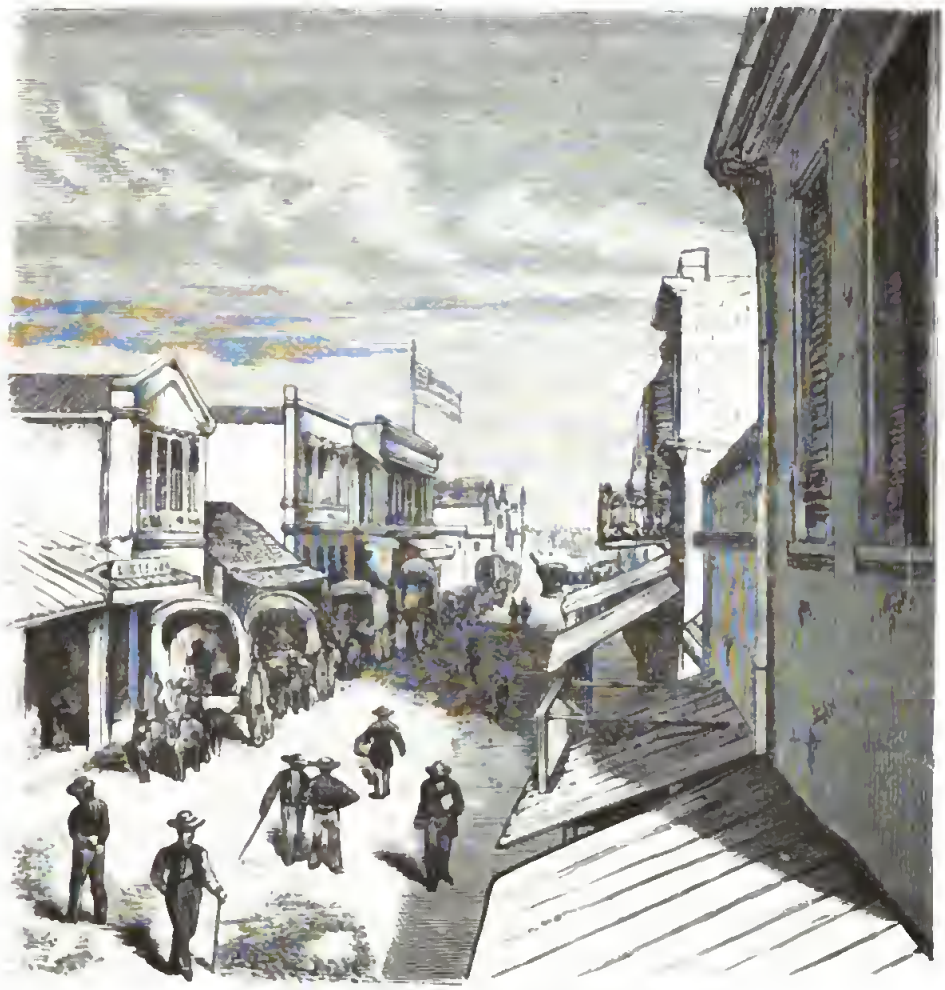
einen alten ſpaniſchen Schooner, 25 Meilen von der Küſte entfernt, im Sand vergraben. Der Bauart nach zu urtheilen, gehörte der Schooner dem ſiebenzehnten oder achtzehnten Jahrhundert an. Wie iſt er ſo weit in das Land hineingekommen? Der Caney kann nur Flachboote, und auch dieſe nur auf eine Strecke von höchſtens zehn Meilen aufwärts tragen. Offenbar hat ein heftiger Orkan die See 25 Meilen weit in's Land hineingetrieben und den Schooner ſchließlich auf feſten Boden geworfen, wo er im Laufe der Zeit verſandet iſt. Das Städtchen Indianola an der Matagorda Bay iſt im Jahre 1875 von einer Sturmfluth total zerſtört worden, und vor zwei Jahren wurde auch Galveſton abermals während eines Sturmes gänzlich überfluthet und der Zerſtörungswuth der Elemente ausgeſetzt.

Das Klima der Küſtengegend iſt milder, als jenes der Hügel- und Bergregion. Das erklärt, warum dort Orangen- und Citronenbäume fortkommen, die im Innern des Landes nicht gedeihen. Der Froſt tödtet ſie. Dagegen kann man auf der Inſel Galveſton zwanzigjährige, mit Früchten überladene Orangenbäume ſehen. Ein Städtchen am Sabineſluß, Orange City mit Namen, liegt mitten in einem ausgedehnten Orangenhain. Die ganze Gegend vom Rio Grande bis zum Sabine eignet ſich für die Kultur der Orange. Innerhalb der letzten Jahre wurden in Victoria, einer Stadt in Weſttexas, 30 Meilen vom Golf entfernt, an dem Guadalupe gelegen, ausgedehnte Orangengärten angelegt.

Bei Rockport und Corpus Chriſti werden die Ufer ſteil und felſig. Während der ganze Landſtrich vom Sabine Paß bis über die Matagorda hinaus der jüngſten Formation angehört und theils durch Hebung des Bodens, theils durch Anſchwemmung entſtanden iſt, tritt bei Corpus Chriſti die tertiäre Bildung auf und zieht ſich durch den äußerſten Weſten bis nach Eagle Paß am Rio Grande hin. Südlich von Corpus Chriſti werden die Ufer wieder flach und tragen ganz denſelben Charakter, wie bei Galveſton. Die Ebenen ſind hier mit dem ſogenannten Chaparal bedeckt, einem undurchdringlichen, oft zehn bis fünfzehn Fuß hohen Buſchwerk, das aus Stachelſträuchern, Cacteen und Opuntien und immergrünen, vielfach veräſtelten Gebüſchen ſo ineinander verwachſen iſt, daß es dem Menſchen unmöglich wird, ſich einen Weg durch daſſelbe zu bahnen. Die Landſtraßen müſſen aus dem Buſch herausgehauen werden.

Das Flachland iſt die Domäne des gelben Todes. So lange Texas unter der Herrſchaft der weißen Raſſe ſteht, iſt das gelbe Fieber nicht bis in die Hügelregion hineingedrungen. Einzelne in das Innere des Landes verſchleppte Fälle hatten nur den Tod des mit dem Fieber behafteten Individuums zur Folge. Der Krankheitsſtoff verliert offenbar in einer gewiſſen Höhe über dem Meere, in Texas wenigſtens, die Kraft der Anſteckung. Im Jahre 1867 erſtreckte ſich das gelbe Fieber bis La Grange in Fayette County. Seit 1872 iſt Texas von dieſer ſchrecklichen Krankheit

nicht wieder heimgesucht worden. Dazu hat unstreitig die strenge Quarantäne, welche seitdem gegen alle dem Fieber tributpflichtigen Plätze ausgeübt wird, ihr Theil beigetragen; am meisten aber für den glücklichen Gesundheitszustand der Küstengegend während des letzten Decenniums hat wohl die Drainirung und Pflasterung der



In Texas: Straße in San Antonio.

Stadt Galveston gethan, wo die Krankheit früher immer einen günstigen Boden fand. Jetzt wird die Stadt mit großer Sorgfalt sauber und rein gehalten.*)

*) Außer Galveston liegen folgende größere Städte im Flachlande: Sabine Paß, Beaumont, Liberty, Houston, Navasota, Washington, Richmond, Columbus, Neu-Ulm, La Grange, Fayetteville, Rutersville, Wharton, Matagorda, Hallettsville, Victoria, Powderhorn, Rockport, Corpus Christi, San Patricio, Brownsville.

Das Hügelland umfaßt den größten und ſchönſten Theil von Texas. Von dem niedrigen Küſtenlande dehnt es ſich bis zum Red River im äußerſten Oſten und bis zu dem bergigen Hochlande im Nordweſten aus. Zwiſchen den Flüſſen Brazos, Colorado und Guadalupe erreicht dieſer Landſtrich eine Breite in der Richtung von Nordweſt gegen Südoſt von 150 bis 200 Meilen. Der größere Theil deſſelben iſt kultivirbar und bereits mit reichen, blühenden Niederlaſſungen bedeckt. In der Vogelperſpektive würde das Hügelland wie ein regelmäßig wogendes Meer, das plötzlich erſtarrt iſt, erſcheinen. Im Frühling und Herbſt, wenn die Höhen mit ſaftgrünem Gras bedeckt ſind, gewähren ſie einen lieblichen Anblick. Im Sommer überwuchern Blumen das Gras und geben den Hügeln zuweilen eine blendend blaue, rothe oder violette Färbung. Die oft ſehr ausgedehnten, meilenbreiten Thäler zwiſchen den Hügeln haben in einzelnen Gegenden ganz das Ausſehen eines künſtlich angelegten Parkes mit grünen Raſenplätzen, Bosquets von ſtattlichen Bäumen, die mit blühenden Büſchen umkränzt ſind, mit kleinen Hainen und entzückend ſchönen landſchaftlichen Bildern, wie kein Kunſtgärtner ſie beſſer herſtellen kann.

Im öſtlichen Theile von Texas, vom Red River bis zum Trinity, iſt das Hügelland vorzugsweiſe mit dichten Waldungen bedeckt und hat hier mehr den Charakter der ſüdweſtlichen Staaten, namentlich des angrenzenden Arkanſas und Louiſiana. Hier herrſcht die Pinie vor; ſie ſchreitet über den Trinity hinüber und dehnt ihr Gebiet bis zum Brazos aus. Selbſt noch am Colorado bei Baſtrop, alſo ſchon im eigentlichen Weſt-Texas finden ſich große Fichtenwaldungen öſtlich und weſtlich vom Fluß.

Neben den Pinienwaldungen treten aber auch große Eichenwaldungen und Waldungen von Bäumen der verſchiedenſten Art, wie ſie dieſem Continente eigenthümlich ſind, auf. Da ſind Ulmen, Eſchen, Lebenseichen, Fichten, Cedern, Rotheichen, Weißeichen, Pappeln, Platanen, Gummibäume, Magnolien, Catalpas und eine Menge kleiner, immergrüner, oft prächtig blühender Bäume, ein „Wald unter dem Walde". In den Fichtenwäldern ſpielt das ſchneeweißblühende Dogwood und die rothblühende Zwergkaſtanie eine große Rolle.

Im mittleren Theile der Hügelregion, vom Trinity bis zur Guadalupe, wechſeln offene Prairien mit Waldungen, hauptſächlich Eichenwaldungen, in der anmuthigſten, für Texas ſo bezeichnenden Weiſe ab. Weiterhin über die Guadalupe und den San Antonio Fluß hinaus ſind Hügel und Thäler vorzugsweiſe mit dem Mesquit-Baume oder -Strauch (Algorobia glandulosa) bedeckt. Nur die Flußthäler ſind bewaldet. Hier tritt zum erſten Male in Texas die ſtattliche Cypreſſe (Cypressus disticha) auf. Sie wächſt nur an den Ufern der Flüſſe und Bäche des weſtlichen Texas.

Ein anderes Anſehen gewinnt das Land zwiſchen dem Nueces und Rio Grande. Der ganze weite Landſtrich zwiſchen dem untern Lauf der genannten Flüſſe wurde

früher als eine waſſerarme, unfruchtbare Wüſte betrachtet, und dieſen Eindruck macht er noch heute auf den Fremdling. Aber ſtatt der Muſtang-Heerden (wilde Pferde), die früher hier ungeſtört hauſen durften, ſieht man jetzt überall große Schafheerden und ſtattliche Ranchos. Neben den dürren, ſtacheligen Gewächſen und den Cacteen trägt der Boden auch ein nahrhaftes, ſalzhaltiges Gras mit vielerlei Kräutern gemiſcht, das nahrhafteſte und geſündeſte Futter für Schafe. Auch hat man viele Quellen und ſogar kleine Seen in jener Gegend entdeckt. Hier iſt das Eldorado der Schafzüchter.*).

Das unfruchtbarſte und trockenſte, deshalb auch noch faſt gänzlich unbeſiedelte Gebiet von Texas iſt die ganze weſtliche Hälfte des Staates vom Oberlaufe des Red River im Norden bis zu dem die Grenze gegen Mexiko bildenden Rio Grande im Süden. Der größte Theil dieſes Gebietes heißt „Llaño estacado“ (abgeſteckte Steppen), deren Name von den hie und da noch aufzufindenden Pflöcken herrührt, mit welchen die von Mexiko kommenden abenteuerlichen Spanier auf ihrem Entdeckungszuge vor Jahrhunderten ihren Weg zur leichteren Orientirung bezeichneten.

Intereſſanter noch als das Land iſt ſeine vielgemiſchte Bevölkerung.

Es giebt kaum eine Nationalität, die in Texas nicht vertreten wäre. Diejenigen Nationalitäten aber, denen Texas ſeine Entwickelung verdankt, ſind jene, welche zur anglo-amerikaniſchen und zur germaniſchen Raſſe gehören, vorzugsweiſe die Amerikaner, die Deutſchen, die Irländer, die Engländer, die Norweger und Schweden. Die Mexikaner ſind zwar an Zahl bedeutend, als Kulturelement indeß werthlos. Franzoſen giebt es faſt überall als Geſchäftsleute; in dem für einen jungen Staat wichtigſten Stande, dem Farmerſtande, ſucht man ſie aber vergebens. Vereinzelt findet man Spanier, Italiener, Dänen, Holländer, Belgier, Polen, Ruſſen, Böhmen, Griechen, Japaneſen, Chineſen u. ſ. w. Daß es auch Afrikaner in Menge in Texas giebt, brauche ich wohl nicht erſt zu ſagen.

Die Hauptbevölkerung des Staates bilden geborene Amerikaner anglo-ſächſiſcher Abkunft, und unter dieſen überwiegen die Einwanderer aus den Südſtaaten. Sie haben ſich zum großen Theil im Oſten, in den Counties zwiſchen dem Trinity und der Sabine, und im Norden in den dem Red River zunächſt gelegenen Counties niedergelaſſen. Wo ſie wohnen und herrſchen iſt die „dark corner“ von Texas. Dort war vor dem Kriege die Sklaverei in höchſter Blüthe, und heutzutage bilden die Farbigen daſelbſt faſt eine Hälfte der Bevölkerung. Hier hat die Feindſchaft gegen

*) Wie ſchon geſagt iſt ein großer Theil des Hügellandes bereits cultivirt. In ihm liegen die Städte Marſhall, Jefferſon, Henderſon, Rusk, Brackett, Tyler, Sherman, Deniſon, Dallas, Fort Worth, Waco, Georgetown, Auſtin, Baſtrop, Brenham, Neu Braunfels, San Antonio, Gonzales, Seguin, Caſtroville und Eagle Paß am Rio Grande.

die Freiſchulen ihren Sitz, hier will man keine europäiſche Einwanderung, und die Deutſchen ſind in dieſen Gegenden ſo dünn geſät, daß man ſelbſt in den größeren Plätzen ſelten einen findet. Sonntagszwang und Temperenz ſtehen in ſchönſter Blüthe. Von daher kommen die Geſetzgeber, die ſich wider jeden Fortſchritt ſtemmen. Wer dies Gebiet durchwandert, wird über den Charakter und die Lebensweiſe ſeiner Bevölkerung erſtaunen. Blockhäuſer auf dem Lande und Holzbauten in den Städten ſind die Wohnungen derſelben. Nirgends iſt eine Spur von Behaglichkeit zu finden. Man lebt von Mais, Speck, Molaſſes und zuweilen kondenſirter Milch. Die Farbigen werden faſt noch ebenſo ſehr unter Kontrole gehalten, wie zur Zeit der Sklaverei. Sie ſind frei, aber ſie wiſſen kaum ſelbſt, was das bedeutet. Schulen haben ſie nicht. Sie ſtimmen aber meiſtens, wie ihre Arbeitgeber es wollen.

Man darf nicht behaupten, daß dieſe Bevölkerung die Bevölkerung des Südens im Allgemeinen repräſentirt. Wer in Miſſiſſippi, Louiſiana, Alabama u. ſ. w. arbeiten will, kommt dort ebenſo gut voran, wie in Texas, und man hört daher ſelten von wohlhabenden Auswanderern aus jenen Staaten. Es giebt ja in all' dieſen Staaten noch ſehr viel freies, gutes und billiges Land. Was daher nach Texas kam, iſt größtentheils der „white thrash", die arbeitsfaule, bedürfnißloſe Klaſſe, die ſtets von der Hand in den Mund lebt und in Texas das Dorado zu finden hoffte.

Unter den Eingewanderten aus den Südſtaaten giebt es indeſſen auch tüchtige Männer, fleißige Farmer und wohlhabende Familien. Sie haben ſich aber nicht im äußerſten Oſten niedergelaſſen, ſondern über das ganze Land bis zum Rio Grande hin verbreitet. Die werthvollſte Klaſſe der aus den Vereinigten Staaten Eingewanderten iſt jene, welche aus den Weſt- und Nordſtaaten nach Texas gekommen iſt. Sie zeichnet ſich durch ihre Energie, ihre Thätigkeit und Raſtloſigkeit aus. Sie bringt Geldmittel ſowie eine gute Erziehung mit ſich und iſt der Sauerteig geworden, der die alte texaniſche Bevölkerung aus ihrer Ruhe und Faulheit heraustreibt. Sie hat ſich vorzugsweiſe in Mittel- und Weſttexas niedergelaſſen.

Engländer ſind erſt in letzter Zeit in größerer Menge nach Texas gekommen und haben ſich faſt ausſchließlich im Weſten niedergelaſſen, wo ſie große Länderſtrecken angekauft haben, und dort vornehmlich Viehzucht im großartigſten Maßſtabe betreiben.

Deutſche ſind über ganz Texas vom Trinidad bis zum Rio Grande verbreitet. Sie bilden ſchon in den Städten Deniſon, Sherman, Dallas, Fort Worth u. ſ. w. große und reſpektable Gemeinden. Maſſenhaft finden wir ſie, zuerſt als das dominirende, Ackerbau treibende Element in Auſtin County zwiſchen dem Brazos und dem Colorado, dann in Fayette County zwiſchen dem Colorado und der Guadalupe, in Waſhington und Colorado County, zwiſchen dem Brazos und der Guadalupe. Der Haupttheil der Deutſchen aber ſitzt zwiſchen der Guadalupe und dem Nueces in den

Counties Comal, Blanco, Gillespie, Mason, Llano, Kerr, Kendall, Bexar, Medina, Atascosa, Dewitt, Guadalupe, Victoria und Calhoun.

Die Mexikaner sind vornehmlich an der Südgrenze des Staates an den Ufern des Rio Grande zu Hause, von wo sie vereinzelt wohl bis Dallas und Houston vorgedrungen sind. Sie suchen alle größeren Städte auf und siedeln sich an der Grenze derselben an, kleine oder größere Dörfer oder Vorstädte für sich selbst bildend. In San Antonio leben zwischen 3000 und 4000 Mexikaner, in Austin ungefähr 1000, in Victoria 500 bis 600, in Dallas 300 u. s. w.

Norweger haben sich im Norden von Texas bei Dallas und Mc Kinney in größerer Zahl niedergelassen und sind tüchtige Farmer geworden. Auch die Böhmen haben sich als gute Farmer bewährt. Sie wohnen in größeren Ansiedlungen in Fayette County; ihre wichtigste Ansiedlung ist Serbin. —

* * *

Die große Verkehrslinie zwischen Texas und dem amerikanischen Continent, gleichzeitig auch bis vor wenigen Jahren die einzige Verkehrslinie, ist die Morgan Line — eine der größten Dampfschifffahrts-Gesellschaften Amerikas, die zur Zeit ihrer Gründung durch den New-Yorker Charles Morgan nicht etwa die Folge einer kommerziellen Nothwendigkeit war, sondern ebenso wie nachher die Eisenbahnen, auf gut Glück in Betrieb kam. — Dieser Linie hat es Texas zum Theile zu danken, daß es sich binnen weniger Jahre zu solcher Bedeutung entwickelte.

Auf einem Dampfer dieser Linie hatte ich Texas, von New-Orleans aus kommend, zum ersten Male vor zehn Jahren besucht. Gelegentlich meines zweiten Besuches im Jahre 1884, war die Morgan Eisenbahn zwischen New-Orleans und Houston längst vollendet, und glänzende Salon- und Schlafwagen, mit Reisenden gefüllt, vermittelten den regen Verkehr. —

Beide Male war Galveston, der größte Hafen und Handelsplatz von Texas, mein erstes Reiseziel. Auf einer kleinen, der Galveston-Bai vorgelagerten Insel liegend, ist es ein treues Bild einer südlichen Stadt. Wenige Schritte von den weißen sandigen Ufern entfernt, giebt es schattige Parkanlagen mit Oleander- und Orangenbäumen, hübsche Sommerhäuschen oder Hôtels, ganz wie in einem modernen Seebade. Weiter unten, im geschäftlichen Theile der Stadt hingegen herrscht das rege Leben und Treiben eines großen Hafens; hier breitet sich ein ganzes Netzwerk von Werften und hölzernen Hafenquais aus, die sich weit in den seichten Meeresarm erstrecken, wo die zahlreichen Schiffe verankert liegen. Der „Strand", die Hauptverkehrsstraße, wurde bereits zweimal durch Feuer zerstört, entstand aber immer größer und schöner wieder auf dem losen Sande, auf welchem die Stadt liegt. Die Insel ist durch eine lange Brücke über den Meeresarm mit dem Festland verbunden. Deshalb wollen die

Texaner in Galveſton ſtets ein amerikaniſches Venedig erblicken, aber ſie vergeſſen dabei, daß das Venedig Italiens — keine ſolchen Sandwüſten und Schmutzhaufen zur Umgebung hat, wie Galveſton, und daß dort nicht, wie hier, ein Drittel der Bevölkerung aus zerlumpten Negern beſteht, — ohne die beiden Städte ſelbſt nur vergleichen zu wollen. Galveſton iſt eine rührige, derbe, lebenskräftige Handelsſtadt, der Hauptſtapelplatz der Baumwollenernte von Texas und im lebhaften Verkehr mit dem Auslande, mit Liverpool, Bremen und Hamburg, die ihre weſtindiſchen Dampfer und Segelſchiffe ſtets mit Emigranten gefüllt hierher ſenden, um Baumwolle, Leder, Talg und Baumwollſamenöl als Rückfracht zu nehmen. Leider iſt die Waſſertiefe in den Zufahrten zu gering, um die ſchwerſten Schiffe paſſiren zu laſſen. Aber mit dem Aufblühen des Handels werden die Kaufherren von Galveſton auch Mittel finden, um dieſen Uebelſtand zu beſeitigen. Man würde kaum vermuthen, hier, an der Grenze der Civiliſation, ſo viele Bildung und Geſittung, ſo viele Schulen, Kirchen und Vereine zu finden. Auch ein vorzügliches Journal, die „Galveſton News" trägt viel zur Hebung der Stadt und des Staates bei. —

Wie Galveſton der bedeutendſte Hafen von Texas iſt und wahrſcheinlich auch bleiben wird, ſo dürfte das fünfzig Meilen landeinwärts gelegene, mit der Galveſton-Bai durch einen Bayou verbundene Houſton ſich zu dem induſtriellen Centrum von Texas entwickeln. Heute liegen ſich die beiden Städte etwa in ähnlicher Weiſe in den Haaren, wie St. Paul und Minneapolis in Minneſota, oder wie im großen Maßſtab auch St. Louis und Chicago. Houſton iſt der Mittelpunkt des ausgedehnten, innerhalb der letzten Jahre entſtandenen Eiſenbahnnetzes von Texas. Ein ſeichter, üppig mit ſüdlichen Gewächſen beſchatteter Bayou (oder Meeresarm) verbindet es mit Galveſton und geſtattet kleinen Dampfern die Durchfahrt. Die Bewohner Houſtons haben nun die Abſicht, den Bayou zu canaliſiren und ihm die nöthige Tiefe zur Paſſage von Seeſchiffen zu geben. Deshalb, ſowie auch wegen anderer localer Urſachen ſind die beiden Städte nicht gut auf einander zu ſprechen. Die Galveſtoner werden von ihren Nachbarn in Houſton „Sandkrabben" genannt, während ſie ſelbſt im Munde der Galveſtoner den Namen „Schlammkröten" führen, womit auf den in Regenwetter ziemlich verwahrloſten Zuſtand der Houſtoner Straßen angeſpielt werden ſoll. — Bis auf dieſen Uebelſtand zeigt ſich Houſton als eine hübſche, ſchön gelegene, freundliche Stadt mit großen Geſchäftshäuſern, auf denen man viele deutſche Namen lieſt. Das deutſche Element iſt, wie überhaupt in ganz Texas, ſo auch in Houſton, ſehr zahlreich vertreten, und nicht in geringem Maße iſt es den deutſchen Einwanderern zu danken, daß der ganze Staat ſo ſchnell der Civiliſation entgegen geht. In vielen Theilen von Texas — beſonders im Weſten, iſt das deutſche Element das vorherrſchende, ohne daß es, wie in den „States", die Neigung hätte, ſich mit dem engliſchen zu aſſimiliren. Das texaniſche Deutſchthum iſt anerkanntermaßen lebenskräftiger,

gebildeter und wohlhabender als jenes der Prairie-Staaten; ſchreitet die Einwanderung über Bremen und Hamburg in demſelben Maßſtabe wie gegenwärtig fort, ſo dürfte das germaniſche Element mit der Zeit die Grafſchaften zwiſchen dem Rio Brazos und dem Rio Grande gänzlich in Beſitz nehmen.

Houſton fühlt mehr wie irgend eine andere Stadt den Mangel der einheimiſchen texaniſchen Induſtrie und man beginnt auch ſchon in der That mit der Fabrikation von Waffen, Kleidungsſtücken, Baumaterial und ſogar Maſchinen; Gießereien und Werkſtätten aller Art mehren ſich mit jedem Monate und helfen dadurch einem der erſten Bedürfniſſe des Staates ab. Die Farmer und Viehzüchter ebenſo wie die Städtebewohner haben für Manufactur-Artikel, des Tauſende von Meilen langen Transportes wegen, das drei- und vierfache des eigentlichen Werthes zu bezahlen. Für unternehmende Induſtrielle mit einigem Kapital bietet Texas heute vielleicht ein noch beſſeres Feld, als für Farmer. Das wenige Meilen von Houſton entfernte Zwangs-Arbeits-Haus (Penitentiary) mit ſeinen vielen Hundert Sträflingen iſt mit induſtriellen Arbeiten überhäuft, es erwirbt mehr, als die Unterhaltungskoſten betragen. Das Syſtem iſt ähnlich jenem, welches bereits in einem früheren Kapitel geſchildert wurde. Nur iſt die Klaſſe der Gefangenen hier eine grundverſchiedene. In der Namensliſte der Sträflinge finden wir unglaublich viele, die für Mord und räuberiſche Anfälle, Todtſchlag und Plünderung abgeſtraft werden, wir müſſen über das geringe Strafmaß — von zwei bis zu zehn Jahren — ſtaunen. Mexikaner, Indianer, Neger und Mulatten ſind am zahlreichſten vertreten, und nur gegen dieſe wird übergebührliche Strenge angewendet. Da es im Intereſſe des Staates liegt, das Land von allen Dieben zu ſäubern und aus ihrer Zwangsarbeit noch Gewinn zu ziehen, ſo werden „Sammy“ und „Cuffee“ häufig für kleine Vergehen mit mehreren Jahren Gefängniß beſtraft und truppweiſe an Unternehmer zum Eiſenbahnbau, Holzfällen und anderen Arbeiten, natürlich nur unter der ſtrengſten Bewachung überlaſſen. Die Folgen waren für den Staat ſehr heilſam. Man kann über ſein Eigenthum im Südoſten von Texas vollkommen ruhig ſein.

Houſton iſt, wie früher bemerkt, der Mittelpunkt des texaniſchen Eiſenbahnnetzes, und die Strecke Galveſton-Houſton bildet ſo zu ſagen den Stamm eines Baumes, der ſeine Zweige durch den ganzen Staat erſtreckt. Uns ſtehen mehrere Linien offen. Jene nach dem nördlichen Texas, mit ſeinen neu aus dem Boden geſchoſſenen Städten Fort Worth, Dallas, Deniſon und dem einſtigen Indianerdorf und der heutigen Stadt Waco. Eine andere nach Süden an den Brazos-Fluß, endlich je eine nach Auſtin und San Antonio. —

Auſtin, die Hauptſtadt von Texas, liegt ebenſo wie San Antonio an der Grenze des civiliſirten Landgebietes, es begegnen ſich hier die wilden Bewohner der Steppen, die Jäger und Hirten, die Halb-Indianer und Mexikaner mit den beſſeren Elementen

des Oſtens; ſie ſteht als Stadt weit hinter Galveſton und Houſton zurück, iſt aber dafür — als die ehemalige Reſidenzſtadt der texaniſchen Republik — von hiſtoriſcher Bedeutung. Hier, mitten im Gebiete der wilden Indianer und der mexikaniſchen Räuberhorden, wohnten die Geſandten der europäiſchen Großmächte in elenden Bretterhütten, und man kann heute noch in dem Bureau des texaniſchen Staats-Sekretairs die Verträge ſehen, welche Frankreich, England und andere Staaten mit dem Präſidenten der damaligen Republik Texas abſchloſſen. Damals übertraf ſie wie heute an Größe ganz Deutſchland, beſaß aber auf dem ganzen Gebiete kaum mehr weiße Einwohner, als das Fürſtenthum Schwarzburg-Rudolſtadt. Die ehemalige Reſidenz des Präſidenten iſt heute das Wohnhaus des Staats-Gouverneurs. Es iſt von ebenſo ſpartaniſcher Einfachheit, wie das Kapitol, in welchem ſich der Senat und das Repräſentantenhaus befindet. Die Scenen, die mitunter hier, unter den vom Pfluge oder mitten aus den Viehzüchtern des weſtlichen Texas herausgeholten Senatoren vorgehen, erinnern ſo recht an die rauhen Anfänge des jungen Staatsweſens. —

Freundlicher iſt der Eindruck, den Neu-Braunfels und Neu-Antonio, die zwei weſtlichſten Städte des beſiedelten Gebietes von Texas auf den Beſucher machen. Neu-Braunfels erreichen wir von Auſtin mittelſt Eiſenbahn in wenigen Stunden. Je mehr wir uns der berühmten deutſchen Anſiedelung nähern, deſto häufiger begegnen wir Deutſchen, deſto beſiedelter und ſchöner wird das rauhe Farmland. Die Häuſer ſind viel ſolider gebaut und mit hübſchen Gärtchen umgeben, die Straßen ſind beſſer. Ueberall werden wir an die alte deutſche Heimath erinnert. Endlich erreichen wir den Comal-Fluß, und ſeine ſchäumenden, blaugrünen Fluthen überſchreitend, kehren wir in Neu-Braunfels ein, das nach mancherlei Kämpfen und Unglücksfällen zu einer ſchönen, reinlichen Stadt von 3000 deutſchen Einwohnern geworden. Die Deutſchen waren die Pioniere dieſes Theiles von Texas, ihrem Muthe und ihrer Ausdauer verdanken ſie ihren gegenwärtigen Wohlſtand. Während ſich die nahe an 15,000 Köpfe zählende Bevölkerung der Umgegend mit Ackerbau und Viehzucht befaßt, ſind in der Stadt ſelbſt Induſtrieen in ſtetem Aufſchwung begriffen, und es iſt gar nicht daran zu zweifeln, daß Neu-Braunfels mit der Zeit zu einem der wichtigſten Manufactur-Orte des amerikaniſchen Südweſtens heranwachſen wird. Der Sclavenkrieg hielt die Entwicklung der deutſchen Städte in Texas ſtark zurück; beſonders hatte das in ſeinen erſten Anfängen höchſt abenteuerliche Neu-Braunfels eine Sturm- und Drang-Periode durchzumachen. Prinz Karl von Solms-Braunfels war der Gründer dieſer erſten und bedeutendſten Anſiedelung des bekannten Mainzer „Vereins deutſcher Fürſten und Herren", welche in Texas neue Colonien gründen wollten.

Schon auf dem Wege vom Brazos bis zur Guadalupe wurden die Einwanderer 1845 von Indianern angegriffen, deren Zahl wuchs, je weiter jene ins Land

hineinzogen. An der Guadalupe wurde Halt gemacht. Vor ihnen lag ein prächtiges Thal, das im Süden von saftig grünen, rollenden Hügeln, im Westen von einer olivenfarbigen Waldung und hohen Gebirgsmassen, im Osten und Norden von den rauschenden Gebirgsströmen, dem Comal und der Guadalupe, mit ihren dichten, kaum von des Menschen Hand berührten Flußthalwaldungen begrenzt wurde. Es war das ein Stück Natur so lieblich, so malerisch schön und so reich ausgestattet, daß es unwillkürlich das Begehren der Einwanderer wach rief. Und in der That faßte Prinz Solms den klugen Gedanken, zunächst hier sein Zelt aufzuschlagen, die erste deutsche Niederlassung zu gründen und dann etappenweise weiter zu gehen, bis der „Grant" — das dem Mainzer Verein gehörige Gebiet — erreicht war. Nach diesem Plane handelten die Agenten des „Vereins deutscher Fürsten und Herren u. s. w." auch später. Neu-Braunfels wurde 1845 gegründet, Friedrichsburg, nach dem Prinzen Friedrich von Preußen, einem Mitglied des Mainzer Vereins, benannt, im Jahre 1846, und Castell, die einzige Niederlassung des Mainzer Vereins innerhalb des Grants, im Jahre 1847.

Siebenunddreißig Jahre sind seit dem Tage vergangen, wo die erste Blockhütte auf der theilweis bewaldeten Ebene, westlich vom Comal Fluß aufgeschlagen wurde, und heute steht ein freundliches Städtchen darauf mit ungefähr 3000 Einwohnern, breiten Straßen, stattlichen Wohngebäuden und herrlichen Blumengärten. Zur Zeit der Rosen, welche hier im März beginnt und bis Ende Mai dauert, scheint das Städtchen auf einem Meer von Rosen zu schwimmen. Vom blendendsten Weiß an durch alle Schattirungen von Roth und Lila hindurch, dann zum Rothgelb übergehend und bis zum intensivsten Schwefelgelb hinaufsteigend, findet man die schönste aller Blumen hier in jeder Form und in allen Größen, klein wie Gänseblümchen und umfangreicher wie die größten Georginen. Man hat Neu-Braunfels die Rosenstadt von Texas genannt, und das mit vollem Recht, wie man Galveston die Stadt der Oleander nennt.

Die Blockhäuser, welche Prinz Solms bauen ließ, sind längst verfallen. Freundliche Steingebäude sind an ihre Stelle getreten. Oben auf dem Vereinsberg, einem der die Stadt begrenzenden Hügel, liegt das „Schloß" des Prinzen, zu dem er am 28. April 1845, in Gegenwart seiner Leibgarde, unter dem Kommando des Herrn von Wrede, und der gesammten Bevölkerung, den Grundstein gelegt hatte. „Als schuldigen Tribut der Dankbarkeit gegen die durchlauchtigste Frau Sophie, verwittwete Prinzessin zu Salm-Salm, geborene Prinzessin zu Löwenstein-Werthheim-Rosenberg-Rochefort, welcher er sein Herz weihte, und, um ihrem Namen auch auf dieser Seite des Weltmeers ein bleibendes Gedächtniß zu stiften, nannte er die Befestigung, die zum Schutze von Neu-Braunfels angelegt werden sollte: „Sophienburg". So heißt es in dem Dokument, das er nebst dem Bildniß seiner Braut in

den Grundstein legte. Die Burg war ein sogenanntes doppeltes Blockhaus, an dem das einzig Schloß-ähnliche — das große Vorlegeschloß an der Hauptthür war.

Jetzt ist das Dach der Burg eingefallen, die Baumstämme haben sich verschoben und die ehemaligen Prunkgemächer des Prinzen sind mit Schindeln, Sparren, Schutt und Moder angefüllt, in denen Scorpione, Tausendfüße und Schlangen nisten . . . .

Die wichtigste Stadt des westlichen Texas und gleichzeitig auch seine älteste, ist San Antonio, am gleichnamigen Fluß gelegen. Im Jahre 1714 von den Spaniern gegründet, zeugen die Ruinen der alten spanischen Klöster und Kirchen — der sogenannten Missionen — von dem Alter der Stadt, deren Geschichte mit jener des Staates innig verknüpft ist. Die zwanzigtausend Einwohner von San Antonio bestehen aus Mexikanern, Deutschen und Angtosachsen; die ersteren bewohnen ein eigenes Stadtviertel, während die letzteren das Quartier von Alamo bewohnen. Die Stadt hat nur wenige hölzerne Bauten aufzuweisen, sie erinnert mit ihren soliden, steinernen, in den Geschäftsstraßen sogar mehrstöckigen Gebäuden und den alten Missionskirchen an eine Stadt des südlichen Europas. Das mexikanische Element ist hier ebenso wie in Neu-Mexiko im Aussterben begriffen; die Lebensweise und Sitten der Mexikaner sind hier dieselben, wie wir sie dort geschildert haben. Zwei herrliche Ströme, der San Antonio und der San Pedro, durchfließen die Stadt. Die blauen klaren Fluthen des ersteren strömen durch ein tiefes, reich mit schattigen Bäumen besetztes, von Brücken überspanntes Bett mitten durch die Stadt, und wenn man dem malerischen Lauf des Flusses, der in manchen Theilen der Stadt thatsächlich an die alten schönen Canäle von Brügge oder Leyden erinnert, stromabwärts folgt, so gelangt man in einen prächtigen natürlichen Park, zu welchem man die Stadt nur beglückwünschen kann. San Antonio ist eine der interessantesten und schönsten Städte des amerikanischen Südwestens, denn abgesehen von seiner Lage, trägt noch das gemüthliche, heitere Leben der zahlreichen und gebildeten Deutschen viel dazu bei, den Aufenthalt in der Stadt für den fremden Besucher wie für den Einwanderer sehr angenehm zu machen. Das Geschäftsleben liegt beinahe ausschließlich in ihren Händen. Sie besitzen ihre Clubs, Zeitungen, Buchhandlungen und Vereine; sie sind die Begründer eines ordentlichen Schulsystems, und Texas hat ihnen allein seine gegenwärtigen geordneten Zustände zu verdanken. —

San Antonio ist überdies der hauptsächlichste Viehmarkt des südwestlichen Texas, denn westlich der Stadt bis zum Rio Grande erstreckt sich das beste „Grazing-Country" (Weideland) von Texas; Millionen von Schafen und Hornvieh sind dort in nach Zehntausenden zählenden Heerden zu finden, von denen jede über ein Gebiet von vielleicht 500 bis 1000 Quadratmeilen ausgebreitet ist, durch berittene Hirten in Ordnung gehalten und vor den mexikanischen Viehräubern gesichert wird. Die Viehzucht ist nächst dem Ackerbau die größte Einnahmequelle des Staates; nicht

weniger als eine Million Stück Vieh wird jährlich nach den Prairie-Staaten westlich vom Mississippi getrieben, von wo die Thiere mittelst Eisenbahn nach den großen Schlachthäusern von Chicago, St. Louis und Cincinnati gebracht werden. Eine Kette von Militärforts, von amerikanischer Infanterie und Cavallerie besetzt, schützt die Weide-Ländereien gegen den Rio Grande und den Red-River hin. Das Hauptquartier der amerikanischen Truppen ist San Antonio. Außer diesen Verein.-Staaten-Truppen unterhält jedoch der Staat Texas noch sein eigenes reguläres Militär, die sogenannten berittenen „Rangers".

Der Ranger unterscheidet sich in mannigfachen Beziehungen von dem Soldaten, wie man ihn sich gewöhnlich vorstellt. Er ist gleichzeitig Soldat und Staatspolizist; in letzterer Eigenschaft vollbringt er alle Pflichten eines Hülfssheriffs und hat die Ermächtigung, alle Verbrecher und Justizflüchtlinge ohne Haftbefehle festzunehmen. Der Grenzschutz gegen Indianer und andere Desperados wird dabei indessen nicht vernachlässigt. Man muß es diesen Leuten lassen, daß sie in jeder Hinsicht ihrer schweren Aufgabe genügen. Sie haben sich als vorzügliche „Indianerkämpfer" erwiesen, und auch schon viele Verbrecher aufgespürt und der Justiz überliefert. In letzterer Beziehung sind sie vielleicht etwas übereifrig. Sie machen sich nichts daraus, Diebe und Mörder viele Meilen weit in die Republik Mexiko hinein zu verfolgen, sie dort zu packen und zurückzuschleppen, ohne vorher bei der mexikanischen Regierung um das Recht dazu nachgesucht zu haben; aber sie erreichen fast stets ihren Zweck.

Ohne diese gewaltsame Praxis würden die Amerikaner, die an der Grenze wohnen, schutzlos den vielen mexikanischen Räubern preisgegeben sein, welche beständig über die Grenze kommen und ja nur den Rio Grande zu überschreiten brauchen, um nach dem Völkerrecht wieder auf sicherem Boden zu sein. Der anständige Theil der mexikanischen Bevölkerung hat denn auch nichts gegen diese gelegentlichen Grenzverletzungen notorischen Verbrechern gegenüber einzuwenden.

2. Der Red-River und sein Stromgebiet.*)

Unter den zahlreichen Strömen Nordamerika's zeichnet sich der Red-River, der Rothe Fluß, von den Indianern nach seiner Farbe Ke-che-a-que-ho-no, der Strom der blutigen Wasser benannt — (nicht zu verwechseln mit dem in Minnesota entspringenden und nördlich strömenden, in den Winipeg-See sich ergießenden Red-River of the North) — durch ein ganz besonders gefährliches, den Dampfschiffen unheilbringendes Fahrwasser aus. Gingen doch binnen 10 Monaten seit der Wieder-

*) Von Theodor Kirchhoff in San-Francisco.

aufnahme des Handelsverkehrs nach dem großen Bürgerkriege auf ſeinem untern Stromlaufe, zwiſchen Shreveport und ſeiner Mündung in den Miſſiſſippi, 34 — ſage vierunddreißig — Dampfboote zu Grunde! Und doch iſt die Dampfſchifffahrt auf dieſem ſeinem unteren Stromlauf im Vergleich zum oberen nur Kinderſpiel.

Auf den ausgedehnten „Salzebenen" im äußerſten Nordweſten des Staates Texas und weſtlich von den Höhenzügen der Waſhita-Berge, in einer Entfernung von 2100 engliſchen Meilen von ſeiner Mündung in den Miſſiſſippi, liegen die Quellen des blutrothen Ke-che-a-que-ho-no. Scheinbar grenzenloſe Ebenen, blendend weiß, wie mit friſch gefallenem Schnee bedeckt, lehnen ſich zu beiden Seiten an die Ufer des jugendlichen Stromes.

Das dieſe Ebenen bedeckende Salz hat ſeinen Urſprung in unzähligen Salzquellen, die aus dem Boden emporſprudeln, deren Waſſer ſich auf der Fläche ausbreitet und ſchnell in der brennenden Sonne verdunſtet. Das Salz bildet ſtellenweiſe eine tiefe Kruſte, ſo daß man es buchſtäblich aufſchaufeln kann, und würde, wenn der Transport deſſelben nicht ſo koſtſpielig wäre und ein Schienenweg dieſe entlegenen Gegenden mit der civiliſirten Welt verbände, bald einen bedeutenden Ausfuhrartikel des nördlichen Texas bilden, gewiß dem gegenwärtig von Liverpool aus nach New-Orleans und anderen Häfen des Südens in großen Quantitäten eingeführten Grobſalz eine nicht zu verachtende Concurrenz machen.

In Folge des Urſprunges des Red-River auf dieſen Salzebenen hat ſein Waſſer einen eigenthümlich brackigen Geſchmack. Für die Dampfboote iſt das im Innern der Dampfkeſſel ſich anſetzende Salz ganz beſonders läſtig. Da ſie keine Deſtillirapparate, wie die Seedampfer, mit ſich führen — was auch nicht nöthig iſt, weil der Salzgehalt des Red-River-Waſſers, namentlich im unteren Stromlaufe, nur gering — ſo iſt ein häufiges Reinigen der Dampfkeſſel nicht zu vermeiden, was dem Red-River ſchon manchen ungalanten Fluch ſeitens der ihn gelegentlich beſuchenden Miſſiſſippi-Dampfbootfahrer eingetragen hat.

Die Salzebenen hinter ſich laſſend, durchzieht der Red-River weite Prairien, die Wohnung der wenigen übrig gebliebenen Biſons, welche, von der unaufhaltſam nach Weſten vorwärts ſchreitenden Civiliſation aus ihrer alten Heimath, vom Colorado, Brazos und Trinity verdrängt, dort einen zeitweiligen Zufluchtsort gefunden haben. Aus der Ebene tretend, ſtrömt er, bis zu ſeiner Mündung zwiſchen dicht bewaldeten Ufern fließend, am ſüdlichen Fuße der Waſhita-Berge hin, bis er am öſtlichen Endpunkte der Ausläufer derſelben den ihm an Größe gleichen Waſhita Fluß aufnimmt, der am nördlichen Fuße der Waſhita-Berge hinzieht, und dieſe mit dem Rothen Fluſſe zuſammen gleichſam eingekeilt hat. —

Die Waſſermenge des Red-River iſt an dieſem Punkt, etwa 500 engliſche Meilen von ſeinen Quellen, wo das Städtchen Preſton ſteht, nur unbedeutend. Die von ihm

durchſtrömten Prairien ſind ſehr waſſerarm und die Waſhita-Berge nicht bedeutend genug, um einen Fluß von der Länge des Red-River das ganze Jahr hindurch gleichmäßig mit Waſſer zu ſpeiſen, was ſich bis nach Shreveport hinunter bemerklich macht. Durch plötzliche Regengüſſe und das gleichzeitige Schmelzen des Schnees auf den Waſhita-Bergen nimmt ſein Waſſergehalt jedoch mitunter dermaßen zu, daß er für Dampfboote bis auf eine Entfernung von 1200 engliſche Meilen von ſeiner Mündung, bis an den Einfluß des Kiamitia (Kei-a-miſch), namentlich in den Frühlingsmonaten, zugänglich wird. Einzelne Dampfer haben bei beſonders hohem Waſſerſtand ſogar ſchon das Städtchen Preſton erreicht.

Durch das plötzliche Schwellen ſeiner Gewäſſer richtet der Red-River mitunter ungeheure Verheerungen an. Am gefürchtetſten iſt das ſogenannte Juni-Hochwaſſer, welches durch das Schmelzen der auf den Waſhita-Bergen lagernden Schneemaſſen verurſacht wird. Oft iſt das obere Strombett halbe Jahre lang ſo waſſerarm, daß Mann und Roß mit Leichtigkeit darüber ziehen können. Die Dampfſchifffahrt iſt gänzlich unterbrochen, und der Handel leidet großen Schaden. Plötzlich jedoch kommen gewaltige Waſſermaſſen das gewundene Thalbett herabgebrauſt. Die Gewäſſer ſcheinen gleichſam lebendig zu ſein von ſchwimmenden Baumſtämmen, die ſich oft ineinander feſtklemmen und natürliche Flöße oder halbverwitterte, unbeſchreiblich wüſt ausſehende Baumſtammbarrikaden, namentlich an den Uferſtrömungen, bilden.

Glücklicherweiſe ſind ſolche Fluthen, wie ſie beſonders in den Jahren 1843, 1844 und 1849 ſich ereigneten, eine Seltenheit, und nur in ſolchen Ausnahmefällen werden die Pflanzungen überſchwemmt, da die Ufer an 30 Fuß über dem niedrigſten Waſſerſtand erhaben ſind; aber Fluthen von 15 bis zu 25 Fuß Höhe giebt es in jedem Jahre, die, ſtatt Schrecken einzuflößen, mit Freuden begrüßt werden. Das Hochwaſſer giebt nämlich den Dampfern die Möglichkeit, den Fluß hinaufzufahren und die an ſeinen Ufern auf Transport wartenden Baumwollenballen ſtromabwärts nach New-Orleans zu bringen. —

Da das Hochwaſſer jedoch faſt eben ſo ſchnell wieder fällt, als es geſtiegen iſt, ſo iſt es keine Seltenheit, daß einer oder der andere Dampfer, ehe er wieder ſtromabfahren kann, auf einer Sandbank feſtſitzen bleibt und dort mit ſeiner reichen Ladung auf das nächſte Hochwaſſer warten muß.

Seinen Namen verdankt der Fluß, wie ſchon bemerkt, ſeiner braun-rothen Farbe, die er vom Boden, welchen er durchſtrömt, einer röthlichen Thonerde, annimmt, die für den Ackerbau ganz beſonders ergiebig iſt. Fruchtbareren Alluvialboden als den am Red-River, dürfte es ſonſt wohl kaum geben, ſelbſt die Niederungen des Nil und die Miſſiſſippi-Bottoms nicht ausgenommen. Dreiviertel bis ein Ballen Baumwolle (der Ballen bis zu 500 Pfund gereinigt gerechnet = 1750 Pfund gepflückt)

pro Acker ist der gewöhnliche Ertrag des Bodens, der sich in einzelnen Fällen sogar bis auf 3000 Pfund gesteigert hat.

Wegen seiner beständigen Krümmungen gleicht der Red-River dem Mäander der Alten. Wer je auf seinen Gewässern eine Vergnügungs- oder Geschäftsreise gemacht hat, der hat sich sicherlich darüber geärgert, daß es ein Ding der Unmöglichkeit ist, bei Tag auch nur ein halbes Stündchen gemüthlich auf dem Dampferdeck oder in seiner Koje im Schatten zu schlummern. Bald scheint die Sonne von rechts her, bald von links, bald brennt sie den Rücken und bald blendet sie die Augen, gerade als ob sie um einen herumliefe. An einer Stelle macht der Strom eine Biegung von 27 Meilen und kommt dem Halse der Krümmung wieder auf anderthalb Meilen nahe, ehe er in ähnlich planloser Weise weiter fließt. Doch sind die Krümmungen meistens nur kurz. Die Entfernung von Shreveport nach Rowland am oberen Red-River, die in gerader Linie etwa hundert Meilen beträgt, ist auf dem Fluß über sechshundert Meilen lang.

Alle jene Widerwärtigkeiten der Schifffahrt auf dem Red-River kommen jedoch nicht in Betracht gegen diejenigen, welche durch die unzähligen schwimmenden oder im Strombett festsitzenden Baumstämme verursacht werden. An den vielen kurzen Biegungen namentlich setzen sich diese leicht fest. Oft sieht man sie im wildesten Durcheinander dort aufgethürmt und in großen Strecken in einander verflochten, oder auch vereinzelt stromab treibend. Bei niedrigem Wasserstand rennen sich viele dieser schwimmenden Stämme mit ihren das Wasser einsaugenden und schwereren Wurzeln im Grunde fest. Der Stamm, von dem Aeste und Rinde bald von anderen vorbeischwimmenden Baumkolossen abgerissen werden, wendet sich mit der oberen Spitze stromab und steht wie eine Pallisade im Wasser da. Steigt das Wasser, so wird der Stamm von demselben ganz oder theilweise verdeckt, und der „Snag" ist fertig, der Todfeind aller, insbesondere der Red-River-Dampfer.

Ein nur schwach vom Wasser bedeckter Snag, der sich mitunter leise aus der dunklen Fluth hebt, die sein Haupt kräuselnd umspielt, ist ein sehr ungemüthliches Schauspiel für den Reisenden, namentlich wenn der Dampfer scheinbar gerade auf ihn losjagt, und der Pilot zum Spaß versucht, wie nahe er wohl an ihm vorbeifahren könne, ohne das Schiff aufzuspießen. Bei einer Schnelligkeit von zehn oder zwölf Meilen in der Stunde auf einen Snag zu rennen, kann einem Red-River-Dampfer jede Minute widerfahren. Den Erfolg, wenn jener durch die Planken in den untern Raum des Dampfers bricht, kann sich der Leser wohl leicht vorstellen.

Oberhalb Shreveport, wo der Fluß nur wenig Gefälle hat, hatten sich bis vor wenigen Jahren Millionen von Stämmen in einander geschoben, und eine feste Masse, das weit bekannte und berüchtigte sogenannte „Red-River-Raft", gebildet. Die Oberfläche des Flusses war dort von fest in einander geschobenen Baumstämmen überdacht.

Büſche und große Cotton-Wood-Bäume (Populus Canadensis) wuchſen mitten auf dem Raft, und große Thiere gingen wie auf einer Brücke hinüber.

Die Dampfboote, welche den oberen Fluß befahren, umgingen das Raft vermittelſt einer Kette von Seen und Bayous, welche man durch Canalbauten der Schifffahrt mehr zugänglich gemacht hat. Sie bedecken das Land an dieſer Stelle meilenweit, ohne ſie wäre der obere Red-River durch das Raft gegen die Schifffahrt vollkommen verſchloſſen geweſen. Nach Weſten hin dehnen ſich die in einander verſchlungenen Seen und Bayous 50 Meilen weit bis nach der Stadt Jefferſon aus, dem Stapelplatz der reichen Counties am obern Red-River, welche, wenn die Schifffahrt auf dem obern Fluß unterbrochen iſt, von hier aus mit Shreveport und New-Orleans in Verbindung treten. — In den Jahren 1884 und 1885 wurde das große Raft wohl durch Ingenieure der Vereinigten Staaten geſprengt und gebrochen, aber daſſelbe bildete ſich für kurze Zeit bei jeder folgenden Hochfluth dennoch wieder.

Von Shreveport aus, das ſich zu einer blühenden Handelsſtadt emporgeſchwungen hat*), der bedeutendſten am Red-River, mit der nach ſüdlichen Begriffen nicht unbedeutenden Einwohnerzahl von 5000 Seelen, welche jedoch den Handel einer deutſchen Binnenſtadt von wenigſtens ſechsfacher Bevölkerung vertreten, iſt die Schifffahrt bis zur Mündung des Fluſſes, eine Strecke von 500 Meilen, das ganze Jahr hindurch offen. Nur die Jahre 1853—1855 bildeten eine Ausnahme, in denen das Waſſer ſo niedrig war, daß Dampfer nur bis nach Alexandria gelangen konnten.

Der Red-River oberhalb Shreveport bildet die Grenze zwiſchen dem Staate Texas und der „Nation", wie das verſchiedenen, halb civiliſirten Indianerſtämmen von den Vereinigten Staaten angewieſene Gebiet genannt wird. Die an den Red-River grenzenden Counties des nördlichen Texas ſind ganz beſonders fruchtbar, ſowohl an Baumwolle, als an den verſchiedenen Getreidearten, beſonders Mais und Weizen, und die Viehzucht, namentlich von Schafen und Rindern, in ihnen iſt bedeutend. 1500 Pfund gepflückter Baumwolle, 40 Buſhels Mais und 20 Buſhels Weizen ſind der Durchſchnittsertrag auf den Acker. Saftigere Melonen und Pfirſiche kann es nirgends geben. Die einheimiſche Rebe wächſt hier aufs üppigſte wild.

Ein reicher, ſchwarzer Boden durchzieht dieſe Counties in ausgedehnten Flächen, «the black lands», das ſchwarze Land benannt, zum Unterſchiede von den meiſtens am Red-River belegenen «red lands» (rother Alluvialboden) und den «sandy lands» (mit Sand gemiſchter Boden) der Pine- und Poſt-Oak-Landſtriche. — Er ruht auf

*) Zur Zeit des letzten Beſuches des Herausgebers in Shreveport, 1884, ging die das fruchtbare, aber gänzlich verwilderte nördliche Louiſiana durchziehende Vicksburg-Pacific-Bahn, welche die öſtliche Verlängerung und den öſtlichen Anſchluß der Texas Pacific-Bahn bildet, der Vollendung entgegen, und man ſtand im Begriff, den Red-River hier zu überbrücken — die einzige Brücke des ganzen 500 Meilen langen Unterlaufes deſſelben.

einer von zwei bis zu zehn Fuß unter ihm lagernden Kalkſteinformation, die öfters zu Tage tritt.

Das ſchwarze Land, welches ſo reich iſt, daß es bei dem in den Wintermonaten häufigen Regenwetter ſich fettartig anfaßt und in ſchweren Klumpen an die ſich darüber hinbewegenden Wagenräder hängt, dehnt ſich vom Red-River-County angefangen in einer Länge von etwa 130 Meilen von Oſt nach Weſt aus. Seine Durchſchnittsbreite, die im öſtlichen Theile von 10 bis zu 15 Meilen ſchwankt, erweitert ſich mit vielen Ausläufern im Weſten bis auf 100 Meilen.

In den Sommermonaten bildet dieſer ſchwarze Boden, namentlich in den Prairien, die beſten Landſtraßen, die man ſich nur denken kann. Es iſt eine Freude, in den Monaten Mai und Juni, wenn die Ebene ihr buntes Feſtkleid angelegt, im leichten Wagen über den glatten Boden hinzurollen, rechts und links ſanft wogende, von Waldungen begrenzte Savanen, die mit ſchmucken Pflanzungen und hin und wieder mit Gehölzen wie überſäet ſind.

Trotz aller natürlichen Bevorzugung dieſes Landes leben die Leute hier im Allgemeinen ſehr ſchlecht. Allerdings giebt es Ausnahmen; doch ſind dieſe ſelten. Farmer, die Hunderte von Stücken Vieh beſitzen, haben oft kaum Milch genug für ihren Kaffee; Obſt- und Gemüſegärten ſind fromme Wünſche; an Weinbau denkt Niemand. Jedermann iſt auf den Anbau von Baumwolle bedacht, obgleich auch bei dieſer auf jedem Acker etliche 100 Pfund von der Ernte verloren gehen, die aus Nachläſſigkeit nicht ausgepflückt werden.

Vor dem Kriege legten die Pflanzer den größten Theil ihres Erwerbes in Negern und Mauleſeln an; ihre Frauen und Töchter kauften allenfalls Hundert-Dollars-Seidenroben und Fünfhundert-Dollar-Pianos auf Credit. Die Pflanzer borgten was ſie brauchten von den Kaufleuten auf zwölf Monate Zahlungszeit und liquidirten in der Regel erſt nach vierundzwanzig oder dreißig Monaten.

Die Folgen des Krieges, namentlich die Befreiung der Schwarzen haben jedoch in allen bürgerlichen Verhältniſſen eine gänzliche Umwälzung hervorgebracht. Das Borgſyſtem iſt verpönt, und die Pflanzer, die, nachdem die alten Schulden abbezahlt ſind, nicht mehr Neger kaufen können wie ehedem, und nicht wiſſen, was ſie mit ihrem Geldüberſchuß anfangen ſollen, beginnen nach und nach ſich das Leben bequem zu machen — to live like white folks, (leben, wie es Weißen geziemt) wie man ſich hier zu Lande auszudrücken pflegt *).

*) Durch die Vollendung der Eiſenbahnen, welche das nördliche Texas ſowohl mit St. Louis, als mit Galveſton und Shreveport in directe Verbindung gebracht haben, entwickeln ſich jetzt jene Gegenden erſtaunlich ſchnell. Eine maſſenhafte Einwanderung beſiedelt das Land und bringt ſeine reichen Hülfsquellen zur vollen Geltung. Wer nach einer Abweſenheit von nur zehn Jahren das nördliche Texas wieder beſucht, der wird in allen Verhältniſſen dort einen Unterſchied finden, als ſähe er ſich aus dem Zeitalter der Poſtkutſchen von Großvaters Zeit plötzlich in das der Eiſenbahnen und Telegraphen verſetzt.

Das Klima des nördlichen Texas ist ein eigenthümliches und ganz außerordentlich veränderliches. Die Luft erhitzt sich in den Sommermonaten durchschnittlich bis auf 20° R. Im Sommer 1860 stieg die Hitze während mehrerer Wochen bis auf 34° R., in anderen Jahren erreicht sie kaum die mittlere Höhe. Im Winter steht der Thermometer durchschnittlich auf 12° R., mitunter jedoch fällt das Quecksilber bis unter den Gefrierpunkt; der Schnee liegt bis zu 6 Zoll tief und Eis bildet sich 5 bis 6 Zoll dick. Dies sind aber Ausnahmsfälle. Die Jahre wechseln fast regelmäßig mit nassen und trockenen; der Boden verträgt aber sowohl anhaltende Dürre als große Feuchtigkeit in ungewöhnlichem Maße, so daß die Ernten nicht sehr darunter leiden.

Nicht zu verwechseln mit den aus dem Norden, über die großen Prairien, aus den unteren Luftschichten kommenden Schneeniederschlägen sind die mit Recht berüchtigten „Northers“ *), Sendboten der oberen eisigen Luftregionen unsers Planeten, die auf Texas und das östliche Mexiko beschränkt sind. Es sind meistens trockene Winde, nur selten von Regenschauern begleitet.

Einige Stunden vor dem Erscheinen eines Norther lullt der Südwestwind, die Luft ist schwül und drückend. Von Norden herauf steigt eine finstere Wolke und sobald diese den Zenith erreicht hat, bricht der Norther los. Mitunter ist er anfangs von Regengüssen begleitet. Diese sind aber nur von kurzer Dauer, da der aus den oberen Luftschichten kommende kalt-trockene Wind schnell alle Feuchtigkeit auffangt, die er findet. —

Wenn der Norther beginnt, stellt sich bei Menschen und Thieren heftiger Durst ein, und die Haut, welche sich schnell ihrer Feuchtigkeit entledigt, brennt und kitzelt. Der Fall der Temperatur ist tief und außerordentlich plötzlich, oft von 24° R. bis zu 5° R. und 10° R. innerhalb weniger Minuten, und ist wegen der ihn begleitenden Trockenheit für die Haut um so empfindlicher. An den Grenzen des Territoriums Washington habe ich bei mehr als 7° R. unter Null nicht halb so gefroren, als bei manchem Norther auf den Prairien von Texas.

Wehe dem unbeschützten Wanderer, den ein Norther auf offener Prairie überrascht! Bei dem ersten kalten Lufthauche wird der mit den klimatischen Verhältnissen des Landes Vertraute seinem Rosse sofort die Sporen in die Weichen drücken und nach dem nächstgelegenen Hause galoppiren. Sich von dort zu entfernen, ehe der Norther vorübergezogen, wäre Tollheit und wird auch Niemandem so leicht in den Sinn kommen. Alle Bewohner hocken mit klappernden Zähnen vor riesigen Kaminfeuern während draußen der Sturm heult. Sobald der Norther sich empfohlen, giebts vielleicht wieder das herrlichste Wetter, als ob man urplötzlich von Labrador nach Nicaragua

*) Nordwindes.

verſetzt worden wäre; Alt und Jung wirft Mäntel und Decken beiſeite und begiebt ſich luftathmend in's Freie; das Feuer in den Kaminen erliſcht und der Winter iſt vergeſſen.

Wenden wir jetzt unſere Blicke zum linken Stromufer des Red-River, nach der „Nation" (dem Indianerterritorium *). Dort wohnt der Stamm der Choctaws, ein Indianerſtamm, der vor dem großen amerikaniſchen Kriege über 12,000 Köpfe zählte, welche jetzt auf weniger als 8000 geſunken ſind. Die Choctaws ſind gute Nachbarn der Texaner. Im letzten Kriege ſtanden ſie dem Süden ohne Ausnahme zur Seite. Sie treiben Ackerbau und Viehzucht, und es giebt unter den $^3/_4$- oder $^7/_8$-Weißen der Nation viele reiche Pflanzer, welche vor dem Kriege Hunderte von Negerſclaven beſaßen. Von den Pflanzern am gegenüberliegenden Texas-Ufer des Red-River werden die Choctaws im Herbſt und Winter mit großen Nutzen beim Auspflücken der Baumwolle verwendet, worin ſie die Neger bei weitem an Verläßlichkeit und Sauberkeit der Arbeit übertreffen. Den erworbenen Lohn vertrinken ſie aber gewöhnlich ſofort in „Feuerwaſſer", deſſen Einfuhr in das Indianergebiet jedoch bei ſtrenger Strafe unterſagt iſt. Von den Vereinigten Staaten werden den verſchiedenen Stämmen jährliche Subſidien gezahlt; auch ſind Agenten unter ihnen angeſtellt um „den großen Vater", nämlich den Präſidenten in Waſhington, würdig zu vertreten. Ihre innern Angelegenheiten leiten ſie ſelber durch eigens erwählte Häuptlinge. —

Mit gierigen Augen betrachten die Bewohner der angrenzenden Staaten Arkanſas und Texas die Reſervation, deren Gebiet einen außerordentlich fruchtbaren Boden beſitzt, Metalle, Petroleum und Kohlen enthält und von zahlreichen, immer gefüllten Bächen durchzogen wird, welche Fabriken eine unerſchöpfliche Waſſerkraft zur Bewegung von Maſchinen geben würden. Aber es iſt den Weißen ſtreng unterſagt, ſich dort niederzulaſſen, und nur Indianern und Miſchlingen, wenn ſie auch nur ein paar Tropfen indianiſches Blut in ihren Adern haben oder ſich mit Squaws verheirathen, oder auch beſondere Erlaubniß vom Häuptling erlangen, iſt der Eintritt geſtattet, und erlaubt, Handel und Ackerbau dort zu betreiben. —

Daß unter den geſchilderten Verhältniſſen und bei dem fortwährenden plötzlichen Wechſel des Waſſerſtandes, dem ungewiſſen, ſo häufig vorkommenden Verſperren des ganzen Stromes durch Baumſtämme, den hin und her ziehenden, bald hier bald dort erſcheinenden Sandbänken eine Dampferfahrt auf den blutigrothen Fluthen des Red-River nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehört, kann man ſich leicht vorſtellen. — Die Fahrten ſind ſehr ungewiß, und die Baumwollen-Pflanzer des nördlichen Texas müſſen ſtets auf eine Hochfluth warten, um ihre Waaren auf einem

*) Siehe Band III. Die Indianer.

Dampfer verſchiffen und nach New-Orleans transportiren zu können, wollen ſie nicht die dem Red-River ſeit neuerer Zeit entlang laufende Red-River-Eiſenbahn hierfür benutzen. Dann iſt das Gut der Pflanzer der Geſchicklichkeit der Dampfer-Piloten anvertraut, welche das Schiff durch dieſe ungeheuer ausgebreiteten, das ganze umliegende Land überſchwemmenden Waſſermaſſen zu geleiten haben. Häufig kratzt der Boden des Dampfers über eine Sandbank oder einen „Snag" hinüber, häufig auch bleibt er auf einer Sandbank ſitzen, und die Strömung legt ihn quer über den Fluß. Dann heißt es, rückwärts fahrend, ſich wieder von der ſandigen Umarmung zu befreien. Ein Boot wird ausgeſetzt, ein Kabel an irgend einem Baum an den Ufern befeſtigt, und das Schiff durch die Dampfwinde wieder in die Richtung des Stromes herumgezogen. Gleichzeitig geht es nach rückwärts. Iſt das Schiff flott, ſo wird es eine Strecke ſtromaufwärts geleitet, um ſo zu ſagen, Anlauf zu nehmen. Dann fährt man mit aller nur zuläſſigen Dampfkraft gegen die Sandbank an, um ſie zu überſpringen, welches Manöver die Bezeichnung «to jump a bar» führt. Daß aber bei dieſem Springen des Dampfers den Paſſagieren nicht ſonderlich wohl zu Muthe iſt, kann man ſich vielleicht vorſtellen.

Und derartige „Aufſitzer" kommen auf dem oberen Red-River nahezu ſtündlich vor. Der Dampfer treibt willkürlich zwiſchen den ſchwimmenden Inſeln und Baumſtämmen umher, bald mit den Breitſeiten, bald mit dem Bug in der Stromrichtung, bald am linken, bald am rechten Ufer anſtoßend. Es iſt ein förmlicher Tanz. Nicht ſelten gelangt man zu Bänken, wo auch das Jumpen nichts nützt. Der Dampfer muß dann ausgeladen und leer über die «Bar» gebracht werden, um unterhalb derſelben die am Ufer ſtromabwärts transportirte Ladung wieder zu empfangen. Stunden und Tage vergehen auf dieſe Weiſe, ehe der Dampfer auch nur eine Meile zurücklegt.

In dem zwiſchen dem Indianer-Territorium und der Stadt Shreveport in Louiſiana liegenden Theile des Stromes iſt die Fahrt am gefährlichſten. Das ganze Stromgebiet iſt hier bis weit ins Land hinein mit Millionen von Baumſtämmen buchſtäblich überdeckt, als wäre ein durch Blitzſtrahlen zerſchmetterter Urwald plötzlich vom Himmel gefallen. Es iſt ein Bild der Zerſtörung und Verwüſtung, wie man es großartiger und ſchrecklicher kaum anderswo finden kann. Die Schiffe haben ſich hier durch enge, reißende, ganz unglaublich gekrümmte Waſſerſtraßen, ſogenannte „Bayous" durchzuwinden, über welche ſich der Baumwuchs der Ufer legt, ſo daß zu den Gefahren des Stromes noch jene kommt, von einem Baumaſte aufgeſpießt zu werden. Es ſind enge, mit Waſſer gefüllte Baumalleen und ſo vielfach gewunden, daß die Fahrt in der Dunkelheit ſicherer Untergang wäre. Nur bei Tageslicht können die Dampfer hier fortkommen. Sind „Red-Bayou" und „Black-Bayou" paſſirt, ſo iſt die größte Gefahr überſtanden. Man tritt dann in die klaren, romantiſchen, durch das vorgeſchilderte große „Raft" entſtandenen Seen ein, und erreicht bald

Shreveport, wo man die elenden Hinterrad-Dampfer des oberen Red-River mit den großen Passagier-Dampfern von New-Orleans vertauscht. Auf diesen ist die Fahrt bis zur Mündung in den Mississippi und auf dessen breitem Rücken bis nach New-Orleans nur noch ein Kinderspiel.

3. New-Orleans und die Südstaaten.

Die Metropole des amerikanischen Südens ist eine der bedeutendsten und interessantesten Städte, die man sehen kann, und nach New-York, der Hauptstadt des atlantischen, und San Francisco, der Hauptstadt des stillen Ozeans, die internationalste Stadt Amerikas. Schon seit nahe zwei Jahrhunderten bestehend, war sie bereits in ihren ersten Anfängen eine Handels- und Hafenstadt von außergewöhnlicher Bedeutung und nahm an der Entwickelung der Südstaaten, an ihrer Geschichte, ihrem Aufblühen und zeitweiligen Verfall den hervorragendsten Antheil. New-Orleans ist für den Süden Nordamerikas das, was New-York für den Norden, was Paris für Frankreich ist. — Beiläufig hundert Meilen von der Mündung des Mississippi entfernt, an dem linken Ufer dieses Stromes gelegen, bildet es den Schlüssel zu den ungeheuren Wasserstraßen des Continents, von den Felsengebirgen bis zu den Alleghany-Ketten, von den Kanadischen Seen bis Texas. Den schwersten Seeschiffen durch den hier an manchen Stellen 250 Fuß tiefen Mississippi zugänglich, bildet es den natürlichen Stapelplatz aller Produkte der umliegenden Länder: den Mittelpunkt des Baumwoll-, Zucker- und Reis-Gebietes, andrerseits wieder den Haupthafen für die Produkten-Einfuhr aus den westindischen und mittelamerikanischen Ländern. Es ist demnach natürlich, daß New-Orleans diese Handelsstadt par excellence, mit ihren Hinterländern in den innigsten Wechselbeziehungen steht, und daß nicht nur der große Sclavenkrieg auf den Handel und den Wohlstand der Stadt den nachtheiligsten Einfluß ausübte, sondern auch, daß die darauf folgenden politischen Wirren der Hauptstadt äußerst ungünstig auf die umliegenden Länder, insbesondere auf den Staat Louisiana wirken mußten; auf diese Weise hielten sich Stadt und Land wechselseitig in ihrer Entwicklung zurück. Wenn New-Orleans, ungeachtet dieser ungünstigen Verhältnisse, der ungesunden sumpfigen Lage und der gewaltigen Konkurrenz anderer Hafenstädte, sich dennoch zu solcher Bedeutung emporgeschwungen und im steten Aufblühen begriffen ist, so ist dies nur ein Beweis von der Lebensfähigkeit und außergewöhnlichen Wichtigkeit eines Handelsplatzes an der Mündung des Mississippi. Als solcher wird sich New-Orleans auch in Zukunft immer mehr und mehr entwickeln.

Doch nun zur Stadt selbst, die sich in einem ungeheuren, neun Meilen langen Halbmonde, einer Krümmung des Mississippi-Stromes anschmiegt, und sechs Meilen

tief in's Land hinein reicht, wenn man der Sumpfgegend zwiſchen dem Vater der Ströme und dem Pontchartrain-See den Namen „Land“ überhaupt beilegen kann. Auf dieſer bedeutenden Fläche wohnt jene Viertelmillion Menſchen aller Racen und

New-Orleans: Die Univerſität.

Nationen, aus welcher die Bevölkerung der Stadt beſteht. Amerikaner und Weſtindier, Spanier und Franzoſen, Weiße und Schwarze, Mulatten, Creolen, Quadronen, Chineſen geben ein farben- und ſprachenreiches Gemiſch, das man in ähnlichen

Gegensätzen nur noch in San-Francisco findet. Die Zahl der Franzosen und Creolen in New-Orleans beläuft sich auf etwa 70,000, jene der Deutschen auf über 30,000, jene der Schwarzen und Mulatten auf 60,000, und weitere 10,000 entfallen auf Mexikaner und Spanier, Italiener und Indianer, so daß die eigentliche anglo-amerikanische Bevölkerung von New-Orleans kaum mehr als 80,000 beträgt. Dabei leben diese verschiedenartigen Nationen nicht vermischt unter einander, sondern die Stadt ist in zwei ungleiche Theile getheilt, von denen der ältere, ärmere Theil das französische Quartier, der neuere und belebte das amerikanische Quartier bildet, während die Neger-Bevölkerung sich über die ganze Stadt ausbreitet und deren Straßenleben ein eigenthümlich südliches Gepräge verleiht. Eine einzige sehr breite Straße, vielleicht die breiteste in Amerika, Canal-Street genannt, und von den Ufern des Mississippi aus quer den Städte-Halbmond durchschneidend, trennt das französische von dem amerikanischen Quartier, sie bildet gleichzeitig die Hauptverkehrsader der Stadt. Der Anblick dieser Straße ist wahrhaft großartig. Die Häuser sind größtentheils drei Stockwerke hoch, aus Ziegeln erbaut und hell angestrichen. Die Mehrzahl derselben besitzt weit über das Trottoir reichende, auf eisernen Pfeilern ruhende Vorbaue, die meist durch alle Stockwerke gehen und vor jedem einen breiten Altan bilden, während sich die Fußwege zu beiden Seiten der Straße auf bedeutende Strecken zu gedeckten Arkaden umgestalten, unter denen die Menge ungehindert durch Regenwetter oder drückenden Sonnenschein, hin und herwandelt. Die Reihe der Magazine und eleganten großen Kaufläden unter diesen Arkaden wird nur durch große Restaurants, Austernläden, französische Cafés und Billard-Salons unterbrochen, in denen es, dank dem unverwüstlichen Negerhumor, immer lebhaft und bewegt hergeht, während die Fußwege unter den Arkaden der Lieblingsaufenthalt von Blumen- und Obstverkäufern, Zeitungs- und Schuhputzer-Jungen bilden. Der Verkehr wird durch sie nur wenig gestört, denn die an den Häusern hinlaufenden mit schönen großen Steinplatten bedeckten Wege sind sechs Schritte breit, während die ganze Breite der Canal-Street nicht weniger als 70 Schritte beträgt. In der Mitte der etwas tiefer als die Fußwegplatten liegenden, ebenfalls mit großen Steinplatten gepflasterten Straße befinden sich ähnlich wie „Unter den Linden“ in Berlin, schmale Rasenstreifen mit schattigen Bäumen, die der ganzen Länge der Canal-Street entlang laufen und ihr ein eigenthümlich schönes Aussehen verleihen. Zwischen den Fußwegen und der Fahrstraße liegt ein kleiner offener Abzugsgraben, der an den Straßenübergängen mit Steinplatten überdeckt ist. Die Fahrstraße selbst, durch die erwähnte Anlage in zwei Theile getheilt, ist von Dutzenden von Bahngeleisen durchzogen, auf denen der Pferde- und Dampfwagen-Verkehr, besonders in der Nähe der Statue des Redners Henry Clay, ein wahrhaft großartiger ist. Da sieht man erst, daß man sich in einer Handelsstadt ersten Ranges befindet, denn trotz der ungeheuren Zahl der

Waggons iſt doch jeder gefüllt, und dabei bleibt der Verkehr auf den Trottoirs oder in Privat- und Laſtfuhrwerken ebenſo bedeutend. Die Pferde-Wagen ſind hier mit Maulthieren beſpannt, welche die Hitze des Sommers beſſer ertragen, als die Pferde.

In die Canal-Street münden nahezu ſämmtliche Geſchäfts-Straßen der Stadt, und wie in den meiſten Städten Amerikas, ſo beſitzt auch in New-Orleans jede einzelne Geſchäftsſtraße einen eigenen Handelszweig. Der Hauptartikel der Stadt, die Baumwolle, reſidirt in Carondelet-Street, wo ſich auch die Cotton-Exchange, die Baumwoll-Börſe, befindet. Dieſe iſt immer der Schauplatz des regſten Verkehrs, denn hier werden von Stunde zu Stunde auf großen ſchwarzen Tafeln ſämmtliche die Baumwolle betreffenden Neuigkeiten aus den Plantagen, den amerikaniſchen und europäiſchen Märkten, den Fabrikscentren u. ſ. w. angeſchrieben, die natürlich für alle Händler u. A. m. von größtem Intereſſe ſind. Etwas weiter ſtößt man auf den Sitz des Handels mit den Produkten des „Weſtens“: Speck, geſalzenes Fleiſch, Mais, Mehl, Getreide, und, wenn man auf der Canal-Street noch weiter gegen die Miſſiſſippi-Ufer zuſchreitet, ſo gewahrt man in der öſtlich einmündenden ſchönen St. Charles Street eine majeſtätiſche, prachtvolle Säulenfaçade. Sie gehört dem Rieſenhôtel von New-Orleans, dem St. Charles Hôtel an, welches das gewöhnliche Abſteige-Quartier der Europäer und der vornehmen Pflanzer bildet, außerdem auch den ſchmeichelhaften Ruf beſitzt, daß hier die beſte Limonade zu haben iſt; ein Vorzug, den nur derjenige richtig würdigen kann, der während des Sommers New-Orleans beſucht. —

Auch das franzöſiſche Quartier der Stadt beſaß eine derartige rieſenhafte Karavanſerei, das St. Louis Hôtel, es wurde jedoch nach der Einnahme von New-Orleans durch Admiral Farragut im großen Sclavenkriege zum Sitz der Staats-Regierung beſtimmt, die ſich vor dem Kriege im Städtchen Baton-Rouge befand, nach demſelben jedoch in New-Orleans verblieb.

Die Canalſtraße noch weiter abwärts verfolgend, befinden wir uns bald vor einem noch gewaltigeren, maſſigen Steinpalaſt im wahren Baſtillen-Styl. In ihm ſind das Zollamt und die Poſt untergebracht; die Koſten mit denen er aufgeführt wurde, ſprechen ebenſo deutlich, wie das New-Yorker Rathhaus oder das Capitol von Albany von der grenzenloſen Verſchwendung, mit welcher man bei ähnlichen Gelegenheiten in Amerika zu Werke geht. Obſchon nämlich dieſes einfache, jeder Verzierung bare Steingebäude noch nicht einmal vollendet iſt, ſo koſtete ſeine Einrichtung bisher doch bereits 12 Millionen Dollars (48 Millionen Mark)! Die gleichen Betrügereien, die gleiche Ausbeutung des Staats- oder Gemeinde-Säckels findet man leider nicht nur hier, ſondern in vielen anderen amerikaniſchen Städten, überall wo Communal- oder ſtaatliche Arbeiten und Lieferungen ausgeführt werden. In New-Orleans zeigt ſich dies beſonders auffallend, infolge der unwiſſenden, gänzlich

auf ihren eigenen Vortheil bedachten weißen und ſchwarzen Männer, welche die Regierungsposten vom Staats-Gouverneur abwärts ausfüllen. Ein augenſcheinliches Beiſpiel hiervon ſind beiſpielsweiſe die Nebenſtraßen, deren Schmutz und ſtagnirendes Waſſer entſchieden nicht wenig zu den Fiebern und epidemiſchen Krankheiten beiträgt, welche das Sterbe-Verhältniß in der Hauptſtadt des Südens um ſo viel höher ſtellen, als in anderen Städten. Es werden, ſo ſagt man, zu wenig Geldmittel für Zwecke der Straßen-Reinigung bewilligt. Allein es würde darin auch nicht mehr geleiſtet werden, wenn dieſe Geldmittel verdreifacht würden, denn ſie verſchwänden einfach in den Taſchen der Unternehmer und der mit ihnen im Einverſtändniß befindlichen Stadtbehörden.

Die Straßen von New-Orleans zeugen in ihren Benennungen noch am deutlichſten von der einſtigen Franzoſenherrſchaft. Da giebt es eine Napoleon-Avenue, eine Baronne-, Toulouſe-, St. Pierre-, Dauphin-, Royale-, Bourbon- und Chartres-Straße, ja ſelbſt einzelne Schlachten, wie die von Auſterlitz und Marengo ſind hier in der neuen Welt durch Straßenbenennungen verewigt. Aber auch die neun Muſen haben hier zuſammen mit Halbgöttern und Feen, mit Bacchus und Apollo, am Strande des Miſſiſſippi ihr gaſtliches Heim gefunden. Die Terpſichore- durchſchneidet die Chippewa-, die Erato- die Annunciation-Straße; St. Patrick- befindet ſich nur zwei Häuſervierecke weit von den Dryaden und Pitt knapp neben den Najaden. Dazwiſchen kommen die landläufigen amerikaniſchen Namen wie Jackſon-, Madiſon-, Franklin- u. ſ. w. und endlich auch die praktiſchen Zahlenbenennungen von der erſten bis zur achten Straße. Daß es übrigens hier auch eine „Kraft"-, „Geſetzes"-, „Hoffnungs"-, „Tugend"-, „Wohlthaten"- und „Genius"-Straße giebt, beweiſt den guten Willen der ſchwarzen, afrikaniſchen Stadtbehörden, — all' das, was ſie nicht beſitzen, — wenigſtens in Straßen anzulegen. Wahrſcheinlich geſchah dies nur zu gemeinnützigen Zwecken, um auf all' dieſe Bürgertugenden in jeder möglichen Weiſe aufmerkſam zu machen, — während die Sokrates- und Homer-Straße in der Vorſtadt Algier augenſcheinlich die poetiſche Ader der ſchwarzen Neger-Jünglinge wecken ſollen.

All' dieſe Straßen ſind nur im Herzen der Stadt und in der Nähe der Canal-Street ſchön und mit großen Häuſern beſetzt. Je weiter man ſie verfolgt, deſto ärmlicher, ſchmutziger und verlaſſener werden ſie, um endlich mit zerfallenen Bretterhütten in den Sümpfen zu endigen, die New-Orleans umgeben, und deren trauriges Ausſehen im Sommer nur durch das üppige Grün der zahlloſen Bäume gemildert wird. Man trifft jedoch in dieſen Vorſtädten auch die Reſidenzen der vornehmen Handels- und Pflanzerwelt von Louiſiana. Die Ariſtokratie der Creolen hat ihre prachtvollen Wohnungen zumeiſt auf der Esplanade-Avenue — reizende, elegante Häuſer, inmitten von Bananen, Magnolien und Palmengärten; die amerikaniſche Ariſtokratie hingegen hat ihr Quartier am entgegengeſetzten Ende der Stadt, in der

Vorſtadt Carolton. Hier und auch in anderen Straßen haben die meiſten Häuſer Hofräume mit kleinen Gärtchen, reizende, ſchattige Veranden und Blumen in den Fenſtern. Man ſieht da, daß die Bevölkerung des Südens ihren aus der Zeit des Krieges geretteten oder ſeither erworbenen Reichthum ebenſo gut verwendet und ebenſo vortrefflich genießt, wie jene des Nordens. Uebrigens bedarf es keines Reichthums, um in New-Orleans bequem leben zu können. Ein Beſuch der höchſt intereſſanten Fiſch- und Früchtemärkte belehrt uns darüber. Im Ueberfluſſe kommen die Lebensmittel und Früchte aus Florida und den Inſeln Weſtindiens herüber. Mehl und

New-Orleans: Die franzöſiſche Kathedrale und der Jackſon-Square.

Speck kommen auf den ungeheuren Dampfern den Miſſiſſippi herabgeſchwommen, das Meer nebſt den Landſeen und Lagunen liefert der Stadt die größte Fülle und Auswahl von Fiſchen und anderen Seethieren. Hier und da ſtößt man in den Straßen auf geräumige, aus Eiſen zierlich erbaute Markthallen, in denen all' dieſe Schätze zuſammen mit Fleiſch, ja ſelbſt mit echten Jahrmarkts-Artikeln, wie Geſchirr, Hausrath und Kleidern feilgeboten werden. Kaffee-Schenken, Auſternbuden und Speiſewirthſchaften umſchließen dieſe Hallen, die ſtets gedrängt voll ſind. Natürlich bilden die Creolen und beſonders die aufgeweckten, ſtets zu jedem böſen Streich bereiten tollen Negerjungen das Hauptkontingent der Beſucher, während die Ver-

käufer des Obſtes und anderer Früchte zumeiſt Indianerinnen vom Stamme der Choctas und Natchez ſind, deren kümmerliche Ueberreſte in dem Dorfe Mandeville am jenſeitigen Ufer des Pontchartrain-Sees wohnen. Ihre gelbrothe Geſichtsfarbe, ihre breiten Köpfe mit dem dichten ſchwarzen Haar, ihr wild-umherblickendes Auge verrathen ſie ſofort als Angehörige der eingeborenen Raſſe Amerikas.

Aber nicht nur das bewegte Leben und Treiben dieſer ſo verſchiedenartigen Bewohner der Stadt, auch die Früchte, die hier unter den Flugdächern zu kleinen Bergen aufgehäuft liegen, erwecken das Intereſſe des Beſuchers. Vor allem die Bananen, dieſe billigſte, nahrhafteſte und verbreitetſte aller Früchte des Südens. In großen Büſcheln hängen dieſe grünen, gelben oder rothbraunen gurkenförmigen Früchte an den Säulen der Halle. Auf dem Boden ſind duftende Ananas, Goldmispeln und ſaftige Orangen aus Florida oder Louiſiana aufgehäuft, die zu ſtaunenswerth billigen Preiſen verkauft werden. Tamarinden, Rieſen-Brombeeren, Erdbeeren, Erdnüſſe (Pea-nuts), Kaſtanien bilden die gewöhnlicheren Fruchtgattungen.

Wie die ſozialen Verhältniſſe, ſo iſt auch das Straßenleben von jenem der nördlichen Städte ſehr verſchieden. Hier, wie in allen Städten des Südens, bringen die zahlreichen Neger, oder beſſer geſagt die „farbigen Gentlemen“ (colored gentlemen) mehr Abwechslung in das Straßenbild. Sie bringen die Hälfte ihres Lebens in den Straßen zu und alle offenen Gewerbe und Hauſirer-Geſchäfte ruhen in ihren Händen. Die Frucht-, Zuckerwaaren-, Zeitungs-, ja ſelbſt die Blumenhändler ſind farbige Gentlemen, und dazu kommen noch die profaiſchen Beſchäftigungen der Straßenkehrer, Eckenſteher, Stiefelwichſer, Kutſcher, Dienſtmänner, Arbeiter. Sie lungern an den Straßenecken umher, lehnen an den Pfeilern der Arkaden, flaniren (die Hände in den zweifelhaften Hoſentaſchen vergraben) rauchend und ſingend umher oder balgen und jagen ſich mit der ihnen eigenthümlichen Kindlichkeit. Mindeſtens die Hälfte von ihnen führt ein ungewiſſes Daſein von heute auf morgen. — Sie ſind die Lazzaronis von Amerika. Sie haben keine anderen Wohnſtätten als ein Flugdach, eine Scheune, ein Magazin; keine andere Nahrung als irgend welche Abfälle von der Tafel der Hôtels, das „free lunch“ oder die Früchte, die ſie ſich auf den Märkten und Landungsplätzen verſchmitzt ſtehlen oder durch eine kleine Arbeitsleiſtung erwerben; ſie haben endlich keine andere Kleidung als ein Hemd, eine kurze Hoſe und allenfalls einen Strohhut. Ihr größter Reichthum liegt in ihrer Lebensluſt und ihrer ausgelaſſenen Fröhlichkeit. Sie ſind zufrieden mit ihrem Daſein, das ſieht man bei jeder Gelegenheit, und es gewährt in der That großes Vergnügen, ſie in ihrem Treiben zu beobachten. Ihre größte Freude finden ſie am Eſſen und darin leiſten ſie auch das Unglaublichſte. Man ſetze einen von ihnen vor einen Schinken oder ein Kalbs-Viertel, er wird ſchwerlich früher aufſtehen, bis nicht der letzte Reſt aufgezehrt iſt. Welche Schluck-, Drück- und Würgekraft! Alles arbeitet an ihrem Körper, die

Kinnbacken, Kopf, Hals, Schultern, Arme und Hände, und wenn ſie nicht ein Huſtenanfall unterbricht, ſo iſt ihre Arbeit bald und gründlich gethan. Dafür können ſie aber auch tagelang mit den geringſten Nahrungsmitteln auskommen.

Die Stellung der Neger in New-Orleans iſt entſchieden eine beſſere, als die in Richmond, Charleſton und in anderen Städten des Südens. Die Urſache davon war das freundliche, menſchliche Entgegenkommen, das ſie bei der franzöſiſchen Bevölkerung Louſianas und den Creolen fanden; dieſe waren ihnen auch zur Zeit der Sclaverei gütige Herren, ſie vermiſchten ſich mit ihnen viel häufiger, als die Amerikaner, ſodaß ein großer Theil der farbigen Bevölkerung Louiſianas aus „yellow people", aus Mulatten und Quadronen beſteht, denen von Seite ihrer „gemiſchten" Eltern oft eine vortreffliche Erziehung zutheil wurde, die auch nicht ſelten in den Beſitz der Nachlaſſenſchaft ihrer Eltern traten und zu Wohlſtand gelangten. Es gilt dies beſonders von den Quadronen, die bekanntlich aus der Vereinigung von Mulatten und Weißen abſtammen, welche ſich auch äußerlich durch ungewöhnliche Stärke und körperliche Schönheit vor ihren weißen und ſchwarzen Mitmenſchen auszeichnen.

Beſuchen wir die Ufer des „Vaters der Ströme". Die Canal-Street führt uns dahin. Ein gewaltiger Damm, „Levee" genannt, hält die Waſſermaſſen des Fluſſes in Schach und verhütet die Ueberſchwemmung der tiefliegenden, halb in einen ausgetrockneten Sumpf gebauten Stadt, ſowie der weiter ſtromabwärts gelegenen Zucker- und Reisfelder. Vor dem Kriege wurden dieſe Dämme von den Plantagenbeſitzern in gutem Zuſtande erhalten. Seit dieſe letzteren durch den Krieg verarmten, ging die Beſorgung der Dämme auf den Staat über, allein dieſer Staat mit ſeiner aus Negern und „Carpet Baggern" (abenteuerliche Schnappſäckler — nur für ihre Taſche beſorgte Politiker aus den Neu-Englandſtaaten) beſtehenden Regierung iſt nichts weniger als ein Muſter von Oekonomie und guter Verwaltung. Trotz der ungeheuren Summen, welche zur Inſtandhaltung der Dämme verwendet wurden, verfielen dieſelben mehr und mehr. Ritzen und Dammbrüche geſtatteten den Fluthen des Miſſiſſippi den Eintritt ins offene Land, — aus den einſt blühenden Pflanzungen wurden vielfach Moräſte voller Waſſerſchlangen und Alligatoren.

Das Hafenleben von New-Orleans iſt ſehr von der Jahres- und Erntezeit abhängig, es wird beſonders zur Zeit der Baumwollenernte unterhaltend. Nur die gewaltigen Paſſagier-Dampfer von St. Louis und Cincinnati, ſowie einige transatlantiſche Dampfer, der Hamburger-, Bremer- und anderer Linien, liegen in den Werften. Die Hamburg-Amerikaniſche Packetfahrt-Actien-Geſellſchaft, ſowie der Norddeutſche Lloyd beſorgen einen großen Theil des europäiſchen Handels mit New-Orleans und ihre prachtvollen Dampfer werden auch von den Pflanzern zu ihren Europafahrten mit Vorliebe benützt. Die Bedeutung dieſer wichtigen Verkehrslinien

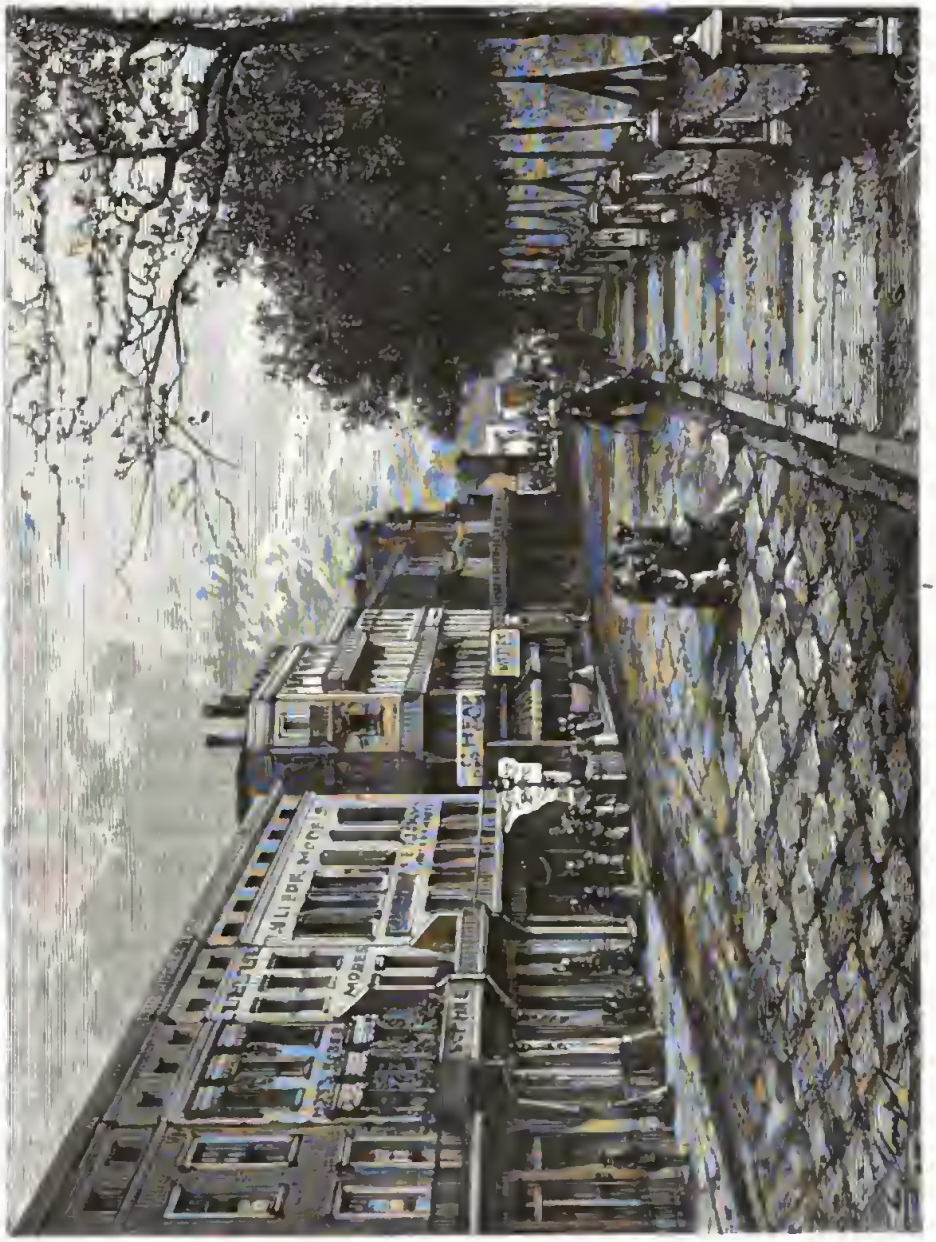
iſt indeſſen noch viel größer geworden, ſeit die nach Texas führende Louiſiana- und Texas-Bahn, ſowie die Red River-Bahn vollendet, und damit eine direkte billige Route nach Californien hergeſtellt wurde.

Leider wird auch den Hafenbauten von New-Orleans nicht die nöthige Sorgfalt zugewendet. Es iſt Louiſiana noch nicht ganz gelungen, ſich aus den Händen der Carpet Bagger zu befreien, die das Land ſyſtematiſch ausſaugen. Innerhalb weniger Jahre hatte ſich die Schuld der Stadt auf 53 Millionen Dollars erhoben, ohne daß dieſe Gelder zu irgend welch' vortheilhaften Zwecken verwendet worden

New-Orleans: Ein franzöſiſcher Friedhof.

wären. Allerdings wurde dieſe Schuld durch ein geſchicktes Manöver auf nominell 23 Millionen Dollars reducirt, allein die Stadt iſt nichtsdeſtoweniger bankerott. Dabei beſitzt aber das Gemeinweſen noch außerordentlich bedeutende Einnahmen, Zölle u. ſ. w., während das Eigenthum der Bewohner mit jährlich vier Prozent belaſtet iſt. Mehrmals ſchon wurde der Verſuch gemacht, dieſe Zuſtände durch Abſetzung der Legislatur zu verbeſſern, ja die Bürger der einzelnen Parteien ſtanden ſich bewaffnet und im Straßenkampfe gegenüber. Allein die Regierung der Vereinigten Staaten unterſtützte bis auf die neueſte Zeit durch Militärmacht die beſtehende

Mißregierung, und es dürfte erſt den kommenden Jahren vorbehalten ſein, eine Verbeſſerung dieſer Zuſtände mit ſich zu bringen. —



New-Orleans: Die Canal-Straße.

Von großem Intereſſe iſt der Beſuch der Friedhöfe von New-Orleans, die ſich alle weit außerhalb der Stadt befinden. Beinahe jede Glaubensgenoſſenſchaft beſitzt ihren eigenen Friedhof, während vor Kurzem eine große neue Ruheſtätte angelegt

wurde. Zwei hohe Palmen bezeichnen den Eingang, an welchem sich folgende Inschrift befindet: „Dies ist ein Friedhof. Es ist strenge verboten, innerhalb desselben mit Wagen schneller als 6 Meilen pro Stunde zu fahren!"

Die Merkwürdigkeit dieser Begräbnißplätze sind jedoch die ungeheuren oberirdischen, backofenförmigen Grüfte. Der Boden ist in New-Orleans nämlich zu sumpfig, um die Verstorbenen in der gewöhnlichen Weise beerdigen zu können. Man erbaute deshalb aus Marmor und Ziegeln ungeheure, viereckige Backöfen, die in einzelne Abtheilungen eingetheilt wurden, welche wiederum mittelst großer Marmorplatten geschlossen oder mit Ziegeln vermauert werden können. Jede dieser Abtheilungen ist zur Aufnahme einer Leiche bestimmt.

Da nun diese oberirdischen Gräber das ganze Jahr der tropischen Sonnenhitze ausgesetzt sind, so machen die Leichen so zu sagen einen natürlichen Verbrennungsprozeß durch, man findet von ihnen nach Jahr und Tag nichts als ein Häuflein Asche. Viele Kirchengemeinden oder Gesellschaften besitzen eigene gemeinschaftliche Grabgebäude, so z. B. die Freimaurer, Bäcker u. s. w. Einige von diesen sonderbaren Leichenhäusern besitzen über hundert Abtheilungen in der Länge und je vier oder fünf der Höhe nach, und wenn man die Vortheile dieser originellen Begräbnißart berücksichtigt, so könnte man vielleicht ihre Einführung in den Ländern Europas wünschen. —

* * *

New-Orleans ist unstreitig die Hauptstadt und der wichtigste Seehafen des großen südöstlichen Theiles des Continents, welcher vor dem großen Sclavenkriege in den Jahren 1861 bis 1865 die Sclavenstaaten umfaßte. Der sonnige Süden, das Land des ewigen Sommers, das Land der Orangen, der Baumwolle, des Zuckerrohrs! Ein Dritttheil des Continents, eine Vereinigung von vielen Staaten, das Paradies des Ackerbaues. Heute giebt es keine bestimmte Grenze mehr zwischen Nord und Süd; die scharfe, schroffe Demarkationslinie, welche einst längs der Stromläufe des Ohio und Missouri hinlief, und Freiheit von Sclaverei, Industrie von Ackerbau, Geschäftigkeit und bewegtes rühriges Leben von Trägheit und Herrschsucht sonderte, besteht nicht mehr. Der „Süden" war einst ein politischer Begriff. Er ist zu einem geographischen Begriff geworden. Die einstigen Grenzen des Südens sind verrückt; Industrie, Freiheit der Rassen, Gleichheit der Bürger sind südlich wie nördlich des Ohio und Potomacs zu finden, und aus einem Theile des ehemalig politischen Südens ist Norden geworden; ein anderer Theil ist im Begriff es zu werden. Die Staaten Missouri, Kentucky, Westvirginien, Maryland bilden gegenwärtig eine gemäßigte Zone zwischen Nord und Süd, und während man noch vor fünfzehn Jahren nur den Ohiostrom zu überschreiten brauchte, um nach dem Süden zu gelangen,

kann man jetzt auf den überall hin führenden Bahnen hunderte von Meilen südlicher reisen, ohne auf merkliche Kontraste zu stoßen. Nördliches Leben pulsirt überall, nördlicher Unternehmungsgeist, nördliches Kapital, nördliche Industrie hat dem Süden unter die Arme gegriffen, und, was der letztere einst nur durch Sclavenarbeit bewirken konnte, das thun jetzt die Maschinen, die Industrien. Den Eisenbahnen, diesen Hauptwegen jeder Kulturmission entlang, zog sich das nördliche rationelle Wirthschaftssystem; — bis nach Carolina, Georgien und Florida hinein pulsirt schon das frische, bewegliche Blut des Nordens, ja selbst über die Alleghany-Ketten und die gewaltigen Ströme drang es in die großen Städte des mexikanischen Golfes vor und setzte sich dort gleichsam als die Avantgarde der Industrie, des Verkehrs fest. Allerdings schreitet diese Verschmelzung der südlichen mit den nördlichen Verhältnissen nur langsam vorwärts, denn die alte, die Stamm-Bevölkerung der einstigen Sclavenstaaten setzt ihr Widerstand entgegen; aber die rege Arbeit, das geschäftige Streben wird ihren passiven Widerstand bald überwunden haben. Schon ist der Widerstand dieser ehemals souveränen Pflanzer-Aristokratie gegen die Staaten-Vereinigung, gegen die Union gebrochen. Die Reihen der alten Anhänger der Sclaverei, der ehedem reichen, durch den Krieg verarmten Sclavenzüchter und Plantagen-Besitzer lichten sich allmählich. Die junge, schon in den neuen Verhältnissen aufgewachsene Generation tritt an ihren Platz und neigt sich praktischeren Anschauungen zu. Sie sehen ein, die Schlacht ist geschlagen, die Sclaverei ist vorbei, aller Widerstand vergeblich. —

Für den ganzen Süden — und das ist ein Drittheil des ganzen Continents — war die Abschaffung der Sclaverei allerdings ein solcher Schlag, daß man diesen Widerstand begreiflich finden muß. Früher gab es nur eine herrschende und eine dienende, eine träge und eine arbeitende Klasse; eine Aristokratie, die auf Grundlage der Sclaverei entstanden, reich und mächtig geworden war. Der Krieg raubte dieser Aristokratie ihren Reichthum, ihre Herrschaft, ihren Wirkungskreis — er zog ihr mit einem Worte den Boden unter den Füßen hinweg. Ihre großen Ländereien blieben ihnen, aber man raubte ihnen ihre Sclaven, die einzigen Mittel zur Bestellung ihrer Ländereien; die Mühlen und Pflanzerhäuser wurden zerstört, sie hatten kein Kapital, sie neu zu erbauen. Es blieb ihnen, die niemals arbeiten gelernt, die die Arbeit als eine Schmach betrachteten, nichts übrig, als sich zu unterwerfen, wenn sie nicht untergehen wollten. Und daher kommt auch ihr allmähliger Anschluß an den Norden, die Vereinigung der Geschäfts-Interessen, und mit ihnen auch die Annäherung an dessen Gebräuche und Sitten.

Zu diesem durch den Krieg geschaffenen Elend der ehemaligen Aristokratie gesellte sich das Elend der dienenden Klasse: der Neger. Was konnte aus diesen stets unter Aufsicht, unter der Zuchtruthe stehenden Millionen von Sclaven werden, als sie sich plötzlich frei sahen? Was thut ein Kind, wenn es sich selbst überlassen wird,

wenn die leitende Hand ihm plötzlich entzogen wird? Die Freimachung der Sclaven kam zu raſch, zu unvorbereitet. Unter der Sclaverei wurden ſie regiert, oft mißbraucht, aber gleichzeitig auch gefüttert und gepflegt. Jetzt ſollten ſie, die niemals gelernt auf eigenen Füßen zu ſtehen, nun plötzlich ſich ſelbſt regieren, ſich ſelbſt ernähren und die weitgehendſte ſouveräne Freiheit genießen! — Das war unmöglich, denn dazu waren ſie nicht reif. — Die glücklichſten Schwarzen ſind heute jene, welche auf den Plantagen unter gütigen Meiſtern verblieben: Ein kleiner Prozentſatz der anderen, denen milde Pflanzer die Erlernung von Leſen und Schreiben geſtattet hatten, die ſittlichen Ernſt und Energie beſaßen, kamen vorwärts und ſchufen ſich annehmbare Verhältniſſe. Die großen Millionen aber ſanken auf eine noch tiefere Stufe hinab. Von dem offenen Lande, das ſie aus Trägheit und Unverſtand nicht mehr bebauen wollten, zog ſich die große Mehrheit nach den Städten des Nordens und Südens, um in den erſteren wieder die dienenden Stellungen anzunehmen, in den letzteren jedoch ein drückendes Bettler-Proletariat zu bilden, das ſich wie ein Bleigewicht an den Aufſchwung, an das Wachsthum dieſer Städte hängt.

Dieſes Negerproletariat bildet, neben dem Mangel an Induſtrieen und der Abweſenheit des prunkenden Reichthums, die Hauptcharakteriſtik der ſüdlichen Städte. Schon in Baltimore und Waſhington nimmt es ſeinen Anfang und wird immer ſchlimmer, immer drückender, je weiter man nach Süden vordringt. Dieſes unwiſſende, die vollſtändigen Bürgerrechte genießende, von gewiſſenloſen Yankee-Politikern zügellos beherrſchte Neger-Proletariat war auch die Urſache jener beiſpielloſen Raſſen- und politiſchen Kämpfe, die in den Jahren nach dem Kriege die großen ſüdlichen Städte, vor Allem New-Orleans zum Schauplatze hatten, und dem ganzen Süden noch viel tiefere Wunden ſchlugen, als es ſelbſt der große Krieg gethan. Die numeriſch bedeutenderen Neger wollten durchaus die herrſchende Raſſe ſein; ihnen gehörte auch in der That eine Zeit lang das Land, und man denke ſich nun ein Land europäiſcher Kultur und Bevölkerung von einer Rotte afrikaniſcher Sclaven geleitet, die weder leſen noch ſchreiben konnten und auf der tiefſten Kulturſtufe ſtanden. Schlaue, ehrloſe, weiße Politiker, die ſogenannten „Carpet-Baggers" wußten ſich mit den Schwarzen zu vereinigen und die öffentlichen Aemter, vom Staats-Gouverneur abwärts zu erwerben, in denen ſie nun ein Syſtem von Raub und Betrug walten ließen, das Staat und Stadt mit ungeheuren Schuldenlaſten überbürdete und an den Rand des Bankerottes brachte. Erſt in neueſter Zeit nahm dieſe ſitten- und zügelloſe Herrſchaft der Neger und ihrer weißen Verbündeten ein Ende, und mit der Einſetzung rechtlicher, angeſehener Perſonen in die öffentlichen Aemter iſt auch das endliche Wiederaufblühen des Südens zu erwarten.

Unter dem Worte „der Süden" verſteht man gegenwärtig hauptſächlich die das ſüdöſtliche Dritttheil des amerikaniſchen Continents einnehmenden Staaten Virginien,

Nord- und Süd-Carolina, Georgien, Florida, Alabama, Miſſiſſippi, Louiſiana, im weiteren Sinne auch Arkanſas, Tenneſſee, Maryland, Kentucky und Texas. —

Die Gleichheit ihrer Bodenprodukte, Tabak, Baumwolle, Zucker, Reis und Südfrüchte vereinigt ſie gegenwärtig noch immer, während ihre politiſchen Verhältniſſe, ſowie ihre ſtaatliche und Kultur-Entwickelung ſehr verſchieden ſind. Im Allgemeinen herrſcht in den Städten, infolge des Mangels der Induſtrieen und der größtentheils brach liegenden Plantagen, wenig von jener großartigen Thätigkeit, jenem ſelbſtſtändigen Erwerb, jenem Reichthum der nördlichen Städte. Dabei iſt das ſchöngeiſtige und wiſſenſchaftliche Leben der ſüdlichen Länderſtriche äußerſt gering. Selten findet man öffentliche Bibliotheken, Univerſitäten, Vereine für Bildungszwecke u. ſ. w., nur die Volksſchulen wurden bisher vermehrt und verbeſſert. Auch das Leben iſt mit Ausnahme der großen Hafenſtädte, wie New-Orleans, Charleſton, Savannah u. ſ. w., jetzt, nachdem die politiſchen Parteikämpfe vorüber ſind, ſehr ruhig, was wohl theilweiſe dem warmen Klima zuzuſchreiben iſt. Die Haupterwerbsquellen des Südens ſind und bleiben auch für die Zukunft die ungeheuren Baumwoll-, Zucker-, Reis- und Tabak-Plantagen, und um dieſe dreht ſich auch das ganze geſellſchaftliche ſowie geſchäftliche Leben, das wir nun nachſtehend in ſeinen Hauptphaſen kennen lernen wollen.

4. Der untere Miſſiſſippi.

Die große Hauptarterie der Golfſtaaten und des Miſſiſſippibeckens iſt der Vater der Ströme ſelbſt, der mächtigſte aber auch gleichzeitig langweiligſte Strom des Landes. Charles Dickens widmete ihm die folgende Beſchreibung: „Ein ungeheurer Waſſergraben, zwei bis drei Meilen breit, und flüſſigen Schlamm enthaltend, der mit einer Schnelligkeit von ſechs Meilen in der Stunde ſtromabwärts fließt. —“ Andere, minder große Schriftſteller vor und nach Dickens haben ſich den Miſſiſſippi doch zu etwas poeſievolleren Schilderungen erkoren, aber ſo viel ſie auch Dickens Darſtellung in blumenreichere Sprache kleideten, ſie blieb dennoch die treueſte und kürzeſte Beſchreibung mit welcher jemals dieſer größte aller Ströme abgefertigt wurde. —

Wie eine Schlange krümmt und windet ſich der breite Strom durch den dichten Urwald. Sein Lauf iſt nach Süden gerichtet, aber es iſt, als ſcheute er ſich direct darauf loszugehen. Er fließt nach Oſten und Weſten und allen ſonſtigen Richtungen der Windroſe, nur nicht nach Süden. Er braucht zwanzig bis dreißig Meilen, um eine Strecke von kaum einer Meile zurückzulegen. Auf der Flußfahrt brennt uns die Sonne innerhalb einer Stunde bald in's Geſicht, bald auf den Rücken, bald

rechts, bald links, obſchon wir ſtets in der Mitte des Stromes blieben. Mit der Zudringlichkeit einer Fliege quält ſie uns, verſchwindet und erſcheint wieder, nur daß ſich in dieſem Falle die Fliege nicht um uns, ſondern wir uns um die Fliege herumtummeln.

Niemals ſieht man von dem Strome mehr, als eine Waſſerfläche von fünf Meilen Länge und zwei Meilen Breite, ringsum mit dichtem Urwald umgeben. Man ſieht das Waſſer fließen, und wundert ſich, wohin? Immer bleibt der Horizont nach allen Richtungen hin abgeſperrt. Wie ein Zauberkreis, ſo verfolgt uns dieſer fünf Meilen weite, vollſtändig geſchloſſene Urwaldring auf der ganzen Reiſe. Wir fahren zwölf Tage lang mit Dampfergeſchwindigkeit und ſitzen am zwölften Tage anſcheinend in der Mitte deſſelben waldbekränzten Schlammſees, in dem wir am erſten Tage ſaßen. Wie unſer eigener Schatten, ſo bleibt uns der Waldkranz auf der ganzen zwölfhundert Meilen weiten Reiſe immer auf den Ferſen. Mit dem Fluſſe wenden wir uns nach rechts und links, aber ob wir nun ſchneller fahren oder langſam, ob wir auf dem Verdeck ſtehen oder uns auf dem Dach des Pilotenhäuschens auf die Zehen ſtellen, immer bleibt uns daſſelbe Bild: die dichte, undurchdringliche, engumgrenzte Urwaldmauer und Waſſer in der Mitte!

Vom Wechſel der Landſchaft iſt auf dem Miſſiſſippi keine Rede, und deshalb iſt die Dampferfahrt nicht nur langweilig, ſie iſt ſogar unheimlich! Der Miſſiſſippi iſt der unheimlichſte, hinterliſtigſte Fluß der Welt, trügeriſcher wie ein Armenier! Immer hat er das Beſtreben uns in's Verderben zu ziehen. Ueberall legt er uns neue Schlingen, und kaum glauben wir, deren Lage zu kennen, als er ſie alle ſchon im Handumdrehen nach kaleidoskopiſcher Manier wieder verändert und verworfen hat, ohne ſie jemals zu beſeitigen. Die Geographen haben die größte Mühe, ſeinen Lauf feſtzuſtellen. Es geht ihnen damit, wie den Jägern mit dem Kukuk, der ihnen immer davonfliegt, wenn ſie glauben, ihn ſchon zu haben. Kaum ſind die Ufer markirt, als ſie auch ſchon mit tückiſcher Schnelligkeit gerade die entgegengeſetzte Form angenommen haben. Heute iſt hier ein Landvorſprung, dort eine Bucht. In zwei Wochen darauf haben Land und Waſſer ihre Lage gewechſelt, an der Stelle der Bucht iſt eine Halbinſel, an der Stelle der letzteren die Bucht!!

Seitdem ſich der Miſſiſſippi aus den oberen Regionen Bahn nach dem Meer gebrochen, wechſelt er auch ſeinen Lauf. Stets nimmt er ganze Acker, ja Quadratmeilen Land von einem Ufer weg und ſchwemmt es am entgegengeſetzten Ufer an. Die Farmer und Baumwollpflanzer an ſeinen Ufern ſehen mit Schrecken von Jahr zu Jahr Acker um Acker ihres Landes in dem gelben Naß des Stromes verſchwinden, aber dafür kommt es dem Nachbar am jenſeitigen Stromufer wieder zu gute.*) Wenn

*) E. v. Heſſe-Wartegg, Miſſiſſippifahrten. Leipzig 1881.

immer das Wetter in den oberen Regionen ſich verändert, oder das Frühjahr den Schnee im Gebirge ſchmelzen macht, ſind regelmäßig Hunderte von Quadratmeilen Landes unter Waſſer, und kein Damm der Erde würde den Rieſen in ſeiner Ausdehnung feſthalten. Nach Hunderttauſenden und Millionen beläuft ſich der Schaden, den der Miſſiſſippi alljährlich durch ſeine Ueberſchwemmungen verurſacht, ohne daß es dagegen eine Abhülfe gäbe! —

Memphis iſt die bedeutendſte Stadt des Staates Teneſſee und gleichzeitig auch der wichtigſte Hafen des Miſſiſſippi zwiſchen St. Louis und New-Orleans. Die lange, mit großen Waarenhäuſerfronten beſetzte Esplanade und die breiten landeinwärts führenden Straßen geben der Stadt vom Fluſſe aus ein ſtattliches Anſehen. —

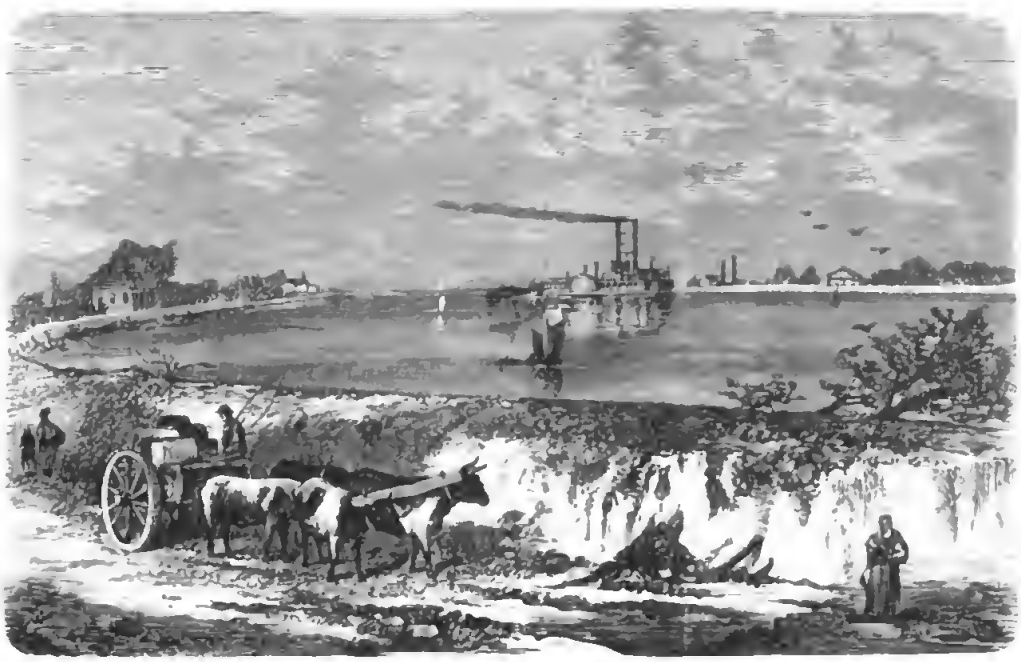
In den Vereinigten Staaten iſt Memphis weniger ſeines Handels und ſeiner Induſtrie, als des Carnevals wegen berühmt, der hier alljährlich in ähnlich feſtlicher und ähnlich origineller und großartiger Weiſe begangen wird, wie in Rom und Venedig. Und wie ernſt es die Bewohner mit dieſem Wintervergnügen nehmen, geht ſchon daraus hervor, daß zuweilen die Coſtüme und einzelne der Maskenaufzüge um theueres Geld aus Paris bezogen wurden. Nur New-Orleans beſitzt außer Memphis einen derartigen Carneval, beide Städte ſind zur Zeit, wo der luſtige Faſchingsprinz in ihnen ſein Quartier aufſchlägt, ſtets mit Fremden überfüllt, die in Special-Zügen und Special-Dampfern aus allen Theilen der Staaten-Union herbeieilen. Man hat eben in Amerika nicht allerorts und alle Tage Gelegenheit, große, ausſchließlich dem Schaffen, dem Gelderwerb ergebene Städte drei Tage lang in einem leichtſinnigen Freudentaumel zu ſehen. —

In Europa dürfte es ziemlich unbekannt ſein, daß der mächtige Miſſiſſippi einige hundert Meilen weit in einem künſtlich geregelten Flußbett fließt. Die Natur gab ſelbſtverſtändlich das Waſſer, der Menſch aber ſtellte ſeine Ufergrenzen her. Durch ein ausgedehntes Syſtem von hohen Uferdämmen, Levees genannt, wurde das Waſſer des Fluſſes am Austreten und Ueberſchwemmen des dahinterliegenden Landes gehindert, während gleichzeitig die ſo abgeſchnittenen Sümpfe trocken gelegt und urbar gemacht wurden. Wie beim Po in Italien, ſo iſt auch hier der Waſſerſtand zur Zeit der Hochfluthen um viele Fuß höher als das Land zu beiden Seiten, und die Dampfer befinden ſich dann oft in einer Ebene mit den Dächern der Häuſer hinter den Dämmen, ähnlich wie bei den Canälen in Holland. — Aber nur zu häufig werden dieſe Dämme wie Papier zerriſſen, wird das Land hinter ihnen auf Hunderte von Meilen überſchwemmt, Pflanzungen werden zerſtört, Häuſer und Anſiedelungen fortgeriſſen, Wälder entwurzelt. Doch geſchieht dies hier nicht, wie bei den Flüſſen Europas durch ſtürmiſche, plötzlich aus den Bergen kommende Hochfluthen; dazu iſt der Miſſiſſippi zu groß, zu mächtig. Er iſt wie ein Titane, dem es einen Fingerdruck koſtet, um den mächtigſten Damm einzudrücken. Er bedarf dazu keiner An-

ſtrengung, keines Anlaufes. Ruhig, majeſtätiſch, allmählig ſchwillt ſein Waſſer an, und eben ſo ruhig giebt der ſtarke Damm nach, ohne daß ſich auch nur eine Welle auf dem tückiſchen, mächtigen Waſſerſpiegel zeigte. Dann iſt aber alle Rettung für die Bewohner des Landes und für ihr Hab und Gut unmöglich. Denn wohin ſich der Miſſiſſippi ergießt, da hilft keine Flucht. Der Fluß iſt zwiſchen dieſen Dämmen an manchen Stellen einige Meilen, niemals aber unter 800 bis 1400 Schritte breit und nicht weniger als 180 Fuß tief. Hunderte von Meilen weit grub er ſich ſo tief in den Lehmboden ein, daß er wohl nirgends unter 100 Fuß Tiefe beſitzt. Dieſe Auswaſchungen und Abgrabungen in ſeinem Strombett ſind es aber, welche ſich an ſeiner Mündung feſtſetzen und jene Sandbänke und veränderlichen Untiefen bilden, die der Schifffahrt in der Nähe von New-Orleans ſo gefährlich ſind. Außerdem reißen die Hochfluthen alljährlich Tauſende von Aeckern Landes hinweg, die ſie dann an der Mündung abſetzen und ſo jenes Delta bilden, das ſich alljährlich ſichtlich vergrößert. So unglaublich es auch klingen mag, ſo wahr iſt es doch, daß der ganze Süden Amerikas mit den Staaten Louiſiana, Miſſiſſippi und Arkanſas nichts als eine Anſchwemmung des Miſſiſſippi-Stromes iſt, Land, das aus den Felſengebirgen und dem Norden Amerikas herabgeſchwemmt und im Golf von Mexiko abgeſetzt wurde, dieſen letzteren auf ſolche Art immer mehr verkleinernd. — Bei niederem Waſſerſtande erſcheint der Miſſiſſippi verhältnißmäßig ſchmal, mit hohen ſandigen Ufern auf beiden Seiten; allein die Frühlingsfluthen heben ſeine Waſſer bis um 70 Fuß und dann kommen angſtvolle Tage für die Bewohner der Staaten Louiſiana und Miſſiſſippi. Leider wurden die bisher für die ſo wichtige Reparatur der Flußdämme ausgeſetzten Millionen Geldes durch die corrupte Regierung unterſchlagen, ſo daß eigentlich ihr ein großer Theil der Schuld an ſolchen Unglücksfällen zugeſchrieben werden muß.

Hier in Louiſiana ſehen wir ſchon Alles mit Zucker-Plantagen bedeckt, in denen das junge Rohr in langen Reihen, jede Reihe von zwei Furchen begrenzt, ſich tief in das Land hineinzieht, bis es endlich am Horizont durch den Urwald abgeſchloſſen wird. Auch Reis wird in den Niederungen von Louiſiana viel gebaut und liefert reiche Ernten. Leider befindet ſich jedoch ſeit dem großen Bürgerkriege ein großer Theil des ſchönſten Ackerlandes in den Händen der befreiten Sclaven, unter deren faulem und nachläſſigem Betrieb es wieder gänzlich verwildert, ein anderer Theil kann wegen Mangel an Arbeitskräften nicht bebaut werden. Die ſchönen ſchloßartigen Herrenhäuſer, die man in den Plantagen hier und da ſieht, ſind verwahrloſt und verlaſſen. Das gewöhnlich neben ihnen ſtehende Zuckerhaus mit ſeinen zweifachen Dampf-Schornſteinen iſt halb verfallen; um dieſe traurigen Kultur-Ruinen herum gruppiren ſich die elenden Bretterhütten, in denen ebenſo elend die „Herren" Neger leben, denen es ſelbſt unter der einſtigen Sclavenherrſchaft doch noch viel

beſſer ergangen iſt, als jetzt. Alles, die Häuſer, die Landungsbrücken und Dämme, die Anſiedelungen und Plantagen — Alles ſpricht von Verfall, und Louiſiana, der früher reichſte und beſtbebaute Staat des Südens, mit endloſen Plantagen, Gärten und Canälen iſt ſeit dem Bürgerkriege halb verwüſtet und verlaſſen, eine Beute von faulen, dummen Negern und verſchmitzten, habſüchtigen Politikern, die das Land noch ſeines letzten Reichthums berauben. Erſt ſeit den letzten fünf bis ſechs Jahren macht ſich ein Fortſchritt und Wiederaufleben bemerkbar, hauptſächlich Dank der Einwanderung von Amerikanern aus den nördlichen Staaten.



Uferdämme am unteren Miſſiſſippi.

Wir ſind nun in der Nähe von New-Orleans, dieſer Hauptſtadt des Zuckers, der Baumwolle, des Tabaks und Reis angelangt, und wie bei St. Louis, ſo zeigt uns auch hier das bewegte Flußleben und die Unzahl von Dampfern, Holz- und Kohlenſchiffen, mit Baumwolle, Bananen und Südfrüchten aller Art beladener Barken, daß wir uns einer Metropole des Weltverkehrs nähern. In den mit Cypreſſen- und Magnolien-Gärten reich beſetzten Vorſtädten ſehen wir ſchon die aus den Schilderungen amerikaniſcher Romanciers bekannten Pflanzerwohnungen, aus Holz erbaut, mit Säulen, Colonnaden und Veranden, weiß und grün bemalt, im Schatten hoher ſüdlicher Bäume halb verborgen. Bald treten auch ſie hinter den ungeheueren fenſterloſen Lagerhäuſern, den Docks und Hafenbauten zurück, und nur ein Blick hie und da in die ſenkrecht

nach dem Fluß führenden breiten Straßen zeigt uns, daß wir uns in New-Orleans befinden. Nicht lange mehr — und der Dampfer legt an einem gewaltigen Dock an, um die Passagiere ans Land zu befördern.

Aber damit haben wir den ganzen Lauf des Stromes noch lange nicht durchmessen, denn New-Orleans, das man in Europa gewöhnlich als an den Mississippi-Mündungen liegend glaubt, ist von ihnen nicht weniger als hundert englische Meilen entfernt, auf dem linken Stromufer in einer sumpfigen Niederung gelegen, die nördlich durch den großen Pontchartrain-See begrenzt wird. Unterhalb der Stadt, wo der Mississippi in das von ihm gebildete große Delta eintritt, wird der Strom erst am interessantesten, aber auch am gefährlichsten. Wir lassen also die bereits geschilderte Viertel-Millionen-Stadt mit ihrem interessanten südlichen Leben, ihrem großartigen Handel und Schifffahrts-Verkehr bei Seite und begeben uns weiter stromabwärts in die nur wenig bewohnten Marschen und Anschwemmungen rings um die Mündungen des „Vaters der Ströme". Der letztere verengt sich sonderbarer Weise um ein Bedeutendes unterhalb New-Orleans, seine Tiefe wird geringer und hundert Meilen von der Stadt hat der Mississippi aufgehört zu sein. Wie ein Greis siecht er langsam dahin und stirbt endlich an Altersschwäche, indem er sich in den Sümpfen seines Deltas verliert. Nur in drei größeren Canälen, den sogenannten „Pässen", bleibt ein Theil seiner Wassermassen beisammen, allein ihre Tiefe ist von Wind und Wetter abhängig und tiefgehende, nach New-Orleans bestimmte Seeschiffe müssen oft wochenlang vor den veränderlichen Schlammbänken an der Mündung liegen, gegen die noch keine Baggermaschine und kein Damm erfunden wurde.

New-Orleans, das seinen Bestand und seine Blüthe natürlich nur dem Mississippi zu verdanken hat, und noch gegenwärtig ausschließlich von seinen Launen abhängt, betrachtet den Strom etwa in ähnlicher Weise, wie die Egypter den Nil betrachten. Er ist ihr Segen, aber auch ihr Fluch, aber während sich die Egypter mehr der Anbetung als der Abhilfe der Uebelstände ihres heiligen Flusses hingeben, trachtet New-Orleans sich seinen Strom durch allerhand künstliche Bauten unterzuordnen und dienstbar zu machen. Der Mississippi und seine Fluß-Neuigkeiten haben in jeder Zeitung von New-Orleans ihre eigene Rubrik, die von den Stadtbewohnern stets mit dem größten Interesse verfolgt werden, denn von dem Zustand des Canal-, Seen- und Lagunen-Gewirrs des Deltas, sowie von den verschiedenen Nebenströmen hängt ja der ganze überseeische und Binnenhandel der Stadt ab. Bald wird der Zustand der Mündungen, bald der der Dämme und „Jetties", (Sporne) bald eine neue Sandbank oder Untiefe angekündigt, was dann regelmäßig mit schweren Schiffs-Unfällen begleitet ist. — Der Haupt-Uebelstand war bis gegen das Ende der siebziger Jahre die so häufige Versandung der eigentlichen Mündungen, denn mit einer solchen stockt oft der ganze Geschäfts-Verkehr der Stadt. Wohl liegen zahlreiche

Pläne zur Beseitigung dieses Uebelstandes vor, allein nur einer hat durch seine Verwirklichung eine das ganze Jahr hindurch hinreichende Wassertiefe für Dampfer von etwa 30 Fuß Tiefgang in dem sogenannten „Südpaß" geschaffen. Sehr kostspielige künstliche Dämme, oder „Jetties", verengern an der Mündung des Flusses das Bett desselben, ganz nach dem an der Sulina-Mündung angewendeten System, und zwingen so die Wassermassen, sich selbst ein tieferes Flußbett zu graben. —

Welch' ungeheure Summen der untere Mississippi schon verschlungen, geht daraus hervor, daß bis jetzt für die Dämme allein über 170 Millionen Mark verausgabt wurden. Allein diese Dämme wurden gewöhnlich dem Strome so nahe erbaut, daß schon die durch die großen See-Dampfer erzeugten Wellen sie untergruben und sich einen Weg in die dahinter liegenden, für Reis- und Zucker-Plantagen so vorzüglich geeigneten Ländereien bahnten. Die Kunst kämpft hier gegen die Natur mit ungleichen Mitteln, und selbst aller Technik gelang es nicht, den Vater der Ströme derart in seinem Bett zu leiten, daß er nur Nutzen und keinen Schaden bringt. Einen Riesen kann man nicht mit dünnen Fäden fesseln. Dazu gehören stärkere Mittel, hoffentlich bringt es Amerika bald dazu, den bei New-Orleans altersschwachen, aber noch in seiner Schwäche titanischen Mississippi-Greis seine Unarten abzugewöhnen.

5. Das Leben auf den Zucker-Plantagen.

Wie in den Staaten Georgien, Alabama und Mississippi „King Cotton", der „König Baumwolle" das Scepter schwingt und weitaus die reichsten Erträgnisse der Boden-Kultur abwirft, so ist es im Staate Louisiana das Zuckerrohr*), das alles Andere, selbst die Baumwolle, überflügelt hat und in dem ganzen südlichen Theile des Staates zur Quelle unerschöpflichen Reichthumes geworden ist. Schon der letzte Census von 1870 zeigt, daß von den 100,000 Hogshead („Schweinskopf", ein etwa 1300 Pfund betragendes Gewichtsmaß), welche in diesem Jahre in den gesammten Staaten erzeugt wurden, nicht weniger als 90,000 auf Louisiana entfallen und der verschwindend kleine Rest auf die Staaten Texas und Südcarolina vertheilt ist. Mit diesem Jahre stieg das Erträgniß noch um ein Bedeutendes, und mit dem Aufblühen des bis jetzt von Epidemieen, politischen Wirren und Kämpfen stark heimgesuchten Staates wird auch die Kultur des Zuckerrohrs bald ungeahnte Dimensionen annehmen.

*) Die Zuckergewinnung in den Vereinigten Staaten geschieht übrigens nur theilweise durch die Anpflanzungen von Zuckerrohr. Ein großer Theil des Zuckers wird aus Sorghum (Moorhirse) und Ahorn gewonnen. Der Ertrag an Sorghumzucker oder vielmehr an Melasse betrug 1880 20 Millionen Gallonen, der Ertrag an Ahornzucker 30 Millionen Pfund und an Ahornmelasse 1 Million Gallonen.

Der feuchte, fette Boden des ſüdlichen Louiſiana iſt für die Pflanzung des Zuckerrohrs am vorzüglichſten geeignet. Die waſſerreichen Uferſtrecken der Miſſiſſippimündungen, in einer Ausdehnung von 50 Meilen ober- und unterhalb der Hauptſtadt New-Orleans, bis zu einer Tiefe von mehreren Meilen landeinwärts, bilden das Hauptgebiet des Zuckerrohrs. Die Stadt Baton-Rouge iſt vorderhand die nördliche Grenze des Zuckerdiſtrictes, und auf dem ausgedehnten Miſſiſſippidelta widmet man jeden Fußbreit des Bodens dieſer einträglichſten aller Kulturen.

Um das Leben auf den Plantagen kennen zu lernen, müſſen wir auf einer der zahlreichen Pflanzungen Gaſtfreundſchaft ſuchen, denn daſſelbe ſpielt ſich innerhalb eines engumgrenzten Rahmens ab. Die Plantagenhäuſer ſtehen dem Fremden offen. Auf dem ganzen Miſſiſſippi-Delta finden wir auf vielen Quadratmeilen Landes keine Stadt, kein Dorf, kein Gaſthaus. Das ganze Land iſt von Sümpfen, Flüſſen und Nebenarmen des einzigen Stromes durchzogen. Alles trockene Land, das zwiſchen ihnen liegt, iſt mit Orangenhainen, großen Gärten und Zuckerplantagen bedeckt. Alles ſumpfige Land iſt mit Reis bebaut. Außer den Negerhütten und ein paar kleinen Kirchen ſind die Pflanzerhäuſer die einzigen Gebäude, und wer zu Lande durch dieſe Gegenden reiſt, iſt gezwungen, die Gaſtfreundſchaft der Creolen in Anſpruch zu nehmen.

Und ſie wird dem Fremden, beſonders dem Europäer, ſtets in ausgedehnteſtem Maße zu Theil. Die Plantagen ruhen ja hier in dem ſtillen, entlegenen Erdenwinkel ſo ruhig und abgeſchloſſen von aller Welt da, ſie werden ſo ſelten von Reiſenden beſucht, daß ein derartiger Beſuch von der Pflanzerfamilie faſt als ein freudiges Ereigniß begrüßt wird. Je länger man ſich auf der Plantage aufhält, deſto lieber iſt es dem Pflanzer und ſeiner Familie. Man wird wie ein Glied derſelben betrachtet und nur mit Bedauern wieder fortgelaſſen.

Jede dieſer Plantagen bildet in der That eine eigene Welt für ſich. Die Barrièren, welche ihre Ländereien umgeben, ſind wie die Säulen des Herkules. Das Völkchen, das ſie bewohnt, lebt ein eigenthümliches, von aller Außenwelt abgeſchiedenes Leben. Die Nachrichten großer Ereigniſſe in der Politik und im Geiſtesleben der Menſchheit, der Kriege und Revolutionen erreichen ſie kaum, ihr ganzes Thun und Trachten iſt den paar hundert Ackern Zuckerrohr, die ſich zwiſchen ihrem Wohnhaus und den „swamps“ (den Sümpfen) des Miſſiſſippi erſtrecken, gewidmet.

Eine Anzahl kleiner Zweigbahnen führt von New-Orleans und Baton-Rouge aus mitten durch die Zuckerdiſtricte, ohne daß dieſelben jedoch regelrechte Stationen beſäßen. Dieſe Bahnen könnte man viel richtiger als „Dampfomnibuſſe auf Schienen“ bezeichnen, denn man ſteigt ein und aus wo und wann man eben Luſt hat. Iſt man geſonnen, von ſeiner Plantage aus nach der Stadt zu fahren, ſo ſtellt man ſich zu der ungefähren Fahrzeit der Züge an die Geleiſe und winkt dem

herankommenden Zuge mit dem Taſchentuche. Der Zug hält ſo lange an, bis man eingeſtiegen iſt, und fährt dann weiter, um bei ähnlicher Gelegenheit ſofort wieder anzuhalten.

Die Plantage, welche wir beſuchten, umfaßte etwa 2500 Acker (à 40,5 Are) Landes, allein nur etwa 800 davon ſtanden in Kultur. Ihr Werth war ſeit dem Kriege auf den ſechſten Theil herabgeſunken und betrug kaum noch 70,000 Dollars. Das Wohnhaus des Pflanzers mußte zur Zeit der Sclavenherrſchaft idylliſch ſchön geweſen ſein; ein großes Viereck bildend, war das einſtöckige Gebäude ganz mit einer hölzernen Veranda umſchloſſen und von einem reizenden Thürmchen im Schweizer-

Eine Zuckerplantage: Die Ernte.

ſtyle überhöht. Allein ſeit dem Sclavenkriege hatte ſich der Pflanzer nach der Stadt zurückgezogen, in dem Garten wucherte das Unkraut, während das Gebäude gänzlich zu verfallen drohte. —

Ein paar Steinwürfe vom Herrſchaftshaus entfernt erheben ſich ein paar Dutzend kleine Häuschen. Sie ſind alle in demſelben Style und in derſelben Größe gebaut und ſcheinen, wie überhaupt jedes Gebäude des Miſſiſſippi-Deltas, auf Stelzen zu ſtehen, da der feuchte Boden und die häufigen Ueberſchwemmungen eine gemauerte Fundirung und die Anlage von Kellern nicht geſtatten. Die Häuſer ſtehen gruppenförmig und unregelmäßig beiſammen, ohne aneinander angebaut zu ſein, um die Ausbreitung von Schadenfeuern zu verhindern. Ein großes Gebäude iſt für ein Hoſpital,

ein anderes zur Kirche bestimmt. Dies ist das sogenannte „Quarter," die Wohnung der Plantagen-Neger, der einstigen Sclaven. Hier wohnen sie mit ihren Familien, ihren Kindern, die sich draußen, hinter den Häusern, auf den Feldern herumbalgen. Des Morgens und Abends bieten die „Quarters" ein recht lebhaftes Bild dar. Kaum hat die große Glocke auf dem Dache des Suppenhauses ihr zweites Morgensignal gegeben, als auch schon der weite schattige Platz vor den Negerhäusern sich zu füllen beginnt. Gerade wie zur Sclavenzeit werden die Arbeiter auch jetzt in Reihen gestellt, gezählt und von den Aufsehern hinaus auf die Plantage geführt. Aber heute haben sie mehr Munterkeit und Lebenslust, als sie damals hatten. Singend, lachend, hüpfend bewegen sich diese Schwärme der Plantage zu. Die Körbe auf dem Kopfe, die Werkzeuge auf der Schulter, tänzeln sie in der übermüthigsten Laune über den weiten Hof an dem Pflanzerhause vorbei nach den Feldern. Der Neger zeigt selbst bei den gewöhnlichsten, alltäglichsten Verrichtungen eine gewisse Würde, eine burleske Eleganz, die vortheilhaft von dem mürrischen, rohen Wesen der weißen Plantagenarbeiter absticht. Dazu verrichtet er seine Arbeit lachend, schwatzend, singend und kehrt ebenso fröhlich nach seinem „Quarter" zurück. Am komischsten sehen sie aus, wenn ihnen ein paar junge Negerinnen begegnen, auf die sich natürlich das ganze Streben und Trachten ihres einförmigen Lebens konzentrirt; es gewährt den köstlichsten, heitersten Anblick. Alles kokettirt miteinander, wirft sich verliebte Blicke und Liebeszeichen zu, tänzelt und wiegt sich, als wollten sie einen Kotillon im Ballsaal miteinander tanzen. Die jungen, frischen Plantagen-Negerinnen sind in der That prächtige Gestalten! Die Natur, die warme Sonne des Südens hat ihnen eine gewisse Sinnlichkeit eingeimpft, die bei ihnen, nicht wie bei den Weißen als ein Laster, sondern in so bezaubernder Weise zum Vorschein kommt, daß da selbst kältere Herzen als jene der halbruinirten Creolenpflanzer Feuer fangen könnten.

Eine schlechte Eigenschaft haben sie mit ihren weißen Geschlechtsgenossinnen gemein: die Schwatzhaftigkeit. Sie müssen schwatzen, mit wem es auch sei, mit den Kindern, den sogenannten Picaninis, die am Wege spielen, mit den Ferkeln, die sie beschnüffeln, und wenn sie sonst Niemand haben, so schwatzen sie mit ihrem Spiegel!

Eine Stunde später arbeiten Alle draußen im Felde. — Wie in den Wohnungen, so sind die weißen von den schwarzen Arbeitern auch im Felde voneinander streng geschieden. Die Sonne brennt gar heiß hernieder, und die Menschen, wie die zahlreichen Maulthiere leiden schwer unter der drückenden Februarhitze; Pferde können diese gar nicht vertragen, und nur die Aufseher reiten auf Pferden auf den Feldern umher, um die Arbeiter zu überwachen. Aber sie schwingen nicht mehr die gefürchtete Peitsche in den Händen. Frei und furchtlos blicken die ehemaligen Sclaven zu ihnen empor, wenn sie ihre Bemerkungen machen und sie zur Arbeit anspornen. Ihr Rücken krümmt sich nicht mehr scheu, wenn sie den Gestrengen hinter sich daher-

galoppiren hören. Peitſchenknall und Flüche haben aufgehört, und Geſang, Scherz und Heiterkeit ſind an ihre Stelle getreten.

Wie anders iſt das Bild zwiſchen Einſt und Jetzt, — zwiſchen Sclaverei und Freiheit! Dazu wurde ihnen die Arbeit auch ungemein erleichtert. Große Dampfpflüge mit zwanzig und mehr Pflugſcharen, von zwei großen Dampfmaſchinen getrieben, graben die Furchen in den Boden und befreien die einſtigen Sclaven von der ſchwerſten aller Arbeiten. Dampf-Bagger-Maſchinen reinigen die verſumpften, von Alligatoren bewohnten Waſſergräben am Waldesrande. Alles iſt Dampf und Maſchine, ſie haben den Neger zum Menſchen gemacht.

Die große, meilenweit hörbare Glocke läutet Mittag. Die Menſchen werfen die Arbeit zur Seite; die Hunderte von Maulthieren wiehern fröhlich auf. Jeder Negerburſche ſchwingt ſich auf das erſte beſte Thier, und hop, hop, geht es im Trabe fort, den Quartieren zu. Wie es den ſchwarzen Burſchen auf dem knochigen, kantigen Rücken der ungeſchlachten Thiere, ohne Sattel und ohne Zügel, gehen mag, kann man ſich wohl denken. Aber die Thiere kennen ihren Weg und ſtürmen, wie ein paar Cavallerie-Eskadrons, auf den Pflanzerhof ein.

Im Handumdrehen iſt der ſtille Hof wie in ein Militärlager verwandelt, auf dem es gar toll zugeht. Hier werden die rudelweiſe beiſammenſtehende Maulthiere und Pferde gefüttert. Dort ſtehen lange Tiſche mit dampfender Suppe, Fleiſch- und Gemüſeſchüſſeln bedeckt. Die weißen Arbeiter, vom Felde und von der Zuckerfabrik, haben ihren eigenen Tiſch, und eine Zeit lang hört man nur das Klappern der Meſſer und Gabeln. Dutzende ſchwarzer Schweine umgrunzen die Tiſche. Hunde, Hühner, Tauben, die ganze Thierwelt der Plantage hat ſich hier Stelldichein gegeben, nur die ſtolzen Pfauen und hochnaſigen Truthühner rühren ſich aus ihrer vornehmen Abgeſchiedenheit im Pflanzergarten nicht heraus, ganz wie ſpaniſche Grauden.

Eine Stunde ſpäter iſt alles wieder draußen auf dem Felde. —

Die eigentliche Plantage befand ſich hinter den Gärtchen der Neger-quarters, zwiſchen dem Miſſiſſippi und einem ungeheueren ſumpfigen Walde, das Jagdgebiet von Alligatoren und Klapperſchlangen, vor Allem jedoch der äußerſt giftigen Mocaſſinſchlange. Aber dieſe ungebetenen Gäſte ſuchen den Menſchen nicht auf; ſie fürchten ihn und greifen ihn nur dann an, wenn ſie ſelber angegriffen werden. Die Pflanzer könnten ſich noch glücklicher ſchätzen, wenn dasſelbe auch von den Mosquito's und den „Jiggers" geſagt werden könnte, welche das Leben in dieſen ſumpfigen Niederungen für den Menſchen unleidlich machen. Man ſagt, die Schöpfung ſei für den Menſchen geſchaffen worden: Das iſt in Bezug auf die Mosquito's zweifelhaft, denn viel eher iſt der Menſch für ſie, als ſie für den Menſchen geſchaffen worden!

Das Zuckerrohr ist eine schilfähnliche, 2—4 Meter hohe Pflanze mit dickem, schwerem Stamme und dichten, schön grünen Blättern; der Stamm oder vielmehr das Rohr zeigt in Entfernungen von 5—7 Centimeter Knoten, die allmählig, vom Boden angefangen, reifen und dann eine violette Färbung annehmen. Die einzelnen Pflanzen stehen auf den Feldern dicht beisammen und bedürfen, um gut zu gedeihen, eben so sorgfältiger Pflege wie die Baumwolle. Den gewöhnlichen, an europäischen Feldbau gewöhnten Arbeiter dürfte die Besorgung einer Zuckerpflanzung anfänglich recht schwer fallen. Vor Allem ist auch hier ein System von Wasserabzugscanälen nothwendig, um den Boden zu drainiren. In den Monaten Januar und Februar wird das Zuckerrohr gepflanzt und während der folgenden Monate sorgfältig gepflegt. Erst im Juni überläßt man es sich selbst. Im Monate October ist es zum Schnitte reif, und dann beginnt auch die Fabrikation des Zuckers, die bis auf die neueste Zeit auf den einzelnen Plantagen selbst geschah und in der Regel 2 bis $2^1/_2$ Monate, also bis in den December hinein dauerte.

Hierzu wird das Rohr nach dem Siedehaus gebracht und dort auf mechanischem Wege unter die Preßrollen geführt, welche früher meistens durch Maulthiere getrieben wurden, jetzt aber größtentheils durch Dampfkraft bewegt werden. Unter diesen Rollen sondert sich der Saft von der Bagasse (so wird das ausgepreßte Zuckerrohr genannt) und läuft in ein Reservoir ab, von wo er durch ein System von Siedepfannen geleitet und bis zu dem gewünschten Grade raffinirt wird. Hat der Zuckersaft diese Siedekessel passirt, so wird er erkalten gelassen und dann in Tonnen mit siebartigem Boden gegossen, in welchen sich die Melasse von dem Zucker sondert und in ein eigenes Gefäß abläuft. Diese ganze Procedur erfordert im Durchschnitte zwanzig Tage. —

Zur Bearbeitung der Plantagen bedarf man eines Negers für je 7 Acker (2.8 Hektar), dessen Arbeitsleistung mit nicht mehr als 18 Dollars pro Monat und freier Wohnung bezahlt wird. Zwei Dritttheile dieses Lohnes erhalten die Neger am Ende eines jeden Monates, das letzte Dritttheil am Ende des Jahres. Die Arbeitszeit beträgt 12 Stunden pro Tag, die sich jedoch in der Periode der schweren Fabriksarbeit auf $8^1/_2$ Stunden verringert; kommt Nachtarbeit hinzu, so erhalten die Neger noch 20 Cents mehr. Die Negerinnen, welche dieselben Feldarbeiten wie der Mann, mit Ausnahme des Canalgrabens, zu besorgen haben, erhalten pro Tag nur einen halben Dollar. Der Neger genießt überdies häufig noch die Benützung eines Gartens und eines Stückchens Feld, auf welchem er Mais und Gemüse erbauen kann — wenn er nicht zu faul dazu ist.

Diese Bezüge wären für das Leben des Negers vollkommen ausreichend, wenn ihm Sparsamkeit und Ordnung nur einigermaßen bekannt wären. Allein er huldigt noblen Passionen, unter denen der Whisky die Hauptrolle spielt. Da die Pflanzungen

häufig weit von jeder Städteanſiedlung entfernt liegen, ſo befindet ſich in jedem Neger-„Camp" ein „Store" (Kaufladen), welcher die Neger der Plantage mit Werkzeugen, Kleidern, Lebensmitteln, Sardinen, Whisky und Brandy u. ſ. w. verſorgt. Dieſe „Stores" ſind natürlich ausſchließlich in den Händen der Weißen, und nicht ſelten iſt es der Pflanzer ſelber, der neben ſeiner Pflanzung auch das Storegeſchäft verſieht und daraus ganz bedeutenden Vortheil zieht.

Der Neger erhält den ihm zukommenden Lohn nicht baar ausgezahlt, ſondern an deſſen Stelle ein „Arbeits-ticket", auf welchem die Anzahl ſeiner Arbeitstage und die Summe des ihm dafür zukommenden Lohnes verzeichnet ſind. Dieſes Ticket tauſcht

Ein Negerdorf in Louiſiana.

der Neger nun in dem Store gegen eine Anzahl von Geldmarken von je ½ Dollar 50, 25 und ſelbſt 10 Cents um, welche während der Woche beim Einkaufe der Lebensmittel in dem Store wieder als Münze dienen. Die nicht verausgabten Marken werden in dem Store theilweiſe am Ende eines jeden Monates, theilweiſe am Ende des Jahres gegen baares Geld umgetauſcht. Dieſe Erſparniſſe betragen in der Regel nicht viel, denn mehr als zwei Dritttheile des Geſammtlohnes wandern in die Caſſe des Store, des Kramladens.

Dieſes in England unter dem Namen „truck system" bekannte Verfahren iſt in den geſammten Südſtaaten nicht nur in den Zuckerplantagen, ſondern auch in

den Baumwolle- und Reispflanzungen eingeführt, und verhilft den Plantagenbesitzern nicht selten zu großen Reichthümern, während es gleichzeitig ihr Betriebskapital auf ein Geringes reducirt. Wohl wird unter diesem Systeme der Neger gewaltig ausgebeutet, allein dort, wo diese Store's nicht vorhanden sind, kommt er aus dem Regen in die Traufe. Er fällt den Juden in die Hände, und man darf nicht etwa glauben, daß der Jude in den amerikanischen Südstaaten weichherziger und edler geworden sei, als er es in Polen und Rußland war.

Louisiana bietet dem europäischen Ansiedler unter den gegenwärtigen Verhältnissen besondere Vortheile dar, und derjenige, der über einige Tausend Dollars Kapital verfügt, kann binnen einigen Jahren ein reicher Mann werden. Bei Zuckerrohrplantagen braucht man nicht Jahre hinaus auf den Ertrag zu warten, sondern er ist unmittelbar und so bedeutend, daß er dem europäischen Landwirth geradezu fabelhaft erscheinen muß. Größere Zuckerplantagen, z. B. solche über 1000 Acker (400 Hektar) liefern einen Ertrag von Zucker und Melasse im Werthe von 120,000 Dollars, wovon die Hälfte wohl als Gewinn zu betrachten ist.

Nun beträgt jedoch der Marktpreis einer solchen Plantage etwa 200,000 Dollars, und man sieht also, daß man das verwendete Kapital in drei bis vier Jahren vollständig hereinbringen kann. Ueberdies ist es oft nur erforderlich, ein Zehntel des Kaufkapitales baar zu erlegen, während der Rest in jährlichen Raten abgetragen wird.

Der Acker fruchtbaren Landes ergiebt bei mittlerer Ernte ein Hogshead (1300 Pfund) Zucker und 2 Fässer Melasse, welches Erträgniß sich jedoch bei guten Ernten beträchtlich höher stellt.

Die Zuckerplantagen waren ein Jahrzehnt nach dem Sclavenkriege zu wahren Spottpreisen zu haben, und Alle, die damals Käufe machten, wurden in wenigen Jahren reich. In den letzten Jahren stiegen jedoch die Preise erheblich; Kapitalisten von New-York und St. Louis legen ihre Gelder in diesen wahrhaftigen Goldgruben an und bringen mit ihren Familien den Winter in Louisiana zu, was dem ehemahligen Sclavenstaate nicht wenig zu Gute kommt. Bisher galten 200 Acker (à 40.5 Are) als das Minimum einer Plantage, die im Stande war, eine eigene Zuckerfabrik zu erhalten. Neuerdings versucht man es mit dem Parcelliren der großen Plantagen und trennt den Bau des Zuckerrohrs von der Zuckerfabrikation, eine Einrichtung, welche der Zuckerrohrkultur entschieden förderlich ist. Die Arbeit ist getheilt, und der Pflanzer kann seine Thätigkeit vollständig den Plantagen widmen, während zur Fabrikation des Zuckers größere Etablissements entstehen, welche mit den nöthigen Maschinen und besten Apparaten versehen, das Rohr besser auszunützen verstehen und besseres Product auf den Markt bringen. Durch die Parcellirung der Plantagen ist es jetzt auch dem minder bemittelten Ansiedler möglich, fünfzig oder mehr Acker sehr guten Landes um 500—800 Dollars zu kaufen, während der Ankauf

der Werkzeuge, Maulthiere ꝛc. ſich auf einige Tauſend Dollars beläuft, die jedoch in wenigen Jahren reichlich wieder eingebracht werden.

Neben dieſem Hauptproducte findet man in Louiſiana alle möglichen Getreide-, Gemüſe- und Obſtſorten, die alle unter der warmen Sonne des Südens vortrefflich gedeihen. Hierzu kommen noch die Bananen, Citronen, Feigen und hauptſächlich Orangen, deren Cultivation beſonders vortheilhaft iſt.

Wenn das Land trotz dieſer vorzüglichen Verhältniſſe doch nur ſchwach und langſam beſiedelt wird, ſo findet dies neben der gräulichen politiſchen Mißwirthſchaft noch ſeine Urſache in den Malaria's und den dadurch verurſachten Wechſel- und bösartigen Sumpffiebern, die den Aufenthalt im Sommer hier nahezu unmöglich machen; allerdings können alle Feldarbeiten vor dem Eintritte der heißen Jahreszeit verrichtet werden, allein auch dann iſt das Klima der Geſundheit des Weißen nichts weniger als förderlich, und nur der Neger ſcheint davon unberührt zu bleiben.

Die Bevölkerung dieſer Zuckerdiſtricte im Süden Louiſiana's iſt ſehr gemiſcht. Die farbige Bevölkerung iſt dreimal größer als die weiße und dieſe letztere wieder aus Amerikanern, franzöſiſchen Creolen, Yankees, Deutſchen, Spaniern u. ſ. w. zuſammengeſetzt. In den Bezirken St. Marys, St. Iberia und an dem unteren Techefluß iſt die amerikaniſche Bevölkerung vorwiegend, in St. Martin und St. Landry die franzöſiſche. Die wohlhabenden Pflanzer ſind größtentheils ſehr gebildete, man könnte ſagen vornehme Leute, deren Gaſtfreundſchaft und Liberalität noch in ebenſo ungeſchwächter Weiſe beſteht wie vor dem Kriege. Auf den Ruinen der zerſtörten oder verlaſſenen Pflanzungen beginnt neues Leben zu blühen; neue freundliche Städtchen erheben ſich ſchon ſporadiſch an den Flußläufen; neue Bahnlinien ſtrecken ihre Arme weit in's Land hinein und auf ihnen dringt die Kultur immer weiter vorwärts. Die Civiliſation und mit ihr die Induſtrie des Nordens werden dann das Land wieder emporheben, zu höherer Blüthe als früher, auf die es ſich vor fünfundzwanzig Jahren durch grauſame Mittel — durch die Sclaverei — emporgearbeitet hatte.

6. Alabama und die Miſſiſſippi-Staaten.

Wir verlaſſen New-Orleans, um nun eine Rundreiſe durch die Staaten des Südens, vor allem durch Miſſiſſippi, Alabama und Georgien zu unternehmen. Die Reiſe durch den erſtgenannten Staat, auf der von New-Orleans nach der Haupthandelsſtadt Alabamas, Mobile, führenden Eiſenbahn iſt eine der intereſſanteſten und ſonderbarſten, die man auf irgend einer amerikaniſchen Eiſenbahn unternehmen kann. Es iſt eine auf ihrer ganzen, 141 Meilen betragenden Länge, durch Sümpfe und Moräſte, über Meeresarme und Bayous gebaute Bahn, die längs der Küſte des

mexikaniſchen Golfes hinführend, die beiden größten Hauptſtädte des Baumwoll-Handels mit einander verbindet. Die Stationen, die man auf der ſechsſtündigen Fahrt durchfliegt, ſind meiſtentheils wenig mehr als Plantagen oder Negerdörfchen, deren Namen ihren franzöſiſchen oder indianiſchen Urſprung verräth. Das ganze Land bis weit gegen Norden iſt abſolut flach und niedrig, mit mageren Feldern oder hier und da mit kümmerlichen Zucker-Plantagen und Reis-Pflanzungen bedeckt, in deren Nähe irgend ein Negerlager zu ſehen iſt. Um einzelne Stationen herum liegen hübſche Pflanzer-Beſitzungen, mit ausgedehnten Veranden-geſchmückten Häuſern und Gartenanlagen. Hübſche Creolinnen in leichten, hellfarbigen Kleidern und Strohhüten kutſchiren in eleganten offenen Wagen (ſogenannten „Buggies") umher, und auf den weiten Raſenflächen vor den Häuſern ſpielen zarte milchgeſichtige Kinder das beliebte Croquet, während ein Haufen zerlumpter kleiner Neger und Mulatten ihnen aus der Ferne zuſieht. Bald verſchwindet dieſes ſüdliche Kulturbild, um einem Cypreſſen-Wald oder einem blumenreichen Sumpfe Platz zu machen. Aber hier vor uns erſcheint das Meer! eine Bucht von 3 bis 4 Meilen Breite, deren Wellen mit weißem Schaum gekrönt ſind, und deren jenſeitiges Ufer wir kaum wahrnehmen können. Wird ein Schiff oder ein Fährboot uns hinüber bringen? Ehe wir uns nur von unſerer Ueberraſchung erholt haben, ſind wir ſchon mitten im Meere, zwiſchen Himmel und Waſſer, die Wellen beſpülen die Räder unſeres Waggons, als ob wir auf einem Schiffe dahinführen. Selbſt Schwankungen verſpürten, wir und blicken wir aus den Fenſtern, ſo ſcheint es, als ob die Räder auf dem Waſſer dahin rollten. — Wir befinden uns auf einer Brücke, die kaum über die Oberfläche des Waſſers emporragt. Ihr Bau iſt einfach; man fällte die größten und ſtärkſten Tannen in der Umgebung der Bai und benützte ſie zu einer doppelten Reihe von Pfählen, die oft auf 80 Fuß Tiefe eingerammt werden mußten. Ueber dieſe Piloten-Köpfe wurden auf jeder Reihe Balken gepflöckt, auf denen die Schienen befeſtigt wurden. Damit war die Brücke fertig. Giebt einer oder der andere der Piloten unter dem Gewichte des Zuges nach, — ſo ſtürzt der letztere eben ins Waſſer. Da die Eiſenbahn überdies nichts abwirft, ſo wurden alle Ausbeſſerungen aufgegeben, und die Brücken werden demnach mit jedem Tage gefährlicher zu befahren. — Glücklicherweiſe hält ſie noch unter unſerem Zuge, wenn auch mit einigem Gewackel, und wir haben ſie hinter uns. Aber damit ſind die Gefahren dieſer Eiſenbahnfahrt nicht vorüber. Ueber zahlreiche „Bayous" ſetzen wir hinweg, gelangen an eine zweite Meeresbucht, endlich an einen ungeheuren Sumpf, deſſen Ende wir nicht abſehen, aus deſſen ſchmutzigem, ſchilfigem Waſſer häufig der unförmlich-häßliche Kopf eines Alligators emportaucht. Zur Nachtzeit, wo dieſe Sümpfe wie ein Meer von Phosphor-Dämpfen und Irrlichtern erſcheinen, das blaſſe Mondlicht über die ganze Gegend ausgebreitet liegt, gewähren ſie einen feenhaften Anblick.

Endlich iſt Mobile, der Haupthafen für die Verſchiffung der Baumwoll-Schätze von Alabama und dem weſtlichen Georgien erreicht. Nirgends zeigen ſich die Folgen des Unglücks, denen dieſe fruchtbaren und theilweiſe paradieſiſchen Regionen anheim gefallen, deutlicher und größer als hier. Die ſchönen Paläſte und Reſidenzen der einſtigen Pflanzer-Ariſtokratie ſind verlaſſen, und alle die noch nicht in die Hände der Juden gelangten, werden um Spottſummen zum Verkauf ausgeboten. — Mobile exportirte vor dem großen Kriege jährlich bis zu 900,000 Ballen Baumwolle, gegenwärtig erreicht die höchſte Ziffer kaum die Hälfte davon. Von den neunzehn großen franzöſiſchen Kaufhäuſern iſt gegenwärtig nur noch eins übrig. Die weiten, ſchönen Straßen ſind verlaſſen; die ungeheuren Hôtels leer. Es hat auch nicht den Anſchein, als ob die blühenden Verhältniſſe und der Verkehr von ehedem, in der ca. 35,000 Einwohner zählenden Hauptſtadt Alabamas ſo bald wiederkehren würden.

Der Hafenverkehr wurde in den letzten Jahren von der Stadt abgelenkt und dem Hafen von Penſacola, einer kleinen ſchon in Florida gelegenen Stadt zugewendet. — Die Louisville-Nashville-Great-Southern-Bahn, welche Louisville in Kentucky zu einem Emporium des Südens zu machen ſucht, hat neuerdings wieder einen bedeutenden Schritt nach dieſem Ziele hin gethan, indem ſie Penſacola zu ihrem ſüdlichen Endpunkt gemacht und, da von jenem prächtigen Seehafenplatze aus jeden Sonnabend ein Dampfer nach Havana fährt, einen großen Theil der Staaten Alabama und Tenneſſee in direkte Verbindung mit den Antillen gebracht hat. Penſacola iſt überdies der größte Holzmarkt an der Golfküſte. Es werden jährlich von dort 65 bis 70 Millionen Fuß Bretterholz, 6 Millionen Fuß gefälltes und 14 Millionen Fuß Stabholz verſchifft. Während des Winters liegen beſtändig 150 bis 200 Schiffe im Hafen vor Anker, um Holz einzuladen. All' dieſes Holz iſt Gelbfichte (Yellow pine), und die Umgegend iſt mit den ausgedehnteſten Urwäldern dieſer Bäume bedeckt. Der größte Theil derſelben gehört der Bundesregierung, und wenigſtens zwei Dritttheile des von Penſacola verſchifften Bauholzes iſt auf Regierungsländereien gefällt.

Die Dampfſchifffahrt auf den bei Mobile mündenden Strömen Alabama und Tombigby, die einſt den ganzen Baumwollen-Transport aus dem Innern des Landes nach der See beſorgte, liegt darnieder, nur zwiſchen der Hauptſtadt und dem Regierungsſitze Montgomery iſt der Verkehr noch rege. Die Dampfer ſind dieſelben wie auf dem Miſſiſſippi: lang, ſchmal, mit geringem Tiefgang und zwei hohen eiſernen Kaminen neben einander, ſie ſind aber bei weitem nicht ſo ſicher und ſo elegant ausgeſtattet. Auch die Uferlandſchaft an dem aus den Alleghanies herabkommenden Alabama-Strom iſt ähnlich wie am Miſſiſſippi; überall dichter Wald auf niedrigen, häufig überſchwemmten Ufern; verlaſſene oder nur von Negern kümmerlich bebaute Pflanzungen; wenige halbzerfallene Landungsbrücken. —

Montgomery, der Regierungssitz selbst, bietet ein gleich trauriges Bild des Verfalls und der Armuth dar, aber gegen Osten und Norden zu regt es sich lebhaft, pulsirt neues thatkräftiges Leben, eingeführt durch die Zuwanderer aus den nördlichen Staaten. In Selma, Opelika, Eufala ist südliche Indolenz mit nördlicher Energie gehörig versetzt worden. Binnen wenigen Jahren sind im Herzen von Alabama mitten in der Wildniß Städte von zehn- und fünfzehntausend Einwohnern entstanden, durch die großartigen Kohlen- und Eisenlager, welche dort gefunden wurden. Im Jahre 1884, zur Zeit meines Besuches, hatte das industriereiche Birmingham an zehntausend Einwohner, obschon es sich erst eines fünfjährigen Bestandes rühmen konnte. Ueberall rauchten Eisenwerke, dampften Schornsteine, pusteten und stöhnten Dampfmaschinen, mitten im Urwalde. Die Stadt hatte kaum Zeit gefunden, die großen Bäume wegzuhauen, die mitten in den Straßen standen. Neben dem prachtvollen aus Stein aufgeführten Opernhause gab es Urwaldboden mit hohen Bäumen, und die fünf Eisenbahnlinien, die in Birmingham zusammenlaufen, hatten einen Bahnhof, auf welchem die Baumstumpfen noch nicht ausgerodet waren.

Nächst der Baumwolle und der Holzgewinnung steht im Süden der Bergbau, die Kohlen- und Eisenproduktion in dritter Linie. Ganz abgesehen von den atlantischen Staaten enthalten zunächst Alabama, Arkansas und Tennessee einen geradezu unerschöpflichen Reichthum an diesen so höchst wichtigen Produkten. Das „Warrior Coal field" in Alabama erstreckt sich über 3000 Quadratmeilen, mit Kohlenschichten von 1 bis 3 Fuß Dicke; die Cahawba Kohlenregion, in der Mitte des genannten Staates umfaßt 700 Quadr.-Meilen, und die Kohlenlager sind hier 6 bis 8 Fuß dick. Das gesammte Kohlenareal von Alabama allein umfaßt 5500 Quadrm. mit vielen Distrikten, in welchen die Schichten 15 bis 20 Fuß stark sind. — Geologen sprechen von ebenso großen Lagern vorzüglicher Eisenerze, und man hat auch in der That schon in Alabama großartige Minen und Schmelzwerke angelegt.

Der Staat Mississippi steht, gleich der östlichen Hälfte des Staates Arkansas, weit hinter Alabama zurück und ist unter sämmtlichen Südstaaten entschieden von der Einwanderung am spärlichsten bedacht worden. Die Staaten Mississippi und Arkansas, die Ufer des Vater der Ströme, in beiläufig denselben Breitegraden einnehmend, ähneln einander überhaupt in vielen Beziehungen, hauptsächlich was die sozialen Verhältnisse anbetrifft. Beide sind auch in ihren an den Mississippi grenzenden Theilen das Gebiet der furchtbaren, alljährlich viele Tausende Quadratmeilen umfassenden Ueberschwemmungen. Beide Staaten werden, wie kein anderer in den Vereinigten Staaten, nach allen Richtungen hin von schiffbaren Flüssen durchzogen. — In beiden sind die Bodenprodukte die gleichen. Aber leider gehört auch die Bevölkerung in Arkansas wie in Mississippi zu den ungebildetsten und rohesten, weit hinter jener von Montana und Oregon zurückstehend, wo ich ganz gegen alle Erwartung höhere

Kultur und Gesittung vorfand, als in dem muckerhaften Jowa oder in Nebraska. Mit Ausnahme einiger größerer Städte wie Jackson (Miss.) oder Little Rock (Ark.) sind die gesellschaftlichen Zustände hier nichts weniger als vertrauenerweckend, und der Einwanderer, der den Anpreisungen der Land- und Eisenbahn-Agenten folgt, wird inmitten der eigenthümlichen Landbevölkerung schwer zu kämpfen haben. Das ist in Amerika wohl durch die Zeitungsberichte aus jenen Gegenden sattsam bekannt. Recht und Gesetz können in den entlegeneren Gegenden schwer gehandhabt werden. Die Regierung, die aus der Bevölkerung heraus gewählt wird, ist der Diener derselben, und statt sich ihres Berufs als Wächterin der Rechte und Freiheiten eingedenk zu sein, denkt sie nur an die Mittel, sich durch Milde und Nachsicht gegenüber den politischen Vagabunden und „Wirepullers"*) die Wiederwahl zu sichern. Bis zum Jahre 1812 bildete der über 52,000 engl. Quadratmeilen umfassende Staat Arkansas einen Theil des Territoriums Louisiana. Sieben Jahre nach dem Ankauf des letzteren durch die Vereinigten Staaten wurde Arkansas zu einem Territorium organisirt und 1836 endlich als Staat in die Union zugelassen.

Neben dem Staat Mississippi wird wohl kein Staat der Union und kaum irgend ein Land der anderen Welttheile von so vielen schiffbaren Flüssen durchzogen wie Arkansas, denn von den 73 Counties (Landschaften) des Staates werden 51 von solchen bewässert. Der Arkansas Strom ist die vorzüglichste Wasserstraße, den Staat von Nordwest nach Südost, der Diagonale nach, durchziehend; sein großer Nebenfluß, der White River, durchströmt mit seinen gleichfalls schiffbaren Nebenflüssen die ganze nördliche Hälfte des Staates; der Ouatschita und Red River, dessen südliche Hälfte. Dazu kommt noch der St. Francisfluß, welcher den „Mississippi bottom" von Norden nach Süden durchschneidet. All' diese Ströme werden von New-Orleans, Memphis, St. Louis und anderen Häfen mit Dampfern befahren, so daß die entferntesten Gegenden des Staates mit den großen Seehäfen, mit den Industriestädten und Kohlendistrikten der Union in direkter Schifffahrtsverbindung stehen, ein Vorzug, der erst mit dem künftigen Aufblühen des Staates zur rechten Würdigung kommen wird. Und daß Arkansas eine derartige große Zukunft bevorsteht, unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, ja ich möchte behaupten, daß die Staaten Missouri und Arkansas in einigen Dezennien alle andern Staaten des Südens und des „großen Westens" verhältnißmäßig überflügelt haben werden. Heute schon hat man Gelegenheit, dies in den Städten, wie in Little Rock, Hot Springs (einem der bekanntesten Badeorte Amerikas) in Pine Bluff u. s. w. zu sehen. — Auch Mississippi hat die Natur mit ihren Gaben fast überreich bedacht, und es dürfte in den gleichen Breitegraden

*) Wirepuller = Drahtzieher, derjenige, der in Marionettentheatern mittelst Drähten die Figuren bewegt; ein in Amerika auf die tonangebenden Politiker übergegangener Name.

kaum ein anderes Land geben, welches ähnliche Fruchtbarkeit beſäße. Die einſtige Bevölkerung des Südens wußte dies nicht zu ſchätzen. Der Krieg hat ſie eines Beſſeren belehrt; ſo traurig auch ſeine unmittelbaren Folgen waren, ſo ſegensreich dürfte er für die kommende Generation werden. Heute ſchon ſteht im Ganzen genommen der Süden auf einer höheren Stufe der Kultur und des Wohlſtandes als zuvor. Der Reichthum iſt nicht mehr vereinzelt vorhanden, ſondern er liegt mehr in der ganzen Bevölkerung, und wenn auch, wie wir geſehen haben, die Verhältniſſe im Süden noch ſehr viel zu wünſchen übrig laſſen, ſo iſt doch ſchon jetzt die Bahn vorgezeichnet, auf welcher der wirthſchaftliche und ſoziale Aufſchwung ſtetig fortſchreiten wird.

II. Die atlantiſchen Süd-Staaten.

1. Florida.

Die Halbinſel Florida erſtreckt ſich vom nordamerikaniſchen Feſtlande gegen Süden zu weit in den atlantiſchen Ozean hinein, die Trennung deſſelben von dem Golf von Mexiko bewerkſtelligend. Die Ausdehnung der Küſten Floridas iſt am Golf von Mexiko nahezu doppelt ſo groß, als am atlantiſchen Ozean, denn ein ſchmaler Landſtreifen greift längs der Nordküſte des Golfes weit in das Gebiet von Georgia und Alabama ein, den erſteren Staat vollſtändig, den letzteren nur mit Ausnahme der Bucht von Mobile vom Golfe trennend. Der Küſtenausdehnung nach wäre Florida alſo eher als einer der Golfſtaaten Amerikas zu bezeichnen. Indeſſen ſind ſeine Haupthäfen an der atlantiſchen Seite der Halbinſel gelegen, und dies mag ſeine Eintheilung unter die atlantiſchen Südſtaaten rechtfertigen. Dem Klima und der Vegetation nach gehört er jedoch zu keinen von beiden, ſondern viel eher zu Weſtindien, von deſſen Inſelgruppen es nur durch ſchmale Meeresſtraßen getrennt iſt. — Florida iſt der einzige Staat des nordamerikaniſchen Continents, der mit ſeiner ſüdlichen Hälfte in die Tropen hineingreift, und dieſer Umſtand allein macht ihn zu einem der intereſſanteſten und in mancher Hinſicht wichtigſten Staaten der Union.

Es war am Sonntag vor Oſtern des Jahres 1512, daß Ponce de Leon auf der Jagd nach Gold, wie die Einen, nach dem Quell der Verjüngung, wie die Andern ſagen, zuerſt von Weſtindien aus am Feſtland des nordamerikaniſchen Kontinents landete. Zur Ehre des im Spaniſchen Pascua Florida, Blumen-Oſtern, genannten Palmſonntags legte er dem neuentdeckten Lande den Namen Florida bei, — ein Name, der um ſo bedeutungsvoller gewählt war, als es zugleich in Wirklichkeit eine wahre Tierra Florida, ein Blumen- und Blüthen-überſäetes Stück Erde war. Damit war aber für ſeinen Entdecker auch das Füllhorn des Segens erſchöpft. Er ſollte weder Gold, noch den Quell der Jugend finden. Beide lagen viel weiter weſtlich, und lange Jahre hatten zu vergehen, bis jenes in ſeiner leibhaftigen Geſtalt

in den Felſengebirgen, dieſer in Form der heißen Quellen von Arkanſas von glücklicheren Landsleuten Ponce de Leons aufgefunden wurde.

Trotz dieſer Würde, als älteſter von Weißen betretener Theil der Vereinigten Staaten, iſt Florida doch gleichzeitig eines der mindeſt bekannten Gebiete derſelben. Nahezu 60,000 engl. Quadratmeilen groß, iſt es nur von 270,000 Menſchen bewohnt, und ſein eigentlicher Culturbezirk beſchränkt ſich noch heute auf jenen nördlichen Feſtlandtheil, auf dem bereits die Spanier, um das 1564 gegründete St. Auguſtin herum, feſte Niederlaſſungen hatten. Obgleich daher ſchon lange vor Virginien und Maſſachuſetts die Stätte organiſirten Gemeinweſens, iſt es doch in weiter Ausdehnung ein noch ganz urſprüngliches Land. Gar viele Theile des Innern der rieſigen Halbinſel ſind noch bis zur Stunde von keinem weißen Manne betreten, und die Ueberbleibſel jenes Indianer-Stammes, der Seminolen, der ſo viele Jahre hindurch gegen die Gewalt der Vereinigten Staaten in grauſam geführtem Kriege ankämpfte, treiben ſich, ſoweit ſie nicht nach dem Indianer-Territorium verſetzt worden ſind, in ihren letzten, im Ausſterben begriffenen Reſten immer noch in den Wildniſſen und Sümpfen des „Blumen-Landes" umher.*) Man kennt eben gerade genug von Florida, um zu wiſſen, daß es ein intereſſantes Gebiet ſein müſſe. Und in der That iſt es unter dem faſt halben Hundert von Staaten und Territorien, welche die Union bilden, eines der intereſſanteſten.

Freilich liegt das Intereſſe hier nicht in den Werken der Menſchen, ſondern in allererſter Reihe in der eigenthümlichen Natur des Landes. Der nordweſtliche Theil des Staates im Norden des Mexikaniſchen Golfes bietet allerdings nur wenig, das uns zu feſſeln vermöchte. Dort liegt der Haupthafen Weſt-Floridas, Penſacola, der Grenze von Alabama unfern, in unfruchtbarer, ſandiger Umgebung, die nur Fichten trägt, aber mit ausgezeichnetem Hafen und Häuſern altſpaniſchen Anſtriches, und Tallahaſſee, die völlig unbedeutende Hauptſtadt des ganzen Staates. Wenden wir uns der eigentlichen Halbinſel zu, ſo iſt dieſelbe, von der Grenze Georgias bis ſüdwärts etwa zum 27. Grad nördlicher Breite, eine wagerechte Ebene, in der die Waſſerſcheide zwiſchen den nach Oſt und Weſt abfließenden, ſehr zahlreichen Gewäſſern ſich nicht mehr als 150 Fuß über den Ocean erhebt und beim See Tohopkaliko ganz verſchwindet. Etwas unebener iſt das Land im nordweſtlichen Florida, jedoch auch hier ohne beträchtliche Erhöhungen. Dieſe nördliche Abtheilung des Staates iſt gewiſſermaßen ein einziger großer Fichtenwald, in dem kleine Seen, Teiche, Sümpfe, niedrige Savannen und ſogenannte „Hummocks" (oaſenartige, fruchtbarere Strecken) zerſtreut liegen. Von dieſen ſind wieder die High-Hummocks mit Eichen, Magnolien und Saſſafras-Bäumen bewachſen und eignen ſich am beſten zu.

*) N. Y. Belletriſtiſches Journal.

Niederlaſſungen. Die Low-Hummocks, welche tiefer liegen, ſind den Ueberſchwemmungen ausgeſetzt, aber viele derſelben laſſen ſich entwäſſern und eignen ſich dann zum Zuckerrohrbau. Dieſe Zuckerrohrfelder erheben ſich ein wenig über die Moräſte und haben manchmal eine Fläche von vielen hundert Acres. Die Einförmigkeit der Oberflächenbeſchaffenheit erklärt ſich aber daraus, daß Florida völlig der atlantiſchen Ebene angehört und ſich nirgends höher als 180—200 Fuß über den Meeresſpiegel erhebt.

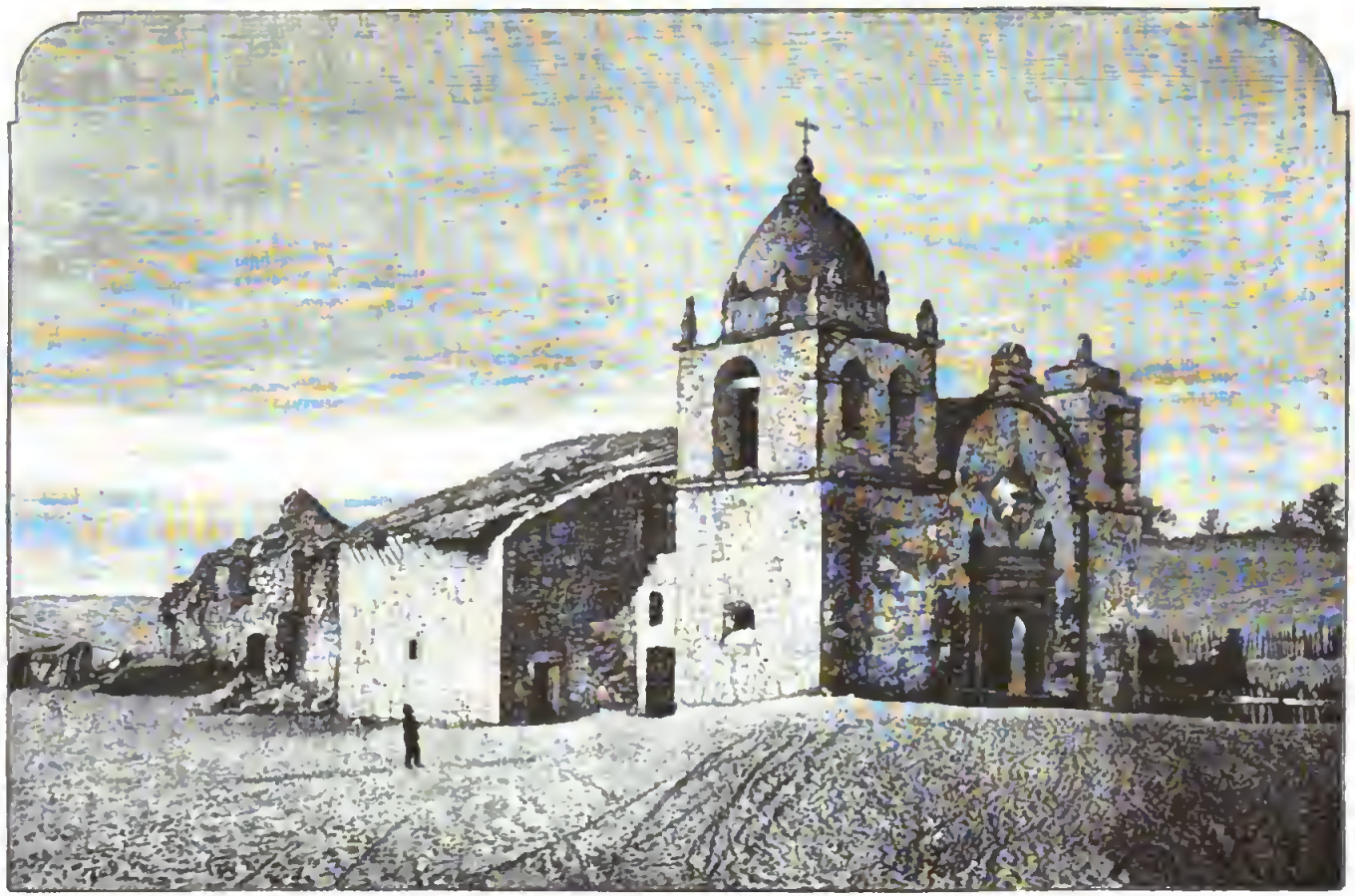
Die Geſtaltung des Landes iſt ſehr eigenthümlich. Vor den Küſten liegen viele Strandlagunen, im Süden und Südweſten ſtarren Corallenriffe, ſogenannte „Cayes" oder „Keys" aus der See empor und ſind der Schifffart ſehr gefährlich. Unter den Flüſſen iſt der St. Johns (San Juan) der größte; er kommt aus einem großen Cypreſſenſumpfe und hat einen ſehr gewundenen Lauf. Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten Floridas, daß einige Flüſſe plötzlich unter der Erde verſchwinden, andere dagegen ein ſo mächtiges Quellwaſſer haben, daß ſie, wie der Wakulla, ſofort von Booten befahren werden können. Im ſüdlichen Theile bilden die ſogenannten Everglades eine merkwürdige Erſcheinung. Sie reichen vom ſüdlichen Ufer des Okechobee-Sees etwa 90 engliſche Meilen nach Süden hin und haben eine Breite von 30 bis 50 Meilen. Das Waſſer dieſer „naſſen Wüſtenei" iſt ſüß, die Tiefe beträgt 1 bis 8 Fuß und aus derſelben ſteigen hundert und aber hundert niedrige Inſeln als grüne Oaſen empor. Ein Theil der Waſſerfläche der Everglades, welche einen Flächenraum von mehr als 8 Millionen Acker Landes bedecken, liegt einige Monate im Jahre trocken. Im mittleren Theile der Halbinſel finden wir die Region der „Swamps", deren zahlreiche Sumpfmoräſte ſich bis über den 29. Grad hinauf erſtrecken.

Das iſt das allerdings nicht einladende, traurige Bild eines ſchönen Landes, dem einſtens — vielleicht ſchon in wenigen Jahrzehnten — für Amerika dieſelbe Aufgabe zufallen wird, wie Italien für Europa. Schon gegenwärtig verſorgt es Amerika mit den herrlichſten Orangen, mit Tabak, Zucker, Baumwolle und Feldfrüchten, während ſein mildes Klima es im Winter zum beliebteſten Aufenthalt der leidenden Menſchheit macht.

Es war auch im Winter, als ich auf meiner erſten Reiſe nach Florida dem von Savannah im Staate Georgia kommenden Dampfer dem Tropenlande zufuhr. Man glaubt ſich in der That in die Tropen Braſiliens oder Weſtindiens verſetzt, wenn man, von hoher See kommend, in die ſüdlich der Staatengrenze von Georgien gelegene breite Mündung des St. Johns-Fluſſes hineinſteuert. Die friſche ſcharfe Seeluft wird plötzlich durch eine Wärme verdrängt, die trotz des Wintermonates der Frühlingstemperatur unſerer Heimat gleicht. Mit ihr harmonirt die üppige Vegetation der Tropen, denn ſo weit das Auge reicht, ſieht man die niedrigen ſandigen

Ufer mit der prachtvollen, immergrünen Lebenseiche, dem Palmettostrauch, allen möglichen Cactusarten und Aloen bewachsen, von denen die beiden letzteren ganze Flächen mit ihren aus der Ferne so anmuthigen Umrissen bedecken. Von Kultur ist hier, bis auf ein verfallenes Fort und den hohen, die Einfahrt in den Fluß bezeichnenden Leuchtthurm von Hazard, noch nichts zu bemerken, obschon wir uns nur wenige Meilen von der am St. Johns-Flusse gelegenen Staatshauptstadt Jacksonville befinden. (Der Regierungssitz von Florida befindet sich in Tallahassee.) Die Ufer des Stromes sind hier seicht und die Landungswerften, an denen unser Dampfer hier und da anlegt, reichen deshalb weit in den Strom hinein. Unter den Passagieren, die wir hier absetzten oder aufnehmen, zeigt sich selten ein weißes Gesicht, was unsere Täuschung noch vollständiger macht, und die mit elendem Baumwollzeug aufs dürftigste bekleideten, häufig halb nackten Neger (im Winter!) drängen sich massenhaft heran, um dem großen Ereignis ihres elenden täglichen Lebens, der Ankunft des Dampfers, beizuwohnen. Dumm, schmutzig, halb verhungert, mitunter ohne alle Bekleidung bis auf eine kurze Schürze, so repräsentiren sich diese ehemaligen Sclaven und gegenwärtigen „Gentlemen", diese Afrikaner, welche mit dem hochgebildeten Weißen die gleichen Rechte besitzen und mit ihm vor dem Gesetze auf derselben Stufe stehen. Ihre Hütten, die hier und da am Ufer entlang zerstreut liegen, zeugen von bitterster Armuth und Trägheit. Von Fenstern ist meist keine Spur zu finden. Lose, halb verfaulte, von irgend einem gestrandeten Schiffe herrührende Bretter werden zur Nachtzeit als Thüre verwendet, um dem scharfen Luftzug, aber auch den wilden Thieren den Zutritt zu verwehren. Ein Weißer könnte auf diesen schlammigen Ufern des St. Johns nicht leben, nur an einzelnen, höher gelegenen und trockeneren Stellen führt er ein elendes, durch Wechselfieber noch verschlimmertes Dasein. Der Neger aber wird von den Miasmen des Flusses nicht berührt, und selbst in den günstigsten Länderstrichen von Florida geht es ihm, in Bezug auf seine Gesundheit, besser als dem Weißen. —

Das Anhalten auf den Stationen des St. Johns währt nur kurze Zeit und geschieht in südländisch-nachlässiger Weise, die den Europäer anfänglich nicht wenig wundert. Der Bug des Bootes streift an der Landungsbrücke, in einiger Entfernung von ihr vorüber, dann heißt es: „Spring, Kerl!" und zwar umso weiter, je schwärzer die Farbe des betreffenden Passagiers ist. Der Neger hat bei dieser kategorischen Landungsmethode den weitesten Satz zu wagen, gewöhnlich erreicht er das Ufer gleichzeitig mit einem Hagel von Säcken, Fässern und Kisten, die ihm, als hierher gehörig, ohne Rücksicht auf den Inhalt nachgeworfen werden. Nicht selten bleibt er mit der Waare gleichzeitig auf der Landungsbrücke liegen oder fällt in den trüben Fluß hinab, um erst von seinen farbigen Landsleuten ans Land gezogen zu werden. Glücklicherweise weicht die Kleidung dieser „ackerbauenden Gentlemen" so



Altspanische Missionskirche in Californien.

wenig von unſeren europäiſchen Badehoſen ab, daß man bei dem bekannten Schmutz der Neger dieſes komiſche Anslandſetzen derſelben beinahe als civiliſatoriſche Miſſion der Dampfer betrachten könnte.

Doch weiter! Der kleine Dampfer wühlt ſich mühſam durch die trüben Gewäſſer des breiten Stromes. An einzelnen erhöhten, vom Walde befreiten Stellen ſieht man hübſche, von Palmen überſchattete Häuschen europäiſcher Einwanderer, die deſto häufiger werden, je weiter wir ſtromaufwärts fahren, und nach wenigen Meilen haben wir Jackſonville erreicht.

Gelegentlich meines zweiten Beſuches von Florida im Jahre 1884 war die Eiſenbahn durch Georgien nach Jackſonville bereits vollendet, aber die Gegenden, die wir auf dem Wege dahin durchfuhren, waren auch weit entfernt davon, als das Paradies für Einwanderer oder gar für Bruſtleidende zu gelten, als welches Florida dank einer über alle Maßen großartigen Reklame heute verſchrieen iſt. Sandwüſten mit hochgewachſenen, dünnen Fichten, Sümpfe, Kaktus- oder Palmettoſteppen bilden die Landſchaft zu beiden Seiten der Bahn, und dieſer Anblick wird auch Demjenigen zu Theil, der auf den in den letzten Jahren nach Süden und Weſten gebauten Bahnen Ausflüge unternimmt. —

Jackſonville iſt entſchieden die erſte und bedeutendſte Handelsſtadt, man könnte ſagen das New-York Floridas; der Fingerhut voll Civiliſation, deſſen ſich der Staat rühmen kann, iſt hier in der Metropole des St. Johns-Fluſſes pillenweiſe recht ſorgſam vertheilt. Die Eiſenbahn war es, welche dieſes Minimum nach Jackſonville brachte. Aber auch dies nimmt uns Wunder, denn zumeiſt laufen die Züge von den elenden ſägeblattartigen Schienen rechts und links in die Sümpfe oder ins freie Feld. Es giebt auf Gottes weiter Erde wohl keine elendere Bahn, als dieſe, und es iſt durch die Statiſtik erwieſen, daß hier anfänglich jeder dritte Zug von irgend einem Unglücksfalle betroffen wurde. Die Hauptverkehrslinie von Florida iſt deshalb auch noch immer der St. Johns-Fluß geblieben; dieſer ſchönen Waſſerſtraße allein iſt es zuzuſchreiben, wenn in neuerer Zeit ſo viele Weiße ſich im Innern von Florida angeſiedelt haben.

Jackſonville zieht ſich mit ſeinen breiten geraden Straßen, ziemlich ſtattlichen Gebäuden und großen Hôtels amphitheatraliſch an dem Flußufer hinauf, und die weiten Balcons und Veranden an den Häuſern und das überall durchſchimmernde dunkle Grün der Palmen, Cypreſſen und vor allem der Orangenbäume geben dem Orte ein recht freundliches Ausſehen. Aber auf dieſes Ausſehen beſchränkt ſich großentheils das Anziehende der Stadt. Das ſahen wir, als wir uns in dem beſten Hôtel der Stadt einlogirten. Jackſonville iſt nämlich nicht nur die Hauptſtadt Floridas, ſondern gleichzeitig auch der Hauptſitz der ſcheußlichſten — Inſekten, die nur jemals zum Aerger der Menſchheit erſchaffen wurden.

Vor Allem der Mosquito's. Man erzählte (und wir fanden dieſe anſcheinende Münchhauſeniade durch andere Quellen mehrfach beſtätigt), daß dieſe Inſekten in den heißen Sommermonaten manchmal ſo maſſenhaft erſcheinen, daß ihre Schwärme nicht allein Lampen auslöſchen, ſondern auch das Anzünden von Feuern im Walde abſolut unmöglich machen. Gewiß iſt jedoch, daß weiter ſüdlich, am Halifax-Fluſſe, neu angekommene Einwanderer ihre ganz bedeutenden Niederlaſſungen aufgeben mußten, weil ſie ſich dieſes Ungeziefers nicht mehr erwehren konnten und Manche, durch die fortwährende Schlafloſigkeit, nahe daran waren, ihren Verſtand zu verlieren.

Ebenſo läſtig, aber noch gefährlicher ſind die Sandflöhe, die wie die Mosquito's ganze, ſonſt äußerſt fruchtbare Länderſtrecken durch ihr maſſenhaftes Auftreten unbewohnbar machen. Sie werden von den Amerikanern „Jiggers" genannt. Dieſe kleinen, kaum ſichtbaren Ungethüme bohren ſich durch Leder und Kleidung bis auf den Körper des Menſchen und ſetzen ſich unter der Haut feſt, äußerſt ſchmerzhafte, gefährliche Beulen von der Größe einer Erbſe bildend. Das Herausſchneiden dieſer Eindringlinge iſt mit großer Gefahr verbunden, es hat ſich deshalb auch in Florida eine eigene Klaſſe von Jiggerdoktoren herangebildet, die für einige Cents amerikaniſchen Geldes dieſe Operation ziemlich geſchickt vollführen.

Dieſe zwei ſataniſchen Inſekten bilden ganz entſchieden ein bedeutendes Hinderniß der Beſiedlung Floridas. Bei dem ſumpfigen Terrain geſellen ſich dazu noch alle möglichen Fieberarten, unter denen natürlich das Wechſelfieber eine große Rolle ſpielt. Von den Alligatoren bekamen wir in Jackſonville vorderhand nur jene harmloſen jungen Thierchen zu ſehen, welche zu Tauſenden in den ſüdlicheren Gebieten Floridas abgefangen werden, und hier in jedem Hôtel, jedem Barbier- oder Zeitungsladen in Glasbehältern eine zwiſchen Sand und Waſſer getheilte Exiſtenz friſten. Die jungen Alligatoren von anderthalb bis zwei Fuß Länge, bilden einen ganz ausgiebigen Handelsartikel Jackſonvilles, denn kaum ein Beſucher Floridas verläßt das Land, ohne einige dieſer jungen Thiere entweder lebend, oder doch ausgeſtopft mit nach dem Norden zu nehmen. —

Dank einer ausgiebigen Reklame hat ſich Jackſonville zu einem „Winter Kurort" entwickelt. Um dem hübſchen, mit Orangen bepflanzten Square ſtehen großartige Hôtels, in denen ſich im Winter viel faſhionables Leben zeigt, ſowie ein neues Theater, das im Jahre 1884 auf eigenthümliche Weiſe eröffnet wurde. Minnie Hauk, die berühmte amerikaniſche Sängerin, war auf ihrer Reiſe durch den Süden auch nach Savannah gekommen. Den „Machern" von Jackſonville war es vom größten Werth, das neue Theater durch eine Berühmtheit eröffnen zu laſſen, und dank einem brillianten Honorar-Antrage war es ihnen gelungen, die Künſtlerin zum Beſuch Floridas zu bewegen. Sie kam in Jackſonville an. Das Theater ſollte am folgenden Abend eröffnet werden, aber der Bau war kaum bis zum erſten Stockwerk gediehen.

Den ſchlauen Yankees machte dies keinen großen Kummer. Statt in Stein weiter zu bauen, wurde der Bau in aller Eile durch ein hölzernes Flugdach proviſoriſch eingedeckt, zur Nachtzeit bei elektriſchem Lichte mit einer Bühne, Stühlen und Bänken verſehen, den folgenden Tag mit Blumen, Guirlanden und Fahnentrophäen geſchmückt, und am Abende glücklich durch Minnie Hauk eröffnet. Das Ereigniß der Eröffnung eines Theaters in Jackſonville wurde hierauf nach allen Hauptſtädten Amerikas telegraphirt, und ein weiterer Schritt zur Herbeiziehung des faſhionablen Publikums aus dem Norden war damit erreicht. Am Tage nach der Eröffnung wurde die

In Florida: Die „Everglades".

proviſoriſche Conſtruction wieder zuſammengeriſſen und der eigentliche Theaterbau weiter fortgeſetzt.

Jackſonville iſt hauptſächlich eine Handelsſtadt und ein viel beſuchter Winteraufenthalt. Von Induſtrie iſt jedoch nicht die geringſte Spur vorhanden, ja ſelbſt mit Schuſtern und Schneidern hat es ſeine liebe Noth. Alle Bedürfniſſe des Lebens werden vom Norden eingeführt; die hier und da nothwendigen Flickereien der Kleider beſorgt irgend ein ſchmutziger, alter Neger, wenn man den Muth hat, ihm dieſelben anzuvertrauen. Aber im Handel, als die Durchzugsſtadt aller für die Anſiedler Floridas beſtimmten Waaren und als Hauptſitz des Landverkaufes an

Einwanderer, hat Jackſonville ziemliche Bedeutung. Dieſen Ländereien mit ihren Tabak-, Baumwoll-, Reis- und Zuckerplantagen waren unſere folgenden Ausflüge

Florida: Ein Alligator nach dem Winterſchlafe.

gewidmet und es ſeien hier nur einige Daten über den Preis der Ländereien und ihre Einrichtung angeführt.

Digitized by Google

Neben dem Waldlande, das weitaus den größten Theil des Staates bildet (von den 37 Millionen Ackern sind 30 Millionen Acker Waldland) findet man auf der Halbinsel noch „Swampland" und hohen und niederen „Hummock". Die Swampländer haben den reichsten und fettesten Boden, der in der That unerschöpflich genannt werden kann, sobald er mit Wasserabzugsgräben versehen wird. Am vorzüglichsten gedeiht hier das Zuckerrohr, dessen Ertrag das Doppelte der Plantagen von Louisiana erreicht. Der Preis dieser etwa eine Million Acker umfassenden Ländereien beträgt zwei Dollars pro Acker.

Die Hummocks unterscheiden sich von den Waldländereien dadurch, daß ihr Boden mit dem üppigsten Strauch- und Schlingpflanzenwuchs überdeckt ist, während das „Pineland" offen ist. Die niederen Hummocks unterscheiden sich nur wenig von sumpfigem Waldlande. Wenn ihr Boden sich auch sehr gut für Zuckerrohr und Reis eignet, so ist doch ihre Urbarmachung mit den größten Schwierigkeiten verknüpft. Deshalb ist auch ihr Preis so niedrig gestellt, daß man für 25 bis 30 Dollars hundert Acker kaufen kann. Besser ist der hohe Hummock, aber am günstigsten für die Urbarmachung bleiben doch die Swampländereien, deren Preis hauptsächlich von ihrer Zugänglichkeit abhängt.

2. Der St. Johns-Fluß und San-Augustin.

Der St. Johns-River ist der größte und bedeutendste Strom des „Italiens" von Amerika. Von Süden nach Norden, parallel mit den Meeresküsten das Land durchfluthend, bildet er gleichzeitig die Hauptverkehrsader desselben. Bei einer Strecke von über 150 Meilen besitzt er nirgends weniger als anderthalb Meilen Breite, er könnte eigentlich deshalb und seiner gewaltigen Wassermassen wegen bis an seine Quelle in den Cypressensümpfen von Brevard County, als eine Reihenfolge von großen Seen angesehen werden. Ein nur an sehr wenigen Punkten gelichteter Urwald bedeckt seine Ufer an beiden Seiten, aber dabei bilden diese Ufer doch die bevölkertsten Theile der ganzen Halbinsel, überall wachsen kleine Städtchen und Ansiedlungen aus dem Urwalde empor. Jacksonville ist natürlich der Haupthafen des Johns-Flusses, und wie sehr der Yankee aus New-York und Boston die landwirthschaftlichen und sonstigen Vorzüge Floridas würdigt und auszubeuten versucht, geht schon daraus hervor, daß trotz der äußerst geringen Bevölkerung des ganzen Gebietes (Jacksonville zählt 15,000 Einwohner und das ganze übrige Stromgebiet kaum ebensoviel) doch schon drei tägliche Dampfschifffahrtlinien auf dem St. Johns entstanden, zu denen noch zwei halbwöchentliche gezählt werden müssen. Auf diese Weise öffnet man ein Land dem Verkehre, der Kultur! — In Amerika wartet man nicht, bis ein Land

beſiedelt und cultivirt iſt; noch bevor das erſte Tauſend Anſiedler vorhanden, findet man bereits eine Eiſenbahn- oder eine Dampferlinie. Die Eigenthümer derſelben wiſſen ſehr wohl, daß ſie in den erſten fünf Jahren mit den größten Verluſten arbeiten werden; allein ſie wiſſen auch, daß ſie dadurch allein die Beſiedlung des Landes möglich machen und in den zweiten fünf Jahren alle Verluſte doppelt wieder erhalten. Dazu kommt für den Anſiedler der Segen großer Koncurrenz, der die Willkür der Dampferlinien in Bezug auf Abfahrtszeiten, Preiſe u. ſ. w. in das gerade Gegentheil verwandelt. So zahlten wir beiſpielsweiſe ſchon 1877 für die Fahrt von Jackſonville nach Tocoi, dem 53 Meilen entfernten Ladeplatz der Stadt St. Auguſtin, auf einem vorzüglich-eingerichteten ſchnellen Dampfer nur 2 Dollar.

Es war eine bunte Geſellſchaft von Paſſagieren, die mit uns die breite Waſſerſtraße hinab nach dem Süden fuhr. Florida iſt nämlich nicht nur das Ziel von Jägern, Ackerbauern und Einwanderern, ſondern auch ein Hauptwallfahrtsort für Kranke und Bruſtleidende. Dazu kommen noch die zerlumpten einheimiſchen Neger, welche ja die Hälfte der Geſammt-Bevölkerung Floridas bilden. Die Fahrt auf dem tropiſchen Strome iſt herrlich. Die üppige Vegetation, die Palmen, Orangen, Magnolien, Cypreſſen, die mit Schlingpflanzen überdeckt und von zahlloſen Vögeln und Eichhörnchen bevölkert, die beiden Ufer begrenzen; die breite, ruhige Waſſerfläche des Stromes, an einzelnen Stellen mit hohem Schilf, großblätterigen Sumpfpflanzen und Alligatoren bedeckt, die damals ruhig wie Baumſtämme auf dem Waſſer lagen und ſich von der Sonne beſcheinen ließen; hier und da ein Fiſch oder der rieſige Kopf eines Alligators oder einer Waſſerſchlange, die über die Oberfläche emporkamen und ſtets das Ziel einer Kanonade waren, die aus allen Büchſen und Revolvern der Dampferpaſſagiere auf ſie eröffnet wurde, — alles dies verlieh der Stromfahrt, beſonders für den Europäer, unendlichen Reiz.

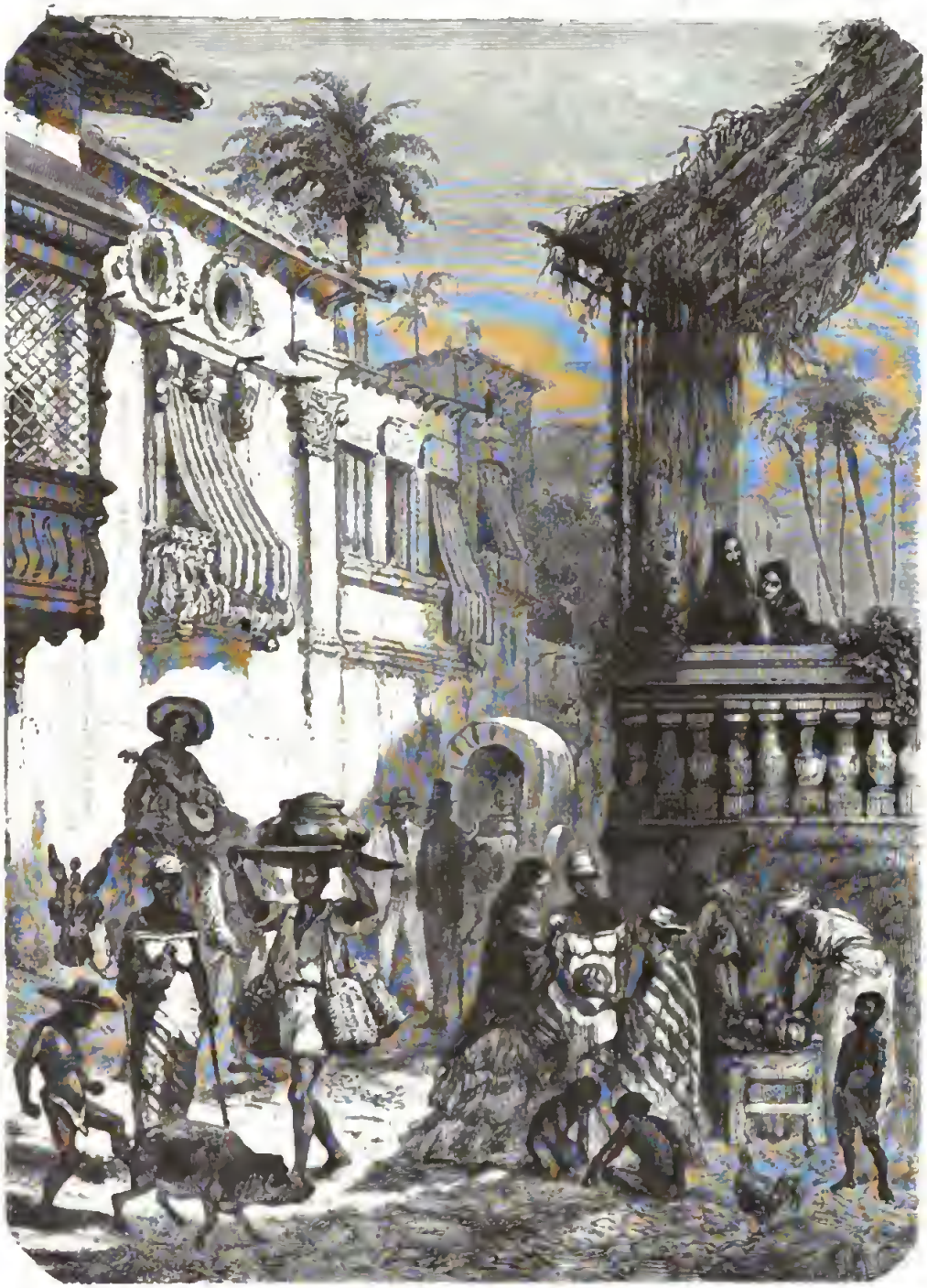
Heute hat es mit den Alligatoren im Unterlaufe des St. Johns freilich ein Ende genommen. 1884 bekamen wir dort ebenſo wenig von Alligatoren zu Geſicht, wie drei Jahre vorher auf der Nilfahrt zum erſten Katarakt an Krokodilen. Freilich ſind ſie noch in anſehnlicher Zahl auch im Unterlaufe des St. John Fluſſes vorhanden, aber ſie haben Pulver und Blei kennen gelernt, und ſobald ſie aus der Ferne die Dampfer kommen hören, ſtürzen ſie ſich in den Fluß, unſichtbar bleibend bis die Gefahr vorüber iſt. Hunderttauſende, wenn nicht Millionen Alligatoren, ſind in dem letzten Jahrzehnt in Florida erlegt worden. Die Mode hat ſich ihrer Zähne und ihrer Haut bemächtigt. Alligatorenleder gehört zu den Stapelartikeln in europäiſchen und amerikaniſchen Hauptſtädten, und die Hauptmenge deſſelben kommt eben aus Florida und Zentral-Amerika.

Längs der Ufer des St. Johnfluſſes ſind in den letzten fünf bis ſechs Jahren „Booms" (ſo nennt man in Amerika das plötzliche Aufblühen eines Landes), eine

ganze Anzahl Plantagen, Städtchen und Städte entſtanden, zunächſt Hibernia, wo ein ganz vortreffliches, hübſch gebautes Hôtel die dorthin beſtimmten Curgäſte aufnimmt. An demſelben Ufer liegt das kleine, freundliche Oertchen Magnolia und noch weiter Green Cove Spring, wo ſich dem Patienten in einer kryſtallenen Schwefelquelle ein herrliches und mindeſtens krokodilfreies Bad darbietet, denn die Flüſſe waren früher derart mit Alligatoren überfüllt, daß ſie an manchen Stellen den Stromſpiegel buchſtäblich bedeckten. Die Monotonie der Ufereinfaſſung bleibt dieſelbe, ſo weit man auch kommt. Immer der hohe Urwald, mit dem lang herabhängenden Moos, ſeinen Fichten, Föhren, Magnolien und Palmen.

Es gab bis vor wenigen Jahren keinen Fußbreit Landes auf der ganzen Strecke vom Ufer des St. Johns bis nach dem Meere, der nicht mit Urwald bedeckt geweſen wäre. Mächtige Föhren, deren Baumkronen erſt bei einer Höhe von 16 bis 20 Meter beginnen, ſchießen kerzengerade aus dem ſandigen Boden. Hier und dort, wo eine leichte Vertiefung des Bodens es dem vegetabiliſchen Moder vieler Jahrhunderte geſtattete ſich zu ſammeln, ſtreben die köſtlichſten Magnolien, die wilde Orange, die Palme und die Lebenseiche aus dem Marſchboden hervor. „Hummocks“ nennt man dieſe Punkte, in denen hauptſächlich ſich die ungezügelte Wildheit des floridaniſchen Urwaldes darbietet. Zahlloſe Schlinggewächſe winden ſich um die kirchthurmhohen, ſchlanken Stämme, überbrücken häufig den Raum zwiſchen dem einen und dem anderen, ſteigen dann wieder bis in die Gipfel hinauf und hängen von dort in maleriſchen, prachtvollen Geflechten mit ihrem dunklen Grün zur Erde herab. Neben dieſen üppigen Pflanzen zeigt ſich das lichte, ſtaubartige Grau jenes Mooſes, welches nur der Urwald erzeugt und, das ſich in langen, wirren Flechten, die häufig 3—4 Meter Länge beſitzen, an die Zweige heftet. Der Boden iſt über und über mit dem Palmettoſtrauche bedeckt, jener wunderlich-ſchönen Pflanze, deren einzelne Blätter im Norden Amerikas als Fächer verwendet werden und aus deren Fibern die Eingeborenen ſchöne Geflechte herſtellen. Hohes Rohr, dem Bambus ähnlich, zeigt ſich ebenfalls da, wo ſich in einer Bodenvertiefung etwas Feuchtigkeit anſammelte, und zwiſchen all dieſen Pflanzen wuchert das Unkraut in jeder Form und Größe.

Kein Wunder daher, daß bei dem Schutze, den dieſe endloſen, Hunderte und Tauſende von Quadratmeilen großen Wildniſſe ſich ſelber angedeihen laſſen, die Thierwelt Floridas, ſelbſt bei dem gänzlichen Mangel aller Jagdordnungen, aller Thierſchonung und bei dem ſchreckenerregenden Zuſtrom von Waidmännern keine weſentliche Verminderung erfährt. Das gewöhnliche amerikaniſche Reh iſt in Ueberzahl vorhanden und bildet das hauptſächlichſte Nahrungsmittel der „Cracker“, wie man diejenigen Anſiedler in den ſüdlichen Staaten nennt, die ſich an irgend einem beliebigen Punkte niederlaſſen, um von der Jagd, dem Fiſchfang und dem Anbau des für ihre



Florida: Straßenſcene in St. Auguſtin.

eigenen Bedürfniſſe hinreichenden Maises ihren Lebensunterhalt zu ſuchen. Der ſchwarze Bär kommt hier häufig und in Exemplaren vor, die ihre 250 Kilogramm wiegen, der Panther und die wilde Katze werden, obgleich ſeltener, doch in jedem Jahre in erheblicher Zahl erlegt und — gegeſſen! Große Heerden wilder Truthühner durchziehen mit dem Reh die Wildniß und werden, obſchon zur Tageszeit ſehr ſcheu, ſpät Abends beobachtet, wenn ſie ſich zur Nachtruhe in die Bäume ſetzen, und bei Tagesanbruch geſchoſſen. Wo es Truthühner und dabei auch unzählige Wachteln giebt, da fehlt Meiſter Reinecke natürlich auch nicht, und nicht minder zahlreich vertreten ſind der Waſchbär, das Opoſſum, das Fuchseichhörnchen, der Luchs und namentlich — wie erwähnt — die wilde Katze, die hier bis zu einem wahren Monſtrum heranwächſt und ſehr viel Schaden anrichtet.

Von den gefiederten Bewohnern Floridas wären noch die verſchiedenen Reiherarten zu erwähnen, die an den Sümpfen und an den kleinen Seen, die der Urwald aufweiſt, ſehr zahlreich vorhanden ſind, ſich aber ſelten an die Seeküſte wagen, wo jedoch andere verwandte Gattungen ihr Weſen treiben. Beſonders hervorzuheben iſt der große graue Reiher, ein ebenſo ſchöner Vogel als köſtlicher Braten. Auch die Waldtaube iſt äußerſt zahlreich und mit ihr eine Art Turteltauben, die in großen Schwärmen im Walde hauſt. Die ſchon geſchilderten „Hummocks" ſind die hauptſächlichſten Tummelplätze der Vierfüßler wie der erwähnten Vogelarten, welch' letzteren ſich viele Singvögel von köſtlichem Gefieder zugeſellen, wie wir ſie nur in Braſilien und Mexiko finden. Auch das Ungeziefer und die Schlangen liegen gerne in dieſen gefährlichen Niederungen, mit Ausnahme der Klapperſchlange, die den trockenen Boden vorzieht und leider auch dieſen gefährlich macht. Dagegen ſind ſie das Hauptrevier der giftigen Mocaſſinſchlange, während die Cypreſſenſümpfe wieder das Paradies des Alligators zu ſein ſcheinen.

* * *

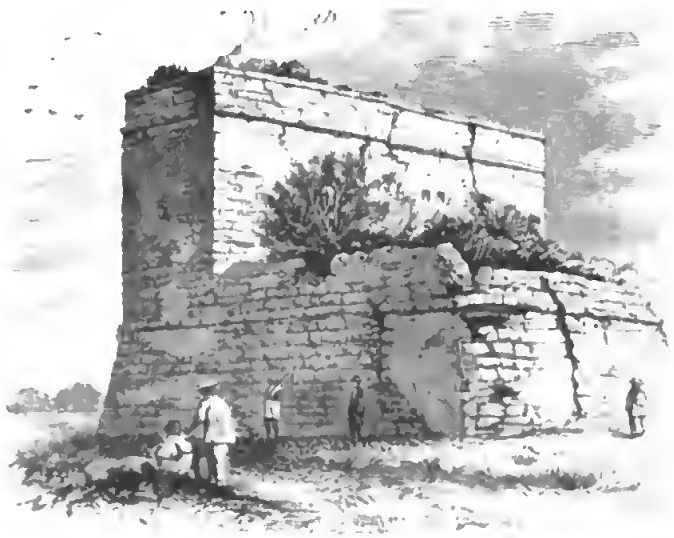
St. Auguſtin iſt die älteſte Stadt von Amerika, denn ſie wurde 1565, alſo vor mehr als drei Jahrhunderten von dem ſpaniſchen Gouverneur von Florida, Menendez, gegründet. — Beſonderen Wachsthums hatte ſich dieſe Urgroßmama unter den amerikaniſchen Städten gerade nicht zu freuen, denn ſie zählt heute noch immer ihre ſtereotypen 2000 Einwohner, wie vor hundert und zweihundert Jahren. Wo der Spanier, der Franzoſe, der Neger und der Indianer zuſammen wohnen, da kann es keine beſonders productive Miſchung geben, denn aus dieſen genannten Völkern und Raſſen ging jene ſonderbare Menſchenfamilie hervor, welche heute die Bevölkerung St. Auguſtins bildet.

Noch vor einigen Jahren hatte St. Auguſtin des Neuen, Modernen nur wenig aufzuweiſen. Wohin man ſich auch wenden mochte, überall eine Alterthümlichkeit,

eine Ruhe, die eher an einen alten Kloſterhof als an eine Stadt Amerikas erinnerte. — Die Straßen waren ſo eng, daß nur mit Mühe ein Wagen dem anderen ausweichen konnte. Hier und dort zerbröckelnde Feſtungswerke, darunter das alte Fort Marion. Kleine ein- und zweiſtöckige Häuſer mit weit hervorſtehenden Altanen, niedrige Dächer, kleine Fenſter, Seitenthüren, durch Dachvorſprünge gedeckt; Ruinen von Gebäuden in altſpaniſcher Architektur, auf denen noch mancherlei alte Wappen und in Stein gehauene Inſchriften prangen, ſind noch in Menge vorhanden. Dieſe eigenthümliche Bauart der alten Häuſer hatte entſchieden einen gewiſſen behaglichen und zugleich vornehmen Anſtrich. Die Wohnungen ſind des heißen Klimas wegen ſehr maſſiv, ihre dicken Mauern halten die inneren Räume auch im heißeſten Sommer ſtets kühl. In den Hofräumen ſieht man mit Fontainen geſchmückte Raſenplätze; an den Mauern, Erkern und Pfeilern ranken ſchöne, blätterreiche Schlingpflanzen empor: Lianen, Vanille und Paſſifloren, die dem ganzen Straßenbilde einen maleriſchen Anblick verleihen.

Seit wenigen Jahren hat ſich jedoch dieſes Städtepanorama, dank der Einwanderung der Yankees, ſehr verändert. Freundliche Villen, umgeben von Orangenhainen, von rieſigen Magnolien, hohen Oleanderbäumen und anderen halb tropiſchen Gewächſen, liegen zu beiden Seiten der breiten Straße, welche vom Bahnhof aus nach der Stadt führt. Weiterhin dehnt ſich die Plaza de la Constitucion aus, ein großes, mit ſchönen ſchattigen Bäumen bepflanztes Viereck, deſſen Seiten von der uralten ſpaniſchen Kathedrale, hübſchen Hôtels und reizenden Privathäuschen gebildet werden. Dieſe Plaza iſt der eigentliche Curſaal von St. Auguſtin, denn unter ihren Bäumen ſammelte ſich Jung und Alt, flanirt der Curgaſt neben dem Einheimiſchen, ſeufzt der Kranke und lacht der Geſunde, vom frühen Morgen bis zum Abend. Es wird wenige Plätze in Amerika geben, auf denen man ſich beſſer und angenehmer langweilen kann, als eben hier. Nur am Sonntag beim Kirchengange bietet ſich dem Beſucher Florida's ein intereſſantes Schauſpiel: die verſchiedenſten Menſchentypen und die ſchärfſten Gegenſätze der Civiliſation. Hier der Neger, nur mit einer Art Hoſenſchurz bekleidet, der nach oben bis zu den Hüften, nach unten bis an die halben Schenkel reicht, dagegen Oberkörper und Beine vollſtändig nackt läßt. Dort ſieht man den weißen Trapper und Jäger, den rothhäutigen ernſten Indianer mit Mocaſſins und einem Ueberwurf aus Hirſch- oder Wolfsfell, den amerikaniſchen Pflanzer mit großem, breiträndrigem Strohhut und weißer Leinenjacke, endlich den unvermeidlichen Yankee in engen dunklen Beinkleidern, ſchwarzem Gehrock und hohem „Cylinderhut", dieſem Symbol aller Civiliſation. Zwiſchen dieſen heterogenen Volkstypen ſieht man Negerinnen mit kurzen buntfarbigen Röcken und ebenſo bunten Kopftüchern um den ſchwarzen ſchmutzigen Krauskopf. Die Mulattinen und Meſtizzen zeigen ſich in noch viel weniger Toilette. Ein Stück geblümtes Kattunzeug, naqua genannt,

verbirgt ihre Hüften profanen Blicken und ein Kamisol mit offenen Armlöchern bedeckt ihren Oberkörper. Aber auch blonde, schöne amerikanische Misses stolziren in den modernen Toiletten umher, während die spanischen Señorita's noch die andalusische Mantille und den weiß und gelb gestreiften Reboso tragen. Kleine, schmutzige, zerlumpte Negerknaben und vagabundirende Mestizzen spielen im Sande oder wälzen sich mit den Schweinchen um die Wette auf der Straße umher. Ihre ganze Bekleidung gleicht jener ihrer vierfüßigen Spielgenossen, nur ist sie reicher — um einen Strohhut und eine Cigarre. Natürlich sind schwarzes Haar und dunkle Augen bei dieser Mischbevölkerung St. Augustins vorherrschend. Man hört Französisch und Spanisch in verschiedenen Dialecten, daneben ein schlechtes, gebrochenes Englisch, so daß man sich eher nach Algier oder Tripolis versetzt fühlen könnte, als nach den



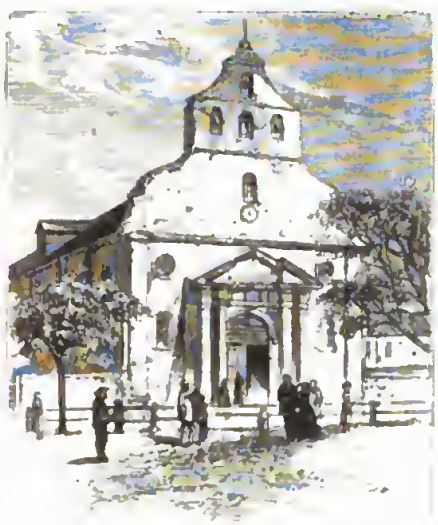
Die Ruinen der Matanzas Citadelle.

Vereinigten Staaten von Amerika, wenn St. Augustin auch den Schmutz der orientalischen Städte besäße; aber darin zeigt sich die amerikanische Stadt. Ueberall ist Ordnung und Sauberkeit, sogar in den alten spanischen Straßen.

Auf dem Marktplatz kann man den Fisch- und Früchtereichthum Florida's am besten erkennen. Große mit Ochsen bespannte Karren bringen ganze Berge von Früchten und Gemüsen, die auf weißen Laken aufgehäuft oder in Körbe vertheilt werden. Schwarze Fischer in Strohhut und Schwimmhose bringen ihre in Austern, Fischen, Schwämmen u. s. w. bestehende Ausbeute auf langen Stangen hierher. Die Fleischer, in nichts weniger als anmuthiger Kleidung, stehen mit dem Messer bereit, um den bereits aufgehängten Lämmern und Ferkeln, Truthühnern und Enten den Todesstoß zu geben, denn alle diese Thiere müssen des heißen Klima's wegen lebendig

zu Markt gebracht werden. Alles iſt in größter Menge, in prächtigen Exemplaren und zu fabelhaft billigen Preiſen vorhanden, ſodaß man ſich — wenigſtens in Bezug auf die Befriedigung des Gaumens und des Magens — das Leben hier paradieſiſch vorſtellen kann. Dazu kommen noch die weitberühmten floridaniſchen Früchte: Datteln, Rieſenananas, Granatäpfel, Feigen, Orangen, Pfirſiche, Citronen, Bananen — alle in gewaltigen Haufen neben einander, die von den New-Yorker und Boſtoner Fruchthändlern aufgekauft werden.

An Rindvieh iſt der um St. Auguſtin gelegene Theil Florida's nicht ſehr reich. Dagegen beſteht in Rindvieh der Hauptreichthum des mittleren Florida, eines tropiſchen Gebietes von etwa 20,000 Quadratmeilen mit blos 9000 Einwohnern. Die meiſten der letzteren wohnen nahe den Küſten in großen Farmen, die etwa 30—40 Meilen von einander entfernt liegen. Das ganze Land um ſie herum bis an die jenſeitigen Meeresküſten der Halbinſel iſt eben, wie eine Tiſchfläche, es beſteht aus von Hummocks und Wieſen unterbrochenen Cypreſſen- und Pinienwäldern und Prairien. Die Hummocks ſind mit ihrem ſandigen Boden und hohem Baumwuchs nicht für Weideplätze geeignet. Deſto reicheres, fetteres Gras beſitzen die Prairien, und darauf weiden Rindviehheerden von Hunderttauſend und mehr Köpfen, von denen alljährlich ein entſprechender Theil nach dem Norden, nach Jackſonville und anderen Städten verſchifft wird.



Die Kathedrale von St. Auguſtin.

Dringen wir nun in den Straßen St. Auguſtin's weiter. — Zwiſchen den kleinen niedrigen Balkonhäuſern mit ihren Seitentreppen und ihren Thorwegen, inmitten alles deſſen, was den alten ſpaniſchen Typus trägt, ſtreben Neubauten hoch empor, ſo zierlich und ſo geſchmackvoll, daß ſie in anderer Umgebung als wahre Perlen gelten würden, hier aber den Eindruck machen, den etwa eine alte, mit neuem Tuch geflickte Hoſe hervorruft. Da ſtehen ſie, dieſe modernen, in harmoniſchem Farbenſchmuck prunkenden Häuſer, mit ihrem Yankeeausſehen, ihrer der neueſten Zeit entnommenen Einrichtung mitten unter den Ueberreſten einer Jahrhunderte zurück datirenden Kultur. Dazu kommt noch eine Anzahl gewaltiger Hôtelbauten wie das St. Auguſtinhôtel, das Magnolia-Houſe u. ſ. w., von denen die beiden genannten allein die ganze Bevölkerung der Stadt in ſich aufnehmen könnten. Selbſt ein Yachtklub hat

ſich hier bereits etablirt, ſein zierliches Häuschen iſt eines der hübſcheſten Gebäude der Stadt. Als den neueſten Bevölkerungszuwachs erhielt St. Auguſtin 1886 die letzten Reſte der wilden, überwundenen Apachen, welche hier in dem Militärfort internirt wurden.

St. Auguſtin liegt unter dem 29. Breitengrade, am Eingange einer großen und ſicheren Bucht, etwa zwei engliſche Meilen vom Meere entfernt. Leider iſt die Einfahrt zu dem Hafen ſtark verſandet, ſie muß durch Baggern von Zeit zu Zeit vertieft werden. Der flache Strand erhebt ſich nur wenig über das Meer, das hier an Fiſchen der verſchiedenſten Art überreich iſt, und bei jedem Fiſchzuge eine unglaublich reiche Ausbeute gewährt.

3. Süd-Florida und die Keys.

Die Geographie von Florida iſt in vielen Stücken noch ſehr unſicher, und jeder Tag kann dort ſehr weſentliche Berichtigungen der Landkarte bringen; iſt doch im ganzen weiten Gebiete der Union, kaum im fernen Weſten, kein Gebiet ſo völlig unbekannt geblieben, wie die Südſpitze von Florida. Hier erfüllt ein ungeheurer Sumpf, nur wenig über das Meeresniveau erhaben, den ganzen Raum ſüdlich vom 28. Grad nördlicher Breite, nur ſelten einmal an ſeinen Rändern betreten von ſtreifenden Jägern, bewohnt dagegen von Unmaſſen von Alligatoren und Schlangen, die Luft erfüllt von unzähligen Moskiten. Dieſe „Everglades“ oder Pay-hay-o-kee wurden einſt viel genannt, als die letzten Reſte der Seminolen, aus ihrer fruchtbaren Heimath in Georgia durch die Weißen verdrängt, ſich neue Sitze in Süd-Florida ſuchten und, auch hier wieder bedrängt, ſich endlich 1842 zu einem Verzweiflungskampfe erhoben, der die Unions-Soldaten zehn Jahre lang in Athem hielt. In dem Everglades fanden ſie immer ſichere Schlupfwinkel, in welche ihnen kein Weißer zu folgen wagte, und als ſie endlich der Uebermacht erlagen und ſich nach dem Indianer-Territorium verpflanzen laſſen mußten, blieben immer noch einige Hundert in den liebgewonnenen Sitzen zurück. Ihre Nachkommen ſind heute noch faſt die einzigen Bewohner Süd-Floridas, beſonders des Landes zwiſchen den Sümpfen und dem Mexikaniſchen Meerbuſen; nur dicht am Meere finden ſich Anſiedlungen von Weißen und einzelne Plantagen, die etwa 30—40 Meilen von einander entfernt liegen.

Erſt die neueſte Zeit hat die Aufmerkſamkeit wieder auf dieſe Südſpitze Florida's gelenkt. Der Verkehr mit den amerikaniſchen Südſtaaten geht nämlich ganz durch den Bahama-Kanal und die Florida-Straße, das heißt zwiſchen Florida einerſeits und den Bahama-Inſeln, ſowie Cuba andererſeits, hindurch. Es iſt dies ein gefährliches Fahrwaſſer, unſicher gemacht durch zahlreiche Korallen-Inſelchen, Cays oder Keys genannt, die ſich um die Südſeite der Halbinſel als Kette hinziehen und in den nach den zahlreichen Schildkröten, Tortugas, genannten Fels- und Sandbänken

enden. Südlich davon, durch einen fahrbaren Kanal davon getrennt, liegt das Florida-Riff, eine Korallen-Bank. Schwere Stürme ſuchen häufig dieſe Gewäſſer heim, und in den Jahren 1847 bis 1881 ſind an den Riffen nicht weniger als 900 Fahrzeuge geſtrandet und zumeiſt verloren gegangen, zuſammen im Werth von etwa 30 Millionen Dollar. Schiffen, die nach dem Miſſiſſippi beſtimmt ſind, wird die Fahrt ganz beſonders durch den Golfſtrom erſchwert, der mit voller Gewalt aus dieſer Enge hervorbricht und Segelſchiffen nur bei ganz günſtigem Winde die Durchfahrt geſtattet. Dieſer Uebelſtand mußte zu dem Projekt eines Kanals durch die niedrige Halbinſel Florida drängen, und man hat die Koſten einer ſolchen 200—225 Meilen langen Waſſerſtraße, welche die Durchfahrt von zwei Dampfern erſter Klaſſe geſtattet, auf 45,000,000 Dollar berechnet. Ein ſolcher Kanal würde die Entfernung zwiſchen New-Orleans und Liverpool um 225 Meilen verkürzen und ſowohl den Dampfern, wie Segelſchiffen, die in den und aus dem Golf von Mexiko kommen, 3—7 Tage an Zeit erſparen. Bei dieſem Projekt ſpielt der ausgedehnte See Okee-cho-bee, welcher am Nordende der Region der Everglades liegt, eine große Rolle, und es erſchien daher wünſchenswerth, ihn und die anſtoßenden Everglades genauer zu erforſchen. Zu dieſem Zweck begab ſich im vorigen Jahre eine von einer Zeitung in New-Orleans gut ausgerüſtete Expedition über Cedar Keys und Punta Roſſa nach Fort Meyers an der Mündung des Calcoſahatchee und fuhr mit Booten dieſen hinauf nach dem Okee-cho-bee-See, um ſich von deſſen Südende nach der Südſpitze der Halbinſel durchzuarbeiten und ſo die Everglades in ihrer Länge zu durchſchneiden. Doch iſt der Erfolg des Unternehmens für die Reputation des betreffenden Blattes ein ungleich größerer, als für die eigentliche Erforſchung oder gar für die ſchwebende Kanal-Frage geweſen.*)

An der Küſte Florida's florirt auch die Schwammfiſcherei. Die beſten Schwammfiſcher ſind noch heute die Indianer. Das Fiſchen ſelbſt wird zur Ebbezeit vorgenommen. Die Frauen und Kinder, auf den Schultern einen großen Sack, ſuchen unter den Felſen die Schwämme auf. Man könnte ſie Lumpenſammler des Meeres nennen. Die Männer beſteigen einen Nachen und ſondiren mit den Augen die Tiefe des Oceans; ſie haben eine ſo ſcharfe Sehkraft, daß ſie die Schwämme am Fuße der Felſen durch 6—8 Meter Tiefe bemerken. Sie löſen dieſelben geſchickt ab, und ziehen ſie an einem mit drei Spitzen und zwei Haken, ſowie mit einer ſehr langen Handhabe verſehenen Dreizack herauf. Können ſie ſich derſelben nicht auf dieſe Art bemeiſtern, ſo nehmen ſie ein geöffnetes Meſſer zwiſchen die Zähne, ſtürzen ſich ins Waſſer und ſchneiden ſie von den Felſen ab, an welche dieſelben angeklammert ſind. Krüge ſiedenden Waſſers erwarten die Schwämme bei der Rückkehr; in ſie wirft

*) N. Y. Belletriſtiſches Journal.

man ſie hinein, worauf ſich ein fettiger Stoff ablöſt, der das Waſſer trübt. Nach einer Stunde nimmt man ſie heraus und taucht ſie in Säuren, wodurch ſie von den Kalkſalzen befreit werden, mit denen ſie überzogen ſind. In dieſem Zuſtande verkauft man ſie auf den Antillen und in den Vereinigten Staaten für häuslichen Gebrauch; doch werden ſie weniger geſchätzt als die des Mittelmeeres. Mitunter bringen die indianiſchen Fiſcher auch verſchiedene Muſcheln aus der Tiefe herauf, namentlich Kamm- und Perl-Muſcheln. Erſtere eine Art Mollusken, mit glatter, gezackter, auf weißem Grunde roth marmorirter Schale, ſind ein ſehr delikates Eſſen. Die Kammmuſcheln ſchwimmen auf ſehr eigenthümliche Art: das Waſſer mit Kraft abſtoßend, werden ſie zurückgetrieben, — die retrograde Wirkung einer Billardkugel. Die Perlmuſcheln, größer als die unſrigen, ſind grünlich-weiß geſtreift. Sie ſind an der Küſte von Florida ziemlich ſelten, und man betreibt dieſe Art der Fiſcherei deshalb unregelmäßig.

Ein anderes Meeresgebilde, die Koralle, iſt beſonders reichlich in den obenerwähnten Keys vertreten, eine lange Kette niederer Inſeln, welche ſich nur wenig, 2—3 oder höchſtens 4 Meter über den Meeresſpiegel erheben. Sie beginnen beim Cap Florida, wo ſie nach der Halbinſel zu konvergiren, indem ſie ſich in Geſtalt eines flachen Halbmondes in ſüdweſtlicher Richtung erſtrecken. Bei Cap Sable hat ſich die Kette ſo weit von der Küſte entfernt, daß ein 40 Meilen breiter Strich ſeichten Waſſers zwiſchen ihr und den Keys liegt. Weiterhin ſtrecken ſie ſich mit einigen Unterbrechungen bis 83° w. L., wo die Tortugas ihre weſtlichſte Gruppe darſtellen. Sie beſtehen entweder aus Anſammlungen todter Korallen, oder aus Korallenſand, welcher zu größerer oder geringerer Feſtigkeit zuſammengebacken iſt. Ihre Form iſt verſchieden, gewöhnlich ſind ſie aber ſchmal und lang; die größte Längenſtreckung liegt zumeiſt in der Achſe der Hauptkette, ausgenommen allein in der Gruppe der Pine-Islands, wo dieſelbe rechtwinklig zu ihr ſteht. Die Mehrzahl dieſer Eilande iſt ſo klein, daß ſelbſt die größten, wie Key Weſt und Key Largo, nicht mehr als 10 bis 16 Meilen Länge haben. Viele erreichen kaum eine halbe. In der Breite ſchwanken ſie zwiſchen 300 bis 700 Meter, und die breiteſte hat kaum eine Viertelmeile. Wie verſchieden indeſſen ihre Größenverhältniſſe auch ſein mögen, ſo ſtimmen ſie doch alle darin überein, daß ſie ihre ſteilere Seite dem Golfſtrom zuwenden, während ein ſanfterer Abfall nach den Schlammbänken ſtattfindet, welche innerhalb ihres Halbkreiſes liegen. Dieſer Gegenſatz des Abfalles kehrt überall wieder: er findet ſich, ſo wie hier an den Inſeln, auch an den Riffen und an den Steilküſten (Shore Bluffs) der benachbarten Theile der Halbinſel. Das eigentliche Riff zieht, wie ſchon bemerkt, parallel mit der Hauptkette der Keys, einige Meilen ſüdlich oder ſüdweſtlich von derſelben; der Abſtand beider überſchreitet nicht 7 Meilen, welche er bei Key Weſt erreicht. Dazwiſchen liegt ein ſchiffbarer Kanal, der

6—12 Meter tief iſt, und von der Marqueſa-Gruppe bis Cap Florida ſich erſtreckt. Nur bei Love Key ſind nicht mehr als 4 M. vorhanden. Einige kleine Keys erheben ſich in größeren Zwiſchenräumen auf dieſem Riff. Bei Cap Florida biegt das Riff gegen die Kette der Keys und die Küſte der Halbinſel um. Wenige tiefere Stellen unterbrechen den Verlauf dieſes gefährlichen, an Korallenklippen reichen Riffs, welches nur an wenigen Punkten über den Meeresſpiegel ragt und die eigentliche Region der lebenden Korallen iſt. Todte Korallen beginnen an den ſchon erwähnten hervorragenden Stellen ſich anzuſammeln und als Keys ſich über das Meeres-Niveau zu erheben. Je nach der Richtung der vorwaltenden Winde, iſt auch ihre Richtung und Lage verſchieden.

Florida: In den „Swamps".

Key Weſt, jetzt eine bedeutende Marineſtation der Vereinigten Staaten, und wichtig durch die daſelbſt vorhandenen Anſtalten zur Hilfe von in Noth befindlichen Schiffen, iſt 6 Meilen lang und 2 Meilen breit; ſein höchſter Punkt liegt 5—6 Meter über der mittleren Fluthhöhe. Das Waſſer ſeiner Brunnen, die nicht über 5 Meter tief ſind, fällt und ſteigt

mit Ebbe und Fluth. Das Felsgeſtein, aus dem die Inſel beſteht, iſt bröckelig, mit Ausnahme einer mehrere Centimeter dicken, ſehr harten Oberflächenſchicht. Es unterſcheidet ſich nur durch größere Feſtigkeit von dem Kalkſand, der von den Wellen beſtändig an's Ufer geworfen wird. Man findet nur todte Trümmer, keine Koralle in ihrer natürlichen Lebenslage in dieſem Geſtein. Die Inſel beſitzt einen ſchönen Hafen, und bildet den Schlüſſel zum Golf von Mexiko, daher iſt ſie auch ſtark befeſtigt. Die zwiſchen Buſchwerk liegenden Häuſer dieſer ſüdlichſten Niederlaſſung der Vereinigten Staaten ſind hübſche Villen. Das Städtchen Key West iſt bekanntlich auch der Hauptſitz der Cigarren-Fabrikation, jedoch nicht aus einheimiſchem, ſondern von der Inſel Cuba eingeführtem Tabak.

Die ſteten Unruhen und Revolutionen in Cuba, ſowie die Höhe der Einfuhrzölle auf Cigarren begünſtigten das Entſtehen dieſes Induſtriezweiges in dem ſechs Seeſtunden von Havanna entfernten Florida'ſchen Städtchen. Das Durchſchnittsgewicht von einem Tauſend Cigarren beträgt nämlich ungefähr 14 Pfund. Dieſe ſind mit einem amerikaniſchen Einfuhrzoll von $2^1/_2$ Dollar (10 Mark) pro Pfund und außerdem noch mit 25 Procent ihres Werthes belaſtet (alſo etwa mit 20 Mark pro 100 Stück). Der rohe Tabak in Blättern dagegen zahlt blos einen Zoll von 35 Cent pro Pfund (M. 1,40), und man rechnet durchſchnittlich 20 Pfund Tabak, um ein Tauſend Cigarren von 14 Pfund herzuſtellen. Die Fabrikation der Cigarren in Florida erſpart alſo ſchon an directem Zoll bei jedem Tauſend Cigarren 28 Dollar (112 Mark), ohne des nach dem Werthe berechneten Zolles zu gedenken; dieſer letztere dürfte jedoch durch höhere Löhne, Transport des Tabaks von Havanna nach Key-Weſt u. ſ. w. aufgewogen werden. —

Dieſer neu entſtandene, bedeutendſte Induſtriezweig Floridas ruht faſt ausſchließlich in deutſchen Händen, und wuchs, wie bemerkt, zu rieſigen Dimenſionen an, denn die in Key-Weſt fabricirten Cigarren ſtehen den echten Havannas in keiner Weiſe nach. Die Seereiſe, die der Tabak von Havanna nach Key-Weſt zu machen hat, iſt nämlich ſo kurz und unbedeutend, daß derſelbe dabei nicht Schaden leiden kann, dabei iſt ferner die amerikaniſche Großfabrikation der Cigarren jener der Cubaner überlegen.

Das ganze ſüdliche Florida, von Key-Weſt nördlich bis zu dem Schauplatz der neuen, mitunter ſchwindelhaften Städte-Gründungen, alſo weit über die Hälfte des Staates, iſt eine Wildniß.

Es liegt auf der Hand, daß ein ſo eigenthümlich geſtaltetes Land, wie Florida, ein Paradies für den Naturforſcher — den Zoologen ſowohl, wie den Botaniker — und den Waidmann iſt. Schon an der Küſte beginnt, wie ſchon vorher erwähnt, die Jagd-Gelegenheit. Dort ſtreift der Sturmvogel (Procellaria Pelagica) mit weit ausgeſpannten Flügeln über die Waſſerfläche hin, oft im Verein mit einem Schwarm

von Waſſerſcheerern (Puffinus obscurus), welche ſich gierig auf den Köder ſtürzen. Im leuchtenden Meere ſelbſt ziehen Boniten und Haifiſche ihre Streifen, große Spritzfiſche blaſen mächtige Waſſergarben in die Luft; auch phosphorescirende Mollusken fehlen nicht. Im Walde ertönt das Geſchrei zahlloſer Vögel. Da ſind Kolibris, welche oft eine widerwärtige, ſchwarze, behaarte Spinne, die Rieſenmygale, in ihrem Neſte bedroht, dann der Scheerenſchnabel (Rhynchops nigra), der ſich durch ſein lautes Geſchrei bemerkbar macht; an den Flüſſen zerhacken wilde, blutgierige Seeraben (Corvus ossifragus) geſtrandete Fiſchleichen, oder es ſtürzt der Phaeton (Phaeton aethereus) aus beträchtlicher Höhe herab, um kleine Fiſche zu fangen. Ueberall macht ſich der Aasgeier (Carthates aura) breit; er iſt etwa ſo groß wie ein Truthahn, braun mit rothen Augen, weißem Schnabel und gelben Beinen. Zu Hunderten ſitzen dieſe gierigen Raubvögel auf den Aeſten, lauernd auf den Augenblick, wo ſie auf ein gefallenes Stück Vieh oder ſonſt ein Aas herfallen können. In Verweſung übergehende Alligatorenleichen ſind ihnen ein Götterſchmaus. Auch der kahlköpfige Adler (Haliaetus leucocephalus), ein ſehr muthiger Vogel, hält ſich gern am Waſſer auf. Dort trifft man auch in unzähliger Menge Pelikane, Möven, Enten und Seeſchwalben. Die kleine Krickente (Anas discors) hat ein vortreffliches Fleiſch; auch Bekaſſinen (Scolopax Wilsonii), größer als die europäiſchen, ſonſt aber denſelben ähnlich, ſind dort häufig. Ein großer Hahn (Tetrao cupido) erſetzt den europäiſchen Auerhahn; zur Begattungszeit kann man den Ruf des Männchens auf mehr als eine Stunde weit hören; er iſt, dank den Luftſäcken, welche an ſeinem Halſe hängen, eine Art von Bauchredner, und die Tänze, welche er vor dem Weibchen aufführt, nehmen ſich nicht wenig komiſch aus. In den Wallnußbäumen hauſen maſſenhaft fliegende Eichhörnchen (Sciurus vollucella), die, nicht größer als eine Ratte, vermöge einer ausdehnbaren Haut zwiſchen Vorder- und Hinterbeinen zu fliegen, oder richtiger geſagt, durch die Luft zu gleiten im Stande ſind. Wölfe, Füchſe und Waſchbären, dann Wildkatzen, Luchſe, Opoſſums halten ſich bei Tage im Dickicht auf. Der Wolf entflieht, ſobald er Menſchen wittert, wenn ihn aber der Hund bis an einen entfernten Schlupfwinkel verfolgt hat, wirft er ſich über ihn her und frißt ihn auf. Der Waſchbär (Procyon lotor), einem Miniaturbären ähnlich, hat graues Fell und fängt Krabben; der franzöſiſche Reiſende Pouſſielgue beobachtete einmal einen ſolchen bei dieſer Jagd. Er ſaß wie ein Affe, ſchlug mit der Tatze in die Waſſerpfütze, und, wenn eine Krabbe emporſprang, fing er ſie auf, drückte ihr den Kopf ein und warf ſie neben ſich zu den andern, die er ſchon erbeutet hatte; nach einer kleinen Weile nahm er eine nach der andern, ſchälte das Fleiſch aus dem Panzer heraus, hielt es zwiſchen beiden Händen, tauchte es ins Waſſer und verzehrte es dann.

An Alligatoren zählt das ſüdliche Florida noch Millionen. Wie ſchon zu Anfang dieſes Kapitels erwähnt, ſahen wir ſie zu Dutzenden auf dem St. John. Oberhalb

der „Stadt" Palatka, wo der Fluß ſich verengt und man von dem Verdeck der Dampfer aus die Ufer genau beobachten kann, ſchienen ſich die letzteren zu bewegen, ſo wimmelte es von dieſen furchtbaren Thieren. Von den Dampfern auf den kleineren Flüſſen erſchallt ein unaufhörliches Büchſenfeuer, denn der Alligator hat nicht einen Freund, der ein gutes Wort für ihn einlegt; ſelbſt auf die Gefahr hin, die zarten Nerven der heilungsbedürftigen kranken Paſſagiere zu ſtören, ſucht man mit der Büchſe ſo viele als möglich zu tödten oder zu verwunden. Dieſes Alligatorſchießen iſt auf jeder Dampferfahrt im ſüdlichen Florida ſo beliebt, daß man die Gewehre von den Schiffsleuten für eine gewiſſe Summe geliehen bekommt, und daß ſich Alle, Frauen, Kinder und Männer daran betheiligen. Dafür rächt ſich aber auch dieſes großmäulige Ungeheuer, wo es kann. Manch' ſchöner Hund wird von dieſen Allesfreſſern in den Niederungen hinweggeſchnappt, manch' koſtbar fettes Schweinchen, das ſich in dem ſchlammigen Koth ſeines Daſeins freute, heimtückiſch von ihnen verzehrt, ja noch mehr, eine ganze Anzahl Neger verſchwinden alljährlich in den Alligatormägen. – In den „Everglades" und an den Flüſſen hauſen zahlreiche Alligatorjäger, welche Jahr aus, Jahr ein, die Beſtien verfolgen und Häute wie Zähne nach Boſton oder New-York ſenden, wo ſie verarbeitet werden.

Die Ziviliſation iſt hier bis zur Südhälfte der Halbinſel vorgedrungen, und die von Enterpriſe durch Urwald und Sandwüſte nach Tampa führende Eiſenbahn bildet die Grenze der Yankee-Anſiedlungen. Dutzende von Städten ſind hier auf den Landkarten verzeichnet, und die Städtegründer verſenden die prachtvollſten Broſchüren und glühendſten Schilderungen dieſer neuen Anſiedlungen; auf den Städteplänen ſind Parks und Gärten, Univerſitäten, Clubhäuſer, Theater verzeichnet, alles nur, um neue Anſiedler herbeizulocken und das größtentheils elende Land an den Mann zu bringen. In Wirklichkeit beſtehen dieſe Städte, wie z. B. das vielgenannte Saragota aus ein paar lumpigen Blockhäuſern, mitten im Urwalde, und nicht einmal die Straßen der zukünftigen Städte ſind von den Urwaldbäumen befreit worden. Weder Weg noch Steg führt dahin, und Tauſende von bethörten Einwanderern kehrten in den letzten Jahren enttäuſcht und um ein gutes Stück Geld ärmer nach dem Norden zurück.

Es hört ſich ſo ſchön mit an, wenn von dem „ſonnigen Süden" erzählt wird, von ſeinen Früchten und Blumen, ſeinen Orangen- und Magnolien-Hainen, ſeinen balſamiſchen Lüften und ſeiner Farbenpracht, in die ſich ja ſelbſt die nüchternen, kaltblütigen Fiſche tauchen. Aber nicht Alles iſt Poeſie in dem Lande der Cypreſſe und der Myrthe; man denke blos an die Moskitos und die vielen ſonſtigen geflügelten und ungeflügelten, größeren und kleineren Plagegeiſter, und man muß Naturforſcher und ſehr von zoologiſchem Bewußtſein erfüllt und durchdrungen ſein, wenn man über dem Glanze und der Mannigfaltigkeit neuer Erſcheinungen, mit denen die mittägliche Natur überwältigend an den Nordländer herantritt, die zahlloſen Geduldsproben

überſehen und verſchmerzen will, die ſie ihm auferlegt. Zu dieſen entomologiſchen Leiden oder Freuden — wie man es nennen will — die hier dem nordiſchen Fremdling Moskitos, Stechfliegen, Ephemeriden, Hühnermilben und zahlloſe ſonſtige Kerbthiere mit und ohne Flügel bereiten, kommen noch eine Schaar anderer, wie die unzählige Gattungen von Spinnen, oft von märchenhafter Größe, freche Ohrwürmer, gräßliche mehrere Zoll lange Tauſendfüße, ſammt und ſonders mehr oder weniger giftig, und ſchlimmer als alle anderen, der Skorpion. Auch über die Ameiſen des Südens ließen ſich dicke Bücher ſchreiben. Hier aber ſei blos erwähnt, daß vor den Verheerungen dieſer Thiere nichts zu ſchützen vermag, als durchaus luftdichte Steinbehältniſſe, und daß es innerhalb der Häuſer ihrer kaum mindere Mengen giebt als außerhalb derſelben.

Ein berühmter Naturforſcher hat behauptet, daß das Gebrüll der Löwen dem Wald und ſeinen Bewohnern nicht ſo furchtbar ſei, wie das Geſumme der Millionen von Mücken und Fliegen, welche darin hauſen. In Florida giebt es nun, wie in ganz Amerika, keine Löwen, — ſehr zahlreich und noch gefährlicher ſind dafür die Schlangen, von denen der engliſche Kapitän F. C. Townſend in ſeinem „Wild Life in Florida“ recht erbauliche Dinge erzählt. Wenn Reiſende ſich des Nachts um ein Feuer lagern, fällt ganz unvermuthet von einem Aſte eine anſehnliche Klapperſchlange herab, betäubt von dem Rauche des Feuers, das zur Fernhaltung der Moskiten angemacht worden. Ein kleiner Schauer von Klapperſchlangen folgt dieſem Pionier; doch glücklicherweiſe befinden ſich alle in demſelben Zuſtande der Betäubung. Kapitän Townſend glaubte ſich förmlich verfolgt von dieſen Thieren, wenn er den Fuß auf eine Partie Schilf ſetzte, ſchoß ſofort eines von ihnen in die Höhe; ging er auf die Jagd, ſo vernahm er das unheimliche Geklapper auf Schritt und Tritt. — All' das Geſagte läßt ſich dahin zuſammenfaſſen, daß das nördliche Florida für den Einwanderer aus den gemäßigten Zonen vielleicht günſtige Gelegenheiten für Orangen-Kultur, für einzelne Induſtrie- und Handelszweige darbieten mag, und für den Touriſten beſonders im Winter ſehr intereſſant iſt. Das ſüdliche Florida hingegen iſt für den Touriſten ſowohl, wie für den Einwanderer unmöglich —, ein Land, das kaum in abſehbarer Zeit irgend welche Fortſchritte machen wird oder kann. Es ſei dies an dieſer Stelle beſonders hervorgehoben, in Anbetracht der großartigen Anſtrengungen, die von gewiſſenloſen Landſpekulanten in neueſter Zeit zur Herbeilockung harmloſer Einwanderer gemacht werden.

4. Georgien und die Carolinas.

Die Reiſe von Jackſonville durch das ſüdliche Georgien nach Savannah, der kommerziellen Hauptſtadt und wichtigſten Hafenſtadt von Georgien, iſt im wahren Sinne des Wortes ein Unternehmen. Es war uns unmöglich, Sitze in einem Schlafwagen zu nehmen, da uns der Zugconducteur nicht gerade zu unſerer Beruhigung verſicherte, ſie ſtänden alle etwa 60 Meilen von Jackſonville *entgleiſt* im freien Felde, man habe in der letzten Woche keine Zeit gehabt, ſie zurück auf die Schienen zu ſchaffen. „Uebrigens", bemerkte er, „kam bei dieſen Entgleiſungen kein einziger Todesfall vor, ein paar Arm- und Beinbrüche waren Alles." Alſo unſeres Lebens konnten wir ſicher ſein, aber jedenfalls erſchien es uns ſonderbar, daß beim Löſen der Billets kein Agent den üblichen „Lebensverſicherungsſchein" anbot, wie es doch auf den meiſten amerikaniſchen Bahnen Sitte iſt. – Wahrſcheinlich waren die Verluſte der betreffenden Geſellſchaft ſo groß geweſen, daß ſie es für Gewinn hielt, wenn man ſein Leben *nicht* verſicherte. Die Todesarten, denen man hier auf der Bahn ausgeſetzt iſt, ſind übrigens ſehr einfach. Entweder man ſtirbt raſch bei einem Zuſammenſtoß oder einer Entgleiſung, oder aber man ſtirbt langſam — an Altersſchwäche — bevor man das Ziel ſeiner Reiſe erreicht.

Wir waren diesmal glücklich, denn nicht der leiſeſte Unglücksfall hat unſeren Zug betroffen, obgleich wir die Spuren früherer Zuſammenſtöße ꝛc. in den neben den Geleiſen umherliegenden Waggontrümmern ſahen. Wir konnten uns nach dieſer Fahrt wenigſtens die Urſachen der häufigen Unglücksfälle erklären. Die Schwellen waren nichts als längliche Splittermaſſen; die Schienen reine Sägeblätter, von denen verroſtete Späne wie Schilfblätter abſtanden. Von Stationen, Bahnwächtern ꝛc. war natürlich auf der ganzen Strecke keine Rede, man wußte wirklich nicht, ob man den Muth der Eiſenbahn-Geſellſchaft oder den der Paſſagiere mehr bewundern ſollte; den Muth der erſteren, weil ſie ihre Lokomotiven und Waggons wiſſentlich ins Verderben rennen läßt, der letzteren, weil ſie ſich wiſſentlich dieſen Zügen anvertrauen.

Allein wir bekamen hier Gelegenheit, etwas von den Ackerbaugegenden des nördlichen Floridas und ſüdlichen Georgiens wahrzunehmen. Entſchieden iſt das letztere kultivirter und fruchtbarer. Die Staatsregierung thut eben, wie jene der weſtlichen Prairie-Staaten, alles Mögliche, um die Einwanderung zu heben und den Ackerbau zu befördern.

Die Hauptprodukte der Gegenden, die wir durchfuhren, beſtanden in Reis, Baumwolle und Zucker, dies erklärte uns auch theilweiſe die Unſcheinbarkeit und das vernachläſſigte Ausſehen der Wohnungen der Pflanzer, die wir urſprünglich der Armuth und Trägheit der letzteren zugeſchrieben hatten. Der Boden nämlich, wo der

Reis wächst, ist dem Organismus des Weißen tödlich, und so wohnt denn der letztere auch nur so lange auf seiner Plantage, als es die Nothwendigkeit erheischt.

Mit der Landwirthschaft geht hier in den großartigen, ausgedehnten Urwäldern die Holzgewinnung, oder richtiger die unsinnige Waldausrottung Hand in Hand. Es ist ja bekannt, daß in den Vereinigten Staaten bis gegenwärtig gar kein Forst- oder Waldschutzgesetz existirt, demzufolge mit den Waldungen von Carolina und Georgien auch in wahrhaft vandalischer Weise verfahren wird. Die Unternehmungen, die mit New-Yorker oder Bostoner Kapitalien hier gegründet wurden, sind von imponirender Größe, und überall, wo der Boden der Fortschaffung des Holzes zur Eisenbahn oder zur nächsten Wasserstraße günstig ist, sieht man ganze Batterien von Dampfbretsägen und Sägegattern aufgestellt. Terpentin wird hier aus den saftvollen Fichten auch in großer Menge gewonnen, ja man kann halbe Meilen lange Strecken hindurch jeden Baum angeschlagen sehen. Das ist Forstwirthschaft in Amerika! „Gewinn um jeden Preis" ist hier die Parole, und zu spät werden diese amerikanischen Vandalen einsehen, daß sie mit den Waldungen ihren eigenen Wohlstand vernichtet haben.

Der europäische Ansiedler wird im nördlichen Florida und Georgien, wie wir mehrfach zu erfahren Gelegenheit hatten, mit offenen Armen begrüßt. Es herrscht hier dieselbe Liberalität und Gastfreundschaft, wie in Kansas und Minnesota. Einwanderern kann es auch hier bald gut gehen, wenn sie Fleiß und vor Allem — Kapital besitzen. Ohne Kapital kann jeder Arbeit und Auskommen, mit Kapital aber bald Reichthum finden.

Die vielen Deutschen, die im südlichen Georgien wohnen, sind zum größten Theil Industrielle oder Gastwirthe. „Gastwirth" zu sein, ist für den gewöhnlicheren Deutschen in Amerika überhaupt häufig das Ziel seiner Wünsche; man wird nicht fehl gehen, wenn man drei Viertheile sämmtlicher Gastwirthe und Brauereibesitzer zu den Deutschen rechnet. So auch in Florida und Georgien, wo ihnen übrigens noch ein weites Feld offen steht.

Savannah verdient die Beinamen „Waldstadt" oder „Stadt der Bäume", die sie führt. — Nicht viele Städte dürften eine größere Zahl von Baumalleen, schattigen Parks und Squares in sich schließen, wie die Handelshauptstadt von Georgien. Breite, von Tramway-Geleisen durchzogene Avenuen kreuzen sich mit ebenso breiten, schnurgeraden Straßen. Avenuen wie Straßen sind sämmtlich mit den herrlichsten Alleen von schattigen, uralten Lebenseichen, Bananen und Magnolienbäumen durchzogen, welche die Häuserfronten oft vollständig vor den Blicken des Besuchers verbergen. Einige Straßen besitzen sogar Alleen mit vierfachen Baumreihen, von denen je eine zwischen dem Fußwege und der Straße läuft, die beiden anderen aber auf schön-grünen Rasenstreifen inmitten der letzteren hinziehen, so daß Fußwege wie Fahrstraße stets in kühlen, dunklen Schatten gehüllt sind, und man an einzelnen Stellen

glauben könnte, daß man sich in einer wohlgepflegten Parkanlage und nicht in einer größeren Stadt befände. Außerdem sind noch zahlreiche Squares und öffentliche Blumen- und Fontainen-geschmückte Gärten über die ganze Stadt zerstreut, die ihren ländlichen, idyllischen Charakter noch bedeutend erhöhen, während sie gleichzeitig das Weichbild derselben auf mehrere Quadratmeilen Flächenraum ausdehnen, wenngleich die Stadt kaum 30,000 Einwohner zählt. Mehr als die Hälfte der Einwohner sind Farbige.

Am Fuße der hochgelegenen, gegen den Savannah-Fluß steil abfallenden Stadt befindet sich der lange Hafenquai mit seinen großartigen Lagerhäusern und Dampfpressen, in denen das Volumen der aus dem inneren Georgien eintreffenden Baumwollenballen auf die Hälfte veringert wird, um sie leichter verpacken zu können. Nahe daran finden wir die allen Städten Amerikas eigenthümlichen Paläste der Banken, Versicherungs-Gesellschaften und großen Geschäftsfirmen; große Hôtels, die während des Winters, zur Zeit des Baumwollen-Handels, überfüllt sind, aber den Sommer über halb geschlossen werden, indem sie den wenigen Reisenden nur die Wohnung bieten, während die Küchen geschlossen bleiben; endlich zahlreiche große Kirchen, die noch in der glücklichen Periode vor dem Kriege mit erheblichem Kostenaufwande erbaut wurden und zum größten Theil den Methodisten, Baptisten und Katholiken angehören. Zu den erstgenannten beiden Religionen bekennt sich die Mehrzahl der Neger, obgleich auch der Katholizismus in der letzten Zeit unter dem farbigen Element festen Fuß faßt. Die Juden sind in Savannah verhältnißmäßig ebenso zahlreich wie in Atlanta und besitzen hier einige Synagogen. Wie überall, so sind sie auch in Savannah größtentheils Kaufleute und Bankiers, sie beschäftigen sich nicht im geringsten mit dem Ackerbau.

Die Stadt hat natürlicherweise durch den Krieg unendlich gelitten; was durch den Krieg verschont blieb, ward die Beute eines noch schrecklicheren Feindes, der urplötzlich im Jahre 1876 über die schöne Stadt zog und viele Tausende frischer Grabhügel erwachsen ließ: das gelbe Fieber. Das entsetzliche Verhängniß, welchem Savannah zum Opfer fiel, lebt noch in aller Munde. Scheu weist man nach den Stadtbezirken hin, in welchen es nicht nur ganze Familien hinwegraffte, sondern im wahrsten Sinne des Wortes ganze Straßen verödete. — Die Elasticität der früheren Jahre ist gänzlich aus der Stadt gewichen, die Straßen sind still und erscheinen bei ihrer enormen Breite wie verlassen. In den Parks sieht man einzelne Frauengestalten — von edlem, aristokratischem Wuchse mit blendendem Teint; die Kinder — bis zum zwölften Jahre größtentheils barfuß umherlaufend — haben zarte, schöne Gesichter wie Milch und Rosen, und die „Babies" von Savannah würden auf den bekannten „Baby-Shows" oder „Kinder-Ausstellungen" von New-York und anderen nördlichen Städten eben solches Aufsehen erregen, wie ihre schönen Mütter

auf den „Schönheits-Congreſſen“. In den Straßen bildet der faule, zerlumpte, umherlungernde Neger die Hauptperſon. Auch hier haben dieſe ihre Schulen, Kirchen, Doktoren und Kaufleute, aber ſie nehmen natürlich die niedrigſten Stellungen ein.

Die früher in Savannah ſo verheerenden Fieber und ſonſtige Krankheiten ließen die ärztliche Praxis hier ſehr rentabel erſcheinen; die ſehr zahlreichen Aerzte der Stadt beſitzen für ihre Thätigkeit einen eigenen gedruckten Preistarif, nach welchem der gewöhnliche Beſuch zu einem Stadtbewohner 2 Dollar (8 Mark), zu einem Fremden 5 Dollar koſtet. Die Abnahme eines Armes iſt auf 50, eines Beines auf 100 Dollar berechnet, wobei dieſe Preiſe nur die Minima vorſtellen und in gewiſſen Fällen erhöht werden können. Aber nur der diplomirte Arzt, der irgend eine mediciniſche Schule mindeſtens zwei Jahre lang beſucht und ſeine Prüfung abgelegt hat, iſt zur gerichtlichen Einforderung dieſer Taxen berechtigt. Uebrigens iſt in Amerika die Ausübung der ärztlichen Praxis jedermann geſtattet; es giebt viele „Aerzte“ ohne die geringſten mediciniſchen Kenntniſſe.

Der Savannah-Fluß iſt in der Nähe der Stadt, alſo unmittelbar vor ſeiner Mündung nicht ſehr breit, er wird von ſandigen, mit Schilf umgebenen Inſeln umgrenzt, aber nichts deſto weniger iſt der Schiffsverkehr, beſonders im Winter zur Zeit des Baumwollen-Marktes und der Früchte-Ausfuhr, ſehr bedeutend. Dazu kommt der Verkehr mit den längs der Seeküſte Georgiens entlang ziehenden Savannen und Seeinſeln, die übrigens bis nach Florida hinabreichen.

Hohes Röhricht bedeckt ſie, hin und wieder zeigt ſich eine Gruppe ſchöner Palmettos. Selten nur ſieht man aus dieſer prairiegleichen Ebene einen Hügel emporſteigen, wenn auch faſt jede dieſer ſumpfigen Inſeln ſich gegen die Mitte zu ſanft wölbt und dort trockenen Boden beſitzt, auf dem ſich nicht ſelten Farmgebäude erheben und auf denen ſich in manchen Fällen eine höhere Kultur entwickelt, als auf dem Feſtlande. Dieſe Savannen bilden nämlich einen Theil der ſogenannten Seeinſeln (sea islands), auf denen faſt allein die langfaſerige Baumwolle gedeiht, und wo durch deren Anbau in früheren Jahren großer Wohlſtand herrſchte, wovon noch manches große Gehöft und manches einen herrſchaftlichen Anſtrich tragende Haus zeugt. Jetzt ſieht es dort freilich ganz anders aus. Die meiſten der Inſeln befinden ſich in dem unbeſtrittenen Beſitz der Farbigen; zeichnet ſich auch hier und dort Einer durch energiſches Schaffen aus, ſo thut doch die Mehrzahl nicht mehr als zu ihrem abſoluten Lebensunterhalt nothwendig iſt. Viele dieſer Farbigen führen ihren Beſitztitel auf die Ereigniſſe des Krieges zurück; eine noch größere Anzahl erſchien erſt ſpäter auf den Inſeln, ſetzte ſich dort feſt und ſpottet aller geſetzlichen Mittel, ſie zu entfernen. An Baumwolle ziehen ſie wenig. Mais und Hülſenfrüchte ſind es, die ihnen die Nahrung geben und welche daher vorzugsweiſe gepflanzt werden. Auf einigen der Inſeln ſieht man große Viehherden, aber das Fleiſch wird

meiſtens zum Verkauf aufs Feſtland gebracht, der Inſelbewohner begnügt ſich mit dem vielen Wilde, das ſich dem Jäger überall darbietet.

* * *

Es iſt ein ungemein ausgedehntes Gebiet, welches die drei Staaten Nord- und Süd-Carolina und Georgien umfaſſt, — nahezu das Dreifache des Staates New-York oder zwei Drittel des heutigen Deutſchen Reiches. Trotz dieſer großen Ausdehnung iſt die Bodengeſtaltung dieſes Gebietes eine ſo gleiche, daß der ganze Komplex, von dieſem Standpunkt aus betrachtet, ein zuſammengehörendes Ganzes bildet. Ihre Haupteigenthümlichkeit ſind die ſchon im ſüdlichen Virginien beginnenden großen Küſtenſümpfe, welche, weit in's Land hineinreichend, den Raum zwiſchen dem atlantiſchen Ocean mit ſeinem an Flußmündungen, Sunden, Bayen, Haffen und Einſchnitten überaus reichen Ufer und den zu den Alleghanies hinüberleitenden, meiſtens mit Föhren beſtandenen höheren Sandflächen ausfüllen. Dieſe Sumpfgegend geht, mit geringen Unterbrechungen, die ganze atlantiſche Küſte hinab und über Florida den Golf entlang bis über die Miſſiſſippi-Mündung hinaus. In Nord-Carolina, wo die Küſtenbildung am bunteſten iſt, gehen die Sümpfe zumeiſt in die obenerwähnten Bayen und Sunde, — ſo in den von Albemarle und Pimlico, — über, welche bei faſt ſüßem Waſſer Ebbe und Fluth haben und durch eine Kette ſchmaler nehrungsartiger, ſandiger und unfruchtbarer Inſeln vom offenen Ocean geſchieden werden. Von ihnen aus erſtrecken ſich Untiefen weit in das Meer hinaus, welche die Seefahrt hier ſehr gefährlich machen, und von denen das Kap Hatteras, welches den gefährlichſten Punkt an der atlantiſchen Küſte der Vereinigten Staaten bildet, und an dem alljährlich eine Menge Schiffe verloren gehen, am meiſten gefürchtet wird und dem Namen nach auch allen Denen bekannt iſt, die ſelbſt noch nie eine Seereiſe von New-York nach Charleſton, Savannah oder dem Golf gemacht haben. Selbſt der Haupthafen der erſteren, Charleſton, iſt vor ſeiner Einfahrt durch eine ſchlimme Sandbank verſperrt.

Die der Küſte meiſt nahe liegenden Sümpfe ſind unter dem Namen „Pocoſins“, „Dismals“ und „Savannas“ bekannt, und ihr bekannteſter Typus iſt der berüchtigte „Dismal Swamp“ auf der Grenze von Nord-Carolina und Virginien. Heutigen Tages gehört jedoch dieſer ſchauerliche, große Sumpf zu den Dingen, die da bald geweſen ſein werden. Zur Zeit der Sclaverei war er der ſichere Zufluchtsort entflohener Sclaven und daher den Sclavenhaltern ſo ſehr verhaßt, daß ſie ſchon damals eine Million Dollar daran wendeten, einen Kanal durchzulegen und daran Schneidemühlen zu errichten, um den Cypreſſenwald, aus dem er vornehmlich beſteht, zu Schindeln, Pfoſten und Brettern zu verarbeiten und ſo den Zufluchtsort zu zerſtören, den Boden zu entwäſſern und Ackerland daraus zu gewinnen. Bis zur Abſchaffung

der Sclaverei war dies nur erſt in geringem Maße gelungen, allein neuerdings gelingt das Unternehmen und zwar, weil das Nutzholz theurer geworden iſt. Nur der in der Mitte des Gebiets auf etwas höherem Boden gelegene See Drummond trotzt noch in ſeiner alten Düſterheit der Axt. Durch unterirdiſche Zuflüſſe ſtärker geſpeiſt, als daß der ſchmale Entwäſſerungskanal ihn leeren könnte, iſt er mit einem undurchdringlichen, von der Natur errichteten Zaun und Dickicht von rieſigen Cypreſſen eingefaßt, deren durchſchnittlich meterdicke Stämme ſo nahe zuſammenſtehen, daß kaum ein Menſch ſich dazwiſchen durchzuzwängen vermag. —

Der „Great Dismal" iſt an 30 Meilen lang und im Durchſchnitt gegen 10 Meilen breit. Der „Little Dismal", „Alligator", „Catfiſh", „Green" und andere kleine Sümpfe an den Küſten des Albemarle- und Pimlico-Sundes enthalten mehr denn das Zehnfache dieſes Flächenraumes. Der „Great Dismal"-Sumpf gehört einer großen Anzahl von Eigenthümern; die meiſten freilich beſitzen nur kleine Flächen, andere hingegen größere Striche, welche jedoch ſchon ein bedeutendes Kapital erfordern. Der Werth des Landes hängt eben ab von dem vorhandenen Holzvorrath und der größeren oder geringeren Schwierigkeit, es fortzuſchaffen. Man macht den Sumpf nach jeder Richtung hin, wo Bäume wachſen, dadurch zugänglich, daß man Blöcke, die zu einer Länge von $2^1/_2$ bis 3 Meter zerſchnitten ſind, auf der Oberfläche des Bodens oder „Schwammes" (sponge), wie er heißt, parallel neben einander legt. Außer auf dieſen Knüppelwegen, iſt der Sumpf an dieſen Stellen der Dichtheit des Strauchwuchſes wegen gar nicht zugänglich. —

Die zahlreichen heute noch beſtehenden Moorſümpfe der Carolinas und Georgiens unterſcheiden ſich von den gewöhnlichen Sümpfen dadurch, daß ſie nicht Anſchwemmungsboden haben und nicht der Ueberfluthung ausgeſetzt ſind, – im Gegentheil: ſie liegen oft hoch genug, um Waſſerſcheiden abzugeben. Ihr Boden beſteht aus einer Anhäufung von verfaultem und verfaulendem Pflanzenwuchs, der wie ein Schwamm die Feuchtigkeit einzieht. Er iſt mit einer üppigen Baum- und Strauch-Vegetation bedeckt. Die größeren dieſer Sumpfgegenden ſchließen außerdem feſtes Land in der Form von Hügeln, Kegeln, Gürteln, Rücken ꝛc. gleich Inſeln ein, und in der Mitte trifft man Süßwaſſer-Seen von ziemlichem Umfange. Großartig wild, aber auch großartig ſchön ſind dieſe Sümpfe; die Vegetation erſtickt hier geradezu in ihrer eigenen Ueppigkeit. Mühſam kämpft ſich das Unterholz aus dem oft 3—4 Meter hohen Schilf hervor, deſſen dichtgeſchloſſene Maſſen ſelbſt die Hochſtämme erdrücken zu wollen ſcheinen, und das bunte Gewirr der Schlingpflanzen verknüpft das Ganze zu einem ſo engmaſchigen Netze, daß jeder Verſuch, in das dämmerige Innere zu dringen, als Tollkühnheit erſcheint.

Der Sumpf an den beiden Ufern des Peedee-Rivers in Süd-Carolina iſt in ſeiner lebenſtrotzenden Wildheit eines der ergreifendſten Landſchaftsbilder, auf das

man in ſeiner Art blicken kann. Noch weit großartiger iſt der große Okee-fino-kee-Swamp im Ware County Georgiens. Sein Flächenraum deckt nahezu ein Drittel des ganzen Countys und erſtreckt ſich noch weit nach Florida. Sein Name Okee-fino-kee bedeutet im Idiom der dortigen Indianer „zitternde Erde", weil der ganze Boden, wohin man tritt, ſich bewegt, und nur aus einer Kruſte von Baum- und Pflanzenwurzeln beſteht.

Die ganze Gegend in Ware County iſt ebener, ſandiger Waldboden, von vielen Sumpfſtellen unterbrochen, und Wild giebt es noch in großem Ueberfluß, beſonders Hirſche und wilde Truthühner. Bären, Wölfe, wilde Katzen und Waſchbären kommen gleichfalls vor, ja ſelbſt der Panther gehört nicht zu den Seltenheiten. Die Waſſer ſind belebt durch Enten und alle Arten von Waſſervögeln, Fiſchen und Schildkröten. Unter den Bäumen im Walde kommen auf den trockenen Stellen viele Eichenarten vor, und beſonders die immergrüne, ſchöne Lebenseiche (Life Oak). Die Palmetto-palme bis zu 24 Meter Höhe iſt ſehr häufig, ſowie mehrere Nußarten, Kaſtanien, Tulpenbäume, Cypreſſen ſowie viele immergrüne Bäume, ſchön blühende Sträucher, und der einheimiſche Weinſtock von bedeutender Dicke und ungeheurer Ausdehnung läßt ſeine reifen Beeren in den Sumpf fallen, wo ſie unbenützt verfaulen.

Das Rohr (Arundinaria macrosperma) wird ſehr hoch und ſtark und liefert vortreffliche Angelruthen. Panicumarten kommen dort mehrere vor, und Nymphaea odorata bedeckt die Sumpfſtellen oft ſo vollkommen, daß man beim Herumſteigen recht vorſichtig ſein muß, ſie nicht für feſten Grund zu halten, denn jeder Fehltritt würde ein ſchmutziges, übelriechendes Bad zur Folge haben, wenn man dem gänzlichen Verſinken glücklicherweiſe auch entkäme.

Daß die Sommerſonne in dieſen Sümpfen tödtliche Fieber ausbrütet, iſt ſelbſtverſtändlich. Das Gebiet der Fieber umfaßt jedoch auch weite Strecken des trockenen, ſandigen Küſtenſtriches, der „Pine Barrens." Wer in dieſen Diſtrikten von Süd-Carolina und Georgien die kleinen Friedhöfe der alten Anſiedelungen beſucht und die verwitterten Inſchriften auf den Grabſteinen entziffert, dem fällt es ſogleich auf, daß ein außerordentlich hoher Prozentſatz der Leute in jungen Jahren und im hohen Sommer geſtorben iſt. Sie verſtanden noch nicht die Tücken des Klimas, und ſind dem ſogenannten „Landfieber" erlegen. Selbſt Negern und den ſchwächlicheren Mulatten, die in den Städten aufgewachſen ſind, iſt es auch heute oft noch tödtlich, während die Städte weit mehr dem ungleich größeren Schrecken des gelben Fiebers ausgeſetzt ſind.

Sümpfe trifft man in größerer oder geringerer Ausdehnung faſt überall im Gebiete der Pine Barrens, die ſüdlich von Richmond zwiſchen dem Meere und den ſüdlichen Alleghanies einen großen Theil Nord-Carolinas bedecken, und deren einförmiger, vielfach recht nordiſch armer Charakter ſehr wenig in ein Gebiet paſſen will, welches bereits an der Palmen-Grenze liegt.

In der unteren Region Nord-Carolinas, einer faſt mit dem Meere in gleichem Niveau liegenden Ebene, in welcher die Flüſſe träge und trübe dahinſchleichen, wechſeln Föhrenwälder und Sümpfe, Sand und Lehm, — Lehm und Sand, Sümpfe und Föhrenwälder, — Hunderte von Quadratmeilen in ewigem Einerlei, ſo daß es dem Reiſenden iſt, als ob er in drei Wochen nicht ſo viel trockene, ſchwarze Erde ſähe, um einen Blumentopf zu füllen. In einigen Diſtrikten iſt der Sand ſo unſagbar ſandig, daß es ſchwer zu verſtehen iſt, wie civiliſirte Menſchen ſich dort niederlaſſen konnten, während nach allen Richtungen hin noch unendliche Strecken herrlichen Landes der Bebauung harren. Die wichtigſte Stadt Nord-Carolinas, Wilmington, zugleich der Haupthafen, am Cape Fear River und etwa 30 Meilen vom Meere gelegen, iſt z. B. nur ein gigantiſches Sandfaß. Kreuzt man zwiſchen zwei Ecken die Straße, ſo ſieht das friſch geputzte Schuhwerk aus, als ſei man an einem trockenen Auguſttage etliche Stunden auf der Heerſtraße marſchirt. Die Pferde ziehen auch an dem leichteſten Wagen

Eine „Squatter"-Hütte im „Swamp".

ſchwer, und Kleiderbürſten ſind hier im Grunde eine überflüſſige Erfindung, da man doch wie ein Müllerburſche ausſieht, ſobald man ſich aus dem Hauſe wagt. Die ziemlich zahlreichen und oft recht nett gehaltenen Gärtchen vor den Häuſern ſcheinen ein Werk der Zauberei. Sie machen jedoch mehr einen rührenden Eindruck, als daß man ſich recht an ihnen erfreuen könnte; das Grün der Sträucher und die bunten Farben der Blumen ſtehen in ſo grellem Kontraſte zu dem unüberſehbaren Sandmeere, daß man an das ſchrille Lachen eines Verzweifelnden erinnert wird. Die Blumenbeete ſind meiſt mit kleinen Krügen und leeren Mineralwaſſer-Flaſchen eingefaßt.

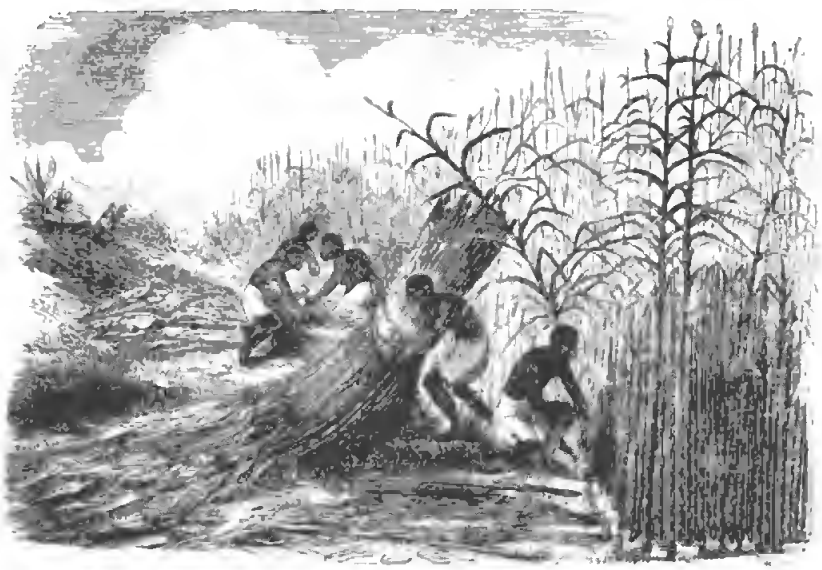
Was übrigens dieſer Sand mit Hülfe von Guano und anderen Befruchtungsmitteln hervorzubringen vermag, daß ſei hier gar nicht erörtert; aber auch ohne alles Dazuthun der Menſchen gedeihen darauf die herrlichſten Föhrenwälder und die mächtigen Lebens-Eichen mit ihren knorrigen Stämmen, weit ſtrebenden Aeſten und länglichen Blättern, an die Olivenbäume erinnernd.

Eine Zuckerplantage.

Von den Zweigen dieſer Waldrieſen hängen die zahlloſen Trauerſchleier des grauen „ſpaniſchen Mooſes“ herab, deſſen haarartiges Gefaſer bei den armen Leuten zu ähnlichen Zwecken wie das Pferdehaar verwendet wird. Das üppige Wachsthum dieſer Schmarotzerpflanze mahnt daran, das man nicht mehr weit von den Tropen entfernt iſt; die Leute freuen ſich an ihrem poetiſchen Ausſehen und wollen es nicht glauben, daß ſie ſchädlich iſt. Man braucht jedoch nicht Forſtmann zu ſein, ſondern nur die Augen aufzumachen, um ſich bald vom Gegentheil zu überzeugen. Im Walde kann man ihrer freilich nicht Herr werden; aber daß man ſie auch in den Alleen der Städte, auf den Schattenſpendern in den Höfen der Plantagen und namentlich auf den Obſtbäumen, die ſie ſehr ſchnell tödtet, ungeſtört wuchern läßt, iſt eine Sünde.

Weit zahlreicher, als die abgeſtorbenen Eichen, die ihre rieſigen nackten Arme mit den nun ſelbſt verdorrten Blutſaugern vorwurfsvoll anklagend gen Himmel ſtrecken, ſind die Baumleichen der Föhren. Sobald der Stamm eine gewiſſe Stärke erreicht hat, wird er angehauen und zum Theil von der Rinde entblößt, um den Harzfluß hervorzurufen. Drei bis fünf Jahre entrinnt dem Baume langſam der Lebensſaft; dann hat er nichts mehr zu geben, und man läßt ihn in Ruhe vollends ſterben, wenn er nicht gerade an einer ſolchen Stelle ſteht, daß es ſich verlohnt, ihn

zu fällen und als Brennholz zu verbrauchen. Wie anderwärts die Kirche, ſo iſt in dieſen Diſtrikten der Harzofen der Mittelpunkt, um den ſich die Häuſer der kleinen Flecken ſammeln. Ein Gang durch die Lagerräume der Harz-, Theer- und Terpentin-Fäſſer in den Häfen von Wilmington und Charleſton genügt, um eine ungefähre Vorſtellung von der ungeheueren Ausdehnung dieſer Induſtrie zu gewinnen. Eine rege Phantaſie kann ſich leicht überreden durch die Begräbnißſtätte eines untergegangenen Rieſengeſchlechts zu fahren, wenn der Zug beim ſchwachen Lichte des Mondes zwiſchen den faſt aſtloſen todten Baumſäulen dahinbrauſt. Die ſpärlichen Kronen der noch lebenden Stämme laſſen die vorangegangenen Kameraden nur noch düſterer erſcheinen. So reich indeß die Quelle auch iſt, wenn in der bisherigen Weiſe



Ernte auf einer Zuckerplantage.

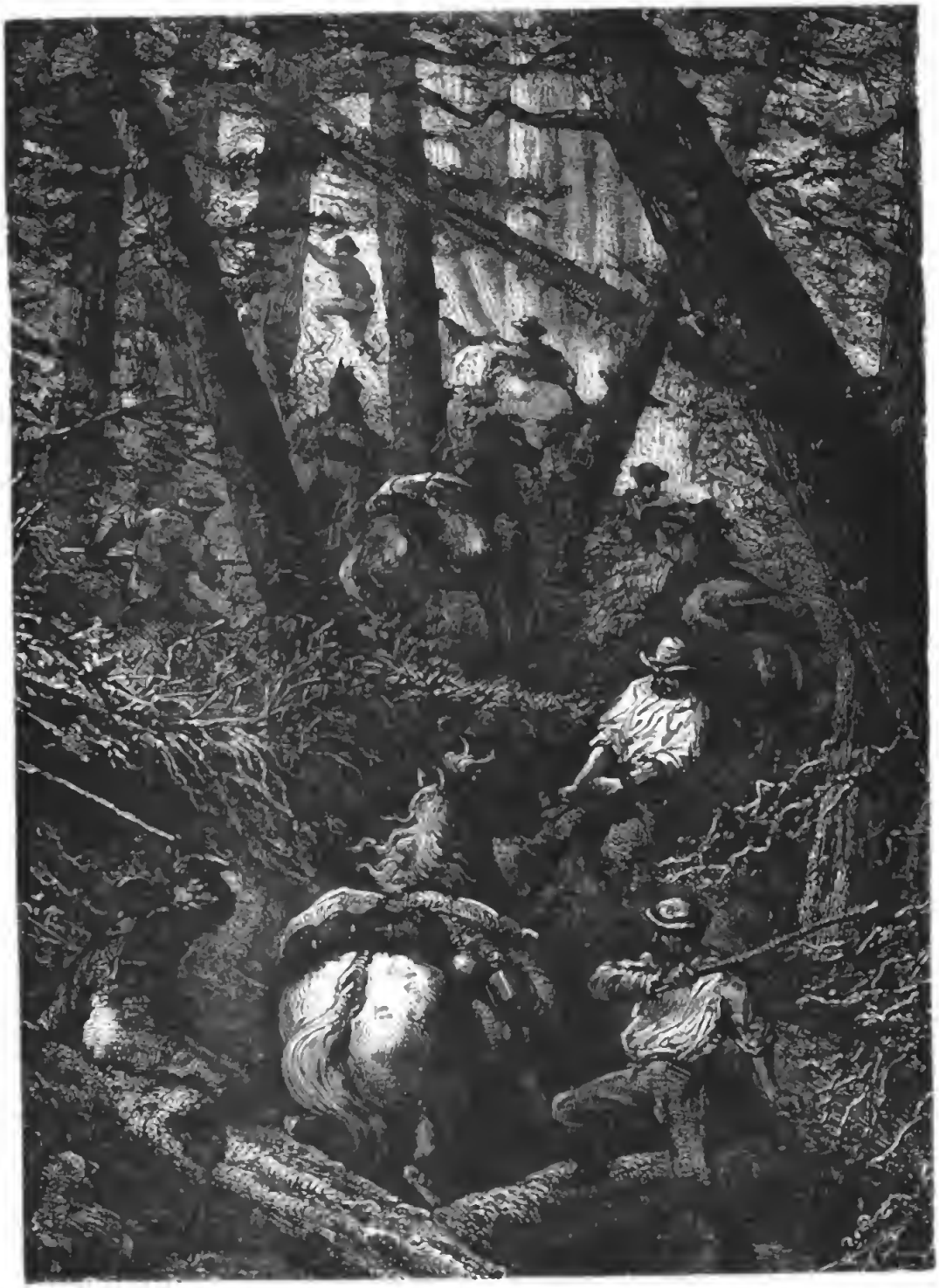
fortgewüthet und gewüſtet wird, ſo muß ſie doch nach und nach ausgeſchöpft werden. Man denkt nur an das Heute; das Morgen mag für ſich ſelber ſorgen. Das iſt nicht nur hinſichtlich künftiger Generationen, ſondern faſt buchſtäblich zu verſtehen. Oft fallen halbverkohlte Bäume auf, deren Kronen noch grüne Nadeln tragen. Hunderte von Feuern, oft auf einen ganz kleinen Raum zuſammengedrängt, brennen an beiden Seiten des Bahngeleiſes. Viele Stämme glimmen mehrere Fuß hoch vom Boden, und hie und da ſteht eine hohe Fichte bis zum Wipfel hinauf in Flammen gehüllt, an die Rieſenfackel erinnernd, mit welcher Heine ſeine Liebe an den Himmel ſchreiben wollte. Auf Befragen erfährt man, daß dieſe Feuer lediglich zu dem Zweck angezündet werden, um durch Zerſtörung des dürren Graſes — den friſchen Graswuchs ein oder zwei Wochen früher zu erhalten. Daß dabei gelegentlich auch die

Wälder ſelbſt in Brand gerathen und oft wochenlang brennen bleiben, kommt bei der bekannten amerikaniſchen Auffaſſung von dem Erhalten und vernunftgemäßen Ausbeuten natürlicher Hilfsquellen nicht in Betracht. Wie ſchon geſagt, heißt es auch hier: daß das Vorhandene unerſchöpflich ſei, ſo lange noch ſoviel übrig iſt, um alles das daraus zu gewinnen, was nur irgend verkauft werden kann. Und wirklich ſind im Augenblick noch ſo viel Fichten da, um die Fabrikation von irgend welcher Quantität Harz zu geſtatten. Aber wie lange wird das noch der Fall ſein? Geübte Statiſtiker werden jedenfalls ſchon jetzt den Zeitpunkt berechnen können, wann es in den dunkeln Pine-Wäldern der Carolina's ganz hell ſein, und damit zugleich auch den thörichten Vernichtern derſelben ein Licht aufgegangen ſein wird darüber, was ſie hier zu Wege gebracht haben.

* * *

Erſt wenn man die Küſtengegenden Georgiens verlaſſend, in das nordweſtliche Gebiet dieſes vornehmſten Staates des Südens gelangt, tritt uns wieder eine ähnlich blühende Cultur entgegen, wie im öſtlichen Texas, in Miſſouri oder Tenneſſee. Die Einwanderung von Nordländern, vorzugsweiſe von Neu-Engländern, ſowie das Anlegen bedeutenden Kapitals in ſüdliche Intereſſen haben hier ſeit dem Kriege Wunder gewirkt. Insbeſondere iſt dies in Atlanta, der Hauptſtadt und einem Hauptknotenpunkte der Eiſenbahnen von Georgien der Fall. Obgleich erſt von dreißigjährigem Beſtand, liegt eine große Geſchichte hinter der jungen Stadt. In dem unglücklichen Kriege zwiſchen Nord und Süd ſpielte Atlanta eine hervorragende Rolle. Von General Sherman, dem ſogenannten Attila des Nordens, eingenommen und ein Opfer des Krieges, wurde es von den zügelloſen Horden ſeiner Armee ähnlich behandelt, wie einſt Magdeburg. Es wurde geplündert, zerſtört, verbrannt, von der 27,000 Einwohner zählenden blühenden Stadt blieb nichts als ein rauchender Trümmerhaufen übrig.

Aber der amerikaniſche Phönix beſitzt lange Flügel. Er wächſt ſchneller als in Europa, und ſo erhoben ſich denn auch auf den Ruinen der alten Stadt bald neue Straßen mit ſchönen Häuſern. Auf einem Hügel gelegen, von einem grünen Gürtel von Tannen und Eſchen umſchloſſen, beherrſcht es die umliegenden weiten Ebenen. — Der Boden ringsum iſt fett und ſehr ertragfähig. Nach allen Seiten hin erſtrecken ſich große Weideflächen, Tabak-, Reis- und Baumwoll-Plantagen. Der Himmel iſt tiefblau und klar wie der Himmel Italiens. Hier graſen große Viehherden, von berittenen Schäfern bewacht, dort ſieht man Neger mit Baumwoll-Ballen auf dem Kopfe. In der Umgebung der Stadt findet man zahlreiche hölzerne Villen in hübſchem Bauſtyl und blendend weißem Anſtrich, mit Colonnaden, Veranden und Gärten; Kinder ſpielen vor ihnen, Erwachſene ruhen in den Büſchen und Lauben — alle von gleich blühendem Ausſehen mit roſigen Wangen und feurigen Augen.



Im Urwalde.

In Georgien ſpielt der Neger wohl eine große Rolle, aber bei weitem keine herrſchende. Im Gegenſatz zu Louiſiana, Miſſiſſippi und Süd-Carolina ſind in Georgien die weißen Wähler in der Majorität, obſchon dieſe Majorität noch ſehr ſchwach iſt. In einigen Counties jedoch beſitzen die Neger noch immer die Oberhand.

In den letzten Jahren nahm in Georgien und beſonders in Atlanta die Juden-Einwanderung aus Polen und Deutſchland ſehr überhand, ja der Handel mit Plantagen und Waaren ruht größtentheils jetzt ſchon in ihren Händen. Der Erfolg der Einen zog Andere herbei und ſo gelangte beſonders der Kleinhandel im ganzen Süden, wie der Verkehr mit den einfältigen, kindiſchen Negern beinahe ausſchließlich an die Juden, deren Zahl hier in ſtetem Wachſen begriffen iſt.

Obſchon die Georgier im Allgemeinen weniger vom Kriege gelitten haben, als ihre Nachbaren in Süd-Carolina und Virginien, waren ſie doch erbitterter gegen den Norden, als die Bewohner irgend eines andern Staates. In ihren Augen waren der Brand von Atlanta, die Plünderung der ehemaligen Staatshauptſtadt Milledgeville, die Zerſtörung der Eiſenbahnen, Brücken und Canäle mehr die Unthaten eines barbariſchen Raubzuges, als eines durch die Umſtände gerechtfertigten, rechtmäßigen Krieges. Solche Akte bleiben lange im Angedenken der von ihnen Betroffenen; und ich war deshalb auf meiner letzten Reiſe im Jahre 1884 höchlichſt überraſcht über den Umſchwung der Anſchauungen, welcher innerhalb des letzten Decenniums ſtattgefunden hat, und wie vollſtändig der Süden mit ſeinem einſtigen Feinde, dem Norden, verſöhnt iſt.

Unſer Weg führte uns von Atlanta über die hübſche Stadt Macon nach der am Savannah-Fluß gelegenen Grenzſtadt Auguſta, alſo durch den mittleren Theil des Staates.

Die Reiſe durch dieſes Gebiet hat, im Vergleich zu der durch Nord- oder Süd-Carolina, viel Anregendes. Träten nicht hier und dort die langen Strecken dichten und öden Fichtenwaldes ein, ſo könnte man ſich in einen der nordweſtlichen Staaten verſetzt glauben, ſo werkthätig iſt der „Empire-Staat" des Südens und ſo reich iſt er an Zeichen ſeines Wohlergehens. Am entſchiedenſten von allen Gegenden des Südens drückt ſich hier das Beſtreben aus, von den ökonomiſchen Lehren Nutzen zu ziehen, die der Krieg dieſem Theil der Union in Fülle darbot. So z. B. iſt und bleibt der Baumwollenbau das Hauptziel der Landwirthſchaft Georgiens, aber man erkennt auf's deutlichſte, wie thöricht es iſt, ſich auf eine Befriedigung der Bedürfniſſe Anderer zu beſchränken und die eigenen unbefriedigt zu laſſen. Die während des Krieges ſo tief empfundene Abhängigkeit des Südens von den Kornkammern des Nordens exiſtirt daher, was Georgien betrifft, heut' zu Tage nur dem Namen nach. Die Staatsverwaltung iſt von der Geſetzgebung befugt, dieſe Beſtrebungen

kräftigſt zu unterſtützen. Es geſchieht viel in der unentgeltlichen Vertheilung von Sämereien, die ſich beſonders für den Boden von Georgien eignen. Mehr noch und Werthvolleres wird durch die Verbreitung von Schriften leicht faßlichen Inhalts im Intereſſe einer intelligenten Landwirthſchaft bewirkt. Namentlich die Viehzucht hat in der Staatshülfe, die ihr durch ſtarke Prämiirung ihrer werthvollſten Erzeugniſſe unter die Arme greift und damit einen ſteten Antrieb zur Veredelung der Racen wach hält, einen mächtigen Hebel. Leicht erkennt man die Früchte des hier platzgreifenden vernünftigen Syſtems und thatkräftigen Schaffens, dem noch der Umſtand zu Hülfe kommt, daß Georgien, trotzdem auch hier die politiſche Beeinfluſſung des farbigen Elements keineswegs zu den unbekannten Dingen gehört, ſich dieſe doch in einer Weiſe geltend macht, durch welche der Arbeitskraft keine tieferen Wunden geſchlagen werden. Nette, freundliche Farmhäuſer, deren nächſte Umgebung faſt durchweg Ordnungs-, hin und wieder auch Schönheitsſinn verräth, findet man in Fülle. Mit Getreide und Heu wohlverſorgte Scheunen und Schober bieten ſich überall dem Blicke dar und daneben das unvermeidliche Gin-Haus, in welchem die Faſer der Baumwolle von den Samen geſondert wird. Auch die Individualität der Bevölkerung iſt eine ganz andere, als man ſie jenſeits der Caroliner Grenzen findet, was dadurch erklärlich ſein mag, daß wenigſtens dieſer Theil von Georgien, wie geſagt, das Ziel einer ſtarken Einwanderung aus dem Norden, beſonders von New-Jerſey, war. Ein kräftiger, breitſchultriger Menſchenſchlag tritt uns hier entgegen; friſche, blutvolle Geſichter ſtatt der abgemagerten, düſteren und grollenden Züge der Caroliner.

5. Nach Charleſton.

Der aus den Alleghany-Ketten ſtrömende Savannah-Fluß bildet ſeiner ganzen Länge nach die Grenze zwiſchen den Staaten Georgien und Süd-Carolina, deſſen Hauptſtadt wir nun beſuchen wollen. Von Savannah aus führen Dampfſchiff ſowohl wie Eiſenbahn nach Charleſton. Wir wählen die letztere. Hier, wie auf allen andern Bahnen dieſer Länderſtrecken befinden ſich in jedem Zuge für Weiße und Farbige eigene Waggons; die geſellſchaftliche Scheidung der beiden Raſſen prägt ſich ſelbſt auf den Verkehrswegen in ſo auffälliger Weiſe aus. Und doch iſt Süd-Carolina derjenige Staat, in welchem die Herrſchaft der Neger am drückendſten iſt! In Louiſiana ſtehen ſich die beiden Raſſen in annähernd gleicher Stärke gegenüber, und in einem Jahrzehnt vielleicht wird die Suprematie wieder auf die Weißen zurück gekommen ſein, wozu bei der Einwanderung und raſchen Vermehrung der Weißen, ſowie der erſchreckend großen Sterblichkeit unter den Negern die günſtigſten Ausſichten vorhanden ſind. Auch im Staate Miſſiſſippi ſind die Farbigen nur um ein Geringes

zahlreicher als die Weißen, aber nur in Süd-Carolina iſt ihre Herrſchaft erdrückend und abſolut. Der Neger und ſein Vetter, der Mulatte, ſind die unumſchränkten Herren des Landes, denn es kommen auf 7 Weiße durchſchnittlich 10 Neger. In 7 Grafſchaften ſind die Weißen in ſtarker Majorität, in 22 anderen hingegen iſt dieſe Majorität in den Händen der Schwarzen und in den Grafſchaften Rickland und Charleſton ſind ſie im Verhältniß von 2 zu 1. In den Bayous und Savannen der Meeresküſte ſind die beiden Raſſen beinahe vollſtändig von einander getrennt, ſo daß beiſpielsweiſe in der Grafſchaft Beaufort unter tauſend Schwarzen nur hundert Weiße wohnen.

Die große Zone, die ſich von Cap Fear in Nord-Carolina längs der Meeresküſte nach Süden zieht, ſcheint die neue Heimat der Afrikaner geworden zu ſein. Das feucht-warme Klima ſowie der Boden jener Strecken ſagt ihrer Natur am beſten zu. Kürbis und Tabak, Zuckerrohr und Mais wachſen hier in Folge des fruchtbaren Bodens für ihren Bedarf von ſelbſt, dieſen Schwarzen brauchen ſich alſo nicht wie einſtens ſclaviſch abzumühen. Wohl iſt ihr Leben bei dieſer Unthätigkeit ein äußerſt kümmerliches und viel elender, als zur Zeit ihrer Sclaverei, allein ſie ſind Herren, Gentlemen. Der Weiße zieht ſich von dieſen Negeranſiedlungen allmählig zurück und überläßt ihnen das Feld. Auf wie lange, iſt die Frage.

Ein ſchwarzer Senator.

In jenen Theilen nehmen die Neger an Zahl entſchieden ab; während ſie ſich in viel geringerem Maßſtabe als die Weißen vermehren, iſt gleichzeitig ihre Sterblichkeit ſehr bedeutend. Der Kindermord kommt, der allgemeinen Meinung nach, bei ihnen ſehr häufig vor, denn ſie verſchmähen es, ihren geringen Erwerb zur Erziehung ihrer Kinder zu verwenden. Als Sclavin war die Negerin gezwungen, ihre Kinder aufzuziehen, da ſie einen gewiſſen Werth darſtellten. Frei iſt ſie ſich ſelbſt und ihrem Inſtinkt überlaſſen, der ihr häufig, wie bei anderen niedrig ſtehenden Völkerraſſen, den Mord eingiebt. Unter der Sclaverei wurden die Kinder der Neger von den Pflanzern ſelbſt verpflegt und ſo zu ſagen gezüchtet. Der freie Neger hingegen muß für die Kleidung und Nahrung ſeines Kindes aus eigener Taſche ſorgen; häufig iſt er nicht Menſch genug, den Dollar, anſtatt für Whisky und Tabak, für ſein Kind auszugeben. Wie geſagt, die geſellſchaftliche Trennung der weißen von der farbigen Raſſe iſt ſelbſt

Digitized by Google

in dieſem Negerſtaate eine äußerſt auffallende. Die Neger ſind ebenſo auf ihre eigenen Eiſenbahn-Waggons angewieſen, wie ſie ihre eigenen Kirchen und Schulen, wie ſie ihre eigenen Friedhöfe haben. Selbſt heute noch würde es kein Neger wagen, die Schwelle eines Hôtels zu betreten, in welchem Weiße wohnen. Nur in den Straßenwagen werden ſie geduldet. Dieſes Vorurtheil gegen ihre Raſſe ſcheint noch eher im Zunehmen als im Fallen begriffen zu ſein, ein Vorurtheil, das übrigens auch der Europäer theilt. Wohl iſt es wahr, daß dies theilweiſe ſeinen Grund in der unangenehmen körperlichen Ausdünſtung des Negers hat; aber es bleiben auch jene

Süd-Carolina: Charleſton.

von dem Zuſammenleben mit den Weißen ausgeſchloſſen, welche ſich vielleicht auf dieſelbe Stufe der Bildung empor geſchwungen haben.

Wir kreuzen auf unſerem Wege nach Charleſton den Savannah und eine Reihe anderer Flüſſe, Bayous und Sümpfe, die ſich auf ungeheure Strecken ausdehnen. Hier und da begrenzt ſie dichter Wald, auf deſſen trockenen Stellen irgend ein Sohn Chams die Bäume niedergebrannt und Mais gepflanzt hat. Negeranſiedlungen, von kleinen Mais- und Reisfeldern umgeben, fliegen häufig an uns vorüber, aber im Allgemeinen liegen die ehemaligen Plantagen brach und meilenweite Strecken ſind ganz unbebaut. Erſt wenn ſich der Eiſenbahnzug der Hauptſtadt des Staates, Charleſton, nähert, wird das landſchaftliche Bild freundlicher.

Die landwirthschaftlichen Verhältnisse Süd-Carolinas sind in diesem Augenblicke der Einwanderung recht günstig. Die Ländereien sind zu Spottpreisen zu haben; man kauft eine Plantage, groß genug für 5 bis 10 Familien, fast für den Preis, welchen die Gebäude darauf kosten. Schulen und Kirchen findet man allenthalben; speziell Deutsche sind angesiedelt in Walhalla, in der Nähe des Blue Ridge-Gebirges, am Endpunkt der Eisenbahn von Charleston. Auch in den anderen gebirgigen Grafschaften des westlichen Theiles findet man kleine deutsche Gemeinden, wo ein deutscher Missionär dann und wann predigt. Das Klima des Oberlandes ist sehr gut und für den Europäer geeignet, während an der Küste und unten im Staate Fieber häufig herrschen. Der Sommer ist nicht heißer als im Norden, nur dauert er länger, etwa sechs Monate. Der Winter ist unbedeutend, kaum zwei Monate etwas Frost und Schnee, so daß das Vieh fast das ganze Jahr im Freien ist. Der Boden ist ergiebig aber nicht so reich, wie im Westen, er verlangt Dünger, dann aber kann man auch alle Erzeugnisse zu vollem Preise verwerthen, bei der Nähe der Eisenbahnen, die wie ein Netzwerk den ganzen Staat umspannen. Gemüse zieht man das ganze Jahr, im Winter die nördlichen Gemüse wie Kohl ꝛc. und im Sommer Tomaten und Okra. Erbsen und Kartoffeln erntet man im Mai und im November, so daß ein Farmer stets frisches Gemüse hat. Unbemittelte Leute können übrigens nichts dort anfangen, da es Arbeiter genug giebt. Die Neger miethet man als Feldarbeiter um geringen Lohn pro Tag oder Monat. Ein tüchtiger Farmer mit einem kleinen Capital von 2 bis 500 Dollars kommt rasch weiter. Er kauft sich ein kleines Stück Land oder mit mehreren zusammen eine größere Plantage und braucht nur eine kleine Anzahlung zu machen. Für das übrige Geld kauft er Viehstand und Ackergeräthe und in ein paar Jahren ist er ein gemachter Mann, da er auch, sobald er festsitzt, Baumwolle pflanzen kann, die stets gegen baar guten Absatz hat. Land kauft man von 1 - 10 Dollar pro Acker, je nach Bodenbeschaffenheit und Verbesserungen auf dem Lande. Hunderttausende von Ackern liegen brach und sind zu verkaufen, da die einzelnen Farmer durchschnittlich zu viel Land besitzen. Gute Weinbauer können bald unabhängig werden. Der Wein wächst wild und eine Anpflanzung bedarf nur wenig Arbeit.

Charleston selbst wird häufig mit New-York verglichen und seine Lage, auf einer Halbinsel zwischen den Mündungen der beiden Flüsse Ashley und Cooper, erinnert allerdings an die majestätische Metropole des Hudson. Ebenso wie dort trägt auch hier der am äußersten Ende der Halbinsel gelegene Park, ein herrliches Bild des warmen Südens, den Namen „Batterie". — Aber damit hat diese Aehnlichkeit ihr Ende. Während des großen Bürgerkrieges bombardirt und zur Hälfte zerstört, später von zwei furchtbaren Feuersbrünsten heimgesucht und im Jahre 1885 durch heftige Erdbeben theilweise in Trümmerhaufen verwandelt, gereicht es seiner

Bevölkerung zur Ehre, ſich all' deſſenungeachtet ſo anſehnlichen Wohlſtand erworben zu haben. Leider ſind hier die Neger in der Majorität, und ſie, im Verein mit weißen Politikern ſchlimmſter Art, waren bis jetzt die Verwalter der Stadt.

Gegenwärtig beſitzt es 45,000 Einwohner, von denen 25,000 Schwarze und Mulatten ſind. Das Deutſchthum gelangte in Charleſton zu hervorragender Bedeutung und großem Einfluß. Die Deutſchen zählen hier etwa 3000 Seelen, ihr durch Fleiß und Ausdauer geſchaffener Wohlſtand iſt derart bedeutend, daß ihr Steuerkapital ein Sechstel des geſammten Steuerkapitals der Stadt repräſentirt. Sie waren eben die Erſten, die durch die Schickſalsſchläge von Krieg und Feuersbrunſt nur wenig abgeſchreckt, ſtets mit erneuten Kräften an die Arbeit gingen, und Dank dieſer Arbeitsluſt, Eintracht und Ausdauer ihre heutige Stellung erreichten. Sie beſitzen in Charleſton ihre eigene Kirche, eine deutſche Schule und eines der ſchönſten Vereinslocale der Stadt. Leider wird es wieder Jahrzehnte brauchen, bis der unendliche Schaden, der Allen durch die furchtbaren Erdbeben des Herbſtes 1885 entſtanden iſt, wieder gut gemacht ſein kann.

Charleſton iſt in ſeinem Ausſehen das Urbild der ſüdlichen Städte, wie wir ſie ſchon in Alabama und Georgien trafen, aber unzweifelhaft die ſchönſte derſelben. Dieſelben ſich rechtwinklig kreuzenden, jedoch engen Straßen, dieſelben reizenden ſchattenſpendenden Platanen-, Lebenseichen- und Ulmen-Alleen zu den Seiten der Trottoirs, dieſelbe ſchlechte Pflaſterung. Die Häuſer ſind dem ſüdlichen Klima zufolge in ihrer Bauart von jener des Nordens vollſtändig verſchieden. Luft und Licht ſind bei ihnen die Hauptbedingungen. Sie überſteigen ſelten ein oder zwei Stockwerke und beſitzen an ihrer ganzen, dem Hofraum zugewendeten Fronte entlang laufende Veranden oder ſogenannte „Piazzas". Auf dieſe durch alle Stockwerke reichenden Veranden führen die meiſten Thüren und Fenſter, während die kleine unſcheinbare Straßenfronte nur ein oder zwei Fenſter beſitzt. In den Straßen und Höfen iſt jedes Plätzchen zur Anpflanzung von Bäumen, Blumen und Schlingpflanzen verwendet. Von der Höhe eines Thurmes gewährt die Stadt mit ihrem üppigen Grün und den freundlichen Villen und Sommerhäuschen einen überaus lieblichen Anblick. Allerdings findet man hier und da, in zerfallenen, mit wildem Wein überrankten Gemäuer, in alten hinfälligen Häuſern Spuren der Verwüſtungen von Krieg und Feuer. Aber ſie werden durch die großen neuen Handelshäuſer und reichen Privatgebäude, — dieſe Zeichen der Wiedergeburt der Stadt, wieder aufgewogen.

Am ärmlichſten und elendſten ſind außer den Hafenſtraßen natürlicherweiſe die Negerquartiere, mit ihren verfallenen ſchmutzigen Hütten und ihrer ebenſo ſchmutzigen Bevölkerung, die hier auf engem Raum zuſammengepfercht wohnt. Charleſton, die einſtige Reſidenz der Pflanzer-Ariſtokratie von Carolina, iſt heute die Reſidenz der ſchwarzen Demokratie, die noch vor fünfundzwanzig Jahren in Ketten lag. Man begeg-

net hier den Farbigen in allen möglichen Nüancen, allen Stammes- und Raſſenunterſchieden, vom Congo-Neger bis zu jenem aus Guinea, vom Vollblut-Schwarzen bis zu dem blondhaarigen, blauäugigen Quadronen, an dem es Mühe koſtet, die Spuren der ſchwarzen Abſtammung zu entdecken, und doch wird er zu den Farbigen gezählt! Nun denke man ſich dieſes Neger-Proletariat von allen Altersklaſſen und Farben in die ärmlichſten, ſchmutzigſten Lumpen gehüllt, alte Strohhüte, durchlöcherte Cylinder, hellfarbige oder weiße Tücher auf dem Kopf und alte, ganz mit Löchern und Riſſen bedeckte Schuhe oder Pantoffeln an den nackten Füßen, ſo hat man das getreue Bild der Bewohner jener Stadttheile. Es würde nicht ſelten nur geringe Mühe koſten, die Kleidungsſtücke auszubeſſern und in guten Stand zu ſetzen; allein die Löcher bleiben offen, die Flecken ungewaſchen und die Kleider eben ſo lange am Leibe, bis ſie von ſelbſt herabfallen. Dies ſind die Herrſcher von Carolina! Sie können weder leſen noch ſchreiben, die Guten! Als Kinder waren ſie Sclaven; in Sachen der Politik ſind ſie ſo dumm wie die Indianer; die Geſetze der Geſellſchaft, die Wiſſenſchaften, ſind für ſie verſiegelte Bücher; — aber der ärmſte und niedrigſte von ihnen verſteht den Unterſchied zwiſchen der Hütte und dem Palaſt, dem leeren Mittagstiſch und der vollbeſetzten Tafel, elenden Lumpen und warmen Kleidern, einem Platze in der Goſſe oder im geſetzgebenden Körper. Und das iſt ihr Unglück. Sie wollen all' das erreichen und beſitzen, ſie denken nicht daran, daß es gegen alles moraliſche Geſetz, — der Natur zuwiderliefe. Im Allgemeinen verachten nämlich die Neger alle Arbeit, ſie würden ihre Zeit am liebſten mit Herumlungern und Schlafen verbringen, wenn ſie nicht die Noth dazu zwänge, wenigſtens ſo viel zu erwerben, um ſich kümmerlich das Leben zu friſten. Die Oberherrſchaft, die ſie gegenwärtig in Süd-Carolina beſitzen, verſetzte ſie in einen Freudenrauſch, den ſie noch nicht ausgeſchlafen haben. Welch' ruhmvolle Tage für ſie! Nichts gilt ihnen höher, als irgend eine politiſche Stellung auszufüllen, ſich als „Euer Ehren" anſprechen zu hören, oder als Richter den Weißen Strafen auferlegen zu können.

Immerhin giebt es auch Ausnahmen unter dieſen herumlungernden Nichtsthuern, die ſoeben geſchildert wurden. Hier z. B. an der Straßenecke ein ſchwarzer Poliziſt, in tadelloſer Uniform und in ernſter Haltung, den weißen Stab unter dem Arme. —

Charleſton beſitzt zwei verſchiedene Polizei-Corps, ein ſchwarzes und ein weißes, ebenſo wie ein ſchwarzes und ein weißes Feuerwehr-Corps, ſchwarze und weiße Miliz-Compagnien; eine Trennung, die übrigens auch in den nördlichen Städten, z. B. in Philadelphia, zu finden iſt und ſeine guten Gründe hat.

Leider beſitzt Charleſton außer dieſen Corporationen auch ſeine weißen und ſchwarzen Politiker, ſeine Carpet Baggers, jene aus dem Norden eingewanderten Nichtsthuer, ohne irgend welche Habe als ihren Verſtand, nur von dem Wunſche

beſeelt, zu einer Senatoren- oder Beamtenſtelle im Staate zu kommen. Die Scalawags, barfüßige, weiße oder ſchwarze Vagabunden, ſind ihre getreuen Partiſanen. In Süd-Carolina und Louiſiana beſitzen die Carpet-Baggers ihre letzten Domänen, denn aus den anderen Staaten des Südens wurden ſie längſt ſchon durch die rechtmäßigen, ehrlichen Regierungen verdrängt. Auch in dieſen beiden unglücklichen Staaten werden ſie bald das Scepter ihrer Herrſchaft niederlegen müſſen, und dies ahnend, ſaugen ſie unter dem Anſchein der Geſetzlichkeit das Land vollſtändig aus. Die Geduld und Langmuth der Südländer iſt unter ſolchen Umſtänden wirklich bewunderns-werth. Neger, Mulatten und hergelaufene Hallunken aller Art nehmen hervor-ragende Aemter im Staate ein, während die anſäßigen Weißen in verſchwindender Minorität vertreten ſind. Unter dieſem „Ring", den die geſetzgebende und ausübende

Baumwoll-Ernte.

Gewalt im Staate bildet, wurde der letztere das Opfer einer ſyſtematiſchen Be-raubung. Im Jahre 1860 betrug der Werth des beſteuerten Beſitzes von Süd-Carolina 607 Millionen Dollar und die jährliche Steuer belief ſich auf $^1/_2$ Million. Die Legislatur tagte während dreier Wochen und koſtete dem Staate beiläufig 18,000 Dollar.

Heute wird der beſteuerte Beſitz auf nur 140 Millionen angeſchlagen und ſelbſt dieſe Summe iſt künſtlich hinaufgetrieben. Die jährlichen Abgaben für den Staat betragen $1^1/_2$ Millionen Dollar und die Legislatur koſtet anſtatt 18,000 Dollar das ſechsfache dieſer Summe. Die Regierungsſtellen bilden mit ihren mehrfach erhöhten Gehalten wahre Sinecuren, ſie koſten dem Staate nahezu 1 Million jährlich. Die Steuern, mit welchen das Eigenthum belaſtet iſt, belaufen ſich auf nicht weniger

als 22 Procent und es kommt nicht ſelten vor, daß man es für vortheilhafter findet, ſeinen Beſitz aufzugeben, ſtatt die Steuerſummen zu erlegen. In Charleſton fiel in Folge deſſen der Werth der Häuſer auf die Hälfte. Die Mehrzahl der Reispflanzungen iſt ruinirt; die Neger kultiviren auf ihnen etwas Mais oder ſüße Kartoffeln und auch in den Zucker- und Baumwollpflanzungen iſt ein bedeutendes Stocken eingetreten.

Wer Charleſton von der Hafeneinfahrt aus, in der Nähe der Ruinen des berühmten Fort Sumter, betrachtet, dem ſcheint die Stadt allerdings ein wahres Paradies zu ſein. Soweit das Auge reicht, erblickt man nur ebenes, kaum über das Meeresniveau emporragendes Land; Bäume, Häuſer und Kirchen ſcheinen direct aus dem Waſſer emporgewachſen zu ſein. Ein wahres Venedig der neuen Welt ruht friedlich im Sonnenglanze auf der Halbinſel zwiſchen den Flüſſen, und das üppige Grün der tropiſchen Gewächſe, das überall hervorguckt, verleiht dem ſchönen Bilde einen paſſenden Rahmen.

Auch in Nord-Carolina ſind die Zuſtände gegenwärtig nicht viel beſſer als in ſeinen ſüdlichen Nachbarſtaaten. Auf unſerem Wege nach Virginien fahren wir faſt durch ununterbrochene dichte Föhrenwaldungen dahin, die nur ſelten eine Lichtung oder eine nachläſſig zuſammengefügte Einhegung zeigen, in deren Mitte irgend ein ärmliches Blockhaus errichtet iſt. Und ebenſo düſter ſind die Eindrücke, die man auf der Fahrt durch den mittleren Theil des Staates von dem induſtriellen Leben empfängt. Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß Nord-Carolina einer der erſten Staaten ſein wird, der gleich Georgia durch weiße Einwanderung, durch nördliche Induſtrie und durch nördliches Kapital wiedergeboren und der Blüthe wieder zugeführt wird, jener Blüthe, deren er ſich zu Zeiten der Sclaverei erfreute.

Schon ſah ich gelegentlich meines Aufenthaltes 1885 in der ſchönen, großartig angelegten Staatshauptſtadt Raleigh, in Greensborough und Charlotte, die erſten Spuren dieſer beſſeren Zukunft. Neue Häuſer, beſuchte Kaufläden, gute von Nordländern geleitete Hôtels, Straßenbahnen, regeres Leben.

6. Eine Baumwoll-Pflanzung.

Am ſchnellſten und überraſchendſten erholte ſich, wie ſchon bemerkt, der größte und bedeutendſte der amerikaniſchen Südſtaaten: Georgien. Es iſt die blühendſte Provinz im Reiche des „King Cotton", des Königs Baumwolle. Es produzirt davon am meiſten; unter allen Südſtaaten zieht es dadurch auch die meiſten Einwanderer an. — Hier war es auch, wo wir zum erſten Male eine größere Baumwoll-Plantage beſuchten.

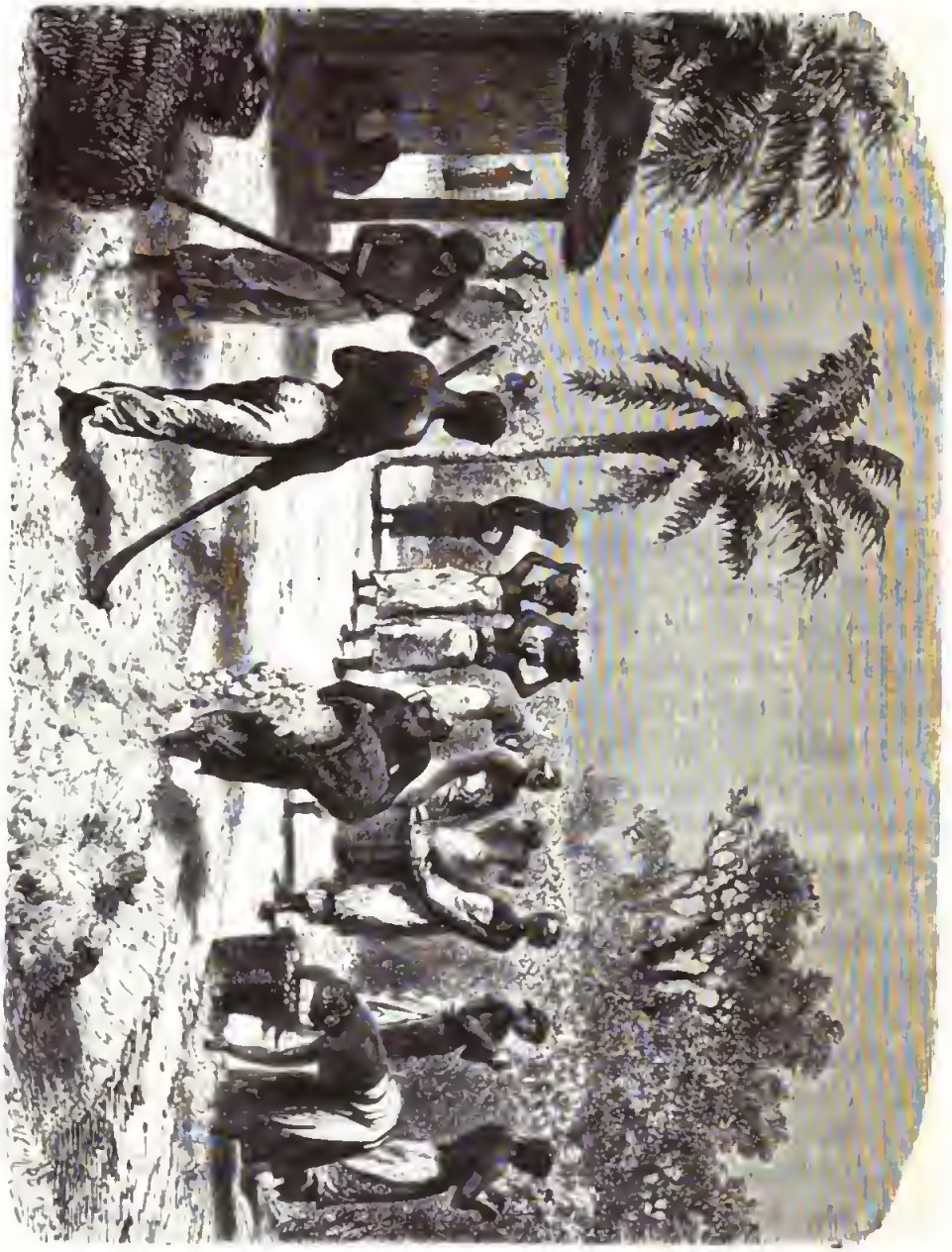
Es war eine ſolche in der Nähe von Auguſta, dieſes Haupt-Baumwollhafens des Staates Georgien, und nach den Städten New-Orleans, Mobile und Savannah der größte Baumwollenmarkt des Südens. Die ganze Umgebung der Stadt iſt von Baumwollfeldern eingenommen, die ein Europäer ihrem Ausſehen nach für Kartoffelfelder anſehen könnte. Hie und da, mitten in ihnen, zeigen ſich prächtige, romantiſche Pflanzer-Wohnungen, zwiſchen Palmen und Magnolien-Bäumen halb verborgen. Unſer Weg führt an ihnen vorbei und durch eine ſchöne, ſchattige Magnolien-Allee nach einem ausgedehnten, hölzernen Gebäude mit breiten Veranden, umſchloſſen von einem Blumengarten, wie man ihn in ſolcher Ueppigkeit und ſolcher Farbenpracht nur im Süden Amerikas finden kann. Schmetterlinge und hellfarbige winzige Vögel ſchwärmten umher, und über das ganze Pflanzenheim lag eine Ruhe und Behaglichkeit ausgebreitet, die mit unſeren bisherigen traurigen Reiſeeindrücken des amerikaniſchen Südens lebhaft kontraſtirte.

Die Gaſtfreundſchaft, die wir in dem Hauſe dieſes wohlhabenden Baumwoll-Pflanzers genoſſen, wird uns ſtets in angenehmer Erinnerung bleiben; dieſe iſt in den geſammten Südſtaaten, wenigſtens dem Europäer gegenüber, ſprüchwörtlich. Es ließe ſich viel über die eigenthümliche Lebensweiſe dieſer Pflanzerfamilien und ihrer kleinen Diener-Gemeinde erzählen, wäre dieſes Kapitel nicht der Baumwoll-Pflanzung gewidmet, die ſich hinter dem Gebäude über Tauſende von Ackern erſtreckt.

Es war im Auguſt, und die Baumwollernte hatte bereits begonnen. Die ſchwachen, zarten Stauden ſind in ſchnurgeraden, durch tiefe Furchen von einander getrennten Reihen gepflanzt und erreichen im Durchſchnitt drei bis vier Fuß Höhe. Zwiſchen den großen handförmigen dunkelgrünen Blättern ſieht man weißſchneeige Blumen mit offenem Kelch, die nur während eines Tages dieſe Friſche und Weiße behalten. Sobald ſie welken, nehmen ſie eine hellrothe Färbung an und geben endlich einer kleinen Kapſel Raum, die bis zur Größe einer grünen Wallnuß heranwächſt. Dieſe Nuß enthält die Baumwolle. Sobald ſie reif geworden iſt und eine gelbe Färbung angenommen hat, ſpringt ſie auf und zeigt ein kleines Büſchelchen Baumwolle von ſchneeigem, blendendem Weiß. — Zur Zeit als wir die Plantage beſuchten, boten die Baumwollſtauden einen überraſchenden Anblick dar. Wir ſahen einige, die nicht nur ihre Blätter und weißen Blüthen, ſondern dieſe letzteren bis zur vollſtändig reifen Baumwollkapſel in allen Stadien zeigten. Weiße und rothe Blüthen in verſchiedenen Nüancen, grüne und gelbe Büſche in allen Größen und endlich die halb offenen Kapſeln mit dem kleinen weißen Barte — Alles in Allem durchſchnittlich zwölf bis fünfzehn pro Pflanze. Es giebt jedoch auch Stauden, die fünfzig bis ſechzig Kapſeln pro Ernte tragen. Neger und Negerinnen in leichtem, aus einer Leinenhoſe oder einem dünnen Unterrock und einem großen Strohhut beſtehendem Anzuge ſind mit dem Einſammeln der reifen Kapſeln beſchäftigt, das ſie mit bewunderns-

Digitized by Google

werther Geſchicklichkeit beſorgen, ohne dabei den eigenthümlichen „Plantation Song“ (Neger-Geſang) zu unterbrechen, deſſen Melodien, ſo einfach und harmlos ſie auch



Eine Baumwoll-Plantage: Die Ernte.

ſind, dennoch einen gewiſſen Charakter und Reiz beſitzen. Jeder dieſer ſchwarzen Arbeiter trägt einen um die Lenden geſchnallten Sack, der zur Aufnahme der Baumwolle beſtimmt iſt, welche ſie mit den Fingern aus den offenen Baumwollkapſeln

vorſichtig herausnehmen. Es giebt Plantagen-Arbeiter, welche pro Tag nicht weniger als 400 Pfund Baumwolle einheimſen, allein die gewöhnliche Erntemenge pro Tag und pro Mann beträgt etwa 150 Pfund. Die Bezahlung der Leute geſchieht pro 100 Pfund mit ca. 30 Cent amerikaniſchen Geldes. — Sobald die Säcke gefüllt ſind, werden ſie in große runde Körbe oder Pfannen geleert, in denen die Baumwolle nach den auf der Plantage ſelbſt befindlichen „Gin-houses" gebracht wird. Nichts iſt einfacher und praktiſcher als dieſe großen Gebäude, in welchen ſich die „Cotton Gins"*) und die Dampf- oder hydrauliſchen Preſſen zum Zuſammendrücken der Baumwolle in Ballen befinden. Zuvor müſſen die einzelnen Baumwollbüſchel von den in ihnen befindlichen Samenkörnern befreit werden; es geſchieht dies durch

Die Baumwoll-Staude.

Kapſel und Blüthe derſelben.

die ſogenannten Cotton Gins, von denen hauptſächlich dreierlei Arten in den Vereinigten Staaten angewendet werden: die Saw Gin, die Roller Gin und die Mac Carthy Gin. Die erſte Gattung, eine aus kleinen Sägen beſtehende ſinnreiche Maſchine, reißt die Baumwolle von den Körnern los, iſt aber nicht ſo vortheilhaft wie die Roller Gin, eine kleine Maſchine, aus zwei gegen einander rotirenden Cylindern beſtehend, welche die Baumwolle erfaſſen und zwiſchen ſich hindurchziehen, während die Körner oberhalb derſelben bleiben. Gewöhnlich werden dieſe Cotton Gins durch ein paar Maulthiere getrieben, obſchon in neueſter Zeit der Dampf

*) Gin, Abkürzung für Engine, Maſchine.

ebenso häufig in Anwendung kommt. Die Samenkörner werden theilweise für die nächstjährige Saat aufbewahrt, theils zur Bereitung eines schmackhaften Oels verwendet, während die ausgepreßten Hüllen noch ein vortreffliches Viehfutter bilden.

Sobald die Baumwolle die Gins passirt hat, wird sie noch einer weiteren Reinigung unterworfen und endlich in große Ballen gepackt, deren Volumen durch Zusammenpressen so viel als möglich verkleinert wird. Sollte sich auf der Plantage selbst keine hydraulische Presse befinden, so geschieht das Pressen in den Häfen, wo die Ballen verschifft werden. Nach dem Pressen nehmen 5 bis 600 Pfund Baumwolle den Raum von etwa 12 bis 13 Kubikfuß ein.

Die Ernte richtet sich natürlicherweise nach der Güte des Bodens, und merkwürdig genug, der dem Meeresstrande nächstgelegene Boden, der für die Kaffeebäume tödtlich ist, begünstigt die Baumwollenernte ungemein. Auch Kalk- und Guano-Dünger leisten auf Baumwollpflanzungen vortreffliche Dienste.

Vor dem Aussäen werden die Saatkörner gewöhnlich einige Stunden in Wasser aufgeweicht. Die Saat erfolgt Anfangs April, und die Baumwollkapseln gelangen gewöhnlich Ende August und Anfang September zur Reife; aber die Ernte zieht sich bei dem ungleichen Reifen der Kapseln oft bis zum November und December hinaus.

Zwischen dieser Zeit der Aussaat und der Ernte liegen jedoch die schwersten und sorgfältigsten Arbeiten, denn die Baumwolle bedarf mehr Pflege als irgend ein anderes Nutzgewächs; auf den Pflanzungen herrscht das ganze Jahr über rege Thätigkeit. Nur durch diese und durch die sorgsamste Pflege kann man die Ernte ergiebig machen. Der Pflug und die Egge stehen lange Zeit im Gebrauch. Drei Monate nach der Aussaat, wenn der Stamm der Staude eine braune Färbung annimmt, müssen die Furchen, um jede einzelne Staude herum, gereinigt werden. Da die Kapseln zu verschiedenen Zeiten, nach einander reifen und sofort abgenommen werden müssen, sobald sie aufgesprungen sind, so ist man gezwungen, fünf bis sechsmal einzuernten.

Der Frost kann dieser Sommerpflanze wohl wenig Schaden thun, aber desto mehr ist sie den Insekten ausgesetzt, die manchmal wahre Verheerungen auf den Plantagen anrichten und auf die man auch gewöhnlich zur Nachtzeit, durch das Anzünden von großen Feuern oder Fackeln, Jagd macht. Das Licht zieht sie an, und in dieser Weise finden sie in den Flammen ihren Tod.

Die beiden Hauptbedingungen zu guter Bestellung der Baumwoll-Plantagen sind die Neger und die Maulthiere, denn die tropische, brennende Sonne des Sommers macht den Weißen wie den Pferden den Aufenthalt auf den Feldern während des Tages unmöglich. Nur die Neger und die Maulthiere können sie ertragen. Die Maulthiere werden hauptsächlich in den Staaten Kentucky und Tenessee gezüchtet,

ſie koſten durchſchnittlich 130 Dollar das Stück. Man braucht ihrer, je nach der Gattung des Bodens, je eines pro 25—30 Acker.

Vor dem großen Sclavenkriege und der Emancipation wurden die Neger ebenſo wie Maulthiere gezüchtet, und es geſchah dies hauptſächlich in den nördlicheren Südſtaaten, den „Breeding States", zunächſt Virginien, wo ſie gepaart, gezüchtet und gefüttert wurden, um dann auf die ſüdlichen Sclavenmärkte zu kommen. Gegenwärtig, wo ſie „Gentlemen" geworden, züchten ſie ſich ſelbſt, aber es braucht kaum geſagt zu werden: ſo elend als nur möglich. Die Kinder ſterben oder „werden geſtorben" in ganz erſchreckender Zahl, denn ſie ſind nur eine Bürde für die Eltern, die kaum genug arbeiten, um ſich ſelbſt vor dem Hungertode zu ſchützen. Vor dem Kriege übernahm der Sclavenzüchter die Pflege und Ernährung der Kinder, denn jedes derſelben repräſentirte damals einen Werth von mindeſtens 100 Dollar. Gegenwärtig jedoch müſſen ſie von den Neger-Eltern ſelbſt groß gezogen werden, und das koſtet Geld, welches Vater und Mutter lieber für ſich ſelbſt verwenden. Ihre Wohnungen ſind entſetzlich und weichen im Allgemeinen nur wenig von denen ihrer Raſſe-Genoſſen in Afrika ab. Sie befinden ſich auch nur wenig in dieſen elenden Löchern. Die Arbeitszeit dauert, mit Ausnahme kurzer Unterbrechungen für die Mahlzeiten, vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend. Die Löhne werden nicht auf einmal bezahlt, ſondern theilweiſe monatlich, theilweiſe am Ende des Jahres, wenn der Ertrag der Ernte eingegangen iſt. Außer den Löhnen — etwa 8 Dollar pro Monat — erhält der Neger noch gewöhnlich freie Wohnung und Koſt, d. h. eine der geſchilderten Hütten und etwas Mehl und Speck.

Es iſt deshalb auch begreiflich, daß die Arbeitskraft des Negers bei weitem nicht mehr die gleiche iſt, wie zur Zeit der Sclaverei, wo er gut gefüttert und gepflegt wurde; die Pflanzer rechnen ſeine Arbeitskraft gegenwärtig um ein Drittel geringer, als vor der Sclavenbefreiung.

Im Allgemeinen ſind die Zuſtände der Neger-Bevölkerung, welche beiläufig die Hälfte der Geſammt-Bevölkerung der Südſtaaten ausmacht, gegenwärtig beim größten Theil derſelben viel ſchlechter, als vor der Emancipation. Dennoch macht ſich in neueſter Zeit eine Vermehrung bemerkbar.

Im Ganzen genommen giebt es in den Vereinigten Staaten keine beſſere, lohnendere Feld-Anlage, als eine Baumwollen-Plantage, zumal gegenwärtig, wo Tauſende der vorzüglichſten Plantagen aller Größen für geringes Geld erſtanden werden können. Die Ernte ergiebt auf einem Boden, welcher etwa 10 Buſhel Getreide pro Acker tragen würde, 500 Pfund Baumwolle pro Acker, aber in reichem Boden ſteigt ſie auch auf 1000 bis 1200 Pfund. Dabei iſt die Kapital-Anlage eine äußerſt geringe, und oft iſt der Ertrag der Plantage in einem Jahre eben ſo viel, als ihr ganzer Werth beträgt. Aber das Geld fehlt eben, um die Baumwollen-Anpflanzung

rentabel zu machen; sie lag zur Zeit des Krieges und eine lange Zeit nach demselben gänzlich darnieder, aber seit einigen Jahren macht sich ein steter Aufschwung bemerkbar. Dies geht schon aus den Berichten des Vereinigten Staaten-Census von den Jahren 1870 und 1880 hervor, demzufolge die Gesammt-Produktion der Vereinigten Staaten an Baumwolle im Jahre 1860 fünf und eine halbe Million Ballen (jeder Ballen zu 400 Pfund) und im Jahre 1870, also nach dem Kriege, nur noch drei Millionen Ballen war. Diese letzte Ziffer ist allerdings glänzend zu nennen, im Vergleiche zu jenen der Kriegsjahre 1861 bis 1865. — Im Jahre 1886 war jedoch der Ertrag an Baumwolle nicht weniger als zehn Millionen Ballen.

Dem Census von 1870 zufolge ist der Baumwollen-reichste Staat Mississippi mit 564,000 Ballen; ihm folgen Georgien und Alabama mit je 450,000, Louisiana und Texas mit je 350,000 Ballen.

Früher wurden diese Millionen von Ballen nahezu sämmtlich nach England zur Verarbeitung geschickt, um erst in fertigen Stoffen oder Kleidungsstücken nach Amerika zurückzukehren. Gegenwärtig jedoch wird der gesammte Bedarf zumeist in amerikanischen Fabriken selbst hergestellt; den Cotton-Lords von Manchester und Liverpool wurde dadurch gewaltig das Handwerk gelegt. — Sogar in den Südstaaten sind in neuerer Zeit eine Anzahl Baumwoll-Spinnereien und -Webereien entstanden, ein weiterer Beweis für die Entwickelung des Südens und seiner Loslösung von der industriellen Herrschaft der Nordstaaten.

7. Durch Virginien.

Virginien, einer der schönsten und reichsten Staaten der amerikanischen Union, ist zugleich ihr ältester, noch heute führt er, von der Periode der englischen Herrschaft her den Namen: „Old Dominion." Wie die Staaten Georgien, die Carolina's und Maryland, so erhielt auch Virginien seinen Namen von einem Regenten des alten Mutterlandes England: von der jungfräulichen Königin Elisabeth. Es wurde auch von englischen Einwanderern zuerst besiedelt. Die Geschichte des Staates seit jenen Tagen war bewegt und groß; sie war die Geschichte des ganzen Continents, an dessen Schicksalen Virginien den hervorragendsten Antheil nahm. Die größten Staatsmänner, Generäle und Redner nannten Virginien ihr Heimathland. Der Gründer der Republik, Washington, war ein Virginier; Lee, Jackson und die Mehrzahl der übrigen Generale der südlichen Armeen im Bürgerkriege waren Virginier. Das Land besaß eine Aristokratie, eben so reich an Ahnen, wie an irdischen Gütern; nirgends gab es in den Vereinigten Staaten einen schöneren, stolzeren Menschenschlag als in diesem ältesten Lande europäischer Kultur.

In den Alleghanies.

Virginien hat bis heute ſein Ausſehen als ehemalige Kolonie Englands bewahrt, ſeine Ländereien haben viel Aehnlichkeit mit den herrlichen Grafſchaften von Surrey und Kent. Der Himmel iſt klar und blau, das Klima köſtlich. Welches üppige Grün in den weiten Ebenen, welche Friſche und Klarheit in den zahlreichen Flüſſen, welch' majeſtätiſcher Baumwuchs in den ausgedehnten Wäldern! Schon der Name des Staates, Virginien, birgt einen eigenthümlich-idylliſchen Zauber in ſich, der beim Beſuche noch gehoben wird. Ueberall iſt fließendes Waſſer. Die aus den weſtlichen hohen Gebirgsketten der Alleghanies kommenden Ströme durchziehen das Land in ſeiner ganzen Breite; Ebbe und Fluth des Meeres dringen durch deren Mündungen bis weit in's Land hinein. Hunderte von ſprudelnden klaren Bächen bewäſſern Wieſen und Felder; die Thäler bergen kleine Seen und fiſchreiche Weiher. Durch die Schluchten am Oſtabhange der Gebirge ſtürzen ſich die Schneewäſſer in Kaskaden und Waſſerfällen. Die kleineren Flüſſe ſind mit allerhand Bauhölzern aus den Wäldern, die Ströme hingegen mit allerhand Schiffen des Oceans bedeckt. Das Land wird von einer Bergkette durchzogen, die das fruchtbare Thal des Shenandoa im Oſten von jenem von Wincheſter im Weſten trennt. Dieſe Bergkette — die öſtlichſte der Alleghany-Ketten — erhielt den Namen „Blue Ridge", „Blaue Berge", der von der eigenthümlich blauen Färbung herrührt, welche die tagsüber purpurnen Bergſpitzen bei Sonnenuntergang annehmen, die lebhaft an das intenſive Blau des Golfes von Neapel erinnert.

Die Sonne prangt das ganze Jahr hindurch am Firmament; ihre Strahlen werden niemals durch Nebel, ſelten durch Wolken verhüllt; die lachenden grünen Fluren ſind Sommer und Winter in warmem Lichte gebadet, mit dem die wunderbaren, bewaldeten Ketten der blauen Berge am Horizonte ſeltſam kontraſtiren. Hier und da, außerhalb der Ketten, erheben ſich einige iſolirte Berggruppen, deren bedeutendſte, die weiße Kuppe, 4000 Fuß Höhe erreicht. Vom Fuß bis zum Gipfel ſind dieſe Berge mit Pinien, Ahorn, Eichen und Nußbäumen bedeckt, die im Herbſte in dem grellſten Farbenſchmucke prangen. Hier kann man den berühmten Indianerſommer in vollſter Pracht ſehen: Hellgelb, Orange, Scharlach, Carmoiſin und Rothbraun vermengen ſich mit den verſchiedenſten Nüancen des Grün. Nirgends kann man ſich den Herbſt ſchöner denken, als hier in dieſen Apenninen von Amerika.

Und mit der Schönheit des Landes geht auch ſeine Fruchtbarkeit Hand in Hand. Prachtvolle Trauben, wie auf dem Boden Italiens gereift; Melonen, wie aus dem ſüdlichen Banat; Reinetten und Api-Aepfel, die ſonſt nur auf fürſtlichen Tafeln prangen, in Hülle und Fülle. Dort ſieht man Mais und Tabak, daneben ein Feld mit Haſelſträuchern und Pataten. All' dieſe Früchte ſind uns wohl bekannt, aber wir ſahen ſie niemals in ſolchem Gewande, in ſolcher Fülle im Freien wachſend.

Neben der Kultur des Weines ist jene des Tabaks eine der bedeutendsten Erwerbsquellen des Staates. Walter Raleigh war es, der den Tabak hier zum ersten Male anpflanzte und seinen Gebrauch in England einführte. Der Virginier Tabak ist zur Fabrikation von Cigarren weniger geeignet, als jener von Havana, aber er ist der beste zur Bereitung von Schnupf- und Rauchtabak. Auch der feinste Kautabak wird in Virginien erzeugt; die Fabriken von Richmond und Lynchburg versorgen damit beinahe den ganzen Continent. Der Kautabak, der in Amerika leider bei der Hälfte der männlichen Bevölkerung im Gebrauch steht, wird in Form von harten Kuchen erzeugt, denen man ihre Consistenz durch Beimischung von Melasse und etwas feinem Oel giebt und sie dann preßt.*)

So günstig nun auch diese natürlichen Verhältnisse des Staates sind, mit den socialen Zuständen ist es bei weitem schlechter bestellt. Zwischen zwei Feuern gelegen, verheert durch die Armeen des Südens, wie durch jene des Nordens, hat Virginien während des Bürgerkrieges ärger gelitten, als irgend ein anderer Staat der Union. Seine Hauptstadt Richmond wurde zerstört, verbrannt, geplündert, die größten Schlachten wurden auf Virginiens Boden geliefert, und nur wenige Gegenden entgingen den Verheerungen des Krieges; Verheerungen, die sich noch jetzt in Stadt und Land unendlich fühlbar machen. Der Mann hat es gelernt, zu vergeben. Bei den Frauen wird dies schwerer. In allen Städten des Südens haben die Frauen das Andenken an den Krieg, in dem ihre Väter und Männer fielen, frisch im Gedächtniß, überall erheben sich Monumente und Denkmäler zur Erinnerung an die Gefallenen und ihre Thaten.

Leider muß man zugeben, daß Virginien unter allen Staaten des Südens am strafwürdigsten war, daß das gegenwärtige materielle Siechthum, hervorgerufen durch den Krieg, nur eine gerechte Folge des moralischen Siechthums war, das vor dem Kriege hier herrschte. Virginien hatte wenig Ursache für den Fortbestand der Sclaverei in den Kampf zu treten, denn während in den südlicher gelegenen Staaten die Bearbeitung des Bodens durch den Weißen, der enormen Hitze wegen, unmöglich, die Negerarbeit hierzu nöthig ist, kann man diesen Grund für Virginien kaum gelten lassen. Virginien besitzt das beste Klima unter allen Staaten Amerikas; die Luft ist trocken; es giebt, ausgenommen an den Küsten, keine stagnirenden Wasser und Moräste; die Landplagen Louisianas und Carolinas, das Wechsel- und

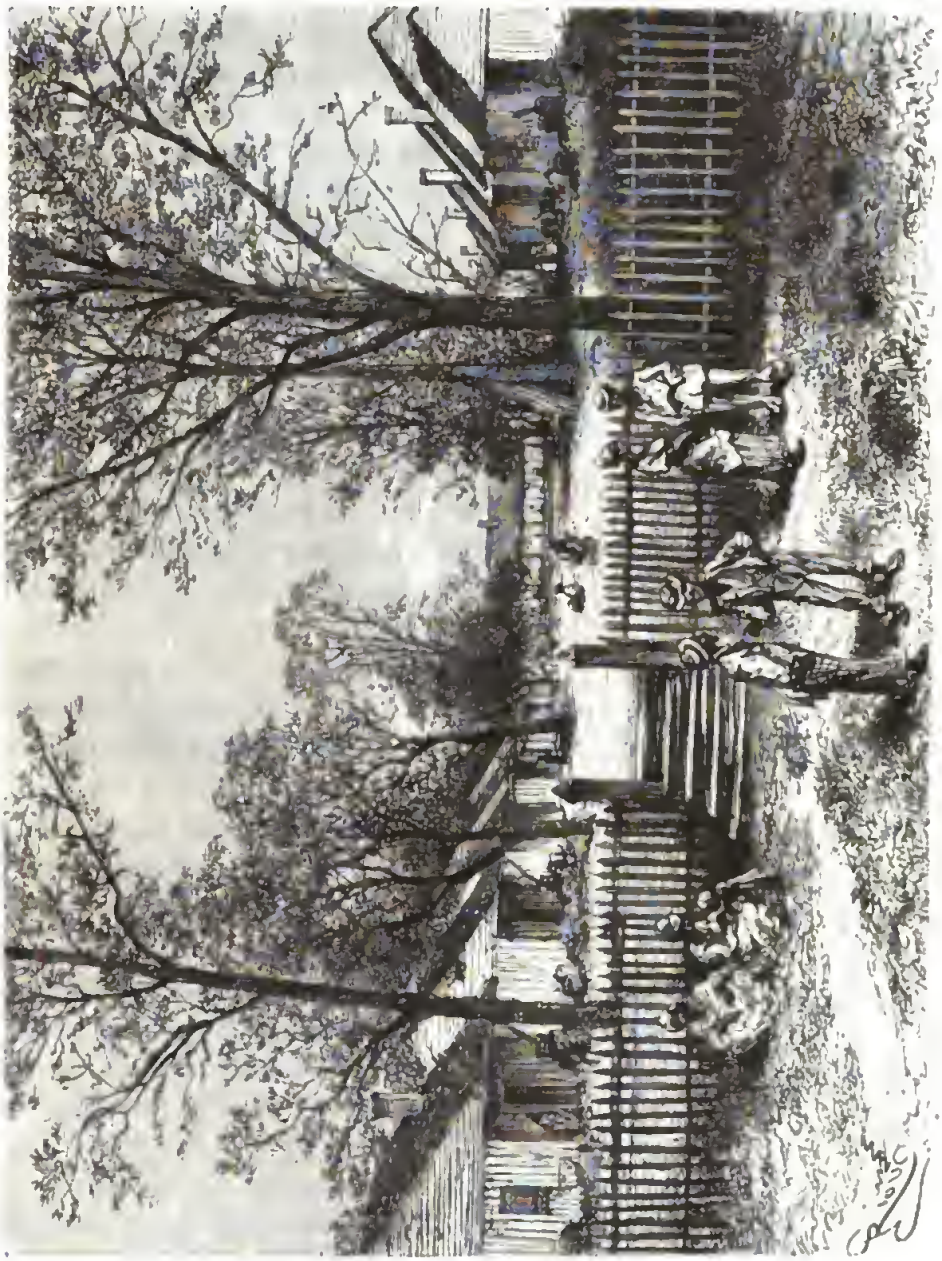
*) Wie bei den Männern das Tabakkauen, so steht bei vielen Frauen des amerikanischen Südens das „Schnupftabak-Dippen" in Gebrauch, das darin besteht, mittelst eines hölzernen Stäbchens den Schnupftabak auf und zwischen die Zähne zu reiben. Der eigenthümliche, dadurch hervorgebrachte Nervenreiz wird bald zum Bedürfniß. Obschon dieses „Dippen" der Gesundheit ungemein nachtheilig ist, wird es doch von vielen Südländerinnen ebenso leidenschaftlich betrieben, wie von den Männern das Tabakkauen.

Broken-bone-Fieber treten in Virginien nur ſchwach auf, ja das Klima ähnelt jenem Siciliens. — Die Virginier bedurften deshalb der Neger zur Bearbeitung des Bodens nicht, aber ſie verlegten ſich auf ihre Züchtung; auf das Großziehen und den nachherigen Verkauf der Kinder, der ihnen große Reichthümer einbrachte. Als nun dieſe Hunderttauſende von Negern plötzlich frei wurden, fiel demnach auch der ganze Reichthum, das ganze Einkommen der Pflanzer-Ariſtokratie in nichts zuſammen, das Land wurde um viele Millionen beraubt, die es jetzt durch ehrlichere Mittel: durch Ackerbau und Induſtrie wieder einbringen muß.

Im Süden: Auf einer Eiſenbahnſtation.

Daß Virginien in dieſer Hinſicht raſch vorwärts ſchreitet, ſieht man ſchon bei einer flüchtigen Fahrt auf einer der zahlreichen Eiſenbahnen, welche den Staat nach allen Richtungen durchziehen. Nicht allein im offenen Lande ſieht man dieſen Fortſchritt, auch in den vielen Städten und Dörfern, die der volkreiche Staat beſitzt. Vor dem Kriege gab es beiſpielsweiſe hier keine öffentlichen Schulen, denn die ariſtokratiſchen Familien betrachteten ſie als die guten Sitten beeinträchtigend, ſie hielten Privatlehrer für ihre Kinder. So wuchs der Neger damals ohne irgend welchen Unterricht heran. Nach dem Kriege jedoch wurden ſofort öffentliche Schulen

für die Weißen und für die Schwarzen gegründet, Schulen, die vom Staate erhalten werden und in denen der Unterricht frei ertheilt wird.



Das Neger-Camp auf einer Baumwoll-Plantage.

Richmond, die fünfzig bis sechszig Tausend Einwohner zählende Hauptstadt des Staates zeigt wenig mehr von dem Charakter der Städte des Südens. Durch Industrie und Handel, die sich hier rasch entwickeln, schließt es sich immer mehr den

Städten des Nordens an; ebenso wie auch die Bevölkerung des Landes sich nicht mehr mit der Bebauung der Felder allein begnügt, sondern die großen mineralischen Schätze: Eisen, Granit und Kohle auszubeuten beginnt. Richmond ist eine der malerischesten Städte von Amerika; es besitzt nichts von den abgezirkelten, schnurgeraden, ebenen Straßen-Anlagen, nichts von den kasernenartigen Häuserreihen. Ueberall ist Abwechslung in der Größe und Bauart der Häuser, in ihrem Reichthum und ihrer Umgebung. Häufig findet man neben den Hauptstraßen offene Rasenplätze, auf denen Kühe und Ziegen grasen und in deren Hintergrund man irgend eine vereinzelte Negerhütte erblickt. Aus den hügelauf- und hügelabführenden Straßen gelangt man an verschiedenen Stellen in die schmutzigen, ärmlichen Negerquartiere und Negerdörfer, welche den Zigeunerlagern ungarischer und rumänischer Städte an Schmutz und „pittoreskem" Aussehen wenig nachstehen.

Auf der höchsten Anhöhe Richmonds erhebt sich der stolze Bau des Kapitols von Virginien, in seiner Bauart einem griechischen Tempel gleichend. Dieses Kapitol bildet den schönsten Aussichtspunkt der Stadt, mit ihren vielen Kirchen, ihrem den Terrainwellen sich anschmiegenden Häusermeere, ihrem durch die breite Mündung des James-Flusses gebildeten Hafen. Es ist ein herrliches, großstädtisches Bild, welches besonders durch das breite, inselbesäete Flußbett mit seinen grün bewaldeten Ufern gehoben wird.

Wie vorbemerkt, haben wenige Städte der Union so sehr durch den Krieg gelitten, wie Richmond, die einstige Hauptstadt des Südbundes. Zahlreiche geschichtliche Denkmäler und herrliche Monumente halten die Erinnerung an die vergangenen Unglückstage wach.

Wir wollen nun noch die westlichen Bergketten Virginiens, die Apenninen Amerikas, besuchen, deren gewaltige Silhouetten wir am fernen Horizont erblicken. Eine der fünf großen, vom atlantischen Ocean nach dem Westen führenden Eisenbahnlinien, die Chesapeake-Ohio-Eisenbahn, bringt uns nach mehrstündiger Fahrt in das Herz der Berge. Es sind Gebirgsketten, die sich von Alabama und Georgien bis an den St. Lorenzo in Canada hinziehen, in Virginien aber ihre größte Masse und Ausdehnung erreichen. Viele Gipfel dieser noch wenig erforschten Gebirge erheben sich bis zu 6500 Fuß und ihre schönen Umrisse heben sich anmuthig von dem blauen, klaren Himmel des Südens ab.

Der Zug führt uns in raschem Fluge durch die entzückendsten Landschaften des berühmten Shenandoah-Thals. Die Hitze der Ebenen ist hier äußerst gemäßigt, und man freut sich bloß des Lichtes der Sonnenstrahlen, ohne daß ihre Wärme lästig wird. Wir stehen auf der Plattform des letzten Waggons und betrachten das großartige Durcheinander von Berg und Thal, von Flüssen und Wäldern, das sich durch das rasche Fortschreiten und die Wendungen des Zuges fortwährend ändert,

fortwährend neue, überraſchende Bilder zeigt. Je weiter wir gegen Weſten kommen, deſto größere Schwierigkeiten ſtellen ſich dem Zuge entgegen: Schluchten und Tunnels, tiefe Thäler und Bergabhänge, Serpentinen und Steigungen. Bei White Sulphur Springs, dem bereits im Staate Weſt-Virginien gelegenen bekannten Mineralbade, erreichen wir endlich die weſtlichen Abhänge der Alleghanies und verlaſſen hier den Zug, um das Bad und die unfern davon gelegene berühmte natürliche Brücke zu beſuchen. Eines jener Rieſenhôtels, wie wir ſie an den Niagara-Fällen, in Saratoga und an anderen Orten bereits kennen lernten, öffnet uns die gaſtlichen Pforten. Wie überall, ſo iſt auch hier viel für das Auge — wenig für den Magen zu finden. Ungeheure Tanzſäle, ein Speiſeſaal von 800 Fuß Länge, prachtvolle Zimmer für nahezu 2000 Gäſte, allein wenig, ja außer den regelmäßigen Mahlzeit-Stunden gar nichts zu eſſen.

Das Bad White Sulphur Springs („weiße Schwefelquellen"), etwa 2000 Fuß über dem Meere gelegen, erfreut ſich in Amerika eines bedeutenden Rufes und iſt als das Saratoga des Südens viel beſucht. In einem der ſchönſten Alleghany-Thäler gelegen, rings von bewaldeten, wild- und waſſerreichen Gebirgen umſchloſſen, iſt es der Lieblingsaufenthalt der Südländer im Sommer, zu welcher Zeit es auch in ſeinen großen Hôtels die eleganteſte und vornehmſte Geſellſchaft des Südens beherbergt.

Aber auch der natürlichen Felſenbrücke wegen wird White Sulphur Springs viel beſucht, denn von hier aus führt eine Omnibus-Verbindung nach jenem Naturwunder, das von den Virginiern gerne an Großartigkeit mit dem Niagara verglichen wird. Es iſt ein Thorbogen, von etwa neunzig Fuß Spannung, der ſich über die 200 Fuß tiefe, ſteile Schlucht des Cedar Creek, eines im Sommer waſſerarmen Nebenfluſſes des James-Fluſſes wölbt.

In den letzten Jahren iſt zu dem Naturwunder Virginiens auch die neuentdeckte Grotte von Luray, gleichfalls im Shenandoah-Thal gelegen, hinzugekommen, eine der ausgedehnteſten und ſtalaktitenreichſten Rieſenhöhlen des Kontinents. Ueberhaupt iſt der weſtlichſte Theil Virginiens ungemein reich an Naturſchönheiten. Dafür iſt die Bevölkerung dieſes Gebietes von dem Segnungen moderner Civiliſation noch wenig begünſtigt worden. Das alte Pflanzerthum, das vornehmthuende, ſtolz-abgeſchloſſene, ſteht hier, wie in den benachbarten öſtlichen Theile Kentucky's noch in voller Blüthe. Auf ihre alte Abſtammung von den erſten Anſiedlern des Landes pochend, unwiſſend, unzugänglich, heftig und aufbrauſend, dagegen zuvorkommend und äußerſt höflich gegen das ſchöne Geſchlecht, bilden ſie das letzte Bollwerk der alten Zuſtände, wie ſie vor dem Sclavenkriege herrſchten. Schlechte Geſchäftsleute und nur zu häufig dem Trunk ergeben, laſſen ſie ihren ausgedehnten, aber im Werth ſehr geſunkenen Beſitz verfallen, und es wird einer zweiten Generation bedürfen,

Digitized by Google

um andere Zustände zu schaffen. In Danville war ich selbst Zeuge, als einer dieser einstigen Pflanzer-Aristokraten einen Neger über den Haufen schoß, und in Charlotteville, dem Sitz der Universität von Virginien, schlug einer derselben einem Neger auf den zu meinem Hôtel emporführenden Stufen, die Hirnschale mit einem Ziegelsteine ein, so daß er todt zusammenstürzte. Fälle, welche dort nur zu häufig vorkommen, und vom Gesetz mit einer ebenso unverzeihlichen wie unbegreiflichen Milde „übersehen" werden. Die Unduldsamkeit gegen die Neger ist nirgends auffälliger als gerade hier.

8. Baltimore.

Unter den großen Handelsstädten Amerikas steht Baltimore, die Hauptstadt von Maryland, neben New-York und Boston, Chicago und New-Orleans in erster Linie. Es ist das New-York des Südens, wenn es überhaupt gerechtfertigt ist, Baltimore als eine südliche Stadt zu bezeichnen. Wohl war es vor und zu der Zeit des großen Sclavenkrieges, als die Metropole eines Sclavenstaates, mit seinen Interessen an den Süden gebunden. Allein seit der Beendigung desselben hat es gleich Louisville und St. Louis immer mehr den Charakter der nördlichen Städte angenommen, und die kommerziellen Interessen Baltimores wenden sich immer mehr gegen den Norden und die westlichen Staaten, mit denen es durch eine der fünf ost-westlichen Hauptverkehrsadern Amerikas, der Baltimore- und Ohio-Eisenbahn in Verbindung steht, und dadurch in den letzten Jahren zu einem großen Ausfuhrhafen heranwuchs. Die große Handelsstadt mit ihren 300,000 Einwohnern hat ungeachtet ihrer verhältnißmäßigen Jugend — sie wurde 1729 gegründet — bereits zwei Blüthezeiten erlebt. Die erste Periode begann vor dem Unabhängigkeitskriege und verlief in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts, die andere begann ungefähr vor 20 Jahren. Jene wurde durch den Seehandels-Aufschwung herbeigeführt, diese ist vorzugsweise das Werk ihres Binnenverkehrs. In den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts blühte die junge Stadt am Patapsco rasch empor; ein stolzes Geschlecht unternehmender, weitsichtiger Kaufleute sandte seine Schiffe auf alle Meere und riß, durch die Gunst der Verhältnisse getragen, den reichen westindischen, mexikanischen und südamerikanischen Handel an sich. Baltimores Klipperschiffe wurden Modelle für die Construktionswerften der seefahrenden Völker; die anmuthigen Formen der Clyde-Dampfer, überhaupt der modernen Schiffsbaukunst, wurden zuerst in Baltimore eingeführt und so aus den unbehülflichen, schwerfälligen Kolossen schnellsegelnde Fahrzeuge gemacht. Die Eröffnung der Einwandererstraßen nach dem Westen, die Gründung neuer Staaten und Städte am Ohio, Missouri und Mississippi

war indeſſen von ſchickſalbeſtimmender Rückwirkung für die vier atlantiſchen Hafenſtädte: Boſton, New-York, Philadelphia und Baltimore.

New-York baute ſeinen Erie-Canal, das großartigſte öffentliche Werk damaliger Zeit, es ſicherte ſich dadurch den Schlüſſel zu der Kornkammer des Weſtens. Philadelphias Handel ſiechte, und die ehemalige Metropole wurde zur Fabrikſtadt. Vom Jahre 1825 an ging es auch mit Baltimore rückwärts, ſeine größten Handelshäuſer verlegten ihren Schwerpunkt nach New-York. In jener Zeit entſtand die „Baltimore-Ohio-Bahn", von deren Verhältniſſen und endlichem Aufblühen die Stadt in nicht geringer Weiſe abhängig war. Zwei Baltimorer Handelsherren, welche die Situation wiederholt beſprochen hatten, kamen in der Mitte der zwanziger Jahre auf die Idee, eine Schienenſtraße über das unwegſame Alleghany-Gebirge bis zum Ohio zu bauen, und der Stadt auf dieſe Weiſe einen Theil des Verkehrs mit dem Weſten zu retten. Regelmäßige Dampf-Triebkraft war damals noch nicht erfunden, man dachte ſich die Sache viel mehr ſo, daß die Poſtkutſchen und Frachtkarren durch ſtreckenweiſen Pferde-Vorſpann befördert werden ſollten. Infolge deſſen führen noch heute verſchiedene Stationen der Bahn den Namen „Relais-House". Die Kapitalien waren bald gezeichnet, und im Jahre 1829 hatte Amerika in dieſem, von Baltimore aus gegen Weſten führenden Schienenwege ſeine erſte Eiſenbahn, auf welcher allerhand Triebkräfte: Pferde, Segel ꝛc. vorerſt in Verwendung ſtanden, um erſt im Jahre 1830 von der eben erfundenen Locomotive befahren zu werden. Natürlich half unter ſolchen Umſtänden die Bahn der Stadt nur ſehr wenig, denn erſt als im Jahre 1842 die große Maryländer Kohlenregion durch die Bahn mit der Hafenſtadt an der Cheſapeake-Bai in Verbindung gebracht wurde, begann man, aus der Bahn und dem rieſigen, zu ihrem Bau verwendeten Kapital, Nutzen zu ziehen. Es dauerte weitere zehn Jahre, bis die Bahn die ungeheuren Gebirgsketten der Alleghanies, mit zahlloſen Brücken und Serpentinen, Steigungen und Tunnels überſchritten und bei Wheeling im Staate Weſt-Virginien den Ohio-Strom erreicht hatte.

Volkstypen: Im Speiſeſaal eines Hôtels im Süden.

Wohl war somit das Gebirge überspannt, der große fruchtbare Westen mit der Handelsstadt an der Atlantis in Verbindung gebracht, allein in der Zwischenzeit war ihr eine andere Stadt, nämlich Philadelphia, mit seiner großen Pennsylvania-Eisenbahn zuvorgekommen. Die letztere führte durch ein dichtbesiedeltes Gebiet, hatte mit weniger Terrain-Schwierigkeiten zu kämpfen und sicherte sich außerdem jenseits der Alleghanies, in Pittsburg, den Anschluß der mittlerweile in den Weststaaten entstandenen Bahnen.

Baltimore war in dem großen Wettrennen um den Handel des Westens zu spät gekommen, sein commerzieller Verfall schien außer Frage zu sein. Die Tabak-Ausfuhr und der Kaffee-Import, früher Baltimores Monopol, begannen zu schwinden. Der Magnet auf Manhattan-Island zog Alles an sich: New-York beherrschte den Markt und die Börse, besorgte Einfuhr und Ausfuhr; die Stapelproducte des Südens und die Cerealien des Westens fanden nur noch in New-York ihren Markt.

Der Bürgerkrieg drohte endlich der Stadt Baltimore und ihrem Handel den Todesstoß zu geben. Der Schiffbau, früher ihr Stolz, hörte ganz auf; die Ankunft eines größeren Schiffes wurde anfangs der sechziger Jahre fast zu einem Ereignisse, und ein Oceandampfer war den Baltimorern ein unbekanntes Ding. Was nützte der Stadt ihre Bahn bis zum Ohio; kein Cincinnatier, Chicagoer oder St. Louiser Kaufmann konnte daran denken, sie für seine Waarensendungen zu benützen, weil eben der direkte Import und Export mit Ausnahme weniger Häuser in Baltimore ganz eingegangen war. Die Bahn selbst war noch viel schlimmer daran als die Stadt. Keine Eisenbahn des Landes wurde durch den Krieg so empfindlich geschädigt, als gerade die „Baltimore-Ohio-Bahn". Eine große Strecke derselben führte durch streitiges Gebiet und wurde von beiden Armeen abwechselnd und gründlich zerstört. Während die nördlichen Bahnen durch Truppenbeförderungen und in Folge der commerziellen Blüthe, welche der Krieg mit sich brachte, reiche Ernten hielten, war die „Baltimore-Ohio-Bahn" gelähmt; nur die kleine Zweiglinie nach dem nahen Washington machte ein außerordentliches Geschäft und deckte einigermaßen den Ausfall. Die Gesellschaft hatte jedoch das Glück, von großen Finanz-Genies geleitet zu werden.

Der 379 Meilen langen Stammlinie wurden in den folgenden Jahren immer mehr Zweigbahnen in die an Boden- und Feld-Produkten reichen Länderstriche hinzugefügt, hier Baumwollen- oder Tabak-, dort Kohlen- oder Petroleum-Distrikte erschließend, deren Reichthümer nach Baltimore geschafft, den Seehandel der Stadt wieder zum Aufblühen brachten. Ja die Bahn-Verwaltung beschränkte sich nicht auf den Betrieb ihrer Schienenwege. Sie legte Kohlengruben und Bergwerke an, kaufte Dampfschiffe und Werften und baute ungeheure Maschinen-Werkstätten zur selbstständigen Anfertigung des Bahn-Materials. In den letzten Jahren gelang es ihr

endlich, einen Theil des Verkehrs von Cincinnati, St. Louis und Chicago an ſich zu reißen, ſo daß ſie in die Lage kam, transatlantiſchen Dampferlinien Nahrung zu geben. So entſtanden in Baltimore, das aus dieſem Durchfuhrhandel die bedeutendſten Vortheile zog, neben einer engliſchen auch die Linie Bremen-Baltimore, welche als Eigenthum des bekannten „Norddeutſchen Lloyd" von deſſen prächtigen und bequemen Dampfern befahren wird.

Wie nun die Blüthe jeder Stadt, insbeſondere jeder Hafenſtadt, hauptſächlich von ihren Verkehrsmitteln abhängig iſt, ſo war es auch mit Baltimore der Fall, und mit dem Emporkommen der nach Weſten und Süden führenden Eiſenbahnen ſtieg auch der Handel und Verkehr, folglich auch der Reichthum der ſchönen Stadt.

Baltimore iſt in der That eine ſchöne Stadt. Nicht nur ſeine geraden Straßen, ſein prächtiges, ariſtokratiſches Quartier, ſeine Monumente und Parks machen es dazu. Schon ſeine herrliche Lage, auf den Anhöhen der Cheſapeake-Bai, verleiht der Stadt einen natürlichen Reiz, den man in dem einförmigen Philadelphia und anderen Städten der Union vergeblich ſuchen würde. Die Häuſer ſind in freundlicherem, künſtleriſch ſchönerem Styl gebaut als in der „Zügelwüſte" der Quäkerſtadt; in den vornehmen Stadttheilen bildet Stein das Baumaterial und die Reſidenzen der Ariſtokratie umgiebt eine bedeutende, an europäiſche Großſtädte erinnernde Eleganz. Die Stadt hat breite Avenuen, große mit Monumenten und Prachtbauten geſchmückte Plätze, Alleen und Raſenflächen. In zahlreichen Straßen zeigt ſich lieblicher Baumſchmuck.

Die Hauptverkehrsſtraße iſt die Baltimore-Street mit den größten Hôtels, Kaufläden und den bekannten eiſernen Zeitungs-Paläſten, die wir bis jetzt in jeder Großſtadt Amerikas gefunden haben. Von dieſer Verkehrsſtraße aus genießt man häufig den Ausblick auf breite, landeinwärts aufſteigende Avenuen, Plätze und Bauten, die in ihrer Großartigkeit nur mit wenigen Gebäuden Amerikas verglichen werden können. So z. B. die neuerbaute, marmorne „City Hall", das Stadthaus von Baltimore, das an Pracht und Stylvollendung ſelbſt das Stadthaus von New-York überragt, die herrliche katholiſche Kirche ꝛc.

Von allen Städten Amerikas zeigt Baltimore am auffallendſten den engliſch-ſoliden Charakter. Im Straßen- und öffentlichen Leben wie im geſchäftlichen Verkehr machen ſich Reclame, Marktſchreierei, raſende Thätigkeit und — Schwindel weniger breit als anderswo; man erkennt leicht, daß der Erwerb hier auf einer breiteren, ſolideren Grundlage ruht, die nicht denſelben Schwankungen wie in anderen Städten ausgeſetzt iſt. Auch der Charakter der Bevölkerung Baltimores iſt ruhiger und trägt nur wenige Züge des „Yankee" an ſich, was wohl theilweiſe dem ſtarken Contingent der Deutſchen, theilweiſe dem ſüdlichen Element zuzuſchreiben ſein mag. Baltimore iſt eine der hervorragendſten deutſchen Städte Amerikas, ja es hält, in Bezug auf das

Digitized by Google

geiſtige und geſellige Leben der Deutſchen, mit St. Louis und Cincinnati gleichen Schritt. Zahlreiche tüchtige Vereine: der Muſik, der geiſtigen Ausbildung, der

Der Hafen von Richmond.

geſelligen Unterhaltung gewidmet, ließen das Deutſchthum Baltimores unter dem kräftigen Schutz einiger vortrefflich geleiteten Zeitungen erſtarken. Auch Handel und Gewerbe liegen nicht nur zum großen Theil in den Händen der Deutſchen, ſondern

es zählen zu ihnen ſogar die angeſehenſten und bedeutenſten Firmen der Stadt. — Baltimore iſt gleichzeitig die einzige der öſtlichen Großſtädte, in welcher das deutſche

Natürliche Brücke in Virginien.

Schulweſen, dank der Bemühungen der Preſſe und der Vereine, zu Anerkennung gelangte. In allen Stadtbezirken entſtanden eigene, auf Gemeindekoſten erhaltene öffentliche engliſch-deutſche Schulen.

Digitized by Google

Unter dieſem vielſagenden, wohlthätigen Einfluß des Deutſchthums ſiecht auch die einſtige Bigotterie und Scheinheiligkeit, wie ſie noch heute in Philadelphia und Boſton viele Geſellſchaftskreiſe umfaßt, dahin. Mag auch Baltimore als der Hauptſitz des Katholicismus in Amerika gelten, von einer ſo ſtrengen Handhabung der Sonntagsgeſetze wie in New-York und der Quäkerſtadt iſt hier keine Rede. Der Geiſt der Freiheit herrſcht überall. Daß die in den Neu-England-Staaten ſo verbreitete Temperenz-Wirthſchaft, der ausſchließliche Waſſer- und Limonadegenuß, in der ſchönen Metropole der Cheſapeake-Bai ebenſo wenig feſten Fuß gefaßt hat, geht ſchon aus der Thatſache hervor, daß man hier nicht weniger als elfhundert Bierlocale zählt, die größtentheils von Deutſchen gehalten werden.

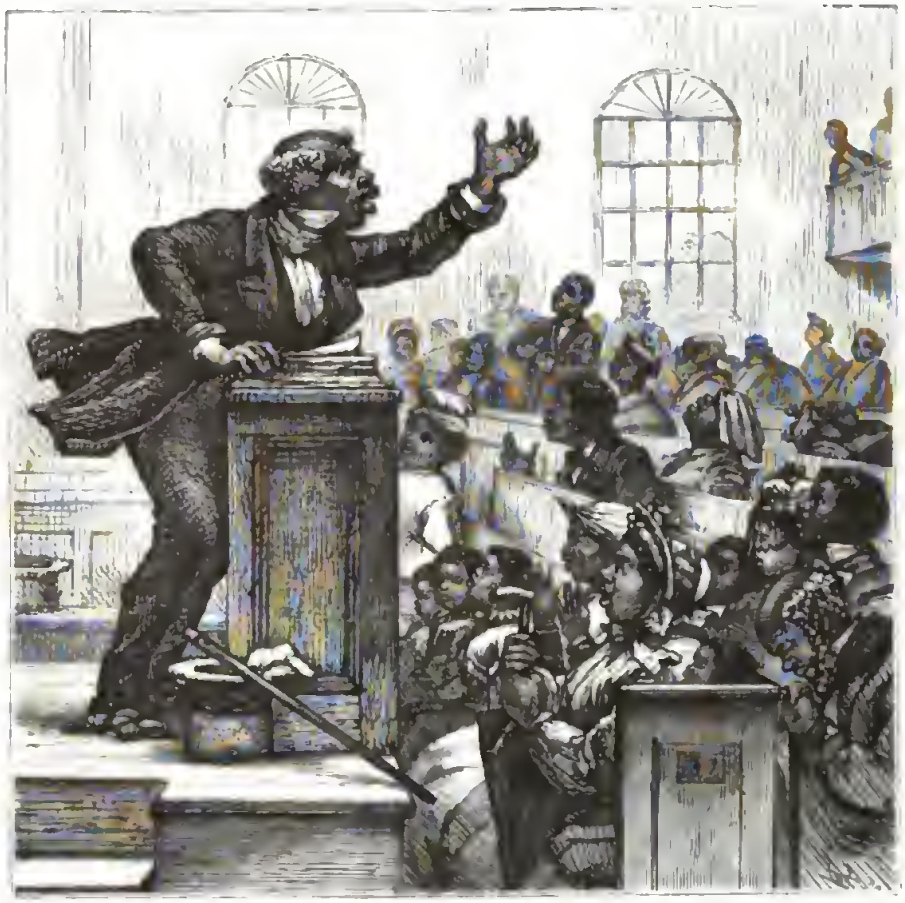
Das Neger-Element iſt in dieſer einſtigen Stadt des Südens natürlich ungemein zahlreich, alle untergeordneten Stellungen, vom Aufwärter in den Hôtels und Reſtaurants herab bis zu den Stiefelputzern, Straßenkehrern und Dockarbeitern werden von ihnen mit mehr oder weniger Geſchick ausgefüllt. Allein ſelbſt hier nehmen ſie nirgends eine öffentliche Stellung ein, wäre es auch nur die des Straßen-Poliziſten oder des Pferdewagen-Kutſchers. Hier ſind ſie nach wie vor ebenſo verpönt, wie in den Schulen und Kirchen, deren ſie ihre eigenen haben. In den katholiſchen Negerkirchen verſehen noch weiße Prieſter das Amt der Seelſorger, in den Baptiſten- und anderen Kirchen verwalten es bereits Negergeiſtliche. Es gewährt einen ſonderbaren Anblick, den kohlſchwarzen Seelſorger in ebenſo ſchwarzem Frack und weißer Kravatte, für ſeine afrikaniſchen Stammesgenoſſen „Divine service“ verrichten zu ſehen. Wie ſämmtliche Kirchen der Weißen, ſo werden auch jene der Schwarzen in ganz Amerika durch freiwillige Beiträge errichtet und unterhalten. Etwas auffallend war mir an einer Baptiſten-Kirche die Anzeige: „In dieſer Kirche iſt das Rauchen verboten.“

Volkstypen: Ein ſchwarzer Kellner.

Die Schönheit der Frauen von Baltimore iſt ſprichwörtlich. Sie ſind der allgemeinen Anſicht nach die ſchönſten Frauen Amerikas, und das will bei der bekannten Körperſchönheit und Anmuth der letzteren viel ſagen. Unter ſolchen Umſtänden iſt es in der That zu bedauern, daß die Zahl der männlichen Einwohner der Vereinigten Staaten um mehr als eine Million größer iſt, als

die der weiblichen, ein Mißverhältniß, das in keinem civiliſirten Staate der Erde ſo bedeutend iſt.

Unter allen Städten der Union iſt Baltimore die reichſte an Monumenten, was ihr auch den glanzvollen Titel „Stadt der Monumente“ eintrug. Das ſchönſte und großartigſte dieſer Monumente, ein hoher maſſiver Stein-Obelisk mit einer Coloſſalſtatue, iſt Waſhington, dem Gründer der amerikaniſchen Republik geweiht; es ſteht



Eine Neger-Kirche.

auf einer inmitten der Stadt gelegenen Anhöhe, deren Straßenanlagen und Privatbauten, geſchmückt mit Baumalleen und Raſenplätzen, in der That großartig ſind. Von der Spitze des alle anderen Gebäude weit überhöhenden Waſhington-Monuments iſt das Panorama der Stadt und der öſtlich von ihr ſich ausdehnenden Waſſerfläche der Cheſapeake-Bai überraſchend ſchön. Die ganze ungeheure Stadt, mit ihren zahlreichen Thürmen, ihren Tauſenden von großen Stein-Paläſten, ihren Plätzen und mit Bäumen durchzogenen Straßen, mit ihrem prächtigen, von Dampfern und

Washington: „Das weiße Haus", der officielle Sitz des Präsidenten der Vereinigten Staaten. (Siehe Band I, Seite 219.)

IV. 9

Landschaft am Susquehanna-Strom.

Dreimaſtern durchfurchten Hafen liegt zu unſeren Füßen, überſpannt von dem hier ewig-blauen, ſonnigen Himmel des Südens, im Weſten von ſanft anſteigenden, mit köſtlich grüner Vegetation bedeckten Hügeln begrenzt, in deren Nähe ſich eine prachtvolle große Parkanlage, der Druid Hill Park, das Bois de Boulogne von Baltimore ausdehnt. So vereinigt denn die herrliche Metropole des Tabakſtaates Maryland alle Vorzüge großſtädtiſcher Bequemlichkeit, ſchöner Lage und reizender Umgegend in ſich. Sie erſcheint dadurch als einer der angenehmſten Aufenthaltsorte des Continents, zumal die große Nähe der Hauptſtadt der Vereinigten Staaten, Waſhington, überdies noch das geſellſchaftliche Leben derſelben in ihren Bereich bringt.

III. Die Neu-England-Staaten.

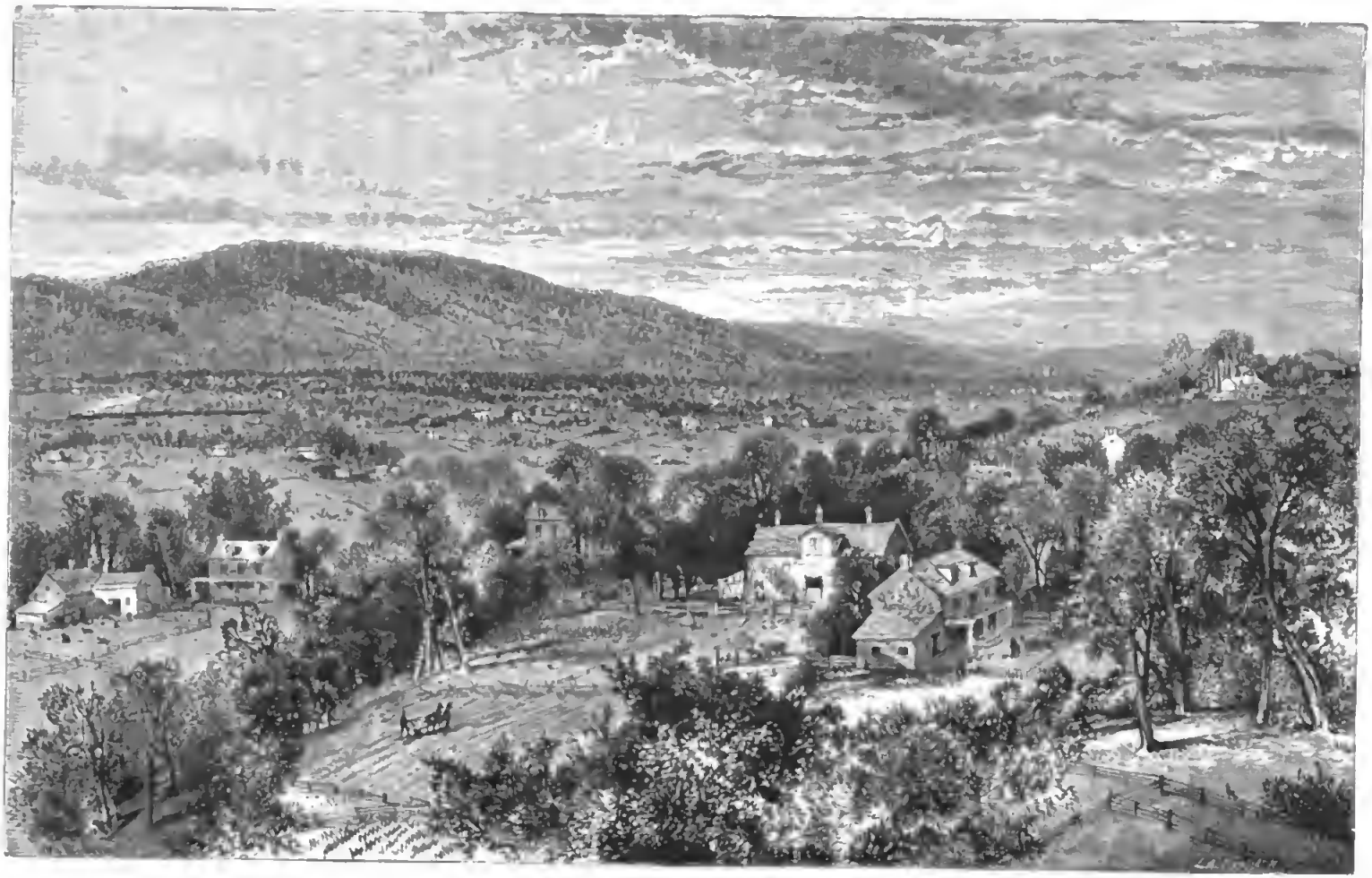
1. Der Nord-Osten.

Seit dem Beginn des vorigen Jahrhunderts, noch lange vor der Erklärung der Unabhängigkeit der amerikanischen Kolonien, bis herab auf die neueste Zeit, bildete die nordöstliche Ecke der Vereinigten Staaten, das sogenannte Neu-England mit seiner industriellen und geistigen Hauptstadt Boston, auch den industriellen und geistigen Mittelpunkt der ganzen Union. Kunst und Wissenschaft, Industrie und Handel haben in den sechs kleinen Neu-England-Staaten*) und vor allem in den Staaten Massachussets und Connecticut zuerst ihren Hauptsitz gefunden. Allerdings entwickelt sich gegenwärtig, in den pilzartig emporstrebenden Mittel- und Weststaaten Amerikas, in New-York, Pennsylvanien, Illinois 2c. ein viel kräftigeres, mächtigeres und bedeutenderes Amerikanerthum, das in kurzer Zeit auch zum herrschenden Elemente herangewachsen sein wird; bis auf die letzten Jahre jedoch ging der Hauptanstoß zu dem industriellen und geistigen Leben Amerikas doch noch von Neu-England aus, geradeso wie das letztere im vorigen Jahrhunderte den Hauptsitz des Handelslebens bildete. Die Neu-England-Staaten können demgemäß in geistiger, industrieller und politischer Hinsicht als die Wiege des Kontinents betrachtet werden. Sie wurden, Dank ihrer günstigen geographischen Lage, und ihrer zahlreichen, sicheren Häfen von Europa aus zuerst besiedelt, und der ganze Verkehr mit den Kolonien, sowie die Besiedlung derselben koncentrirte sich in der ersten Zeit geradeso in Boston, wie es jetzt in New-York der Fall ist.

So entwickelte sich Neu-England auch in politischer Hinsicht zuerst, und gab der Mehrzahl der amerikanischen Unions-Staaten seine politischen Einrichtungen. Neu-England war die Wiege und der Herd der großen Revolution, welche die Kolonien,

*) Connecticut 4,674 engl. □ Meilen 622,000 Einwohner.
Maine 31,766 „ „ 630,000 „
Massachussets 7,800 „ „ 1,780,000 „
Neu-Hampshire 9,280 „ „ 350,000 „
Rhode Island 1,306 „ „ 280,000 „
Vermont 10,212 „ „ 332,000 „

wie es die Unabhängigkeits-Urkunde von 1776 beſagt, „zu freien und unabhängigen Staaten“ machte, und der Geiſt der Freiheit, der damals unter ſeiner Bevölkerung herrſchte, bewies ſich wiederholt in der Epoche der Sklaven-Befreiung — achtzig Jahre nachher. In den letzten Jahrzehnten verloren die Neu-England-Staaten durch die Rivalität ihrer ſüdlichen Nachbarn viel von ihrer ehemaligen Bedeutung. Der Völkerſtrom, der ſich vor und nach dem Kriege nach der Neuen Welt ergoß, ließ Neu-England abſeits vom Wege liegen. Während er im fernen Weſten neue Staaten ſchuf, die atlantiſchen Städte zu Weltſtädten machte, das alte Amerikanerthum ſo zu ſagen erdrückte, blieb daſſelbe in Neu-England ziemlich unverfälſcht; es erhielten ſich damit auch veraltete, verſchrobene Gebräuche und Sitten bis auf den heutigen Tag, ja es dürfte in der Union kaum einen Theil geben, welcher in Bezug auf das ſittliche und religiöſe Leben ſo viele Abnormitäten und Verknöcherungen aufzuweiſen hätte, wie gerade Neu-England. Nur eine ausgiebige Einwanderung fremder Elemente wäre im Stande geweſen, dieſe bedauerlichen Verirrungen der ſonſt ſo arbeitſamen, denkenden, thätigen Bevölkerung auszumerzen und ihr den Stempel jenes freien, offenen liberalen Amerikanerthums aufzudrücken, das die Mittel- und Weſtſtaaten ſo ſehr kennzeichnet. Aber dieſe Einwanderung blieb aus, und ſo finden wir die unſinnigſten Temperenz-, Sonntagsſperr- und Kirchen-Geſetze, Frauenrechtlerei, Spiritismus, religiöſes Sektenthum und geſellſchaftliche Abſonderlichkeiten heute noch gerade in dieſem Neu-England — das gleichzeitig auch den geiſtig am bedeutendſten entwickelten Theil Amerikas bildet, — das die beſten, zahlreichſten und berühmteſten Schulen der Neuen Welt, die liberalſte Preſſe, die größten Gelehrten und den ausgedehnteſten Buchhandel beſitzt. Allerdings bilden die Hauptſtädte Neu-Englands Boſton, Worceſter, Hartford, Providence, rühmliche Ausnahmen, allein die drei nördlichen Staaten Vermont, New-Hampſhire und Maine ſind von dem großen liberalen Hauche der Großſtädte gänzlich unberührt geblieben. Ja, es beſteht eine ſehr merkliche Verſchiedenheit zwiſchen den drei höchſt induſtriellen, geiſtig aufgeweckten, unternehmungsluſtigen ſüdlichen Staaten Connecticut, Maſſachuſſets und Rhode-Island, und den Ackerbau- und Waldkultur treibenden genannten drei nördlichen Staaten. Die drei Südſtaaten Neu-Englands beſitzen zahlreiche große und geſchützte Häfen, wie Boſton, Providence, New-Bedford (der Sitz der amerikaniſchen Walfiſchfänger), New-Haven u. ſ. w. Sie werden von ſchiffbaren großen Flüſſen durchzogen, überall giebt es kleinere Flüſſe mit ſtarkem Gefälle und ſtattlicher Triebkraft für induſtrielle Unternehmungen. Marmor, Eiſen, Kupfer, Kohle ſind in großen Maſſen vorhanden. Die Bodengeſtaltung erleichterte ungemein die Anlage unzähliger Eiſenbahnen, und das Klima iſt bei weitem geſünder, angenehmer und milder als jenes der drei nördlichen Neu-England-Staaten. Maſſachuſſets, Rhode Island und Connecticut (in ihrer allgemein gebräuchlichen Abkürzung „Maſſ.“ „R. J.“ und „Conn.“) ſind demgemäß



Neu-England-Staaten: Landſchaftsbild aus Vermont.

auch die drei bevölkertſten Staaten der Union mit einer durchſchnittlichen Bevölkerung von 72 Seelen auf den □Kilometer, während die drei nördlichen Neu-England-Staaten deren etwa nur ein Siebentel, nämlich 11 Seelen auf den □Kilometer beſitzen, und zu den am dünnſten bevölkerten Staaten der Union gehören. —

Das ſind Unterſchiede, welche man bei der Beurtheilung Neu-Englands wohl beachten muß. Es iſt nicht das ganze Neu-England, welches allgebietend in Amerika auftritt, ſondern nur der am Long-Island-Sund gelegene Theil. Alle drei Staaten zuſammengenommen, erreichen kaum ein Drittel der Ausdehnung eines einzigen Staates des Weſtens, und dennoch halten ſie in Bezug auf die Induſtrie, den Handel und die Schifffahrt — dieſem ungeheuren Ländergebiete das Gleichgewicht. Von Neu-England aus werden die Prairieſtaaten und Territorien mit Kleidung, Beſchuhung, mit Werkzeugen und Waffen, mit Maſchinen und Ackerbau-Geräthſchaften verſehen. Wohl treten in neuerer Zeit der Staat Miſſouri mit ſeiner Hauptſtadt St. Louis, ſowie auch Illinois mit Chicago induſtriell immer mehr in den Vordergrund und rivaliſiren mit Neu-England in der Lieferung von Manufaktur-Artikeln an die neu beſiedelten Länder, aber dies gilt nur von großen Artikeln, die des billigeren Transportes wegen aus den nahen St. Louis oder Chicago bezogen werden. Die kleineren Artikel der Maſſenfabrikation, Nadeln, Schrauben, Uhren, kleine Maſchinen, Baumwoll-Waaren und Schuhe ſind noch immer das Monopol Neu-Englands, oder vielmehr der drei ſüdlich gelegenen Staaten Rhode-Island, Maſſachuſſets und Connecticut. Die drei nördlichen Neu-England-Staaten: Maine, Vermont und Neu-Hampſhire ſind von ungeheuren Eichen- und Fichten-Waldungen bedeckt, vielfach von Bergketten durchzogen, die dem Staate Neu-Hampſhire zu dem Namen „Die Amerikaniſche Schweiz" verhalfen, obſchon dieſer Name von Colorado mit viel größerer Berechtigung getragen wird. Ackerbau und Viehzucht bilden den Haupterwerb der Bevölkerung, und die Neu-England-„Farms" ſind in Amerika berühmt wegen ihres muſterhaften Betriebes. Wie die drei ſüdlichen Neu-England-Staaten die Union mit Induſtrie-Produkten verſehen, ſo ſenden die drei nördlicheren Staaten ihrerſeits wieder die beſten Farmer nach den Weſtſtaaten aus, deren man in Illinois und Ohio ſehr viele in den glänzendſten Verhältniſſen antrifft. Sie ſind, wie alle Yankees, thätig und erfinderiſch, vorſichtig und ſchlau. Ihre puritaniſche Abſtammung verleugnet ſich noch heute nicht in ihrer Kleidung und ihrem Benehmen, wie in ihrer einfachen Lebensweiſe.

Die drei nördlichen Yankee-Staaten ſind auch reich an Granit, Marmor und Holz, ſie verſehen Boſton und New-York mit Baumaterial, die großen Schiffs-Werften am Delaware-Fluß mit Maſten und Planken. Das, wie der ungeheure Export Neu-Englands und ſein ſtarker Verkehr mit Weſtindien, entwickelte die Seeſchifffahrt ſehr bedeutend. Maſſachuſſets allein beſitzt z. B. ein Viertheil ſämmtlicher Schiffe der Union.

Die Familien in den nördlichen Neu-England-Staaten ſind klein, d. h. aus durchſchnittlich drei bis vier Perſonen beſtehend, und ihre Auswanderung nach den großen Prairieſtaaten oder an die pacifiſchen Küſten iſt ſo ſtark, daß ſich die Bevölkerung eher vermindern ſollte. Die Statiſtik zeigt jedoch, daß ſie ziemlich ſtationär bleibt, ein Umſtand, deſſen Grund in der maſſenhaften Einwanderung der franzöſiſchen Kanadier aus der Provinz Quebec zu ſuchen iſt. Nächſt England und Deutſchland hat Kanada und vornehmlich franzöſiſch Kanada zur Beſiedelung der Vereinigten Staaten beigetragen, und der weitaus größte Theil der franzöſiſchen Kanadier hat ſich in Vermont, New-Hampſhire und Maine angeſiedelt. In allen Städten findet man franzöſiſche Kanadier, die ein Drittel oder gar die Hälfte der Einwohner bilden, ihre eigenen ſtreng katholiſchen Kirchen, ihre Schulen und Zeitungen beſitzen, aber vornehmlich dem Arbeiterſtande angehören. Dies iſt beiſpielsweiſe in Burlington, St. Albans, Montpelier, Rutland und Concord der Fall. —

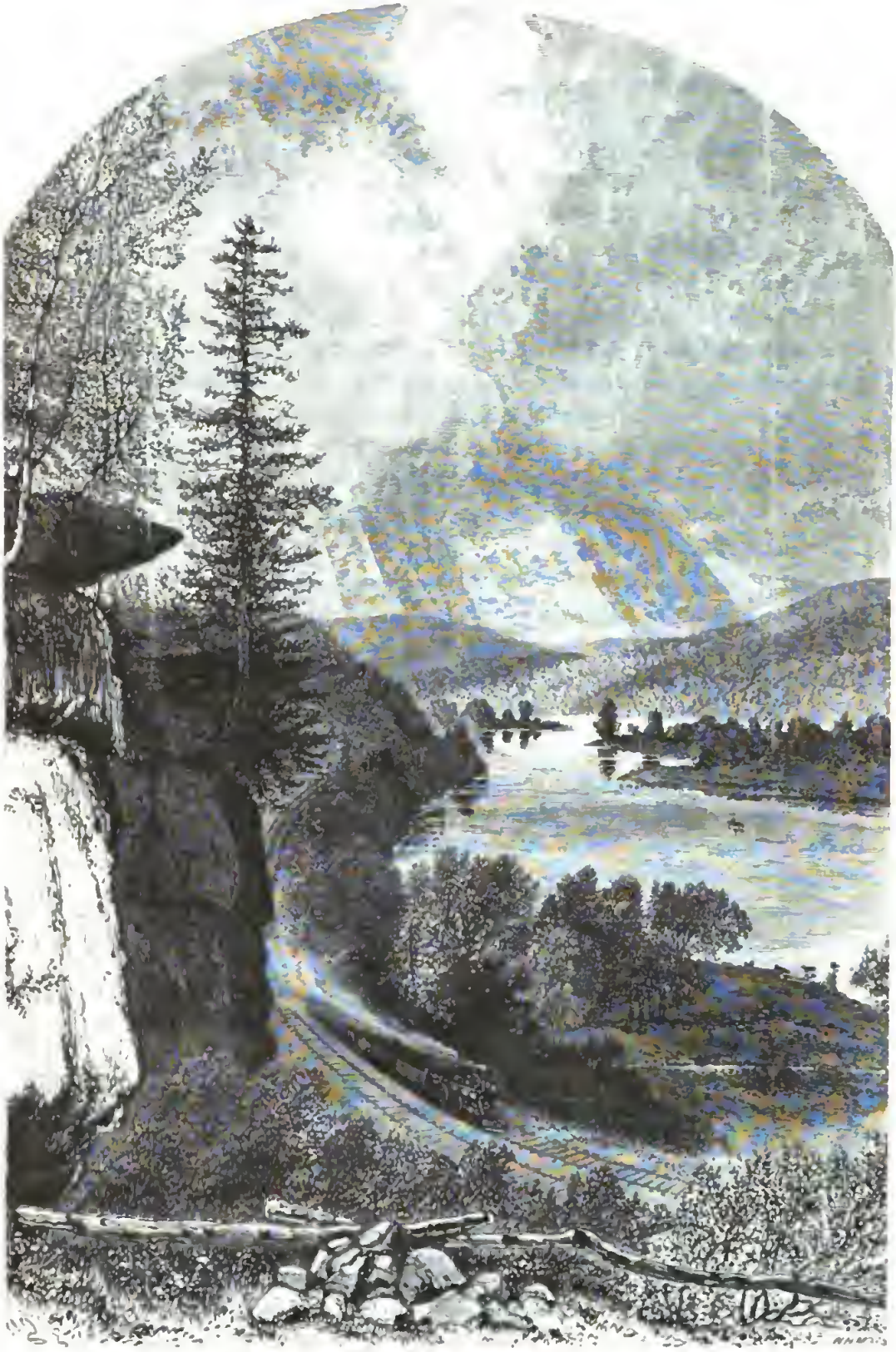
Landſchaftlich ſind die drei nördlichen Neu-England-Staaten von großem Reiz, und es iſt Wunder zu nehmen, daß ſie nicht häufiger zum Zielpunkt der Touriſten gemacht werden. Die ſogenannten „White Mountains“ mit dem höchſten Berge des Oſtens, dem über 6000 Fuß hohen, von einer Eiſenbahn befahrenen Mount Waſhington, haben dem Staate New-Hampſhire wie geſagt zu dem Namen „Amerikaniſche Schweiz“ verholfen, und der Staat Vermont mit ſeinen grünen Bergen, ſeinen prachtvollen Flußthälern und dem großen herrlichen Lake-Champlain, (ſchon im erſten Bande geſchildert), gehört zu den ſchönſten Gegenden Amerikas. — Vom Staate Maine iſt nur der kleinere, an der Seeküſte gelegene Theil zugänglich, der ganze Weſten und Norden dieſes großen vereinſamten Staates bildet ein unentwirrbares Labyrinth von Urwäldern, Seen und Flüſſen, mit kaum nennenswerther Bevölkerung — in Klima, Charakter und Bodenbeſchaffenheit dem benachbartem Kanada gleich. —

Der deutſche Anſiedler wird hier vergeblich nach Landsleuten ſuchen. Die Bevölkerung iſt die alt angeſtammte neu-engliſche, nur wie bemerkt, ſtark verſetzt mit Franzoſen. An Ausländern irgend welcher Nationalität iſt nur ein geringer Bruchtheil vorhanden. Auf meinen Reiſen durch Neu-England wurde mir mitunter der Glaube ſchwer, daß ich mich überhaupt in Amerika befände. Die Städte mit ihren alten Häuſern aus dem vorigen Jahrhunderte, die engen, krummen Gäßchen, der ganze Charakter, mit einem Worte, erinnerten mich vielmehr an die alten Städte des mittleren England, als an jene des modernen, jungen Amerika. — Neu-England trägt nicht den Charakter der neuen Welt an ſich, ſondern bildet etwa ein Stück England, in die neue Welt verpflanzt. Der Name Neu-England hat alſo vollkommen ſeine Berechtigung.

2. Boſton.

Der Charakter der neu-engliſchen oder ſogenannten Yankee-Bevölkerung konzentrirt ſich natürlich in deren Hauptſtadt Boſton. Neben all' dem vorerwähnten geſellſchaftlichen und religiöſen Abſonderlichkeiten finden wir hier die erſten Univerſitäten und Hochſchulen des Landes. Die erſten Gelehrten und Literaten Amerikas, wie Longfellow, Holmes, Hawthorne und Emerſon, die Geſchichtsſchreiber Prescott und Bancroft u. a. leben oder lebten in der Umgebung von Boſton. Die größten Verlagshandlungen, die gediegenſten Zeitſchriften und Tagesblätter, Muſeen, Bibliotheken, Kunſt- und naturhiſtoriſchen Sammlungen, die großartigſten Hospitäler und Wohlthätigkeits-Anſtalten haben in Boſton ihren Sitz. Boſton bildet außerdem die Quelle aller wichtigen Minen-, Eiſenbahn- und der ſonſtigen kommerziellen und induſtriellen Unternehmungen des großen Weſtens. Die Mehrzahl der Eiſenbahnen jenſeits des Miſſiſſippi, die Minen, die größten Städtebauten ſind im Beſitz Boſtoner Kapitaliſten, und wenn ſich der Weſten ſo ſchnell entwickelte, wenn Großſtädte wie Pilze aus dem Boden ſchoſſen, wenn ſich überall große Verkaufsläden und Waaren-Magazine eröffneten, wenn das in Aſche gelegte Chicogo innerhalb einiger Jahre wieder größer und ſchöner erbaut wurde, als es jemals war, ſo iſt das größtentheils Boſtoner Unternehmern und Boſtoner Kapital zuzuſchreiben. Boſton iſt auch, als die Hauptſtadt Neu-Englands, der eigentliche Sitz jenes amerikaniſchen Typus, den die Weſt- und Mittelſtaatler wie die Europäer, mit dem Namen „Yankee" belegen, und den man aus unzähligen Illuſtrationen „Onkel Sams" als eine hagere, hoch aufgeſchoſſene Geſtalt mit energiſchen, tief eingegrabenen Geſichtszügen kennt. Man wird ſelbſt in New-York und Philadelphia den neu-engliſchen Yankee unter vielen Amerikanern leicht heraus finden: der für Männer ſehr zarte, bleiche Teint, der eigenthümliche Schnurr- und Knebelbart, die mageren Hände, ja ſelbſt die charakteriſtiſche dunkle Kleidung mit hohem Hut ſind untrügliche Zeichen des „Yankee", wie man ihn im Weſten, oder „Carpet-Bagger", wie man ihn im Süden ſpottweiſe häufig bezeichnet.

Der von der See kommende Beſucher Boſtons wird von der außerordentlichen Unregelmäßigkeit und Zerriſſenheit des Stadtplanes nichts gewahr. Die Stadt bietet den Anblick eines ſehr ſanft anſteigenden Kegels, deſſen Fuß die weite Bai und deſſen Spitze die vergoldete Kuppel des „State-Houſes" (Regierungsgebäudes) von Maſſachuſſets bildet. Die Umriſſe ſind nur hier und da von einem über das Häuſermeer etwas hervorragenden Gebäude oder Kirchthurm unterbrochen. Deſto unregelmäßiger iſt das Innere der Stadt. Man würde kaum glauben, daß dieſer anſcheinend mit mathematiſcher Genauigkeit abgezirkelte Kegel ein wahres Labyrinth von Meerbuſen,



Neu-England-Staaten: Fluß-Landschaft am Connecticut-Strom.

Digitized by Google

Sümpfen, Kanälen, Halbinseln, Hügeln und Inseln umschließt, in welchem man sich vielleicht noch schlechter zurecht findet, als in London. Ja selbst in den auf den einzelnen Inseln und Halbinseln gebauten Stadttheilen ist die Orientierung infolge der Unregelmäßigkeit, der winkeligen und krummen Straßen nur nach längerem Aufenthalte möglich. Erst das in der letzten Zeit entstandene West-Boston, die Residenz des wohlhabenderen Theiles der Stadtbewohner, zeigt Eleganz und Regelmäßigkeit.

Der Hafen der Stadt bietet einen prächtigen Anblick dar. Die offene Küste der großen Bai verliert sich allmählich in kleinen Dörfern und Vorstädten und endlich in dem Häusergewirr der Stadt selbst. Die Inseln sind mit hübschen Gebäuden und Gärten, mit stattlichen Forts und Leuchtthürmen, mit ausgedehnten Wohlthätigkeitsanstalten bedeckt. Das Grün der Bäume lugt überall hervor. Dahinter das Häusermeer der Weltstadt mit seinen Kuppeln und Thürmen. Zur Rechten erhebt sich der hohe Obelisk des Bunker-Hill-Monuments, das an die Entscheidungsschlacht von 1775 erinnert. Am Fuß des Bildes, zu beiden Seiten, sind die Werften und Docks, deren Boston sechzig besitzt, und in denen Hunderte von großen Seeschiffen, von transatlantischen Dampfern und Ostindienfahrern verankert liegen. Das rege Leben in dem großen Hafen zeigt uns, daß wir uns in einer der größten Seestädte Amerikas befinden. Der Verkehr beläuft sich jährlich auf 6000 Schiffe mit anderthalb Millionen Tonnen. Hier, in der Umgebung des Hafens, zeigt Boston seinen gewaltigen Handel, seine Industrie, sein großartiges geschäftliches Leben. Je weiter wir uns jedoch vom Hafen entfernen, desto mehr kommen ruhigeres Leben und Wohlstand zum Vorschein. Ganz anders endlich ist das Bild, das wir von dem höchsten Gipfel in der Umgebung der Stadt, von den Blue-Hills, genießen. Von hier erst werden wir gewahr, daß die Stadt sich auf drei conzentrisch gegen einander gelagerten, tief in die Bai eingreifenden Halbinseln befindet, an welche sich noch eine große, ganz mit Häusern bedeckte Insel anreiht. Lange hölzerne Brücken verbinden diese Halbinseln und die Insel mit den auf dem Festland gelegenen Vorstädten: mit Chelsea, Cambridge, Roxbury, Brooklyne, Dorchester und Somerville. Land und Wasser schieben sich hier in einander und machen sich gegenseitig den Boden streitig. Man kann keine Meile gehen, ohne nicht auf Wasser zu stoßen, keine Meile im Boot zurücklegen, ohne nicht an irgend einer Insel oder Halbinsel anzufahren. In früheren Zeiten war dieses Bild noch viel abwechslungsreicher. In den letzten Jahrzehnten jedoch wurden die Sümpfe und einzelne nur zur Fluthzeit mit Wasser bedeckte Meerbusen trocken gelegt, dann theils verbaut, theils zur Anlage von Parks verwendet, deren Boston zwei besitzt. Die „Commons" und die „Public-Gardens." Der erstere dehnt sich am Fuße des vom Staatsgebäude gekrönten Hügels, zwischen dem ältesten und dem jüngsten, dem häßlichsten und dem schönsten Theil von Boston aus, und bildet den

eigentlichen Mittelpunkt der Stadt. Der Park iſt mit der Geſchichte derſelben innig verknüpft, aber leider ſteht die ehrwürdige alte Ulme nicht mehr, das Wahrzeichen Boſtons, aus der Zeit der puritaniſchen Gründer-„Trimountain's", wie Boſton infolge ſeiner drei Hügel damals hieß*). Sie war Zeuge, als die Bewohner der Anſiedlung Charlestown das Land, auf welchem Boſton gegenwärtig ſteht, von deſſen Eigenthümer, W. Blackſtone, — um 30 Pfund Lſtr. ankauften und beſiedelten. Sie war Zeuge der Hinrichtung von Hexen, der Brandmarkung unſittlicher Frauen, der Kämpfe mit den Indianern und ſpäter mit den Engländern. In ihrem Schatten vielleicht wurde die berühmte „Boston tea party" geplant, als das ſchon vom Geiſte der Unabhängigkeit erfüllte Volk den von England importirten Thee 1774 ins Meer warf. Zwei Jahre ſpäter wurde die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten erklärt! —

Damals beſchränkte ſich die Stadt auf eine einzige der drei Halbinſeln. Seit jener Zeit hat ſie jedoch die Meeresarme überſprungen und ſich auf all' den Hügeln, Inſeln und Landzungen ausgebreitet. Durch ſeine Unregelmäßigkeit ſowohl, wie durch die altengliſche Bauart der Häuſer, die zumeiſt Rohziegelbauten ſind, hat Boſton nur wenig mit den andern ſo regelmäßig gebauten Großſtädten Amerikas gemein, es ähnelt vielmehr einer engliſchen Provinzialſtadt, wie etwa Briſtol. Allerdings tritt dieſer Charakter mit jedem Neubau immer mehr in den Hintergrund, und die Stadttheile, welche auf der Stelle der zwei großen Boſtoner Brände von 1872 und 1873 aus der Aſche erſtanden, tragen ganz den Stempel des Chicagoer „neu-amerikaniſchen" Städteweſens, mit ſeinen koloſſalen Straßenfronten, ſeinen blendenden Eiſen- und Glaspaläſten, ſeinen marktſchreieriſchen Firmentafeln und monſtröſen Annoncen an ſich. Dennoch macht Boſton mit ſeinen vielen Denkmalen, offenen Squares und Plätzen, breiten gut gepflaſterten Straßen und der abwechslungsreichen Architektur ſeiner in den vornehmeren Stadttheilen gelegenen Bauten auf den Fremden einen viel vornehmeren Eindruck, als irgend eine Stadt Amerikas. Dazu wird der Aufenthalt in Boſton durch die zahlreichen wiſſenſchaftlichen Inſtitute, Theater, Muſeen und Bibliotheken, Clubs und geſelligen Vereine viel angenehmer und abwechslungsreicher, als in dem ſchnelllebigen Chicago oder dem langweiligen, quäkerhaften Philadelphia. Wohl iſt auch Boſton der Sitz vieler Spiritiſten, Quäker und „Shaker" und aller möglichen religiöſen und geſellſchaftlichen Abnormitäten, der Sitz einer unverkennbaren Scheinheiligkeit, des Temperenzweſens, der Frauenrechtlerei und des ſozialen Einfluſſes der Pfaffen, die hier nicht weniger als 160 Kirchen

*) Von „Trimountain" = Drei Berge, ſtammt auch der in ganz Amerika verbreitete Name Tremont, den in Boſton eines der erſten Hôtels, das Tremont-Houſe und eine anſehnliche Geſchäftsſtraße führt.

beſitzen. Gar vieles Abſonderliche könnte von dem Leben und Treiben gewiſſer Geſellſchaftsklaſſen in Boſton erzählt werden, allein man kann in Boſton leben, ohne mit dieſen ungeſunden Verhältniſſen in Berührung zu kommen.

Boſton beſitzt nicht weniger als 400 Volksſchulen, in welchen zumeiſt weibliche Lehrkräfte unterrichten, auch ihren Pflichten in ſehr befriedigender Weiſe nachkommen. Das Unterrichtsweſen liegt in Neu-England und ſelbſt im Staate New-York hauptſächlich in den Händen der Frauen, die ſich mit viel geringeren Einkünften zufrieden geben, als die Männer, und doch ihren Dienſt ebenſo gut wie die letzteren verſehen. — Unter den Bibliotheken der Stadt beſitzt die jedermann frei zugängliche „Public

Hartfort: Das Regierungs-Gebäude von Connecticut.

Library" über 200,000 Bände und 100,000 Brochüren, das Athenäum 100,000 Bände. — Zu den höheren Bildungs-Anſtalten Boſtons zählen das technologiſche Boylſton-Inſtitut; das ſeit zwanzig Jahren beſtehende und von den Jeſuiten gegründete Boſton-College; eine im Entſtehen begriffene, von dem Bürger Iſaac Rich mit zwei Millionen Dollars dotirte Univerſität, und vor allem anderen die in Cambridge befindliche berühmte Harvard-Univerſität, die älteſte Amerikas. Auch das ſchwächere Geſchlecht beſitzt, wie in jeder größeren Stadt der Union, hier ſeine „Girl's High School" (Mädchen-Hochſchule), welch' letztere ſich vor denen anderer Städte dadurch auszeichnet, daß der Unterricht an Alle, reich und arm, hoch und niedrig,

koſtenfrei ertheilt wird, ja daß ſelbſt der Unterſchied der Farbe der in den ſüdlicheren Städten ſo ſtrenge gewahrt wird, hier unberückſichtigt bleibt. Neu-England hat die Gleichſtellung der ſchwarzen mit der weißen Raſſe bisher am weiteſten

Boſton: Anſicht der Stadt von Tremont-Street aus.

durchgeführt. Die jungen Mädchen erhalten in dieſen Hochſchulen von weiblichen Profeſſoren Unterricht in denſelben Lehrgegenſtänden, welche in den Schulen für das andere Geſchlecht gelehrt werden, Chemie, Phyſik und ſelbſt die klaſſiſchen Sprachen

Digitized by Google

nicht ausgeſchloſſen. Die modernen Sprachen, z. B. das in Amerika ſo nöthige Deutſch oder Franzöſiſch, werden jedoch merkwürdigerweiſe ſehr vernachläſſigt.

Die Tagespreſſe Boſtons zeichnet ſich weniger durch die Größe und Auflage der einzelnen Zeitungen, als durch deren verhältnißmäßig größere Gediegenheit des Inhaltes aus. Nur der „Boſton-Herald" kann ſich mit den großen New-Yorker Blättern, dem New-York Herald, der New-Yorker Sun und anderen in Bezug auf die Verbreitung meſſen.*) Dagegen gehören die Wochen- und Monatsſchriften, welche in Boſton erſcheinen, zu den gediegenſten Amerikas.

Boſton vereinigt in der That hinreichend wiſſenſchaftliche und Kunſt-Inſtitute, um es unter allen Städten Amerikas am meiſten zu dem Namen des amerikaniſchen „Athen" zu berechtigen, welcher der Stadt gerne beigelegt wird. Nur in einer Beziehung ſteht es hinter den anderen Großſtädten zurück: in Bezug auf das Theater und die Oper. Boſton kann ſich keines einzigen Theaters rühmen, das wie das Metropolitan opera House in New-York oder die Muſik-Akademie in Philadelphia den europäiſchen Schauſpielhäuſern der Großſtädte gleichgeſtellt werden könnte. Ebenſowenig beſitzt es eine ſtändige Oper; es iſt zu verwundern, daß die Hauptſtadt Neu-Englands, die ihre Muſikliebe mehr als andere Städte durch zahlreiche Muſik- und Geſang-Vereine kennzeichnet, nicht im Stande iſt, eine Operntruppe zu unterhalten. Die Amerikaner zeigen im allgemeinen Vorliebe und gleichzeitig auch großes Talent für Muſik, ſie beſitzen ausgezeichnete Sänger und Sängerinnen, verfertigen vorzügliche Muſik-Inſtrumente, haben große und ſchöne Opernhäuſer, und dennoch finden wir in keiner Stadt, New-York ausgeſchloſſen, eine Oper. Die von Europa kommenden Operntruppen ziehen von Stadt zu Stadt, um ſich in jeder zwei bis drei Wochen lang aufzuhalten, aber ſelbſt die beſte iſt nicht im Stande, auf die Dauer hinreichende Einnahmen zu erzielen. —

---

*) Die Zahl ſämmtlicher Journale in den Vereinigten Staaten beläuft ſich auf 8000, von denen 7000 wöchentliche oder monatliche ſind. Die Zahl der letzteren beträgt 800, jene der halbmonatlichen 105 nnd die der Vierteljahrsſchriften 70.

Unter den einzelnen Staaten der Union erſcheinen in New-York die meiſten Zeitungen. Es giebt deren nämlich 1900, von denen der Stadt New-York allein 400 zufallen. Hierauf folgt Pennſylvanien mit 750 (hiervon Philadelphia mit 160), dann Ohio, Jowa, Miſſouri und Indiana. Dann erſt folgt der Gelehrten-Staat Maſſachuſſets mit 550 Zeitungen.

Es iſt bemerkenswerth, wie auch der Weſten in Bezug auf das Zeitungsweſen während der letzten Jahre aufgeblüht iſt. Selbſt in Californien iſt die Zahl der Zeitungen derart geſtiegen, daß der Staat bezüglich der tägtich erſcheinenden Blätter den vierten Rang einnimmt. Innerhalb der letzten fünf Jahre wurden in den Vereinigten Staaten nicht weniger als ſechs neue Zeitungen pro Tag gegründet; aber ebenſo ſchnell wie die neuen entſtehen, verſchwinden oft auch die alten, ſo daß der eigentliche Zuwachs nicht ſo bedeutend iſt, als es den Anſchein hat.

Digitized by Google

Die Einwohnerzahl Boſtons beträgt gegenwärtig, nachdem die großen Ortſchaften in der Umgebung der Stadt mit in ihren Verband aufgenommen wurden, über 450,000 Seelen. Dadurch hat ſich auch der kosmopolitiſche Charakter der Puritanerſtadt etwas gehoben. Ein Fünftel dieſer Bevölkerung ſind Irländer. Unter der nichtengliſchen Bevölkerung finden wir nur etwa 10,000 Deutſche, die jedoch ihre eigenen Journale, Vereine und ſogar ihr eigenes Theater beſitzen.

* * *

Unter den anderen neu-engliſchen Städten ſteht Boſton zunächſt, an Größe, Reichthum und induſtrieller Bedeutung: Providence, die Hauptſtadt des kleinen

Boſton: Der Quincy-Markt.

Staates Rhode-Island, des kleinſten Amerikas. Der Ruf dieſer Stadt als die verhältnißmäßig erſte Induſtrie- und Fabrikſtadt der Neuen Welt iſt bekannt. Alles Denkbare wird hier erzeugt: Baumwollwaren und Stoffe, Maſchinen und Eiſenguß-waaren aller Art, Kanonen, Revolver, Gewehre, Werkzeuge, Lokomotiven, Näh- und Dampfmaſchinen; Goldwaaren von der feinſten bis zur ſchlechteſten Sorte; Schildkrot- und Silberwaaren, Bisquits, Präſerven. Die Stadt mit ihren Hunderttauſend Einwohnern lebt nur von der Induſtrie und iſt durch ſie zu ſprüchwörtlichem Reichthum gekommen. Alles iſt hier Fabrik, alles Maſchinen-Werkſtätte; wer die amerikaniſche Arbeit kennen lernen will, der muß Providence beſuchen. Die Handarbeit hat hier keinen fruchtbaren Boden. Von der Dampfmaſchine und der Loko-

motive an bis zu der kleinſten Schraube wird alles durch die ſinnreichſten Maſchinen erzeugt. Eine Anzahl von Ingenieuren iſt ausſchließlich mit der Conſtruktion neuer Maſchinen beſchäftigt, die mit ſtaunenswerther Genauigkeit ſchaffend, der Hand des Arbeiters immer mehr das Werkzeug entringen. Die Mehrzahl aller jener Verrichtungen, welche in Europa noch immer Millionen von Arbeitern erfordern, werden hier durch die Maſchine beſorgt. Bei jeder Ausſtellung überraſchen uns die neu-engliſchen Ingenieure durch die Produkte ihres bekannten großen Erfindungstalentes: Fairbank, Corliss, Brown und Sharp, Pickering, Sellers, Gatling, Colt,

Boſton: Longfellow's Heim.

Remington — Männer, die der ganzen Welt bekannt ſind, haben hier in Neu-England ihre Werkſtätten; ſo manche Armee wurde von Providence mit Waffen, ſo manche europäiſche Eiſenbahn mit Lokomotiven verſehen. Es giebt in Amerika, vielleicht ſogar in Europa keine größere Stadt, in welcher nicht wenigſtens ein Artikel aus Providence — und ſei es auch nur eine Schraube — zu finden wäre. Tauſende von Schiffen fahren alljährlich vollbeladen mit Werkzeugen, Waffen, Munition, Schmuckwaaren und hauptſächlich mit Schrauben nach allen Ländern der Erde aus und machen den Hafen der Stadt zu einem der belebteſten Amerikas.

Die Zitterer (Shaker) in Neu-England: Trachten.

Die Zitterer (Shaker) in Neu-England: Religions-Uebung.

Die Stadt selbst ist so winkelig und hügelig, daß man kaum von irgend einem Punkte aus, eine rechte Vorstellung von ihrer Ausdehnung und Anlage erhalten kann. Die Kirchthurmspitzen einer Straße stehen mit den Hausthüren einer anderen Straße oft in gleicher Höhe. Die Durchfahrten sind steil und manchmal durch Treppen-Absätze unterbrochen. Die Stadttheile sind durch bedeutende, mit Häusern bedeckte Hügel von einander getrennt. Das amerikanische Sheffield ist vielleicht die einzige Stadt der neuen Welt, die noch zum größten Theil aus Holzhäusern besteht und — noch nicht abgebrannt ist. Chicago, Boston und eine Menge anderer Städte mußten zu wiederholten Malen aus ihrer Asche auferstehen. Providence jedoch steht in seiner alten ursprünglichen Holzarchitektur da, und nur die Privat-Residenzen der Reichen wurden in neuerer Zeit aus Stein erbaut, der sich gerade in Neu-England massenhaft vorfindet.

* * *

Außer Providence besitzt das kleine Rhode-Island noch eine andere berühmte Stadt, deren Charakter von jenem der Hauptstadt allerdings sehr verschieden ist. Es ist Newport, das erste und vornehmste Seebad Amerikas, auf der kleinen Insel Aquidnec gelegen. Nirgends anders vielleicht hält das Meer so viele Millionen umschlungen, als in Newport zur Zeit der Bade-Saison. Es ist der Rendez-vous-Platz der Millionäre Amerikas, das Sanssouci aller jenen, welche die Vorsehung mit Glücksgütern überreich gesegnet hat. Aber dabei ist es, geradeso wie Boston, gleichzeitig auch einer der wenigen Orte Amerikas, in welchem Geist und Adel die gleichen gesellschaftlichen Vorrechte besitzen, wie Gold.

Es ist eben diese Vermischung von Geist, Geburt und Geld, welche Newport den Stempel der Hegemonie unter den atlantischen Seebädern Amerikas aufdrückt. Man findet hier weder die großartigen Hôtelbauten amerikanischer Bäder, noch die prächtigen, dem Meere zugewendeten Straßenfronten. Der schönste Theil der Stadt liegt ganz außer Sicht, ja selbst außer Gehörweite des Meeres. Aber an Stelle dieser Strand-Avenuen und Pracht-Hôtels besitzt Newport eine Legion von Privat-residenzen, die mit der größten Eleganz ausgestattet, und von schönen, schattigen Gärten umgeben sind. Wenige dieser Villen dürften unter hunderttausend Dollar Kosten erbaut worden sein; bei vielen belaufen sich die Baukosten auf eine Viertel-Million. Kaum die Hälfte der Villen wird während der zwei Monate dauernden Saison von ihren Besitzern bewohnt; denn ein großer Theil dieser Millionäre von New-York, Boston und Providence befindet sich den Sommer über auf Reisen oder in irgend einem europäischen Bade. Dafür werden die Villen für 5 bis 10,000 Dollars die Saison über an andere vermiethet, auch von den amerikanischen Reichen mit

deſto größerer Vorliebe aufgeſucht, als ſich Newport ſozuſagen im Mittelpunkte einer an Naturſchönheiten ſehr reichen Seeküſte befindet. Öſtlich liegen die von New-York und Boſton im Sommer ſtark beſuchten Inſeln „Martha's Vineyard", und „Nantucket", ſüdweſtlich die große Inſel „Long Island", die man als den Garten des Staates New-York bezeichnen könnte. Zahlloſe große und kleine See-Bäder, „Coney Island", „Rockaway", „Sag Harbor" ꝛc. liegen auf ihr, ſie bilden, neben einer Menge von kleinen lieblichen Inland-Dörfern und Badeorten, den Lieblingsaufenthalt der Bewohner New-Yorks und Brooklyns, das ja ſelbſt auf Long-Island gelegen iſt. Zwiſchen Long-Island und der Küſte des Continents befindet ſich der belebteſte Meerestheil nicht nur Amerikas, ſondern vielleicht ſogar der Erde: der Long-Island-Sund. Zahlloſe Yachten und Vergnügungsboote bedecken hier im Sommer die Waſſerfläche; zahlloſe Dampfer und Segelſchiffe, von Europa und Kanada oder von den neu-engliſchen Häfen kommend, wählen dieſen Weg, um durch das ſeit 1876 ungefährliche „Hellgate" nach New-York zu fahren. Zu gewiſſen Tageszeiten ſieht man hier die Rieſendampfer der mit einander konkurrirenden „Fall River"- und „Stonington"-Linien zwiſchen den kleineren Booten hindurch nach ihren Beſtimmungsorten dampfen. Der größte Theil des Paſſagier-Verkehrs zwiſchen New-York einerſeits, Boſton und Providence andrerſeits wird durch dieſe beiden Dampferlinien beſorgt, deren Rivalität natürlich den Paſſagieren zu ſtatten kommt denn der Fahrpreis zwiſchen den genannten Städten iſt bereits auf einen Dollar herabgeſunken.

Die Neu-England-Staaten ſind überhaupt mit Eiſenbahnen und Dampferlinien reicher geſegnet, als irgend ein Theil Nord-Amerikas. Insbeſondere gilt dies von Connecticut und Maſſachuſſets, den beiden induſtrielſten Staaten der Union. Selbſt bis in das Gebiet der White-Mountains (der weißen Berge) von Hampſhire ſind die Eiſenbahnen vorgedrungen. Die Lokomotiven keuchen bis an die Spitze ihres höchſten Rieſen, des über 6000 Fuß hohen Mount Waſhington, der etwa der Rigi dieſer neu-engliſchen Schweiz genannt werden kann.

IV. Kanada.

1. Unter-Kanada und der St. Lorenz-Strom.

Das ungeheure Wasserbecken der fünf kanadischen Seen bildet, bis weit in das Herz des nord-amerikanischen Continents hinein, die Grenze zwischen den beiden Reichen, welchen das Territorium des letzteren angehört. Der Reisende betritt das nördliche dieser zwei Ländergebiete, Kanada, zum ersten Male gewöhnlich auf einer der zwei großen Kettenbrücken, welche sich unterhalb der Niagara-Fälle über den tief darunter hinwegeilenden, tosenden Strom spannen. Aber dieser Besuch ist in der Regel nicht Kanada, sondern dem herrlichen Naturwunder gewidmet, das bereits in einem früheren Bande geschildert wurde. Wir betreten Kanada erst wieder in Toronto, der am Nordufer des Ontario-Sees gelegenen Hauptstadt der Provinz Ontario.

Zwei kleine unbedeutende Festungen vertheidigen die Mündung des Niagara-Stromes in den Ontario-See. Das Fort Niagara auf dem amerikanischen und Massassanga auf dem canadischen Ufer, während die beiden Städte, die an diesen wichtigen Punkten entstanden, die Namen Lewiston und Niagara führen. In der ersteren, auf amerikanischem Boden befindlichen Stadt nimmt uns ein Dampfboot zur Ueberfahrt nach dem nur wenige Stunden entfernten Toronto auf.

Toronto ist nach Montreal die größte Stadt Kanadas. Ihr Name ist der Sprache des Irokesen-Stammes entlehnt und bedeutet so viel als „Versammlungsplatz". Die Stadt bietet dem Touristen nur wenig Interessantes. Ihre Straßen sind nach amerikanischer Manier in Schachbrett-Form angelegt, und die einfachen Häuser, die sie bilden, zeigen in ihrem Baustyl eine derartige Einförmigkeit, daß man eine Straße von der andern kaum unterscheiden kann. Der ungeheure Holzreichthum Kanadas zeigt sich schon in dessen Städten. Die Straßen sind mit Holzplanken bekleidet, die Hauptdurchfahrten mit hölzernen Würfeln gepflastert, deren Zwischenräume mit Kies und Sand ausgefüllt sind. An hervorragenden Gebäuden oder Monumenten hat Toronto nur seine schöne, in der Mitte eines uralten Parks ge-

Digitized by Google

legene Univerſität aufzuweiſen, die 1827 von Wilhelm IV. von England gegründet wurde. Der Univerſitäts-Palaſt iſt in dem in neuerer Zeit in Amerika häufig bei öffentlichen Bauten angewendeten normänniſchen Styl erbaut und iſt eines der ſchönſten Gebäude Kanadas.

Die aus der engliſchen und franzöſiſchen Geſchichte entnommenen Straßennamen ſagen uns ſchon, daß wir uns nicht mehr auf amerikaniſchem Boden befinden. Toronto war lange Zeit hindurch die Hauptſtadt Kanadas, iſt jedoch heute nur der Regierungsſitz der Provinz Ontario, die das ganze Gebiet nördlich des St. Lorenz-Stroms und der Seenkette, vom Ontario-See bis zum Superior-See umfaßt. Ontario iſt die weitaus bevölkertſte der ſieben Provinzen Kanadas. Wenn man indeſſen erfährt, daß auch ſie nur etwa ſechs Seelen pro Quadratkilometer beſitzt, ſo kann man wohl ermeſſen, wie ſpärlich die Bevölkerung in Kanada geſäet iſt.*)

Übrigens wohnen die zwei Millionen Seelen der Provinz Ontario faſt durchwegs in dem ſüdöſtlichſten Theil derſelben in der langen, zwiſchen dem Huron- und dem Erie-See vorgeſchobenen Landzunge, ſowie längs der Ufer des Ontario-Sees und des St. Lorenz-Stroms, innerhalb eines etwa hundert engl. Meilen breiten Landſtreifens. Vier Fünftel des ganzen ſich bis an die Küſten der Hudſonbai erſtreckenden Provinz ſind unbewohntes Waldland und Steppe. — Die vier und eine drittel Millionen Seelen Kanadas ſind überhaupt nur im öſtlichſten, am atlantiſchen Ocean liegenden Theil der Dominion und im Strombereich des St. Lorenz zu ſuchen, welcher die wichtigſte Verkehrsader Kanadas bildet. Der große Neben-Fluß des St. Lorenz, der Ottawa-Fluß, bildet die Grenze gegen die nördlich gelegene Provinz Quebec.

Toronto iſt gleichzeitig auch einer der wichtigſten Häfen der kanadiſchen Seen. Hier ſchiffen wir uns auf einem der großen Dampfer der „Richelieu"-Ontario-

*) Die bisher organiſirten Provinzen der kanadiſchen Dominion ſind:

Ontario	mit	144,600	engl.	Quadrat-Meilen	und 2,000,000	Einw.
Quebec	„	193,000	„	„	„ 1,350,000	„
Neu-Braunſchweig	„	27,300	„	„	„ 321,000	„
Neu-Schottland	„	21,000	„	„	„ 440,000	„
Manitoba	„	73,700	„	„	„ 65,000	„
Prinz-Edward-Inſel	„	2,130	„	„	„ 108,000	„
Britiſch-Columbien	„	390,000	„	„	„ 50,000	„
Nordweſt-Territorien	„	2,553,000	„	„	„ 60,000	„
Zuſammen		3,400,000	engl.	Quadrat-Meilen	u. ca. 4,400,000	Einw.

Das Nordweſt-Territorium iſt, wie man ſieht, das am ſpärlichſten beſiedelte Land der Erde, mit einem Einwohner auf hundert Quadrat-Kilometer; alſo viel weniger als das nördliche Sibirien, die Kirgiſen-Steppen oder Patagonien. Der größte Theil ſeiner Bevölkerung entfällt auf die ſüdlichen Gebiete Saskatchewan und Aſſiniboia. Die große, Kanada vorgelagerte Inſel Neufundland gehört nicht zu Kanada, ſondern bildet eine ſelbſtſtändige Kron-Kolonie Englands.

Dampfſchiff-Geſellſchaft, welche das Privilegium der Schifffahrt auf dem St. Lorenz beſitzt, ein. Die Dampfer dieſer Geſellſchaft führen die Worte „Royal Mail“ (königliche Poſt) auf ihren Flaggen, eine Bezeichnung, die uns jetzt — nachdem wir ſo lange die Staaten einer großen Republik durchwandert, wieder auffallen. Täglich fährt einer dieſer „Royal Mail Steamers“ von Toronto ab, um am Abend des folgenden Tages in Montreal, der eigentlichen kommerziellen Hauptſtadt der Dominion Kanada einzutreffen. Unſer vorläufiges Ziel iſt jedoch Prescott, von wo wir den Regierungsſitz Kanadas, die Stadt Ottawa beſuchen wollen. Der Dampfer folgt ein oder zwei Meilen weit der flachen, reizloſen kanadiſchen Küſte, und unſer Auge wird nur durch die endloſe azurblaue Fläche des Sees gefeſſelt, dem ſchon die Indianer in dem Worte „Ontario“ den Namen „ſchönes Waſſer“ gegeben haben. Unterhalb Kingſton, der zweitgrößten Stadt der Provinz Ontario, fahren wir in den St. Lorenz ein und winden uns während der darauf folgenden Stunden durch die ſogenannten „Tauſend Inſeln“ (Thousand Islands) hindurch, die hier die weite Fläche des Stromes bedecken. Dieſe Inſeln ſind in den transatlantiſchen Reiſebüchern mit der den Amerikanern eigenthümlichen Begeiſterung für ihr Land in ſo reizenden Farben gemalt, ſie werden ſo ſehr als das Schönſte alles Schönen geſchildert, ſo daß man in der Regel von ihrem erſten Anblick ebenſo ſehr enttäuſcht wird, wie beim Anblick der Niagara-Fälle. Aber während dieſe letzteren ſich dem Beſchauer bei längerem Verweilen immer großartiger, immer ſchöner zeigen, kann man dies von den tauſend Eilanden nicht ſagen. Allerdings beſitzen dieſe unzähligen, über den ganzen Strom zerſtreuten Inſeln, von denen einige mehrere Quadratmeilen umfaſſen, andere wieder kaum zwei Schritte im Durchmeſſer haben, mit ihrer üppigen Vegetation und ihren Nadelholz-Waldungen großen Reiz; ſie ſind auch für den Jäger und Fiſcher ein wahres Sporting-Paradies. Der Vergnügungs-Reiſende jedoch kann ſich für ſie nicht ſo ſehr begeiſtern. In neuerer Zeit trachteten einige Unternehmer die „Thousand Islands“ (deren Zahl eigentlich 1692 iſt) durch großartige Hôtelbauten, Eiſenbahnen ꝛc. zu einem modernen Badeorte emporzuheben, was ihnen auch theilweiſe gelang. — Leuchtthürme von beinahe ebenſo großer Zahl, wie die Inſeln ſelbſt, bezeichnen den Schiffen das richtige Fahrwaſſer durch dieſes Labyrinth, und erſt nachdem wir vierzig engliſche Meilen zurückgelegt, kommen wir ins offene Fahrwaſſer des majeſtätiſchen Stromes, der ſich an manchen Stellen zu förmlichen Seen von 3 bis 4 Meilen Breite erweitert und kaum irgendwo unter einer Meile breit iſt. Am nördlichen, dicht bewaldeten Ufer ſehen wir zuweilen Eiſenbahnzüge an uns vorbei eilen. Es iſt die „Grand Trunk Railroad“, die im Staate Michigan (bei Detroit) beginnend, ganz Ober- und Unter-Canada in nordöſtlicher Richtung durchſchneidet und bis nach dem 860 Meilen von Detroit entfernten, nahe der Mündung des St. Lorenz gelegenen Rivière du Loup führt. Sie berührt

auf dieſem Wege gleichzeitig auch die Städte Toronto, Prescott, Montreal und Quebec. —

Nach einer zwanzigſtündigen Fahrt über See und Strom erreichen wir endlich Prescott, den Endpunkt der nach Ottawa führenden Eiſenbahn. Hier verlaſſen wir den Dampfer, der ſich nach wenigen Minuten wieder inmitten der Strudel und Stromſchnellen des St. Lorenz befindet, und, von Piloten gelenkt, nach Montreal weiterfährt. Nach dreiſtündiger Eiſenbahnfahrt auf kanadiſchem Boden, mitten durch die ausgedehnteſten jungfräulichen Waldungen haben wir Ottawa, das Waſhington Kanadas, erreicht.

Ottawa iſt thatſächlich in jeder Hinſicht ein kleines Waſhington. Es trägt ganz den Charakter der Hauptſtadt der Vereinigten Staaten an ſich. Ueber eine ungeheure Landfläche ausgebreitet, zeigt es dieſelben öden, weiten Straßen, dieſelben großen Regierungsbauten, dieſelbe Unfertigkeit der Stadtanlage. Jenſeits des breiten, klaren Ottawa-Stromes liegen die Vorſtädte Hull und New-Edinburg, durch eine Kettenbrücke mit der Hauptſtadt verbunden. Der Ottawa bildet hier die Grenze zwiſchen dem engliſchen und dem franzöſiſchen Kanada, zwiſchen den Provinzen Ontario und Quebec; während in Ottawa die vorwiegende Sprache die engliſche iſt, wird in Hull, ſowie in der ganzen Provinz Quebec nur franzöſiſch geſprochen. Es war auch gerade deshalb, daß Ottawa zum Sitz der Regierung gewählt wurde, denn die beiden Kanada bewohnenden Nationen, die franzöſiſche und engliſche, halten mit Zähigkeit an ihrer Sprache, an ihren Sitten und Rechten feſt. Früher beſaß auch das franzöſiſche und das engliſche Kanada ſeine eigenen Regierungen und ſeine eigene Hauptſtadt, das erſtere Quebec, das letztere Toronto. Unter der Regierung des Lord Sydenham wurden die beiden Provinzen zu der heutigen Dominion Kanada vereinigt. Zur erſten Hauptſtadt der Dominion wurde das kleine, an dem Ausfluß des St. Lorenzo aus dem Ontario-See gelegene Städtchen Kingſton gewählt. Man ſah jedoch bald ein, daß ein an der Grenze eines halben Kontinents gelegenes Dorf ſich nicht zur Hauptſtadt deſſelben eignen könne. Montreal, das New-York von Kanada, wurde nun zur politiſchen Hauptſtadt gewählt. Eine Revolution, welcher die Niederbrennung des Parlaments von Seiten des engliſchen Pöbels folgte, machte auch dieſe Stadt zum Regierungsſitz ungeeignet, der nun bald nach Quebec, bald nach Toronto verlegt wurde, um dem Nationalſtolz der beiden Bevölkerungen Genüge zu leiſten. 1858 endlich wurde Ottawa, das an der Grenze der beiden Provinzen, zur Hälfte in der einen, zur Hälfte in der andern liegt, von der Königin Victoria zum ſtändigen Regierungsſitz beſtimmt, und ſeit jener Zeit befindet ſich hier die Reſidenz des Gouverneurs (die Rideau-Hall in New-Edinburg), und das kanadiſche Parlament.

Ottawa hat ſich ſeitdem zu einer bedeutenden Stadt von etwa 30,000 Einwohnern entwickelt, wo die offizielle Welt, die Beamten und Deputirten des halben

Erdtheils wohnen. Die impoſanteſten Gebäude der Stadt ſind die auf dem Barrack Hill, am Ottawa-Fluß gelegenen „Government Buildings“, wahrhaft feenhafte Bauten, die man, aus der Ferne betrachtet, mit ihrer landſchaftlich-prachtvollen Umgebung, eher als das Traumbild einer Fata morgana, als einen aus Sandſtein maſſiv erbauten Palaſt anzuſehen geneigt iſt. Die Baukoſten betrugen 4 Millionen Dollar, woraus man ſchon auf den Reichthum der Ausſtattung ſchließen kann. Der Palaſt nimmt drei Seiten eines ungeheuren Vierecks ein, iſt im gothiſchen Styl erbaut und von maſſiven Thürmen überhöht. Die Südſeite wird von dem Parlaments-Gebäude eingenommen, während die beiden anderen Fronten das Patent-

Der Lorenzoſtrom: Fluß-Landſchaft.

und das Poſtbureau bergen. Die Nordſeite des Vierecks bildet ein eigenes Gebäude, welches die etwa 40,000 Bände zählende Landes-Bibliothek enthält.

Das Parlament hat in Kanada dieſelbe Gewalt wie in den Vereinigten Staaten, und iſt nahezu ebenſo ſouverain wie dieſes. Die Herrſchaft Englands über Kanada beſchränkt ſich darauf, daß die Königin einen General-Gouverneur nach der Dominion entſendet, welchem von Seite der letzteren ein Jahresgehalt von 50,000 Dollar ausgeſetzt wird, ſowie daß die engliſche Regierung in Halifax eine Garniſon von 2000 Mann unterhält. Kanada hat keinerlei Abgaben zu leiſten, keine Truppen zu liefern und iſt eigentlich eine Föderation von 6 Staaten oder Provinzen, welche von

einem verantwortlichen Miniſterium, einem Senat und einer Deputirten-Kammer regiert wird. Die politiſche Organiſation Kanadas iſt jener der Vereinigten Staaten ganz ähnlich. Den Miniſterium unterliegen die gemeinſchaftlichen Angelegenheiten der 6 Provinzen, die Eiſenbahnen, Kanäle, Poſt und Zoll, das Patent- und Forſtweſen ꝛc., außerdem beſitzt jede Provinz ihren eigenen Vice-Gouverneur und ihre eigene geſetzgebende Verſammlung. Die Ausdehnung dieſer Provinzen kann man ſchon aus dem Umſtande entnehmen, daß Kanada an Größe beinahe dem ganzen europäiſchen Continent, oder den Vereinigten Staaten Nord-Amerikas gleichkommt.

Der Lorenzoſtrom: „Rapids" (Stromſchnellen).

Dagegen beläuft ſich die Geſammtzahl der Bevölkerung, wie geſagt, auf kaum 4½ Millionen, von denen nahezu anderthalb Millionen franzöſiſcher Sprache und Abkunft ſind.

Von dem Thurme des Parlaments-Gebäudes aus, kann man den Charakter der kanadiſchen Landſchaft am beſten kennen lernen. Zu unſeren Füßen entrollt ſich das weite Thal des waſſerreichen, reißenden Ottawa-Fluſſes, ferner überſehen wir die Thäler des Gatineau-Fluſſes im Norden, des Rideau-Fluſſes im Süden. — Der Horizont iſt von ſteilen, mit Tannengehölz bedeckten Bergen begrenzt, zwiſchen denen wir kleine, kryſtallene Seen ſchimmern ſehen. Ueberall prägt ſich der ernſte Charakter der norwegiſchen Landſchaften aus. Das Bett des Ottawa-Fluſſes iſt mit Dampfern und Flößen bedeckt, die auf den ſtürmenden, ſchaumgekrönten Stromſchnellen abwärts

tanzen. Jenſeits des Fluſſes ſehen wir das maleriſche Städtchen Hull an den Ufern emporſteigen, deſſen Flußrand mit zahlreichen Sägemühlen bedeckt iſt. Rings herum ſind Holzmaſſen, Baumſtämme, Schwellen, Bretter, Schindeln aufgeſchichtet. Die Verarbeitung des in den Waldungen am oberen Ottawa gefällten Holzes bildet den Haupterwerbszweig der Stadt, die jährlich nicht weniger als 50 Millionen Kubikfuß Baumaterial aus ihren Sägemühlen nach den Vereinigten Staaten und nach Quebec ſendet, von wo es nach England und Frankreich verſchifft wird.

Am weſtlichen Ende der Stadt ſehen wir das Eiſengewebe der Kettenbrücke über den Fluß geſpannt, und dahinter ſteigen die weißen Nebelwolken des großen Waſſerfalles empor, welchen man als den kanadiſchen Niagara bezeichnen könnte. Wie alle Flüſſe im Stromgebiet des St. Lorenz und wie dieſer ſelbſt, ſo gleicht auch der Ottawa-Fluß in Bezug auf die Beſchaffenheit ſeines Strombettes und ſeinen Waſſerreichthum dem Niagara-Fluß. Aus den Bergen des kanadiſchen Hochlandes herabkommend, eilt er in Stromſchnellen und über Felsabſtürze, durch Schluchten und Thäler in raſender Geſchwindigkeit dem St. Lorenz zu, dem er die größte Waſſermenge zuführt. An ſeiner Mündung, oberhalb Montreal, gleicht er einem großen See. Acht Meilen oberhalb Ottawa, in einer wilden, an die maleriſchen Landſchaften Norwegens erinnernden Gegend, bildet er die „Dechènes Rapids.“ Wenige Meilen darunter ſchießt er durch das ſteil abfallende Bett von St. Remoux und gelangt hierauf zu den kleinen Chaudière-Fällen, wo er ſich in einer Breite von 300 Fuß über einen Abhang von 14 Fuß Höhe herabſtürzt. In Schaum gepeitſcht und in ähnlich hochgehende, kurze Wellen zerriſſen wie der Niagara gelangt er endlich zu den berühmten großen Chaudière-Fällen. Von den weit in das Strombett vorſpringenden Felſen bis auf 200 Fuß Breite eingedämmt, ſchießen ſeine gewaltigen Waſſermaſſen in weitem Bogen über einen 40 Fuß tiefen Felsſturz in einen Keſſel hinab, aus welchem der Sprühregen in Wolken emporſteigt. Man berechnet die pro Stunde hier herabſtürzende Waſſermenge auf nicht weniger als 16 Millionen Kubikfuß. —

Von der Mitte der Kettenbrücke, welche ſich unterhalb der Fälle über den Strom ſpannt, iſt der Anblick wahrhaft großartig. Die Felsvorſprünge und Trümmer, die kleinen ſchaumüberbedeckten Inſeln, die ganze Umgebung vereinigen ſich zu einem Bilde, das dem des Niagara, wenn auch in kleinerem Maßſtabe, vollkommen gleicht.

Erſt im Winter 1886—87 hatte ich wieder nach langen Jahren das Glück, dieſe herrlichen Fälle im großartigſten Eis- und Schneekleide zu betrachten. Von den ſteilen Felſenufern, welche die Fälle einfaſſen, hingen tauſende rieſiger Eiszapfen, umgekehrten Kirchthürmen gleich, herab; Felſen und Inſeln waren mit mächtigen Eisdecken überkleidet, und unterhalb des Falles hatte ſich der ewig niederſchlagende und im Falle frierende Sprühregen des großen Waſſerſturzes zu einem gewaltigen

Eisberg von der Form eines Schwammes gebildet, vor welchem die tiefbraunen und dabei doch klaren Waſſer des Ottawa Stromes in den Abgrund ſtürzten.

Die raſende Schnelligkeit des Waſſers oberhalb der Fälle und dieſe ſelbſt geſtatten hier das Zufrieren auch bei der grimmigſten Kälte nicht, weshalb auch die zahlloſen Säge- und Schneidemühlen unterhalb der Fälle jahraus jahrein ohne Unterbrechung im Gange ſind. In unmittelbarer Nähe der Fälle beſuchte ich die größte Zündhölzchenfabrik nicht nur Amerikas, ſondern wohl der Erde. —

Von der erwähnten Brücke genießt man einen herrlichen Ausblick auf die Stadt mit ihren, auf dem höchſten Punkte der ſteilen Stromufer thronenden Parlamentsbauten, in ihrer Form und Anlage jenen am Weſtminſter Quai in London nicht unähnlich. — Jenſeits derſelben, ſtromabwärts, befindet ſich die hübſch gelegene Reſidenz Sir John Macdonalds, des großen Premierminiſters von Kanada, und noch weiter, etwa eine halbe Wegſtunde außerhalb der Stadt, liegt in einem großen Parke Rideau Hall, die ziemlich unſcheinbare Reſidenz des General-Gouverneurs der Dominion.

Den Chaudière Fällen verdankt die Stadt Ottawa ihre augenblickliche Blüthe. Die reißendſchnell den Fällen zufließenden Waſſermaſſen bilden eine vortreffliche Triebkraft, die Waldungen, die ſie umgeben, enthalten das ſchönſte Bauholz. So lag die Induſtrie der zukünftigen Stadt ſchon von der Natur gezeichnet da. Man baute Sägemühlen, fällte Bäume und verarbeitete ſie zu Bauhölzern. Dieſe Induſtrie bildet nicht nur in Ottawa, ſondern auch in der Mehrzahl der anderen, am kanadiſchen Red River, am Lièvre, Gatineau, Rideau und Nation-Fluß gelegenen Orten die Haupterwerbsquelle der Anſiedler. Das Holz und die Waſſerſtraßen zur Beförderung deſſelben ſind ja in Fülle vorhanden. Dort, wo die Stromſchnellen zu reißend waren, z. B. längs des Ottawa-Fluſſes, wurden ſogenannte „Shoots“ oder „Lumber Slides“ angelegt, um den Flößen die gefährliche Paſſage der „Rapids“ zu erſparen. Die Flöße werden oberhalb der Stromſchnellen der Breite nach in zwei oder drei Theile zerlegt, alsdann hinter einander durch die „Slides“ geſchwemmt, da die letzteren viel zu ſchmal ſind, um die Flöße ihrer ganzen Breite nach aufzunehmen. Am Ende der Slides werden ſie dann wieder zuſammengebunden und den breiten Strom hinab bis zum nächſten Fall geführt, wo ſie abermals in „Cribs“ zerlegt und durch die Seitenkanäle geſchwemmt werden. Der Ottawa-Fluß enthält allein 13 ſolcher „Slides.“ Aehnliche Kanal-Anlagen mußten auch zur Umgehung der zahlreichen Stromſchnellen im St. Lorenzſtrom angelegt werden. Das Haupthinderniß der freien Schifffahrt an den kanadiſchen Seen nach dem Meere, die Niagara Fälle, wird mittelſt des auf kanadiſchem Gebiet gelegenen Schleußen-Kanals, des vielgenannten, großen Seeſchiffen zugänglichen Welland Kanals umgangen. In neuerer Zeit findet auch ein neues Projekt vielen Beifall, die Niagara-

Fälle auf amerikaniſcher Seite, d. h. mittelſt eines im Staat New-York auszuführenden Kanals zu umgehen.

Die politiſche Hauptſtadt der Dominion iſt mit ihrer kommerziellen Hauptſtadt, Montreal, durch die Waſſerſtraße des Ottawa verbunden, aber die zwiſchen beiden Städten verkehrenden Dampfer reichen für den ſtets ſteigenden Verkehr nicht aus. Heute führt bereits eine vortreffliche Eiſenbahnlinie von Ottawa nach Montreal.

2. Montreal.

Der St. Lorenz (oder Saint Laurent, wie er hier genannt wird), iſt weniger ein Strom als eine Reihe von Seen, durch welche die fünf kanadiſchen Süßwaſſer-Meere mit dem atlantiſchen Ocean zuſammenhängen. Nur der Amazonenſtrom übertrifft ihn in ſeinem Laufe an Großartigkeit. Die Waſſermaſſe, die er ſtündlich an Montreal und Quebec vorüber dem Ocean zuführt, beträgt beiläufig ſechshundert Millionen Kubik-Fuß. Dabei iſt ſein Waſſer auf dem ganzen Laufe zwiſchen den Seen und dem Meere klar, durchſichtig, ungetrübt durch Erdmaſſen, wie jene, welche die Flüſſe des amerikaniſchen Südens, den Miſſiſſippi und Rio Grande in fließenden Schlamm verwandeln. Zahlloſe Inſeln der verſchiedenſten Größe, zumeiſt üppig bewaldet, bedecken das meilenbreite Strombett, deſſen flache, gleichfalls bewaldete Ufer man der Entfernung wegen nur in ihren Umriſſen erkennen kann. Hier und da wird man ein kleines Dörfchen oder das blanke Zinndach einer Kirche gewahr. An anderen Stellen ſteigen gewaltige Rauchwolken zum Himmel empor, von den Waldbränden herrührend, die in der heißen Jahreszeit oft Tauſende von Ackern verzehren. Im Süden ſieht man den Horizont von den unbeſtimmten Umriſſen hoher Bergketten abgegrenzt. Es ſind die Adirondacks im Staate New-York. Im Winter iſt die Landſchaft mehrere Monate hindurch unter einer dichten weißen Schneedecke verborgen; der Strom ſelbſt iſt zugefroren und verlaſſen. Quebec und Montreal ſind dann für alle Schifffahrt verloren, denn die Eisdecke erſtreckt ſich vom Ontario-See, nur unterbrochen durch die zahlreichen Stromſchnellen bis über Quebec hinaus. Von Quebec an bis an die Mündung friert der Strom niemals zu, infolge des heftigen Spieles von Ebbe und Fluth, das bis Quebec und ſogar noch weit darüber hinauf bemerkbar iſt. Im Frühjahr noch, ſelbſt wenn die Eisdecke gebrochen iſt, bleibt die Schifffahrt durch die ungeheuren Eisberge und zahlloſen Eisfelder, die längs der Küſte herabtreiben, noch immer ſehr gefährlich. Großartig iſt das Schauſpiel des Eisganges auf dem St. Lorenz. Die Eisdecke bricht unter beſtändigem Donnern und Rollen, die Trümmer werden von den Fluthen in raſender Eile ſtromabwärts und hinaus in die Bai geführt, oder ſie ſtauen ſich an den Inſeln zu gewaltigen Bergen

auf. Die gewaltigen Eismaſſen der canadiſchen Seen, allerdings durch den Sturz über den Niagara-Fall und durch die Stromſchnellen und Klippen zerbröckelt, finden durch den St. Lorenz ihren Weg zum Meere, und die Dampfer, welchen der Strom zwiſchen dem Ontario-See und Quebec als Straße dient, hüten ſich wohl, ihn zu befahren, ſo lange nicht die ganze Seenkette eisfrei iſt.

Für kleine Dampfer und Holz-Flöße, Barken und Segelſchiffe iſt der St. Lorenz gar nicht befahrbar, nur die größten und ſtärkſten Paſſagierdampfer können es wagen, ungefährdet die reißenden Stromſchnellen und Strudel zu paſſiren. Deshalb wurde dem Strome entlang ein Schleußenkanal angelegt, der von Prescott bis nach

Quebec: Die Cidatelle.

Montreal führt. Unſer Dampfer muß der Reihe nach über die Wellenberge, durch die Wirbel und reißenden Gegenſtrömungen der „Rapids“ tanzen; durch enge Fahrſtraßen, zwiſchen Felsklippen und Inſeln hindurch ſchießen; über kleine Waſſerfälle hinabfahren, die bald den Bug, bald das Hintertheil des Schiffes in die Fluthen tauchen, oder ſtarke Wellen über Deck ſenden. Das Schiff, welches, ſo lange wir im Ontario-See waren, ruhig und kaum bemerkbar über die Spiegelfläche dahinſchwamm, iſt jetzt in ewiger Unruhe und ewigem Schaukeln, das bei weitem nicht ſo regelmäßig vor ſich geht wie auf dem Meere. Hier und da wird der Bug ganz aus dem Curs heraus nach rechts oder links gedreht. Bald wird das Schiff ſelbſt von

einer Strömung erfaßt und abſeits geführt, bald erhält es erſchütternde Stöße. Rings um uns ſchäumt und donnert der Strom, raſt über die Felsklippen hinweg oder ſpritzt hoch an den Ufern der Inſeln empor. So paſſiren wir der Reihe nach die Galop-, Long-Sault-, die Coteau- und Cêdre-Rapids ꝛc. und nähern uns endlich den größten derſelben, den Lachine-Rapids. Schon vorher waren wir in einen Arm des St. Lorenz eingefahren, der die Inſel Montreal vom Feſtlande abſchneidet. Hier nehmen wir einen Piloten an Bord, der uns mit ſicherer Hand durch die Strudel hindurchlenkt, die wir von oberhalb kaum wahrnehmen können. Die Stöße werden ſtärker, und die Schnelligkeit des Stromes iſt ſo bedeutend, daß die Maſchine abgeſtellt werden muß. Dennoch ſchießen wir mit einer Geſchwindigkeit von zwanzig Meilen pro Stunde den Strom hinab und gelangen endlich in einen toſenden Waſſerkeſſel, auf deſſen Wellen der Rieſendampfer wie ein Stück Holz herumgeworfen wird. Aber in derſelben Minute noch ſind wir wieder in ruhigem Waſſer. Erſt jetzt können wir, zurückblickend, die Größe des Waſſerſturzes und damit auch die Größe der Gefahr wahrnehmen, welche wir glücklich überſtanden haben! —

Wir nähern uns Montreal, der Hauptſtadt Kanadas. Gerade vor uns ſehen wir die berühmte Victoria-Brücke, die längſte Brücke der Erde. Mit ihren beiden Zufahrten mißt ſie nicht weniger als 9000 Fuß in der Länge. Ihre 25 Bogen ruhen auf maſſiven, ſteinernen Pfeilern, die durch die ſtärkſten Eisböcke gegen die alljährlich ſich hier aufſtauenden Eisberge geſchützt ſind. Der mittlere Bogen hat 330 Fuß Spannweite. Die eiſerne Röhre, durch welche die Eiſenbahngeleiſe führen, iſt 22 Fuß hoch und 16 Fuß weit. Die Herſtellungskoſten der Brücke betrugen $6^1/_2$ Millionen Dollar. — Unter den gewaltigen Bogen hindurchfahrend, ſehen wir Montreal, am Fuße eines hohen, dicht bewaldeten Berges ausgebreitet, vor uns. Vom Strom aus geſehen, iſt der Anblick bezaubernd ſchön. Die Stadt wendet dem Fluſſe eine faſt vier Meilen lange, ununterbrochene Straßenfronte zu, längs welcher ſich eine breite Esplanade mit gemauertem Quai hinzieht. Die Häuſer ſind meiſtentheils aus hellfarbigen Quaderſteinen erbaut, und die blanken Zinndächer und Dome, die zahlreichen Kirchen und hohen Thürme, die ſie überhöhen, die herrlichen Villen, die ſich im Hintergrunde auf dem Abhang des Mount-Royal emporziehen, vereinigen ſich zu einem Städtebild, wie wir es in den Vereinigten Staaten kaum wiederfinden. In ihrem Innern zeigt die Stadt viel Aehnlichkeit mit New-Orleans, denn wie dort erinnert ſie in ihrer Bauart und Anlage mehr an die Städte Frankreichs. Auch in Bezug auf die Bevölkerung haben die nördlichſte und die ſüdlichſte Großſtadt des Erdtheils viel Gemeinſames. Beide ſind die älteſten Städte Nord-Amerikas, denn die Gründung Montreals fällt ſogar in den Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts, in das Jahr 1535 zurück.

Das franzöſiſche Element hat auch hier aufgehört, das herrſchende zu ſein, und obſchon Montreal unter ſeinen 140,000 Einwohnern noch immer mehr als die Hälfte Franzoſen zählt, ſo liegt doch der Handel, das Geld, das Geſchäft in den Händen des anglo-ſächſiſchen Elements. Die beiden Bevölkerungen bewohnen eigene Stadttheile, die von einander genau abgegrenzt ſind, ſie leben friedlich neben einander und kommen nur wenig mit einander in Berührung. Die engliſchen Clubs und die engliſchen Geſellſchaften der Stadt werden nur von wenigen Franzoſen beſucht; es unterliegt keinem Zweifel, daß das franzöſiſche Element in den Städten, infolge der mangelhaften Erziehung und der größeren Armuth, immer mehr zurückgedrängt und von Anglo-Kanadiern erſetzt wird, die neben praktiſcher Bildung größere Energie, größeren Unternehmungsgeiſt beſitzen und über größere Geldmittel verfügen. Dieſer Unterſchied prägt ſich ſogar in den beiden Stadttheilen aus. Das untere franzöſiſche Stadtviertel enthält enge winkelige Gaſſen, düſtere Durchfahrten, und die Häuſer erinnern in ihrem Ausſehen und ihrer Bauart wie geſagt an die alten Bauten des nördlichen Frankreich, von woher ja die erſten Anſiedler Kanadas hauptſächlich auch ſtammten. Im engliſchen Stadttheil findet man nur breite Straßen, hübſche offene Squares, große, in modernem Styl gebaute Geſchäftspaläſte und freundliche Villen. Man darf indeſſen aus dem Zurückdrängen des franzöſiſchen Elementes in Montreal nicht auch auf den Niedergang deſſelben im Lande ſchließen, denn dort findet das gerade Gegentheil davon ſtatt. Die Franzoſen hängen mit einer eigenthümlichen Zähigkeit an ihren Sitten und ihrer Sprache feſt; mögen ſie auch eine andere Sprache erlernen, die eigene franzöſiſche Mutterſprache verlernen ſie nie. Sie tritt nur nicht ſo zum Vorſchein wie die engliſche. Die Bibliotheken enthalten nur engliſche Bücher, die bedeutendſten Zeitungen Kanadas werden in engliſcher Sprache gedruckt und dieſe letztere bildet in Ober-Kanada auch in franzöſiſchen Gegenden die Verkehrsſprache. Dagegen iſt Unter-Kanada mit ſeiner Hauptſtadt Quebec beinahe ganz franzöſiſch geblieben. Die franzöſiſche Bevölkerung iſt durch eigene Vermehrung und nicht, wie die engliſche, durch die Einwanderung in ſteter Zunahme begriffen.

Zur Zeit, als Kanada an England abgetreten wurde (1763), zählte die Kolonie nur 60,000 Anſiedler, die zumeiſt aus der Bretagne und der Normandie herübergekommen waren. Obſchon nun dieſe Einwanderung nach dem genannten Jahre nahezu vollſtändig verſiegte, zählt man heute beinahe zwei Millionen franzöſiſcher Kanadier, von denen eine halbe Million in den Vereinigten Staaten, hauptſächlich in Neu-England lebt. Der normanniſche Accent in ihrer Sprache iſt heute noch in ſeiner ganzen Deutlichkeit vorhanden. Sollte dieſe Vermehrung in demſelben Maßſtabe auch fernerhin ſtattfinden, ſo müßte Kanada zu Ende des nächſten Jahrhunderts, ſelbſt ohne das Hinzukommen von Einwanderern, ebenſo viel Franzoſen zählen, als

das heutige Frankreich. Glücklicherweise ist für sie hinreichend Raum vorhanden, und obschon die ungeheuren Länderstrecken, die ihnen östlich und westlich der kanadischen Seen zu Verfügung stehen, bei weitem nicht so gutes Acker- und Weideland umfassen, als die Länder südlich der Seen, so sind sie doch kultivirbar.

Montreal ist reich an schönen, monumentalen Gebäuden, die auch einer europäischen Großstadt zur Zierde gereichen könnten. Wie nahezu sämmtliche Städte des amerikanischen Kontinents, so zählt auch Montreal einen Freimaurer-Palast zu seinen schönsten Gebäuden. Das Freimaurerthum hat seinen Weg bis hinauf in die entlegentsten Ansiedlungen der Neuen Welt gefunden. Wohl hat es dort andere Principien und andere Formen als in der Alten Welt, aber es ist ebenso mächtig, ebenso verbreitet. Auch Ottawa besitzt eine Freimaurer-Halle, und nur in den rein französischen Gegenden, in der Umgebung von Quebec, hält das katholische Priesterthum die Freimaurerei noch zurück. Die katholische Kirche besitzt den weitgehendsten Einfluß und ist in Kanada das mächtigste Bollwerk gegen das Umsichgreifen des englischen Elements, aber auch gleichzeitig ein Bollwerk gegen den Liberalismus. Der Kirche gehört die Mehrzahl der Schulen und Universitäten, in welchen die französische Muttersprache und der Geist des alten Mutterlandes kultivirt wird. Sie besitzt große Reichthümer und Liegenschaften (worunter ein Drittheil der ganzen Stadt Quebec), zieht noch immer „la Dime“, d. h. das Zehent ein, und verwendet sie in der That zum materiellen und sittlichen Wohl der Bevölkerung, aber hält die letztere dafür wieder in einer Art geistigen Bannes, der es der intelligenten, flinkeren anglo-kanadischen Rasse möglich machte, den weitaus größten Theil des Handels- und Geschäfts-Verkehrs der Dominion an sich zu ziehen. Außerdem kommt als drittes Element noch die Yankee-Rasse mit ins Spiel, die mit ihren neu-englischen und New-Yorker Industrie-Produkten ganz Kanada überschwemmt, Zweiggeschäfte in den Städten errichtet, ihre Agenten und Reisenden durch die kanadischen Provinzen sendet und unzweifelhaft mit der Zeit die gesammte Versorgung dieses ungeheuren Ländergebietes mit Industrie-Produkten an sich gerissen haben wird. Dies wird um so leichter stattfinden, als Kanada in jeder Beziehung den Vereinigten Staaten erheblich nachsteht. Die Kanadier, ob nun englischer oder französischer Abkunft, sind lange nicht so energisch, lange nicht so thätig und unternehmend, wie die Yankees; sie sind hauptsächlich Ackerbauer, während die benachbarten Yankee-Staaten Industrie-Staaten ersten Ranges sind, große Städte und große Betriebskapitalien besitzen, welche den Kanadiern mangeln. Nördlich vom St. Lorenz ist der fieberhafte Gelderwerb, das Jagen nach dem Dollar, die Concurrenz unbekannt. Dort leben die zahlreichen kanadischen Familien friedlich, wohl entschieden zufriedener mit ihrem Schicksal, als die Yankees, auf ihren ausgedehnten Farmen und ernähren sich durch Ackerbau, Fischzucht und Holzindustrie. Für die Yankees haben sie nicht die mindesten Sym-

Oſtende.

Weſtende.

Montreal: Panorama der Stadt von Mont Royal aus.

Digitized by Google

pathieen, ja ſelbſt die franzöſiſchen Kanadier ziehen zweifellos die engliſche Herrſchaft dem verhaßten Yankeethum, mit ſeinen vielfach verdorbenen Sitten und korrupten Staats- und Städteweſen, vor. — Anders iſt es freilich in der Provinz Neu-Schottland, und theilweiſe auch in Neu-Brannſchweig, wo die Intereſſen der Bevölkerung, die Fiſcherei und der Mangel einer eigenen Induſtrie einen innigen Anſchluß an die Vereinigten Staaten wünſchenswerth erſcheinen laſſen, und ſogar eine ganz bedeutende politiſche Partei entſtehen ließen, welche auf die Loslöſung von der engliſchen Krone und Einverleibung in die Union zuſteuert. — .

8. Quebec und ſeine Umgebung.

Die Reiſe von Montreal nach dem 260 engliſche Meilen entfernten Quebec, den St. Lorenz abwärts erinnert lebhaft an die Dampfſchifffahrten auf dem Hudſon, die in einem früheren Bande geſchildert wurden. Dieſelben großen, vierſtöckigen Dampfer, mit ihren weiten Paſſagierſalons und den auf amerikaniſchen Flußdampfern einmal ganz unvermeidlichen Muſikanten, dieſelben Landſchaften, dieſelben kleinen Städtchen und Anſiedlungen an dem Ufer. Nur machen die engliſchen Städtenamen hier den franzöſiſchen Platz. Chambly, Richelieu, St. Maurice, Argenteuil, Belleville, Montmorency . . . man glaubt ſich förmlich auf der Seine zu befinden. — Die Katarakte und Stromſchnellen, die oberhalb Montreals eine Karakteriſtik des St. Lorenz bilden, haben hier aufgehört. Die ausgedehnte Fläche des Stromes iſt ſpiegelglatt, und wir fahren ruhig den bewaldeten Ufern entlang. Je mehr wir uns Quebec nähern, deſto höher werden auch dieſe letzteren und erreichen endlich ihren Kulminationspunkt in einem mehrere hundert Fuß hohen, beinahe ſenkrecht in den Strom abſtürzenden Vorgebirge, das von einer Citadelle gekrönt wird. Das Vorgebirge iſt Cap Diamant, die Citadelle jene von Quebec.

Die Stadt ſelbſt liegt am Nordufer des Stromes, an der Spitze einer felſigen Landzunge, welche von dem St. Lorenz und dem hier mündenden St. Charles-Fluß gebildet wird, und deren höchſter Punkt eben Cap Diamant (nach den hier zahlreich vorkommenden Bergkryſtallen ſo genannt) bildet. Die Citadelle umfaßt einen Flächenraum von über 40 Acker, die ſtärkſte Feſtung Amerikas und häufig das amerikaniſche Gibraltar genannt. Der General-Gouverneur von Kanada hat hier ſeine Sommerreſidenz. Ueberall ſieht man Batterien, Mörſer und alte Feuerſchlünde der verſchiedenſten Kaliber, Magazine, Kaſernen, Wälle, Baſtionen ꝛc. Vorwerke, in den Felſen gehauene Kaſematten und bombenfeſte Gewölbe machen die Citadelle in der That uneinnehmbar. Von hier aus führt eine alte Feſtungsmauer bis an die das Flußthal des St. Charles überhängenden Klippen und kehrt dann, am Rande der letzteren fortlaufend, an dem Gouverneurs-Garten vorüber, zur Citadelle zurück. Auch hier,

auf dieſen von Champlain, dem Gründer Quebecs, erbauten Wällen ſtehen alte Kanonen, das ganze Flußthal beherrſchend. Innerhalb dieſer Mauern liegt der obere Stadttheil von Quebec, durch die ſteil abfallende Côte de la Montagne-Straße mit dem am Fluſſe gelegenen unteren Stadttheil und den Vorſtädten verbunden. Quebec erinnert uns noch mehr als Montreal an die alten Städte der franzöſiſchen Normandie, es iſt von dem modernen amerikaniſchen Städteweſen ſo unendlich verſchieden, daß man ſich in der That in irgend eine Stadt Frankreichs verſetzt glaubt. Von den 65,000 Einwohnern Quebecs ſind nur wenige Tauſend Engländer, und man hört faſt durchwegs franzöſiſch ſprechen. Die Straßen ſind winkelig, eng und unregelmäßig, geradeſo wie in den franzöſiſchen Hafenſtädten der Bretagne oder Normandie; die ein- oder zweiſtöckigen Häuſer ſind noch vielfach aus Holz erbaut, die Straßen ſchlecht gepflaſtert. Der untere Stadttheil iſt von Magazinen und Handlungshäuſern eingenommen, denn hier, an den Ufern des St. Lorenz, befinden ſich die Werften und Landungsplätze der Flußdampfer und Seeſchiffe. Es iſt der belebteſte und zugleich älteſte Theil der Stadt. — Obſchon Quebec noch 300 engliſche Meilen vom Meere entfernt iſt, ſo iſt ſein Hafen doch groß und tief genug, um die größten Flotten in ſich aufzunehmen. Der hier bereits dem Fluthwechſel des Meeres unterworfene Strom iſt über eine Meile breit und ganz von hohen, bewaldeten Bergen eingeſchloſſen. Erſt unterhalb der Stadt erweitert ſich der St. Lorenz zu einer ſchönen Bai, die man mit mehr oder weniger Recht mit der Bai von Neapel verglichen hat. Die obere Stadt iſt die vornehmere und enthält die eleganten Kaufläden, die Hôtels und Privathäuſer, die Gebäude der Provinzial-Regierung, das ſchöne Palais des Erzbiſchof-Cardinals, mehrere Klöſter, Kirchen und unter der Leitung der Kirche ſtehende Lehranſtalten, darunter die vortrefflich geleitete Univerſität mit mehr als 700 Studirenden. Ueberall in der ganzen Stadt zeigen ſich dem fremden Beſucher Inſchriften und Monumente aus der bewegten Geſchichte dieſer alten Stadt. Unter ihren Mauern fand im vergangenen Jahrhundert ſo mancher Entſcheidungskampf ſtatt. Innerhalb 150 Jahren wurde Quebec fünfmal belagert. Im Garten des General-Gouverneurs erinnert ein Obelisk an den ruhmvollen Tod der feindlichen Generale Wolfe und Montcalm, die beide an der Spitze ihrer Armeen fielen, die nun beide durch ein- und dasſelbe Denkmal gefeiert werden. — Auf dem hiſtoriſchen Abrahams-Felde begegneten ſich 1759 die beiden Armeen, die Schlacht, die hier geliefert wurde, entſchied über die Zukunft Kanadas. Die Stelle, wo General Wolfe mit Wunden bedeckt den Geiſt aufgab, wird heute durch eine ſteinerne Säule bezeichnet. Ein anderes Monument erinnert „Aux Braves de 1760.“

Quebec iſt nicht nur die einzige größere Stadt Kanadas, ſondern überhaupt des ganzen nord-amerikaniſchen Kontinents, deren urſprüngliche Bevölkerung vor der anglo-ſächſiſchen Raſſe noch nicht gewichen iſt. Die Aufſchriften und Firmentafeln, die

Mehrzahl der Zeitungen ſind in franzöſiſcher Sprache abgefaßt, ja die Quebecker haben noch die alten Koſtüme und alten Sitten ihrer Väter beibehalten. Mehr noch wie in Montreal wird hier das alte Franzöſiſch des vorigen Jahrhunderts geſprochen, wie man es in Frankreich ſelbſt nur noch in der Bretagne, und in der Umgebung von Chartres hören kann. Wohl ſind die Quebecker auch vielfach der engliſchen Sprache mächtig, aber ſie bedienen ſich ihrer nur im Umgange mit den Engländern. Die offiziellen Dokumente und parlamentariſchen Verhandlungen werden in beiden Sprachen in Druck gelegt. Darauf, wie auf die Zeitungen beſchränkt ſich die ganze franzöſiſche Literatur des Landes. Die Engländer haben auch hier ſchon theilweiſe den Handel und das geſchäftliche Leben an ſich geriſſen. Es ſtehen ihnen bedeutende Geldmittel zu Gebote, viele Banken Englands haben hier Zweighäuſer etablirt, alle großen Unternehmungen können ſtets durch engliſches Kapital unterſtützt werden. Wer Geld beſitzt, iſt hier Herr im Lande, und man muß zugeſtehen, daß die Engländer nun ſchon auch in Unter-Kanada und Quebec in dieſer Hinſicht Herren ſind. Die engliſchen Zeitungen ſind die einzigen, welche in den Straßen verkauft werden. Auch in den Vereinigten Staaten werden die franzöſiſchen und deutſchen Blätter mit ſehr wenigen Ausnahmen nur an Abonnenten abgegeben, der Straßenverkauf wird nahezu ausſchließlich von engliſchen beherrſcht.

Wenige Städte der neuen Welt können ſich mit Quebec in Bezug auf die Schönheit ſeiner Lage meſſen. In ſeiner unterhalb der Citadelle gelegenen „Dufferin-Terraſſe" beſitzt es einen Ausſichtspunkt, der uns hiervon überzeugen wird. Die Terraſſe, auf einem hohen, ſteilen Felſenvorſprung gelegen, nimmt dieſelbe Stelle ein, auf welcher einſt das Chateau St. Louis, eine von Champlain erbaute, 1834 durch Feuer zerſtörte Burg ſtand. Heute ſtehen auf der Terraſſe zwei alte ruſſiſche Kanonen, die von den Engländern bei Sebaſtopol erbeutet wurden, und welche die Königin Quebec zum Geſchenk machte. Die Ausſicht, welche ſich uns von hier aus darbietet, iſt in der That unbeſchreiblich ſchön. Der majeſtätiſche St. Lorenz mit ſeiner breiten, tiefblauen Waſſerfläche und ſeinen hohen dicht bewaldeten Ufern, hinter welchen das Wellenland und die erſten Vorberge jener gewaltigen Gebirgsmaſſe emporſteigen, die ſich bis in die Polar-Gegenden hinauf erſtreckt, und deren tiefviolette Umriſſe ſich in weiter Ferne ſcharf von dem klaren Himmel abheben. Unendliche Länderſtrecken breiten ſich zu unſeren Füßen aus. In nächſter Nähe ſehen wir die weite Bai des St. Lorenz mit der Mündung des romantiſchen St. Charles-Fluſſes; in der Mitte der Bai die ſchöne, mit dem üppigſten Grün bedeckte Orleans-Inſel. Große Dampfer und hochmaſtige Segelſchiffe durchfurchen die Waſſerfläche, ſie kommen und gehen von den Werften, die um die untere Stadt gelagert ſind. Uns zur Rechten liegt ein ſchattiger Park, der „Place d'Armes", und über uns erheben ſich die gewaltigen Mauern und Baſtionen der Citadelle.

Doch ſchöner und anziehender als die Stadt ſelbſt ſind ihre Umgebungen. Die Ufer des St. Charles-Fluſſes, die Fälle des Montmorency, der ſeine Waſſer in einer Breite von 50 Fuß über einen Abhang von 250 Fuß Höhe in den St. Lorenz ſtürzt; die Chaudière-Fälle, die Fälle von St. Anna unterhalb Quebec, die Klippen des Saguenay-Fluſſes, alles das ſind Bilder, die in ihrer Wildheit und Großartigkeit nur mit den norwegiſchen Landſchaften verglichen werden können. Der Charakter der Flüſſe und der Berge iſt ganz derſelbe. Leider wird dieſer an landſchaftlichen Schönheiten ſo überreiche Theil Kanadas von Vergnügungsreiſenden nur wenig beſucht. —

Montreal: Der Bonſecours-Markt

Montreal: Great St. James Street.

Intereſſanter noch als der Sommer iſt der kanadiſche Winter. Die Kanadier ſind paſſionirte Sportsleute, und nirgends wird der Sport im Freien ſo ſehr gepflegt, wie gerade in Montreal oder Quebec. Der Schnee bleibt in den beiden Städten während vier oder fünf Monaten ohne nennenswerthe Unterbrechung liegen, und der Schlitten iſt das ausſchließliche Verkehrsmittel in den Städten wie auf dem Lande. Auf den Flüſſen treten häufig die Eisboote, Schlitten durch Segel getrieben, in Verwendung. Merkwürdigerweiſe fährt man in Kanada im Sommer wohl in geſchloſſenen Equipagen und Miethwagen, im Winter jedoch bei den ſchneidenſten Stürmen, heftigem Schneegeſtöber und grimmiger Kälte würde es niemandem einfallen, in einem geſchloſſenen Schlitten zu fahren. Auf die Schlitten verwenden die Kanadier viele

Sorgfalt. Sogar die Miethſchlitten ſind mit koſtbaren Pelzen behangen, und der Inſaſſe kann wohl ſeine Glieder gegen die Kälte ſchützen, aber Kopf, Schultern und Hände bleiben der Kälte ausgeſetzt; wehe demjenigen, der ſie nicht durch Pelzkappen, Pelzkragen und Handſchuhe zu ſchützen vermag! Binnen wenigen Minuten ſind Naſe, Ohren und Hände erfroren! —

Schlittſchuhlaufen und Schneeſchuh-trabben gehören zu den beliebteſten Vergnügungen der Kanadier. In jeder Stadt beſtehen eine ganze Anzahl Schneeſchuh-Klubs, welche zeitweilig mit den etwa zwei Quadratfuß großen, mit Netzen überſtrickten Schneeſchuhen gemeinſchaftliche „tramps“ ſtundenweit querfeldein über den Schnee unternehmen. Damen wie Herren betheiligen ſich daran oft in gleicher Zahl, in charakteriſtiſche weiße oder buntfarbige Flanell-Koſtüme gekleidet, und die franzöſiſche Zipfelmütze, die „toque“ auf dem Kopfe. —

Noch viel beliebter als dieſe beiden Sporte iſt das tobogganing, ein von den Indianern übernommenes Wintervergnügen, welches darin beſteht, auf etwa anderthalb Fuß breiten und zehn Fuß langen flachen Schlitten ſteile Abhänge herunter zu gleiten. Herren wie Damen ſetzen ſich rittlings hintereinander auf einen ſolchen Schlitten, und mit Pfeilſchnelle ſchießen ſie dann die ſteile, glatte Bahn herab, weit in die Ebene hinaus. Wo keine natürlichen Abhänge, wie etwa am Mont-Royal in Montreal oder an dem Montmorenci-Fällen in Quebec vorhanden ſind, da werden künſtliche Toboggan-Slides errichtet; ich ſelbſt war noch im Winter 1886—87 Gaſt des General-Gouverneurs, Lord Landsdowne, im Rideau-Park zu Ottawa, bei einem derartigen Tobogganingfeſte, wo die faſhionable Geſellſchaft der Reſidenz ſich mit Leidenſchaft dem Tobogganing auf einer künſtlichen, aus Holzbalken und Streben errichteten Bahn hingab.

* * *

Unweit von Quebec findet man heute noch einzelne, ganz von Indianern oder vielmehr von den Miſchlingen zwiſchen dieſen und den Weißen, den ſogenannten Métis, bewohnte Anſiedlungen. Hier ſind es die Nachkömmlinge der einſt ſo tapferen Huronen, in der Nähe von Montreal die Nachkömmlinge der Irokeſen. Das größte Huronendorf iſt Lorette, deſſen dreitauſend Einwohner allerdings durchaus Miſchlinge ſind, die in ihren Sitten wie in ihrem Ausſehen vielmehr den franzöſiſchen Kanadiern als den Indianern ähneln. Auch haben ſie das Zelt- und Nomadenleben ihrer Väter ſchon längſt mit feſten Wohnſitzen vertauſcht, die auf eigenen, ihnen von der Regierung eingeräumten Reſervationen liegen. Nur dem Ackerbau ſind ſie noch immer fremd und alle Verſuche, ſie dazu zu bringen, waren bisher vergeblich. Sie nähren ſich von der Jagd, vom Fiſchfang und durch den Verkauf ihrer eigenen Induſtrie-Produkte wie z. B. der Bogen und Pfeile, Moccaſſins, Schnee-

ſchuhe ꝛc. an Fremde. Sie ſind insgeſammt, von ihrem Häuptling herab bis zum jüngſten „Papouſe", höchſt friedlicher Natur, und man würde in ihnen wohl kaum die Enkel jener im vorigen Jahrhundert ſo mächtigen Huronen-Nation vermuthen. Nach ihrer Niederlage durch die feindlichen Irokeſen flüchteten ſie in die Nähe von Quebec und gründeten hier 1698 an den Ufern des ſchönen St. Charles-Fluſſes die Niederlaſſung, welche heute, wie geſagt, den Namen Lorette führt. Der letzte der Huronen iſt ſchon längſt nach den „glücklichen Jagdgründen" gezogen. Die Miſchlinge haben ſogar ihre eigene Sprache verloren und nur an Sonntagen ſingen ſie in der hübſchen kleinen Dorfkirche ihre Hymnen in der alten Huronenſprache, ohne ſie jedoch zu verſtehen. —

Ihre einſtigen Feinde, die Irokeſen, haben ſich auf einer Reſervation am rechten Ufer des St. Lorenzſtroms, in der Nähe von Montreal, angeſiedelt. Aber obſchon ſie in Caughnawaga (dies iſt der Name ihrer Anſiedlung) noch Vollblut-Indianer ſind und ihre Sprache noch immer beibehalten haben, ſo ſind ihnen die Friedenspfeife und der Tomahawk, die Kriegstänze wie das häusliche Wigwam doch ſchon gänzlich entfremdet. Caughnawaga erinnert viel mehr an ein Dorf armer irländiſcher Einwanderer, als an eine Indianer-Anſiedlung. Nur die rothhäutigen Bewohner ſelbſt, mit ihren eigenthümlich ſcharf geſchnittenen Geſichtern, ihren dicken ſchwarzen Haaren, ihren dunklen Augen und das ſcheue Weſen erinnern uns daran, daß wir uns unter den Enkeln jener tapferen Nation befinden, welche gerade vor zweihundert Jahren den Schrecken der europäiſchen Soldaten bildete. Aber wie geſagt, ihr kriegeriſcher Geiſt iſt vollſtändig geſchwunden. Nur hier und da kommen ihre barbariſchen Gebräuche noch zum Durchbruch, ohne ſich jedoch jemals gegen die Weißen zu richten, wie dies leider jenſeits der Grenze, in den Vereinigten Staaten ſo häufig der Fall iſt. Nur die Unluſt zur Arbeit erbten ſie von ihren Vorfahren. Auch bei ihnen ſcheiterten alle Bemühungen, ſie zu Ackerbauern zu machen; nach wie vor iſt ihre einzige Beſchäftigung Jagd und Fiſchfang, während ihre, in ihrer Jugend ganz hübſchen Weiber allerhand Gegenſtände aus Baumrinde und Leder mit rohen Stickereien aus kleinen Glasperlen verziert, anfertigen.

Die Indianer ſind in Kanada, im Verhältniß zur weißen Bevölkerung, zahlreicher als in den Vereinigten Staaten, und doch hat man, wenigſtens im öſtlichen Kanada niemals Gelegenheit, ſich über ſie zu beklagen*). Die Urſache dieſes friedlichen Neben- und Miteinanderlebens zwiſchen den Indianern und Weißen iſt die friedliebende, ehrliche Politik der kanadiſchen Regierung, die mit der grauſamen,

*) Die Geſammtzahl der Indianer Kanadas beträgt ca. 130,000, von welchen 40,000 in Britiſch Columbien, 40,000 in Manitoba, 12,000 in der Provinz Quebec und 17,500 in der Provinz Ontario wohnen. Der Reſt iſt über die Hudſon-Bai-Länder und die atlantiſchen Provinzen Kanadas zerſtreut.

betrügeriſchen, oft ganz unmenſchlichen Behandlung der Indianer von Seiten der Vereinigten Staaten-Regierung ſehr vortheilhaft kontraſtirt. Es wurde dieſer entwürdigenden Politik und des Vernichtungs-Krieges, welchen die Yankee-Nation gegenwärtig mit den Indianern führt, in einem früheren Bande gedacht. Hier in Kanada hat man Gelegenheit, die Vorzüge einer ehrlichen, gütigen und milden Politik gegenüber den einſtigen Herren des Landes zu erkennen. Der Indianer ſteht vor dem Geſetze mit dem Weißen auf derſelben Stufe, er hat dieſelben Rechte. In den Vereinigten Staaten hingegen, die ſich ſo viel auf ihre Sclavenbefreiung zugute thaten, auch dem Neger die gleichen Rechte mit den Weißen einräumten, iſt der Indianer nicht beſſer als ein wildes Thier, das ausgehungert und ausgerottet werden muß. Die Indianerpolitik der Vereinigten Staaten wird ſtets ein dunkler Fleck in ihrer Entwicklungsgeſchichte bleiben. Während demzufolge ſüdlich der kanadiſchen Grenzlinie die Indianer allmählig ganz ausgerottet werden, ſind ſie in Kanada, allerdings vielleicht nur durch die Vermiſchung mit den Weißen, eher in Zunahme begriffen, ja ſie bilden ein ſehr wichtiges, in vielen Theilen der Dominion ſogar ſehr nützliches Element ihrer ſpärlichen Bevölkerung.

* * *

Die drei atlantiſchen Provinzen der „Dominion of Canada“ — dies der offizielle Titel Kanadas, — ſind Neu-Schottland, Neu-Braunſchweig und die verhältnißmäßig kleine Prinz-Edward-Inſel, deren im Vergleich zum übrigen Kanada ziemlich dichte Bevölkerung hauptſächlich vom Fiſchfang und von der Holzgewinnung lebt. Die franzöſiſche Bevölkerung dieſes öſtlichſten Theiles von Kanada, des einſtigen Akadien, iſt vielfach von der engliſchen und ſchottiſchen verdrängt worden, ja die Hauptſtädte Neu-Schottlands und Neu-Braunſchweigs, Halifax und St. Johns ſind durchaus engliſch. Ebenſo iſt die ganze Bevölkerung von Prinz-Edward-Island, mit ihrer hübſchen, etwa fünfzehn tauſend Einwohner zählenden Hauptſtadt Charlottetown ganz engliſch. Neben Montreal und Quebec ſind St. Johns und Halifax die wichtigſten Häfen Kanadas und gehören übrigens zu den wichtigſten des Kontinents, zumal Montreal und Quebec im Winter während der Vereiſung des St. Lorenzſtroms gänzlich unzugänglich ſind. Allerdings friert der mächtige Strom nur in Montreal zu und iſt bei Quebec infolge des ſteten Fluthwechſels Sommer und Winter offen, allein die Werften ſind gefroren und die Fahrt den Strom aufwärts in Folge der ungeheuren herabtreibenden Eismaſſen wegen zu gefährlich. Auch der Hafen von Halifax iſt mitunter infolge des Eiſes unzugänglich, und dann iſt Portland, die Hauptſtadt des amerikaniſchen Staates Maine, der Haupthafen für Kanada.

4. Manitoba und die Hudſonbai-Länder.

Der bisher geſchilderte Theil Kanadas bildet kaum ein Zehntel der ungeheuren Länderſtrecken, welche die britiſchen Beſitzungen Nordamerikas ausmachen. Nur der ſüdöſtlichſte Theil der Dominion iſt beſiedelt und ſpärlich bevölkert, während der Reſt, weſtlich und nördlich des Ottawaſtromes, heute noch ebenſo unbebaut, unbewohnt und unbeſucht iſt, wie es die Vereinigten Staaten weſtlich des Alleghany-Gebirges zu Beginn dieſes Jahrhunderts waren. Damals boten das gewaltige Miſſiſſippi-Becken und die Küſten des Stillen Oceans mit ihren Steppen und Urwäldern ganz

Quebec: Die Montmorenci-Fälle.

denſelben Charakter dar, niemand hätte gewagt, ihnen auch nur mehrere Jahrhunderte ſpäter einen ähnlichen Kulturzuſtand und eine ähnliche Bevölkerung zu prophezeien, wie wir ſie heute dort finden. Kanada reicht allerdings zur Hälfte in die Polar-Region hinein, die ewig nur von Eskimos bewohnt bleiben wird, und keine Ausſicht auf Kultivirung bietet. Aber die ſüdliche Hälfte Kanadas kann an vielen Stellen bezüglich der Güte des Bodens, der Bewäſſerung und Fruchtbarkeit, mit den durchſchnittlichen Ackerbau-Diſtrikten des amerikaniſchen Weſtens verglichen werden.

Das Klima des kanadiſchen Nordweſtens iſt ſehr geſund. Der Winter dauert allerdings ſogar in Manitoba, dem um den Winnipeg-See gelegenen, in dem Breitengrade von Paris befindlichen Gebiete fünf Monate, vom November bis zum April, während welcher Zeit das Queckſilber des Thermometers niemals über den Gefrierpunkt ſteigt, aber dafür iſt der Schneefall ſehr gering und die Schneedecke bleibt locker und körnig, ſo daß man es ſich erklären kann, wie ſelbſt am Athabaska-See, unter dem 55. Breitengrade Pferde im Freien überwintern können, indem ſie ihre Nahrung unter dem Schnee ſuchen. In Jowa und Wisconsin iſt dies kaum möglich.

Der Frühling wird durch die abwechſelnden Nord- und Südwinde, bis Mitte Mai ſehr unbeſtändig. Dann aber entwickelt ſich der Pflanzenwuchs viel ſchneller und kräftiger, als in den gemäßigten Zonen Europas; während der vier folgenden warmen Monate gelangen nicht nur alle Feldfrüchte, ſondern ſogar Mais, Melonen und viele andere Pflanzen zur Reife, die man in Europa nur in den ſüdlichen Gegenden vorfindet. Der Herbſt, auf die Monate September und Oktober beſchränkt, iſt von ſehr beſtändiger, trockener Witterung, und vielleicht die angenehmſte Jahreszeit dieſer Regionen. —

Die ſprüchwörtliche Fruchtbarkeit der amerikaniſchen Prairien bewährt ſich auch hier, in dem Gebiete des Winnipeg-Sees. Die zahlreichen Farmer am Red-River des Nordens verbrennen den Dünger, da die durchſchnittlich vier Fuß dicke Schicht fruchtbarer Erde ſeiner nicht bedarf. - Nur hat der Ackerbau hier zeitweilig in den Ueberſchwemmungen der Flüſſe, den Prairiebränden, den Heuſchrecken ꝛc., ganz dieſelben Feinde, wie in den Ebenen von Minneſota und Wisconſin.

Der einträglichen Bebauung des Bodens ſteht in dieſem Theile Kanadas, ſowie in dem ſogenannten Nordweſten, ein Ländergebiet von der Ausdehnung des heutigen Frankreichs offen. Wenn man hierzu die Provinzen Ontario und Quebec, ſowie die zwei See-Provinzen (Neu-Schottland und Neu-Braunſchweig) rechnet, ſo wird man finden, daß Kanada vorderhand für die zehnfache Bevölkerungszahl nicht nur Raum, ſondern auch Lebensunterhalt darbietet.

Die Diagonale, die man vom nördlichſten Punkte des Superior-See nach der Südgrenze des Territoriums Alaska zieht, bildet beiläufig die Scheidelinie zwiſchen dem fruchtbaren und dem Wüſtengebiete Kanadas; das letztere, die Gebiete des Mackenzie- und Kupferminen-Fluſſes umfaſſend, muß noch für Jahrhunderte hinaus unberückſichtigt bleiben, während das ſüdlich der genannten Scheidelinie gelegene Gebiet ſich in drei verſchiedene Theile zerlegen läßt — in die Steppe, Wald und Prairie. —

Das Steppenland iſt eine Fortſetzung der amerikaniſchen „Bad lands“ und umfaßt, am hundertſten Meridian gelegen, über 50 Millionen Acker. Dieſe Länderſtrecke iſt, mit Ausnahme weniger Stellen, alles Pflanzenwuchſes bar. Die Flüſſe

ſind nahezu das ganze Jahr über trocken, und der Regenfall iſt nicht genügend. Dagegen bietet das Gras, mit welchem die Steppen an manchen Theilen bedeckt ſind, ein vorzügliches Futter für Pferde und Vieh, geradeſo wie das „Buffalo-Gras“ auf den Steppen von Weſt-Kanſas und Nebraska.

Die Prairien ſind nahezu von derſelben Ausdehnung wie die Steppen, ſie lehnen ſich auf der einen Seite an dieſe letzteren, auf der anderen an die Waldregion an; ihr Boden iſt ungemein fruchtbar, nur ſetzen ſich die häufigen Stürme, begleitet von plötzlichem Temperatur-Wechſel, der Beſiedlung und Bebauung ſehr entgegen.

Die Waldregion iſt bei einer Ausdehnung von nahezu 300 Millionen Acker die bedeutendſte. Ein Viertel dieſer Region iſt der Urbarmachung leicht zugänglich.

Seit der im Jahre 1885 erfolgten Eröffnung der kanadiſchen Pacific-Bahn haben die nordweſtlichen Ländergebiete an Bedeutung und an Beſiedlung ungemein zugenommen, obſchon ein ſolcher Einwanderungsſtrom, wie jener, der ſich in den letzten zwei Jahrzehnten über die amerikaniſchen Prairien ergoß, hier niemals ſtattfinden wird. Es wird hier in der Anlockung von Einwanderern viel zu viel Reklame getrieben, welche meinen eigenen Wahrnehmungen auf mehreren Reiſen durch Kanada zufolge, gänzlich ungerechtfertigt iſt. Nur die Provinz Manitoba, ein den großen Winnipeg-See einſchließendes, im Süden an die Vereinigte-Staaten Grenzlinie ſtoßendes Viereck von etwa achtzigtauſend engl. Quadratmeilen Ausdehnung kann hoffen, jemals eine den Vereinigten Staaten ähnliche Bevölkerung und Kultur zu erlangen. Der große Reſt des Nordweſtens wird in aller Vorausſicht ebenſo kultur- und bevölkerungslos bleiben, wie Wyoming oder Nevada. —

Durch die Herſtellung der kanadiſchen Pacific-Bahn iſt allerdings ein weites großes Ländergebiet erſchloſſen, und der Herrſchaft der Hudſonbai-Kompagnie im Nordweſten theilweiſe ein Ende bereitet worden. Aber die kanadiſche Pacific-Bahn iſt unter anderen Verhältniſſen entſtanden, als die ſüdlicher gelegenen Pacific-Bahnen. Die kanadiſche Bahn iſt nicht eine Pionierbahn für ackerbautreibende Einwanderer, ſondern eine engliſche ſtrategiſche Bahn, eine große und für das engliſche Reich wichtige Transportslinie für Truppen nach dem Stillen Ocean eventuell nach Indien. Die allerdings ſehr begehrte Einwanderung wird ſich auf Manitoba beſchränken, in den weſtlicher und nördlicher gelegenen Territorien aber niemals eine größere Ausdehnung annehmen. Welche Wichtigkeit in ſtrategiſcher Hinſicht die kanadiſche Bahn hat, geht ſchon aus dem Indianer- und Halbblut-Aufſtande von 1885 hervor. Es wäre der kanadiſchen Regierung ohne dieſe Bahn unmöglich geweſen, ſchnell genug Truppen zur Unterdrückung der Blut-, Creek- und Sioux-Indianer nach dem Kriegsſchauplatz zu ſenden, denn ein ſolcher Transport hätte, wie gelegentlich des Aufſtandes von 1869—70, mehrere Monate in Anſpruch genommen, ja wäre im Winter gänzlich unausführbar geweſen. Erſt mit der Herſtellung der Bahn iſt es der

kanadiſchen Regierung möglich, ihre den halben Kontinent umfaſſenden Länder wirklich zu beherrſchen. —

In jüngſter Zeit iſt der große Nordweſten, ähnlich dem Vereinigten Staaten-Syſteme, in Provinzen und Diſtrikte eingetheilt worden und zwar: die Provinz Manitoba, mit der Hauptſtadt Winnipeg, in ihrer Organiſation den öſtlichen kanadiſchen Provinzen ähnlich, und wie dieſe unter der Verwaltung eines Lieutenant-Gouverneurs, eigener Miniſter und eigener Legislatur ſtehend, was bei einer Bevölkerung von etwa 70,000 Seelen wohl möglich iſt. — Aus dem großen Reſte des „Nordweſtens“ bis zu den Felſengebirgen wurden drei Diſtrikte herausgeſchnitten: Aſſiniboia, das Flußgebiet des Aſſiniboine umfaſſend, und ſüdlich an die Vereinigten Staaten grenzend, mit 90,000 □ Meilen und 22,000 Einwohnern. Dieſer Diſtrikt wird der Länge nach von der kanadiſchen Pacific-Bahn durchzogen. Ferner Saskatchewan, nördlich von Aſſiniboia, mit 106,000 □ Meilen und 10,000 Einwohnern, endlich Alberta, weſtlich der beiden genannten „Diſtrikte“ mit gleichfalls 106,000 □ Meilen

Landſchaft am Saskatchewan-Strom.

und 15,000 Einwohnern. Nördlich dieſer drei Diſtrikte wurde ein vierter, „Athabaska“, um den gleichnamigen See gelegen, abgegrenzt. — Der große Reſt bis in die Polar-

In Britiſch-Columbia: Terraſſen am Fraſer-Fluß.

region hinauf iſt noch Territorium geblieben und wird es aller Wahrſcheinlichkeit nach auch ewig bleiben.

Der große und unbeſtreitbare Fortſchritt des Nordweſtens innerhalb der letzten zehn Jahre kommt hauptſächlich Manitoba und ſeiner Hauptſtadt Winnipeg zu gute. Ich beſuchte die Provinz zum erſten Male vor elf Jahren, den Red River des Nordens von Fargo aus herabfahrend. Das Wort „herab" ſcheint in dieſem Falle unnatürlich, aber doch richtig, denn im ganzen Flußgebiete der Vereinigten Staaten iſt der Red River des Nordens der einzige in ſtreng nördlicher Richtung fließende große Fluß. — Winnipeg war damals wenig mehr, als ein Durcheinander von Bretterbuden und Zelten, in der Nähe der Mündung des Aſſiniboine in den Red River gelegen. Hier ſtand auch das alte Fort Garry, der Hauptſitz der Hudſonbai-Compagnie. Das jenſeits des Red Rivers gelegene franzöſiſche Städtchen St. Boniface war bedeutend größer als Winnipeg, das man kaum dem Namen nach kannte.

Als ich 1883 Winnipeg zum zweiten Male beſuchte, war die Eiſenbahn von St. Paul dahin bereits hergeſtellt. Auf der Reiſe hatte ich aber dennoch das Vergnügen, auf der offenen Prairie Minneſotas mit dem ganzen Zuge eingeſchneit zu werden, und zwei Tage wie drei Nächte dem in dieſen Ländern ungemein heftigen „Blizzard", d. h. Nordweſtſtürmen ausgeſetzt zu bleiben. Winnipeg war zu einer Großſtadt von 60,000 Einwohnern angewachſen, denn auch die kanadiſche Pacific-Bahn hatte von hier aus ſchon nach Oſt und Weſt große Strecken vollendet, und Winnipeg war damals mit Emigranten und Spekulanten ähnlich gefüllt, wie ſich etwa fließendes Waſſer in Reſervoirs anſammelt, die keinen Abfluß haben. Aus der Zeltſtadt war eine bedeutende Stadt mit ſteinernen Häuſern, großen Banken und Hôtels geworden, und Boniface war zu einer Vorſtadt Winnipegs herabgeſunken. — Gelegentlich meines dritten Beſuches im Herbſt 1886 war die kanadiſche Pacific-Bahn bereits vollendet, der Überſchuß der Bevölkerung von Winnipeg, die nur dieſer Bahneröffnung wartete, war gegen Weſten in die Prairien abgefloſſen, und die Einwohnerſchaft Winnipegs war auf ein ſtabiles Niveau von etwa vierzigtauſend Seelen geſunken. Merkwürdig blieb aber der ausgeſprochene engliſche Charakter der Bevölkerung. Im öſtlichen Kanada iſt dies begreiflich. Die Einwanderung kam direkt von England und Schottland, und behielt die Eigenthümlichkeiten der Mutterländer bei. Den Kanadier erkennt man ſofort an ſeinem engliſchen Ausſehen, engliſcher Kleidung, engliſchen Sitten und Gebräuchen und hauptſächlich an der Sprache, die nichts mit dem naſalen, langgezogenen ſingenden Tenor der Yankees gemein hat. Aber in Winnipeg dieſelben Merkmale Alt-Englands wieder zu finden, war merkwürdig, denn Winnipeg iſt den Geſchäfts- und Bevölkerungs-Zentren der V. Staaten viel näher, als jenen Kanadas, es war von dem bewohnten und beſiedelten Oſten Kanadas faſt gänzlich abgeſchloſſen und grenzte faſt unmittelbar an die Vereinigten Staaten, von wo auch die erſte Bahn dahin führte. Dennoch hat Winnipeg eine kaum nennens-

werthe Einwanderung von den Vereinigten Staaten aus, und die Trennung zwiſchen beiden Ländern iſt hier ebenſo vollkommen, wie im Oſten.

Winnipeg wird zweifellos auch in Zukunft die Metropole des großen Nordweſtens bleiben, wie es auch in der Vergangenheit der Hauptſitz der Jäger- und Trapperbevölkerung war. Es iſt eine der Hauptſtationen der Pacific-Bahn; infolge der unendlichen Kette großer Seen und Flüſſe in direkter Schifffahrtsverbindung mit einem Umkreis von mehreren hundert Meilen und ſoll demnächſt auch noch eine dritte Eiſenbahn nach der an der Hudſonbai gelegenen Faktorei Fort York erhalten. Das ganze Land bietet in ſeinen waſſerreichen Strömen Verkehrsmittel dar, von deren Ausdehnung man ſich kaum eine Vorſtellung machen kann. Dampfer und Seeſchiffe können während der Sommer-Monate mit ihrer Ladung von Hamburg oder London direkt durch die Hudſonbai bis Fort York fahren. Von dort geſchieht der Verkehr mit Winnipeg auf Fracht-Kähnen den Nelſonſtrom hinauf, durch den Winnipeg-See bis in das Herz Kanadas, nahezu 2000 Meilen von der atlantiſchen Seeküſte entfernt. Der Winnipeg-See iſt aller Wahrſcheinlichkeit nach dazu berufen, in nicht zu ferner Zeit ein zweites Chicago an ſeinen Ufern entſtehen zu ſehen und zum Mittelpunkt des kanadiſchen Handelsverkehrs zu werden. Die großen Waſſerſtraßen des Red-River und des Saskatchewan geſtatten es, vom Winnipeg-See mit großen, flachen Frachtſchiffen noch auf viele hundert Meilen weiter landeinwärts vorzudringen, ſchon heute werden dieſe Ströme, ſowie der ferne Athabaskafluß von mehreren Dampfern befahren, welche den Verkehr zwiſchen den Anſiedlern an den oberen Flußläufen und der Außenwelt vermitteln. —

Aſſiniboia, Alberta und Britiſch Kolumbien dagegen ſind mit Winnipeg und mit dem Oſten Kanadas durch die Kanada-Pacific-Bahn verbunden worden, und heute begegnet der Reiſende auf dieſer Bahn bereits netten kleinen Anſiedlungen und Städten, wie Brandon, Medicinhat, Regina und vor Allem Calgary, das am Oſtfuße der Felſengebirge gelegen, das kanadiſche Denver zu werden verſpricht. Die Hauptintereſſen der genannten Diſtrikte ruhen einſtweilen in der Viehzucht im Großen.

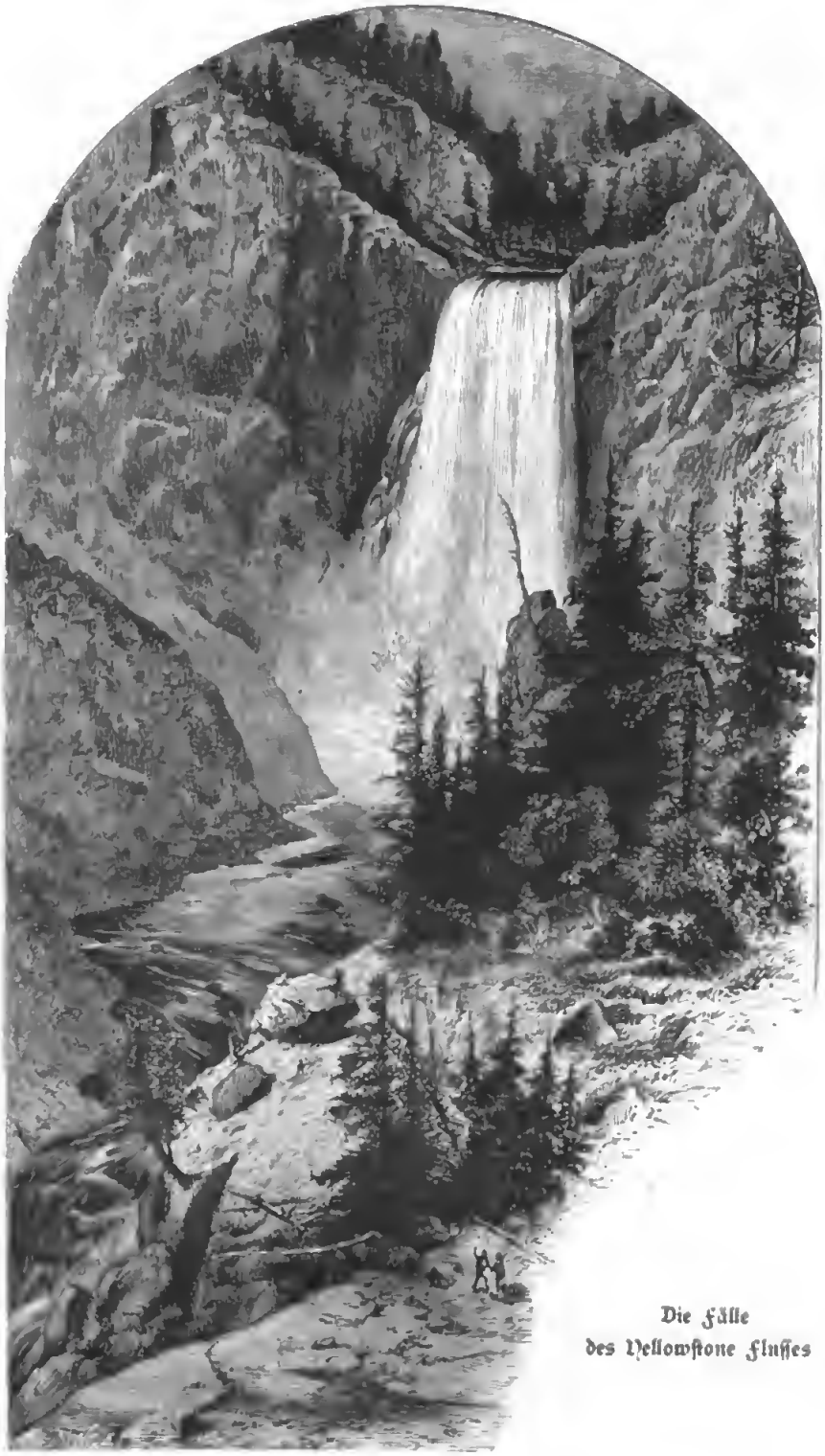
Das ganze Gebiet iſt vorläufig noch immer im thatſächlichen, wenn auch nicht geſetzlichen Beſitz der berühmten Hudſon-Bai-Geſellſchaft, welche in der Geſchichte des Handels eine ähnliche Rolle ſpielt und bis auf die jüngſte Zeit ähnliche Privilegien beſaß, wie die engliſche Eaſt-India-Company (oſtindiſche Geſellſchaft). Die erſtere Geſellſchaft wurde vor zweihundert Jahren gegründet und hatte bis vor ein Dezennium das Handelsprivilegium, die Gerichtsbarkeit und bürgerliche Gewalt über die Länder an der Hudſon-Bai, Labrador und das Rupertusland, bis hinauf an den Mackenzieſtrom und den Bärenſee inne. Vor mehreren Jahren verkaufte die Geſellſchaft ihre Rechte um die Summe von 300,000 Pfd. an die kanadiſche Regierung,

aber ſie blieb deſſenungeachtet im Vollgenuß ihrer Privilegien, da auf ſo unwirthbaren, unbeſiedelten und ausgedehnten Ländergebieten nur eine ſo wohlorganiſirte, über die bedeutendſten Mittel verfügende Körperſchaft Handel treiben kann, und der Erfolg für den Einzelnen undenkbar iſt. Das Hauptgeſchäft der Hudſon-Bai-Geſellſchaft war und iſt der Tauſchhandel mit den Indianern jener Regionen, ſowie der An- und Verkauf des Pelzwerkes der von den Indianern und den Jägern der Geſellſchaft erlegten zahlreichen wilden Thiere. Die Compagnie ſteht mit den Eingeborenen des Landes in freundlichem Einvernehmen; ſie gründete die erſten Anſiedlungen und Forts der Weißen bis hinauf an den Athabaska- und Mackenzieſtrom, ihre Schiffe und Schlitten bilden auch heute noch das einzige Verkehrsmittel zwiſchen den Anſiedlern und Europa. Alljährlich im Monat Juni verläßt ein Dreimaſter mit Vorräthen aller Art beladen, den Hafen von London und erreicht den Haupthafen der Geſellſchaft, das an der Mündung des Nelſonſtromes in die Hudſon-Bai gelegene Städtchen York, im Monat September. Dort werden die im ganzen Territorium geſammelten Häute und Felle, das Jagdergebniß des ganzen Jahres, auf das Schiff geladen, nachdem es ſeine eigene Ladung gelöſcht. Gewöhnlich findet es noch das Meer in der Hudſon- und Davis-Straße offen, um die Rückfahrt nach Europa zu unternehmen.

Von York werden die Tauſchwaaren, die Zeitungen und Briefe den Nelſonſtrom hinauf nach Winnipeg, dann auf Schlitten nach den Anſiedlungen der Jäger und Beamten der Compagnie am Athabaska- und Sclaven-See befördert. Die armen Weißen, welche dort droben, in der Nachbarſchaft des nördlichen Eismeeres, 3000 Meilen von New-York, 7000 Meilen von Europa entfernt, wohnen, erreicht die Poſt nur einmal des Jahres. Die Schlitten, von Hunden gezogen, haben mehrere hundert Meilen durch Urwälder und Schneewüſten zurück zu legen, ehe ſie dieſe äußerſten Außenpoſten der weißen Civiliſation erreichen, und ſo iſt es auch begreiflich, daß, obſchon mehr als ein Jahrzehnt ſeit der Aufhebung des Privilegiums der Hudſon-Bai-Geſellſchaft vergangen, dieſe letztere doch noch den ganzen Handel des Rupertuslandes in ihren Händen hat.

5. Britiſch-Kolumbien und Alaska.

Der auf der kanadiſchen Pacific-Bahn von Winnipeg nach Weſten reiſende Touriſt durchfährt während der erſten vierundzwanzig Stunden die einförmigen baumloſen Steppen von Aſſiniboia und Alberta, auf kleine Anſiedlungen, große Viehheerden und zahlreiche Lager von Indianern ſtoßend, die hier noch in ziemlichem Urzuſtande auf großen Reſervationen wohnen und den weißen Viehzüchtern recht



Die Fälle
des Yellowstone Flusses

Digitized by Google

unangenehme Nachbarn sind. Patrouillen der kanadischen „Mounted Police“ (berittenen Polizei) in englischer, rother Uniformirung halten die Rothhäute nach Thunlichkeit im Zaume. — Wie die anderen Pacific-Bahnen, so ist auch die kanadische nur eingeleisig, und läßt täglich nur einen Passagierzug mit Personen- und Schlafwagen nach den beiden Richtungen hin laufen.

Bei Cassils gelingt es dem Reisenden an schönen klaren Tagen, die noch immer an zweihundert englische Meilen entfernten Schneegipfel der Felsengebirge zu erblicken. Hinter Calgary erreicht die Bahn den Bow-Flußpaß und der Zug donnert dann in die Felsengebirge hinein, um auf der äußerst kühn angelegten Bahn dieselben zu überschreiten. Bei Canore erreicht man bereits die großen Minen-Distrikte Britisch Kolumbiens, und etwas weiter westlich den seit kurzem berühmt gewordenen Kicking Horse-Paß, inmitten der großartigsten und wildesten Gebirgslandschaften gelegen, welche Nordamerika wohl aufzuweisen hat. Schnee- und Gletschermassen auf den bis auf fünfzehntausend Fuß emporsteigenden Höhen; die üppigsten dichtesten Wälder mit dunklen Nadelholzriesen an den Abhängen; rauschende Bäche in den zahllosen tiefen Schluchten, reißende Ströme in den Thälern. Wir passiren die zackigen Kämme der Selkirk-Range und der „goldenen Berge“, und erreichen bei Farwell den Hauptstrom des westlichen Abhangs der Felsengebirge, den Oberlauf des Kolumbia-Stromes. Bei Craiglea wurde am 7. November 1885 die Verbindung des östlichen und westlichen Theiles der kanadischen Pacific-Bahn hergestellt, und der letzte Nagel in den nunmehr von Ozean zu Ozean laufenden Schienenstrang getrieben. — Auch weiterhin, den Thälern des Thompson- und des wasserreichen Fraser-Flusses folgend, läuft die Bahn durch die großartigsten Gebirgslandschaften, über zahlreiche Brücken und durch noch zahlreichere Tunnel, Naturhindernisse überwindend, wie sie sich keiner amerikanischen Bahn in solcher Menge und Großartigkeit entgegengestellt haben. Als Beispiel sei nur angeführt, daß, während der Bau der Bahn von Ozean zu Ozean 140 Millionen Dollar, also durchschnittlich etwa 30,000 Dollar pro englische Meile kostete, die Strecke längs dem Fraser-Flusse das Zehnfache, nämlich 300,000 Dollar pro englische Meile erforderte.

In ihrem letzten Theile durch sumpfiges Küstenland führend, erreicht die Bahn endlich bei der Station Vancouver die Küsten des Stillen Ozeans, oder vielmehr des herrlichen Puget Sunds.

Wie der Nordwesten der Vereinigten Staaten im Kolumbia den herrlichsten aller pacifischen Ströme besitzt, so wurde ihm gleichzeitig im Puget Sund das größte Meerbuchten- und Hafenwesen der Westküste Amerikas zu Theil. Das Territorium Washington von Britisch-Amerika scheidend, greift der Puget Sund mit zahlreichen, den Zacken eines Schierlingsblattes ähnlich ausgespreizten und verästelten Fjorden in das erstere hinein, und giebt diesem nordwestlichsten Winkel der Vereinigten Staaten

eine Küſtenentwickelung, zu der ſelbſt ihre an Buchten, Bais, Haffen und Sunden ſo reichen atlantiſchen Geſtade kein Seitenſtück aufzuweiſen haben. Durch den Schiedsſpruch des deutſchen Kaiſers, der in dem Streite um den Puget Sund zwiſchen England und den Vereinigten Staaten zu entſcheiden hatte, iſt ein großer Theil der an ihm gelegenen Länder der Union zugefallen.

Klima, Waſſerreichthum, Bodenverhältniſſe und jede ſonſtige Vorbedingung zu einer Alles umfaſſenden Landwirthſchaft haben hier, in faſt höherem Grade noch als im benachbarten Oregon, nur der erſten Erlöſung aus ihrer dornröschenhaften Weltentlegenheit durch moderne Verkehrswege geharrt, um jene Wanderfluthwelle der Menſchheit anzuziehen, welche die raſtloſe Jagd nach neuen Beſiedelungsgebieten während der letzten Jahrzehnte vom Miſſiſſippi aus nach dem Stillen Ozean gewälzt hat.

Aber die aufblühende Landwirthſchaft bildet nur eine der Reichthumsquellen von Britiſch-Kolumbien und dem benachbarten Waſhington. Einen zweiten Schatz beſitzen ſie in den unendlichen Wäldern, wie ſie noch heute, trotz der Hunderte von Dampfſägekoloſſen, welche den Puget Sund umſchnauben, und trotz unabläſſiger Waldbrände, in überwältigenden Maſſen daliegen. Vor allen Dingen iſt es der Nordgürtel des Territoriums Waſhington, in welchem ſich dieſer Waldreichthum zu einem wahren Kröſusbeſitz ſteigert. Am Ozean und dem Puget Sund beginnend, erſtreckt ſich dies Waldparadies weit in das Innere des Landes hinein und hüllt Seeküſte, Tiefland, Berg und Hochebene in eine Urwaldsfülle und einen Urwalddickicht ein, welcher in den Gebirgen bis zur Schneelinie hinanreicht, am Meergeſtade aber ſich ſo unmittelbar in die brandende Salzfluth ſelbſt hinabſchiebt, wie das Ufergras eines Baches in das friedliche Waſſer dieſes letzteren.

Und wie ſchön ſind dieſe Meeresgeſtade, wie ſchön vor Allem die hundertfach gezackten Ufer des Puget-Sund in dieſem Schmuck eines undurchdringlichen, von keinem Wechſel der Jahreszeit berührten Nadelholzgrün! Die lichtende Axt hat nur eben an dieſer grünen Welt zu naſchen begonnen, um für das Dutzend jener jungen Sundſtädte Raum zu ſchaffen, welche in dieſen Walddiſtrikten förmlich aus dem Boden ſpringen.*)

Eine jede von ihnen träumt den Zukunftstraum eines jüngeren San Francisco, oder doch mindeſtens eines zweiten Portland. Und die eine oder die andere hat gewiß ein ganz gutes Recht dazu. Wenn man nur wüßte: welche? Ob Olympia, die Hauptſtadt des Territoriums; ob Port-Townsend und Port-Madiſon, ſeine Sägemühlenemporien; ob Seattle, ſein bedeutendſter Handelsplatz und „Univerſitäts"-Sitz; oder ob Tacoma, der eigentliche pacifiſche Endpunkt der Nordpacificbahn:

*) Udo Brachvogel.

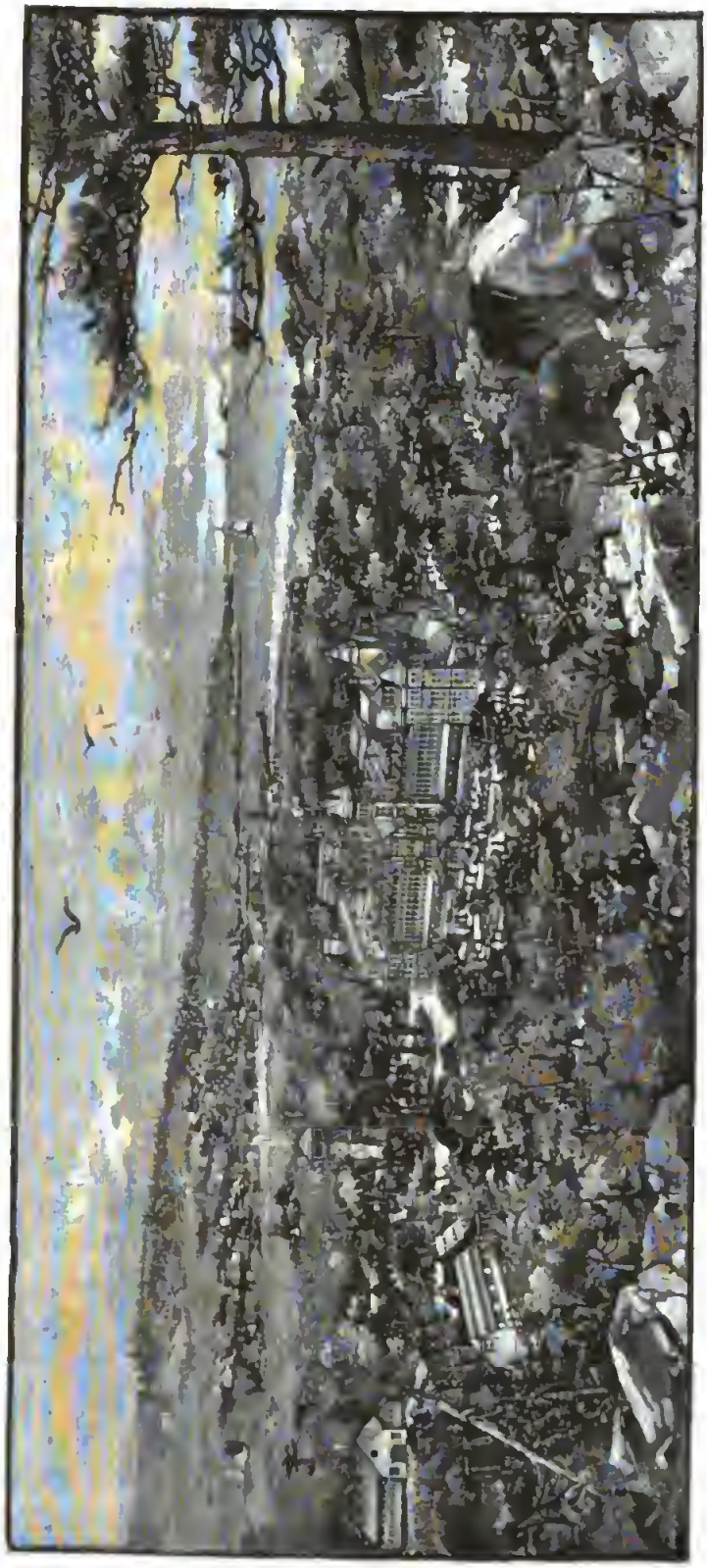
fürwahr, wer das nur heute ſchon wüßte! Zu welch' glänzenden, echt neuweltlichen Spekulationen in Land und Bauplätzen würde er durch ein ſolches Wiſſen befähigt werden!

Die Kaskadenkette mit ihren beiden Berggranden, Tacoma und Baker, folgt

In Britiſch Kolumbien: Squatter im Urwalde.

ihren ſtolzen Weg nach dem arktiſchen Amerika öſtlich vom Puget-Sund. Weſtlich von ihm dagegen entfaltet ſich das pacifiſche Küſtengebirge zu kaum minderer Mächtigkeit, um dort zu ſeiner bedeutendſten Höhe anzuwachſen, wo es, von der San Juan da Fuca-Straße quer durchriſſen, das nördliche Ende ſeines ganzen von

Süd-Kalifornien bis hierher sich erstreckenden Zuges erreicht. Es ist die „Olympic Range." In seinem Hauptkamme bis zu 8000 Fuß Höhe ansteigend, säumt dieses amerikanische Olympusgebirge das Südufer der San Juan da Fuca-Straße wie ein mächtiger Alpenwall ein, der nicht nur in seinen fast immer von Schnee bedeckten Scheiteln mit Macht das Bild der Firnen Tirols und der Schweiz wachruft, sondern auch durch das auf ihnen heimische Phänomen des Alpenglühens im Verein mit den bergseeartigen Wasserspiegeln der Sundfjorde den Vergleich mit den Landschaften jener beiden europäischen Gebirgsländer geradezu herausfordert.



Kalifornien: Ansicht von Monterey.

Digitized by Google

Etwa 1800 Meilen beträgt die gesammte Küstenlänge dieses vielgliedrigen Binnenmeerwesens, welches man unter dem Namen des Puget-Sundes versteht. Und es muß als ein Glück für das Land selbst betrachtet werden, daß es mit so zahllosen Wassereinschnitten durchsetzt wird. Es müßte sonst in seinen Tannenwäldern ersticken. Nun aber schaffen diese langgestreckten Wasserflächen und Wasserarme nicht nur Luft, sondern auch vorzügliche Verbindungswege, auf denen von hier aus eine ganze Welt mit Bau- und Nutzholz versorgt werden kann.

Die letzte große Landvermessung, welche zwischen dem Kolumbiastrom und dem Puget-Sund vorgenommen worden, beziffert den ganzen hier angehäuften Schatz lebendigen Holzes auf 160,000 Millionen Kubikfuß — eine Zahl, deren Bedeutung man sich erst durch einen Fachmann klar machen lassen muß, um einen Begriff von dem zu bekommen, was sie vorstellt. Das seit Anlegung der ersten Sägemühlen am Puget-Sund vor dreißig Jahren aus diesem Wald-Königreich bis jetzt mit der Axt entnommene Holz wird auf 2500 Millionen Kubikfuß geschätzt — gegen jenen, die menschliche Vorstellung geradezu verwirrenden Reichthum von 160,000 Millionen Kubikfuß, allerdings nur ein verschwindender Betrag.

* * *

Niemals werde ich die wundervollen Fahrten durch die Fjorde und Buchten dieser reizendsten aller Wasserflächen vergessen können. Weder die italienischen Seen noch jene der Schweiz lassen sich an Großartigkeit mit den feenhaften Landschaften am Puget-Sund vergleichen, vielleicht nicht nur dieser Szenerien allein wegen, sondern wahrscheinlich auch wegen der Urwüchsigkeit und Einsamkeit, die hier herrscht. Auf den hunderten großer und kleiner, dichtbewaldeter Inseln strotzt der üppigste Riesen-Baumwuchs, in dessen Schatten noch während meiner letzten Fahrt, 1886, hier und da die Zelte und Hütten von Indianer-Ansiedlungen sichtbar waren. Auf dem Sunde selbst tummelten sich die Indianer in großen und kleinen, eigenthümlich konstruirten Kanoes. Man fährt viele Meilen ohne auch nur ein Dorf, ein Haus weißer Ansiedler zu erblicken. Wie lange das wohl so bleiben mag? — Aehnlich wie die Ufer Britisch-Kolumbiens zeigen sich auch jene der dem Puget-Sund vorgelagerten großen Vancouver-Insel, an deren Südspitze, die Fuca-Straße beherrschend, die Hauptstadt von Britisch Kolumbien, die Stadt Victoria, liegt. Handel, Schifffahrt, Industrie und Regierung dieser an 400,000 Quadratmeilen umfassenden größten Provinz Nordamerikas konzentriren sich in Victoria. Sie ist der pacifische Haupthafen Kanadas, mit San-Francisco und Portland durch regelmäßige Dampferlinien verbunden. Binnen Kurzem wird es auch zum Endpunkt eines regelmäßigen Dampferverkehrs mit asiatischen Häfen geworden sein. In seinem Aussehen, der Bauart seiner Häuser und mit seinem interessanten Chinesenviertel erinnert Victoria

lebhaft an ſeine ſüdlichen Schweſterſtädte San-Francisco und Portland, und wenn es mit ſeinen fünfzehntauſend Einwohnern ihnen bei Weitem nachſteht, ſo gleicht es ihnen doch durch ſeine wundervolle Lage, ſeine prachtvollen Gärten und Wälder, und die entzückende Ausſicht auf die, Binnenſeen gleichenden Theile des Puget-Sunds und die jenſeits gelegenen Schneeberge. — Wohl niemand würde vermuthen, daß hier am Stillen Ozean, nahezu tauſend Meilen von San Francisco, und viertauſend Meilen von New-York eine ebenſo hoch entwickelte Kultur zu finden wäre, wie in irgend einem Theile des Kontinents daß Victoria beſſere Hôtels, ſchönere Theater

Eiſenbahnfahrt durch die kanadiſchen Steppen.

aufzuweiſen hätte, als andere Städte gleicher Größe, und daß ſeine beſſere Geſellſchaft ſich mit jener in engliſchen Städten meſſen könnte.

Der Reſt der Inſel Vancouver iſt, wie das Feſtland von Kolumbien ſelbſt, noch äußerſt ſpärlich beſiedelt, ja faſt unerforſcht. Aber die großen mineraliſchen Schätze, der Fiſch- und Waldreichthum und das vorzügliche, milde Seeklima werden ihre Wirkung nicht verfehlen.

Britiſch-Kolumbien ſieht unter allen Provinzen Kanadas vielleicht der glänzendſten Zukunft entgegen!

Digitized by Google

NORDDEUTSCHER LLOYD.

Transoceanische Dampfschifffahrten

von BREMEN nach

Amerika, Asien und Australien

mit Post- und Schnelldampfern.

Dampfer des Nordd. Lloyd.

No. 825 im Bau.

Schnelldampfer.
- Saale
- Trave
- Aller
- Ems
- Elder
- Fulda
- Werra
- Elbe

- Neckar
- Oder
- Donau
- Main
- Rhein
- Habsburg
- Salier
- Hohenstaufen
- Hohenzollern
- General Werder
- Nürnberg
- Braunschweig
- Leipzig
- Ohio
- Hannover
- Frankfurt
- Köln
- Strassburg
- Weser
- Hermann
- America
- Baltimore
- Berlin
- Graf Bismarck
- Kronpr. Fr. Wilh.

I. Von Bremen nach Newyork

wöchentlich zweimal, Mittwochs und Sonnabends.

Die Schnelldampfer „Saale", „Trave", „Aller", „Ems", „Elder", „Fulda", „Werra", „Elbe" machen die Reise von Bremen nach Newyork in 8½ bis 9 Tagen.

II. Von Bremen nach Baltimore

jeden Mittwoch.

III. Von Bremen nach Galveston (Texas)

im Frühjahr und Herbst **monatlich einmal.**

IV. Von Bremen nach Brasilien

(Bahia, Rio de Janeiro und Santos)
am 25. jedes Monats.

V. Von Bremen nach Montevideo und Buenos Aires

am 10. und 24. jedes Monats.

VI. Von Bremen nach Ostasien

(China, Japan und Korea)
alle 4 Wochen Mittwochs.

VII. Von Bremen nach Australien

und den Samoa- und Tonga-Inseln
alle 4 Wochen Mittwochs.

Dampfer des Nordd. Lloyd.

- Preussen
- Bayern
- Sachsen
- Stettin
- Lübeck
- Danzig
- Strauss
- Albatross
- Sperber
- Reiher
- Falke
- Möwe
- Schwalbe
- Schwan
- Condor
- Adler
- Vulkan
- Willkommen
- Lloyd
- Falke
- Comet
- Nordsee
- Simon
- Cyclop
- Roland
- Paul Fr. August
- Bremerhaven
- Triton
- Vorwärts
- Forelle
- Hecht
- Libelle
- Retter

Wegen Prospecte und genauerer Auskunft wende man sich an

Die Direction des Norddeutschen Lloyd
BREMEN.

Druck von Gretzner & Schramm in Leipzig.

HARVARD UNIVERSITY

http://lib.harvard.edu

If the item is recalled, the borrower will be notified of the need for an earlier return.

FINE ARTS
OCT 25 2007
WIDENER
CANCELLED

MAR 3[illegible] 2007

FINE ARTS
OCT 25 2007
WIDENER
CANCELLED

SEP 14 2007

Thank you for helping us to preserve our collection!

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

STALL-STUDY

CHARGE

CANCELLED

BOOK DUE

NOV 2 0 2005

BOOK DUE

WIDENER

OCT 1 8 2006

BOOK DUE

WIDENER

MAY 1 1 2006

Widener Library
3 2044 079 405 346